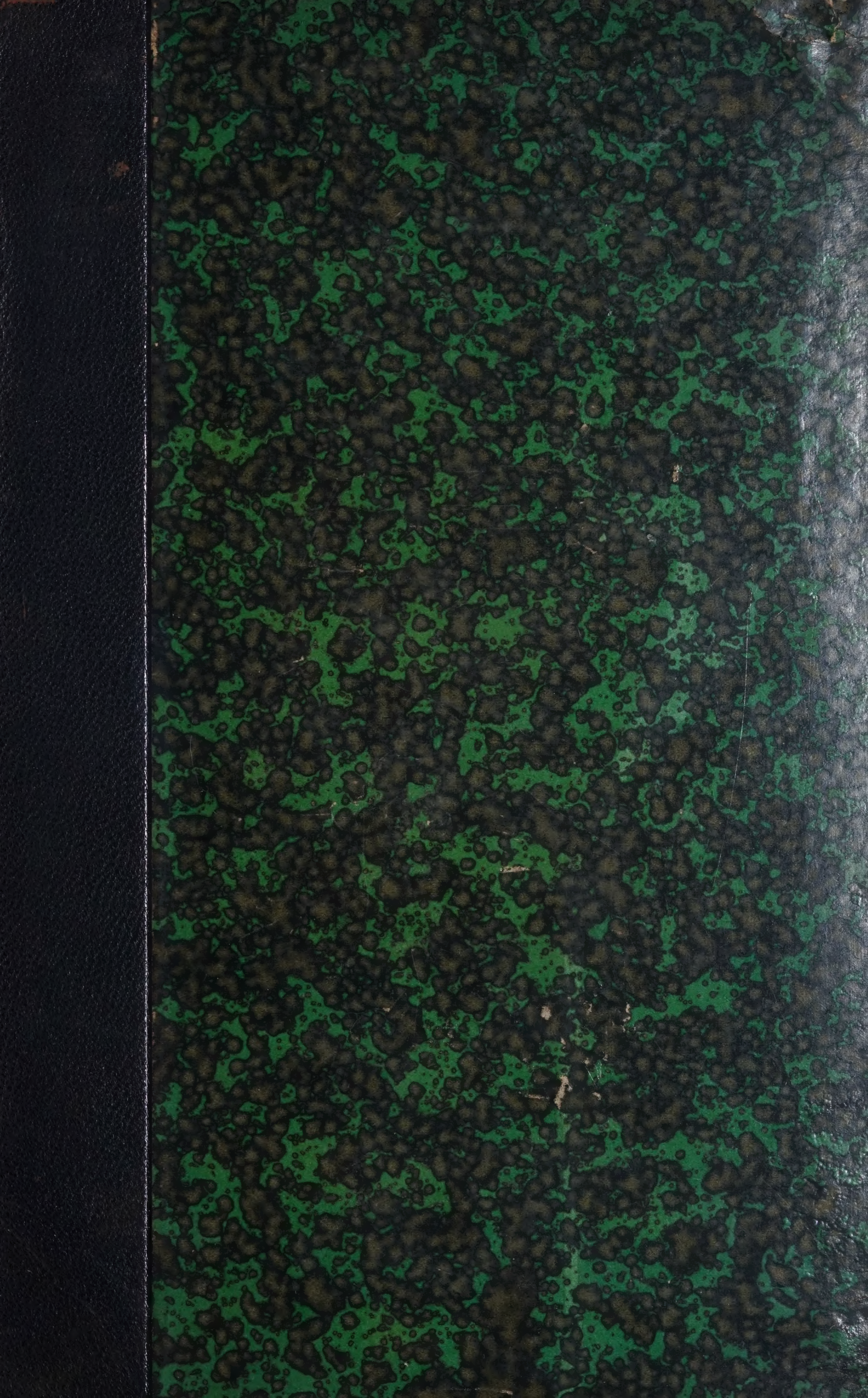


Die Neue Zeit

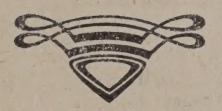
Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie



Unter ständiger Mitarbeiterschaft
von A. Bebel, Fr. Mehring u. A.
redigiert von Karl Kautsky



Dreißigster Jahrgang * Erster Band



Stuttgart 1912
Verlag und Druck von J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H.

Inhalts-Verzeichnis.

(A. bedeutet Artikel, F. Feuilleton, N. Notiz, R. Rezension, die Zahlen geben die Seiten an.)

I. Zeitgeschichte und soziale Zustände.

(Siehe auch II. und VI.)

1. Argentinien.

Thießen, Cornelio, Der zehnte Kongreß der sozialistischen Partei Argentiniens. A. 856

2. China.

Pawlowitsch, Michel, Die große chinesische Revolution. A. 372 494 557

3. Dänemark.

Spectator, Dr. Kurt Albert Gerlach, Dänemarks Stellung in der Weltwirtschaft. R. 685

4. Deutschland.

Bieligk, Bruno, Kleinstaaterei. A. . 361
Caspari, Emil, Die Reichstagswahlen in Posen. A. 791
Hue, Otto, Marokko und der deutsche Erzbedarf. A. 49 84
Kautsky, Karl, Die Revanche der Niedergerittenen. A. 545
— Die Wurzeln des Sieges. A. . . 577
Ledebour, G., Das Duell Bethmann-Heydebrand. A. 308
Martin, Jean, Die Landtagswahlen und das Großblockexperiment in Elsaß-Lothringen. A. 193
— Liberale Stichwahldisziplin. A. . . 364
Mehring, Fr., Ein neuer Fall Arnim? A. 177
— Kronprinzliche Fronde. A. . . . 209
— Von starken Bettlern. A. . . . 249
— Freie Hand. A. 305
— Parteien und Wahlen. A. . . . 369
— Noch lange nicht genug! A. . . 401
— Wahlarabesken. A. 481
— Die Unfälle der letzten Stunde. A. 513
— Der neue Reichstag. A. 625
— Einschüchterungsversuche. A. . . 657
— Die Präsidentenwahl. A. . . . 689
— Eine großartige Kampagne. A. . 721
— Gedämpfte Stimmung. A. . . . 769
— Mrs. Partington. A. 801
— Präsidial- und andere Fragen. A. 833
— Der Bergarbeiterstreik. A. . . . 873
— Der Schrecken ohne Ende. A. . . 921
Niebuhr, O., Der dritte große Bergarbeiterstreik im Ruhrbecken. A. . 934
Peirotes, J., Nochmals das Großblockexperiment in Elsaß-Lothringen. A. 280
Puchta, Fritz, Die Landtagswahlen in Bayern. A. 924
Radek, Karl, Die Liquidation der Marokkofrage. A. 261 314
Wagner, Richard, Die braunschweigische Wahlreform. A. 739
Wagner, Richard, Die braunschweigischen Landtagswahlen. A. . . . 187

5. Frankreich.

Louis, Paul, Die Berufszählung in Frankreich. A. 506
Rappoport, Ch., Der Lyoner Kongreß. A. 848

6. Großbritannien.

Beer, M., Gustav F. Steffens, Die Demokratie in England. R. . . 830
Rothstein, Th., Englands auswärtige Politik. A. 581
— Der englische Bergarbeiterstreik. A. 876
Sachse, J., Das englische Parteiensystem und die Arbeiterpartei. A. 161 197

7. Japan.

Eckstein, G., Myrra Tunas, Anti-Japan. R. 869
Katayama, S., Die soziale Bewegung in Japan. A. 743
Link, Ernst, The seventh annual statistics of the city of Tokio. R. 478

8. Italien.

Kautsky, Karl, Banditenpolitik. A. . 1
Olberg, Oda, Die italienische Parteiaktion vor dem tripolitanischen Kriegszug. A. 33
— Der Parteitag von Modena. A. . 137
— Zur Parteilage in Italien. A. . . 894
Spectator, A. Zacher, Italien von heute. R. 683
Wendel, Hermann, Der Türkisch-Italienische Krieg. A. 65

9. Oesterreich-Ungarn.

Eckstein, Gustav, Der nationale Separatismus und der Innsbrucker Parteitag. A. 97
Hartmann, Ludo M., Zur Nationalitätenfrage in Oesterreich. A. . . 641
Kautsky, Karl, Separatismus, Nationalismus und Sozialismus. A. . 520
— Die Parteiorganisation in Oesterreich. A. 675
Topalowitsch, Z., Die sozialdemokratische Bewegung in Bosnien und Herzegowina. N. 96
Umbreit, Paul, Zur Entwicklungsgeschichte des Separatismus in Oesterreich. A. 470

10. Persien.

Perser, Ein, Das russische Ultimatum und seine Folgen für Persien. A. . 724
Tschilinkirian, Arschawir, Das Abenteuer des Exschahs. A. . . 269

11. Rußland.

Leder, Z., Zur Judenfrage in Rußland. A. 704
Spectator, Das neue asiatische Abenteuer Rußlands. A. 385
— Dr. P. Meschewetski, Die Fabrikgesetzgebung in Rußland. R. . . 717

12. Schweiz.

Eckstein, Gustav, Robert Grimm, Demokratie und Sozialismus. R. . 365
Zinner, Dionys, Die Nationalratswahlen in der Schweiz. A.. . . . 220
— Organisationsfragen der schweizerischen Sozialdemokratie. A. . . 644

13. Türkei.

Wendel, Hermann, Dr. Ernst Jäckh, Im türkischen Kriegslager durch Albanien. R 684

II. Sozialpolitisches.

1. Agrarisches.

Andrée, Ernst, Die Eifelbauern. A. 484 532 596
Caspari, Emil, Die Agrarzölle und das polnische Gemeinwesen. A. . 389
Karski, J., Die Gestaltung der Fleischpreise. A. 232
Kautsky, Karl, Einfuhrscheine. A. . 146
— Schutzzoll und Teuerung. A. . . 354
Piletzky, Jakob, Die Viehzucht in den landwirtschaftlichen Groß- und Kleinbetrieben. A. 412
Rudolf, Albert, Viehzucht und Fleischkontrolle in Amerika. A. 12
Spectator, Der Einfluß des Zolltarifs vom Jahre 1902 auf die Lebensmittelpreise in Deutschland. A. . 464
Topalowitsch, Z., Aus einem kleinbäuerlichen Paradies. A. . . . 117
— Dr. Karl Grünberg, Die Agrarverfassung und das Grundentlastungsproblem in Bosnien und der Herzegowina. R. 746

2. Alkohol.

Wilhelm, Albert, Dr. S. Weinberg, Alkohol, Strafrecht und Strafrechtsreform. R. 868

3. Arbeiterschutz.

—. Der Entwurf des Gesetzes über die Kranken- und Arbeitslosenversicherung. N.. 29
Deutsch, Julius, Prof. Dr. R. Broda, Inwieweit ist eine gesetzliche Festlegung der Lohn- und Arbeitsbedingungen möglich? R. 749
Dillenberger, H., Die Seeleute und der neue Reichstag. A. 817
Eckstein, G., Ein Fabrikgesetz für Indien. N.. 334
Kayser, M., Unfallgefahr und Unfallschutz in der Holzindustrie. A. . . 649
Wurm, Emanuel, Gefahren der Arbeit in der chemischen Industrie. A. . 713

4. Aerztefrage.

Gumpertz, Dr. Karl, Der ärztliche Antimodernisteneid. A. 168

5. Aussperrungen.

Seidel, Richard, Die Aussperrungen in Deutschland. A. 861

6. Bergarbeiter.

H., O., Dr. Max Metzner, Die soziale Fürsorge im Bergbau. R. . . . 511

7. Bildungswesen.

Arnulf, Was wir wollen! R. . . 284
— Heinrich Wolgast, Ganze Menschen. R. 570
Graf, Engelbert, Sammlung von Lichtbildervorträgen. F. 298
Mehring, F., Die antike Bildung. F. 255
Schulz, Heinrich, Hertha Siemering, Arbeiterbildungswesen in Wien und Berlin. R. 171

8. Frauenfrage.

Link, Ernst, G. Heymans, Die Psychologie der Frauen. F.. 251
Olberg, Oda, Robert Michels, Die Grenzen der Geschlechtsmoral. R.. 91
Schlesinger, Therese, Ika Freudenberg, Die Frau und die Kultur des öffentlichen Lebens. R. 477

9. Gastwirtsgehilfen.

Braun, Adolf, Arbeitsordnung im Gastwirtsgewerbe. R.. 540
— Das Stellenvermittlungsgesetz und die gastwirtschaftlichen Angestellten. R.. 540

10. Genossenschaftswesen.

Kautsky, Karl, Konsumgenossenschaftsbrevier. Zusammengestellt von Dr. August Müller. R. 749
Lankes, A., Die Konsumgenossenschaftliche Brotproduktion. N.. . . . 173

11. Gewerbeaufsicht.

Riem, Gustav, Die sächsische Gewerbeaufsicht im Jahre 1910. A. . . 123

12. Gewerkschaften.

Eckstein, Gustav, Die „Gelben" Frankreichs. A. 324
— Demokratische und syndikalistische Illusionen. A. 664
Kliche, J., August Winnig, Der große Kampf. R. 93

13. Handelspolitik.

Kautsky, Karl, Grundfragen unserer Handelspolitik. R.. 540

14. Heimarbeit.

Louis, Paul, Die Heimarbeit in Frankreich. A. 225

15. Jugend.

B., J., Mehr Eifer für die freie Jugendbewegung. N. 94
Lipschütz, Dr. med. Wilhelm Hanauer, Die soziale Hygiene des Jugendalters. R. 283
— Dr. med. Albert Uffenheimer, Soziale Säuglings- und Jugendfürsorge. R. 284
Peters, Max, Wie steht es mit unserer Jugendbewegung? A. 17
Schlesinger, Therese, Dr. August Kohl, Pubertät und Sexualität. R. . . 829

16. Kolonialpolitik.

Radek, Karl, Prof. Dr. August Fischer, Die moderne Kolonisation und der Besitzstand. R. 395

17. Privatangestellte.

Lange, Paul, Die Privatangestellten und die Sozialdemokratie. A. . . 822
Lehmann, Helmut, Eine Aufgabe für die Partei. A. 680

18. Rechtswesen.

g., Zur Statistik der Reichstagswahlen. A. 422
Kolb, A., Die sozialistischen Wahlkreise. A. 826
Kummer, Fritz, Verbrechen und Verbrecher in Amerika. A. 22
Weinberg, Siegfried, Die Strafrechtswissenschaft gegen die Arbeiterklasse. A. 405

19. Reichstagswahlen.

Akademikus, Paul Hirsch und Bruno Borchardt, Die Sozialdemokratie und die Wahlen zum deutschen Reichstag. R. 796

20. Sparkassen.

Link, Ernst, Sind Sparkassen Wohlfahrtseinrichtungen? A. 58

21. Statistik.

Arnulf, Joseph Petzoldt, Die Einwände gegen Sonderschulen für hervorragend Befähigte. R. 745
Piletzky, Jakob, Zur Reichsstatistik. A. 275
Woldt, Richard, Calmes, Die Statistik im Fabrik- und Warenhandelsbetrieb R. 237

22. Studenten.

Wilhelm, Albert, Soziale Studentenblätter. Erster und zweiter Jahresbericht des Sekretariats sozialer Studentenarbeit. Flugblätter des Sekretariats. R. 716

23. Warenhäuser.

Woldt, R., Dr. H. Wagner, Ueber die Organisation der Warenhäuser, Kaufhäuser und der großen Spezialgeschäfte. R. 605

III. Sozialismus, Sozialphilosophie und politische Oekonomie.

(Siehe auch I. und VI.)

1. Allgemeines.

Eckstein, G., J. Matthieu, Die Hauptströmungen der Arbeiterbewegung in ihrem Verhältnis zum modernen Kulturproblem. R. 427
— Paul Kampffmeyer, Weltanschauung und Sozialdemokratie. R. . . . 427
— Dr. F. Lifschitz, Was ist Anarchismus. R. 427
— Entgegnung auf Kampffmeyer. N. 572
— Benj. R. Tucker, Die Stellung des Anarchismus zur Trustfrage. R. . 901
Kampffmeyer, Paul, Berichtigung zu Ecksteins Kritik. N. 541

2. Geschichte des Sozialismus.

Bebel, A., Jean Baptist v. Schweitzer. A. 180
Franz, Rudolf, E. Silberling, Dictionnaire de Sociologie Phalanstérienne. R. 332
Laufenberg, H., Die Politik J. B. v. Schweitzers und die Sozialdemokratie. A. 693 731
Lux, H., Ferdinand Simon. A. . . 516
Mehring, F., Bebels Denkwürdigkeiten. A. 5 72
— Wilhelm Pfannkuch. A. 257
— Hamburgische Parteigeschichte. H. Laufenberg, Geschichte der Arbeiterbewegung in Hamburg, Altona und Umgegend. F. 289
— Paul und Laura Lafargue. A. . . 337

3. Philosophie.

Diefenbach, Anselm Feuerbach, Feuerbachmappe, Ein Vermächtnis. F. . 614
Link, Ernst, Otto Klemm, Geschichte der Psychologie. F. 618
— Max Dessoir, Abriß einer Geschichte der Psychologie. F. 618
Lipschütz, Max Verworn, Die Entwicklung des menschlichen Geistes. R. . 396
Mehring, F., Karl Vorländer, Immanuel Kants Leben. F. 762

4. Politische Oekonomie.

Düwell, Wilhelm, Die kapitalistische Tendenz im ultramontanen Modernismus. A. 944
Eckstein, Gustav, Katholizismus und Kapitalismus. N. 175
G., J. v., Goldproduktion und Preisbewegung. A. 660

Hilferding, Rudolf, Aus der Vorgeschichte der Marxschen Oekonomie. A. 343
— Zur Theorie der Kombination. A. 550
— Geld und Ware. A. 773
Kautsky, Karl, Die Aktion der Masse. A. 43 77 106
— Konsumenten und Produzenten. A. 452
— Gold, Papier und Ware. A. 837 886
Varga, Eugen, Goldproduktion und Teuerung. A. 212

IV. Kunst und Literatur.

Beer, M., Charles Dickens. A. . . 628
Diefenbach, Leo N. Tolstoi, Brief an einen Hindu. F. 249
— Leo N. Tolstoi, Ueber die Wissenschaft. F. 249
— Leo N. Tolstoi, Ueber das Recht. F. 249
— Lieder und Gesänge des Hafis. F. 915
Franz, Rudolf, Wagner der Erlöser. A. 249 782 804
Grötzsch, Robert, Anton Fendrich, Schauinsland. F. 301
H., K., Rudolf Franz, Die schönsten Märchen für die nationale Kinderwelt. F. 255
Hausenstein, August L. Mayer, El Greco. F. 445
Hoernle, E., G. Reck, Meine Großmutter. F. 254
— Johannes Linnankoski, Das Lied von der glutroten Blume. F. . . 300
— Claude Farrère, Der Mann, der einen Mord beging. F. 302
— Alexander Ular, Die Zwergenschlacht. F. 764
L., L., Karl Petersson, Sonnenblicke. F. 447
— Julius Zerfaß, Ringen und Schwingen. F. 620
Ludwig, G. G., Stileinheit und Kollektivbewußtsein. F. 753
Mehring, F., Heinrich v. Kleist. F. . 241
— Cervantes, Don Quichotte. F. . 448
— Charles Dickens. F. 621
Ph., Dr. Adolf Ellissen, Hans Holbeins Initialbuchstaben mit dem Totentanz. F. 767
Romm, Julie, Marguerite Andoux, Marie Claire. F. 253
— Der Klassenkampf auf der Bühne. F. 437
Schikowski, John, Pariser Museen. F. 433
Schlesinger, Therese, Parceval Gibbon, Was Vrouw Grobelaar erzählt. F. 446
— Petzold, Alfons, Memoiren eines Auges. F. 920

V. Naturwissenschaft, Hygiene und Technik.

Eckstein, G., M. H. Baege, Der Keplerbund und seine Gelehrten. R. . . 948
G., R., Sven Hedin, Von Pol zu Pol. F. 620
Kautsky, K., Otto Hübner, Geographisch-statistische Tabellen aller Länder der Erde. R. 173
Lipschütz, A., Ludwig Teleky, Wiener Arbeiten aus dem Gebiet der sozialen Medizin. R. 173
— Max Verworn, Die Erforschung des Lebens. R. 205
Mehring, F., G. Küntzel, Die politischen Testamente der Hohenzollern. F. 296
— Gustav Mayer, Die Trennung der proletarischen von der bürgerlichen Demokratie in Deutschland (1863 bis 1870). F. 297
Woldt, R., Dr. Karl Bernhard, Oekonomik der Wärmeenergie. R. . . 797

VI. Geschichte, Urgeschichte und Ethnologie.

Cunow, Heinrich, Wilhelm Bölsche, Der Mensch der Vorzeit. R. . . 474
Mehring, F., Altpreußische Gaunereien. F. 303
— W. Ed. Biermann, Karl Georg Winkelblech (Karl Marlo). Aus Marlos Nachlaß. F. 443
— Otto Bauer, Geschichte Oesterreichs. F. 443
— Ein aufgeklärter Despot? F. . . 609
— Max Lehmann, Historische Aufsätze und Reden. F. 761
— Gustav Freytag, Bilder von der Entstehung des Deutschen Reiches. F. 768
Sommer, B., Mythologie und Anthropologie in der Kulturgeschichte. F. 905

VII. Zeitschriftenschau.

Eckstein, Gustav 62 206 398 573 750
Olberg, Oda 366 686 949
Pannekoek, Anton 30 130 238 285 335 430 478 542 606 653 717 798 831 869 902

VIII. Feuilletonbeilage.

Nr. 44 (S. 241 bis 256). Nr. 45 (S. 289 bis 304). Nr. 46 (S. 433 bis 448). Nr. 47 (S. 609 bis 624). Nr. 48 (S. 753 bis 768). Nr. 49 (S. 905 bis 920).

IX. Ergänzungshefte.

Heft 11.

Strasser, Josef, Kapitalismus und Kriegsrecht.

Autoren-Verzeichnis.

(Die Zahlen geben die Seiten an.)

Akademikus, Rezension: 796.
Andrée, Ernst, Artikel: 484, 532, 596.
Arnulf, Rezension: 284, 570, 745.
B., J., Notiz: 94.
Bebel, August, Artikel: 180.
Beer, M., Artikel: 628. Rezension: 830.
Bieligh, Bruno, Artikel: 361.
Braun, Adolf, Rezension: 540.
Caspari, Emil, Artikel: 389, 791.
Cunow, Heinrich, Rezension: 474.
Deutsch, Julius, Rezension: 749.
Diefenbach, Feuilleton: 249, 614, 915.
Dillenberger, H., Artikel: 817.
Düwell, Wilhelm, Artikel: 944.
Eckstein, Gustav, Artikel: 97, 324, 664. Rezension: 365, 427, 869, 901, 948. Notiz: 175, 334, 572. Zeitschriftenschau: 62, 206, 398, 573, 750.
Franz, Rudolf, Artikel: 782, 804. Rezension: 332.
g., Artikel: 422.
G., J. v., Artikel: 660.
G., R., Feuilleton: 620.
Graf, Engelbert, Feuilleton: 298.
Grötzsch, Robert, Feuilleton: 301.
Gumpertz, Dr. Karl, Artikel: 168.
H., K., Feuilleton: 255.
H., O., Rezension: 511.
Hartmann, Ludo M., Artikel: 641.
Hausenstein, Feuilleton: 445.
Hilferding, Rudolf, Artikel: 343, 550, 773.
Hoernle, E., Feuilleton: 254, 300, 302, 764.
Hue, Otto, Artikel: 49, 84.
Kampffmeyer, Paul, Notiz: 541.
Karski, J., Artikel: 232.
Katayama, S., Artikel: 743.
Kautsky, Karl, Artikel: 1, 43, 77, 106, 146, 354, 452, 520, 545, 577, 675, 837, 886. Rezension: 173, 540, 749.
Kayser, M., Artikel: 649.
Kliche, J., Rezension: 93.
Kolb, A., Artikel: 826.
Kummer, Fritz, Artikel: 22.
L., L., Feuilleton: 447, 620.
Lange, Paul, Artikel: 822.
Lankes, A., Notiz: 173.
Laufenberg, H., Artikel: 693, 731.
Ledebour, G., Artikel: 308.
Leder, Z., Artikel: 704.
Lehmann, Helmut, Artikel: 680.
Link, Ernst, Artikel: 58. Rezension: 478. Feuilleton: 251, 618.
Lipschütz, Rezension: 173, 205, 283, 284, 396.
Louis, Paul, Artikel: 225, 506.
Ludwig, G. G., Feuilleton: 753.
Lux, H., Artikel: 516.
Martin, Jean, Artikel: 193, 364.
Mehring, Franz, Artikel: 5, 72, 177, 209, 257, 305, 337, 369, 401, 481, 513, 525, 769, 801, 833, 873, 921. Feuilleton: 241, 255, 289, 296, 297, 303, 443, 448, 609, 621, 657, 689, 721, 761, 762, 768.
Niebuhr, O., Artikel: 934.
Olberg, Oda, Artikel: 33, 137, 894. Rezension: 91. Zeitschriftenschau: 366, 686, 949.
Pannekoek, Anton, Zeitschriftenschau: 30, 130, 238, 285, 335, 430, 478, 542, 606, 653, 717, 798, 831, 869, 902.
Pawlowitsch, Michael, Artikel: 372, 494, 557.
Peirotes, Artikel: 280.
Perser, Ein, Artikel: 724.
Peters, Max, Artikel: 17.
Ph., Feuilleton: 767.
Piletzky, Jakob, Artikel: 275, 412.
Puchta, Fritz, Artikel: 924.
Radek, Karl, Artikel: 261, 314. Rezension: 395.
Rappoport, Ch., Artikel: 848.
Riem, Gustav, Artikel: 123.
Romm, Julie, Feuilleton: 253, 437.
Rothstein, Th., Artikel: 581, 876.
Rudolf, Albert, Artikel: 12.
Sachse, J., Artikel: 161, 197.
Schikowski, John, Feuilleton: 433.
Schlesinger, Therese, Rezension: 477, 829. Feuilleton: 446, 920.
Schulz, Heinrich, Rezension: 171.
Seidel, Rich., Artikel: 861.
Sommer, B., Feuilleton: 905.
Spectator, Artikel: 385, 464. Rezension: 683, 685, 717.
Thießen, Cornelius, Artikel: 856.
Topalowitsch, Z., Artikel: 177. Rezension: 746. Notiz: 96.
Tschilinkirian, Arschawir, Artikel: 269.
Umbreit, Paul, Artikel: 470.
Varga, Eugen, Artikel: 212.
Wagner, Richard, Artikel: 187, 739.
Weinberg, Siegfried, Artikel: 405.
Wendel, Hermann, Artikel: 65. Rezension: 684.
Wilhelm, Albert, Rezension: 716, 868.
Woldt, R., Rezension: 237, 605, 797.
Wurm, Emanuel, Artikel: 713.
Zinner, Dionys, Artikel: 220, 644.



1. Band Nr. 1 Ausgegeben am 6. Oktober 1911 30. Jahrgang

Banditenpolitik.

Von **K. Kautsky.**

Berlin, 30. September.

Was vor einer Woche noch niemand für möglich gehalten hätte, ist soeben eingetreten — ein räuberischer Überfall einer europäischen Macht gegen eine andere, ein tückischer Banditenstreich, wie ihn die Weltgeschichte zwischen zivilisierten Nationen noch nicht gesehen hat. Wohl stellt die Geschichte eine ununterbrochene Kette von Vergewaltigungen des Schwächeren durch den Stärkeren dar, aber in der Regel glaubt dabei die stärkere Regierung dem eigenen Volke ebenso wie dem gegnerischen so viel Rücksicht schuldig zu sein, daß sie auf beiden Seiten den Anschein zu erwecken suchte, sie handle unter dem Drucke einer gebieterischen Notwendigkeit. Sie rückte im Lande des Schwächeren ein, entweder unter dem Vorwand, Unruhen zu dämpfen — die sie meist selbst hervorgerufen —, oder um Rechtsansprüche geltend zu machen, die sich auf alte, oft recht zweifelhafte Verträge stützten. Es war Heuchelei, aber wie die Heuchelei im allgemeinen ein Kompliment an die Tugend ist, so bedeutete jene besondere Heuchelei eine Verbeugung der Regierungen vor den Völkern, die Anerkennung, daß deren Zustimmung noch etwas gelte.

Wie ist es möglich geworden, daß heute, im Zeitalter der Demokratie, in einem konstitutionellen Lande eine Regierung glaubt, einer Heuchelei entraten zu können, die selbst so absolute Monarchen wie Ludwig XIV. und Friedrich II. für notwendig gehalten hatten? Auch der absolute Zar Alexander II. hatte sich bei dem letzten großen Kriege gegen die Türkei noch gedrängt gesehen, seine Eroberungsgelüste hinter der angeblichen Notwendigkeit zu verstecken, das Slawentum und Christentum vor Vergewaltigung zu schützen. Waren doch tatsächlich in Bulgarien furchtbare Massakers an slawischen Christen von Mohammedanern verübt worden.

Heute, ein Menschenalter demokratischer Entwicklung später, überfällt Italien ohne den leisesten Vorwand die Türkei. Welch ein Fortschritt! Aber freilich, dies Menschenalter ist eines der Erziehung unserer Staatsmänner durch die Kolonialpolitik.

Wir entrüsten uns heute über die Barbarei des Mittelalters und des Zeitalters der Entdeckungen und der Reformation, die Treu und Glauben bloß für den Verkehr mit Angehörigen der gleichen Religion forderten, aber tatsächlich handeln wir nach ähnlichen Grundsätzen. Das Völkerrecht gilt bloß im Verkehr der modernen Staaten untereinander, was außerhalb dieses Kreises steht, wird als völlig rechtlos angesehen, ist jeder Willkür preisgegeben.

Die ganze Kolonialpolitik beruht auf der Auffassung und ist ohne sie unmöglich, daß die Bewohner der nicht kapitalistischen Länder nicht Menschen sind wie wir, nicht Menschenrechte besitzen, sondern tieferstehende Wesen sind wie das liebe Vieh. Humane Kolonialpolitiker unterscheiden sich von den ordinäreren nur dadurch, daß sie verlangen, dies Menschenvieh solle gut gehalten werden, wie ja Tierschutzvereine das gleiche für Pferde und Hunde fordern. Aber dies philanthropische Interesse erweist sich überall machtlos, wo es nicht mit dem Interesse des Profits zusammenfällt.

Die Kolonialpolitik zeitigt Brutalität und Gleichgültigkeit für Menschenleben, Gleichgültigkeit für jene Moral und jenes Recht, die zwischen zivilisierten Menschen herrschen, ja überhaupt zwischen Menschen, die einander als gleiche und freie gegenüberstehen. Und diese Roheit und Rücksichtslosigkeit zeitigt die Kolonialpolitik nicht nur in jenen, die sie tatsächlich machen, sondern auch schon in jenen, die sie machen möchten, um sich durch sie zu bereichern.

Bisher trat diese Gemeinheit der Denkweise nur dort zutage, wo europäische Mächte mit Kolonialländern zu tun bekamen. Jetzt zum erstenmal in der Geschichte macht sie sich geltend in dem Verhältnis einer starken europäischen Macht gegenüber einer schwächeren.

Aber es ist nicht bloß die Kolonialpolitik, was die Tendenz zu wachsender Roheit und Skrupellosigkeit in den leitenden Kreisen unserer Staaten erzeugt. In gleicher Richtung wirkt das Bündnis zwischen dem Militarismus und dem Finanzkapital.

Der Militarismus erzeugt notwendigerweise völlige Gleichgültigkeit gegen Menschenleben. Jede Rücksichtnahme auf die Menschen, die nicht durch die Zwecke des Krieges selbst geboten ist, erschwert den Sieg. Aber die Rücksichtnahme auf Menschenleben, die durch Zwecke des Krieges geboten ist, wechselt mit dem Wechsel der Kriegstechnik. Im achtzehnten Jahrhundert war es sehr schwer, ausgebildete Soldaten zu ersetzen. Deren Gewinnung und Ausbildung kostete viele Mühe. So grausam damals die Soldaten meist behandelt wurden, ihr Leben setzte man nicht leicht aufs Spiel. Man vermied Schlachten, wo man es konnte, und suchte den Feind lieber durch kunstvolle Manöver zum Rückzug zu veranlassen.

Die französische Revolution und ihr Erbe Napoleon wälzten sowohl die Taktik wie die Rekrutierung der Soldaten um. Sie erzielten ihre Siege durch die Massenhaftigkeit des Menschenmaterials, das sie in den Krieg sandten, und durch die Rücksichtslosigkeit, mit der sie es opferten.

Die Entwicklung der Verkehrs- und Waffentechnik hat diese Tendenz seitdem immer mehr verstärkt. Sie steigert die Massen, die den Heerführern zu Gebote stehen, steigert die Zerstörungen der Massen durch die Mittel der Vernichtung, steigert die Rücksichtslosigkeit, mit der man die Massen hüben wie drüben der Vernichtung preisgeben muß, soll man über die Vernichtungsmittel des Feindes obsiegen.

Der Russisch-Japanische Krieg hat uns schon in grauenhaftester Weise die moderne Taktik an der Arbeit gezeigt. Seitdem sind die Mittel der Vernichtung und die Rücksichtslosigkeit in ihrer Anwendung und in dem Aufopfern von Menschenleben bei ihrer Bekämpfung noch weiter gewachsen.

Und diese Menschenleben sind nicht mehr, wie im achtzehnten Jahrhundert, im wesentlichen nur Lumpenproletarier, nein, es ist die Jugend des gesamten Volkes. Der moderne Militarismus drängt zu völliger Gleichgültigkeit gegen die wertvollsten Menschenleben der ganzen Nation — das ist eine der Bedingungen seiner Leistungsfähigkeit.

Das muß ebenfalls auf die modernen Staatsmänner zurückwirken.

In gleicher Richtung macht sich aber auch das Finanzkapital geltend.

Der kapitalistische Einzelunternehmer von ehedem leitete seinen Betrieb selbst. Er stand in persönlichen Beziehungen zu seinen Arbeitern. Man mußte schon eine sehr verhärtete Natur sein, wenn diese Beziehung von Mensch zu Mensch nicht mildernd auf die kapitalistische Habgier wirkte. Dieses persönliche Verhältnis zwischen dem Besitzer des Unternehmens und dem Arbeiter ist ausgeschaltet in der Aktiengesellschaft, oder vielmehr für den Besitzer von Aktien, der sie heute erwirbt und morgen wieder verkauft, den nur eines an ihnen interessiert, ihr Kurs und ihre Dividende; dem die Produktionsprozesse, aus denen der Gewinn fließt, völlig gleichgültig, vielleicht völlig unbekannt sind. Hier entwickelt das Kapital die ganze Brutalität, die in seinem Wesen enthalten ist, ohne jegliche Milderung.

Je mehr sich die Form des Aktienwesens und seine Beherrschung durch die großen Banken entwickelt, desto internationaler wird aber auch das Finanzkapital, desto mehr seiner Unternehmungen gehen in Gegenden mit rückständigen, schutzlosen Arbeitern vor sich, desto mehr gewöhnt es sich an deren Brutalisierung, desto gleichgültiger wird es gegen Menschenleben.

Seit jeher galt der Wucherer als das Prototyp der Gemeinheit und Rücksichtslosigkeit. Das moderne Finanzkapital reproduziert den alten Wucherer in riesenhaftem Maßstab.

So wirken die drei großen Faktoren, die für die jüngste Phase des Kapitalismus, die imperialistische, bestimmend sind, dahin, jene Denkweise zu erzeugen, die jetzt in dem italienischen Abenteuer so auffallend zutage tritt.

Trotzdem hat dessen unerhörte Schamlosigkeit überrascht. Denn wie das Kapital naturnotwendig seinen Gegenpol erzeugt, das Proletariat, so erzeugt auch jede Tendenz des Kapitalismus notwendigerweise ihre Gegentendenz. Ohne deren Betrachtung bleibt das Bild unvollständig.

Die Tendenzen, die wir eben geschildert, entspringen aus dem Wesen des heutigen Kapitalismus und sind in allen modernen Staaten zu finden. Trotzdem gilt in der Regel dort noch keineswegs die jenen Tendenzen entsprechende Denkweise als selbstverständlich. Sie herrscht, aber sie wagt sich nicht offen hervor. Wie kommt es, daß sie jetzt gerade in Italien so unverhüllt ans Tageslicht treten durfte, das doch nicht der ökonomisch höchst entwickelte Staat ist?

Wir finden dafür nur eine Erklärung: die Gegentendenzen, die es in den modernen Staaten hindern, daß die Denkweise des Finanzkapitals, des Militarismus, der Kolonialpolitik sich ungescheut breit macht, sind in Italien ausnahmsweise schwach, was zusammenhängt mit der Schwäche seines Proletariats.

Die Denkweise des Proletariats ist das gerade Gegenteil der eben dargestellten. Jeder Ausbeuter muß andere Menschen als Mittel für seine Zwecke betrachten. Diese Anschauung ist mit der kapitalistischen Ordnung naturnotwendig verbunden, und kein Kantscher kategorischer Imperativ kann daran etwas ändern. Das Proletariat dagegen, als ausgebeutete Klasse, als natürlicher Feind jeder Ausbeutung, muß sich mit aller Macht gegen jede Institution auflehnen, die Menschen als Mittel für die Zwecke anderer Menschen gebraucht. Das Menschenleben ist ihm heilig, der Krieg zu Zwecken von Ausbeutern erscheint ihm als das abscheulichste Verbrechen.

Auch im Bürgertum herrscht zeitweise große Friedensliebe, aber es ist vorwiegend Friedensliebe aus Feigheit, aus Angst vor jedem scharfen Konflikt. Es wird sich nie in einen energischen Kampf gegen Krieg und Kriegsgefahr einlassen.

Die ethische Kraft dazu besitzt nur das Proletariat. Von seiner politischen und ökonomischen Kraft hängt es ab, wie weit sein ethisches Empfinden den Krieg wirklich zu verhindern vermag. Bisher ist ihm das in hohem Maße gelungen. Wohl drängen die Bedürfnisse des modernen Kapitalismus überall nach kolonialer Erweiterung und vermehrten Seerüstungen, wohl ist die notwendige Folge dieser Entwicklung der Krieg, aber man durfte bisher annehmen, die Regierungen würden ihn möglichst weit hinausschieben. Sie riskierten zu viel dabei. Man durfte erwarten, eine europäische Regierung mit gesunden fünf Sinnen würde das furchtbare Wagnis eines Krieges nur noch dann auf sich nehmen, wenn sie in eine Zwangslage geraten sei, in der ihr bloß die Wahl bleibe zwischen Krieg oder Bankrott.

Heute aber sehen wir, daß Italien den Krieg erklärt ohne jede Notwendigkeit, ohne jede Veranlassung, ja ohne jeden Vorwand, in der leichtfertigsten Weise, trotz der Gefahren der Situation, die es selbst dadurch anerkennt, daß es gleichzeitig nicht bloß gegen die Türkei, sondern auch gegen Österreich rüstet.

Diese Wendung der äußeren Politik wird nur begreiflich, wenn man die gegenwärtige innere Lage Italiens betrachtet. Seit langem war der italienische Sozialismus nicht so schwach, so zerfahren, so kampfunfähig wie jetzt. Das ist eine Situation, wie sie in keinem anderen Lande Europas besteht. Überall sonst ist das selbständig kämpfende Proletariat in raschem Erstarken, sind Sozialdemokratie und Gewerkschaften in lebhaftem Vordringen begriffen.

Die Beunruhigung Europas durch die Marokkofrage sowie die Schwächung der Türkei durch die Aufstände in Albanien und Arabien trafen zusammen mit der Haltlosigkeit der politischen Leiter des italienischen Proletariats gegenüber der Regierung und mit seiner politischen und ökonomischen Desorganisation. Ein so günstiger Moment kam nicht so leicht wieder, er mußte ausgenutzt werden.

Das Proletariat ist aber an sich schon unter allen Umständen so kriegsfeindlich, daß zu befürchten war, es würde trotz des Versagens seiner Führer und seiner Organisationen sich energisch dem Krieg widersetzen, wenn man ihm Zeit ließ, sich zu besinnen. Es hieß daher, das eigene Volk überrumpeln, es in den Krieg hineinführen, ohne daß es recht merkte, was geschah.

Der Banditenstreich der italienischen Regierung, der meuchlerische Überfall auf einen ahnungslosen Wanderer, richtete sich mehr noch gegen das eigene Volk als gegen die Türkei. Dem „inneren Feind" gegenüber gilt ja bekanntlich das Völkerrecht, gelten Treu und Glauben noch weit weniger als gegenüber Wilden und Barbaren.

Nun ist der Brand ausgebrochen. Nun müssen die Proletarier aller anderen Länder mit verdoppelter Kraft dahin wirken, daß er nicht weiter greift. Das Beispiel Italiens zeigt deutlich, daß das Proletariat die einzige Stütze des Friedens bildet, daß alle anderen Volksklassen sich im entscheidenden Moment von einer Regierung, die den Krieg will, fortreißen lassen. Es zeigt aber auch deutlich, daß das Proletariat selbst nur dort den Frieden zu sichern vermag, wo es geschlossen dasteht und seine revolutionäre Gesinnung machtvoll bekundet.

Der Kampf gegen den Krieg wird nun unsere wichtigste Aufgabe. Eben erst hat die Sitzung des Internationalen Bureaus gezeigt, daß die sozialistischen Parteien aller Länder entschlossen sind, alle Mittel aufzuwenden, über die sie verfügen, um die Völker davor zu bewahren, daß die Kriegsfurie sie erfaßt. Und die Verhandlungen von Jena haben bewiesen, daß wir alle den jetzigen Kriegsgefahren gegenüber einmütig zusammenstehen, welches auch unsere sonstigen Differenzen sein mögen. Diese Differenzen zurückzustellen, wird jetzt unsere erste Pflicht. Ebenso dringend notwendig aber wird es nun, daß alle unsere Organe jede Möglichkeit und jede Gelegenheit benutzen, den Massen zu zeigen, daß es kein Interesse geben kann, das größer wäre als die Erhaltung des Friedens, daß keine positive Arbeit jetzt nützlicher wirkt als die Arbeit an der Bewahrung des Friedens, und daß die Sozialdemokratie die einzige Partei ist, die diese positivste aller Arbeiten leistet, weil sie die einzige ist, die dem Kapitalismus und Imperialismus Todfeindschaft geschworen hat.

Unter Hungerrevolten und dem Donnern der Kanonen bei den Nachbarn beginnt diesmal unser Wahlkampf. Wir werden ihn führen müssen im Kampfe um den Frieden. Er kann sich über Nacht gestalten zu einem Kampfe um die Macht.

Bebels Denkwürdigkeiten.

Zweiter Band.

Von F. Mehring.

I.

Früher als wir zu hoffen wagten, beschert uns Genosse Bebel den zweiten Band seiner Lebenserinnerungen, und noch erfreulicher als diese Schnelligkeit ist ihre Ursache: die wesentliche Besserung seiner Gesundheit, von der auch der Jenaer Parteitag eben so überzeugende Proben gegeben hat.

Der zweite Band ist nahezu noch einmal so umfangreich wie der erste, aber wir möchten sagen, daß er ihn etwa in gleichem Maße auch an fesselndem Interesse des Inhaltes übertrifft. Er umfaßt von der Zeit der Kämpfe, die Bebel und Liebknecht mit Schweitzer führten, bis zum Erlaß des Sozialistengesetzes, ein ungemein wichtiges Stück Parteigeschichte, über die uns Bebel viel Lehrreiches sagen kann und wirklich sagt.

Um mit dem Anfang zu beginnen, so urteilt Bebel heute noch genau so hart und schroff über Schweitzer wie zur Zeit, wo sie ihre Klingen kreuzten. Gegen den Schluß dieses ersten Kapitels schreibt er: „Daß Schweitzer nach alledem, was ich hier an Tatsachen zusammengestellt habe, im Dienste Bismarcks stand, kann nicht dem geringsten Zweifel mehr unterliegen. Daß man die Summen

nicht kennt, die er für seine Rolle bezog, beweist nichts. Dergleichen wird nicht auf offenem Markte abgemacht, und daß bei einem Manne wie Schweitzer auch nicht subalterne Beamte damit zu tun hatten, ist sicher. Nach meiner Überzeugung wußte nicht einmal der Berliner Polizeipräsident darüber Genaueres.“ Und so ist das ganze Bild, das Bebel von Schweitzer entwirft, durchweg grau in grau gefärbt.

Nun ist es sicherlich von hohem Interesse, mit Bebels eindringlichen Worten in voller Frische und Lebendigkeit die Situation wiederhergestellt zu sehen, aus der heraus sein Kampf gegen Schweitzer geführt wurde. Auch bringt er manche Anklagen gegen diesen vor, die unanfechtbar sind; namentlich was er über die letzten Jahre von Schweitzers politischer Tätigkeit — vom Sommer 1869 bis zum Frühjahr 1871 — zu sagen weiß, kann im wesentlichen nicht angefochten werden. Anders jedoch steht es mit seinem Urteil über die frühere Tätigkeit Schweitzers — vom Herbst 1864 bis zum Sommer 1869 — und namentlich mit seiner Annahme, daß Schweitzer im Solde Bismarcks gestanden habe. Bebel polemisiert mit keinem Worte gegen die Darstellung, die ich in meiner Parteigeschichte von Schweitzer gegeben habe, und so möchte es unschicklich erscheinen, wenn ich ihm nicht ebenso ungestört das Wort lasse, wie er es mir gelassen hat. Indessen da seine Darstellung Schweitzers in der Tat wie ein wahres Hagelwetter über die meinige hereinbricht, so wird man es mir nicht verargen, wenn ich durch einige Bemerkungen von, wie ich hoffe, allgemeinem Interesse zu erklären suche, woher es kommt, daß wir, bei aller sonstigen Übereinstimmung, in unserem Urteil über Schweitzer so weit auseinandergehen.

Zu den hervorragendsten Eigenschaften Bebels — und es ist wohl diejenige Eigenschaft, die ihm in erster Reihe das unbeschränkte Vertrauen der Massen gesichert hat — gehört seine unbedingte Pflichttreue im Dienste der Partei. Und wie ihr jeder Atemzug seines Lebens gehört, so verlangt er das gleiche von jedem Parteigenossen, namentlich aber von jedem Parteibeamten. In diesem Punkte versteht er schlechterdings keinen Scherz, nicht einmal den harmlosesten. In einem der prächtigen Genrebilder, die über sein neuestes Buch verstreut sind, zeichnet er sich selbst vortrefflich. Vor vierzig Jahren beklagte er sich in einem Briefe an Bracke über einen Hilfsredakteur des damaligen „Volksstaats“, der die Arbeit ein wenig an sich kommen ließ, aber mit seinem Gehalt — vermutlich 45 Mark monatlich — beständig im Vorschuß war, worauf Bracke in einem reizenden Briefe dem Sinne nach erwiderte: Ach, lieber Bebel, wir sind nun schon die eingeborenen Philister, aber um so mehr sollten wir uns freuen, diesmal auf einen Mann zu stoßen, der keiner ist; wie gerne schlüge ich einmal über die Stränge, aber das geht nun einfach wider meine Natur. Dieser köstliche Humor ist jedoch heute noch für Bebel ungenießbar; er meint, er wisse zwar nicht mehr, was er auf Brackes Brief geantwortet habe, jedoch zugestimmt habe er ihm keinesfalls.

Ein so strenger Rigorismus ist nun aber, so große Erfolge er dem Politiker eingetragen hat, für den Historiker eine gefährliche Mitgift. Er macht ein gerecht abwägendes Urteil über Naturen wie Schweitzer, der sicherlich kein Heiliger war und mehr und minder viel von den Lebensgewohnheiten des deklassierten Bourgeois haben mochte, sehr schwer, wenn nicht unmöglich. Nachdem Genosse Bebel auf der ersten Seite seines Bandes die Fähigkeiten Schweitzers hervorgehoben hat, geht er sofort dazu über, seine moralischen

Eigenschaften unter die Lupe zu nehmen, um schon auf der zweiten Seite zu erklären, Schweitzer sei ein skrupelloser Politiker gewesen, dessen Zwecke Befriedigung seines Ehrgeizes um jeden Preis und Befriedigung seiner großen lebemännischen Bedürfnisse gewesen seien. Dazu hätten ihm die auskömmlichen materiellen Mittel gefehlt, und es sei eine alte geschichtliche Erfahrung, daß führende Persönlichkeiten, die sybaritische Gewohnheiten hätten, aber wegen Mangel an Mitteln sie nicht zu befriedigen vermöchten, leicht an sie herantretenden Versuchungen unterlägen. Auf den gleichen Grundton ist dann die ganze folgende Darstellung gestimmt, und diese historische Methode halte ich für unrichtig.

Schon deshalb, weil sie auf durchaus schwankender Grundlage beruht. Persönliche Freunde Schweitzers, wie Paul Lindau, haben durchaus bestritten, daß er einen liederlichen Lebenswandel geführt habe. Nun meint Bebel zwar, Herr Lindau sei auch ein Lebemann und also kein unbefangener Zeuge. Jedoch sind die Ankläger Schweitzers in diesem Punkte noch viel befangener. Wenn heute noch Herr Herkner in seiner gelahrten „Arbeiterfrage“ politische Ansichten von Engels darauf zurückführt, daß Engels wie Lassalle „ein Junggeselle mit den Gewohnheiten eines vornehmen Lebemanns“ gewesen sei, so war diese angenehme Art des Sozialistenmordes vor vierzig Jahren noch ganz anders im Schwange. Da bekam jeder Sozialdemokrat bürgerlicher Abstammung unfehlbar den „Lebemann“, der mit den Arbeitern nur ein frivoles Spiel treibe, an den Kopf geworfen; ja selbst dem Genossen Bebel zeterte ein so feiner Mann wie Ludwig Bamberger gleichwohl nach, man brauche ihn nur anzusehen, um zu wissen, daß er auch ein „Bourgeois“ sei und seiner Behäbigkeit unbeschadet nur darum Feuer und Schwert predige, weil er nicht an den Erfolg seiner Predigten glaube. Aus so lauterer Quelle flossen ursprünglich auch die Gerüchte über den „Lebemann“ Schweitzer. Daß sie später, in der Gluthitze des Fraktionsstreits, nicht nur von bürgerlicher Seite kolportiert worden sind, macht sie an und für sich nicht glaubhafter, denn was damals hüben wie drüben an Beschuldigungen geleistet wurde, wird niemand als bare Münze nehmen, es sei denn, daß es sonst bewiesen werden kann.

Indessen selbst wenn Schweitzer ganz der „Lebemann“ und „Sybarit“ gewesen wäre, den Bebel in ihm sieht, so wäre die Methode, das öffentliche Lebenswerk des Mannes aus den Fehlern und Schwächen seiner privaten Lebensführung zu erklären, deshalb nicht weniger anfechtbar. Genosse Bebel spricht von der alten geschichtlichen Erfahrung, daß führende Geister mit sybaritischen Neigungen, ohne die Mittel zu deren Befriedigung, leicht Versuchungen unterlägen, und er wird dabei wohl an Leute wie Gentz und Mirabeau gedacht haben, aber es gibt ebenso viele oder vielleicht noch mehr Beispiele, daß führende Geister mit solchen Dispositionen sich in ihrer Lust an den leckeren Dingen dieser Welt wohl einmal die Finger befleckt haben, aber in der Hauptsache doch ihren höheren Zielen treu geblieben sind. Ich erinnere nur an Leute wie Hutten, Voltaire, Heinrich Heine. Wo kämen wir mit ihnen hin, wenn wir von dem allzu Menschlichen in ihrem Lebenswandel ausgingen, um ihr öffentliches Wirken zu erklären. Mit der kahlen Alternative: reine Tugend oder gänzliche Verworfenheit, wird man der unendlichen Bedingtheit des historischen Lebens nimmermehr gerecht; es gibt dazwischen viele Stufen, und auf irgendeiner dieser Stufen standen die meisten

führenden Geister. Ich weiß wohl und habe es schon hervorgehoben, daß die historische Methode, die Genosse Bebel gegenüber Schweitzer handhabt, nur die Kehrseite einer ebenso bewundernswerten wie seltenen Eigenschaft ist, aber es muß ihn doch stutzig machen, in wie gefährliche Nachbarschaft er mit ihr gerät. Was haben nach derselben Methode katholische Historiker nicht etwa nur aus Hutten, Voltaire, Heinrich Heine, sondern selbst aus Lessing, Goethe und Schiller, was die Taine und Genossen aus den Vorkämpfern der großen französischen Revolution gemacht!

Will man das historische Werk eines historischen Charakters gerecht beurteilen, so muß man es aus den historischen Zuständen seiner Zeit ableiten und erklären, eingedenk des Wortes, das Marx einmal gerade an Schweitzer gerichtet hat, daß jeder von uns mehr von den Umständen als von seinem Wollen abhängt. Der Gedanke ist trivial gescholten worden und mag es unsertwegen auch sein, aber deshalb kann er doch nicht oft genug wiederholt werden, da er in der Geschichtschreibung, auch bei den Parteihistorikern, noch lange nicht zu seinem Rechte gekommen ist. Es ist unzweifelhaft richtig, wenn Bebel sagt, ein Arbeiterführer wie Schweitzer sei heute unmöglich, aber es ist nicht minder richtig, daß eine Politik, wie sie heute die Arbeiterpartei treibt, vor vierzig Jahren ebenso unmöglich war.

Die historische Aufgabe, vor deren Lösung sich Schweitzer gestellt sah, war ungemein schwierig und verwickelt. Es galt, ein winziges Häuflein von Arbeitern, das noch nicht einmal einen gesetzlich gesicherten Boden der Agitation und Organisation unter den Füßen hatte, zu einer Massenbewegung zu entwickeln, während zwei übermächtige Gegner nur darauf lauerten, der jungen Bewegung den Todesstoß zu versetzen. Schweitzer hatte gar keine Möglichkeit des Vorwärtskommens, als diese Gegner dadurch lahmzulegen, daß er sie gegeneinander ausspielte, was er mit großem Erfolg getan hat. Er machte dabei aber stets den Vorbehalt, daß durch diese taktischen Schachzüge die Selbständigkeit und Unabhängigkeit der eigenen Partei niemals auch nur im geringsten gefährdet werden dürfe. Diesen entscheidenden Gesichtspunkt hat er niemals aus den Augen verloren. Verfolgt man seine öffentliche Tätigkeit im Zusammenhang mit der allgemeinen politischen Entwicklung, mit der sie eben in untrennbarem Zusammenhang stand, so wird man gewiß auf manche „gewagten Experimente", ja selbst „manche Fehler" stoßen, wie Schweitzer selbst in einem Briefe an Marx zugab, aber im wesentlichen auf eine kluge und konsequente Politik, die durchaus nur auf die Interessen der Arbeiterklasse abzielte und unmöglich von Bismarck oder sonst einem preußischen Reaktionär diktiert sein konnte.



Es mag noch gestattet sein, an einem Beispiel zu zeigen, wie nicht nur verschiedene, sondern geradezu entgegengesetzte Resultate herauskommen, je nachdem man diese oder jene Methode anwendet. Bei den ersten Wahlen, die im Frühjahr 1867 auf Grund des allgemeinen Stimmrechts stattfanden, kandidierte in Elberfeld-Barmen für die Konservativen Bismarck, für die Liberalen Forckenbeck und für die Sozialdemokraten Schweitzer. Dieser fiel in der Hauptwahl aus, immerhin mit einer Stimmenzahl, die nicht allzu weit hinter den Stimmen der gegnerischen Kandidaten zurückblieb. Er gab nun für die Stichwahl die Parole der Wahlenthaltung aus, deutete aber seinen Wählern ziemlich unverblümt an, wenn ihr Herz sie dränge, für Bismarck zu stimmen, so brauchten sie sich nicht zu genieren. Dieser Tatbestand, den

Genosse Bebel vollkommen richtig darstellt, genügt ihm als neuer Beweis für Schweitzers Abhängigkeit von der Regierung; die moralische Schlechtigkeit Schweitzers erklärt ihm alles.

Nach der anderen Methode, die ich für die richtige halte, muß man zunächst einmal die objektiv-reale Lage der Dinge ins Auge fassen, um danach Schweitzers Verhalten zu beurteilen. Da ergibt sich nun zunächst, daß Bismarck von einem altmärkischen Wahlkreis bereits in der Hauptwahl gewählt worden war und dies Mandat sofort angenommen hatte. Er hatte also nicht das geringste Interesse daran, in Elberfeld-Barmen nochmals gewählt zu werden, vielmehr mußte ihm daran gelegen sein, daß Forckenbeck siegte, der Einflußreichste unter denjenigen Führern der Fortschrittspartei, die ins Lager der Regierung überzulaufen bereit waren. Indem Schweitzer seine Wähler antrieb, in der Stichwahl für Bismarck zu stimmen, handelte er direkt gegen die Interessen Bismarcks.

Wohl aber handelte er dabei im Interesse der Partei. Ihr war aus begreiflichen Gründen außerordentlich viel daran gelegen, im norddeutschen Reichstag wenigstens durch eine oder ein paar Stimmen vertreten zu sein. Hierfür war aber nach dem Ausfall der Hauptwahlen keine Möglichkeit vorhanden, es sei denn, daß in Elberfeld-Barmen eine Nachwahl stattfand. Für eine solche Nachwahl waren die sozialdemokratischen Aussichten nicht ungünstig, namentlich da die Konservativen einen so zugkräftigen Kandidaten wie Bismarck nicht wieder zu präsentieren hatten. Um diese Nachwahl zu erzwingen, hatten die Wähler Schweitzers kein anderes Mittel, als Bismarcks Sieg in der Stichwahl zu sichern, und nur deshalb haben sie für ihn gestimmt. Ihre Rechnung erwies sich auch als ganz richtig; in der Nachwahl sanken die konservativen Stimmen beträchtlich und zersplitterten sich obendrein, so daß Schweitzer wenigstens in die Stichwahl kam, wenn er das Mandat selbst auch erst im Herbst desselben Jahres eroberte.

Der ganze Fall beweist also nicht nur nicht die Abhängigkeit Schweitzers von der Regierung, sondern geradezu seine Unabhängigkeit von ihr. Man fragt vielleicht, weshalb denn Schweitzer nicht offen und ehrlich den wirklichen Grund der Abstimmung für Bismarck angegeben habe, und vermutlich hätte er klüger daran getan, aber für den, der den „Sozialdemokraten" aufmerksam las, war die Sache keineswegs ein Geheimnis, und im literarischen Nachlaß von Moses Heß, den das Parteiarchiv aufbewahrt, finden sich noch die Briefe Tölckes, Jakob Audorfs und Reals, worin sie an Heß, der sich in Paris ebenfalls über die Sache beunruhigt hatte, etwa in dem Sinne schreiben: Wir verstehen wohl, daß die Fortschrittler uns wegen der Abstimmung für Bismarck verdächtigen, aber wie ein Sozialdemokrat diese ganz einfache und notwendige Wahltaktik mißverstehen kann, ist uns nicht so klar.

An diesem einen Beispiel muß und will ich mir genügen lassen, um die methodologische Differenz klarzustellen, die zwischen dem Genossen Bebel und mir besteht. Wollte ich noch weitere Beispiele anziehen, so würde ich in den Verdacht geraten, als wolle ich seiner beredten und leidenschaftlichen Anklage von vornherein die Wirkung auf die Leser in der Partei sperren. Das liegt mir durchaus fern, nicht nur, weil Genosse Bebel solche kümmerlichen Mittel verschmäht hat, sondern auch, weil ich ihrer ebensowenig bedarf wie er. Hervorheben will ich jedoch noch, daß alles, was ich über die meines Erachtens unrichtige Methode des Genossen Bebel ausgeführt habe, sich nur auf diesen

ganz besonderen Fall bezieht, wo sein Urteil durch persönliche Eindrücke und Erinnerungen der wuchtigsten Art beeinflußt worden ist; ihm sonst historischen Blick und Sinn abzusprechen oder auch nur in geringerem Maße zuzusprechen, als ich sie zu besitzen glaube, fällt mir natürlich nicht ein.

Zum Schlusse möchte ich den Lesern aber doch noch einen unmittelbaren Einblick in das Wesen Schweitzers gewähren. Es sind nur wenige Briefe von ihm erhalten, und veröffentlicht ist von ihnen meines Wissens noch keiner, wenigstens vollständig nicht. Der eingehendste aber und derjenige, worin sich Schweitzer über seine öffentliche Tätigkeit am rückhaltlosesten äußert, ist ein Brief an Marx vom 2. Dezember 1868, und ihn teile ich in folgendem wortgetreu mit, ohne jeden kritischen Kommentar, um keinem Leser das eigene Urteil zu trüben. Nur zum Verständnis des Inhaltes ein paar tatsächliche Notizen. Im Sommer 1868 hatte die Hamburger Generalversammlung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins den Anschluß an die Internationale beschlossen und sich darein gefügt, daß Schweitzer und Fritzsche als Reichstagsabgeordnete mit der Gründung von Gewerkschaften vorgingen. Zu derselben Generalversammlung war Marx als Ehrengast eingeladen worden und hatte in sehr entgegenkommender und freundlicher Weise für die Einladung gedankt. Zu gleicher Zeit richtete jedoch das „Demokratische Wochenblatt" in Leipzig scharfe persönliche Angriffe gegen Schweitzer, auf die er zunächst völlig schwieg. Aber am 8. Oktober 1868 schrieb er an Marx, dieser möge als Sekretär der Internationale für Deutschland dafür sorgen, daß die Leipziger Angriffe aufhörten; nachdem sich der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein der Internationale angeschlossen habe, dürfe er wohl beanspruchen, daß „andere Teile der Internationale ihm nicht gehässig gegenüberträten". Zugleich unterbreitete Schweitzer seine Gewerkschaftsstatuten der Kritik von Marx. Darauf antwortete Marx in dem bekannten Briefe vom 13. Oktober, der vor einer Reihe von Jahren zuerst in der „Neuen Zeit" veröffentlicht wurde. Er versprach zu vermitteln, wie der Unparteiische beim Duell, aber er tadelte scharf die Gewerkschaftsstatuten Schweitzers, und indem er „die Intelligenz und Energie" anerkannte, womit Schweitzer in der Arbeiterbewegung wirke, machte er doch seinen starken Vorbehalt gegen den sektenmäßigen Charakter der Lassalleschen Agitation geltend. Seine Vermittlungsversuche hatten in Leipzig nur einen ganz vorübergehenden Erfolg; ein paar Monate darauf war der Krieg wieder entbrannt, und nun beantwortete Schweitzer den Brief von Marx am 2. Dezember 1868 wie folgt:

Sehr geehrter Herr!

Ich schreibe Ihnen unmittelbar, bevor ich auf längere Zeit das Gefängnis betrete. Die Verurteilung lautet auf drei Monate, ich gedenke indessen nach fünf bis sechs Wochen aus Gesundheitsrücksichten Urlaub nehmen zu können.

Ihr letzter Brief hat mich insofern sehr gefreut, als ich die Ausführlichkeit, mit der Sie mir Auskunft erteilt haben, nur dankend anerkennen kann. Ich gestehe indessen, daß ich viele der wesentlichsten Äußerungen mit dem besten Willen nicht verstehen konnte. Vielleicht haben Sie unser Statut doch nur in der Eile gelesen. Es muß Ihnen entgangen sein, daß das — übrigens aus drei Personen bestehende — Präsidium in den wichtigsten Fragen (Streiks usw.) gar nicht mitzusprechen, sondern einfach nach den Beschlüssen des großen, aus lauter Arbeitern bestehenden Ausschusses zu verfahren hat. Es kann also nur der immer berechtigte moralische Einfluß hier geltend gemacht werden. Auch bietet zum Beispiel unser Statut für das Kassenwesen weit mehr Garantien, als das von Liebknecht ausgearbeitete Statut. Sie werden

gewiß in manchen Punkten Ihre Ansicht modifizieren, wenn Sie das freilich etwas umfangreiche Statut genauer prüfen. Ich bescheide mich indessen, unter allen Umständen Ihre bessere Sachkenntnis anzuerkennen. Auch finde ich Trost in zweien Ihrer Äußerungen: daß jeder an bestimmte Verhältnisse gebunden ist, und daß man durch gute Praxis manche Fehler der Theorie korrigieren kann. Ich kann Ihnen die feste Versicherung geben, daß die Praxis so undiktatorisch wie nur irgend möglich gehandhabt wird.

Sie hatten in Ihrem Briefe die Freundlichkeit, Ihre Vermittlung zwischen uns und Liebknecht usw. anzubieten. Allein in dieser Beziehung ist Hopfen und Malz verloren. Ich weiß aus hundertfachen Berichten, daß Liebknecht usw. fortwährend gegen die Partei des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins wühlen; sogar mit offenbaren, frechen Lügen, wie: daß ich bei der Militärvorlage für die Regierung gestimmt hätte. Der Krieg zwischen uns und diesen Herren ist unvermeidlich geworden, und er ist in der Tat ausgebrochen. Besser offener Krieg, als dieses verdeckte Wesen mit heimlich schleichenden Intrigen. Es ist offenbar persönlicher Haß gegen mich vorhanden, und dieser Haß überträgt sich auf den ganzen Verein. Mit den Herren Liebknecht und Genossen wird also allerdings jetzt Krieg geführt werden. Allein ich habe den strengsten Auftrag erteilt, daß die Internationale nicht in den Streit hineingezogen werden, daß vielmehr in dieser Beziehung Frieden und Eintracht aufrechterhalten werden sollen, wenn nicht etwa die offiziellen Organe der Internationale sich gegnerisch einmischen. Selbst für diesen Fall habe ich es für wünschenswert erklärt, daß tiefergehende Differenzen vermieden werden, bis ich wieder am Platze bin.

Was unser Verhältnis Liebknecht usw. gegenüber betrifft, so kann ich meine Meinung sehr kurz zusammenfassen: Dieses Verhältnis ist so verbittert, daß in dauerhafter Weise Ruhe und Frieden nur durch Ihre persönliche Intervention an Ort und Stelle, oder auch am dritten Ort, aber persönlich, herzustellen wären. Auf beiden Seiten ist Ihre geistige Eminenz anerkannt, und ich glaube, gerade von unserer Seite ist dies mit einer Wärme und einem Nachdruck geschehen (und wird auch weiter geschehen), die aber auch nur uns möglich waren, weil der Verdacht persönlicher Vorliebe nach bekannten Vorgängen gänzlich ausgeschlossen war. Sie könnten also wohl vermitteln bei günstiger Gelegenheit. Aber es bedürfte dazu persönlichen Eingreifens. Es wäre sicher von höchstem Vorteil für die Entwicklung der Dinge gewesen, wenn Sie hätten in Hamburg oder ich in Brüssel erscheinen können. Leider ist es nicht hierzu gekommen. Der Krawall, der jetzt entstehen wird, hat keine übermäßige Bedeutung. Auch dies vergißt sich nach einiger Zeit, vorausgesetzt freilich, daß nicht alle Schranken überschritten werden. Ich will hoffen, daß diese Voraussetzung bei der gegenseitigen Bekämpfung eintrete. So viel aber wird nach Lage der Sache unvermeidlich sein, daß es in den nächsten Monaten zum Austrag kommen muß, ob die Mehrheit der deutschen Arbeiter und insbesondere die tatkräftigen Elemente auf seiten des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins oder auf seiten der sogenannten „Volkspartei" stehen. Wenn Sie von Sekte sprechen, so haben Sie, glaube ich, nicht genug gewürdigt, daß unter meiner Leitung der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein beständig mit der europäischen Arbeiterbewegung gleichen Schritt zu halten bestrebt war. Welche richtige Erkenntnis hätten wir von uns gewiesen? So habe ich zum Beispiel in letzter Zeit fortwährend im Blatt wie in ausführlichen Vorträgen die Bedeutung des Normalarbeitstags klargestellt. Die Auffassung der Partei hat sich so fortentwickelt, wie es sicherlich auch unter Lassalles Leitung geschehen wäre. Er hat sicherlich manche gewagte Experimente gemacht, er hätte sich aber ganz gewiß auch — ich wenigstens bin es überzeugt — richtig wieder herausgewunden. Er wäre auf Fortentwicklung der Auffassung bedacht gewesen. Auch ich habe manches gewagte Experiment gemacht, mehr noch, ich habe sogar manche Fehler gemacht und werde sie vielleicht auch noch in Zukunft machen; allein im großen und ganzen bin ich mir bewußt, den richtigen Weg gegangen zu sein, und werde ihn hoffentlich auch weiter

finden. Ich bin nicht bescheiden; ich weiß meine Befähigung richtig zu schätzen — nach oben wie nach unten. Ich sage mit Bestimmtheit, daß ich besser zur Führung geeignet bin wie Herr Liebknecht, und daß ich die Sache besser verstehe. Ich setze hinzu, daß hinwiederum Sie sie besser verstehen wie ich. Ich bin unter solchen Umständen derjenigen Partei, die nun einmal meine Leitung will, es schuldig, mit aller Kraft auf meinem Posten auszuharren, bis ich mit aufrichtigem Sinn der Partei einen Führer empfehlen kann, von dem ich die Überzeugung habe, daß er die Sache besser versteht als ich. Zwei Führerschaften aber sind vom Übel.

Es hat mich gedrängt, Ihnen dies alles noch kurz vor Torschluß mitzuteilen. Sobald ich wieder in Freiheit bin, werde ich Sie benachrichtigen. Hoffentlich hat dieser Brief Sie überzeugt, daß es sich bei mir nicht um kleinliche Rivalitäten handelt, sondern daß ich nach so vielen feierlichen Versprechungen mich der Partei gegenüber für verpflichtet halten muß, alle Versuche, welche sich gegen die von uns angestrebte Einheit der Partei durch ganz Deutschland richten, soviel an mir liegt niederzuschlagen. Auch bin ich auf die Länge über den Erfolg nicht in Sorgen.

Indem ich Sie bestens grüße und die Hoffnung ausspreche, daß Ihre Gesundheit sich dauernd bessern möge, zeichne ich

Berlin, 2. Dezember 1868.

Mit vorzüglicher Hochachtung
J. B. Schweitzer.

Es ist der letzte Brief Schweitzers an Marx gewesen, zu dessen persönlicher Vermittlung es nicht mehr gekommen ist. Sie hätte nach der ganzen Lage der Dinge auch nichts mehr retten können.

Viehzucht und Fleischkontrolle in Amerika.

Von **Albert Rudolf** (Kansas).

Den Einwurf, daß das Fleisch der verschiedenen amerikanischen Länder schlechter sei als das deutsche, will ich in den nachstehenden Darlegungen an der Hand von Tatsachen richtigstellen; die Verhältnisse in Argentinien und Kanada, den beiden neben den Vereinigten Staaten in Frage kommenden amerikanischen Fleischexportländern, sind denen der letzteren ganz ähnliche.

Der amerikanische landwirtschaftliche Betrieb ist von Anfang an extensiv gewesen, und auch heute kann von einem intensiven Betrieb noch kaum die Rede sein. Wenn es auch nicht das Ziel einer rationellen Wirtschaft sein kann, so läßt sich doch Viehzucht mit extensivem Betrieb auf die Dauer leichter vereinbaren als Ackerbau, der auf Körnerbau und Körnerverkauf eingerichtet ist. So sind zum großen Teile die Staaten des mittleren und äußersten Westens der Union Viehzucht- und Viehexportstaaten. Die Preise sind, am europäischen Maßstab gemessen, niedrig. Die Löhne dagegen sind wesentlich höher als die der landwirtschaftlichen Arbeiter in der Alten Welt. Stallhaltung, Stallfütterung usw. würden sich gar nicht bezahlen, ganz abgesehen davon, daß sich diese umständliche Art der Viehzucht für den praktischen Amerikaner gar nicht eignet und daß er auch keine Arbeiter dazu finden würde.

Das Vieh wird im Freien geboren und aufgezogen bis zur Schlachtreife. Es geht vom März, April, Mai, je nach der geographischen Breite, bis Oktober, November auf die Weide. Es wird im Winter im Freien gefüttert. Ein Mann kann in bequemer Tagesarbeit 200 bis 300 Köpfe füttern. Das

Vieh hält sich also während des ganzen Jahres im Freien auf und ist infolgedessen jedem Wind und Wetter ausgesetzt. Es hat kontinentalem Klima standzuhalten, einem heißen Sommer und einem bitterkalten Winter, der oft heftige Schneestürme bis weit hinein in die Südstaaten bringt. Wenn das Vieh im Sommer auf den Überbleibseln der ehemaligen Prärie grast, steht ihm kein Schatten gegen die brennenden Sonnenstrahlen zur Verfügung. Es hat aber auch im Winter keinen Schutz gegen die alles durchdringenden heftigen kalten Winde. Dieser oder jener baut vielleicht zum Schutze gegen die heftigen Winterstürme eine Holzwand, hinter der sich vielleicht ein oder zwei Dutzend seiner Tiere etwas schützen können, während seine Herde 100 oder 200 Köpfe groß ist! Die Art der Schweinehaltung ist eine ähnliche. Man läßt sie weiden, füttert sie im Freien, und zu ihrem Schutze gegen die Sonne und die Winterkälte errichtet man kleine, anderthalb Meter hohe Holzbuden, die an der Südseite vollständig offen sind.

Die Folgen dieser Viehhaltung liegen klar auf der Hand. Ein außerordentlich gesundes und widerstandsfähiges Vieh wächst heran. Wind und Luft, Sonne und Regen halten es ständig sauber, Fell sowohl wie Klauen. Der ständige Aufenthalt in freier Luft sorgt für regsten Stoffwechsel, so daß im allgemeinen ein Nährboden für Krankheiten nicht gegeben ist.

Während also in den für die Vieh- und Fleischausfuhr hauptsächlich in Frage kommenden Weststaaten die verschnittenen männlichen Tiere als auch die Kühe mit ihren Kälbern jahraus jahrein draußen gehalten werden, gibt es in den Ost- und Nordoststaaten eine ausgedehnte Viehhaltung für die Produktion von Milch, Butter und Käse, Produkte, für die in den Industriezentren ein großer Absatz ist. Es handelt sich hier um ein sehr einträgliches Geschäft für die amerikanische Landwirtschaft der genannten Staaten. Das Vieh wird hier im Sommer genau so gehalten wie in den Weststaaten, jedoch während des Winters in Ställen. Die Folgen dieser Stallhaltung zeigen sich sofort. Während in den Ost- und Nordoststaaten ungefähr 8 Prozent der Rinder mit Tuberkulose behaftet sind, sind es von den Milchkühen in diesen Staaten 14 Prozent! Das amerikanische Ackerbauministerium nennt diesen Satz einen alarmierend hohen und sagt, daß Schritte unternommen werden müssen, die Tuberkulose im Interesse der Besitzer sowohl als in dem der Volksgesundheit auszurotten. Im Distrikt Kolumbia, der als Milchlieferant für hohe und höchste Familien in Frage kommt, ist die Regierung auch bereits in diesem Sinne vorgegangen und hat alle tuberkulosekranken Rinder getötet. Wenn es sich um die eigene Gesundheit handelt, sind die Herren der Regierung immer am schnellsten am Werke, in der Neuen wie in der Alten Welt.

Wenn wir uns nun einmal die Viehhaltung in Deutschland ansehen, finden wir, daß in weiten Gegenden Rindvieh wie Schweine während des ganzen Jahres in Ställen gehalten werden. In einigen Provinzen Nordost-, Nord- und Nordwest- und in einigen Staaten Süddeutschlands ist der Weidegang der Rinder im Sommer, nicht auch der der Schweine, Brauch. Doch ein halbes Jahr steht auch da das Vieh in Ställen. Diese sind im allgemeinen niedrig und dumpf; kleine, nahe der Decke angebrachte Fenster lassen das Tageslicht nur spärlich eindringen. Das Vieh steht und liegt in seinem eigenen Kote. Die Klauen, der Bauch, die Seiten, der Schwanz sind fingerdick damit bedeckt und der Kot infolge mangelnder Pflege möglicher-

weise verkrustet. Bei den Milchkühen starren Euter und Zitzen von Schmutz, also die Teile, die ganz besonders sauber gehalten werden müßten. Der Fußboden der Ställe wird gründlich wohl nie oder nur höchst selten gereinigt, vielleicht daß man Streu und Kot zweimal täglich oberflächlich entfernt. Die Wände der Ställe sind infolge mangelnder Ventilation klebrig feucht von den Lungen- und Hautausscheidungen der Tiere. Die Temperatur ist meist eine viel zu hohe und die Luft beängstigend dick. Ein Tier muß die Ausatmungen des anderen einatmen. Es ist im Sommer wie im Winter eine Qual für Menschen, deren Atmungsorgane normal funktionieren, diese Ställe aufsuchen oder gar in ihnen arbeiten zu müssen. Wie die Lungen der Tiere der Luft ermangeln, so ermangeln ihre Glieder jeder Bewegung. Die Verhältnisse liegen während der Wintermonate selbst in den holsteinschen Marschen, deren Bevölkerung sich sonst durch eine gewisse Sauberkeit auszeichnet, nicht anders.

Es klingt unglaublich, aber jeder kann sich ohne weiteres davon überzeugen, daß die Schweinehaltung noch auf einer tieferen Stufe steht als die Rindviehhaltung. Kleine Löcher sind es, in denen die Schweine aufgezogen werden, die oft kaum Raum für die Bewegung der Tiere bieten. Die Schweine liegen im Miste, treten mit den Klauen im Miste, starren voller Dreck am ganzen Körper — es wäre ein Wunder, wenn sie nicht von allen möglichen Seuchen heimgesucht würden.

Der bekannte Vorkämpfer für Weidewirtschaft, Professor Falk vom landwirtschaftlichen Institut in Leipzig, hat vor Jahren einmal die deutschen Tierställe Tierkerker genannt. Er hat nur zu recht. Wir wollen gern anerkennen, daß in neuerer Zeit auf großen und kleinen Gütern Ställe gebaut worden sind, die allen Anforderungen entsprechen, die zu stellen sind. Wir wollen auch weiter anerkennen, daß in manchen Ställen die Sauberkeit und die Pflege der Tiere nichts zu wünschen übrig lassen. Doch das sind nur Ausnahmen, welche die Regel bestätigen.

Wir sehen aus den deutschen Aufzuchtverhältnissen, warum die deutschen Viehbestände allen möglichen Krankheiten und Seuchen zum Opfer fallen müssen. Es kann gar nicht anders sein, daß Vieh, welches das ganze Jahr oder einen großen Teil desselben an Ketten hängt, also ohne jede Bewegung ist und im Kote in schlecht oder gar nicht gelüfteten Ställen steht, allen anstürmenden Krankheiten preisgegeben ist. Ebensowenig, wie es möglich ist, gesunde Menschen im Kerker aufzuziehen, ebensowenig ist es möglich, gesunde Tiere im Kerker großzubringen. Mangelnde Luft, mangelnde Bewegung bedingen ungenügenden Stoffwechsel, und der erstbeste Bazillus, der sich auf dem tierischen Körper einstellt, findet einen günstigen Nährboden vor.

Alarmierend nennt das amerikanische Ackerbauministerium den Satz von 14 Prozent tuberkulosekranker Kühe in den amerikanischen Oststaaten. Welchen Ausdruck muß man da wohl für den Prozentsatz deutscher tuberkulosekranker Rinder und an Maul- und Klauenseuche und Rotlauf usw. usw. kranker Tiere gebrauchen!? Nach den Feststellungen der Landwirtschaftskammern sind in den verschiedenen deutschen Landesteilen 25 bis 50 Prozent aller Rinder tuberkulös. Wie groß mag der Satz an anderen Krankheiten sein? Uns sind Schlachthofstatistiken bekannt, die über 60 Prozent der geschlachteten Rinder nur als tuberkulös aufweisen, ungeachtet anderer Krankheiten! Wie wenig von deutschem Vieh mag da wohl ganz gesund sein?

Man kann nun vielleicht einwenden, daß in Deutschland die Kontrolle der geschlachteten Tiere eine viel bessere ist als in Amerika und daß durch diese Kontrolle die deutschen Fleischkonsumenten besser geschützt werden. Das ist zum Teil richtig. Doch bleibt zunächst die Tatsache bestehen, daß von den in Deutschland geschlachteten an Tuberkulose usw. erkrankten Tieren nur ein ganz verschwindend kleiner Teil verworfen, das heißt der menschlichen Nahrung entzogen wird. Die meisten geschlachteten kranken Tiere kommen als Primaqualität in den Handel und zum Verkauf. Das dürfte wohl jedem bekannt sein, der mit den deutschen Schlachtverhältnissen auch nur einigermaßen vertraut ist. Es handelt sich hier um eine Tatsache, die von den in Frage kommenden Kreisen als selbstverständlich betrachtet wird.

Nun bestehen freilich in der nordamerikanischen Republik keine städtischen Schlachthäuser mit ihrer strengen Kontrolle der geschlachteten Tiere. Das Vieh wird in den Schlachthäusern der großen Fleischpackereien geschlachtet, zubereitet und von da in den Handel gebracht. Aber weit wirksamer als in Deutschland ist in Amerika die Kontrolle des lebenden Viehes. Zur Bekämpfung von Tierkrankheiten wird in Deutschland ein verseuchtes Gehöft oder Dorf abgesperrt und desinfiziert, erkrankt oder stirbt nichts mehr, so gibt man nach einer gewissen Zeit die Sperre wieder auf. In den Vereinigten Staaten aber wird die Seuchenbekämpfung weit intensiver betrieben.



Die Abteilung für das Viehgewerbe des amerikanischen Ackerbauministeriums beschäftigt mehr als 3000 besonders ausgebildete Beamte, Veterinäre usw., die während des ganzen Jahres im Lande herumreisen und allen Tierkrankheiten nachgehen. Ein so einheitliches politisches Gebilde wie die Union kann natürlich in der Bekämpfung von Tierkrankheiten viel einheitlicher vorgehen, viel Großartigeres leisten als eine Anzahl kleiner Staaten. Wie radikal die betreffenden Behörden bei Ausbruch von Viehseuchen vorgehen, kann wohl am besten an einem Beispiel gezeigt werden.



Im November 1908 wurde in einer Herde des Staates Pennsylvanien die Maul- und Klauenseuche festgestellt. Das Ackerbauministerium wurde am 10. November verständigt, und es verhängte am 13. November über den in Frage kommenden Bezirk die Sperre. Wenige Tage später brach auch in anderen Teilen Pennsylvaniens die Seuche aus und ebenso im Staate New York. Am 19. November lagen beide Staaten vollständig in der Sperre. Es stellte sich heraus, daß die Seuche aus dem Staate Michigan durch transportiertes Vieh eingeschleppt worden war, und am 25. November war auch über diesen Staat die Quarantäne verhängt. Ebenso zwei Tage später über den Staat Maryland, an dessen Grenzen krankes Vieh konstatiert worden war. Der Schaden durch die Sperre war um so größer, als sie auch über den Staat New York verhängt war, wodurch die Viehausfuhr nach England stockte.

Von den erwähnten tierärztlich ausgebildeten Angestellten wurden 600 nach den genannten Staaten gesandt, die unter Führung der Wissenschaftler des Ackerbauministeriums zum Kampfe gegen die Seuche vorgingen. Alle erkrankten Tiere wurden getötet und vergraben. Mit solchem Eifer wurde die Seuche bekämpft, daß bereits am 19. Dezember desselben Jahres, also knapp sechs Wochen nach Ausbruch der Seuche, alle erkrankten Tiere getötet waren. Die Sperre wurde im April des Jahres 1909 aufgehoben, und die Maul- und Klauenseuche ist seit jener Zeit nirgends wieder aufgetreten. Die Besitzer der getöteten Tiere wurden zu zwei Drittel von der

Unionsregierung, zu einem Drittel von ihren Staaten entschädigt. Die Gesamtkosten beliefen sich auf 1300000 Mark.

Das hier angeführte Beispiel zeigt uns, daß seitens der Regierung der Vereinigten Staaten der Kampf gegen eine auftretende Seuche mit aller Energie bis zur vollständigen Unterdrückung derselben geführt wird. Die Union ist zu einem großen Teile noch Agrarstaat, die Gefahren durch Überhandnehmen von Seuchen wären zu groß in Anbetracht der ungeheuren Viehherden. Es muß also schnell und sicher gehandelt werden. Aber kann jemand auch nur ein Beispiel anführen, nach dem die deutschen Landwirtschaftsministerien ähnlich energisch gegen verheerende Viehkrankheiten vorgehen? Maul- und Klauenseuche, Tuberkulose grassieren in Deutschland seit vielen Jahren unaufhörlich an allen Ecken und Enden.

Während nun in Deutschland die Schlachthäuser wohl meist kommunale Anstalten sind, sind die Schlachthäuser der großen Fleischpackereien, also auch der für den Export arbeitenden, Unternehmungen des Kapitalismus. Derselbe hat noch niemals danach gefragt, ob die Nahrungsmittel, welche er herstellt, rein und unverfälscht sind. So mögen wohl in früheren Jahren — wer erinnert sich nicht Sinclairs „Sumpf" — ekelerregende Zustände in den amerikanischen Packhäusern geherrscht haben. Hier ist nun in den letzten Jahren eine wesentliche Besserung eingetreten. Auf Grund eines neuen Gesetzes, entstanden unter dem Drucke der öffentlichen Meinung, ist es der wiederholt erwähnten Abteilung für das Viehgewerbe möglich geworden, eine strengere Kontrolle der Packhäuser durchzuführen. Infolgedessen sind auch die neugebauten Schlachthäuser mit den modernsten hygienischen Einrichtungen versehen, und ältere Bauten sind wesentlich verbessert worden. Die Inspektion geschlachteter Tiere erstreckte sich im Vorjahr auf nahezu 60 Millionen, von denen ungefähr eine Million ganz oder teilweise verworfen worden ist. Auch eine Anzahl Städte haben eine Kontrolle der in ihren Mauern gelegenen Packhäuser eingeführt. Staatliche und städtische Kontrolle zusammen bilden allerdings noch keine geschlossene Einheit. Nur etwa die Hälfte des in Amerika verbrauchten Fleisches ist durch die Kontrolle gegangen. Es steht aber fest, daß sich in den amerikanischen Packhäusern die Verhältnisse wesentlich gebessert haben, dank einer besseren Kontrolle durch die Regierungsbehörden. Es kann jedoch trotzdem die Möglichkeit bestehen, daß minderwertiges oder minderwertig nach der Schlachtung gewordenes Fleisch ausgeführt wird. Kann diesem eventuell minderwertigen Fleische nicht durch eine strenge Kontrolle in den deutschen Einfuhrhäfen vollständig die Tür verschlossen werden?!

Wir haben gesehen, daß das amerikanische Vieh gesundheitlich von ganz bedeutend besserer Qualität ist als das deutsche. Wir haben auch gesehen, warum es so sein muß und auf Grund der gegenwärtigen Verhältnisse nicht anders sein kann. Wie wäre es nun, wenn man, um vollständig sicher vor schlechtem oder schlecht gewordenem Fleische zu sein, die lebenden amerikanischen Tiere in Deutschland einführte und erst in Deutschland schlachtete? Ein ganzes Stück Vieh ist ja im Einfuhrhafen noch weit leichter zu kontrollieren als eine große Anzahl Teile desselben. Jede Einfuhr kranker Tiere wäre damit zur Unmöglichkeit geworden. Nach England gehen alljährlich Hunderttausende lebender Rinder und Schafe aus Amerika. Der Verlust während des Seetransportes ist ein ganz geringer und beträgt bei Rindern

ein Zehntel Prozent, bei Schafen drei Fünftel Prozent. Ebenso würde auch der Einfuhr lebenden kanadischen Viehes nichts im Wege stehen. Daß Vieh, das den furchtbaren kanadischen Winter unter freiem Himmel verbringt und aushält, nicht krank sein kann, vermag auch ein Blinder zu sehen.

Die Einfuhr derartigen Viehs würde die Fleischpreise in Deutschland rasch senken, der Hungersnot erheblich entgegenwirken. Keine Bedenken stehen dem im Wege als die Profitsucht der deutschen Agrarier.

Wie steht es mit unserer Jugendbewegung?

Von **Max Peters.**

Drei Jahre sind jetzt verflossen, seit die proletarische Jugendbewegung Gemeingut der Arbeiterorganisationen ist, seit sie, der Gesamtbewegung des Proletariats eingegliedert, von der Arbeiterschaft geleitet und gefördert wird.

Die Wurzeln der proletarischen Jugendbewegung als Massenbewegung des erwachenden, das heißt seiner Klassenlage bewußt gewordenen heranwachsenden Proletariats reichen zwar bis ins Jahr 1904 zurück. Denn um diese Zeit war es, als fast gleichzeitig, aber voneinander unabhängig, im Norden und Süden Deutschlands die arbeitende Jugend aus eigener Initiative, teilweise gegen den Willen ihrer Väter, durch Schaffung selbständiger Organisationen zum erstenmal auf die Weltbühne trat und in einer bis dato unerhörten Weise ihren Kampfesruf ertönen ließ: Gegen wirtschaftliche Ausbeutung, gegen geistige Unterdrückung!

Ihrer wichtigen Stellung gemäß, die die junge Arbeiterschaft dank der Herrschaft des Kapitalismus im Produktionsprozeß erlangt hatte, wuchs die Bedeutung ihrer Organisation und mit ihr die Angst der herrschenden Klassen. Das Reichsvereinsgesetz vom 19. April 1908 verhängte über die Vereine der arbeitenden Jugend den gesetzlichen Ausnahmezustand. Die offenkundige rechtswidrige Anwendung dieses „liberalen" Gesetzes gegenüber der Arbeiterjugend konnte wohl die jungen Organisationen als solche vernichten, indessen die aus den wirtschaftlichen Verhältnissen geborene Bewegung des jungen Proletariats entwickelt sich trotz des Ausnahmegesetzes ungeschwächt kräftig weiter. Der gesetzliche Ausnahmezustand bedeutete nur eine neue Epoche in der Geschichte der Kämpfe der proletarischen Jugend um wirtschaftlichen Schutz und geistige Befreiung.

Die mit dem äußeren Scheine des papiernen Rechtes betriebene brutale Verfolgung der freien Jugendbewegung hatte nur die Wirkung, daß die gesamte Arbeiterschaft aufgerufen wurde, nunmehr selber die Führung ihres bedrängten Nachwuchses in die Hand zu nehmen und seine Erziehung eifriger und intensiver, als die Jugendlichen allein es vordem vermochten, zu betreiben. Partei und Gewerkschaften einigten sich auf eine gemeinsame Grundlage der von beiden Teilen der Arbeiterbewegung zu pflegenden Erziehungsarbeit für die schulentlassene Jugend. Zwar deckte sich der Beschluß des Gewerkschaftskongresses in Hamburg mit dem des Parteitags in Nürnberg nicht in allen seinen Punkten. Aber die Generalkommission der Gewerkschaften erklärte sich bereit, auf der vom Nürnberger Parteitag beschlossenen Grundlage gemeinsam mit der Partei die schwierige Arbeit der Jugenderziehung in Angriff nehmen zu wollen. Bekanntlich erfuhren vor dem Statt-

finden des Parteitags die zwischen Partei und Gewerkschaften getroffenen Vereinbarungen, besonders aus den Kreisen der Jugendlichen, die anfänglich ihr Selbstbetätigungsrecht in Gefahr wähnten, eine heftige Bekämpfung. Und es schien, als sollte die Frage der Jugenderziehung sich zu einer ständigen unerquicklichen Streitfrage in Partei- und Gewerkschaftskreisen auswachsen. Es ist gut, daß es inzwischen anders gekommen ist. Denn die Erziehungsarbeit für die proletarische Jugend kann nur ersprießliche Früchte zeitigen, wenn beide Teile der Arbeiterbewegung, Partei und Gewerkschaften, und wenn ferner die Jungen und die Alten, also alle Glieder der Arbeiterbewegung mit Begeisterung, Zähigkeit und Opferfreudigkeit diese Arbeit zu leisten sich eifrigst bemühen.

Nach dem Beschluß des Nürnberger Parteitags sind die eigentlichen Träger unserer Jugendbewegung die Jugendausschüsse, die an jedem Orte aus Vertretern der Parteiorganisation, der Gewerkschaften und der Jugendlichen, sofern sie das 18. Lebensjahr überschritten haben, gebildet werden. An der Spitze der Jugendausschüsse, gewissermaßen als Zentraljugendausschuß, steht die Zentralstelle für die arbeitende Jugend Deutschlands, die sich aus Vertretern des Parteivorstandes, der Generalkommission der Gewerkschaften und der über 18 Jahre alten Jugendlichen zusammensetzt.

Haben sich nun die vom Parteitag des Jahres 1908 empfohlenen Einrichtungen der Jugenderziehung bewährt? Diese in den beteiligten Kreisen öfters aufgeworfene Frage darf heute, nach einer fast dreijährigen Tätigkeit, auf eine Antwort rechnen.

Betrachten wir also zunächst die Entwicklung, die die proletarische Jugendbewegung in Deutschland seit 1908 genommen hat.

Ein anschauliches, wenn auch nicht vollständiges Bild der von den Jugendausschüssen geleisteten Arbeit liefert der an den Parteitag in Jena erstattete Bericht der Zentralstelle für die arbeitende Jugend Deutschlands, der sich auf die Zeit vom 1. Juli 1910 bis zum 30. Juni 1911 erstreckt. Von den in 454 Orten (im Vorjahr waren es 360) eingesetzten Jugendausschüssen haben 213 der Zentralstelle über ihre Tätigkeit berichtet. Danach bestehen in 147 Orten Jugendheime, von denen 110 allerdings nur einen Raum, 24 zwei, 8 drei, 2 vier und 3 fünf Räume aufweisen können. 72 Heime besitzen eigene Bibliotheken, an einigen Orten sind die Heime mit den Zentralbibliotheken der Arbeiterschaft verbunden. Daß in allen Heimen Zeitungen und Zeitschriften belehrenden und unterhaltenden Inhalts sowie anregende Gesellschaftsspiele ausliegen, versteht sich von selbst. Die für die Heime aufgewandten Ausgaben beliefen sich in den 147 Orten auf 46231,79 Mark. Außer der Errichtung und Unterhaltung von Jugendheimen wurden noch folgende Veranstaltungen von den Jugendausschüssen im letzten Jahre getroffen:

Art der Veranstaltung	Zahl der Veranstaltungen	Teilnehmer		Zusammen
		Jugendliche	Erwachsene	
Einzelvorträge	1804	61892	7720	69612
Vortragsreihen	82	6473	1781	8254
Unterrichtskurse	69	1101	145	1246
Künstlerische Darbietungen	326	25099	14850	39949
Besuche von Museen, Ausstellungen usw.	282	5711	718	6429
Festlichkeiten	640	—	—	—
Ausflüge	2439	—	—	—

Nicht einbegriffen in dieser Aufstellung sind die Veranstaltungen in Dresden, die allein die hohe Zahl 1076 erreichten. Außerdem wurden neben den Wanderungen noch häufig an den Wochentagabenden Spiele im Freien gepflegt. Die gesamten Einnahmen der Jugendausschüsse betrugen 99833,87 Mark, die gesamten Ausgaben 89410,85 Mark. Diese paar Zahlen mögen genügen, um die Arbeit der Jugendausschüsse würdigen zu können.

Es mag noch gestattet sein, auf die dreijährige Tätigkeit der Zentralstelle kurz hinzuweisen. Über die Aufgaben der Zentralstelle bestehen noch häufig falsche Vorstellungen. Unsere jungen Freunde verlangen oft Unmögliches von ihr. Es gilt zu bedenken, daß für die in steter Entwicklung begriffene und noch dazu so junge Bewegung nichts störender wäre als der Versuch, sie in das Prokrustesbett der Schablone zwängen zu wollen. Überhaupt kann vor der Uniformierung der Jugendbewegung nicht eindringlich genug gewarnt werden! Wie die Erziehungsfrage überhaupt, so muß auch die Frage der Jugendbewegung, die in den verschiedenen Orten mit den verschiedenartigsten Mitteln, Verhältnissen und Kräften wie auch Objekten zu rechnen hat, individuell behandelt werden. Die Zentralstelle kann also nicht eine Instanz sein, wie sie etwa die Zentralleitung einer zentralorganisierten Gewerkschaft darstellt. Im Gegensatz zu dieser muß sich die Zentralstelle in der Hauptsache auf eine anregende Tätigkeit beschränken. Die eigentliche Arbeit muß also von den Jugendausschüssen in den einzelnen Orten geleistet werden, wo denn auch das Schwergewicht unserer Jugendbewegung ruht. Den Jugendausschüssen mit Auskünften, Ratschlägen, Anleitungen sowie mit Material zur Agitations- und Bildungsarbeit an die Hand zu gehen, das ist neben der Herausgabe der „Arbeiter-Jugend“ die Aufgabe der Zentralstelle. Zur Unterstützung der Agitation gab sie fünf verschiedene Flugblätter heraus, die in 2544000 Exemplaren teilweise unentgeltlich versandt wurden. Für die Arbeit auf den einzelnen Gebieten gab sie den Jugendausschüssen praktische Winke, die in je 5000 Exemplaren im Druck erschienen sind. Solche Anleitungen wurden erteilt für das Halten von Vorträgen für Jugendliche, für die Errichtung von Jugendbibliotheken, für künstlerische und gesellige Veranstaltungen, für Veranstaltungen zur körperlichen Ausbildung der arbeitenden Jugend und für die Gliederung von Agitationsbezirken. Als ein Führer für die Agitatoren wurde die Schrift „Die bürgerliche Jugendbewegung“ in 5000 Exemplaren und zur Unterstützung des Jugendschutzes die Broschüre „Der gesetzliche Arbeiterschutz für Jugendliche“ in 8000 Exemplaren herausgegeben. Der Pflege des Massengesanges diente das Jugendliederbuch der Zentralstelle, dessen erste Auflage von 50000 Exemplaren schon nach knapp zwei Jahren vergriffen war. Um die Agitation planmäßig und intensiv betreiben zu können, hat die Zentralstelle den Jugendausschüssen die Bildung von Bezirksleitungen empfohlen, die, damit sie nicht mittellos dastehen, auch materiell von der Zentralstelle unterstützt wurden. Über 1000 Mark sind an vier Bezirksleitungen, die um eine Unterstützung nachsuchten, gezahlt worden. Zwei Bezirksleitungen haben Vortragstouren arrangiert, deren Kosten ebenfalls von der Zentralstelle getragen wurden. Auf mehreren wichtigen Konferenzen der Bezirke, die im Laufe des letzten Jahres abgehalten wurden, haben die Vertreter der Zentralstelle instruktive Vorträge über die verschiedensten Arbeitsgebiete gehalten. Parallel dieser Werbearbeit unter der Jugend lief das Bestreben der Zentralstelle, unter der Arbeiterschaft Verständnis für die Bedeutung der Jugendbewegung und Auf-

klärung über ihre Zwecke und Ziele zu verbreiten. Diesem Zwecke dienten Flugblätter und zahlreiche Artikel, die von der gesamten Parteipresse gern aufgenommen wurden und dadurch eine weite Verbreitung gefunden haben. Die Jugendbewegung nimmt gegenwärtig eine ständige Rubrik in der Parteipresse ein. Die ausgedehnte Korrespondenz, die die Zentralstelle mit den Jugendausschüssen unterhielt, die Fülle von schriftlichen Anregungen und Ratschlägen, die sie den Jugendausschüssen erteilte, sind diesen besonders im Anfang ihrer Arbeit sehr zugute gekommen.

Die Ausgaben der Zentralstelle betrugen seit dem Beginn ihrer Tätigkeit, vom 1. Januar 1909 ab, 32375,43 Mark, wovon 22789,77 Mark als Zuschuß für die „Arbeiter-Jugend" verwendet wurden.

Man sieht, daß die Zentralstelle nicht bloß dem Namen nach bestanden hat, sie hat vielmehr eine tüchtige Arbeit geleistet.

Die Stärke der Gesamtbewegung drückt sich in dem Abonnentenstand der „Arbeiter-Jugend" aus, der als der zuverlässigste Gradmesser unserer Jugendbewegung gelten darf. Denn die jugendlichen Abonnenten beschränken sich nicht auf die Lektüre der „Arbeiter-Jugend", sie nehmen erfreulicherweise auch an sämtlichen Veranstaltungen und Aktionen der allgemeinen Jugendbewegung lebhaften Anteil. Als die „Arbeiter-Jugend" im Januar 1909 ins Leben trat, fand sie dank der Pionierarbeit ihrer Vorläufer, der „Arbeitenden Jugend" in Norddeutschland und der „Jungen Garde" in Süddeutschland einen Stamm von 20000 jugendlichen Mitstreitern vor, die ihre jungen, aber doch schon kampferprobten Kräfte sogleich in den Dienst des neuen Unternehmens stellten. Die weitere Entwicklung der „Arbeiter-Jugend" aber überstieg alle Erwartungen der jungen Optimisten. Schon nach einjähriger Tätigkeit konnte sie 28100 Abonnenten mustern, nach zweijährigem Wirken 45000 und gegenwärtig — also im dritten Jahre ihrer Arbeit — hat sie 65612 Abonnenten um sich geschart. Sie verteilen sich auf 425 Orte, allein auf Berlin entfallen 9179, mit den Vororten 12230 Abonnenten.

Diese stolzen Zahlen zeugen von einer starken Beliebtheit, der sich die „Arbeiter-Jugend" bei der Jugend und bei den Alten des Proletariats in einem von Jahr zu Jahr steigenden Maße zu erfreuen hatte. Unwillkürlich wird man an die noch vor ein paar Jahren laut gewordenen Klagen erinnert, die den Mangel einer Jugendzeitschrift ganz allgemein damit begründeten, daß wir keine Leute der Feder in der Partei hätten, die das Zeug besäßen, für die Jugend zu schreiben. Nun, heute haben wir die von der Jugend freudig aufgenommene Jugendzeitung, die sich noch dazu rühmen darf, alle Jugendschriften des Bürgertums turmhoch zu überragen. So darf denn heute der „Arbeiter-Jugend" das Zeugnis ausgestellt werden, daß sie die in sie gesetzten Hoffnungen erfüllt hat, daß sie die Jugendzeitung ist, die sich die Jugend und die Arbeiterschaft seit langem gewünscht haben.

Der günstige Stand der „Arbeiter-Jugend" ist zugleich ein äußeres Zeichen für die gesunde Entwicklung, die unsere Jugendbewegung genommen hat. Ihr rüstiges Vorwärtsschreiten auf der ganzen Linie kommt in den oben angeführten Zahlen deutlich zum Ausdruck. Gewiß befriedigen die errungenen Erfolge keineswegs. Aber es gilt zu bedenken, daß sie unter außerordentlich schwierigen Verhältnissen erobert werden mußten. Nur die schwärzesten Zeiten politischer Willkürherrschaft, wie etwa die Zeit des Sozialistengesetzes, sind mit dem Zustand zu vergleichen, unter dem die proletarische Jugendbewegung

gegenwärtig in Deutschland — fast überall — sich zu behaupten hat. Die freie Jugendbewegung ist unter einen gesetzlichen Ausnahmezustand gestellt, ihre jugendlichen Anhänger sind gesetzlich vogelfrei, der Polizeiwillkür überantwortet! Jede Regung der arbeitenden Jugend wird von den staatlichen Behörden brutal zu unterdrücken versucht. Selbst die mit vielen Opfern der Arbeiterschaft errichteten Jugendheime, die den löblichen Zweck verfolgen, die schulentlassene Jugend den schädigenden Einflüssen der qualm- und alkoholgeschwängerten Kneipe und der lärmenden Straße zu entziehen, sind vor der Verfolgungswut der behördlichen Ordnungsorgane nicht gesichert. Und was der blind wütende Polizeisäbel nicht zu zerstören vermochte, das suchen die bürgerlichen Klassen unter der strategischen Führung der preußischen Regierung, mit den Groschen der Steuerzahler natürlich, durch die Anwendung der Methode des Zuckerbrots zu vollenden: man versucht die proletarische Jugendbewegung zu korrumpieren, weil man zu schwach war, sie niederzureiten. Erfolge, die unter solchen Umständen bitter erkämpft werden mußten, verdienen besonders bewertet zu werden. Unter diesem Gesichtswinkel betrachtet, erscheinen sie geradezu überraschend hoch! Sie sind der deutlichste Beweis, daß die proletarische Jugendbewegung auf rechtem Wege marschiert. Die vom Nürnberger Parteitag empfohlene Grundlage der proletarischen Jugendbewegung hat sich in der Praxis als glücklich erwiesen. Die Einrichtungen der Jugendausschüsse haben sich in der unter heißen Kämpfen verrichteten praktischen Arbeit durchweg gut bewährt. Die Macht der Tatsachen und ihre Entwicklung haben gelehrt, daß die jetzige Gestalt der freien Jugendbewegung die gegenwärtig einzig mögliche Form ist, die erstens, auf gesetzlichem Boden stehend, gesetzlich unanfechtbar ist, und die zweitens alle an der Jugenderziehung interessierten Kreise, Partei, Gewerkschaft und Jugend zur gemeinsamen Arbeit gleichermaßen verbindet. Und die gemeinschaftliche Arbeit, getragen von der Begeisterung und dem Feuereifer der Jugend und geführt von dem in langen Kampfesjahren geschärften Blick der Alten, sichert der proletarischen Jugendbewegung auch in Zukunft ein siegreiches Vorwärtsdringen. An dieser gemeinsamen Arbeit von jung und alt des Proletariats müssen alle Versuche, die vorwärtsdrängende Jugendbewegung der Arbeiterklasse aufzuhalten, kläglich scheitern.

Indessen die ärgste Arbeit harrt noch der Vollendung! Vier Millionen umfaßt das Heer des jungen Proletariats. Was sind dagegen unsere 65600 jugendliche Anhänger! Darum haben wir, überzeugt von der Notwendigkeit der Jugenderziehungsarbeit und die gegenwärtige Situation erkennend, die auf einem guten Grunde ruhenden Einrichtungen tüchtig auszubauen, damit sie auch den stärksten Stürmen zu trotzen vermögen. Die Jugendausschüsse müssen mit reichlicheren Mitteln versehen werden, als es bisher geschehen ist, damit sie gegenüber den bürgerlichen Bestrebungen eine eifrige Agitationsarbeit und eine intensive Bildungstätigkeit zu entfalten imstande sind. Die Zentralstelle wird die Arbeit der Jugendausschüsse in Zukunft ebenfalls mehr zu fördern haben. Die Vorbereitungen dazu sind bereits getroffen. So hat die Zentralstelle beschlossen, zunächst die „Arbeiter-Jugend“ auszugestalten. Sie wird, den Wünschen der Funktionäre Rechnung tragend, künftighin auch über die praktische Arbeit der Jugendausschüsse instruktive Artikel bringen. Die Errichtung eines Jugendsekretariats mit einem besoldeten Sekretär,

der sich ausschließlich der Jugendarbeit widmen soll, hat weiterhin die Zentrale seit einiger Zeit beschäftigt. Und es ist zu erwarten, daß noch in diesem Jahre das von unseren jungen Freunden so sehnsüchtig erwartete Jugendsekretariat seine Tätigkeit aufnimmt. Es wird durch Herausgabe von aktuellen Flugschriften und durch Veranstaltung von Versammlungen die Agitation unter der proletarischen Jugend wesentlich fördern. Es wird unsere Agitatoren und Funktionäre mit dem Rüstzeug versehen, dessen sie im Kampfe wider die Gegner und zur Pflege positiver Bildungsarbeit so bitter nötig haben. Das Sekretariat wird auch das Interesse der Arbeiterschaft für die Jugendbewegung zu steigern und auf der Höhe zu halten haben. Kein Zweifel, daß ein Jugendsekretariat, unterstützt von den in der Jugendbewegung erfahrenen Genossen, die Arbeit der Jugendausschüsse in hohem Maße befruchten, ja zur Triebfeder des Fortschritts unserer Jugendbewegung werden wird.

Das rüstige Fortschreiten unserer Jugendbewegung — wie auch der heiße Kampf des gesamten Bürgertums um die proletarische Jugend — zwingt uns zu einem ständigen Ausbau unserer bewährten Mittel, die der Erziehung des heranwachsenden Proletariats dienen. Und unsere Jugendbewegung wird trotz aller Bekämpfungen mit Zuckerbrot und Peitsche eine Entwicklung nehmen, auf die das gesamte Proletariat mit Freude, Stolz und Siegeszuversicht wird blicken können.

Verbrechen und Verbrecher in Amerika.

Von **Fritz Kummer.**

In Amerika fand der Kapitalismus so ziemlich alle Vorbedingungen erfüllt, die er zur vollen Entwicklung seines Wesens brauchte. Rapid und glänzend war sein Aufstieg, unbestritten und schier unwiderstehlich ist heute seine Macht. Sein Siegeslauf ist von einem steigenden Meer von Elend auf der einen Seite und von einem riesig wachsenden Reichtum auf der anderen Seite, und von einer unglaublichen Korruption und Verkommenheit hüben und drüben begleitet. Mit der Zunahme ihrer Macht wird die kapitalistische Herrschaft immer ängstlicher auf deren Erhaltung bedacht. Der Schutzwall aus Gesetzen, Richtern, Polizisten und Soldaten wird immer höher, die Unmenschlichkeit der Justiz und die Brutalität des Strafvollzugs wird immer größer. Über die rechtlichen und politischen Garantien, die einst die „Väter des Vaterlandes“ im Interesse der Demokratie und des einzelnen Bürgers schufen, geht der Kapitalismus keck hinweg, wenn er sie nicht in eigene Machtpositionen umwandelt. Er hat die Volksregierung zu einer Farce gemacht, weite Kreise der Bürgerschaft ihrer verfassungsmäßigen Rechte und Freiheiten beraubt, die Demokratie entmannt, die Justiz prostituiert, die Polizei bestochen, die Kanzel entehrt, das Katheder gekauft, die Arbeiterschaft mit seinem Geiste verseucht und die Volksseele bis in ihre tiefsten Schächte korrumpiert.

In demselben Maße, wie die Korruption des Staates steigt, wächst der Umfang des Strafgesetzbuchs und nimmt die Zahl der Verbrechen zu. Die Verletzung seiner Gebote und Bedrohung seiner Einrichtungen bestraft der kapitalistische Staat ebenso brutal und in der gleichen widersinnigen Weise wie das alte Regime. Das Opfer des Kapitalismus kann getrost sein Elend als mildernden Umstand anführen: Aber ich muß doch leben! Der kapita-

listische Talleyrand wird ihm antworten: Aber ich sehe die Notwendigkeit nicht ein; gegen die bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung darf unter keinen Umständen verstoßen, jede Gesetzesverletzung muß unbedingt gerochen werden.

In den Vereinigten Staaten verhallt die Stimme der Humanität ungehört. Der kapitalistische Staat **sans phrase** verspricht sich nichts von der Philosophie der neuen Schule der Kriminalogie, die in dem Gesetzesverletzer bloß einen Unglücklichen sieht, der nur festgehalten werden sollte, um gebessert, reformiert zu werden. Er erwartet von einer brutalen Abschreckungsmethode mehr als von einem menschlichen Strafvollzug: In Amerika werden die Menschen geprügelt, gefoltert, um gebessert zu werden. Genau so wie in Rußland.

Das wird übertrieben genannt werden, und nicht nur von amerikanischen Patrioten und sonstigen Ignoranten, sondern auch von Leuten, die die Verhältnisse der Union näher zu kennen glauben. Kein Wunder! Der amerikanische Kapitalismus hat mit meisterhaftem Geschick und seltenem Erfolg die Sünden und Verbrechen seines Regimes zu verdecken verstanden, die die Wahrheit verkündenden Stimmen und Zeitungen durch Drohung, Bestechung oder Vernichtung zum Schweigen gebracht. Mit unleugbarem Talent weiß er jenen Glorienschein, der vor langer Zeit von Amerika aufstieg und die Welt blendete, zu erhalten, wenn nicht zu steigern. Man muß durch den Lichtkreis hindurchdringen bis in die Niederungen des Volks- und Staatslebens, um die verheerenden Folgen und die Missetaten des Kapitalismus und seiner juristischen und politischen Organe in ihrer ganzen Größe erkennen zu können. Durch das schlichte Buch der Liga für Gefängnisreform[1] erfährt die breite Öffentlichkeit ein Stück amerikanisch-kapitalistischer Wirklichkeit.

Der Mut der kleinen Schar Leute, die diese Liga bilden, verdient alle Anerkennung. Nicht minder ihre rücksichtslose Kritik der allgemeinen Korruption und ihr Eifer, mit dem sie das Material gesammelt hat und den Schmerzensschreien der Gefangenen nachgegangen ist. So haben wir ein ziemlich vollständiges Bild von dem Leben und den Qualen in den amerikanischen Strafanstalten und auch von den Bestialitäten und der Verkommenheit der Organe des kapitalistischen Staates.

Was über die Verkommenheit der amerikanischen Justiz und Polizei gesagt wird, kann hier übergangen werden, da sie männiglich bekannt ist. Beginnen wir mit einigen „Blüten der amerikanischen Zivilisation“:

Es gibt in den Vereinigten Staaten an die 2200 Bezirksgefängnisse, mehrere hundert Haftlokale, fünfzig bis sechzig Zuchthäuser mit Werkstätten und Maschinen. Die ersten Herstellungskosten dieser Gebäude und Arbeitsstätten sind auf 2100 Millionen Mark geschätzt worden. Die Zinsen für diese Summe betragen jährlich 105 Millionen. Dazu sind noch die jährlichen Ausgaben für Unterhaltung der Gefangenen, Bezahlung der Beamten und Instandhaltung der Anstalten zu zählen, die insgesamt auf 210 Millionen geschätzt werden, ganz abgesehen von den Ausgaben, die die Angeklagten oder Verurteilten gemacht haben. Neben den vielen Tausenden von Polizisten und Detektiven gibt es noch 70000 Gendarmen und 2200 Scherifs und 12000 Unterscherifs. . . .

Was wird nun mit diesem gigantischen Aufwand an Kraft und Mitteln erreicht?

[1] Crime and Criminals. Verlag: The Prison Reform League, Los Angeles, Kal.

Die Zahl der Strafgefangenen ist von 1860 bis 1910 von 19086 auf 114722 gestiegen, oder im Jahre 1860 kam auf 1647 Einwohner ein Strafgefangener, 1910 auf 731 einer. Amerika spaziert an der Spitze der Verbrecherstatistik aller zivilisierten Länder. Zum Beweise dafür sei nur die letzte Mordstatistik hierhergesetzt:

Staat	Morde im Jahre	Per Million der Bevölkerung
Deutschland	224	4,85
England	322	10,15
Frankreich	526	15,22
Belgien	94	19,00
Vereinigte Staaten	9829	129,30

Die große Schwäche des Buches ist, daß es nicht den tieferliegenden Ursachen der Zunahme der Verbrechen in Amerika nachforscht. Anstatt in dem kapitalistischen System überhaupt den treibenden Urquell der Verbrechen zu sehen, bleibt es an dessen Begleiterscheinungen haften, nennt als Ursache des schrecklichen Standes der Kriminalstatistik die Degeneration der Justiz und Polizei, die Verbrüderung des Verbrechertums mit den staatlichen Organen, und dann die widersinnige, unmenschliche Behandlung der Gefangenen. Freilich, ein gutes Stück Wahrheit bergen ihre Argumente dennoch:

Kann man nicht auch folgern, daß der Skandal, der in der Welt der Hochfinanz weht, Wirkungen auf die Bewohner der Niederungen der Gesellschaft ausübt? Diese lesen, wie ein smarter Diebsgesell eine Eisenbahn, ein anderer eine Versicherungsgesellschaft, ein dritter eine Bank erbeutete, wie eine ganze Bande von Leuten unter dem Deckmantel des Unternehmers dem Stadtsäckel Tausende von Dollars abknöpften und dennoch niemals von der Polizei gestellt wurden. Wie kann der simple Junge anders folgern, als daß Glücksspiele und Taschendiebstahl nicht nur vorteilhaft, sondern auch sicher und ehrbar sind, wenn sie auf großer Stufenleiter ausgeführt werden?

Mangelhaft wie die Argumentation sind auch die vorgeschlagenen Mittel der Abhilfe:

Es gibt nur ein Ding, womit dieser Zustand geändert werden kann, und nur das eine: Die Lokalverwaltung der Städte muß aus den Händen der Verbrecher und Lastererzeuger genommen werden. . . . Wir befinden uns heute der bedenklichen Tatsache gegenüber, daß unsere führenden Städte unter der Herrschaft des organisierten Verbrechens sind.

Daß damit der schrecklichen Kalamität nicht gründlich Einhalt getan werden kann, ist jedem tiefer Blickenden ohne weiteres klar, auch wenn er nicht wissen sollte, daß derartige Vorschläge schon seit Jahrzehnten ständig gemacht werden, und daß sie nicht realisiert werden konnten, weil die Organe des kapitalistischen Staates sich passiv oder aktiv widersetzten, oder daß, wo diese überwunden werden konnten, die Realisierung der Vorschläge merkliche Besserung nicht gebracht hat.

Die Todesstrafe.

Die Ausführungen über die Abschaffung und Wirkung der Todesstrafe bieten Interessantes genug, gerade für die jetzige Zeit. Die Beseitigung des legalen Mordes ist wiederholt in der amerikanischen Öffentlichkeit und im Parlament diskutiert worden. Zu etwas wie einem nennenswerten Erfolg ist es leider nicht gekommen. Die Kommission, die sich vor anderthalb Jahr-

zehnten mit der Frage sehr eingehend beschäftigte, hat dem Kongreß einen lesenswerten Bericht vorgelegt. Sie prüfte auf diese Frage hin 418 Werke namhafter Autoren. Davon sprachen sich 319 für Abschaffung, der Rest für Beibehaltung der Todesstrafe aus. Zwölf von den siebenundzwanzig die Beibehaltung verlangenden Stimmen kamen von Geistlichen oder wurden in christlichen Kirchenzeitungen laut. Das christliche Kirchenblatt „Presbyterian Standard" schrieb: „Nichts würde neben dem Evangelium mehr für das Heil des Landes arbeiten als eine Anzahl gut ausgeführter, gut beachteter und zeitgemäßer Erhängungen."

Würde die alte Erfahrung, daß mit Galgen, elektrischem Stuhl, Peitsche und sonstigen drakonischen Maßnahmen alles andere, nur nicht das Verbrechen vermindert wird, noch bewiesen werden müssen, dann brauchte man nur die Lynchstatistik Amerikas in die Hand zu nehmen. Darüber heißt es in dem Buch:

In den letzten fünfzehn Jahren (1890 bis 1905) hatten zwei von den Staaten, wo die Todesstrafe nicht mehr existiert, nicht einen einzigen Lynchfall. Von den anderen beiden hatte einer zwei, der andere vier Lynchfälle, während Georgia, also der Staat, der mit 172 Hinrichtungen an der Spitze steht, 237 Lynchungen aufwies. Ihm folgt Texas mit 140 Hinrichtungen und 183 Lynchfällen; Alabama hatte 119 Hinrichtungen und 206 Lynchungen; Mississippi mit 97 Hinrichtungen steht mit 249 Lynchfällen allen anderen Staaten voran. ... Beinahe ohne Ausnahme gehen Hinrichtungen und Lynchungen Hand in Hand. (Aus Galbreaths Buch: Soll der Staat töten?)

Ein anderer Autor sagt:

Ein Vergleich unserer Strafgesetze mit denen anderer Länder zeigt, daß wir unzweifelhaft das blutigste Strafgesetz haben, und es ist glaubwürdig konstatiert, daß wir auch im Verhältnis zur Bevölkerungszahl die größte Zahl blutiger Verbrechen haben.

Rechtsgarantien der Bürger im ‚freiesten Lande der Welt'.

In Amerika besteht für den Bürger im allgemeinen wenig und für den armen Mann praktisch gar kein Schutz gegen willkürliche Verhaftung. Landauf landab werden jahraus jahrein Tausende und aber Tausende von Menschen aus Dummheit, Profitsucht oder bloßem Mutwillen arretiert, ohne daß sie jemals auf Genugtuung hoffen können. Die Polizei steht über dem Gesetz:

Im letzten Oktober kam ein Polizeihauptmann (in ein New Yorker Gericht) mit einer großen Schar Gefangener, die er verhaftet und über Nacht eingesperrt hatte. Er wünschte vom Richter, daß sie alle dem Gefängnis überwiesen werden bis nach der Wahl. Auf die Frage des Richters, welches kriminellen Vergehens er sie beschuldige, antwortete er: keines, aber er befürchte, daß sie wählen könnten, wenn sie nicht eingesperrt würden.

Diese Verhafteten konnten noch von Glück sagen, daß sie einem ehrlichen Richter zugeführt wurden oder einem, der zufällig an der Wahl nicht interessiert war, sonst wäre das Ende der Verhaftung sicherlich ein anderes gewesen. Denn in Amerika ist nach dem Ausspruch eines New Yorker Polizeikommissärs „der Polizeiknüppel mächtiger als die Verfassung".

In den Vereinigten Staaten ist die Anwendung des Zeugniszwanges noch allgemeiner als im „Lande mit den besten Rechtsgarantien". Da werden friedliche Bürger ins Gefängnis gesetzt, um sie für einen Prozeß als Zeugen zu haben; andere werden fortgeschafft, wenn sie als Zeugen gefährlich werden können; zu geringen Geldstrafen Verurteilte werden tage-, wochen- und

monatelang eingesperrt, bis sie den Betrag hinterlegen. Von Zeit zu Zeit erfährt die Öffentlichkeit, daß ein armer Teufel in Haft gehalten wird, weil er keinen Freund hat, der die Geldstrafe für ihn begleicht.

Bei einem Versuch, die amerikanische Polizei- und Justizschande mit Beispielen zu belegen, wird man vom Überfluß überwältigt: In St. Louis „geht sehr oft ein Schwarm Geheimpolizisten los und verhaftet unterschiedslos Personen, ohne daß diese wissen, warum, was ihnen zur Last gelegt wird. Ihre Verhaftung bringt eine Eintragung ins Stationsbuch wie: Festgehalten für den Polizeichef, oder: Wegen Müßiggang.“ In der Stadt Chicago wurden in einem einzigen Jahre 50432 Verhaftungen vorgenommen, wovon nur 2192 dem Gericht überwiesen werden konnten. Die Polizei hält jeden ohne weiteres für schuldig, bis er ihr seine Unschuld beweist; sie verurteilt und bestraft nach eigener Willkür oder Ermessen. Um Geständnisse zu erhalten, wendet sie eine Methode an, die unter dem Namen „Dritter Grad“ (Third Degree) bekannt ist: Das Verhör beginnt mit systematischen Kreuz- und Querfragen, schamlosen Verdächtigungen und Drohungen, darauf folgen Verprügelungen, Verrenkungen der Glieder, Verweigerung von Speise und Trank oder Einsperrung in den „Schwitzkasten“, einer kleinen, nackten Zelle, bis die Opfer „sprechen“. Das Recht zu diesen Folterungen nimmt sich die Polizei. Viele gestehen das verlangte Verbrechen schließlich ein, weil die Tortur viel schlimmer ist als die eventuelle Strafe. Wer allen Quälereien trotzt, kann von Glück sagen, wenn er nicht in irgendeiner Zelle vergessen wird.

In der Stadt Kansas City wurde am 19. Februar 1909

eine Untersuchung der Bezirksgefängnisse vorgenommen. Dabei wurden 76 Gefangene gefunden, die für die Welt verloren waren. Zwanzig von ihnen waren vier bis acht Monate eingesperrt. Es konnte gegen sie aber auch nicht die geringste Beschuldigung erhoben werden. Ein Gefangener saß dreizehn Monate dort. Er hatte sich eines untergeordneten Vergehens schuldig bekannt. Aber ein Urteil wurde ihm niemals gesprochen. Der Richter wollte ihn auf Ehrenwort entlassen, wenn er Bürgschaft stelle. Der Gefangene hatte (kein Geld und) keine Freunde.

In vielen Bezirken erhalten die Polizisten für jede Verhaftung eine bestimmte Summe. Da sie ihr Gewissen im Geldbeutel tragen, machen sie sich keine Skrupel „allein um der Einkünfte willen“, Gesunde und Kranke, Arbeitsuchende und Kinder, kurz alles, was ihnen in den Weg kommt, zu arretieren. Je mehr Verhaftungen, je mehr Geld. Ein Scherif in Alabama berichtet, wie er jährlich 21000 bis 29000 Mark „machte“, dank der Erlaubnis, jede verdächtige Person verhaften zu dürfen. Um diese traurige Geschichte kurz zu machen, seien nur ein paar Fälle hier angeführt.

In Denver fragte der Richter Lindsey den Gerichtsschreiber, wie man gegen diese vielen (eingelieferten) Kinder Strafanträge stellen und sie deswegen ins Gericht bringen könne.

Ihm wurde erwidert:

Wir kommen manchmal etwas zu kurz bei unserer Gebührenrechnung, und die Einlieferung von Kindern hilft die Gebühren erhöhen. — Das war tatsächlich so. Wenn die Gerichtsbeamten ihren niedrig ausgefallenen Gehaltsanspruch zu verbessern wünschten, trieben sie eine Schar Jungen zusammen und „legten sie rein“. . . . Im Stadtgefängnis fand ich Jungen auf die Prozeßverhandlung wegen eines kindlichen Vergehens warten in Zellen, die nach Unrat stanken und von Ungeziefer wimmelten. Im Bezirksgefängnis fand ich Knaben mit Männern von gemeinster Immoralität zusammen eingeschlossen. . . .

Über den Mädchenhandel können bürgerliche Kreise und großkapitalistische Zeitungen in Amerika nicht genug Entrüstung aufbringen. Zuweilen tun sie sogar, als ob es ihnen damit Ernst sei, so daß man geneigt ist anzunehmen, es sei mehr Ignoranz als Heuchelei, was ihr Tun bestimme. Wie dem nun auch sein möge, jedenfalls haben sie noch immer die Polizei, also die nämliche Einrichtung geschützt, unter deren Fittichen dieser moderne Sklavenhandel gedeiht, wenn sie ihn nicht in eigene Regie genommen haben sollte. Nicht selten müssen die armen Kreaturen, die der Hunger zwingt, ihren Körper zu verkaufen, für die Freiheit, einen Häuserblock abzulaufen, den Polizisten regelmäßig einen bestimmten Betrag abliefern, wenn sie von Verhaftung oder Konkurrenz verschont bleiben wollen. In Chicago konnte der Verkauf von Menschenware nur durch Ausschaltung der Stadtpolizei ein wenig eingedämmt werden. In Pittsburg ist das Laster von einem Syndikat organisiert, an dem hohe Polizeibeamte beteiligt sind. In San Franzisko wird der Polizist, der naiv genug ist anzunehmen, das Gesetz sei auch für Spielhöllen, Bordelle und dergleichen da, in ein ruhiges, untergeordnetes Revier versetzt. Die Vereinigten Staaten „sind das einzige (?) Land, wo der ehrliche Polizeibeamte von der Durchführung des Gesetzes alles zu fürchten hat, und wo die Polizei im allgemeinen für die Degradierung der Gemeinde tätig ist, deren Beschützung von ihm erwartet wird“.

Leibeigenschaft.

Die Verfassung der Vereinigten Staaten verbietet die Sklaverei, jede Staatsverfassung tut es noch im besonderen.

Aber die Sklaverei hat in einer neuen und schlimmen Verkleidung ihr gräßliches Haupt emporgehoben. Ein Scheusal kommt plötzlich aus den schlammigen, ekelhaften Tiefen einer Hölle, die von vertierten Rohlingen und Fronvögten bevölkert ist. Weiße und Neger werden heute ohne Unterschied als Arbeitstiere (Chattel Slaves) gehalten, und mit Handschellen, Peitsche, Bluthund und Bleikugel wird ihnen allen ohne Bevorzugung der Hautfarbe Unterwerfung beigebracht.... Der Standard-Öltrust, der Terpentintrust und andere Unternehmerkorporationen haben ein System der Leibeigenschaft in Kraft gesetzt, das die tatsächliche Sklaverei ist. Und das geschieht unter der legalen Sanktion der Gesetze — nicht durch das Gesetz direkt, sondern durch Umgehungen, Vorwände und Überlistungen, die nichtsdestoweniger das beabsichtigte Ziel erreichen.

Mr. Barry fand 3000 Leute, die als Leibeigene am Eisenbahnbau in Nordkarolina und Tennessee arbeiteten. Die Jackson-Holzkompanie erhielt von einem (privaten) Arbeitsnachweis in New York Leute, die sie durch Drohungen und Einschüchterungen mit Feuerwaffen bei der Arbeit hielt und, wenn ein Fluchtversuch gemacht wurde, mit Bluthunden jagte.

Der Staat Florida vermietete im Jahre 1906 kontraktlich an die Firma Barnes & Co., den einzigen Bieter, 1200 Gefangene für 75 Cent pro Tag und Kopf. Diese Firma vermietet die Gefangenen wieder weiter für 85 bis 95 Cent. Die Differenz zwischen beiden Preisen und auch die 75 Cent sind Schmiergelder für die offiziellen Beamten. Die Methode wird wie folgt beschrieben:

Der Unternehmer geht (mit seinem Verlangen nach Arbeitskräften) zum Scherif, dessen naher Verbündeter der Friedensrichter ist. Beide zusammen können so ziemlich jeden, den sie wünschen, in die Strafkolonie treiben.

Der Staat Georgia verauktioniert seine Gefangenen (laut Gesetz von 1899 und 1903). Sie werden dem Meistbietenden zugeschlagen, jedoch für nicht

weniger als für 175 Dollar pro Jahr. Der Staat stellt Aufseher und Ärzte. An einem Tage (1. April 1906) wurden allein 1500 Mann versteigert. Alle Beamten, vom Richter bis zum Aufseher, trachten aus dem Elend der Gefangenen Geld zu schlagen. Zu diesem Behuf werden die Gefangenen ihres durch gute Führung erwirkten Strafnachlasses beraubt, sie werden vierzehn bis zwanzig Stunden zum Arbeiten gezwungen, Kleider, Schuhe und Betten werden ihnen vorenthalten, verfaulte Nahrungsmittel werden ihnen verabreicht, man läßt die Kranken durch Vernachlässigung zugrunde gehen, die weiblichen Gefangenen werden vergewaltigt, junge Leute werden getötet bloß um der Tötung willen.

Die ganze politische Maschinerie des Staates und Bezirks hält es mit den Mietern (der Gefangenen), weil vom ersten Verdienst der armen Opfer die Kosten für den Prozeß und die Untersuchung bezahlt werden. Nicht ein Dollar von dem Mietgeld erreichte die Bezirkskasse, da den Scherifs, Gerichtsschreibern, Richtern, Polizisten und anderen Beamten, die dabei helfen, die Verurteilten in den Kettengang zu bringen, ihre vollen Gebühren gezahlt werden.

Das kleinste Vergehen kann den armen Teufel in den Kettengang bringen. Die dazu Verurteilten „arbeiten an den Straßen von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, tragen gestreifte (Zuchthaus-)Kleidung und haben eiserne Schellen an den Füßen. Wächter mit Gewehr und Schrotflinten wachen über sie; immer ist ein Prügelmeister dabei, der einen breiten, dicken, drei Fuß langen Lederriemen gebraucht. Nachts schlafen sie auf einer Strohmatratze in den Kleidern in einem rohen Schuppen und werden alle (für die Schlafenszeit) an eine lange Kette gefesselt, die an beiden Enden am Gebäude befestigt ist."

Behandlung in den Strafanstalten.

Merkwürdig, während die Gefängnisgreuel in Väterchens Reich die Kulturwelt in Empörung bringen, werden die im „freiesten Lande der Welt" mit Stillschweigen übergangen, obwohl sie auch keinen Deut weniger gräßlich sind. Die Zustände in den russischen Strafanstalten können nicht scheußlicher sein als in den amerikanischen. Auch in diesen werden die Insassen von den Beamten um ihre Tagesrationen betrogen, werden sie wegen kleinster Verstöße gegen die Disziplin oder aus bestialischer Lust bestraft, geprügelt und gefoltert. Die Sprache versagt, wenn man die Scheußlichkeiten amerikanischer Gefängnisbeamten zu charakterisieren versucht. Die schlichten Schilderungen der überstandenen Qualen durch (entlassene) Sträflinge müßten die amerikanische Bürgerschaft aufpeitschen, sie zu Vernichtung dieser Folterhäuser und Folterknechte treiben. Unglücklicherweise ist von ihr vorderhand nichts zu erwarten. Sie ist vom Geschäft der Dollarmacherei derart in Anspruch genommen, daß sie keine Zeit oder Neigung hat, sich der unglücklichsten, hilflosesten aller Opfer des kapitalistischen Staates anzunehmen. Und der kleine Teil der Bürgerschaft, der willens ist, der Menschlichkeit eine Gasse zu bahnen, ist allein nicht kräftig genug, die Widerstände zu überwinden.

Als Foltermethoden sind neben anderen Auspeitschung, Wasserkur, Elektrisieren und die Zwangsjacke im Gebrauch. Aus den langen Leidensgeschichten vieler Gefangenen seien nur einige Sätze hier wiedergegeben:

Ich sah (in der Ohioer Strafanstalt) morgens Gefangene kommen, die gepeitscht worden waren, weil sie sich geweigert hatten zu arbeiten, da sie nicht genug zu essen

bekommen hatten. . . . Ihr Körper sah aus, als wenn er geschnitten worden wäre, das Fleisch war zerfetzt, und man konnte am vertrockneten Blute sehen, wo es an ihren Gliedern hinabgelaufen war. . . . Ich habe fünfzig oder sechzig in diesem schrecklichen Zustand gesehen. . . .

Noch schrecklicher ist die Wasserkur. Der Delinquent wird in eine Badewanne gebunden, dann wird mit einem Hydrant in den auf irgendeine Weise geöffneten Mund ein starker Wasserstrahl hineingetrieben. Das Gefühl, zu ersticken, führt schließlich Bewußtlosigkeit herbei. Und wenn der Unglückliche an diesen Qualen stirbt, was dann? „Es ist nur ein Mann weniger, und er ist ein Gefangener."

Durch das Einzwängen in die Zwangsjacke werden die Knochen derart gebogen, daß auch der stärkste Mann lange arbeitsunfähig bleibt, wenn er dadurch nicht zeitlebens zum Krüppel gemacht worden ist. Über das Aufhängen an den Armen berichtet ein kundiger Gefangener:

> Der Verurteilte wird in einer dunklen Zelle an den Handgelenken aufgezogen und so hängen gelassen wie ein geschlachtetes Tier. Ich sah Archie (einen Sträfling) sieben Tage in den Ringen hängen. Gegen Mittag des achten Tages wurde er, nachdem sein Kopf zwischen den kalten, geschwollenen nackten Armen hin und her getaumelt war, plötzlich rasend, hob sich selbst mit übermächtiger Anstrengung und begann seine Hände und Handgelenke zu beißen, knirschte mit den Zähnen an den stählernen Handschellen und jammerte wie ein Wahnsinniger. . . .

Mit diesem Zitat soll die Schandgeschichte der „freien Republik" für hier ein Ende finden. Wir übergehen hier die anderen Scheußlichkeiten und auch die ekelhaften Orgien in der Frauenabteilung des kalifornischen Zuchthauses St. Quentin.

Das Buch spricht allerdings auch von einigen kleinen Verbesserungen. So soll die Folterei mit Elektrizität in der Ohioer Strafanstalt abgeschafft worden sein. Mit der Einführung der bedingten Begnadigung und Beseitigung drakonischer Maßnahmen oder Milderung der Disziplinvorschriften an einigen Orten sind fast durchgehends gute Resultate erzielt worden. Aber sie sind noch nicht lange in Kraft und zu wenig allgemein. Die Hoffnung, daß der mittelalterliche Wahnsinn aus der Rechtspflege und dem Strafvollzug bald verdrängt werde, basiert auf recht schwachen Imponderabilien. Solange der Vampir Kapitalismus Volk und Staat in seinen Krallen hat, solange er Gesetzgeber, Justiz und die Exekutive korrumpiert und die Volksseele vergiftet, solange er noch nicht allgemein als das Urübel erkannt worden ist, das Elend, Verbrechen, Korruption, Geldgier und Unmenschlichkeit fortlaufend gebärt, so lange wird die Stimme der Humanität in Amerika Eindrücke kaum hinterlassen.

Notizen.

Der Entwurf des Gesetzes über die Kranken- und Arbeitslosenversicherung, den die englische Regierung durch den Schatzkanzler Lloyd George im Unterhaus im Mai dieses Jahres eingebracht hat, findet sich im Wortlaut abgedruckt in einem soeben erschienenen 72 Seiten starken Sonderheft der „Österreichischen Zeitschrift für öffentliche und private Versicherung", herausgegeben von Dr. Wilhelm Berliner und Dr. Richard Engländer, Hof- und Gerichtsadvokat, Wien. Verlag der Manzschen k. und k. Hof-Verlags- und Universitätsbuchhandlung, Kohlmarkt 20.

Zeitschriftenschau.

„La vie ouvrière“ bringt in den Nummern 42 bis 44 (20. Juni bis 20. Juli) eine Studie von Viktor Roudine: **„Die Weltverteilung des Petroleums“.** Zuerst werden die Entdeckung des Petroleums in Amerika, die ersten Versuche der Ausbeutung der Quellen und dann das Emporkommen Rockefellers ausführlich dargestellt. Rockefeller schob sich zwischen den Produzenten und die Raffinerien, wußte durch persönliche Beziehungen zu den Eisenbahnbesitzern Vorzugstarife zu bekommen, die alle Konkurrenz unmöglich machten, ergatterte durch einen schonungslosen Tarifkrieg auch die Rohrleitungen und wurde dadurch Herr des Transports. Die unabhängigen Produzenten ließ er bestehen; sie konnten ihr Produkt doch nur an ihn los werden, und er hatte das Monopol der Lieferung dem Publikum gegenüber. Von 1865 bis 1875 dauerte diese Entwicklung; 1875 ist das Monopol fertig, und 1882 wird der Standard Oil-Trust gegründet, der zum erstenmal die Trustorganisation durchführte und nachher noch viele Umbildungen erfuhr. Die Dividenden dieser Gesellschaft betragen meist 40 bis 50 Prozent; 318 Millionen Dollar wurden in sieben Jahren als Dividende ausgeschüttet, während zugleich 275 Millionen als Reserve angehäuft wurden. Verfolgen wir jetzt das internationale Wirken dieser Organisation.

Im Jahre 1860 erschien das erste Petroleum auf dem Londoner Markt; der Transport war damals noch äußerst primitiv. Sobald der Standard Oil-Trust gegründet war, wandte er für den Export die von Nobel in Baku zuerst konstruierten eisernen Tankschiffe an. Damit fing zuerst die Eroberung des deutschen Marktes an. Zwei Bremer Kaufleute, Riedemann und Schütte, legten den Petroleumhafen an, bauten Depots und eine Flotte von Tankschiffen, und der Absatz stieg enorm. Rockefeller machte sie dann durch die gemeinsame Gründung einer Verkaufsgesellschaft (der Deutsch-Amerikanischen Petroleumgesellschaft) völlig von sich abhängig; sie konnten ohne ihn nichts machen und mußten seinen Bedingungen zustimmen, sollten nicht all ihre Kapitalien verloren gehen. Dann wurde der Vertrieb durch Deutschland mittels Flußboote organisiert, und überall wurden die selbständigen Kaufleute ausgeschaltet oder unterworfen. Das Haus Poth in Mannheim, das Öl von einem Konkurrenten Rockefellers vertrieb, mußte sich nach fünfjährigem Widerstand ergeben; gegen die enorme Preisherabsetzung, womit Rockefeller es bedrängte, konnte es nicht aufkommen, und für Süddeutschland wurde 1896 die Mannheim-Bremer Gesellschaft organisiert. Ähnlich wurden in Rotterdam, in Antwerpen, in Königsberg Filialen gegründet. Hier begegnete Rockefeller nun der russischen Konkurrenz. Seitdem 1873 in Rußland das Staatsmonopol aufgehoben war, nahm die Petroleumindustrie dort, vor allem unter Leitung des Ingenieurs Nobel und infolge des Baues der Bahn Batum-Baku, einen gewaltigen Aufschwung. Gegen 1897 bedrängte sie auf dem deutschen Markte das amerikanische Petroleum immer mehr: 1898 führte Rußland 6½ Millionen, Amerika 7 Millionen Tonnen ein. Um dieser Gefahr zu begegnen, schaltete die Standard Oil-Gesellschaft nun die Zwischenhändler völlig aus; sie organisierte den Kleinhandel, jeder Verkäufer wurde zu ihrem Agenten, der nur von ihr die Ware bezog, und damit sicherte sie sich endgültig den deutschen Markt; 1901 betrug der russische Anteil an der Einfuhr nur mehr 13 Prozent.

Nun erhoben sich aber neue Mächte, die mit ins Spiel traten. Seit Jahren besteht in England die „Shell Transport“-Gesellschaft unter Leitung des reichen Lord-Mayors Sir Marcus Samuel, die eigene Quellen in Texas besitzt, und die „Königliche Niederländische“ mit Quellen in Indien — diese beiden sind eng miteinander verbunden. Rockefeller, der mit großen Konkurrenten lieber ein friedliches Abkommen schließt, hat sich, durch Vermittlung von Rothschild, mit ihnen verständigt. Dann traten aber die deutschen Banken auf den Plan. Die Deutsche Bank hat Kapital in die Ausbeutung rumänischer Ölquellen gesteckt und mit einer ungarischen Gesellschaft zusammen die „Steauna Romana“ gegründet, die das rumänische Petroleum reinigt

und auf dem Donauwege nach Deutschland führt. Um die Standard Oil zu bekämpfen, hat sie sich mit der „Shell Company“ und mit den Russen verbündet; ihre Verkaufsgesellschaft dringt in Bayern, Sachsen, Thüringen vor, in derselben Weise die Händler ausschaltend, wie Rockefeller es machte; sie richtet Verkaufsstellen in England, Holland, Schweden, Dänemark, der Schweiz ein und nimmt auch die noch von Rockefeller unabhängigen Amerikaner auf. So bildete sich 1906 die „Union européenne“, hinter der die Deutsche Bank, Nobel, Rothschild als Kapitalmächte stehen und die als gleichwertige Macht Rockefeller die Stirne bieten wollte. Allein auch hier fanden die großen Räuber es doch schließlich vernünftiger, sich zu verständigen, als sich zu bekämpfen. Die Verkaufsgesellschaften der beiden Gruppen teilten Europa unter sich auf; Rußland behielt einen bedeutenden Markt in England (104 Millionen Tonnen, gegen 356 Millionen aus Amerika), trat dagegen in Deutschland stark zurück. Über den Absatz in Asien, namentlich in China, bestehen noch erhebliche Gegensätze zwischen der „Königliche Niederländischen“, die hier ihr Hauptgebiet hat, und der Standard Oil; aber es scheint, daß auch hier eine Aufteilung der Absatzgebiete zustande gekommen ist.

Frankreich stand außerhalb dieser Kämpfe. Die Petroleumimporteure verfielen dort auf die Idee es in Frankreich selbst reinigen zu lassen, angeblich, um die heimische Industrie zu fördern, in der Tat, um sich durch einen Zoll auf gereinigtes Petroleum zu bereichern. Der Zoll von 3,60 Franken pro 100 Kilogramm wurde 1871 auf 32 Franken erhöht, mit gleichzeitigem Zoll von 20 Franken auf Rohöl, so daß 12 Franken Extraprofit für die Raffinerien blieb. Die Raffineure, unter denen Deutsch und Desmarais die größten sind, schlossen sich zu einem festen Syndikat zusammen, das die Preise des Petroleums festsetzte, und als die Standard Oil auch für Frankreich eine Verkaufsgesellschaft gründen wollte, mußte sie sich begnügen, mit diesem Syndikat einen Lieferungsvertrag abzuschließen. Die Raffineure verdienten enorme Profite, vor allem durch die Methode, unter dem Namen Rohöl gereinigtes Petroleum einzuführen und dafür den niedrigen Zoll des Rohöls zu bezahlen. Ein Beschluß der Kammer 1903, den Zollunterschied auf 3,50 Franken, den Zoll auf Rohöl auf 9 Franken herabzusetzen, obgleich zum Scheine gegen die Raffineure gerichtet, kam ihnen in Wirklichkeit durch die Bestimmung entgegen, daß Öl bis zu einem Gehalt von 90,9 Prozent als Rohöl zu gelten habe. Die Folgen dieser Schutzzollpolitik sind hohe Preise; sogar ohne Zoll kostet das Petroleum in den französischen Häfen schon bedeutend mehr als in Deutschland; dazu kommen noch die Zölle und städtischen Oktrois, die es außerordentlich verteuern.

Diese französischen Kapitalisten haben sich auch an dem internationalen Ringen beteiligt. Seit 1893 erschien das russische Petroleum in Frankreich. Als Glied der großen Rothschildgruppe beteiligte sich das französische Petroleumsyndikat mit der Diskontogesellschaft Bleichröders an der Finanzierung rumänischer Unternehmungen und trat damit in die große „Union européenne“ ein. Nach dem großen Abkommen der Union mit der Standard Oil beteiligten sich die Franzosen mit den Amerikanern zusammen an dem Versuch, eine neu aufkommende Konkurrenz niederzuwerfen. Die wachsende Einfuhr galizischen Petroleums in Deutschland durch ein österreichisches Syndikat beunruhigte sie; sie kauften ein paar Fabriken in Österreich und Ungarn, gründeten die „Limanowa“-Gesellschaft, die durch einen gewaltigen Preisdruck die österreichische Industrie zu vernichten suchte. Das wäre auch sicher geschehen, wenn nicht die österreichische Regierung energisch interveniert hätte, was zu diplomatischen Schritten in Wien seitens Frankreichs und Amerikas führte. So wurde auch hier die große Politik durch die Manipulationen der großen Kapitalistengruppen bestimmt.

Im Juliheft der „International Socialist Review“ schreibt Eugene V. Debs über **„Die Krise in Mexiko“.** Was wird die Zukunft Mexikos sein, nachdem Diaz beseitigt ist; und vor allem, was wird die revolutionäre Partei (die „Liberalen“) machen? Natürlich werden politische Zugeständnisse gemacht werden; wie sich aber die Dinge gestalten werden, wird weniger von der Person des Nachfolgers

Diaz' abhängen als von der Haltung der revolutionären Partei, vor allem davon, ob sie ihre Truppen geschlossen zusammenhalten kann. Da erscheint die Losung, die jetzt unter ihnen abgegeben wird, der Kampfruf der Liberalen: „Land und Freiheit!" Expropriation des Großgrundbesitzes! nicht richtig. Die Masse der mexikanischen Proletarier ist unwissend, abergläubisch, unorganisiert, völlig versklavt und niedergedrückt. Soll da eine „ökonomische Revolution" durchgeführt werden, so muß diese Masse zuerst aufgeklärt und mit Klassenbewußtsein erfüllt werden. Die liberale Partei will die politische Betätigung boykottieren und ruft zur direkten Aktion auf; in dieser Lage ist das nichts als fruchtloser Anarchismus. Ist es möglich, jetzt den Reichen das Land zu nehmen, weshalb soll man dann dabei stehen bleiben und nicht zugleich die Fabriken und Eisenbahnen enteignen? Was soll aber die unaufgeklärte Masse damit machen? Die tapferen und großherzigen Revolutionäre, die diese Forderung aufstellen, vergessen, daß die Kapitalisten, die sie enteignen wollen, über alle Armeen und Flotten der Welt gebieten. Das Land, das sie den Armen geben wollen, ist im Besitz amerikanischer Kapitalisten, und diese würden sofort ihre ganze militärische Macht in Mexiko einmarschieren lassen. Man soll sich nicht auf die Sympathie der Amerikaner verlassen; vor der Revolution wurden die mexikanischen Liberalen in Amerika eingekerkert, und nur bei den Sozialisten fanden sie Verteidiger. Es ist jetzt die Aufgabe der Revolutionäre, die Grundlagen für die politische und ökonomische Organisation der Proletarier aufzubauen. Das mag als ein unendlich langsamer Weg erscheinen, aber es gibt keinen anderen. Die Entwicklung muß ausreifen; durch Aufklärung und Organisation muß die Masse die Macht erringen, die zur sozialen Revolution nötig ist. Überall, wo man zuerst glaubte, mit Revolten rasch zum Ziele zu kommen, hat man diesen Weg, den Weg des internationalen Sozialismus, einschlagen müssen. Die Bedeutung der heutigen Revolution liegt darin, daß sie zum erstenmal diesen Weg für das mexikanische Proletariat öffnet. Die sogenannte direkte Aktion ist ein Umweg und Kraftvergeudung; Organisation und politische Aktion führen am rascheſten zum Ziele.

„Wird die I. W. W. wachsen?" ist ein Aufsatz von Frank Bohn in demselben Heft überschrieben. Immer größer wird die Masse der amerikanischen Arbeiter, die nach den Prinzipien des industriellen Unionismus sich organisieren und kämpfen und statt der getrennten isolierten Fachverbände eine große allgemeine Union wollen. Wird die I. W. W. (Industrial Workers of the World) das sein können? Sie hat sich gewaltig entwickelt, ruhmvolle Schlachten geliefert, aber hat sie auch eine Zukunft? Die Frage wird gestellt, weil diese Organisation in vielen Orten zu einer kleinen Clique von theoretisierenden Phrasendreschern entartet ist. Da zählt die Ortsgruppe 2 bis 7 Mitglieder, und wenn sie aufgelöst ist, dauert es Jahre, bevor wieder etwas gemacht werden kann. Das liegt vor allem in einer antipolitischen Richtung, die sich da breitmacht und auf die sozialistische Bewegung schimpft, daß sie völlig verbürgerlicht, versumpft ist und in den Händen von Advokaten liegt. Weil es eine solche Richtung in der Partei gibt, soll man aber nicht davonlaufen; wirklich revolutionär denkende Leute bleiben in der Partei und wirken der bürgerlichen Richtung entgegen. Gehen sie aber hinaus und stellen sie die I. W. W. in Gegensatz zu der Partei, so stärken sie den reformistischen Flügel und vergrößern die Zahl der Gegner der I. W. W. in der Partei; beide Extreme fördern einander. Es ist ein Merkmal jedes Fanatikers, daß er nur eine Sache sieht und für diese Sache das Ganze, die Partei oder die Bewegung opfert. Durch das Vorgehen der antipolitischen Fanatiker, die aus der I. W. W. eine der Partei feindliche Clique machen wollen, werden beide, Partei und gewerkschaftliche Organisation, schwer geschädigt. Nur wenn die Masse der Mitglieder, die als Ziel der I. W. W. die Organisation und Aufklärung der Arbeitermassen im Sinne des industriellen Unionismus betrachten, dem ein Ende machen, hat die I. W. W. eine Zukunft.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W



1. Band Nr. 2 Ausgegeben am 13. Oktober 1911 30. Jahrgang

Die italienische Parteiaktion vor dem tripolitanischen Kriegszug.

Von **Oda Olberg.**

Rom, den 3. Oktober 1911.

Der Anschlag der italienischen Regierung auf Tripolitanien ist zweifellos der öffentlichen Meinung des Landes ganz überraschend gekommen. Noch vor vier Wochen hätte man den für toll gehalten, der vorausgesagt hätte, daß vor Monatsfrist ein Krieg mit der Türkei ausbrechen würde. Die öffentliche Meinung ist überrumpelt worden. Daß dies keineswegs eine Folge des Sich-Überstürzens der internationalen Ereignisse und der Umstände war, die der italienischen Regierung und den europäischen Großmächten über den Kopf gewachsen wären, erhellt aus der Übereinstimmung und Ruhe, mit der die europäische Diplomatie die scheinbar so unerwartete Wendung aufgenommen hat. Aus guter Quelle versichert man uns, daß England vor mehr als drei Monaten die italienische Regierung aufgefordert hat, sich endlich für einen Anschlag auf Tripolitanien zu entscheiden, oder ein für allemal seine Absichten auf diese letzte türkische Besitzung in Afrika aufzugeben. Wenn je die diplomatischen Verhandlungen am Vorabend des heutigen Abenteuers der Öffentlichkeit zugänglich werden sollten, so wird man aller Wahrscheinlichkeit nach in ihnen den Beweis finden, daß nicht freier Wille, sondern internationaler Zwang Italien nach Tripolis gedrängt hat. Man hat mit Tripolitanien als türkischer Provinz eine beständige Drohung für den europäischen Frieden aus dem Wege räumen wollen, und jede europäische Großmacht hat das wenig verheißende Land lieber Italien gegönnt als einem konkurrenzfähigeren Gegner.

Was die italienische Regierung seit Monaten kommen sah, hat sie der öffentlichen Meinung des Landes um so gewissenhafter verschwiegen, als sie von vornherein annehmen mußte, nicht auf großen Enthusiasmus zu stoßen. Als man dann den Zeitpunkt für geboten hielt, um den Stein ins Rollen zu bringen, da hat die bürgerliche Presse ein Kriegsgeheul angestimmt, als gälte es, die heiligsten Güter gegen frechen Überfall zu wahren. Das Papier

hat eine unglaubliche Geduld beweisen müssen. Die einen fingen von der römischen Weltherrschaft an, um aus ihr ein angestammtes Recht auf Tripolitanien abzuleiten. Die anderen schilderten das wasserarme Land mit seiner hafenlosen Küste als das Land der Verheißung, in dem der italienischen Tätigkeit reicher Lohn und fabelhafter Gewinn winkten. Wieder andere vergoßen Tränen des Grimmes über die Notlage der Araber und Berber, über die türkische Mißwirtschaft in Tripolitanien, über himmelschreiendes Unrecht, das Italien rächen mußte. Selbst mit kleinen jämmerlichen Geschichten von türkischer Provokation wartete man in zwölfter Stunde auf, als bereits italienische Kriegsschiffe auf dem Wege nach Tripolis waren. All diese Faselei und systematische Überhitzung der Gemüter äußerte sich dann in einem wohlfeilen patriotischen Rausch, der Italien auf den Spuren der Scipionen die Kultur und Gesittung nach Nordafrika tragen und dort unerschöpfliche Quellen des Wohlstandes erschließen, unermeßliches Unrecht rächen sah. Eine psychologische Studie über das Geschwafel der bürgerlichen Presse in dieser Periode dringender Stimmungsmache verlohnte wahrhaftig der Mühe und würde sicher einen Grad der Verachtung gegen die Feilheit der Ansichten und der Federn auslösen, den sonst die Betrachtung eines so kurzen Zeitraums kaum zu erzeugen vermag.

Wie hat sich nun in dieser Sachlage die sozialistische Partei verhalten? Zunächst und vor allem hat sie sich mehr als die bürgerlichen Parteien überrumpeln lassen. Ihr hat, bis die Dinge greifbar deutliche Gestalt annahmen, der Glaube an den Ernst der Sache gefehlt, sie hat ihn als zu absurd und zu ruchlos zurückgewiesen, wobei vielleicht eine unbewußte Überschätzung der eigenen Macht und des Einflusses der Massen mit im Spiele gewesen sein mag. Vor dem 19. September nahm die Kriegsdrohung nicht greifbare Gestalt an; am 21. wurde die Parlamentsfraktion durch ihren Sekretär in Bologna zu einer außerordentlichen Sitzung einberufen, an der auch der Parteivorstand und der Ausschuß der Konföderation der Arbeit teilnahmen. Inzwischen blieb die sozialistische Presse nicht müßig, sondern nahm in ihren beiden Tageszeitungen, dem „Avanti“ und dem Genueser „Lavoro“, mit größter Energie gegen das Kolonialabenteuer Stellung. In den Hunderten sozialistischer Wochenblätter, die in ganz Italien erscheinen, erhob sich ein einziger Schrei der Entrüstung und des Protestes. Jeder, der Gelegenheit hat, die italienische Parteipresse zu verfolgen, wird ihr unbedingt das Zeugnis ausstellen müssen, daß sie sich einmütig und in schärfster Form gegen das Kolonialabenteuer gewendet hat. An sozialistischer Empfindung hat es sicher nicht gefehlt.

Wie hat sich nun aber diese Ablehnung der Regierungsaktion in die Tat umgesetzt?

Es standen hier offenbar drei Wege offen: der des ordnungsmäßigen Protestes in Volksversammlungen und durch die Presse; die Proklamierung eines Generalstreiks mit dem ausdrücklichen und beschränkten Zweck der Massenkundgebung und der feierlichen Scheidung zwischen der Verantwortlichkeit der herrschenden Klassen und der des Proletariats, und schließlich die Proklamierung des Generalstreiks auf unbestimmte Dauer mit der Absicht, die Regierung zum Einhalten der Kriegsvorbereitungen, zum Zurückrufen des Geschwaders, zum Ablassen von der geplanten Expedition zu zwingen.

Die sozialistischen Abgeordneten waren in ihrer Mehrheit für die Demonstration in Volksversammlungen. Man hielt den Generalstreik für

zwecklos. Bissolati ging so weit, es antipathisch zu finden, wenn die Arbeiter streikten, während „unsere Soldaten vor dem Feinde stehen“. Die Beschlußfassung zugunsten der erwähnten mildesten Form des Protestes unterblieb, weil die Konföderation der Arbeit, die Zentralorganisation der italienischen Gewerkschaftsbewegung, sich für den demonstrativen Generalstreik aussprach. Und sie hat dies offenbar deshalb getan, weil ihre Leiter, trotzdem sie abgestempelte Reformisten sind, den Massen näher stehen und den Puls des proletarischen Empfindens deutlicher spüren als die sozialistischen Abgeordneten. Es kann nämlich durchaus nicht abgeleugnet werden, daß der Proteststreik auch ohne den Beschluß der Konföderation der Arbeit zustande gekommen wäre. Das italienische Proletariat ist gewöhnt, durch Niederlegen der Arbeit seinen Willen zum Ausdruck zu bringen: in Hunderten von Orten war der Streik beschlossene Sache, als er in Bologna proklamiert wurde. Die Konföderation übernahm die offizielle Verantwortung und die Führerschaft des Streiks, wofür man den in ihrem Ausschuß sitzenden Genossen Dank wissen muß: hätte aber die Konföderation anders gehandelt, so wären die Massen ruhig über sie weggeschritten. Das Prestige des Streiks, aber mehr noch das der Konföderation, wäre dadurch geschmälert worden.

Wenn aber die Konföderation nicht weniger tun konnte, so könnte vielleicht der Gedanke auftauchen, daß sie hinter dem Möglichen zurückblieb und mehr zu tun verpflichtet war. Konnte und durfte sie einen Generalstreik auf unbestimmte Dauer mit dem ausdrücklichen Zweck, die Rüstungen unmöglich zu machen und die Regierung zum Aufgeben ihres Planes zu zwingen, den Massen vorschreiben? Ich glaube nicht. Der Versuch wäre meiner Ansicht nach aussichtslos gewesen und hätte zu nichts anderem geführt als zu unnützem Blutvergießen. Es wäre kindisch, wollte man sich einreden, das organisierte Proletariat Italiens sei heute imstande, der organisierten Macht des Staates wirksam die Stirn zu bieten. Das syndikalistische „Komitee der direkten Aktion“, von dessen Existenz man übrigens bisher recht wenig gemerkt hatte, hat den „Generalstreik bis zum äußersten“ proklamiert und sich vielleicht auch in dem Wahne gewiegt, diesen Beschluß ernst genommen zu sehen, aber die Massen, auch die den Syndikalisten anhängenden, haben sehr gut verstanden, daß ein solches Beginnen aussichtslos war und keinen anderen Ausgang haben konnte als den, ein Vorspiel der Kriegsgreuel nach Italien zu verlegen und das Proletariat noch wehrloser den modernen Waffen preiszugeben, als Tripolitaner und Türken ihnen preisgegeben sein werden.

Wer das Proletariat stark genug glaubt, um die herrschende Klasse in einem Moment höchster Kraftanspannung, wie ihn die Kriegsvorbereitungen darstellen, zum Einhalten zu zwingen, der muß es auch für die Revolution reif halten. Aber reif für die Revolution ist nur das Proletariat, das die Anhänger seines Ideals auch im Heere hat. Nur eine Bewegung, die über einen Teil der Soldaten verfügt, kann am Vorabend eines Krieges diesem erfolgreich Halt gebieten: solange der Proletarier im Kittel mit dem Proletarier im bunten Tuche als dem wirksamsten Werkzeug der herrschenden Klasse zu rechnen hat, kann er nicht daran denken, in entscheidender Stunde gewaltsam der offiziellen Politik seines Landes in die Zügel zu fallen. Ich halte dafür, daß am Vorabend des tripolitanischen Unternehmens das italie-

nische Proletariat nach dem Maße seiner Kräfte seine Pflicht getan hat. Jedenfalls hat die Arbeiterschaft keines anderen Landes den Kolonialabenteuern ihrer Regierungen energischeren Widerstand entgegenzustellen gewußt als die italienische durch den Streik vom 26. und 27. September.

* * *

Wenn aber die Massen das Ihre getan haben, so folgt daraus nicht, daß die Partei es gleichfalls getan hat. Man muß hier scheiden zwischen der Partei als offizieller Körperschaft, die in dem Parteivorstand ihre Vertretung und ihren höchsten Ausdruck findet, und der Partei als Masse des im sozialistischen Geiste organisierten Proletariats.

Der Parteivorstand hat sich an der Protestaktion offiziell gar nicht beteiligt. Es ist mir noch heute unverständlich, wie der Vorstand, der doch in wenigen Wochen in Modena der Gesamtpartei wird Rechenschaft ablegen müssen, es fertig gebracht hat, bei der Zusammenkunft in Bologna durch moralische Abwesenheit zu glänzen. In Bologna hat die Konföderation der Arbeit und die Parlamentsfraktion je eine Resolution angenommen: der Parteivorstand hat geschwiegen. Die ganze Geschichte der modernen Arbeiterbewegung weiß vielleicht von keinem Falle, in dem das vornehmste Organ der Partei in entscheidender Stunde zugunsten von Hilfsorganen oder unberufenen Körperschaften in solcher Weise abgedankt hätte.

Denn es kann nicht laut genug gesagt werden, daß die Konföderation der Arbeit nicht befugt war, einen politischen Generalstreik zu proklamieren. Es steht dies im Widerspruch zu ihrem Statut, wie es im Widerspruch zu den Abmachungen mit der Partei steht. Auf keinen Fall durfte der Parteivorstand dieses Eindringen der Gewerkschaftsbewegung in sein eigenstes Gebiet dulden. Dem Parteivorstand wird jeder, selbst der eifrigste Reformist, das traurige Zeugnis ausstellen müssen, daß er als Körperschaft, als offizieller Bewahrer des ideellen Sieges der Partei ganz und vollkommen versagt hat.

Auf der anderen Seite darf man aber nicht verkennen, daß alles, was an Widerstand gegen den Kriegszug aufgeboten worden ist, von der sozialistischen Partei und ihren Mitgliedern aufgeboten wurde. Hier und da sind die Syndikalisten, vereinzelt auch die Republikaner und Anarchisten, zu uns gestoßen, aber immer war es die Partei, die nicht nur die Kerntruppen, sondern auch die Masse der Streikenden und der Demonstranten stellte. Wo die Partei stark ist, da war auch der Proteststreik stark, einmütig und imponierend, so namentlich in der Romagna und der Emilia. Die bürgerlichen Blätter und die Zensur mögen noch so sehr die Tatsachen verfälschen und die Wirklichkeit ableugnen: das Faktum bleibt bestehen, daß in der ganzen Romagna und Emilia, von den Städten bis in die kleinste Landgemeinde gestreikt worden ist, und zwar hat sich der Streik auf Verkehrsmittel, Beleuchtung und alle öffentlichen Dienste erstreckt, er war ein Anhalten des wirtschaftlichen Atems, dem einzig die vorgeschriebene kurze Dauer die beängstigende Wirkung nahm.[1]

[1] Es ist fast unmöglich, einen halbwegs genauen Überblick über das Machtaufgebot d[es] Generalstreiks zu gewinnen. Der „Avanti“, der als einzige Quelle in Betracht komm[t], brachte aus 125 Orten Berichte über vollständiges Gelingen und einmütige Durchführu[ng] des Generalstreiks. Aber es ist zu bedenken, daß einmal diese Berichte notwendig unvo[ll]ständig sind, daß weiter viele große Städte, so Turin, Genua, Bologna, Ravenna, Padu[a], Modena usw., sich in dieser Zahl befinden, und schließlich, daß viele Berichte aus der Pr[ovinz]

Schwach war der Streik, wo die Partei schwach ist. Entscheidend für die offizielle Beurteilung der Bewegung war vor allem die geringe Einmütigkeit in der Durchführung des Ausstandes in der Hauptstadt. Das römische Proletariat, wenig zahlreich und schlecht organisiert, ist in hohem Maße sentimental und von der Stimmung des Augenblicks abhängig. Unter diesen Umständen hat vor allem das Verhalten der Trambahner, die den Dienst aufrechterhielten, das römische Fiasko verschuldet. Wären die Trams nicht ausgelaufen, so wäre die Streikorder, die vielen gar nicht rechtzeitig zuging, allein durch diese Tatsache sofort verbreitet worden. Aus dem Fehlen der Verkehrsmittel hätte sich die weitere Arbeitseinstellung von selbst ergeben. So ist dieser Mißerfolg hauptsächlich der starken klerikalen Gegenorganisation der Trambahner zu danken. Ob in Venedig, wo der Ausstand weit hinter den Erwartungen zurückblieb, die Tatsache daran schuld sein kann, daß das Gros des Proletariats aus Arsenalarbeitern besteht, mag dahingestellt bleiben. In Mailand war die verfrühte Proklamierung der Bewegung nicht günstig. Immerhin sind aber die Mißerfolge der Protestkundgebung übertrieben und vervielfältigt, ihre völlige und imponierende Durchführung hartnäckig verschwiegen worden. Nirgends ist von proletarischer Seite ein Schimmer von Sympathie für den Kolonialrummel laut geworden. Wenn die Regierung fähig und willig wäre, aus dem Proteststreik Lehren zu ziehen, so würden diese sicher nicht ermutigend für sie sein. Denn, wenn das Proletariat heute, wo Kleinbürgertum und Bourgeoisie kriegswütig sind und sich schier kindischen Illusionen hingeben, auf eine Proteststreikorder so reagiert hat, dann ist es nicht schwer, sich vorzustellen, wie sich dieselbe Masse verhalten wird, falls der bürgerliche Enthusiasmus zurückebbt und ein Mißerfolg den proletarischen Befürchtungen Gestalt und Suggestionskraft verleihen sollte. In Poggibonsi hat man die Abfahrt der Reservisten verhindert, indem sich Frauen und Kinder vor den Zug legten. Wenn so etwas geschieht, solange noch die ganze Bourgeoisie Hurra schreit, so kann man sich ungefähr ausmalen, was bei einem allgemeinen Stimmungsumschlag erfolgen könnte.

Ein Grund zu ernster Sorge ist der Ausgang der Protestbewegung für die Regierung ohne Zweifel. Daß er die Rüstungen verzögert hat, war nur eine unbeabsichtigte, wenn auch willkommene Nebenerscheinung. Man hat nämlich die Truppenbewegungen aus Rücksicht auf die Protestaktion mehrere Tage verzögern müssen.

Ganz anders hätte sich der Streik dargestellt, wenn die Eisenbahner an ihm teilgenommen hätten. Die Schuld daran, daß dies nicht geschah, trifft aber in keiner Weise das organisierte Personal. Die Nichtbeteiligung der Eisenbahner ergab sich aus dem rein demonstrativen Charakter des Ausstandes. Ganz abgesehen davon, daß es unmöglich gewesen wäre, einen am 25. proklamierten Generalstreik bis zum Morgen des 27. im Eisenbahnbetrieb durchzuführen, ist ein vierundzwanzigstündiger Eisenbahnerstreik ein Unding, ja eine Parodie. Jede Bewegung, die sich auf die Eisenbahner erstreckt, gewinnt dadurch einen revolutionären Charakter. Einen revolutionären

vinzialhauptstadt kamen und sich auf die ganze Provinz bezogen, so aus Reggio Emilia, Bologna, Modena, Padua und mehreren anderen. Es darf auch nicht vergessen werden, daß man in Italien den Begriff des Generalstreiks stets auch auf den Ladenschluß ausdehnt, und wo dieser unterbleibt, von unvollständiger Durchführung zu sprechen pflegt, während doch das Schließen der Läden mehr der Ausdruck der Furcht als der Solidarität zu sein pflegt.

Generalstreik gegen das tripolitanische Abenteuer zu proklamieren, war aber nicht die Absicht der Konföderation, wie es nicht die Absicht des Proletariats war, ihn durchzuführen. Einen Vorwurf kann nur der daraus ableiten, der in der italienischen Arbeiterschaft heute die Kräfte zu einer revolutionären Bewegung voraussetzt. Wer dies nicht tut, der muß es recht und billig finden, daß die Massen und ihre Führer sich nicht dazu hinreißen ließen, ihrem ohnmächtigen Grimm durch zwecklose Menschenopfer eine tragische Feierlichkeit zu verleihen.

Was den Parteivorstand betrifft, so hat er also — dies scheint mir aus den Tatsachen zu folgen und nicht Ansichtssache zu sein — ganz und vollkommen versagt. Die Parlamentsfraktion hat es vor dem Parteivorstand voraus, wenigstens nicht abwesend und nicht stumm gewesen zu sein. Deshalb gibt ihr Verhalten der Kritik Ansatzpunkte, während beim Parteivorstand überhaupt nichts zu kritisieren ist. Die Fraktion hat sich zunächst nicht durch selbständiges Handeln ausgezeichnet: sie war in ihrer Mehrheit gegen den Streik und hat sich doch zur Annahme einer Resolution entschlossen, die den Streik sanktioniert.[1] Auf alle Fälle finden wir sie also im Schlepptau der Konföderation der Arbeit. Daß sie gute Miene zum bösen Spiel gemacht hat und sich für den Streik erklärt hat, den sie mißbilligte, ist vielleicht nicht

[1] Die beiden Resolutionen, die eigentlich die einzigen offiziellen Dokumente der sozialistischen Protestaktion sind, seien dieser ihrer Wichtigkeit halber in wörtlicher Übersetzung wiedergegeben. Die Resolution Turati, die nach Kenntnisnahme der Absichten der Konföderation der Arbeit einstimmig angenommen wurde, lautet:

„Gegenüber der unverkennbaren Absicht der Regierung, eine militärische Besetzung Tripolitaniens durchzuführen, die weder durch Rechtsgründe noch durch rechtschaffene materielle Interessen der Nation gerechtfertigt ist, wirtschaftliche und finanzielle Drohungen einschließt und jede wirksame demokratische Politik und Gesetzgebung hemmen würde, erhebt die sozialistische Parlamentsfraktion den energischsten Einspruch im Namen der Interessen des Vaterlandes und vor allem der arbeitenden Klassen. Die Parlamentsfraktion hebt hervor, daß diese falsche Kolonialpolitik, Maske und Werkzeug eines neuen Protektionismus und neuen Schmarotzertums, größerer militärischer Vergeudungen und einer vorbedachten Wendung der inneren Politik, nichts gemein hat mit der gesunden Kolonialexpansion der Nationen, die sie nachäffen will; sie fordert, auf daß jeder in dieser ernsten Stunde sein Maß an Verantwortlichkeit auf sich nehme, die sofortige Einberufung des Parlaments.

Indem sie dem Gefühl des Protestes und der Entrüstung beipflichtet, das die heutigen Kundgebungen des Volkes und des Proletariats beseelt, lädt die Parlamentsfraktion angesichts des Beschlusses der Konföderation der Arbeit die organisierten Arbeiter ein, den Generalstreik in den Grenzen der strengsten Disziplin und innerhalb der kurzen Zeitspanne zu halten, die ihm durch den Beschluß der Konföderation zugewiesen wurden, und deren Überschreiten, den Absichten zum Trotze, heute kein anderes Ergebnis zeitigen würde als die Verstärkung der militaristischen und reaktionären Strömungen, die unsere Flotte nach Tripolis treiben; die Parlamentsfraktion fordert dagegen die Arbeiter auf, ihre Organisationen zu stärken und sich in ihnen für den Kampf auf politischem Gebiet vorzubereiten, und weist darauf hin, daß gerade das Fehlen der Arbeiterschaft auf diesem Gebiet der wahre und einzige Grund ist, der die heutigen wahnwitzigen Unternehmungen der Regierung und der Klassen möglich macht, die noch immer die parlamentarische Mehrheit monopolisieren."

Das Votum der Konföderation der Arbeit, das nach dieser Resolution angenommen wurde, hat folgenden Wortlaut:

„Voll Genugtuung über die Zustimmung der Parlamentsfraktion zu den von der Konföderation vertretenen Ansichten über die Notwendigkeit, dem expansionistischen Wahnsinn eine großartige und energische Volkskundgebung entgegenzustellen, die dem Protest des arbeitenden und mit seiner Person einstehenden Teiles der Nation Ausdruck verleihe, fordert die Kon-

ihr schlimmster Fehler. Die Fraktion hat dadurch die Einmütigkeit des Proletariats gefördert, aber sie hat auch gleichzeitig ihr reformistisches Nur-Gewerkschaftlertum praktisch betätigt, indem sie die Entscheidung der Konföderation ihrem eigenen Ermessen überordnete.

Viel ernster und schwerwiegender ist meiner Ansicht nach der Umstand, daß die Fraktion nicht sofort mit dem Ministerium gebrochen hat und nicht zur Opposition übergegangen ist, welcher Übergang sogar von Turati vorgeschlagen wurde. Daß die sozialistische Parlamentsfraktion fortfährt, ministeriell zu bleiben, während das Kabinett sich bei geschlossener Kammer in ein Kolonialabenteuer stürzt, ist unerhört und grenzt ans Unglaubliche. Genosse Treves war besorgt, daß der Generalstreik von den Gegnern als ein Akt des Verrats aufgefaßt werden würde. Was ist aber der Ministerialismus der Parlamentsfraktion anders als ein wahrer und echter Verrat am Proletariat und seinem klar zum Ausdruck gekommenen Willen?

Ausschlaggebend war hier, soweit sich aus den sehr unvollständigen Berichten ersehen läßt, die Besorgnis um die Wahlrechtserweiterung. Die Fraktion hat die fixe Idee, daß die Wahlrechtsreform mit dem Ministerialismus der Sozialisten steht und fällt. Ganz abgesehen davon, daß diese Auffassung eine übermäßige Einschätzung der parlamentarischen Kräfte unserer Partei bedeutet, schließt sie eine taktische Ungeheuerlichkeit ein: nach diesem Muster könnte jede Regierung die Partei am Gängelbande führen. Es genügte dann, daß sie etwas recht Schönes verspräche, allgemeines Wahlrecht, allgemeine Pensionsberechtigung oder was weiß ich, um alle oppositionellen Kräfte der Partei lahmzulegen. Aus Angst, das Versprochene zu verlieren, müßte die Fraktion zu allem „ja“ sagen, zur größten Dummheit, zum ruchlosesten Spiel mit dem Leben und den Gütern der Massen, sie müßte „ja“ sagen bis zu dem berühmten für das Versprechen fälligen Termin, der in unserem Falle nach dem tripolitanischen Abenteuer noch Zeit zu einem zweiten Kolonialkrieg übrig läßt. Die Sache erinnert merkwürdig an die Reutersche Wette: unsere Fraktion wird weiter „hier geiht he hin, da geiht he hin“ sagen, während Giolitti dem Proletariat einen Streich nach dem anderen spielt. Wenn sie etwa aufhörte, gewissenhaft weiter zu zählen, so würde sie ja des hohen Einsatzes verlustig gehen, um den die berühmte „Wedd“ sich drehte!

Die Haltung der organisierten Massen hat in allem dem entsprochen, was man vernünftigerweise verlangen konnte. Wenn Parteivorstand und Fraktion nicht gut abschließen, so darf man bei Einschätzung der sozialistischen Aktion nicht vergessen, daß die Konföderation der Arbeit ihren Mann gestanden hat, daß sie schnell bei der Hand war, ihr Teil an Verantwortung ruhig und entschlossen auf sich genommen hat und in folgerichtiger Aktion vom 20. September an die Opposition gegen das Kriegsabenteuer geführt und gelenkt hat. Und diese Konföderation der Arbeit ist ja Fleisch vom Fleische der Partei und Blut vom Blute des Sozialismus. Was in der Konföderation lebt und arbeitet und organisiert, das sind Parteigenossen: was sie zum

föderation der Arbeit alle Arbeiterorganisationen Italiens auf, am Morgen des 27. September die Arbeit zu verlassen und in einen vierundzwanzigstündigen Generalstreik zu treten, zu würdigem Protest der gekreuzten Arme, der sich von jeder Gewalttat fernhält und als hohe und feierliche Mahnung der Regierung und den herrschenden Klassen zeige, daß das Volk ein wachsamer Hüter der errungenen Fortschritte und des eigenen Rechtes ist.“

Führer der Protestaktion berief, das waren nicht gewerkschaftliche, sondern sozialistische Interessen, nicht gewerkschaftliches, sondern sozialistisches Verantwortungsgefühl. Die Partei mit ihren leitenden Organen — mit Ausnahme der Presse — schließt schlecht ab: der italienische Sozialismus nicht.

* * *

Zuletzt wollen wir noch kurz des Geistes gedenken, in dem die sozialistische Presse ihre Kampagne geführt hat, und des Verhaltens der — ziemlich belanglosen — sozialistischen Fronde. Der „Avanti" hat sich von vornherein auf den prinzipiellen Standpunkt gestellt, daß das Proletariat unter allen Umständen gegen den Krieg Stellung zu nehmen hat, und daß jedes Kolonialabenteuer, soweit es der Gewalt zu seiner Durchführung bedarf, den Interessen und der Idealität der arbeitenden Klasse zuwiderlaufe. Er hat das Ultimatum als ein „Meisterwerk kolonialen Brigantentums" bezeichnet, „das vielleicht in der Geschichte des internationalen Raubwesens ohnegleichen ist". Er hat die barbarische Politik des „die Börse oder das Leben", die das offizielle und bürgerliche Italien inauguriert hat, für unheilvoll und gefahrdrohend erklärt, um dann fortzufahren: „Aber auch hiervon abgesehen, ist uns als Sozialisten unser Urteil und unsere Pflicht vorgezeichnet, als den Sachwaltern der wirklichen und tiefliegenden Interessen der großen arbeitenden Masse und der wahren Bedürfnisse einer demokratischen Kultur. Vor allem haben wir die Pflicht, gegen die verderblichen und zerstörenden Einflüsse Front zu machen, die sich im Bewußtsein der Massen durch das Beispiel des zynischsten und frechsten Faustrechts und durch die Ansteckung an ihm geltend machen können: jenes Faustrechts, das alle großen und menschlichen Triebkräfte des sozialen Aufstiegs und der Revolution negiert."

Etwas anders hat der Genueser „Lavoro" seine Stellungnahme begründet. Er hat zunächst auf die wirtschaftliche Sinnlosigkeit des Unternehmens hingewiesen und hat betont, daß der Kapitalaufwand, den die Erschließung von Tripolitanien erfordern wird, viel fruchtbarer für Italien selbst gemacht werden könnte. „Wenn die Vaterlandsliebe darin besteht, dafür zu wirken, daß in unserem Lande eine reiche Blüte der Kultur aufgehe, so fühlen wir uns im tiefsten Sinne als Patrioten, wenn wir unsere Stimme gegen eine Aktion erheben, die die Nation ärmer machen wird, ihr Blut entzieht, ihre Entwicklung hintanhält, um ihre Kräfte auf unfruchtbarer Scholle zu vergeuden, die vielleicht nie Frucht tragen wird und auf alle Fälle auf ein halbes Jahrhundert all unsere Kraftquellen mit Beschlag belegt." Der vollendeten Tatsache gegenüber hat dann die Haltung des „Lavoro" sich in entscheidender Weise von der des „Avanti" getrennt. Er hat in einem langen Artikel noch einmal die Schädlichkeit des Unternehmens für die Ökonomie des Landes und die des Proletariats betont, um dann zu dem folgenden Schlusse zu kommen:

All das mußten wir sagen — all das und vor allem die Vernichtung der Hoffnungen auf soziale Reformen haben die Arbeiter durch ihre Protestaktion der herrschenden Klasse schon zum Vorwurf gemacht. Für heute haben wir unsere Pflicht getan. Die Fahne Italiens wird auf der Nordküste Afrikas wehen. In diesem Augenblick hat jeder Italiener nur eine Empfindung: daß das Schicksal Unheil und Schande von unserem Lande abwehren möge. Wir glauben, daß ein Irrtum begangen wird, aber die Folgen des Irrtums lassen sich heilen. Schande dagegen ist unaustilgbar. Nach vollendeter Eroberung wird unsere Partei auf ihrem Platze sein, als wachsamer Hüter der Volksrechte, um jedem sein Maß an Verantwortlichkeit zuzumessen

und die Entfesselung der Habgier zu verhüten. Heute, wo die Kanone donnert, muß jeder Zwiespalt schweigen, und in allen Herzen kann nur ein Wunsch sein: für den Sieg Italiens („Lavoro“ vom 30. September).

Eine derartige doppelte Buchführung, die ein Unternehmen mißbilligt und ihm doch Gelingen wünscht, habe ich in keiner anderen Parteizeitung gefunden. Die „Critica Sociale“, die man wohl heute als Organ des gemäßigten Reformismus bezeichnen kann, hat bis jetzt zu der vollendeten Tatsache noch nicht Stellung genommen. Ein Artikel Turatis in der Nummer vom 15. September, zur Zeit also, als keiner noch recht an die Möglichkeit des Abenteuers glauben konnte, bezeichnet dieses als einen so offenkundigen und kolossalen Mißgriff, dessen natürliche Sanktion so schnell zum Schaden des Landes fühlbar werden müßte, daß man sehr schnell wieder zur Vernunft kommen würde. Die sozialistische Partei würde auf alle Fälle keinen Schaden dadurch erleiden. Sie würde mit einem Schlage der lebendige Ausdruck des gesunden Kulturstrebens der Nation werden und auf dem neuen Kampfgebiet jene Hilfsquellen und Anregungen finden, die die heutige Politik der Transaktionen und notwendigen Anpassungen ihr geizig vorenthält. Der Artikel schloß mit einer Drohung: „Wir glauben, und die Zeit ist da, dies nicht zu verschweigen, daß die sozialistische Partei und das organisierte Proletariat Italiens heute hinreichend Klassenbewußtsein und Kraft haben, um Widerstand zu leisten, und daß sie ohne Übermut und Tollkühnheit es mit den Großmäulern und ihrem Prahlen aufnehmen können und ihnen zurufen: Nur voran, meine Herren, wir sind bereit.“

Der „Sempre Avanti“, das Organ der Integralisten, nimmt in einem Artikel Paolonis (Nummer vom 1. Oktober) Stellung. Der Artikel führt aus, daß selbst der orthodoxeste Marxismus nicht unbedingt die koloniale Expansion verwirft. (? Die Redaktion.) Wenn der Kapitalismus zur Reife kommen müsse, um den Sozialismus zu ermöglichen, so müsse er sich alle Märkte der Welt erschließen. Prinzipielle Einwände könnten auch nicht vom völkerrechtlichen Standpunkt aus geltend gemacht werden, da Italien ja nicht einer freien Nation ihr Territorium abnehmen wolle, sondern nur erobertes Gebiet seinen Eroberern, den Türken, streitig mache. Die Tripolitaner hätten zweifellos dadurch zu gewinnen, daß sie unter italienische Herrschaft kämen. Man müsse also die Frage praktisch bewerten und sich fragen, ob das Unternehmen den erforderten Kraftaufwand wert sei; und diese Frage verneint Paolini.

Was die revolutionäre und intransigente Fraktion betrifft, so hat sie sich, wie auch die Konföderation der Arbeit, in einem Manifest an die Arbeiterschaft gewendet. In diesem wird ein Teil der Verantwortlichkeit für den heutigen nationalistischen Rausch den Reformisten zugeschoben. Ihnen sei es hauptsächlich zu danken, wenn das heutige Ministerium seinen derzeitigen Einfluß erlangen konnte. Sie hätten die Besorgnis der herrschenden Klasse vor dem Sozialismus abgeschwächt. „Nur ein nicht entarteter und nicht durch Bündnisse mit der Regierung kompromittierter Sozialismus kann dem Proletariat sagen, daß jede Kolonialeroberung, und somit auch die von Tripolis, nur eine Verstärkung der Ideen und Interessen der Bourgeoisie ist, die in unheilbarem Gegensatz zu den Ideen und Interessen des Proletariats stehen.“ Weiter macht das Manifest darauf aufmerksam, daß die Propaganda im Heer eines der besten Mittel ist, um Kolonialabenteuer zu verhüten. Es schließt mit folgenden Worten: „Den Matrosen und Soldaten, die zu dem dunklen

Unternehmen ausziehen, rufen wir die Worte der proletarischen Solidarität zu: Nieder mit dem Kriege, es lebe der Sozialismus, es lebe die Internationale der Arbeiter."

Im ganzen hat also der sozialistische Gedanke in dieser Stunde plötzlicher Abwehr nur bereits gebahnte Wege betreten. Von der absoluten Ablehnung des „Avanti", die den Krieg verwirft, weil sie jede Gewalttat mißbilligt, bis zu der Bekämpfung des Abenteuers als eines schlechten Geschäfts für die Nation und für das Proletariat, finden wir alle Abstufungen vertreten. Ein Wort zugunsten des Unternehmens ist mir in der italienischen Parteipresse nicht aufgestoßen.

Nun zu den Frondeurs, die anscheinend im Ausland mehr von sich reden gemacht haben als in Italien. Zunächst möchte ich jene nicht zu den Frondeurs rechnen, die eine friedliche Durchdringung von Tripolitanien für wünschenswert halten, wie dies Podrecca, Bonomi, Bissolati und andere tun. Daß Italien Interesse daran hat, Tripolitanien zu besitzen, unterliegt für mich gar keinem Zweifel. Das strategische Interesse ist handgreiflich, und daß ein Teil der italienischen Auswanderung und vor allem ein Teil der mit Geld zurückkehrenden Emigranten in Tripolitanien ein Betätigungsfeld finden könnten, wird niemand in Abrede stellen. Die Frage ist nur die — wenn wir hier die prinzipiellen Einwände weglassen —, ob der Besitz Tripolitaniens um den Preis eines bewaffneten Überfalls von Vorteil ist oder nicht. Keiner der angeführten Genossen hat diese Frage bejaht.

Zu den Frondeurs rechne ich auch nicht Giovanni Lerda, der in einem Interview gesagt hat, daß die Eroberung von Tripolitanien im Interesse der italienischen Bourgeoisie liege. Dies Urteil hängt von der Abschätzung der Kosten und des Vorteils ab. Ich persönlich halte dafür, daß die Eroberung nur im Interesse einer Kapitalistengruppe liegt, deren Kern der klerikale „Banco di Roma" bildet

Somit blieben als eigentliche Frondeurs nur die Sizilianer und vereinzelt nicht eben international bekannte Genossen. Die Sizilianer, so De Felice un Aurelio Drago, haben sich in den Kopf gesetzt, daß ohne die Eroberung Tri politaniens die sizilianische Schwefelindustrie zugrunde gehen müsse. Tripoli tanien hat Schwefellager, von deren Mächtigkeit man freilich nichts weiß die das so feinnasige internationale Kapital nie des Abbaus wert erachte hat, die aber als das große Unbekannte in dem Hirn der Sizilianer spuke Sie glauben, Italien müsse diese Schwefellager erobern, um die Konkurren auszuschalten. Nun liegt ja auf der Hand, daß die italienische Bourgeoisi Tripolitanien erobern will, um es zu verwerten. Sie wird also die Schwefe lager abbauen, falls der absolute Wassermangel der betreffenden Gelän dies erlaubt und rentabel erscheinen läßt. Auf die etwaige Schädigung de sizilianischen Industrie wird die betreffende italienische Aktiengesellschaft gena so seelenruhig pfeifen, wie dies eine englische, französische oder deutsche G sellschaft tun würde. Die Arbeiter wird sie von dort nehmen, wo sie sie a billigsten bekommt, also unter den Eingeborenen, und sie wird sich kein grau Haar über etwaige sizilianische Arbeitslosigkeit wachsen lassen. Die tripol tanische Begeisterung der sizilianischen Genossen beruht auf einem Denkfehle zu dem sich jener Lokalpatriotismus gesellt, der aus Tripolitanien eine A sizilianischer Dependenz machen möchte.

Was die anderen Frondeurs betrifft, so sind sie, offen gestanden, e durch diese ihre Stellung von der bürgerlichen Presse zu „angesehenen Part genossen" erhoben worden. Genosse Rossi-Doria in Rom ist ein tüchtig

Hygieniker und verdienter Stadtrat und meint, daß der italienische Bevölkerungszuwachs das Land zwinge, Kolonien zu erobern, und daß es seine Mission sei, das Banner der Kultur in barbarische Länder zu tragen. Das sind Quartanerargumente. Ein Literat, ein gewisser Monicelli, hat auch Sozialismus und tripolitanisches Abenteuer zu versöhnen gesucht, aber man kann unmöglich alle Einfälle von Leuten, die die Partei als Durchgangsstation benützten, dem italienischen Sozialismus zur Last legten. Sie gehören in den großen Hexenkessel, aus dem das bürgerliche Geschwafel dieser Tage aufsteigt.

Wenn die Erregung der ersten Stunde vorbei ist, wird sich sicher eine schärfere Unterscheidung der theoretischen und praktischen Ansichten herausbilden. Bis jetzt hat sich die Parteipresse gleichsam instinktiv wie ein Mann gegen den Krieg gewendet, mit alter Begründung gegen das neue Spiel, das Gefühl und die Interessen des Proletariats im Gegensatz zu denen der herrschenden Klasse zum Ausdruck bringend.

* * *

Überblickt man die Gesamtaktion des Proletariats, so muß man sagen, daß der Parteivorstand abwesend war, die Parlamentsfraktion nicht einmal das Wenige getan hat, was die Logik gebot, daß aber die Konföderation der Arbeit, also die sozialistische Zentrale der Gewerkschaftsbewegung dem Proletariat im Sinne des Sozialismus Führer und Leiter war. Gewiß hätte die Massenkundgebung wuchtiger und gewaltiger sein, gewiß hätte sie im Heere und in der Marine einen Widerhall haben können, wenn die Wurzeln der sozialistischen Überzeugung fester und ausgebreiteter wären, wenn unsere Propaganda sich der Jugend bemächtigt hätte, ehe der Staat seine Hand auf sie legt. Wenn wir früher mehr getan hätten, hätten wir jetzt mehr tun können: Die Drohung konnte stärker, die Hemmung der Kriegsvorbereitungen nachhaltiger sein. Aber man sage nicht, daß das italienische Proletariat versagt habe. Nach dem Maße seiner Organisation hat es mit Kraft und Hingebung dem sozialistischen Gedanken Ausdruck verliehen, freilich zu schwach, um Regeln vorzuschreiben, aber stark genug, um sich als politischer Faktor zur Geltung zu bringen. Wo es schwach war, da ist diese Schwäche eine Mahnung und ein Vorwurf für die Partei — die ganze Partei, nicht nur die Reformisten. Aber so schwach war es nicht, daß seine Protestaktion nicht eine Drohung für die Regierung dargestellt hätte, eine Drohung, die mit jedem Tage der Kolonialaktion an Nachhaltigkeit wächst und deren Wucht sich in die furchtbarste Wirklichkeit umsetzen könnte, falls die Millioneninteressen der Bankiers, die den Kriegszug wollten, ihm nicht alsbald ein schnelles Ende setzen.

Die Aktion der Masse.

Von **K. Kautsky.**

1. Das Wesen der Masse.

Es ist eine Binsenwahrheit geworden, daß die politischen und ökonomischen Kämpfe unserer Zeit immer mehr zu Massenaktionen werden. Die technische Entwicklung, namentlich das Wachsen der modernen Verkehrsmittel bringt immer größere Menschenmassen in engsten literarischen, politischen und ökonomischen Zusammenhang. So wie sie den Umfang der Heere und Flotten unaufhaltsam vergrößert, vermehrt sie die Mitgliederzahl der sozialdemo-

kratischen Partei und der Gewerkschaften, verwandelt sie lokale gewerkschaft-liche Vereinigungen in nationale und internationale, Fachvereine in Industrie-verbände, führt sie schließlich zu vereinten Aktionen von Partei und Gewerk-schaft. Auf der anderen Seite vermehren sich aber auch die Machtmittel der Regierungen, schließen sich die bürgerlichen Parteien zu Blocks zusammen, wachsen die einzelnen industriellen und kommerziellen Unternehmungen, ihr Zusammenschluß in Unternehmerverbänden, ihre Beherrschung durch einzelne Riesenbanken.

So werden die politischen und ökonomischen Kämpfe immer mehr zu Aktionen der großen Massen.

Das ist längst erkannt und heute allgemein anerkannt. Darüber soll hier nicht gehandelt werden. Ich erwähne diese Erscheinung nur, weil sie oft mit einer anderen zusammengeworfen wird, die ganz anderer Natur ist und deren stetes Wachsen in der modernen Gesellschaft keineswegs allgemein anerkannt, vielmehr lebhaft bestritten wird. Diese andere Erscheinung bildet die spontane politische oder ökonomische Aktion der unorganisierten, gelegentlich zusammenkommenden und dann wieder auseinandergehenden Volksmasse, der „Straße".

Diese Art Massenaktion ist etwas ganz anderes als die ersterwähnte Art. Damit, daß man feststellt, daß die politischen und ökonomischen Aktionen immer mehr zu Massenaktionen werden, ist keineswegs anerkannt, daß jene besondere Art der Massenaktion, die man kurz als Aktion der Straße bezeichnet, berufen ist, auch immer mehr eine große Rolle zu spielen. Einige unter uns bestreiten, andere behaupten es; die Argumentation der letzteren beruht aber meist auf einem Zusammenwerfen der beiden Arten Massenaktionen, so daß man ver-meint, mit der Notwendigkeit der einen habe man auch schon die der anderen erwiesen.

So einfach liegt die Sache aber nicht, und es lohnt sich gerade jetzt, nach den Unruhen in England, Frankreich, Österreich, sie ein wenig zu zergliedern.

Wir handeln also im folgenden nicht von der politisch oder gewerkschaft-lich organisierten Masse, sondern von jener Masse, die sich gelegentlich, durch bestimmte Veranlassungen getrieben, zur Bekämpfung bestimmter sie bedrücken-den Faktoren zusammenfindet. Organisierte Gruppen können in ihr vorkommen, werden selten ganz fehlen, machen aber nicht ihren Hauptbestandteil aus.

Das galt während der französischen Revolution, galt 1848, 1870 und jüng-während der russischen Revolution. Es würde auch heute noch in Deutschland gelten, wenn es zu Aktionen der gesamten Volksmasse käme. Bei der Zählung von 1907 fand man fast 12000000 Lohnarbeiter und Angestellte in Industrie und Handel — wir sehen hier von der Landwirtschaft ab. Daneben eine halbe Million Erwerbstätige in häuslichen Diensten, 1700000 in Staats- und Ge-meindediensten, 3400000 Berufslose. Ein großer Teil dieser Elemente ist zum „Volk" zu rechnen, zur Masse, die sich in erregten Momenten in den Straßen staut und ihnen ihre Physiognomie gibt. Aber daneben gehören auch viele der „Selbständigen" nicht zu den Schichten, die sich vom Volke bei solchen Gelegenheiten absondern, Heimarbeiter, kleine Meister und Krämer usw. Wir haben da nur die Erwerbstätigen betrachtet. Zum Volke, das sich bei Massen-aktionen auf den Straßen drängt, muß jedoch auch die große Masse der nicht erwerbstätigen, sondern im Hause beschäftigten Frauen der ärmeren Bevölke-rung gerechnet werden.

Auch wenn wir von der landwirtschaftlichen Bevölkerung und den Kindern absehen, dürfen wir die Volksschicht, die bei Massenaktionen in Deutschland in Frage kommen könnte, auf rund dreißig Millionen berechnen. Davon sind rund ein Zehntel gewerkschaftlich organisiert, wobei wir nicht bloß die freien Gewerkschaften, sondern auch christliche, Hirsch-Dunckersche und unabhängige Vereine rechnen. Eine Aktion der großen Masse wäre also auch heute noch überwiegend eine Bewegung unorganisierter Elemente, und sie wird es noch lange bleiben, vielleicht so lange, als die kapitalistische Produktionsweise dauert. Selbst bei einer Verdopplung und Verdreifachung der Zahl der Organisierten würden die Unorganisierten in der Masse noch erheblich überwiegen.

Da ist wohl die Frage am Platze: Was kann diese unorganisierte Masse als solche leisten? Was haben wir von ihr zu erwarten?

Den meisten Beobachtern erscheint die Masse als ein mystisches Wesen; je nach ihrer Parteistellung betrachten sie die einen als den leibhaftigen Gottseibeiuns, die anderen als den wahren Gott, der die Menschheit erlösen wird. Ein italienischer Professor, Anhänger Lombrosos, Scipio Sighele, hat in einem Buche die „Psychologie des Auflaufs und der Massenverbrechen" untersucht und gefunden, daß das Individuum, wenn es sich in der Masse befindet, zu den schlimmsten Verbrechen neigt und sich leicht zu solchen hinreißen läßt, an die es, losgelöst von der Masse, gar nicht denken würde. Fast um dieselbe Zeit wie dieses Buch erschien ein anderes über die „Psychologie der Massen" (Psychologie des foules, 1895) von einem Dr. G. Le Bon, das weniger die Kriminalität der Massen betonte, dafür aber ihrer Intelligenz das schlechteste Zeugnis ausstellte: Die Masse, behauptet er, ist ohne Vernunft, wird durch Leidenschaften, Suggestionen, zufällige Anlässe zu den verrücktesten Taten angepeitscht. Selbst hochintelligente Individuen werden sinnlos, wenn sie sich in einer Masse befinden.

Damit glaubte der gelehrte Doktor namentlich die proletarischen Massen zu treffen, aber er dehnt sein hartes Urteil auf jede Vereinigung aus, selbst wenn sie nur ein Dutzend Menschen umfaßt. Parlamente und Geschworenengerichte kommen bei ihm nicht viel besser weg als die Masse, so daß man annehmen müßte, die Intelligenz sei etwas, was bei fast allen menschlichen Betätigungen ausgeschaltet ist, denn fast alle gehen in Gesellschaft mehrerer Menschen und nicht in der Einsamkeit vor sich.

Diesen wegwerfenden Urteilen über die Masse stehen aber auch eben so verhimmelnde gegenüber, namentlich bei französischen und russischen Revolutionären. Es sind die Erfahrungen der großen Revolution, die sie zu ihrer überschwenglichen Verherrlichung der Masse führen. Ihren jüngsten Ausdruck fand sie in der übrigens meisterhaft geschriebenen Geschichte der französischen Revolution von Peter Krapotkin, deren Leitmotiv diese Verherrlichung bildet. Im Gegensatz zu Herrn Le Bon erklärt Krapotkin, die Masse besitze eine weit höhere Intelligenz als die einzelnen Politiker.

Auf Schritt und Tritt findet man in seinem Buche Urteile wie folgendes:

> Das Volk hat immer ein richtiges Gefühl von der Lage, selbst wenn es dieses Gefühl nicht korrekt ausdrücken und seine Befürchtungen nicht mit gebildeten Gründen motivieren kann; und es erriet unendlich viel besser als die Politiker die Komplotte, die in den Tuilerien und den Schlössern gesponnen wurden.

Das ist genau das Gegenteil dessen, was die Herren Sighele und Le Bon gefunden haben. In einem aber stimmen alle Beobachter der Masse überein:

Sie erkennen in ihr eine weit gewaltigere Kraft als die bloße Addition d Kräfte der Individuen, die sie zusammensetzen. Oder richtiger gesagt, da Individuum entwickelt in der Masse Kräfte, die weit über das Maß hinau gehen, dessen es in der Isoliertheit fähig wäre. In der Masse agieren wird es kühner, selbstloser, aber auch rücksichtsloser und reizbarer, als es i der Vereinzelung wäre.

Das ist eine Eigentümlichkeit, die nicht dem Menschen allein innewohn. Er teilt sie mit den anderen sozialen Tieren, wie man schon seit langem b- obachtet hat. So bemerkt Espinas in seinem Buche über „Die tierischen G- sellschaften“:

Die Wut der Wespen wächst mit ihrer Zahl. Die Wirkungen der Zahl auf d lebenden Wesen sind sehr merkwürdig. Man weiß jetzt, daß der Mensch in der Ei- samkeit weder so fühlt noch so denkt wie in einer Menge, und ein berühmt Kritiker hat häufig die Beobachtung gemacht daß im Theater die Zuschauer ledigli durch die Menge zu ganz anderen werden, als jeder für sich sein würde. ... I jeder Vereinigung fühlender Wesen teilt sich nicht nur die Bewegung eines einzig allen mit, sondern die allgemeine Bewegung wird auch um so stärker, je größer d Menge ist (S. 345 bis 347).

Er zitiert darauf Forel, der beobachtete:

Der Mut jeder Ameise nimmt bei derselben Form im geraden Verhältnis m der Zahl ihrer Gefährten oder Freunde zu und ebenso im geraden Verhältnis a, je isolierter sie von ihren Gefährten ist. Jeder Bewohner eines sehr volkreich Ameisenbaus ist viel mutiger als ein im übrigen ganz gleicher aus einer sehr klein Bevölkerung. Dieselbe Arbeiterin, die sich inmitten ihrer Gefährten zehnmal tö läßt, wird sich außerordentlich furchtsam zeigen, die geringste Gefahr vermeid, selbst vor einer viel schwächeren Ameise fliehen, sobald sie sich zwanzig Schritte v ihrem Bau allein befindet.

Espinas bezieht diese Beobachtungen auf alle „fühlenden Wesen“, es lieg aber nur Mitteilungen darüber für soziale Tiere vor, und sie können si naturgemäß nur auf solche beziehen. Raubtiere, die vereinzelt herumschweif, sind schon durch ihre Lebensbedingungen darauf angewiesen, das Maxim an moralischer wie physischer Kraft, dessen sie fähig sind, allein zu entfalt. Bei solchen Tieren ist ein hinzukommender Gesellschafter nicht ein Hel, sondern ein Konkurrent um die Beute, der mit Mißtrauen und Übelwoll angesehen wird — wenn er nicht etwa dem anderen Geschlecht angeh. Nur bei sozialen Tieren, die durch ihre Lebensbedingungen darauf angewie sind, einander zu helfen, füreinander einzutreten, kann die Masse erhebe, anfeuernd und erregend wirken.

Diese biologischen Faktoren, die in der Masse wirken, werden noch v- stärkt durch die besonderen historischen Umstände, unter denen sie in Akt tritt. Die Menge Individuen, die sich gewöhnlich in den Straßen drän und von denen jedes ein anderes Ziel hat, ist noch keine agierende Ma. Damit sie eine solche wird, dazu ist es notwendig, daß alle die einzeln, die da zusammenkommen, der gleiche Wille beseelt. Woher rührt diese Üb- einstimmung bei einer unorganisierten Masse von Leuten, die einander a- solut nicht kennen, sich nicht verständigt haben, aus den verschiedensten Qu- tieren zusammentreffen? Diese Übereinstimmung des Willens oder diese - stickung jedes einzelnen, besonderen Willens durch den Massenwillen ersch den Verächtern der Masse als ein besonders bemerkenswertes Zeichen ih Tiefstandes.

So sagt Herr Le Bon:

Die Lähmung der bewußten Persönlichkeit, das Überwiegen der unbewußten Persönlichkeit, die Bestimmung des Handelns durch Suggestion und Ansteckung von Empfindungen und Ideen gleicher Art, die Tendenz, die suggerierten Empfindungen sofort in die Tat umzusetzen, das sind die charakteristischen Merkmale des Individuums in der Masse. Es ist nicht mehr es selbst, es ist ein Automat, den nicht mehr sein Wille leitet.

So steigt der Mensch um mehrere Stufen auf der Stufenleiter der Zivilisation herab, durch die bloße Tatsache, daß er den Teil einer organisierten Masse ausmacht.[1] Isoliert ist er vielleicht ein feingebildetes (cultivé) Individuum, in der Masse ist er ein Barbar, einer, der von Instinkten geleitet wird (S. 20).

Suggestion und Ansteckung sollen die Einheit des Willens der agierenden Masse erklären. Wenn man aber fragt, woher Suggestion und Ansteckung kommen, wer denn suggeriert und ansteckt, dann verstummt plötzlich unser tiefgründiger Massenpsycholog.

Die Ansteckung, sagt Le Bon, ist eine Erscheinung, leicht zu konstatieren, aber unerklärt, man muß sie mit hypnotischen Erscheinungen in Verbindung bringen, die wir gleich untersuchen wollen.

Bei dieser Untersuchung kommt indes nur heraus, daß die geistige Ansteckung eine Wirkung der Suggestion darstellt. Diese letztere erscheint Le Bon als die wichtigste Ursache der geistigen Eigenart der Masse. Wenn wir aber erfahren wollen, woher die Suggestion rührt, so werden wir kurz damit abgespeist, daß sie eine „Folge von Ausströmungen ist, die frei werden (par suite des effluves, qui s'en dégagent) oder aus irgend einer anderen Ursache stammt, die wir nicht kennen".

Mit anderen Worten, Ansteckung und Suggestion sind in diesem Zusammenhang nichts als gelehrt sein wollende Redensarten, hinter denen nicht die mindeste Erkenntnis steckt. Die Massensuggestion oder der einheitliche Wille der Masse, das sind nur zwei verschiedene Namen für dasselbe Ding. Herr Le Bon erklärt, dieser einheitliche Wille stamme aus dem einheitlichen Willen, der aus magnetischen Ausströmungen oder anderen Ursachen stammen mag. Die Sinnlosigkeit dieser Erklärung wird nur dadurch versteckt, daß der Leser glaubt, hinter dem Worte Suggestion stecke eine besondere Weisheit.

Es gibt in der Tat nichts Abgeschmackteres als diese Art Auffassung des Wortes von der Massensuggestion. Jede experimentell festgestellte Suggestion beruht auf der persönlichen Einwirkung eines Individuums auf ein anderes. Wo soll diese Einwirkung in der Masse herkommen? Durch einen Redner? Aber selbst wenn ein Redner von einer Tribüne herab spricht, wird er unter freiem Himmel nur von den Zunächststehenden verstanden. Wir finden indes einen einheitlichen Willen agierender Massen auch unter Umständen, wo es ganz unmöglich war, daß einzelne Redner zur Masse redeten. Wie kann da ein einzelner alle die Anwesenden hypnotisiert haben? Oder

[1] Unter einer organisierten Masse versteht Le Bon nicht das, was man gewöhnlich darunter versteht, eine Masse, die durch die Bande einer Organisation zusammengehalten wird, sondern eine Masse, die von dem gleichen Geiste beherrscht wird, im Gegensatz zu einer Menge Individuen, die, von den verschiedensten Interessen und Motiven beseelt, sich zufällig in einer Lokalität zusammenfinden.

…un Schiller im Demetrius.

haben viele gleichzeitig die Anwesenden in gleichem Sinne hypnotisiert? Aber woher rührte dann die Übereinstimmung der vielen Hypnotiseure? Das Wort von der Suggestion erklärt gar nichts.

Und doch ist die Erklärung nicht schwer zu finden, wenn man die Sache nicht medizinisch, sondern historisch anfaßt, alle die Gelegenheiten Revue passieren läßt, bei denen Massen mit einheitlichem Willen agierten. Der einheitliche Wille der Masse ergibt sich aus den Bedingungen, unter denen allein eine nicht organisierte Masse zu einer agierenden werden kann. Oder, anders gesagt, wo nicht Bedingungen vorhanden sind, die einen einheitlichen Willen der Masse hervorrufen, da tritt sie nicht in Aktion.

Betrachten wir die Gelegenheiten, bei denen es zu Aktionen unorganisierter Massen kam, so finden wir stets, daß eine Reihe gewaltiger Ereignisse vorhergingen, die jedermann aufs tiefste erregten, bis dann ein Ereignis eintrat, das die Erregung zur Siedehitze steigerte. Solche Ereignisse sind zum Beispiel der Ausbruch eines Krieges, die fortgesetzten physischen und moralischen Leiden, die er verhängt. Kommt nun eine Nachricht, daß eine entscheidende Schlacht verloren wurde, der Feind auf die Hauptstadt marschiert, vielleicht gar sie mit Brand und Plünderung bedroht, dann duldet's niemand mehr zu Hause, alles strömt erregt zusammen, seinem Herzen Luft zu machen, Mittel der Abwehr zu besprechen.

Wir haben oben gesehen, daß aus biologischen Gründen eine versammelte Menge sozialer Wesen leichter erregt ist als einzelne Individuen. Jetzt aber finden wir, daß es zur Bildung einer unorganisierten Masse in einer zivilisierten Gesellschaft nur dann kommt, wenn die einzelnen Individuen zu Hause schon auf das lebhafteste erregt sind. Das Beisammensein in Masse verstärkt die Erregung, ist aber nicht ihre erste Ursache.

Alle die Menschen, die nun zusammenströmen, sind intellektuell und emotionell ungefähr gleich organisiert. Entstammen sie noch dazu gleichen oder benachbarten Klassen, haben sie den gleichen Bildungsgang, dieselben Mittel der Information, dieselben Freunde und Feinde, so ist es auch naheliegend, daß sich unter ihnen eine Übereinstimmung des Wollens herausstellt, namentlich in negativem Sinne. Gewöhnlich ist es ein großes Leid, das sie zusammenbringt, nachdem sie lange aufs entsetzlichste bedrückt worden. Sie alle haben unter denselben Institutionen oder Personen gelitten, sie fühlen sich momentan von demselben Gegner verletzt oder bedroht: nichts leichter, als daß sich dann ihre Wut ohne weiteres gegen diesen Gegner, seine Werkzeuge, seine Machtmittel wendet, das Königtum, die Aristokraten, die Bastille oder was immer die historische Situation als Objekt des Zornes bieten mag.

Wie die große Erregung erklärt sich also die Einheitlichkeit des Willens der Masse einfach aus den historischen Bedingungen, unter denen allein Aktionen unorganisierter Massen zustande kommen. Im Grunde beruht diese Übereinstimmung des Willens nicht auf irgend einer mystischen, unerklärlichen Suggestion, sondern auf dem Gesetz, daß gleiche Ursachen stets gleiche Wirkungen hervorrufen, daß dasselbe Vorkommnis auf alle normalen, unter den gleichen Bedingungen lebenden Menschen den gleichen Eindruck machen, in allen dasselbe Denken, Fühlen und Wollen hervorrufen muß.

Freilich, wenn auch alle normalen Menschen im wesentlichen körperlich und geistig gleich organisiert sind, so ist ihre Übereinstimmung nicht eine völlige. Selbst einfache Gebilde, Kristalle oder Blätter, zeigen individuelle

Verschiedenheiten. Kein Exemplar ist irgend einem anderen völlig gleich. Noch mehr gilt das von einem so komplizierten Wesen wie der Mensch. So können sich auch in dem Wollen der einzelnen individuelle Unterschiede bilden, des Grades oder selbst der Richtung. Aber je größer die Masse — das zeigt die Statistik —, desto mehr heben sich die einzelnen individuellen Abweichungen gegenseitig auf, desto mehr setzt sich der Durchschnitt durch, desto mehr muß aber auch in dem gegebenen Falle der Durchschnitt des Wollens aller anderen den einzelnen bestimmen. Insofern könnte man allerdings von einer Suggestion reden, aber nicht von einer, der die Masse unterliegt, sondern von einer, die sie übt. Je mehr der einzelne alle anderen um sich herum von gleichem Willen beseelt sieht, desto mehr wirkt diese Massenhaftigkeit des gleichen Willens auf ihn ein, desto mehr verliert er die Selbständigkeit des eigenen Willens, desto mehr wird er nicht bloß physisch, sondern auch moralisch von der Masse mit fortgerissen, selbst wenn er, isoliert, bei ruhigem Nachdenken, zu ganz anderem Wollen und Tun käme.

Obwohl die Masse nur aus Individuen besteht, ihre Aktion nur die Aktion von Individuen darstellt, so geht doch das Individuum völlig in ihr unter, es verschwindet in ihr jede Rücksicht auf das Individuum, sogar jede Rücksicht des einzelnen Individuums auf sich selbst.

So entsteht jene Einheitlichkeit des Willens, die ohne Zögern und Zagen rücksichtslos auf ihr Ziel losstürmt und eine Wucht erlangt, die das Gewicht der vereinten Masse ihrer Individuen weit übertrifft. Daher die gewaltigen Wirkungen der Masse dort, wo jene historischen Bedingungen gegeben sind, die aus einer zusammenhanglosen Menge von Individuen einen geschlossenen Körper mit einem Willen und einem Ziele zusammenschweißen.

(Fortsetzung folgt.)

Marokko und der deutsche Erzbedarf.

Von **Otto Hue.**

I.

In den Streit um Marokko ist von interessierter Seite auch die Frage nach der Deckung des deutschen Erzbedarfs hineingespielt und schließlich neben der „Baumwollfrage" in den Vordergrund gerückt worden. Die Erklärung: „Wir müssen für die der raschen Erschöpfung entgegengehenden heimischen Erzreserven ausländischen Ersatz schaffen, wenn unsere große Eisen- und Stahlindustrie existenzfähig bleiben soll", leuchtet vielen ein, die sonst von kolonialen Abenteuern nichts wissen wollen. Auch uns Sozialisten ist es natürlich nicht gleichgültig, ob in absehbarer Zeit Deutschlands Versorgung mit Erzen, mit deren Verarbeitung bis zur feinsten Fertigware bei uns an zwei Millionen Arbeiter beschäftigt werden, unmöglich geworden ist. Ich möchte auch kein Hehl daraus machen, daß ich persönlich keine ablehnende Haltung gegenüber der überseeischen Kolonialpolitik einnehme, wenn ich auch natürlich die „Kolonialpolitik" à la Dr. Peters und General Trotha+ entschieden verwerfe. Gerade wer die geschichtliche Mission der Kulturnationen, kulturelles Brachland in anderen Weltteilen in den Bannkreis der Weltwirtschaft zu ziehen, anerkennt, muß eine in der Vernichtung oder doch in der Rechtlosmachung der Eingeborenen jener Weltteile gipfelnde koloniale Raubpolitik energisch bekämpfen. Er hat außerdem die Pflicht, die kolonialpolitischen Chancen seines Heimat-

[illegible] +) Trotha allein mit seinen deutschen Soldaten auf einmal 40,000 Menschen auf [illegible] Weise umgebracht.

landes gegenüber den Übertreibungen privater Interessenten nüchtern abzuwägen. Darum möchte ich nachstehend die Bedeutung Marokkos für den deutschen Erzbedarf erörtern. Vielleicht unternimmt es ein Kollege aus der Textilindustrie, die ebenfalls „brennend“ gewordene Frage der Baumwollerzeugung in unseren überseeischen Kolonien und speziell in dem angeblichen nordwestafrikanischen Baumwolldorado zu besprechen. Eine solche Darstellung kann aus einer Reihe von Gründen nützlich für uns werden.

Da Deutschland kein geschlossenes Wirtschaftsgebiet, sondern seine Volkswirtschaft mit tausend Fäden mit dem Welthandel verknüpft ist, so muß die Frage seiner Erzversorgung auch von weltwirtschaftlichen Gesichtspunkten betrachtet werden. Alle modernen Industriestaaten sind auf die Einfuhr mindestens eines Rohstoffes angewiesen. Selbst das in dieser Beziehung bevorzugte Nordamerika sieht sich seit einigen Jahren genötigt, in steigendem Maße westindische (kubanische) und schwedische Eisenerze einzuführen, obgleich die Erzreserven im nordamerikanischen Seengebiet, wie es heißt, noch nach Jahrhunderten unerschöpft sein werden. Wo also decken die Industriestaaten jetzt ihren Eisenerzbedarf und wo stehen für sie in der Zukunft bedeutende Erzreserven zur Verfügung?

Diese Vorfrage kann heute mit der denkbar möglichsten Sicherheit beantwortet werden, nachdem auf die Veranlassung des Exekutivkomitees des im Jahre 1910 in Stockholm stattgefundenen elften internationalen Geologenkongresses die hervorragendsten Fachleute darangegangen sind, die Eisenerzablagerungen in allen Weltteilen nach erprobten Methoden zu ermitteln und abzuschätzen. Das Resultat dieses hochwichtigen Unternehmens liegt in zwei starken Bänden vor.[1] Wie alle derartigen Abschätzungen ist auch diese Untersuchung und Taxierung der eisenhaltigen Ablagerungen nicht absolut zuverlässig, aber sie ist derzeit die umfassendste und sorgfältigste Arbeit auf diesem Gebiet. Benutzen wir ihre Ergebnisse.

In der von dem hochangesehenen schwedischen Geologen Professor Hjalmar Sjögren verfaßten summarischen Einleitung des Werkes werden die Hauptergebnisse der von den einzelnen Landesgeologen angestellten Teiluntersuchungen zusammengefaßt. Planmäßig sind die ermittelten Erzreserven eingeteilt worden in

Gruppe a: Erzlager, die bereits aufgeschlossen, berechnet und nach dem heutigen Stand der Technik verhüttbar sind („actual reserves“);

Gruppe b: Erzlager, die mehr oder weniger gut geschätzt werden konnten, deren Erze aber bei dem heutigen Stand der Technik und der Eisenpreise noch nicht verwendbar sind („potential reserves“);

Gruppe c: sehr wenig bekannte Erzlager, die zum Teil auch ihrer Qualität nach heute für die Verhüttung noch nicht in Betracht kommen können.

Die Untersuchungen und Schätzungen wurden im Jahre 1908 vorgenommen. In Europa blieben nur 2,3 Prozent der Fläche ganz unberücksichtigt, 93,4 Prozent wurden auf das Vorhandensein von Erzlagern der Gruppe a untersucht, in Amerika nur 21,8 Prozent, Australien 0 Prozent, Asien 1,2 Prozent, Afrika 0 Prozent. Völlig ununtersucht blieben in Amerika 5,7 Prozent, Australien 11 Prozent, Asien 26,4 Prozent, Afrika 58,3 Prozent der Gesamtfläche.

---

[1] The Iron Ore Resources of the World. Zwei Bände. Verlag der Generalstabens Litografiska Anstalt. Stockholm 1910.

An Eisenerzen wurden ermittelt (in Millionen Tonnen):

In	Gruppe a		Gruppe b		Gruppe c
	Erz	mit Eisengehalt	Erz	mit Eisengehalt	
Europa	12032	4733	41029	12085	Bedeutende Mengen
Amerika	9855	5154	81822	40731	Ungeheure "
Australien	136	74	69	37	Bedeutende "
Asien.	260	156	457	283	Ungeheure "
Afrika	125	75	Viele Tausende		" "
Summe	22408	10192	123377	53136	

Die Erzablagerungen der Gruppe a würden, wenn sich die Welterzförderung auf der Höhe vom Jahre 1910 hielte (etwa 145 Millionen Tonnen, im Jahre 1909 132 Millionen Tonnen), nach zirka 150 Jahren erschöpft sein. Aber die Förderung wird weiter und wahrscheinlich noch enorm steigen. Im Jahre 1900 betrug sie ungefähr 90 Millionen Tonnen, sie hat sich also innerhalb 10 Jahren fast um 60 Prozent gehoben. Dieselbe Zunahme zukünftig vorausgesetzt, so können wir bereits im Jahre 1920 auf eine Welteisenerzförderung von über 230 Millionen Tonnen rechnen.

Indessen ist auch zu berücksichtigen, daß erfahrungsgemäß der Metallgehalt der Erze mit dem fortschreitenden Abbau fast überall abnimmt. Wenn heute zwei bis vier Tonnen Erze zur Erzeugung einer Tonne Roheisen ausreichen, so mögen in einigen Jahrzehnten vier bis sechs notwendig sein. Die altberühmten baskischen Erzlager in der spanischen Provinz Biskaya gehen nicht nur ihrer Erschöpfung entgegen, sondern die Erze werden auch geringwertiger. Auch der Gehalt der lothringisch-luxemburgischen Erze (Minette) geht zurück, ebenso der der nordamerikanischen Erze, um nur drei Beispiele zu nennen. Weiter ist die Verteuerung der Förderkosten durch die Notwendigkeit, kostspieligere Tiefbauten anzulegen, nachdem die Tagesbauten erschöpft sind, zu berücksichtigen. Je geringer der Eisengehalt der Erze und ihr Vorkommen an den betreffenden Stellen überhaupt wird, um so höher werden gewöhnlich auch die Lohnkosten pro Tonne. Dazu kommt, daß die Arbeiter auf der Erhöhung ihres Nominallohnes bestehen müssen, um einen Ausgleich für die Verteuerung der Lebenshaltung zu haben.

Ein Blick auf die obige Tabelle zeigt, daß der Metallgehalt der ermittelten Erzablagerungen sehr verschieden ist. Während die europäischen Erze (Gruppe a) nicht einmal durchschnittlich 40 Prozent Eisen enthalten, geht der Gehalt der amerikanischen über 50 Prozent hinaus, beträgt der der asiatischen und afrikanischen rund 60 Prozent. Das ist von entscheidender Bedeutung nicht nur für den Verhüttungsprozeß, sondern nicht zuletzt auch für die Transportkosten. Ein hochwertiges Erz kann noch rentabel verhüttet werden trotz hoher Transportkosten, wo ein weit näher gelagertes, aber geringwertiges Erz nicht mehr konkurrenzfähig ist. Andererseits vermögen günstige Transportbedingungen — vor allen Dingen sehr billige Wasserfrachten — geringwertigeren Erzen den Vorrang vor hochwertigen zu verschaffen, wenn diese mit abnorm hohen Transportkosten belastet sind. Der oft entscheidenden Bedeutung der Transportkosten für die Verwertbarkeit der Rohstoffe hat Dr. Th. Sehmer in seinem inhaltreichen Werke über die Eisenerzversorgung Europas besondere

Aufmerksamkeit gewidmet.[1] Auf seine Feststellungen wird noch wiederholt zurückgegriffen werden müssen.

Nun muß aber auch gesagt werden, daß sich der Wert der ermittelten und geschätzten Erzablagerungen erhöhen kann. Wem fällt nicht ein, welche hüttentechnischen Umwälzungen das vor nun bald sechzig Jahren erfundene Bessemerverfahren herbeiführte. Wie dann bald die Erfindung von Thomas-Gilchrist plötzlich die für das Bessemerverfahren ungeeigneten phosphorreichen Eisenerze vorzüglich verwertbar gemacht hat! Nach der uralten Methode der direkten Eisengewinnung aus den Erzen („Frischen") konnte man aus vorzugsweise hochprozentigen Erzen innerhalb vierundzwanzig Stunden nur dieselbe Quantität Eisen wie heute in der Bessemerbirne innerhalb zwanzig Minuten herstellen! Damals hat man Erze mit weniger als 60 Prozent Eisengehalt für minderwertig angesehen, heute werden noch Erze mit bis herab zu 25 Prozent Gehalt mit Nutzen verhüttet, wenn die Förder- und Transportkosten relativ gering sind. Niemand weiß, welcher Ausbildung das neue Herdfrischverfahren, eine Verbesserung des Martin-Siemens-Verfahrens, fähig ist, welche Zukunft die noch in den Kinderschuhen steckende Scheidung des Metalls aus den Erzen mittels Elektrizität besitzt! Wie das Thomas-Gilchrist-Verfahren die derzeit minderwertige, weil phosphorreiche lothringisch-luxemburgische Minette mit einem Schlage in die erste Reihe der wertvollen Erze drängte, so kann eine neue Erfindung die heute minderwertigen oder gar unbrauchbaren Erze der Gruppe b in die Gruppe a verschieben. Dann aber ist eine Erschöpfung der bisher bereits ermittelten eisenhaltigen Ablagerungen auf unabsehbare Zeit vertagt.

Und dann sinnt der Hüttentechniker immerfort auf weitere Verbilligung des Erzeugungsprozesses, eventuell durch die Verwertung der Abfallprodukte. Die 1860 als Höchstleistung eines Hochofens angestaunte Menge hat sich inzwischen verzwölffacht: „Vor fünfzig Jahren mußte man zur Erblasung einer Tonne Roheisen etwa acht Tonnen Kohlen aufwenden, heute kommt man mit 1,3 bis 1,6 Tonnen, je nach der Reichhaltigkeit des Möllers, aus."[2] Eine Tonne Stahl zu puddeln, erforderte 7 Mark Lohn- und 6 Mark Kohlenkosten; dagegen stellt man in der Bessemerbirne die Tonne Flußstahl mit 2,50 Mark Lohn- und 2,20 Mark Kohlenkosten her. Eine Verbilligung von 13 auf 4,70 Mark! Nachdem bei der Beschickung des Martinstahlofens die Lademaschine den Handbetrieb verdrängt hatte, verminderten sich die rohen Erzeugungskosten pro Tonne um 2 Mark.[3] Außerordentlich verbilligt worden sind die Gestehungskosten auch durch die Verwendung der Hochofen- und Koksofengase zu Kraft- und Heizzwecken. Der Verkauf der beim Thomasverfahren abgehenden phosphorhaltigen Schlacke (Thomasphosphatmehl, für die Landwirtschaft) bringt den Werken stattliche Nebeneinnahmen. Die hier nur skizzenhaft angedeuteten Umwälzungen in der Eisen- und Stahlerzeugung und in der Nutzbarmachung der Gase, Schlacken usw. ermöglichen heute bereits, Erze

---

[1] Die Eisenerzversorgung Europas. Zweiter Band in der Sammlung: Probleme der Weltwirtschaft. Schriften des Instituts für Seeverkehr und Weltwirtschaft an der Universität Kiel. Herausgegeben von Professor Dr. B. Harms. Verlag von Fischer, Jena 1911.

[2] Dr.-Jng. E. Schrödter, Fünfzig Jahre deutscher Eisenindustrie. „Stahl und Eisen", Heft 1, 1911.

[3] Professor Otto Kammerer, Die Ursachen des technischen Fortschritts. Verlag von Duncker & Humblot, Leipzig 1910.

noch rentabel zu verhütten, die die vor uns lebende Generation als zu geringhaltig beiseite geworfen hat. Schließlich darf nicht vergessen werden, welche bedeutende Rolle das Altmaterial (Schrott) in der Hüttenindustrie spielt. Die heute an den deutschen Markt kommende Schrottmenge ist etwa so hoch wie der deutsche Eisenverbrauch vor zwanzig Jahren. Es wird angenommen, daß in einem Turnus von zwanzig oder fünfundzwanzig Jahren das Neueisen als Alteisen zurück an die Hüttenwerke gelangt. Sehmer berechnet für Deutschland bereits für das Jahr 1940 einen prozentualen Rückgang des aus Erzen hergestellten Neueisens gegenüber dem aus Alteisen erzeugten Eisen beziehungsweise Stahl (100 : 121). Im gleichen Verhältnis würde natürlich eine Schonung unserer Erzreserven eintreten können.

Untersuchen wir nun, ob Deutschland hinsichtlich der Deckung seines Erzbedarfes übler daran ist als seine beachtlichsten industriellen Konkurrenten auf dem Weltmarkte.

Nordamerika ist zu weit vom „europäischen Wirtschaftskreis" — wie sich Sehmer ausdrückt — entfernt, als daß es wenigstens in absehbarer Zeit als bedeutendes Eisenerzexportland für Europa in Betracht käme. Dagegen treten die in den östlichen Vereinigten Staaten gelegenen Hüttenwerke infolge der zunehmenden Erschöpfung der eigenen Erzgruben und der Verteuerung der reichen Erze am Oberen See (Michigan usw.) immer stärker als Käufer ausländischer Erze auf. Wenn man die starke und steigende Zufuhr kubanischer Erze nach Pennsylvanien usw. beobachtet, dann begreift man, warum die rücksichtslose kapitalistische Presse Nordamerikas damals die gewaltsame Besitzergreifung dieser Insel als eine „nationale Notwendigkeit" forderte! Seit einigen Jahren werden auch Erze aus Schweden-Norwegen, dem gewaltigen nordischen Eisenerzreservoir, nach Nordamerika verschifft. Also selbst unser wahrscheinlich zukunftsreichster industrieller Konkurrent auf dem Weltmarkt ist schon teilweise von ausländischer Erzzufuhr abhängig!

Eigentliche Erzeinfuhrländer sind zurzeit nur Belgien, Großbritannien und Deutschland. Auch Österreich-Ungarn, Frankreich, Italien und Rußland führen Eisenerze ein, aber ihre Ausfuhr ist größer; sie können ihren Erzbedarf aus eigenen Quellen noch reichlich decken. Griechenland, Spanien, Norwegen und Schweden sind fast reine Erzausfuhrländer.

Welche Eisenerzreserven sind in Europa vorhanden? Nach dem genannten geologischen Werke (erster Band) wurden die in der Tabelle S. 54 aufgezählten Ablagerungen (in Millionen Tonnen) ermittelt.

Die größten aufgeschlossenen Eisenerzablagerungen in Europa besitzt demnach Deutschland! Auch seine noch vermuteten Erzreserven sind bedeutend! Allerdings ist der Metallgehalt der deutschen Erzablagerungen prozentual geringer als der der schwedischen, spanischen, russischen, auch etwas geringer als der der britischen. Aber absolut genommen bleiben zum Beispiel die britischen Erzreserven weit mehr als das Doppelte hinter den deutschen zurück. Unsere stärksten Konsumenten auf dem internationalen Eisen- und Stahlmarkt, Großbritannien und Belgien, sind hinsichtlich ihrer Erzversorgung aus heimischen Lagern sehr viel schlechter gestellt als Deutschland!

G. Einecke und W. Köhler, Beamte an der Königlich Preußischen Geologischen Landesanstalt in Berlin, die für den internationalen Geologenkongreß die Abfassung der Monographie über die deutschen Erzlager über-

In	Aufgeschlossener Vorrat		Zu erhoffender Vorrat	
	Erz	Metallgehalt	Erz	Metallgehalt
Schweden	1158	740	178	105
Norwegen	367	124	1545	525
Spanien	711	349	bedeutend	bedeutend
Griechenland	100	zirka 45	—	—
Frankreich	3300	1140	—	—
Europäisches Rußland	864,6	387,2	1056,3	424,9
Finnland	—	—	45	16
Italien	6	3,3	2	1
Österreich	250,9	90,4	323,2	37
Ungarn	33,1	13,1	78,9	34,1
Bosnien und Herzegowina	—	—	21,9	zirka 11,3
Deutschland	3607,7	1270	bedeutend	bedeutend
Luxemburg	270	90	—	—
Großbritannien	1300	455	37700	10830
Belgien	62	25	—	—

nahmen, stellten eine spezialisierte Liste der Vorkommen zusammen (a. a. O., 2. Band, S. 716). Nach diesen Autoren umfassen die gesamten Eisenerzlagerstätten Deutschlands 3907700000 Tonnen, wovon 2840000000 Tonnen zu den Erzen der Gruppe a gehören! Die noch nicht annähernd feststellbaren Ablagerungen sind nach denselben Forschern in Bayern, Württemberg, Lothringen-Luxemburg und Thüringen „sehr erheblich“, im Lahn-, Dillgebiet, Baden und Hessen „erheblich“. Von den Erzen der Gruppe a lagern in Lothringen-Luxemburg 2130 Millionen Tonnen (Gruppe b 500 Millionen Tonnen), bei Ilsede und Salzgitter 248 (30), im Lahn-, Dillgebiet 166 (92,2), im Siegerland 100,3 (15,4), in Bayern 31 (150), in Württemberg 10 (100), im Thüringer Wald 51,9 (52,3), in Schlesien 0,6 (17,2) usw. Wenn auch nur ein durchschnittlicher Metallgehalt von 30 Prozent vorkommen sollte, so enthalten die schon nachgewiesenen deutschen Eisenerzablagerungen der Gruppe a doch über 700 Millionen Tonnen Eisen. Die deutsche Roheisenerzeugung betrug 1910 nicht ganz 15 Millionen Tonnen!

Selbstredend können die ermittelten Erzlagerstätten nicht restlos ausgebeutet werden. Manche, zum Beispiel die bayerischen, badischen und württembergischen, sind heute nur zum geringen Teil wirtschaftlich verwertbar. Weite Entfernungen von den Kohlen- und Koksgewinnungsplätzen, geringer Metallgehalt oder schwer schmelzbare Beimischungen lassen manche ermittelte Ablagerung zurzeit noch aus der deutschen Erzreserve ausscheiden. Aber es bleibt dann immer noch ein so großer Vorrat übrig, daß wir keine Veranlassung haben, zumal wenn wir unsere Lage mit der Belgiens und Großbritanniens vergleichen, von einer uns drohenden Erznot zu sprechen.

Belgien, dessen Eisen- und Stahlindustrie relativ bedeutender ist als die deutsche,[1] ist so gut wie vollständig auf ausländische Erzreserven angewiesen. Verhüttet werden lothringisch-luxemburgische, französische, spanische und schwedisch-norwegische Erze. Die belgischen Hütten haben sich ihren hauptsächlichsten Erzbedarf durch Teilhaberschaft an und Lieferungsverträgen mit

[1] Eisenverbrauch pro Kopf 1909: Belgien 173,9, Großbritannien 147,2, Deutschland 116,2 Kilogramm.

Gruben im angrenzenden lothringisch-luxemburgisch-französischen Minette-revier vorläufig gesichert. Selbst die deutsch-lothringischen Gruben liefern jährlich über 300000 Tonnen nach Belgien.[1] Sein Kohlenvorkommen ist die Grundlage für die Eisen- und Stahlindustrie Belgiens, sodann nützen ihr für den Bezug skandinavischer und spanischer Erze die billigen Schiffsfrachten bis Antwerpen. Aber Deutschland hat nicht nur unvergleichlich größere und bessere Kohlenlager als Belgien, sondern besitzt auch riesige heimische Erzreserven.

Weit schlechter als Deutschland ist auch sein zurzeit stärkster industrieller Weltmarktkonkurrent, Großbritannien, bezüglich seiner Erzversorgung gestellt. Seine altberühmte Cumberländer Erzquelle, die lukrativste Basis für das in England erfundene Bessemerverfahren, ist zum großen Teil erschöpft; die hochwertigen Clevelanderze (über 40 Prozent der Gesamtförderung) werden in einem guten Menschenalter abgebaut sein, nur noch große Ablagerungen minderwertigerer Erze (25 bis 30 Prozent Eisengehalt) sind vorhanden. Allgemein betrachtet, geht die britische Eisenerzförderung zurück.[2] 1880 wurden über 18 Millionen Tonnen gefördert, 1900 nur noch 14, 1910 etwas über 15, wobei ein erhebliches Sinken des Metallgehalts schwer ins Gewicht fällt. Die britischen Hüttenwerke bevorzugen nach liebgewordener Tradition das auf der Verhüttung phosphorfreier Erze beruhende Bessemerverfahren. Da aber solche Erze im eigenen Lande längst nicht mehr genügend vorkommen, ist die britische Hüttenindustrie am meisten von dem an Bessemererzen reichen Spanien abhängig geworden. Über zwei Drittel der britischen Eisenerzeinfuhr kommen aus Spanien. Bei einer Eigenförderung von nur 15 Millionen Tonnen Eisenerzen braucht Großbritannien noch 7 bis 8 Millionen Tonnen ausländischer Erze! Da — wie schon gesagt — die spanischen Erzquellen (wenigstens die bisher hauptsächlich für Großbritannien offenstehenden nordspanischen) merklich versiegen, ihr Metallgehalt geringer, ihre Transportbelastung darum stärker wird, da außerdem das in Deutschland hochkultivierte Thomas-Gilchrist-Verfahren nicht leicht in die britische Hüttenindustrie einzuführen ist, obgleich es ihr an allerdings nicht hochwertigen, aber für das Entphosphorungsverfahren geeigneten heimischen Erzen (in Stafford- und Lincolnshire) nicht mangelt, so wird Großbritannien, wenn überhaupt, dann viel eher über Erznot zu klagen haben als Deutschland. Sehmer kommt nach gründlicher Untersuchung zu dem Schlusse, „daß es sich wohl verteidigen läßt, zu sagen, daß die Aussichten für die zukünftige Gestaltung der Eisenerzversorgung Großbritanniens schlechter sind als die in jedem anderen Eisenerz verbrauchenden Staate Europas!“ Hätte Großbritannien nicht seine gewaltigen Kohlenablagerungen, von denen zwei der bedeutendsten (Wales und Durham-Northumberland) sich nahe an der Meeresküste befinden, wodurch die Verhüttung der mit relativ niedrigen Kosten herangeschifften spanischen und schwedischen Erze in den ebenfalls vielfach an der Küste liegenden Hochofenwerken erheblich verbilligt wird,

---

[1] Jahresbericht des Vereins für die bergbaulichen Interessen Lothringens für das Jahr 1910.

[2] Clevelanderze (Yorkshire) wurden 1909 nur noch 6,19 Millionen Tonnen gefördert, 1882 waren es 6,56 Millionen Tonnen. Mines and Quarries, General Report and Statistics. For 1909. Part. III: Output.

dann würde die britische von der deutschen Eisen- und Stahlindustrie noch weit mehr überholt worden sein, als dies jetzt schon der Fall ist.

Über die Aussichten der deutschen Eisenversorgung schreibt der nationalliberale Abgeordnete Dr. Arning in den „Mitteilungen der Deutschen Kolonialgesellschaft", nach einem Menschenalter seien die besseren deutschen Erzlagerstätten erschöpft, unseren „ungeheuren Roheisenbedarf" stellten wir „annähernd zur Hälfte" aus ausländischen, „hauptsächlich schwedischen Erzen" her, und schon erzwänge sich Schweden mit der Androhung, die Erzausfuhr mit Ausfuhrzoll belasten zu wollen, ungünstige Handelsverträge für uns. (Zitiert nach dem Septemberheft des „Türmer".)

Diese Auslassung führe ich an, um zu belegen, daß selbst Leute wie der kolonialpolitisch gut unterrichtete Abgeordnete Dr. Arning sich über die Möglichkeit unserer Erzversorgung in durchaus falschen Vorstellungen bewegen. Zunächst ist es unrichtig, daß wir annähernd die Hälfte unseres Roheisenbedarfs aus ausländischen Erzen herstellen müssen. Es betrug (in runden Zahlen) die deutsche

Im Jahre	Eisenerzförderung Mill. Tonnen	Eisenerzeinfuhr Mill. Tonnen	Eisenerzausfuhr Mill. Tonnen	Roheisenerzeugung Mill. Tonnen
1900	19	4,10	3,24	8,52
1910	fast 29	9,8	3,00	14,79

Wäre im Jahre 1910 die ganze deutsche Eisenerzförderung im Zollinland verhüttet worden, so brauchten wir nur knapp 20 Prozent unseres Erzbedarfes einzuführen. Da wir aber rund 3 Millionen Tonnen ausführen, mußten wir dementsprechend unsere Einfuhr steigern. In dem neuen Roheisen steckt aber auch ein sehr bedeutender Teil abermals verhüttetes Alteisen, das wir nur zum kleinsten Teil einführen. Großbritannien hat so gut wie gar keine Eisenerzausfuhr, muß aber trotzdem jetzt schon 50 Prozent seines Erzbedarfes aus weit entfernten Ländern beziehen. Belgien hat eine sehr minimale Eigenförderung, ist darum fast ganz von ausländischen Erzquellen abhängig. Wir befinden uns in einer erheblich günstigeren Position. Für unsere Erzversorgung kommt dann aber noch ein sehr günstiger Umstand in Betracht, der gerade jetzt wegen der nationalistischen Kriegshetzereien jenseits und diesseits der Vogesen besondere Beachtung verdient.

Oben ist eine Zusammenstellung der europäischen Erzreserven mitgeteilt worden. Danach steht Deutschland, nach ihm Frankreich mit der Menge der aufgeschlossenen Erzvorräte weitaus an der Spitze. Der Schwerpunkt der Eisenerzförderung beider Länder liegt in dem lothringisch-luxemburgischen Grenzgebiet. Hier lagern ungeheure Eisenerzschätze („Minette"), die an Quantität nicht einmal von dem gewaltigen Vorkommen am Oberen See in Nordamerika übertroffen werden, wenn auch der Metallgehalt der Minette (25 bis 40 Prozent) hinter dem der erstklassigen schwedischen, spanischen, südrussischen und nordamerikanischen zurückbleibt. Doch wird dieser Mangel durch die gewaltige Mächtigkeit des Minettevorkommens großenteils wett gemacht. Es kommt aber noch auf folgendes an.

Bergmeister Dr. Kohlmann-Diedenhofen berechnet[1] den heute als bauwürdig anzusehenden Minetteerzvorrat wie folgt:

[1] „Stahl und Eisen", Heft 11, 1911.

Französisch-Lothringen	3100	Millionen Tonnen
Davon im Bassin de Briey . . .	2000	„ „
Deutsch-Lothringen	1841	„ „
Luxemburg	250	„ „
Gesamtvorrat	7191	Millionen Tonnen

Kohlmann erläutert, der „für die Eisenindustrie der Zukunft“ in Betracht kommende Erzvorrat „ist naturgemäß ein erheblich größerer als der oben berechnete“ an „heute bauwürdiger Minette“. Wenn sich auch diese bedeutendste der genau bekannten europäischen Erzablagerungen auf drei Staatengebiete verteilt, so ist doch Luxemburg durch die Zollunion mit Deutschland zu einem Wirtschaftsgebiet verschmolzen. Die Ungunst des Schicksals hat aber dann Frankreich mit so unzureichenden, dazu noch schlecht verkokbaren Kohlenablagerungen versehen, daß es mit dem besten Willen keine seinen ungeheuren Erzvorräten entsprechende inländische Hütteninsdustrie entwickeln kann! Frankreich ist aus natürlichen Gründen genötigt, einen stark zunehmenden Teil seiner Eisenerzförderung auszuführen! Und da für diese Ausfuhr neben dem kleinen Belgien das große Deutschland mit seiner erzhungrigen Eisenindustrie geradezu vor der Tür liegt, muß die französische Minetteausfuhr immer mehr ihren Weg nach den deutschen Hüttenwerken nehmen. Kohlmann, der von kompetenter Seite als „der beste Kenner“ des französisch-deutschen Minettereviers bezeichnet wird, untersuchte auch eingehend, ob etwa den deutschen Hütten durch einen französischen Erzausfuhrzoll die Erzdeckung aus unserem Nachbarstaat erschwert beziehungsweise verteuert werden würde, und kommt zu dem Schlusse: „Hieraus ist also ersichtlich, welch großes Interesse die französische Eisenindustrie an einem großen Absatz der Erze, und da dieser nicht im eigenen Lande erfolgen kann, an der ungehinderten Ausfuhr der Erze hat. Die Einführung eines Ausfuhrzolls, wie man ihn in Frankreich vielerorts befürwortet hat, würde also in erster Linie die französische Eisenindustrie selbst treffen.“ Hierbei weist Kohlmann auch darauf hin, daß ja die französische Industrie auf die Zufuhr von Koks aus Deutschland angewiesen ist, die natürlich deutscherseits zu sehr empfindlichen Repressivmaßregeln gegen einen französischen Erzausfuhrzoll ausgenutzt würde. Wiegt man so die gegenseitigen Chancen ab, dann stellt sich heraus, daß Deutschland gegenüber Frankreich sehr im Vorteil ist. Dazu kommt noch die intime geschäftliche Verbindung deutscher Großeisenwerke mit dem französischen Minetterevier. Bedeutende Erzkonzessionen vornehmlich in dem Bassin de Briey befinden sich in Händen rheinisch-westfälischer Großindustriellen.[1]

Deutschland besitzt nachweislich in den lothringisch-luxemburgischen Minetteablagerungen ein Erzreservoir, das uns auf Jahrhunderte hinaus versorgen kann!

[1] Wie die „Frankfurter Zeitung“ schreibt, hat die große Grube St. Pierremont im Bassin de Briey, Hauptbeteiligte ($^7/_{12}$) Gelsenkirchener Bergwerksgesellschaft, die französische Behörde um die Konzession einer Drahtseilbahn ersucht, mit der die Erze von der Grube über die Grenze zu der der Gelsenkirchener Gesellschaft gehörenden Adolf-Emil-Hütte bei Esch in Luxemburg transportiert werden sollen. So fraternisieren die französischen mit den deutschen Kapitalisten, und die kapitalistische Presse in Paris und Essen tut, als ob ein Krieg zwischen Deutschland und Frankreich „unvermeidlich“ sei.



Es betrug die Förderung an Minette (Millionen Tonnen):

Im Jahre	Deutsch-Lothringen	Luxemburg	Französisch-Lothringen	Zusammen
1871	0,364	0,990	0,505	1,86
1890	3,25	3,35	2,63	9,24
1900	7,74	6,17	4,44	18,36
1910	16,65	6,26	13,13	36,05

In dem deutsch-französischen Grenzgebiet wird schon jetzt mehr Eisenerz gefördert, als der gesamte Verbrauch der deutschen Industrie ausmacht. Besonders das mit den hochwertigsten Erzen versehene Bassin de Briey hat ein kolossales Anwachsen der Förderung erlebt. Im Jahre 1901 lieferte es erst 1,20, im Jahre 1910 bereits 8,44 Millionen Tonnen Erze, über 60 Prozent der französischen Minetteförderung. Im Jahre 1910 sind fast 37 Prozent dieser Förderung ausgeführt worden, im Jahre 1907 waren es erst 24 Prozent. Bis zum Jahre 1907 führte Frankreich mehr Eisenerze ein als aus. Seitdem entwickelt es sich rasch zu einem der ersten Erzausfuhrländer, und zwar wird Deutschland davon prozentual am meisten profitieren, wenn sich die deutsch-französischen Beziehungen andauernd friedlich gestalten. Frankreich liefert uns seine Erze, wir versorgen es mit Koks und Kohlen. Gerade mit Rücksicht auf unsere Kohlen-, Eisen- und Stahlindustrie haben wir das größte Interesse an einem freundschaftlichen Verhältnis zu Frankreich! Dieses muß dieselbe Rücksicht walten lassen aus gleichen Gründen. Wenn die beiderseitige Diplomatie ein zukunftsreiches Werk verrichten will, so soll sie auf eine Zollunion zwischen Deutschland und Frankreich hinwirken.

Sind Sparkassen Wohlfahrtseinrichtungen?

Von **Ernst Link.**

Seidel gibt in seinem Artikel über Sparkassen im „Handwörterbuch der Staatswissenschaften“ folgende Definition: „Sparkassen sind Anstalten für die einheitliche Verwaltung und verzinsliche Anlegung kleiner Geldbeträge. Sie haben den Zweck, durch sichere Aufbewahrung und zinstragende Anlage von Barerübrigungen den wirtschaftlichen Sinn der Bevölkerung zu heben.“ In den Definitionen anderer Autoren tritt es noch schärfer hervor, daß die Sparkassen vornehmlich als Wohlfahrtseinrichtungen für Minderbegüterte gedacht werden. Einzelne Schriftsteller setzen die Sparkassen als ein Stück sozialer Hilfe direkt den übrigen Kreditinstituten als kapitalistischen Unternehmungen gegenüber. Den Schlüssel zur Erklärung der Tatsache, weshalb gerade diese Seite hervorgehoben oder gar allein betont wurde, liefert eine geschichtliche Betrachtung. In der Tat sind die Sparkassen ursprünglich — als die ersten Ideen zu ihnen Mitte und Ende des achtzehnten Jahrhunderts auftauchten — als soziales Heilmittel geplant und befürwortet worden. Die Wirkungen der kapitalistischen Wirtschaftsweise, die sich in jener Zeit zuerst deutlich und für das Proletariat schädigend bemerkbar machten, wollten wohlmeinende Sozialpolitiker, die für jene Zeit besser als Philanthropen gekennzeichnet werden, unter anderem auch dadurch aufheben, daß sie dem wirtschaftlich Schwachen zu einer finanziellen Stütze verhalfen: Die Sparkassen sollten die

Ersparnisse der unteren Klassen sammeln, um sie durch Zinsen erhöht in Zeiten der Not wieder zurückzuliefern. Wohltätige Einzelspender und Vereine, die eigens zu diesem Zwecke gegründet wurden, übernahmen die Garantie für die Wohlfahrtskassen. Diese Vorstellungen blieben auch für die Praxis so vorherrschend, daß noch im ganzen neunzehnten Jahrhundert des öftern Männer, die soziales Empfinden pflegten, Sparkassen gründeten oder doch den Anstoß zur Gründung gaben. Und in den neunziger Jahren hat der „Verein für Sozialpolitik" die Sparkassenfrage hauptsächlich unter diesem Gesichtswinkel zu behandeln versucht. In Deutschland ist diese Auffassung die fast allein herrschende noch dadurch geworden, daß das preußische Gesetz vom 12. Dezember 1838 bestimmt: „Es ist zu sehen, daß die Errichtung (der Sparkassen) selbst hauptsächlich auf das Bedürfnis der ärmeren Klasse, welcher Gelegenheit zur Anlegung kleiner Ersparnisse gegeben werden soll, berechnet . . . werde."

Wenn nun auch die subjektive Absicht nach dieser Richtung ohne Zweifel bestanden hat, bleibt dennoch die Frage, ob die Definitionen das Charakteristikum der Sparkassen treffen. Diese Frage wird allein durch die Tatsache berechtigt, daß gerade in der Zeit wirtschaftlicher Prosperität Deutschlands 1871 bis 1880 nach Ballod eine Verdreifachung der Sparkassenbestände, ein Anwachsen um rund eine Milliarde Mark in Preußen allein stattgefunden hat. Auch sonst gehen wirtschaftlicher Aufschwung und Entwicklung des Sparkassenwesens in so eklatanter Weise parallel, daß sich die Annahme aufdrängt, die Sparkassen dienten vor allem als kapitalistisches Kreditinstitut, die Sammlung kleinerer Summen sei nicht der Zweck, sondern das Mittel, und die größere wirtschaftliche Festigkeit der Sparer sei nicht das Hauptmotiv der Einrichtung von Sparinstituten, sondern eine allerdings wünschenswerte Folge.

Auch wenn die Funktion und der Zweck von Sparkassen nur in der produktiven Verwendung der Einlagen bestünde, wäre die Definition nicht irreführend, die den Nachdruck auf die Sammlung kleiner Summen und die dadurch hervorgerufene Festigung wirtschaftlich Schwacher legt. Das ist aber eine weitere Frage, ob tatsächlich die ärmeren Schichten das Hauptkontingent der Einleger stellen. Sie wäre nur zu lösen durch die Statistik. Es sind auch mannigfache Versuche der Beantwortung gemacht worden. Aber gerade die Feststellung des Berufes, der wirtschaftlichen und sozialen Lage von Sparern stößt auf Schwierigkeiten. Selbst wenn der Stand bei der ersten Einzahlung eindeutig erfaßt werden könnte, fehlt doch jeder Anhalt darüber, wie sich mit weiteren Aus- und Einzahlungen die Lage geändert hat, ob das Buch in andere Hände übergegangen ist usw. In der Mehrzahl der statistischen Tabellen begnügt man sich daher mit der Auszählung der Spareinlagen nach bestimmten Größenklassen. Es ist aber eine bekannte Erscheinung (speziell in Deutschland), daß für eine Familie auf die Namen der Angehörigen mehrere Bücher ausgestellt werden. Gerade in begüterten Kreisen werden geringere Summen für die Kinder auf Sparkassenbüchern fest angelegt. Um Einblick in diese Verhältnisse zu erhalten, müßte man neben genauer Berufsstatistik die Höhe der Aus- und Einzahlungen mit Berücksichtigung der Dauer der Bestände feststellen, wie es bisher nur in der „Denkschrift aus Anlaß des fünfzigjährigen Bestehens der Städtischen Sparkasse Frankfurt a. M. (1900)" versucht worden ist.

Auf die Bedeutung der Sparkassen für das Kreditwesen und den Vermögensstand eines Volkes hat bereits Neymarck (Bulletin de l'Institut inter-

nationale de statistique, Band XIV, Seite 438 ff.) hingewiesen und diese Zusammenhänge für wichtiger erachtet als den „moralischen Wert“ der Kassen. Welche Bedeutung hat das Sparkassenwesen innerhalb der Volkswirtschaft als Institution zur Sammlung und Verwertung von Kapitalien? Um diese Frage zu lösen, bedarf man einer Übersicht über die Eingliederung der Sparkassenbestände und des Sparkassenkredits in das gesamte Volksvermögen oder wenigstens Bank- und Kreditwesen eines Landes überhaupt. Bei der großen Schwierigkeit, Finanzvorgänge des volkswirtschaftlichen Alltagslebens innerhalb einer Nation zu erfassen, ist es nicht möglich, die aufgeworfene Frage heute zu beantworten.

Dennoch ist es nicht uninteressant, unter diesem Gesichtswinkel wenigstens die zur Verfügung stehenden Daten des Statistischen Landesamts über die preußischen Sparkassen im Jahre 1909 zu lesen. 1909 bestanden insgesamt 1692 Sparkassen mit 5934 Sparstellen. Eine Sparstelle kam auf 59 Quadratkilometer und 6700 Einwohner. Die Zahl der Sparkassenbücher betrug 12362 Millionen, so daß auf je 100 Einwohner 31 Bücher entfielen. Wie verteilen sich nun die Bücher nach Höhe der Einlagen (Konten)? Es entfielen vom Hundert aller Bücher auf die

Bücher bis zu 60 Mark Einlagen	28,68
über 60 bis 150 = =	13,68
= 150 = 300 = =	12,13
= 300 = 600 = =	14,17
= 600 = 3000 = =	25,47
= 3000 = 10000 = =	4,91
über 10000 = =	0,71

Verfolgt man diese Zahlen bis 1898 zurück, so ergibt sich, daß sich der Anteil der Bücher mit geringen Konten ständig zugunsten der mit großen Einlagen verschiebt. Bei den Konten bis 60 Mark läßt sich dieser Verlauf allerdings nicht klar verfolgen. Der Anteil der Bücher mit Konten von 60 bis 600 Mark sinkt dagegen beständig (von 73,08 Prozent im Jahre 1898 auf 68,66 Prozent im Jahre 1909), während der Prozentsatz der Bücher mit Einlagen über 600 Mark ebenso stetig steigt (von 26,92 Prozent im Jahre 1898 auf 31,34 Prozent im Jahre 1909). Die kleinen Einlagen verlieren also für die Sparkassen immer mehr an Bedeutung.

Diese Tatsache wird noch deutlicher, wenn wir den Anteil der verschiedenen Kontenklassen an dem Einlagestand festzustellen suchen. Eine Auszählung ist allerdings nicht vorgenommen worden; die vom Landesamt angestellte Schätzung trifft aber im wesentlichen für die Verhältnisse zu.

In der Kontenklasse

bis zu 60 Mark	tragen	3545233	Sparkassenbücher	98,77 Millionen Mark
von 60 bis 600 =	=	4942074	=	1259,42 = =
über 600 =	=	3874949	=	8974,50 = =
	Insgesamt	12362256	Sparkassenbücher	10332,69 Millionen Mark

Das heißt auf ein Viertel aller Bücher, nämlich die mit Einlagen von mehr als 600 Mark, entfallen 87 Prozent der gesamten Einlagebestände.

Bezeichnend für den rein kapitalistischen Charakter der Sparkassen ist weiter die Art der Anlegung von Sparkassengeldern. Von den Beständen einschließlich Reserve- und Nebenfonds waren zinsbar angelegt 10765,53 Millionen Mark.

Und zwar entfielen von je 100 Mark auf

Städtische Hypotheken	39,23	Mark
Ländliche "	20,22	"
Hypotheken überhaupt	59,45	"
Inhaberpapiere	24,16	"
Schuldscheine ohne Bürgschaft	0,14	"
" mit "	1,50	"
Wechsel	0,75	"
Faustpfänder (Lombard)	1,02	"
Anlagen bei Gemeinden, öffentlichen Instituten u. Korporationen	12,10	"
Sonstige Anlagen	0,87	"

War in der Gründerzeit der ersten Sparkassen gedacht worden, daß die Einlagen vornehmlich an die Sparer und sonst notleidende kleine Leute entliehen werden sollten, so findet sich heute auch nicht ein einziger Posten, der diesem Gedanken entsprechen würde. Die Hauptsummen (6400 Millionen Mark, das heißt fast 60 Prozent) stehen den Agrariern in Stadt und Land als Hypotheken zur Verfügung. Die Regierung, die ja nach dem Sparkassengesetz einen weitgehenden Einfluß auf die Sparkassen besitzt, benutzt diesen Einfluß in weitestgehendem Maße zur Unterstützung der Agrarier. Wer je Gelegenheit hat, die Verfügungen der Regierung betreffend Sparkassen durchzusehen, wird in jeder dritten auf eine fürsorgende Maßnahme zur Hebung des ländlichen Kredits stoßen. Persönlicher Kredit wird nur in ganz seltenen Fällen gewährt; nur 24 Prozent aller Einlagebestände entfielen auf ihn. Alle Bestrebungen gewisser Kreise, die die großkapitalistische Verwendung der Gelder beklagen, werden dagegen nichts ausrichten können. Kommt doch der in Form von Schuldscheinen und Wechseln gewährte Kredit allein wieder denjenigen Kapitalisten zu gute, die durch ihre wirtschaftlich gefestigte Lage genügende Bürgschaft bieten. Etwa 10 Prozent der Bestände sind in Schuldverschreibungen des Reiches und Preußens angelegt. Nach dem neuesten der Öffentlichkeit bekannt gewordenen Sparkassenentwurf soll dieser Prozentsatz zwangsmäßig erhöht werden, wofür der Staat den kommunalen Verbänden, die die Sparkassen unterhalten, in anderer Beziehung größere Freiheit der Bewegung gewähren will. Abgesehen von dieser geplanten Festlegung der Bestände zur Besserung der schlechten Finanzverhältnisse des Staates wird dann der kapitalistische Charakter der Sparkassen noch schärfer hervortreten können.

Für öffentliche Zwecke wurde aus dem Reservefonds und den Zinsüberschüssen 1909 nur ein kleiner Bruchteil verwendet, nämlich 23,12 Millionen Mark, das sind 0,22 Prozent des Einlagebestandes. Ja, selbst wenn man diese Aufwendungen seit dem Bestehen der Kassen summiert, kommen erst 415,95 Millionen Mark für ganz Preußen heraus, das sind nur 4,03 Prozent des Einlagebestandes von 1909. Berlin zum Beispiel überwies 1909 nichts zu gemeinnützigen Zwecken und hat bisher überhaupt nur 0,86 Prozent des jetzigen Bestandes aufgebracht. Nach unseren sozialen Anschauungen müßte der Gesamtüberschuß vollständig zu gemeinnützigen Zwecken verwandt werden, da die Kreditgewährung an Private tatsächlich nicht zu überwindende Schwierigkeiten bietet.

Wenn auch die Summen, die nur einzelne Proletarier infolge der elenden Lage ihrer Klasse in die Sparkassen stecken, in den großen Summen des

Bürgertums verschwinden, wie unsere Betrachtung zeigte, liegt doch die Frage nahe, ob sie nicht zweckmäßigerweise der auf dem Gewerkschaftskongreß angeregten Volksversicherung zugeführt werden könnten. Jedenfalls werden die Genossen, die jenen Plan ausarbeiten, die in den Sparkassen vom Proletariat angestauten Summen bei der Diskussion nicht unberücksichtigt lassen dürfen.

Zeitschriftenschau.

(Bürgerliche Revuen.)

Im Juliheft des „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“ (Tübigen 1911) behandelt L. Pumpianski **„Das Problem der Arbeitslosigkeit in England“.** Das letzte Jahrzehnt stand im Wirtschaftsleben Englands fast durchwegs im Zeichen der Depression. Die Arbeitslosenziffer der berichterstattenden Trade Union stieg stufenweise von 2,4 Prozent im Jahresdurchschnitt 1899 auf 6,5 Prozent im Jahre 1904. 1908 erreichte sie ihr Maximum von 9,5 Prozent (Jahresdurchschnitt 8,1 Prozent) und sank dann 1910 auf 3,7 Prozent.

Bisher wurde Abhilfe auf drei Wegen versucht: durch Armenfürsorge, durch öffentliche Wohltätigkeit und durch die von den Lokalverwaltungen unternommenen Notstandsarbeiten. Alle diese Methoden der Bekämpfung des Übels haben sich als wirkungslos erwiesen. Zwar versuchte das Arbeitslosengesetz von 1905 die Notstandsarbeiten zu regulieren, indem ihre Verwaltung in den einzelnen Kreisen (Boroughs) zentralisiert wurde, aber auch dieser Versuch war ein Fehlschlag. Die mit großen Kosten unternommenen Notstandsarbeiten erwiesen sich als Arbeitsgelegenheit für unständige Arbeiter, boten aber den temporär Arbeitslosen, zu deren Hilfe sie eigentlich bestimmt waren, keine Zuflucht. Deshalb soll das „Arbeitslosengesetz“ von 1905 demnächst wieder außer Kraft gesetzt werden.

Neue Wege in der Arbeitslosenfrage wies der Bericht, den eine unter dem Einfluß der „Fabier“ stehenden Minorität in der 1905 eingesetzten „königlichen Armengesetzkommission“ erstattete. Dieser unterscheidet vier Typen von Arbeitslosen: 1. Arbeiter ständiger Berufe. Sie bilden die große Mehrheit der englischen Arbeiter. Arbeitslosigkeit ist bei ihnen meist nur temporär infolge außerordentlicher Ereignisse, wie Krisen usw. Sie genießen häufig den Schutz ihrer Gewerkschaften. 2. Arbeiter in unterbrochenen Beschäftigungen; hierher gehören vor allem die Bauarbeiter sowie die in Kommunalarbeiten, die im Wege der Submission vergeben werden, tätigen Arbeiter. 3. Die Unterbeschäftigten, Gelegenheitsarbeiter. Hierher gehören vor allem die Dockarbeiter, Marktträger usw. 4. Die nicht leistungsfähigen Arbeitslosen, die nicht arbeiten können oder wollen.

Die dauernd Arbeitslosen der ersten Gruppe sind meist ungelernt und gehören keiner Organisation an. Viele Arbeitslose dieser Gruppe sind durch technische Revolutionen aus ihrer Arbeit geworfen, sie sinken dann bald in die Gruppen 2 und 3. In der zweiten Gruppe ist die Arbeitslosigkeit nicht wie in der ersten ein Zufall, sie folgt aus dem Beruf selbst und übt ihre degradierende Wirkung auf den Charakter der Betroffenen. Die Kommission schätzt ihre Zahl auf 1¼ bis 2½ Millionen. In der dritten Gruppe (1 bis 2 Millionen) bildet die Arbeitslosigkeit fast den normalen Zustand. Im Durchschnitt beträgt die Arbeitszeit in der Woche etwa 28 Stunden. Zeitweilig, das heißt während der stillen Saisons, gehören dieser Gruppe auch Arbeiter aus der Gruppe 2 an. Von hier ist nur mehr ein Schritt in die vierte Gruppe, zu den Paupers.

Schon diese Gruppierung zeigt, daß die Arbeitslosigkeit nicht als eine Folge persönlichen Verschuldens anzusehen ist, daß das „subjektive Moment“ auszuschalten ist. „Die Gesamtzahl der Arbeitslosen der Nation,“ sagt darum der Bericht, „steht

in keiner Beziehung zur Existenz der Trunksucht oder Lasterhaftigkeit unter den Arbeitern; die Fluktuationen würden sicher nicht geringer sein (wenn auch die darauf folgende Not geringer wäre), wenn alle Menschen Temperenzler und so sparsam wie nur möglich wären."

Zur Abhilfe schlägt der von der „Arbeiterpartei" sowie von der Independent Labour Party mit großem Beifall aufgenommene Minoritätsbericht vor allem die Einrichtung eines nationalen Arbeitsnachweises vor. Da aber durch die systematischere Verwendung der Arbeitskräfte viele Arbeiter nun ganz ausgeschaltet würden, soll das Schulalter, in dem Kinder nicht industriell beschäftigt werden dürfen, auf 15 Jahre erhöht und für Jugendliche zwischen 15 und 18 Jahren eine Maximalarbeitszeit von 30 Stunden wöchentlich eingeführt werden. Diese Jugendlichen müssen während weiterer 30 Stunden wöchentlich einen öffentlichen physischen und technischen Unterricht genießen. Ferner soll die Arbeitszeit der Eisenbahn- und Straßenbahnarbeiter gekürzt und den Müttern junger Kinder die Lohnarbeit verboten werden. Diese sollen aus öffentlichen Mitteln unterstützt werden. Ergänzend soll der Staat in Krisenzeiten eingreifen, und zwar durch planmäßige Vergebung seiner Arbeiten. Gegen temporäre Arbeitslosigkeit der der ersten Gruppe angehörenden Arbeiter soll eine obligatorische Versicherung eingeführt werden, für die permanent arbeitslos gewordenen Arbeiter schlägt die Kommission staatlichen Unterhalt unter der Bedingung einer obligatorischen, eventuell zwangsweise durchgeführten „Schulung" vor. Landwirtschaftliche Kolonien und Auswanderung sollen nach Möglichkeit in der Behandlung der Arbeitslosen Anwendung finden.

Diesem Programm gemäß wurde Mitte 1909 ein Gesetz über nationale Arbeitsnachweise durchgeführt. Ein Netz von Arbeitsvermittlungsstellen soll über das ganze Land erstreckt werden und „schnell, sicher und umsonst" funktionieren. Bei Arbeitskämpfen soll strikteste Neutralität beobachtet werden. Die angeworbenen Arbeiter sollen von dem Kampfe benachrichtigt und die Entscheidung ganz ihnen überlassen werden.

Im Zusammenhang mit diesem Arbeitsnachweisgesetz stehen die Gesetzentwürfe über Arbeitslosenversicherung der Bau- und Metallarbeiter, welche die Regierung eingebracht hat. Die Verteilung des Arbeitslosenfonds und die Verwaltung der Versicherungsorganisation soll den Arbeitsnachweisen anheimfallen. Dieser Gesetzentwurf umfaßt nur bessergestellte, gelernte Arbeiter und bleibt daher gerade für die Gelegenheitsarbeiter und ungelernten Arbeiter überhaupt ziemlich wirkungslos. Auch der ausgeprägt bureaukratische Charakter der Reform ruft eine wohlbegründete Mißstimmung und Opposition in den Kreisen der vorgeschrittenen Sozialpolitiker hervor.

In der Septembernummer von „The nineteenth century and after" (London 1911) schreibt Ellis Barker über **„Die Arbeiterrevolte und ihre Bedeutung"**. Der Ausbruch der gewaltigen Streiks und Unruhen hat die Öffentlichkeit Englands in das größte Staunen versetzt. Denn diese ist durch die Versicherungen der Freihändler, daß es dem Arbeiter nirgend so gut gehe wie in England, völlig irregeführt. Diese Behauptung wird durch die offizielle Statistik des Arbeitsamtes gestützt, nach der die Wochenlöhne in England 35 bis 45 Schilling betragen sollen. Das Arbeitsamt gibt aber nur die Lohnsummen für die bestbezahlten Gewerkschafter und nimmt dabei auf die Zeiten der Arbeitslosigkeit keine Rücksicht. Daß aber in der Tat die Löhne englischer Arbeiter im Durchschnitt entsetzlich niedrig sind, ergibt sich unter anderem aus einer mehrbändigen Publikation des Arbeitsamtes aus den Jahren 1909 und 1911 (Report of an Enquiry by the Board of Trade into the Earnings and Hours of Labour). Diese genauen und eingehenden Untersuchungen zeigen, daß fast 6 Millionen englischer Arbeiter (Textil- und Bekleidungsindustrie, Bauten, öffentliche Arbeiten, Eisenbahnen und Landarbeit) bei voller Beschäftigung nur zwischen 9 Schilling 3 Pence und 27 Schilling 3 Pence verdienen. Aber auch in den Berufszweigen, wo die gelernten Arbeiter am höchsten

bezahlt werden, sind die Löhne der ungelernten Arbeiter elend. So betragen diese Löhne im Maschinenbau durchschnittlich 19 Schilling, wovon man aber noch 2 Schilling für Zeiten der Arbeitslosigkeit abziehen muß. Noch erbärmlicher aber ist die Lage der ganz unqualifizierten Arbeiter, der Millionen von Lastträgern, Kutschern, Dockarbeitern usw. Nun haben aber genaue Berechnungen von Rowntree für York ergeben, daß eine Arbeiterfamilie von fünf Köpfen bei allerbescheidenster Verköstigung und Behausung mindestens 21 Schilling 8 Pence wöchentlich braucht. Daraus ergibt sich, daß der größte Teil der Arbeiter Englands eben an der Grenze des Existenzminimums oder unter ihr steht. Das wird auch durch die voneinander völlig unabhängigen Forschungen verschiedener hervorragender Soziologen bestätigt. Rowntree gibt die Zahl der Paupers für York mit 27,84 Prozent der Bevölkerung an, Booth nennt für London die entsprechende Zahl von 30 Prozent, und ganz ähnlich schildert Lady Bell die Zustände in dem Eisenindustriezentrum Middlesbrough. Mindestens 3 Millionen Menschen fallen in England der Armenversorgung zur Last, das heißt fast 7 Prozent der Bevölkerung. Von den Personen über 64 Jahren, die im Königreich leben, haben fast zwei Drittel ein wöchentliches Einkommen von weniger als 10 Schilling. Dabei hat sich die Lage der Arbeiter in den letzten zehn Jahren wesentlich verschlechtert. Von 1900 bis 1910 haben die Geldlöhne im Durchschnitt um 0,3 Prozent abgenommen, der Preis von Brot ist um 14,8, der von Speck um 38,9, der von Zucker um 24,3 Prozent gestiegen, die Detailpreise in London überhaupt um 9,9 Prozent. Die Zahl der Paupers in England und Wales ist von 1900 bis 1909 von 688505 gestiegen auf 793851, die der Einbruchsdiebstähle von 11248 auf 19883.

So ist der Boden bereitet für die Agitation des Klassenkampfes. Bis vor kurzem war die englische Gewerkschaftsbewegung ungemein zersplittert. So besaßen 14 Industrien 1153 selbständige Vereine (darunter die Bauarbeiter 27, die Bergarbeiter 28, die Metallarbeiter 207, die Textilarbeiter 271 usw.). Zwischen diesen Vereinen gab es fortwährend Zänkereien und Reibungen, oft wegen ganz lächerlicher Kleinigkeiten. Seit einigen Jahren haben Bestrebungen eingesetzt, die Vereine der einzelnen Industrien zu amalgamieren. Mit besonderer Leidenschaftlichkeit wird diese Agitation von dem 1910 aus Australien zurückgekehrten revolutionären Syndikalisten Tom Mann geführt. In seinem Blatte „The Industrial Syndicalist" predigt er in glühenden Worten den Klassenkampf, eventuell auch mit den Mitteln der Sabotage, und verherrlicht die Taktik der französischen Syndikalisten.

Die riesigen Ausstände der letzten Zeit sind denn auch nicht unter der Führung der Gewerkschaftsvorstände erfolgt, es war die Masse selbst, die in den Kampf trat, auch bei den wohlorganisierten Eisenbahnern brach die Gewerkschaftsdisziplin völlig zusammen. Hier wie in dieser ganzen Bewegung herrschte der revolutionäre syndikalistische Geist Tom Manns.

Die stürmische Bewegung der letzten Zeit war nur der Anfang gewaltiger Kämpfe. Die Arbeiter werden höhere Löhne erzwingen. Das beschleunigt aber die Einführung neuer Maschinen, den Bankrott der kleineren Betriebe, die Konzentration des Kapitals. Das bedeutet den Zusammenbruch des Freihandelsystems. Der Schutzzoll allein, meint Mr. Barker, ist imstande, die Lage der Arbeiter wesentlich zu bessern und zugleich die heimische Industrie konkurrenzfähig zu erhalten.

Als Ergänzung dieses Programms empfiehlt endlich Herr Barker die Verstaatlichung und Militarisierung des Verkehrswesens und derjenigen Industrien, die für die Landesverteidigung notwendig sind, das Verbot der Streikposten und Errichtung bewaffneter Bürgergarden, sowie gerichtliches Vorgehen gegen diejenigen, „die aus sicherer Entfernung den Pöbel zu Plünderung, Mordbrennerei und Bürgerkrieg anreizen". „Wir müssen uns," schließt Herr Barker, „für die Möglichkeit einer Revolution vorbereiten." G. E.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W



1. Band Nr. 3 Ausgegeben am 20. Oktober 1911 30. Jahrgang

Der türkisch-italienische Krieg.

Von **Hermann Wendel.**

Der „kühne Griff", mit dem sich die italienische Regierung der türkischen Provinz Tripolis bemächtigt, hat überall den Wasserstoff der sogenannten öffentlichen Entrüstung überkochen lassen wie selten eine Gelegenheit, „und es wallet und brauset und zischt". Nun ist aber dieses Wallen und Brausen und Zischen einmal eine sehr billige Sache dort, wo man die Marokkopolitik gelassen ertragen oder gar mit Eifer unterstützt hat, denn man kann nicht Herrn Giolitti den Giftbecher reichen, wenn man Herrn v. Kiderlen-Wächter der Speisung auf dem Prytaneion für wert hält. Zum zweiten kommt man mit dem Wallen und Brausen und Zischen der verletzten Ethik um keinen Schritt weiter; will man vielmehr wissen, wie es mit dem Raubzug Italiens gegen Tripolis steht, so muß man ihn als Glied einer historischen Tatsachenkette auffassen.

Daß die Nordküste Afrikas im ersten Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts zu einem brennenden Problem der Weltpolitik geworden ist, hängt, weit entfernt, ein Zufall zu sein, aufs engste mit jenem gewaltigen weltgeschichtlichen Vorgang zusammen, den man das Erwachen Asiens zu nennen pflegt. Wie es das Kommunistische Manifest voraussagte, hat der europäische Kapitalismus mit der schweren Artillerie seiner billigen Waren in alle chinesischen Mauern Breschen geschossen, die den Orient vom Okzident schieden. Aus dem süßen Schlummer ihrer naturalwirtschaftlichen Idylle sind die Völker Asiens herausgerissen und in die Hetz und Hatz der kapitalistischen Wirtschaftsweise hineingeschleudert worden. Erst von den weißen Herren ausgebeutet, wollen sie jetzt selber Ausbeuter ihrer Bodenschätze und ihres einheimischen Proletariats werden: eine Bourgeoisie hat sich allenthalben entwickelt, die nationale und liberale Tendenzen auf ihre Fahnen schreibt, das will sagen, die Ausbeutung durch das fremde Kapital abschütteln und für die Ausbeutung durch das eigene Kapital Schutz vor despotischer Willkür haben möchte. Daher Chauvinismus und Konstitutionalismus als die zwei Seiten dieser mächtigen Bewegung. Der erfolgreiche Krieg Japans gegen Rußland wirkte wie ein Sturmsignal auf die asiatische Welt. Seitdem reichen

sich die panasiatische Propaganda mit dem Hauptsitz in Tokio und die panislamitische Propaganda die Hand, und eins reihte sich logisch ans andere: die Verfassungsbewegung in China, die Unabhängigkeitsbestrebungen in Indo-China, die gefährliche Gärung in Indien, die Revolution in Persien, die Revolution in der Türkei und nicht zuletzt die Wirksamkeit der Nationalistenpartei in Ägypten. Mit einem Schlage wurde mit dieser unabweisbaren Tatsache, daß die Völker Asiens anfangen, ihre Geschicke selber in die Hand zu nehmen, der Aktionsradius des europäischen Kolonialimperialismus erheblich verkürzt. Wo sich vor noch nicht zwölf Jahren die Mächte sammelten wie die Aasgeier über einer gefällten Beute, im äußersten Osten, ist heute der Konkurrenzkampf nahezu erloschen. Nur Japan drängt mit unermüdlicher Zähigkeit Europäer wie Amerikaner, zunächst wirtschaftlich, an den Küsten des Stillen Ozeans zurück und weckt mit jedem seiner Fortschritte Jubel im ganzen Morgenland. Als zum erstenmal ein Dampfer mit der aufgehenden Sonne auf weißem Felde in der Flagge vor Kalkutta und Bombay erschien, einer japanischen Linie gehörend, die mit billigeren Frachten und höherer Leistungsfähigkeit eine englische Linie mattgesetzt hatte, klang die Freude in ganz Indien wider. Kiautschou liegt heute trübselig als verlorener Posten da.

Kein Wunder, daß sich jetzt der europäische Imperialismus auf Gebiete stürzt, in denen er noch, ungehindert durch erwachende Völker, mit dem Löffel tief in den Brei hineinfahren zu können glaubt. Den Anfang machte Marokko, Tripolis ist nur die Fortsetzung. Der italienische Imperialismus nun ist keineswegs von heute oder gestern. Zwar ist die Apenninenhalbinsel kein kapitalistisch übersättigtes Land, das es nötig hätte, um nicht im eigenen Fett zu ersticken, seinen überschüssigen Mehrwert bei kolonialen Unternehmungen abzustoßen. Ganz im Gegenteil! Italien ist überwiegend ein Agrarland, und zwar mit einer so verderblichen sozialen Verfassung, daß die Fruchtbarkeit des Bodens und die Gunst des Klimas bei weitem nicht so zur Geltung kommen, wie sie könnten. Großgrundbesitz in Verbindung mit Generalpächter- und Teilpächtersystem haben es zuwege gebracht, daß ganze Provinzen, vor allem der verwahrloste Süden, nicht imstande sind, ihre bäuerliche Bevölkerung zu ernähren, und sie in hellen Haufen übers Meer schicken — emigrazione della fame, Hungerauswanderung ist die stehende Bezeichnung für diese Heimatflucht. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt steigerte sich die Zahl der Auswanderer. Es waren

1876	108000	1904	506000
1886	167000	1909	625000
1896	306000		

Nimmt man auch an, daß etwa ein Drittel dieser Hungeremigranten als Saisonarbeiter nur einen Teil des Jahres ins Ausland geht und wieder in die Heimat zurückkehrt, so bleiben noch immer Ziffern übrig, die wahrhaft erschreckend sind.

Die Schutzzollpolitik, in deren Bahnen Italien 1887 eingeschwenkt ist, hat die wirtschaftliche Misere natürlich steigern helfen. Wohl hat sie im Norden des Landes künstlich eine Industrie großzüchten können, allerdings nur eine Industrie zweiten Ranges, da einer der Hauptfaktoren des modernen Wirtschaftslebens, die Kohle, in Italien fehlt, aber gleichzeitig hat sie dieser Industrie den inneren Markt gründlich zerstört, da ihre Folgen, Handelskonflikte und Handelskriege mit anderen Staaten für die Erzeugnisse des italienischen

:ckerbaus, Wein, Öl, Südfrüchte, die Absatzmärkte verrammelten und so die
ermanente Agrarkrise verschärften. Italien gehört auch zu den Ländern, die
ei der herrschenden Agrarwirtschaft das Brotkorn für ihre Bevölkerung nicht
nnerhalb der eigenen Grenzen erzeugen können, sondern Getreide einführen
üssen. Ganz wie im preußischen Deutschland wurde nun durch die Schutz-
)llpolitik im Interesse einer Handvoll Großgrundbesitzer den Massen das
rot ebenfalls ungeheuerlich verteuert. Wenn irgend ein Land, so hat also
talien allen Grund, durch innere Kolonisation und Agrarreformen der In-
ustrie einen einheimischen Absatzmarkt zu schaffen und nicht durch welt-
)litische Abenteuer seine Schuldenlast — 13 Milliarden Lire — ins Wahn-
itzige hinein zu steigern.

Aber zu solchen Abenteuern hat sich die italienische Regierung stets
urch einzelne interessierte Kapitalistengruppen drängen lassen, wobei ideo-
gische Vorstellungen, Erinnerungen an die Seemacht und den Reichtum
er Handelsrepubliken Genua und Venedig ebenso mitsprechen mochten wie
e Erwägung, daß Italien seiner Lage zuliebe dabei sein mußte, wenn die
errschaft über das Mittelmeer aufgeteilt wurde. Das afrikanische Tunis
nd Tripolis, kaum mehr als vierundzwanzig Stunden von der Südspitze
taliens entfernt, lag bei solchen Plänen als Stützpunkt besonders nahe.
chon 1871 hatte Mazzini, der irrende Ritter der Weltrevolution und Welt-
nfusion, zur Kolonisierung von Tripolis aufgefordert, und so richtete man,
ichdem England 1876 eine flüchtige Absicht Italiens auf die Insel Sokotra,
gleicher Höhe mit dem Kap Gardafui dem Golf von Aden vorgelagert,
reitelt hatte, in Rom all sein Augenmerk auf Tunis, das damals ebenso
rkische Provinz war wie heute Tripolis. Über die italienische Auswande-
ng nach Tunis, die zu Ende der siebziger Jahre des vergangenen Jahr-
nderts einen lebhaften Anlauf nahm, existiert eine ganze Literatur. Bis
181 setzten sich die Einwanderer wesentlich aus Handeltreibenden zusammen,
der Erwerb von Grundeigentum den Europäern nicht offen stand: zwi-
en 11000 bis 25000 schwankt in verschiedenen Angaben die Zahl der Ita-
ner, die sich damals im Lande aufhielten. Das Geschäftsleben der Städte
ganz in den Händen italienischer Kaufleute, und Italienisch war die
lechthin herrschende europäische Sprache. Da hißte 1881 Frankreich, das
rade auf dem Höhepunkt seiner kolonialen Expansion angelangt war,
er Tunis die Trikolore, und Italien, dessen schönste Hoffnungen in der
üte geknickt waren, warf sich, enttäuscht und verbittert, Deutschland und
erreich-Ungarn in die Arme: die Annexion Tunesiens durch Frankreich
t an der Wiege des Dreibundes. Freilich hörte der Zustrom von Ita-
iern nach Tunis nicht auf, und mit nicht geringer Besorgnis sehen die
nzosen, wie ihre nordafrikanischen Besitzungen immer schneller italieni-
t werden — in Tunis und Algier zusammen mögen 150000 Italiener
usen, in Tunis bilden sie den Kern der weißen Bevölkerung.

Aber das offizielle Italien schaute nach einem anderen Fleck exotischer
e, um dort seine Pfähle einzuschlagen: das war an der Küste des Roten
eres. Schon seit 1882 besaß Italien hier an der Assabbai ein Koloniechen
nicht von der Größe des Fürstentums Reuß jüngere Linie; 1885 be-
htigte es sich eines größeren Stückes an der Küste mit dem wichtigen
en Massaua und taufte das Land Erythrea (Kolonie am Roten Meer).
Wahrheit sollte es roter, blutgetränkter Boden werden, denn wenn auch

die Kämpfe mit dem Negus Johannes von Abessinien schließlich zu einen Vertrag führten, mit dem Italien das Protektorat über Abessinien an sic riß, und zwei Jahre später, 1891, Nordostafrika in eine italienische und eng lische Interessensphäre aufgeteilt wurde, so brach doch 1896 die ganze Herr lichkeit zusammen. Auf dem Schlachtfeld von Adua ließ General Baratier ein Drittel seiner Streitmacht und sein ganzes Geschütz zurück, und di Niederlage wirkte im Heimatland so zerschmetternd, daß niemand dara dachte, die furchtbare Scharte wieder auszuwetzen. Was Italien an Kolo nialbesitzungen an der Ostküste Afrikas behielt, Somaliland unter anderem ermangelt jeder weltwirtschaftlichen und weltpolitischen Bedeutung.

So mußte es denn zu neuen Gestaden sein glückhaft Schiff aussender Diesmal wurde Albanien als Zielpunkt ins Auge gefaßt. Das Schlagwor kam auf vom Mare nostro (unserem Meer), das die Adria zu einem itali nischen Binnensee gemacht wissen wollte. Bekam Italien albanische Häfen wie Valona und Durazzo, in seinen Besitz, so konnte es nach Belieben de ganzen Handel Österreichs auf dem Mittelmeer wie in einem Sack ein schnüren. Zu diesem Ende hat sich Italien mit maulwurfsartiger Geschic lichkeit überall in Albanien eingewühlt und in den entlegensten Nester — Österreich hierin mit Erfolg das Wasser abgrabend — mit beträchtliche Geldopfern Konsulate, Schulen und Spitäler errichtet. Das Wirtschafts leben an der Seeküste steht unter dem Einfluß Italiens, mit Italienis kommt man, namentlich in der westlichen Hälfte Albaniens, weiter als m Türkisch, der Sprache der dünnen herrschenden Schicht. Mochten die itali nischen Imperialisten auch bei dem Aufstand der Malissoren von Skuta ihre Blütenträume reifen sehen und die Rebellen mit allen Mitteln unte stützen, so konnte die Frucht doch noch nicht herabgeschüttelt werden.

Dafür wurde mit der neuerlichen Zuspitzung der Marokkofrage die Tripoli frucht reif. Seit geraumer Zeit rührt der italienische Imperialismus für d Besetzung von Tripolis die Lärmtrommel. Politisch mochte ihm der Bes des Landes als Bürgschaft für ein Stück Herrschaft über das Mittelmeer b gehrenswert erscheinen. Ökonomisch ist die Begehrlichkeit schon minder gerec fertigt. Die ganze Ein- und Ausfuhr hat kaum einen Jahreswert von 20 Mi lionen Mark. Von der Fruchtbarkeit dieser Gebietsstriche erzählt lediglich d Sage; heute bleibt sogar die Olivenernte hinter dem Bedarf der Bevölkerun zurück, und an vielen Stellen weht der Flugsand der Wüste bis an d Küstenrand der Syrte. Aber einige Finanzinstitute waren mit ihren Inte essen in Tripolis verankert und entfalteten eine rege Agitation in der Pres Allen voran der „Banco di Roma", der fast ein vatikanisches Unternehm ist und ausschließlich klerikales Kapital umschließt und dessen Beteiligung dem Tripolisabenteuer die Groteske begreiflich macht, daß der oberste Ve treter der Christenheit im Vatikan seinen Segen über die Explosivgescho sprach, die in den Gassen von Tripolis Frauen und Kinder in Stücke risse In den glühendsten Farbentinten des Südens schwelgte die dem „Banco Roma" feile Presse, um die paradiesischen Reize von Tripolis den Massen d italienischen Volkes zu demonstrieren. „Weniger als eine Tagereise von u entfernt", schrieb 1905 schon die „Rivista d' Italia", „bietet ein Land, vierm so groß wie Italien, mit fruchtbarem, aber vernachlässigtem Boden, schaml seine Flanken den Liebkosungen des italienischen Arbeiters dar. Diese Flank die einst unter dem heißen Kusse der phönizischen, griechischen und römisch

Zivilisation den Reichtum gebaren, wecken heute ihre schlummernden Kräfte, ie die jahrhundertelange Verlassenheit noch glühender und sehnsüchtiger ge- nacht hat, und laden unsere Auswandererdampfer ein, ihre Route zu ändern nd ihren Bug nicht in den Ozean zu lenken, sondern nach Süden, in ‚unser Meer‘, in die Nähe unserer Küsten, einem Strande entgegen, an dem das Echo der italienischen Stimme zu widerhallen scheint. Aber Italien wird gut aran tun, zu bedenken: was Tripolis angeht, heißt es nicht allein handeln, s heißt auch schnell handeln!“ Was Wunder, wenn durch ähnliche feurige obgesänge auf die Schätze von Tripolis sich auch die Masse des Kleinbürger- ums und Kleinbauerntums und selbst ein Teil des Proletariats in einen nperialistischen Rausch hineinhetzen ließ. Es sind ja nicht nur die wirklichen, ondern auch die eingebildeten Interessen einer Klasse, die ihr Handeln be- immen, und so mußte die Perspektive eines tripolitanischen Siedelungs- andes der Zukunft all den Schichten verlockend erscheinen, in die Jahr um ahr die überseeische Auswanderung breite Lücken reißt, und die vor allem ı Argentinien ein transozeanisches Neu-Italien emporblühen sahen, dessen ntwicklung dem Mutterland wenig zugute kam.

Aber nicht nur nach innen, sondern auch nach außen bereitete der italienische mperialismus sein Abenteuer sorgfältig vor. Mit zwei Mächten galt es ch zu verständigen, die mit ihrem Kolonialbesitz Grenzländer von Tripolis aren, mit Frankreich und England. Ob Frankreich, eben wegen des starken alienischen Bevölkerungseinschlags in Algier und Tunis, nicht mehr ein egatives Interesse daran hat, über dem benachbarten Tripolis die grün- eiß-rote Flagge zu sehen, kann zum mindesten als ungelöste Streitfrage etrachtet werden. Jedenfalls war es 1902, als mit Italien über Tripolis erhandelt wurde, im hitzigsten Marokkofieber mitten drin, und der Spatz in er Hand erschien ihm wertvoller als die Taube auf dem Dache: Italien eß Frankreich freie Hand in Marokko, und Frankreich erklärte als Entgelt in „desinteressement“ an Tripolis. Die Aussicht auf Tripolis war der rund, weshalb sich in Algeciras die italienische Regierung durchaus nicht s „brillanter Sekundant“ benahm. Mit England muß eine ähnliche Ver- ändigung erfolgt sein. Seit der Abfall der nordamerikanischen Kolonien en Hebelpunkt englischer Macht nach Indien verlegte, war alle Politik des itischen Kabinetts darauf gerichtet, eine gesicherte Zufahrtsstraße vom Mutter- nd zu seiner wichtigsten Kolonie herzustellen. Eine der bedeutsamsten estungen auf diesem Wege ist Ägypten. Freilich bleibt dieses Land dem amen nach türkischer Oberhoheit noch unterworfen und von zwei türkischen rovinzen, Tripolis und Yemen, flankiert. Würde die eine aus dem Bestand s ottomanischen Reiches herausgebrochen und einer europäischen Macht nverleibt, so wäre das mit einer Festigung der britischen Stellung in gypten verbunden. Darum mag man in London wie in Paris um so eniger gegen den Banditenstreich Giolittis einzuwenden gehabt haben, als ohl auch noch Abmachungen über die Verteilung des Hinterlandes von ipolis unter Frankreich und England bestehen.

Ein Faktor, der bei allem nicht ausgeschaltet werden konnte, war die ürkei als der rechtmäßige Besitzer von Tripolis. Die jungtürkische Revo- ltion, die eine Kräftigung der ottomanischen Staatsmacht anstrebte und zum eil auch erreichte, wird in Rom recht wenig zupaß gekommen sein. Mit ißfallen sah man der Reorganisation des Heeres zu. Aus Furcht, daß sich

ihre Schlünde eines Tages gegen den Jildis-Kiosk richten könnten, hatt Abdul Hamid die türkischen Kriegsschiffe, mit abgeschraubten Verschlußstücke der Geschütze und mit ewig gelöschten Feuern unter den Kesseln, auf den Bosporus verfaulen lassen. Jetzt kam das neue Regime und erwarb vo der deutschen Regierung drei Panzerschiffe und war bemüht, die junge Türk auch zur See wehrhaft zu machen; selbst die türkischen Frauen fuhren au dem Schlummer ihrer Haremsindolenz auf und opferten ihre Geschmeid um für den Bau einer Kriegsflotte das Ihre beizutragen. Giolittis Räube bande wollte und konnte nicht abwarten, bis diese Rüstungen weiter gediehe und gefährlicher geworden waren: jetzt hieß es schnell handeln, und Hal über Kopf feuerte sie los. Während sonst langatmige Verhandlungen da Zeichen der Zeit sind, schlugen hier schon die ersten italienischen Granate in Tripolis ein, als noch nicht die Tinte der zwei Noten getrocknet war, d die Konsulta und die Hohe Pforte gewechselt.

Die junge Türkei ist in einer unglückseligen Lage. Der nationale Chauv nismus, der proklamiert: die Türkei den Ottomanen! und die unbeding Selbständigkeit des Landes sich zum Ziel gesetzt hat, ist ihr sicherstes Fund ment. Nun ist es aber für die Türkei fast zu spät, die nationale Unal hängigkeit zu wahren. Zur Verteidigung eines so ausgedehnten überseeische Besitzes scheint eine starke Rüstung unerläßlich — läge ein ansehnliches Panze geschwader mit dem Halbmond in der Flagge bereit, so hätte man sich i Rom den Banditenstreich zehnmal für einmal überlegt. Aber will sich d Türkei von Kopf bis zu Fuß panzern, so gibt sie an einer anderen Stel ihre nationale Unabhängigkeit preis: um Heeresvermehrung und Flottenba ins Werk zu setzen, müssen im Ausland Anleihen untergebracht werden. Da ist lediglich die moderne Form der Eroberung und Ausbeutung eines Stück Türkei durch das europäische Kapital, und aus diesem Zirkel kommt s nicht heraus.

Dieser Schwäche der jungen Türkei sich bewußt, mag die italienische R gierung vielleicht von einem militärischen Spaziergang nach Tripolis geträum haben. Darin dürfte sie sich täuschen. Hat die türkische Regierung auch da Menschenmögliche an Zerfahrenheit geleistet und ist zur See an keinen erns haften Widerstand zu denken, von einem Panzer, den ein türkisches Torped in die Luft befördern, oder einem Kreuzer, der auf eine Unterseemine gerate mag, abzusehen, so wird doch in Tripolis Italien einen heftigen Guerillakri gegen die türkischen Truppen und eingeborenen Stämme zu führen habe Kolonialkriege pflegen über die Maßen hartnäckig und blutig zu sein, u sieht man sich Frankreichs jahrzehntelange Kämpfe in dem benachbarten Algi an, so kann Italien sich auf Verluste gefaßt machen, gegen die Adua e Kinderspiel war.

Aber weit mehr als auf den militärischen ist die Türkei auf den ökonomische Krieg angewiesen. Das Komitee „Einheit und Fortschritt“, das in seinem Ve hältnis zur türkischen Regierung etwa den Jakobinerklubs in der französische Revolution entspricht, hat den Widerstand bis aufs Messer proklamiert u sucht die Ausweisung aller italienischen Staatsangehörigen aus der Türk — 50000 an der Zahl — und den Boykott italienischer Waren durchzusetze Gegen die Ausweisung hat mit Recht ein großes Arbeitermeeting in Salon protestiert, denn sie läßt Unschuldige, darunter arme Teufel, an Stelle d Schuldigen leiden und würde damit nur die Erbitterung in den Massen d

italienischen Volkes schüren. Auch der Boykott kann, wie 1908 seine Verhängung über die österreichischen Waren gezeigt hat, durchlöchert werden. Aber zu anderen Kampfmitteln ökonomischer Art vermag die Türkei ihre Zuflucht zu nehmen. Da der Kriegszustand alle Verträge zerreißt, können die Kapitulationen aufgehoben werden, kraft deren die italienischen Staatsbürger wie alle Europäer in der Türkei besondere Vorrechte genießen. Sie müßten fortan also gleichfalls Steuern zahlen und wären der türkischen Gerichtsbarkeit unterworfen; auch die besonderen italienischen Postämter auf türkischem Boden wären zu schließen. Der Handelsverkehr zwischen Italien und der Türkei stellt sich in folgenden Ziffern dar: 1908 führte Italien in die Türkei für 245½ Millionen, die Türkei in Italien für rund 100 Millionen Piaster Waren ein. Zu den wichtigsten türkischen Ausfuhrartikeln gehören lebendes Vieh, Eier, Weizen, Hafer, getrocknete Trauben und Feigen, Bohnen, Olivenöl, Tabak, Farbstoffe, Seidenkokons und Sämereien. Erläßt die Türkei ein Ausfuhrverbot für diese Waren, die leicht einen anderen Absatzmarkt finden, mit der Spitze gegen Italien, so wird die italienische Industrie ganz beträchtlich geschädigt. An Stelle des trotz aller Organisation ziemlich regellosen Boykotts könnten Prohibitivzölle von 100 Prozent auf alle Waren italienischer Herkunft gelegt werden, die außerdem, nach Rückkehr besserer Beziehungen zwischen den beiden Staaten, die Grundlage für Handelsvertragsverhandlungen abzugeben imstande wären. Tritt dazu noch in Ägypten, wo 100000 Italiener ansässig sind, und in Tunis aus dem Gefühl panislamitischer Gemeinbürgschaft heraus ein Boykott italienischer Waren, so wird das Wirtschaftsleben Italiens die Folgen des Tripolisabenteuers recht schmerzhaft zu spüren bekommen.

Voraussetzung ist allerdings, daß sich das türkische Kabinett von dem Komitee „Einheit und Fortschritt“ hinreichend den Rücken steifen läßt und nicht fortwährend in der demütigen Haltung des Bettlers bei den Mächten um Vermittlung anklopft. Das Komitee „Einheit und Fortschritt“ weiß genau, daß es bei dem Kampf um Tripolis um den Hals des Jungtürkentums geht. Wird diese Provinz ohne ernsteren Widerstand preisgegeben, so brechen alle Stützen des jungtürkischen Regimes — die Folgen sind kaum zu übersehen. Außerdem weiß das Komitee recht wohl, inwieweit auf die Mächte Verlaß ist. Sie alle haben dem brutalsten Banditenstreich aller Zeiten mit verschränkten Armen zugesehen und halten den Spritzenschlauch nur bereit, um den Brand zu lokalisieren. Zunder ist allerdings genug im Orient gehäuft, auf den die Funken überspringen könnten. Montenegro lauert nach Albanien hinüber, in Belgrad träumt man von dem Großserbenreich, Bulgarien hat längst den Großmachtskitzel, Griechenland schielt nach Kreta. Sie alle warten seit der italienischen Kriegserklärung fieberhaft gespannt auf ihre Stunde. Schlägt diese Stunde und züngeln die Flammen auf dem Balkan auf, dann marschiert Österreich nach Salonik, das es als Ziel seiner Expansionsbestrebungen unverrückbar im Auge behält, der Zarismus wird sich einmischen, Frankreich an der syrischen Küste seine Flagge zeigen und England wirft klirrend sein Schwert in die Wagschale.

Dann haben wir den Weltkrieg. Weltkrieg aber heißt Weltrevolution. Weltkrieg ist die Götzendämmerung der kapitalistischen Gesellschaftsordnung.

Unter den Mächten, die aus klappernder Furcht vor dieser Weltrevolution den Weltkrieg zu verhindern suchen, spielt Deutschland die kläglichste Rolle.

In satter Selbstzufriedenheit wußte die deutsche Bourgeoispresse immer zu berichten, wie gut Deutschland bei der Türkei und in der Welt des Islam überhaupt angeschrieben sei. Das war einmal! Die Jungtürken haben es nicht vergessen, daß Wilhelm II. der beste Freund ihres erbittertsten Feindes Abdul Hamid war; sie denken noch an den Julitag 1908, als durch eine unblutige Revolution die Verfassung errungen wurde: alle fremden Schiff auf dem Bosporus salutierten mit Flaggenwimpeln dem Ereignis — einzi die deutschen nicht! Und seitdem hat es Verstimmung auf Verstimmung ge geben. Die Potsdamer Abmachungen über Persien waren nur der letzt Tropfen, der ein volles Faß zum Überlaufen brachte.

Über den Schwur Wilhelms II., der sich am Grabe Saladins 1898 zum Schirmherr über 300 Millionen Mohammedaner aufwarf, lacht man heute die jungtürkischen Organe sind voller gereizter Angriffe gegen die deutsch Regierung, die mit der Entsendung des „Panther" nach Agadir erst di italienischen Kriegsschiffe nach Tripolis gelockt habe und nun ihre oft ge rühmte Freundschaft für die Türkei durch eine offene Begünstigung Italien in die Tat umsetze: in den Spalten dieser Blätter ist, wie ehemals „da perfide Albion" ein beliebtes politisches Schlagwort war, „das perfide Deutsch land" ein stehender Ausdruck!

Bebels Denkwürdigkeiten.

Zweiter Band.

Von **F. Mehring.**

II.

An das Kapitel über Schweitzer schließt Genosse Bebel ein Kapitel übe den Beginn seiner parlamentarischen Tätigkeit. Er wurde bekanntlich scho in den sogenannten konstituierenden Reichstag des Norddeutschen Bundes g wählt, der freilich nichts zu „konstituieren", nicht einmal etwas mitzubeschließe sondern nur mitzuberaten hatte; der endgültige Beschluß über die Annahm oder Ablehnung der norddeutschen Bundesverfassung war den Einzellan tagen vorbehalten.

Der deutsche Parlamentarismus stand damals nach Charakter und Talen auf einer verhältnismäßig höheren Stufe als heutzutage; es sei nur an Männ wie Waldeck und Ziegler, wie Bennigsen und Miquel, wie Windthorst un Mallinckrodt erinnert; selbst die Konservativen hatten in Hermann Wagen einen in seiner Art eigentümlichen, eben deshalb von ihnen freilich stets sche angesehenen Kopf aufzuweisen. Dazwischen stand nun Bebel mit seine 27 Jahren und seiner gänzlichen Unerfahrenheit in parlamentarischen Dinge ganz allein oder doch so gut wie ganz allein, denn sein einziger Gesinnung genosse, der energielose und unbedeutende Advokat Schraps, war für nich zu rechnen. Bismarck hat denn auch später dem biederen Harden erzählt, d es getreulich weiter geklatscht hat, mit Bebels parlamentarischen Anfänge habe es sehr gehapert; erst im Laufe der Jahrzehnte habe er sich, und da sei am Ende kein großes Kunststück, eine gewisse Suade angeeignet.

Davon ist aber kein Wort wahr. Bebel hat sich von vornherein m sicherem Fuße auf parlamentarischem Boden bewegt; ja seine erste parl

nentarische Tat war, daß er den ergrauten Häuptern des Parlamentarismus
inen ergötzlichen Streich spielte, worüber man in seinen Denkwürdigkeiten
as Nähere nachlesen kann. Zum Worte ist er im Plenum freilich nur ein-
nal gekommen, aber in dieser Jungfernrede legte er sofort den Finger in
ie wunde Stelle der Politik Bismarcks, die er als großpreußisch kennzeichnete.
Der Norddeutsche Bund sei nur ein Groß-Preußen, umgeben von Vasallen-
taaten, deren Regierungen nichts weiter als Generalgouverneure der Krone
Preußens seien. Um den großpreußischen Charakter des Nordbundes nicht zu
efährden, weigere sich Bismarck, die süddeutschen Staaten in ihn aufzunehmen,
bgleich durch die Militärkonventionen mit diesen Staaten für den Fall des
Krieges die militärische Macht Deutschlands in der Hand Preußens vereinigt
nd der Einspruch Frankreichs also nicht zu fürchten gewesen sei. „Eine Ein-
nischung Frankreichs in die inneren Angelegenheiten Deutschlands würde zur
Folge gehabt haben, daß ganz Deutschland sich wie Ein Mann gegen Frank-
eich erhoben hätte."

Bebel zeichnete damit treffend die Politik, die Bismarck hätte befolgen
üssen, wenn er kein großpreußischer Junker, sondern ein nationaler Staats-
ann auch nur im bürgerlichen Sinne des Wortes gewesen wäre. Bismarck
ollte freilich den Krieg mit Frankreich, aber nicht den Volkskrieg, der dem
eaktionären Großpreußentum den Hals gebrochen hätte, sondern den
Kabinettskrieg, der ihm ermöglichte, auch die süddeutschen Staaten zu ver-
reußen. Deshalb wies er die dringenden Anträge des Großherzogtums
Baden, in den Norddeutschen Bund aufgenommen zu werden, kategorisch ab,
eil der voraussichtliche Einspruch Frankreichs einen wirklichen Volkskrieg
ntzündet haben würde, bereitete aber den Kabinettskrieg vor, indem er
einem alten Freunde Bonaparte die elende und erbärmliche Falle der spanischen
Thronkandidatur eines hohenzollernschen Prinzen stellte, worin er sich um ein
Haar selbst gefangen hätte.

Die Jungfernrede Bebels ging auch keineswegs spurlos an dem Reichstag
orüber. Sie rief nicht weniger als drei nationalliberale Redner auf die
Tribüne, darunter den ewigen Lasker, der, selbst einer der leersten und un-
erträglichsten Schwätzer, die der deutsche Parlamentarismus großgezogen hat,
n Bebel nur den Bierbankpolitiker sehen wollte. Nicht eigentlich gescheiter,
ber doch pfiffiger griff Miquel die Sache an, indem er Bebels Opposition
egen den Norddeutschen Bund halb mit partikularistischen und halb mit ultra-
ontanen Tendenzen verquicken wollte, was dann jahre- und jahrzehntelang
on dem liberalen Klüngel ausgepatscht worden ist, bis endlich auch diejenigen
lle geworden sind, die sonst niemals alle zu werden pflegen.

In dem ersten Reichstag des Norddeutschen Bundes, der im Herbste 1867
ewählt wurde und sein einziger bleiben sollte, stand Bebel nicht mehr allein.
us Sachsen stießen drei Gesinnungsgenossen zu ihm, darunter Liebknecht,
nd auch der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein hatte ein paar Mandate
obert. Die Frage, was die parlamentarische Tätigkeit für die Arbeiterklasse
edeute, begann jetzt praktisch zu werden, und sie führte zu einer wesentlichen
Meinungsverschiedenheit zwischen Bebel und Liebknecht. Beide sind überhaupt
ter uneinig gewesen, als man bei der Unzertrennlichkeit ihrer Namen für
reund und Feind anzunehmen geneigt sein möchte, und mit Recht macht
ebel aus diesen jeweiligen „Unstimmigkeiten" durchaus kein Hehl; um so
hrenvoller für beide, daß sie sich doch immer wieder zusammenfanden in

dem Kampfe für die große Sache, der ihr Leben geweiht war. In der parla mentarischen Frage vertrat Liebknecht zur Zeit des Norddeutschen Bunde einen rein negierenden Standpunkt, von dessen Unhaltbarkeit er sich dann bald selbst überzeugt hat.

Eine andere „Unstimmigkeit“ zwischen Bebel und Liebknecht ergab sic beim Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges, und auch in ihr behiel Bebel die Oberhand. Er setzte durch, daß sie sich bei der Verhandlung übe die erste Kriegsanleihe der Abstimmung enthielten, während Liebknecht an fangs befürwortet hatte, mit Nein zu stimmen. Heute ist Bebel dieses Er folges jedoch nicht mehr froh; er meint, daß, wenn damals alles schon be kannt gewesen wäre, was heute bekannt ist, auch er für ein ablehnende Votum gewesen sein würde. Aber schon mit der Stimmenthaltung war ei großer Teil und namentlich der leitende Ausschuß der eigenen Fraktion un zufrieden, geschweige denn, daß die anderen sozialdemokratischen Reichstags abgeordneten die erste Kriegsanleihe bewilligten und auch der Generalrat de Internationalen Arbeiterassoziation in seinen Kundgebungen die Auffassun vertrat, daß der Krieg auf deutscher Seite ein Verteidigungskrieg sei.

Die damalige Situation zeigt recht deutlich, wie wenig im Grunde mit de Begriffen des Angriffs- und Verteidigungskriegs gesagt ist. Bonaparte un seine Dezemberbande bereiteten den Angriff auf Deutschland ebenso vor, wi Bismarck und seine Junker den Angriff auf Frankreich, ja in noch viel ge fährlicherer Weise, denn das französisch-italienisch-österreichische Angriffsbündni gegen Deutschland stand im Juni 1870 dicht vor seinem Abschluß. Es wa schließlich ein Zufall, daß die von Bismarck gelegte Mine etwas früher explo dierte, als ursprünglich beabsichtigt war, was für Bismarck den Nachteil hatte daß er beinahe selbst in die Luft geflogen wäre, aber auch wieder den Vor teil, daß die bonapartistische Gegenmine zerstört wurde, noch ehe sie vollende war. Diese Sachlage erkannten Bebel und Liebknecht ganz richtig, indem si durch ihre Stimmenthaltung bekundeten, daß der Rabbi und der Mönch gleic angenehm dufteten. Allein deshalb war es für das internationale Proletaria keineswegs gleichgültig, ob der Schwarzkünstler in Berlin oder der Schwarz künstler in Paris siegte; der Sieg Bonapartes wäre ihm entschieden ver hängnisvoller geworden als der Sieg Bismarcks, und wie dieser Gesichtspunk erklärt, daß der größere Teil der sozialdemokratischen Abgeordneten für di erste Kriegsanleihe stimmte, so scheint mir, daß er auch die Kundgebunge der Internationalen Arbeiterassoziation sehr wesentlich beeinflußt hat.

Nach dem Sturze Bonapartes war klare Bahn geschaffen; der Krieg au deutscher Seite wurde nunmehr ein reaktionärer und volksfeindlicher Eroberungs krieg, dem alle sozialdemokratischen Elemente nur die schärfste Oppositio machen konnten und auch gemacht haben. In der Wintersession des Nord deutschen Reichstags verweigerten alle sozialdemokratischen Abgeordneten di Mittel für die Fortsetzung des Krieges, Bebel und Liebknecht aber erwarbe sich vor den anderen unvergängliche Verdienste, indem sie mit einer Kühnhei die in deutschen Parlamenten unerhört war, umheult und selbst körperlic bedroht von den wütenden Mordspatrioten, den kulturfeindlichen und volks verräterischen Charakter des nunmehrigen Krieges geißelten und damit de französischen Arbeiterklasse ein Pfand unzerstörbarer Solidarität gaben. Bis marck rächte sich mit einem Hochverratsprozeß, der für Bebel, Liebknecht un Hepner zunächst eine hunderttägige Untersuchungshaft herbeiführte.

Im Frühjahr 1871 erfolgten die Wahlen zum ersten deutschen Reichstag, in den wieder nur Bebel als einziger Vertreter der Sozialdemokratie gelangte. Er trat mutig für die Pariser Kommune ein und wußte die renommiertesten Größen des bürgerlichen Parlamentarismus, die ihm unverschämt kommen wollten, den Prahlhans Lasker und selbst den feierlichen Präsidenten Simson, auf den Sand zu setzen, daß es nur so eine Art hatte. Als das Haus, mit einer handgreiflichen Verletzung der Geschäftsordnung, seinem Präsidenten wieder auf die Beine half, sagte Ziegler zu Bebel: „Hören Sie, wir sind allesamt Sch . . . kerle, wenn Sie die Gewalt in die Hände bekommen, so hängen Sie uns samt und sonders an die Laterne!“ Das war so die Art des alten Herrn, namentlich wenn er abends beim Glase Wein saß; nur wenn er auf Eugen Richter zu sprechen kam, dessen blöde, ihn ästhetisch und politisch gleich sehr anwidernde Sozialistentöterei nach seiner richtigen Ahnung der Fortschrittspartei den letzten Rest geben würde, wurde er noch viel deutlicher.

Die Partei erholte sich schnell von den Schlägen des Krieges, und neue Kräfte strömten ihr in reicher Fülle zu: Auer, Blos, Grillenberger, Most, den Bebel in einer sehr wohltuenden Weise schildert, milde, aber doch wohl nur gerecht. Ihn selbst befreite dann von der immer wachsenden Parteiarbeit, die seine damals schwächliche Gesundheit völlig zu zerstören drohte, der Leipziger Hochverratsprozeß im Frühjahr 1872 und ein Majestätsbeleidigungsprozeß dazu, die ihm für nahezu drei Jahre erst in den Festungen Hubertusburg und Königstein, dann noch im Gefängnis in Zwickau zu einem beschaulichen Dasein verhalfen. Namentlich das — nach seiner Schilderung — doch ziemlich idyllische Leben, das er zwei Jahre lang mit Liebknecht gemeinsam in Hubertusburg führte, stellte seine zerrüttete Gesundheit wieder her und gewährte ihm die Möglichkeit, sich geistig fortzubilden.

Aber auch auf dem Königstein und in Zwickau wußte sich Bebel die lange Haft erträglich zu machen; er hatte sich eine eigene Gefängnisphilosophie zurechtgelegt, die sich gerade an seiner temperamentvollen Art als probat erwiesen hat. Er schreibt darüber: „Ich habe allezeit den Grundsatz befolgt, mich in Unvermeidliches, das man nicht zu ändern vermag, nach Möglichkeit zu fügen und den Dingen die beste Seite abzugewinnen. Von diesem Gesichtspunkt ausgehend, bin ich, ohne mir das geringste zu vergeben, den Gefängnisbeamten bei Ausübung ihres schweren Amtes möglichst entgegengekommen, indem ich mich in die vorgeschriebene Ordnung fügte. Dafür waren sie stets dankbar. In den größeren Gefängnissen haben es die Beamten mit so viel sozial bedenklichen und verkommenen Elementen zu tun — den traurigen Produkten unserer famosen sozialen Ordnung —, daß ihr Dienst einer der schwersten ist, den es gibt; sie sind glücklich, wenn sie Leute unter ihre Obhut bekommen, mit denen sie menschlich verkehren können.“

Bebel saß noch in Zwickau, als die Einigungsverhandlungen zwischen den Eisenachern und den Lassalleanern begannen. Er und Bracke waren mit dem Entwurf des Einigungsprogramms ebenso unzufrieden wie Marx und Engels; Bebel entwarf an seinem Teil ein Gegenprogramm, von dem er jedoch selbst sagt, daß es ihm unter den Händen zu einer Broschüre ausgewachsen sei. Aus der Darstellung in seinen Denkwürdigkeiten geht hervor, daß Liebknecht die Hauptschuld oder — wie wir heute wohl sagen müssen — das Hauptverdienst daran hatte, daß die Einigung trotz des theoretisch sehr anfecht-

baren Programms zustande kam. Bebel und Bracke wie Marx und Engels haben damals weidlich räsoniert, daß ihnen Liebknecht die Sache einigermaßen über den Kopf wegnahm, aber so wie sich die Dinge heute historisch darstellen, muß man doch anerkennen, daß Liebknecht vollkommen im Recht war, wenn er die Einigung, die die Massen hüben und drüben in durchaus sicherem Instinkt verlangten, nicht an theoretischen Meinungsverschiedenheiten scheitern lassen wollte, für die die Massen weder hüben noch drüben schon ein klares Verständnis hatten. Bebel und Bracke fanden sich denn auch schnell in die Situation, während Marx und Engels noch lange grollten.

Der Briefwechsel, den Bebel damals mit ihnen führte, gehört zu den interessantesten Partien seiner Denkwürdigkeiten. Er mußte dabei die Erfahrung machen, daß es kein leichtes Stück war, sich „mit den beiden Alten in London" zu verständigen, namentlich bei dem „übertriebenen Mißtrauen", das sie gegen „alles Lassallesche" hegten. Dies Mißtrauen war zwar längst bekannt, aber so wie es sich wieder in den Briefen von Engels äußert, die Bebel mitteilt, befremdet es immer von neuem. Der Verdacht gemeiner Eifersucht reicht ja an die „beiden Alten" nicht von fern heran, und auch der unangenehme Eindruck, den Lassalle bei dem Besuch, den er 1862 in London abstattete, nach übrigens unkontrollierbaren Gerüchten hinterlassen haben soll, genügt keineswegs, den Ingrimm zu erklären, womit Engels, vielleicht noch heftiger als Marx, gegen den „heiligen Lassalle" losfährt.

Die einzig annehmbare Erklärung dieses immer wieder auflodernden Zornes scheint mir zu sein, daß, nachdem Marx und Engels in den vierziger und fünfziger Jahren mit unendlicher Mühe und in unzähligen Fehden die Elemente des wissenschaftlichen Kommunismus von allen Spuren des Allerweltsradikalismus und Allerweltssozialismus befreit hatten, sie allzu argwöhnisch gegen die ideologischen Reste waren, die Lassalles Anschauungen allerdings noch vom historischen Materialismus trennten. Dazu kam dann noch ihre unzulängliche Kenntnis der ostelbischen Zustände, denen sie als geborene Rheinländer immer mit der Empfindung gegenüberstanden: Was kann aus Nazareth Gutes kommen? Glücklicherweise gingen sie nicht so weit, um des Gothaer Programmes willen sich von der Partei loszusagen, womit sie anfangs gedroht hatten, zumal da ihre Prophezeiung, auf *dieser* Grundlage werde die Einigung nicht ein Jahr dauern, alsbald durch den tatsächlichen Verlauf der Dinge bündig widerlegt wurde. Bebel hielt ihren pessimistischen Auffassungen tapfer die Stange, und seine damals nach London gerichteten Briefe haben wohl den Grund gelegt zu dem aufrichtigen Respekt, mit dem Engels später von Bebels „wunderbar feiner Nase" zu sprechen pflegte.

Mit dem allmählichen Verwachsen der beiden Fraktionen beschäftigen sich dann die letzten Kapitel des Bandes, bis zu den Attentaten Hödels und Nobilings und dem weißen Schrecken der Attentatswahlen. Auch sie enthalten noch manches anregende und belehrende Detail, doch müssen sich diese Zeilen damit bescheiden, den Leser zum eigenen Studium des Buches anzuregen; seinen reichen Inhalt zu erschöpfen, kann nicht ihre Aufgabe sein. Und so sei nur noch eines wehmütigen Reizes gedacht, der diesen Band von Bebels Denkwürdigkeiten schmückt: in ihm tritt weit lebendiger als im ersten die Gestalt der unvergeßlichen Frau hervor, der Bebel den ersten Band gewidmet hat, aber den zweiten nun nicht mehr in die treuen Hände legen konnte.

* * *

Die Meinungsverschiedenheit, die wegen Schweitzer zwischen dem Genossen Bebel und mir besteht, veranlaßt eine ganze Reihe von bürgerlichen Blättern, von der „Freisinnigen Zeitung“ bis zur „Deutschen Tageszeitung“, mich mit wilden Schmähungen zu überschütten. Ich lehne nun gern ab, diese wohlfeilen Triumphe — nach der bekannten Theorie des Genossen Bebel über das Urteil der Gegner — gegen ihn selbst zu verwerten, denn was zwischen ihm und mir auszumachen ist, steht in der Tat über dem leeren Gerede der bürgerlichen Zeitungsschreiber. Soweit jedoch diese edle Zunft behauptet, Bebel habe mich zu Ehren des verstorbenen Eugen Richter vor allem Volke abgeschlachtet, muß ich mich um meiner selbst willen dazu mit einem kurzen Worte äußern.

Ich soll nämlich den verstorbenen Eugen Richter in „niederträchtiger“, „pöbelhafter“, „schamloser“ usw. Weise angegriffen haben, weil er im Jahre 1905 dasselbe über Schweitzer gesagt habe, was jetzt Bebel in seinen Denkwürdigkeiten bestätige. Diese Behauptung ist einfach aus leerer Luft gegriffen. Meine Differenz mit Bebel wegen Schweitzer ist jetzt mindestens 15 Jahre alt, und vor etwa 10 Jahren habe ich mich deshalb mit ihm schon in der „Neuen Zeit“ auseinandergesetzt. Vor etwa 6 Jahren nun, im Mai 1905, erließen die Berliner Vertrauensmänner der Partei einen Aufruf um Material für eine Berliner Parteigeschichte. Auf diesen Akt der Pietät, der keine Person und keine Partei angriff, antwortete Eugen Richter in einem selbst für seine Verhältnisse ungewöhnlich hämischen Artikel unter dem Titel: Sozialdemokratie und Reptilienfonds, worin er höhnisch erklärte, er wolle gern Material für die Geschichte der Partei liefern, und nun den Schwindel, wovon er sich 40 Jahre genährt hat, abermals abhaspelte, den Schwindel nämlich, daß die Sozialdemokratie ein Produkt des Reptilienfonds sei. Es ist richtig, daß er sich dabei auch auf Bebels Urteil über Schweitzer berief, aber es ist ebenso richtig, daß ich in der Notiz, worin ich ihm an einigen Punkten sei es seine Unwissenheit, sei es seine Unwahrhaftigkeit nachwies, diesen Punkt mit keiner Silbe berührt habe, wovon sich jeder überzeugen kann, der die Nr. 122 der „Leipziger Volkszeitung“ vom 29. Mai 1905 nachschlagen will. Mit Bebel hatte ich mich wegen Schweitzer längst auseinandergesetzt, und selbst wenn dem nicht so gewesen wäre, so wäre die moralische Abfertigung eines Gegners von dem Kaliber des verstorbenen Eugen Richter die unpassendste Gelegenheit zu einer solchen Auseinandersetzung gewesen. Aus diesem einfachen Tatbestande machen nun die brotwucherischen wie die dividendenlüsternen Bewunderer Eugen Richters in ihrer lauteren Wahrheitsliebe und ihrem sonoren Sauherdenton das Märlein zurecht, ihr Götze habe 1905 die Bestechlichkeit Schweitzers aufgedeckt, ich hätte ihn deshalb „niederträchtig“, „pöbelhaft“, „schamlos“ usw. angegriffen, aber nun käme Bebel als Rächer über mich. Was mich bei alledem fast zu Tränen gerührt hat, ist die helle Begeisterung, womit sich der Knuten-Ortel, der fast jeden Tag mit unsauberen Denunziationen hinter den Beamten herhetzt, die in Düsseldorf für den sozialdemokratischen Kandidaten gestimmt haben sollen, für die erhabene Idee ins Zeug wirft, daß die Sozialdemokratie ein Produkt bismärckischer Staatskunst sei. So lohnen sich dem seligen Eugen doch die Dienste, die er bei den Zolltarifdebatten von 1902 den Brot- und Fleischwucherern geleistet hat, und wie tröstlich, daß es noch Dankbarkeit auf Erden gibt!

Die Aktion der Masse.

Von **K. Kautsky**.



(Fortsetzung.)

2. Die Leistungen der Masse.

Nachdem wir das Wesen der unorganisierten und doch einheitlich agierenden Masse kennen gelernt haben, ist es nicht schwer, sich über das zu verständigen, was sie leisten kann.

„Die Masse kann nur zerstören“, erklärt Le Bon und glaubt sie damit verurteilt zu haben. Aber Krapotkin, der Verherrlicher der Masse, weiß

von den bisherigen Aktionen der Masse auch nichts anderes zu sagen. Sein Ideal der Masse ist jene, die in der französischen Revolution agierte. Er resümiert ihre Aktion in folgenden Worten:

Aus verschiedenen Gründen kam die Idee des Volkes in der Hauptsache lediglich in Negationen zum Ausdruck. „Auf, laßt uns die Grundbücher verbrennen, in denen die Feudallasten verzeichnet stehen! Nieder mit den Zehnten! Nieder mit Madame Veto (der Königin)! Die Aristokraten an die Laterne!" Aber wem soll die frei gewordene Erde übergeben werden? Wer soll die Erbschaft der guillotinierten Aristokraten antreten? Wem soll die Staatsgewalt überantwortet werden, die den Händen des Monsieur Veto entfiel, aber in denen des Bürgertums eine Macht wurde, die ganz anders, schrecklicher war als unter dem ancien régime?

Dieser Mangel an Klarheit in den Vorstellungen des Volkes über das, was es von der Revolution erhoffen konnte, drückte der ganzen Bewegung seinen Stempel auf. . . . Aber wenn die Ideale des Volkes hinsichtlich des Aufbaues wirr waren, so waren sie im Gegenteil in ihren Negationen über gewisse Punkte sehr klar und bestimmt (I, S. 12, 13).

Von Le Bon unterscheidet sich Krapotkin dadurch, daß er die Unfähigkeit der Masse, „positiv" zu schaffen, bloß in ihrer theoretischen Unklarheit begründet sieht. Wäre sie besser unterrichtet gewesen, dann hätte sie auch positiv wirken können.

Ist dem so?

Zunächst ist zu bemerken, daß die Unwissenheit und Unklarheit der Masse kein Zufall ist. Man bemerke, wir sprechen hier von der unorganisierten Masse. Die Aktionen organisierter Massen haben wieder ihre besonderen Gesetze, von denen wir hier nicht handeln. Wo die Volksmasse nicht organisiert ist, rührt das nicht daher, daß sie der Organisation nicht bedarf, sondern daher, daß sie entweder den Wert der Organisation nicht erkannt hat oder, und das wird öfter der Fall sein, daß sie durch politischen und ökonomischen Druck daran verhindert ist, sich zu organisieren. In dem einen wie in dem anderen Falle lebt die Volksmasse unter Bedingungen, die ihre Aufklärung und Bildung ungemein erschweren. Wenn solche Massen in Aktion treten, werden sie notwendigerweise unwissend und unklar sein.

Aber selbst wenn der sonderbare Fall einträte, daß es möglich wäre, sie zu klarer Einsicht in die gesellschaftlichen Verhältnisse zu bringen, und gleichzeitig unmöglich wäre, sie zu organisieren, würde die Aktion der Masse sich auf bloßes Zerstören beschränken müssen — das Zerstören natürlich nicht im physischen, sondern im sozialen Sinne genommen, als Zerstören von Einrichtungen.

Wir haben im vorhergehenden Kapitel gesehen, daß die Einheitlichkeit des Willens einer Masse durchaus kein Mysterium ist. Sie würde aber allerdings ein Mysterium sein, könnte sie sich positiv äußern. In einer Volksmasse, die von unerträglichem Drucke oder großen Gefahren bedrängt ist, kann leicht ohne langes Besinnen die Einheitlichkeit des Willens aufkommen, jene Personen oder Institutionen zu beseitigen, die für die Masse die sichtbarsten Träger jenes Drucks oder jener Gefahren sind.

Nicht so einfach ist es dagegen, an Stelle einer solchen Person oder Institution neue zu setzen. Namentlich wenn sich's um letzteres handelt, kommen so viele Details in Betracht, sind so viele Erwägungen erforderlich, daß die Masse sich sofort, wenn sie schaffen wollte, aus einer handelnden in eine beratende und beschließende Versammlung verwandeln müßte. Das

ist aber schon aus physischen Gründen unmöglich. Bereits in einer Versammlung von tausend Personen, mit einem Präsidenten, Schriftführern, fester Geschäftsordnung, ist ein eindringendes sachliches Beraten kaum durchführbar. Kein Parlament der Welt zählt so viele Mitglieder. Wie sollte da eine unorganisierte Masse beraten und beschließen können, die so zahlreich ist, daß sie herrschende Personen, staatliche Institutionen zu beseitigen vermag, die vielleicht Hunderttausende von Menschen umfaßt! Auch nur der leiseste Versuch, eine solche Masse zu positivem Schaffen zu bringen, müßte elend scheitern, selbst wenn sie theoretisch sehr klar und völlig einig wäre, was ja so gut wie ausgeschlossen ist.

Aber noch mehr. Die „positive Arbeit" erfordert nicht bloß ein kleines, geschlossenes Kollegium Beratender, sie erfordert auch Zeit. Man kann nicht binnen einigen Stunden ohne jede Vorbereitung ein neues Gesetz machen oder eine neue Organisation aufbauen.

Zeit ist aber gerade das, was der Masse fehlt. Sie lebt von der Hand in den Mund, und niemand arbeitet für sie. Sie kann nicht dauernd beisammen bleiben. Sie steht auch in keinem dauernden Zusammenhang. Sie ist ja nicht organisiert. Sie muß nach wenigen Stunden auseinanderlaufen, denn die einzelnen Individuen bedürfen der Nahrung, des Schlafs, des Erwerbs, um ihr Leben zu fristen. Alles das finden sie nicht, solange sie in Masse versammelt sind. Dazu muß jeder sein Heim oder das Surrogat dafür aufsuchen. Damit hört aber die Masse auf, zu existieren, die individuellen Beschäftigungen, Einwirkungen und Lebensbedingungen treten in ihre Rechte. Ganz unberechenbare Verhältnisse entscheiden darüber, ob, wann und zu welchen Zwecken diese Individuen sich wieder als Masse zu gemeinsamer Aktion zusammenfinden.

In jedem einzelnen Fall kann die Masse also nur leisten, was sich binnen wenigen Stunden vollbringen läßt, und das kann nur ein Akt der Zerstörung sein.

Aber das bedeutet keineswegs eine Verurteilung jeglicher Massenaktion. Und namentlich die Verächter der Masse haben keine Ursache, die Tatsache, daß sie nur zerstören könne, gegen sie auszuspielen, denn gerade jene Verächter der Masse sind in der Regel die größten Verehrer einer Institution, die eigens geschaffen ist und mit den größten Kosten aufrechterhalten wird, um zu zerstören, und die absolut nichts anderes leisten kann, als zerstören: die Armee.

Die Verächter der Masse sehen in der Armee die hehrste Institution des Staates. Die Monarchen sind in erster Linie Führer der Armee. Gutgesinnte Patrioten sollten sich also hüten, zu behaupten, eine Menschenmenge, die nur zerstören könne, sei dadurch schon als schädlich gebrandmarkt.

Man wird vielleicht entgegnen, das Kriegsheer wirke positiven Nutzen dadurch, daß es das Vaterland verteidigt. Aber selbst wenn wir davon absehen wollen, daß dabei unter den Interessen des Vaterlandes meist nur die seiner Ausbeuter zu verstehen sind, so kann man doch erwidern, daß den gleichen positiven Nutzen auch die Masse zu schaffen sucht. Sie verteidigt die Rechte des Volkes. Das ändert aber nichts an der Tatsache, und darum handelt es sich jetzt, daß Armee wie Masse ihre Zwecke nur erreichen können durch Zerstörung. Und bei der Armee ist das Zerstören obendrein ausschließlich ein physisches Morden, Sengen und Brennen. Die

Aktion der Volksmasse erreicht dagegen ihren Zweck, Beseitigung verhaßter Personen oder Institutionen, oft schon durch bloßen moralischen Druck.

Ob ihre Aktion dem gesellschaftlichen Fortschritt dient oder ihn hemmt, in diesem Sinne nützlich oder schädlich wird, läßt sich ebensowenig ein für allemal sagen, wie es sich von kriegerischen Aktionen sagen läßt. Es hat sicher sehr viele Kriege gegeben, die die gesellschaftliche Entwicklung gehemmt haben, aber doch auch solche, die sie förderten; zum Beispiel die Kriege der französischen Republik, früher schon die Kriege der Holländer gegen die Spanier, manche Kriege gegen die Türken (nicht der jetzige Flibustierzug der Italiener) usw.

So wäre es auch ein Unding, von vornherein zu sagen, die Masse könne nur schädlich wirken, weil sie nur zu zerstören vermöge. Aber ebensowenig geht es an, wie die Verehrer der Masse tun, anzunehmen, daß die Masse, um mit Krapotkin zu reden, „stets ein richtiges Gefühl von der Lage hat" und stets nur das zerstört, was im Interesse der gesellschaftlichen Entwicklung zerstört zu werden verdient.

Solange es eine Zivilisation gibt, ist die Volksmasse zu jeder Zeit so ausgebeutet und bedrängt, daß sie stets Grund hat, sich zu empören, daß sie stets Personen und Institutionen vorfindet, die sie hassen, deren Beseitigung sie wünschen muß. Aber diese Sachlage allein bewirkt noch keine Aktion der Masse. Im gewöhnlichen Lauf der Dinge stehen die Individuen, aus denen das Volk besteht, den herrschenden Klassen und ihren Machtmitteln vereinzelt, mutlos, hoffnungslos gegenüber. Nur wenn besondere Ereignisse sie aufs äußerste erregen, zusammenführen, Zweifel an der Kraft oder Sicherheit ihres Bedrückers oder aber den Mut der Verzweiflung in ihnen selbst hervorrufen, kann es zu einer Aktion der Masse kommen. Diese erwächst aus bestimmten Ereignissen und nicht etwa aus einem besonderen Scharfsinne der Masse, die ja als Masse noch gar nicht besteht und ihre besonderen überlegenen Kräfte nicht entfalten kann, solange nicht die Ereignisse zahlreiche Individuen aus ihrer Isolierung gerissen und zusammengeführt haben.

Am ehesten sind es Niederlagen im Krieg und Hungersnot, die die Massen erregen und rebellisch machen. Oft sind die Ursachen der Erregung solche, an denen die Machthaber persönlich unschuldig sind, zum Beispiel eine Mißernte. Aber die Machthaber sind die Nutznießer des bestehenden Systems der Unterdrückung und Ausbeutung und werden für das Elend, das eintritt, auf jeden Fall verantwortlich gemacht.

Jedes Regierungssystem, ob feudalistisch, ob kapitalistisch, ob konservativ, ob liberal, war bisher mit Not und Elend der Volksmasse verknüpft. Unter jedem kann dies Elend durch Krieg, Mißernten, Krise so verschärft werden, daß es zu rebellischen Ausbrüchen und Massenaktionen gegen das bestehende Regierungssystem führt. Ist dieses ein rückschrittliches, werden sie im Sinne des Fortschritts wirken. Ist es ein fortschrittliches, können sie reaktionäre Tendenzen entwickeln.

Es hieße einer mystischen Teleologie huldigen, wollte man annehmen, daß die Masse stets dann und dort in Aktion trete, wo dies im Interesse der gesellschaftlichen Entwicklung notwendig sei, und daß ihr Eintreten stets diesem Zweck diene. Da die Massen stets bedrückt sind, stets Grund haben, sich gegen die augenblicklichen Machthaber zu wenden, wer diese auch

sein, in welcher Richtung diese tätig sein mögen, und da die Tatsache ihrer Erhebung von Bedingungen abhängt, die mit dem fortschrittlichen oder rückschrittlichen Charakter der Machthaber nichts zu tun haben, können Aktionen der Masse ebenso reaktionär, ja geradezu sinnlos sein, wie sie unter Umständen die Lokomotiven der gewaltigsten gesellschaftlichen Fortschritte zu werden vermögen.

Die Verehrer der Masse sehen meist nur die Erscheinungen letzterer Art während der französischen Revolution, und doch traten in jenem Zeitalter auch Erscheinungen auf, die das Gegenteil bekundeten. Neun Jahre vor der Erstürmung der Bastille kam es in London zu einem gewaltigen Ausbruch der Volkswut, der für mehrere Tage lang die Hauptstadt in den Besitz der Masse brachte. Diese Empörung, die sogenannten Gordonunruhen, erwuchs sicher ebenso wie die Erhebung der Pariser aus der unerträglichen Lage des Volkes. Aber der Gegenstand, gegen den sie sich richtete, waren nur die Katholiken, die seit 1778 etwas weniger grausam behandelt wurden als bis dahin. Aber auch dieser Zweck verlor sich im Fortgang des Aufstandes, der schließlich eine bloße Orgie der Plünderung und Berauschung wurde, der das Militär ein blutiges Ende machte. Nicht so sinnlos, aber höchst reaktionär erwies sich der wütende Volksaufstand, der 1808 in Spanien losbrach. Er wendete sich gegen die Franzosen, die eben einem elenden Regiment von Pfaffen, Junkern und Höflingen, das das Land ruinierte, ein Ende gemacht hatten und anfingen, nützliche Reformen durchzuführen. Jener Aufstand verjagte die Reformer und schuf wieder Platz für das alte reaktionäre Geschmeiß. Will man Beispiele reaktionärer Massenbewegungen aus unseren Tagen haben, dann erinnern wir an russische Pogroms, an amerikanische Lynchungen von Negern und Japanern usw.

Man sieht, die Aktion der Masse dient nicht immer dem Fortschritt. Das, was sie zerstört, sind nicht immer die schlimmsten Hemmnisse der Entwicklung. Sie hat ebenso oft reaktionären wie revolutionären Elementen dort in den Sattel geholfen, wo sie siegreich war.

Damit treffen wir auf einen weiteren Nachteil, der stets der Aktion der Masse anhaftet: sie vermag wohl unter Umständen zu siegen, aber nie selbst die Früchte des Sieges einzuheimsen, da sie eben nur zu zerstören vermag. Wie die Armee wohl imstande ist, Siege zu erfechten, die Festlegung der Gewinne des Sieges im Friedensschluß aber den Diplomaten und Staatsmännern überlassen muß, die dem blutigen Ringen gemächlich zugesehen, so ist auch die Masse bisher stets dazu verurteilt gewesen, für andere die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Es hängt das damit zusammen, daß die Masse wohl kämpfen, nicht aber — als Masse — Gesetze machen oder den Staat verwalten kann. Sie muß das immer kleinen Gruppen überlassen, die sich dauernd diesen Aufgaben widmen, entweder Leuten, die als Ausbeuter die nötige Muße dazu haben, oder eigens dafür bezahlten Repräsentanten oder Beamten.

Die historische Wirkung der Aktion der Masse hängt daher nicht bloß davon ab, ob und in welchem Grade sie siegt, welche Personen oder Institutionen durch sie zurückgedrängt oder weggefegt werden, sondern auch davon, welcher Art die Elemente sind, für deren Herrschaft der Sieg der Masse Platz macht.

Durch die Art dieser Wirkung wird es auch bestimmt, wie die Aktion der Masse auf diese oder vielmehr auf die Individuen, die sie bilden, zurückwirkt, nachdem diese Aktion und damit das Bestehen der Masse selbst aufgehört hat. Sind es revolutionäre Elemente, die dadurch in den Sattel gehoben werden, Elemente, die daran gehen, drückende Mißstände aufzuheben, dringende Forderungen der Masse durchzuführen, eine Fortentwicklung der Gesellschaft anzubahnen und damit allenthalben die frohesten Erwartungen wachzurufen, so fühlen sich alle jene dadurch gehoben, die an der Aktion teilgenommen und dadurch den neuen Zustand geschaffen haben.

Ja, darüber hinaus wird nun jedem Mitglied der Volksmasse, ob es bei der Aktion mittat oder nicht, klar gemacht, welch gewaltige Wirkungen es durch sein Mittun hervorrufen könnte. Selbstbewußtsein, Kraftgefühl, lebhaftes politisches Interesse und Verständnis, aber auch leichte Erregbarkeit, der Drang, die Aktion zu wiederholen, sobald den Reformen Gefahren oder Stockungen drohen — alles das wird in der Volksmasse aufs höchste gesteigert. Sie nähert sich jenem Idealbild, das aus den Erfahrungen der großen Revolution abgeleitet wurde.

Scheitert dagegen die Aktion der Masse an innerer Haltlosigkeit, an der Unvernünftigkeit ihrer Ziele, oder ebnet ihr Sieg nicht revolutionären, sondern reaktionären Elementen den Weg, führt diese Aktion nicht zur Weiterentwicklung des Bestehenden, sondern zu erneuter Befestigung schon früher vorhandenen Drucks, dann ergreift das Gefühl der Ohnmacht und des Zweifels an sich selbst die Individuen der Volksmasse; Entmutigung, Hoffnungslosigkeit, Apathie bewirken, daß selbst die stärksten Erregungsmittel für lange Zeit auf sie nicht mehr wirken.

Die Wirkungen und Erscheinungsformen der Massenaktion können also der mannigfaltigsten Art sein. Sie lassen sich schwer vorher ermessen, denn die Bedingungen, von denen sie abhängen, sind höchst komplizierter Natur. Sie wirken fast immer entweder überraschend, alle Erwartungen übertreffend, oder enttäuschend.

Noch mehr als von der Art und dem Grade ihrer Wirkungen gilt das aber schon von ihrem bloßen Eintreten. Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß es nicht überlegener Scharfsinn der Masse, sondern ein Zusammentreffen besonderer Bedingungen ist, was ihre Aktion hervorruft. Diese Bedingungen lassen sich nicht willkürlich schaffen, und sie treten nicht immer gerade dann ein, wenn eine Aktion der Masse in deren eigenem Interesse am Platze wäre. Manche dieser Aktionen ist sehr zur Unzeit gekommen, wenn sie mehr schadete als nützte, andererseits ist aber auch manche gerade dann ausgeblieben, wo sie am notwendigsten gewesen wäre.

Wie wir sahen, hat Krapotkin — und auch schon andere vor ihm — behauptet, in der französischen Revolution habe das Volk seine Lage immer sehr richtig beurteilt. Aber er selbst muß wenige Seiten, ehe er diese Behauptung aufstellt, mitteilen, wie vom 17. Juli 1791 bis zum Frühjahr 1792 die Masse sich nicht rührte und der Reaktion oder, richtiger gesagt, der Bourgeoisie freien Lauf ließ, so daß Danton, Marat und viele andere bereits an der Revolution verzweifelten. Krapotkin erklärt dies dadurch, daß das Volk gefesselt war durch seine Führer. Diese wollten aber doch auch später von der Aktion der Masse nichts hören. Wenn es in dem Jahre von 1791 bis 1792 nicht zu großen Aktionen der Massen kam, so lag das

zum großen Teil daran, daß die Momente, die sie 1789 erregt hatten, zeitweise ausgeschaltet waren: die Hungersnot und die Drohung der bewaffneten Gegenrevolution. Die Ernten von 1789 und 1790 waren reichliche gewesen, und niemand gefährdete die Nationalversammlung. Die Arbeiten der gesetzgebenden Versammlung schienen dem Volke Gutes zu versprechen. Was im Jahre 1792 die Aktion der Masse wieder in Fluß brachte, waren nicht die „Führer“, sondern der Krieg, der im April 1792 erklärt worden war.

Andererseits, als am 9. Thermidor (27. Juli) 1794 Robespierre durch die bürgerliche Gegenrevolution gestürzt wurde, versagte wieder die Masse. Von da an begann der Niedergang des kleinbürgerlich-demokratischen Regimes.

Und wie damals ist es seitdem nur zu oft gegangen, so erst jüngst in der russischen Revolution. Im entscheidenden Moment, als die Revolution durch die Gegenrevolution aufs schlimmste gefährdet war, blieb der Appell der Revolutionäre an die Massen, in den Streik zu treten (Dezember 1905), gerade im Zentrum der Bewegung, in Petersburg, ohne ausreichenden Widerhall.

Das Eintreten einer Aktion der unorganisierten Masse ist ein Elementarereignis, das man wohl, wenn man seine Bedingungen erkannt hat, mit einiger Wahrscheinlichkeit in einer gegebenen Periode, die diese Bedingungen erfüllt, erwarten, das man aber nicht beliebig herbeiführen und auch nicht mit voller Bestimmtheit für einen vorher fixierten Zeitpunkt ansetzen kann. Oppositionelle Parteien können wohl daran tun, sich in Zeiten großer Erregung der Volksmassen zu rüsten, um eine eventuelle Aktion der Masse auszunutzen. Sie werden jedoch in neun Fällen von zehn elend Schiffbruch leiden, wenn sie ihre Politik auf das erwartete Eintreten einer solchen Aktion in einem bestimmten Zeitpunkt aufbauen, damit drohen, sich dazu öffentlich verpflichten.

Die Unberechenbarkeit der Aktionen unorganisierter Massen ist oppositionellen und namentlich revolutionären Bewegungen und Parteien oft verhängnisvoll geworden. Und doch beruht gerade darauf die Stärke solcher Aktionen und die Möglichkeit ihres Sieges. Denn die physischen Machtmittel der Masse sind in der Regel gering, denen der Regierung in keiner Weise gewachsen. Sie wirkt sieghaft dort, wo die Einheitlichkeit und Rücksichtslosigkeit ihres W i l l e n s sich überlegen zeigt, wo sie auf Unsicherheit, Kopflosigkeit, Angst stößt. Diese Eigenschaften erzeugt sie in einer moralisch bereits geschwächten Regierung durch die Plötzlichkeit und Wucht ihres für Freund und Feind gleich überraschenden Auftretens.

Wo die Regierung von der Massenaktion nicht überrascht wird — und das wird fast bei jeder nicht spontanen, sondern vorbereiteten Massenaktion der Fall sein — oder wo sie eine derartige Aktion gar provoziert, da werden ihre Machtmittel in der Regel ausreichen, die Masse niederzuschlagen. Es ist ein altbewährtes Mittel von Regierungen, die sich durch eine anschwellende Bewegung im Volke bedroht fühlen, durch gewaltsame Maßregeln dessen Empörung herauszufordern, um sie dann in ihrem Blute zu ersticken. Nach diesem Rezept wurde 1848 die Junischlacht heraufbeschworen. So gedachte auch Bismarck die deutsche Sozialdemokratie zu Straßenkämpfen zu treiben, als alle anderen Mittel fehlschlugen, ihren Aufstieg

niederzuhalten. Aber das deutsche Proletariat ist zu unorganisierten Massenaktionen nicht so leicht zu veranlassen wie das anderer Nationen. Und nicht zum wenigsten dem ist es zuzuschreiben, wenn der Aufstieg unserer Partei bisher durch keine einzige entscheidende Niederlage für längere Zeit unterbrochen wurde, wie es bei den sozialistischen Bewegungen anderer Großstaaten hin und wieder der Fall war.

Indes wäre es verkehrt, wenn daraus geschlossen würde, jede oppositionelle Partei habe unter allen Umständen jegliche Aktion der unorganisierten Masse prinzipiell zu verpönen. Mag deren Aktion sehr oft unzeitgemäß sein, anderseits sehr oft dann ausbleiben, wenn sie am Platze wäre, so hängt doch ihr Ausbleiben ebensowenig von unserem Gutdünken ab wie ihr Eintreten. Wenn ihre Bedingungen gegeben sind, dann tritt sie unabwendbar ein, ohne Rücksicht darauf, ob die Regierungen und auch die Revolutionäre dekretieren, daß jede Massenaktion zu unterbleiben habe. Elementarereignisse lassen sich nicht willkürlich dirigieren. Nichts komischer als etwa Erörterungen darüber, ob wir Sozialdemokraten durch das allgemeine Wahlrecht, durch das Parlament oder durch Massenaktionen die politische Macht erobern wollen. Als ob das von unserem Belieben abhinge! Ebensogut könnten wir darüber debattieren, ob es morgen hageln solle oder nicht.

Eine andere Frage ist dagegen die, ob die Bedingungen, aus denen zeitweise Aktionen der Masse bisher entsprangen, auch jetzt noch bestehen und weiter zu bestehen versprechen; ob sie nicht vielmehr im Abnehmen begriffen sind oder völlig aufgehört haben, zu existieren: kurz, nicht die Frage, ob wir die Aktion der „Straße" *wollen*, sondern vielmehr die Frage, ob wir *erwarten* dürfen, daß sie noch einmal eine historische Rolle spielen wird.

Dieſe Frage ist nicht mit ein paar Worten abzutun. Sie soll uns in einem Schlußartikel beschäftigen. (Schluß folgt.)

Marokko und der deutsche Erzbedarf.

Von **Otto Hue.**

II.

Irrig ist es aber auch, anzunehmen, uns stünden ganz besonders große Schwierigkeiten in der Erzdeckung aus dem Ausland entgegen. Es betrug die Eisenerzeinfuhr in Deutschland insgesamt im Jahre 1900 4,10 Millionen Tonnen, 1910 9,81 Millionen Tonnen:

Davon aus	1900 Millionen Tonnen	1910 Millionen Tonnen
Spanien	1,84	2,86
Schweden	1,43	3,24
Frankreich	0,06	1,77
Rußland	0,03	0,77
Algerien	0,15	0,22
Österreich-Ungarn	0,27	0,20
Tunis	—	0,12
Kanada	0,36	0,11
Griechenland	0,12	0,082

Griechenland, Algier, Tunis und Kanada liefern uns nur geringe Mengen, die leicht entbehrt werden können. Frankreichs Beziehungen zu uns erörterten wir schon. Blieben noch Spanien, Schweden, Rußland und Österreich-Ungarn. Spanien ist so kohlenarm, die Indolenz seiner Bevölkerung, die staatlich

Mißwirtschaft ist so groß, und seine Erzgruben stehen so stark unter dem Einfluß ausländischer Kapitalisten (auch deutscher), daß es 90 Prozent seiner Erzförderung exportieren muß. Meistens geht sie nach Großbritannien. Aber auch die niederrheinisch-westfälischen Hütten verarbeiten seit dem Jahre 1906 zirka 2 Millionen Tonnen spanischer Erze, deren hoher Eisengehalt den weiten Transport, überdies per Schiff bis Ruhrort-Duisburg, wirtschaftlich ausgleicht. Da wir in Spanien dieselben Handelsrechte genießen wie Großbritannien, steht die Partie gleich; was dieses Land an billigeren Schiffsfrachten vor uns voraus hat, wird durch unsere größere Eigenförderung und durch eine zweifellos bessere Betriebsorganisation ausgeglichen.

Nun zu *Schweden*, das uns allerdings mit einem Erzausfuhrzoll drohte. Aber Schweden wie Norwegen sind aus dem gleichen Grunde wie Frankreich (noch weit größerer Kohlenmangel!) unbedingt auf Erzausfuhr angewiesen, wenn die Riesenlager der lappländischen Erze überhaupt nationalwirtschaftlich verwertet werden sollen. Ein Ausfuhrzoll würde natürlich alle Bezieher schwedischer Erze treffen, uns also nicht ausnahmsweise. Doch ist die Sache nicht so kritisch, wie sie aussieht. Die in Mittelschweden heimische uralte Qualitätseisenindustrie (Grängesberg) verhüttet noch vorwiegend mit den sehr teuren Holzkohlen und ist in absehbarer Zeit nicht in der Lage, ihre Produktion entsprechend dem verfügbaren Erzreichtum zu steigern.[1] Nun gar die im hohen Norden liegenden ungeheuren lappländischen Erzberge bei Gellivara, Kirunavara, Tuolluvara usw.! Dort ist die regelmäßige Verhüttung an Ort und Stelle aus klimatischen Gründen und wegen Brennstoffmangel ausgeschlossen. Die lappländischen Erze müssen ausgeführt werden oder ungehoben bleiben! Unser Fraktionsredner Genosse v. *Vollmar* hat bei der letzten Verlängerung des deutsch-schwedischen Handelsvertrags im Reichstag mit Recht darauf verwiesen, daß diese Zwangslage der schwedischen Erzgruben von den deutschen Unterhändlern viel zu wenig beachtet worden ist. Auch dieser Handelsvertrag ist in Anlehnung an unser Zolltarifgesetz viel zu sehr auf die Interessen der *deutschen Agrarier* zugeschnitten und waren unsere Unterhändler auch deshalb zu Zugeständnissen bereit, die keine Begründung in dem angedrohten Erzausfuhrzoll finden. Dieser würde die nordschwedische Erzindustrie empfindlich treffen, der ja an einer Ausfuhrsteigerung liegen muß, um die investierten Kapitalien zu verzinsen. Freilich hat die schwedische Regierung in den Jahren 1907/08 unter dem Druck der öffentlichen Meinung die Erzgrubenbesitzer zu einem nationalwirtschaftlich sehr interessanten Vertrag genötigt, wonach ein erheblicher Teil der Erzfelder *verstaatlicht* und die *Erzausfuhr* in gewisser Hinsicht *beschränkt worden* ist! Die Eisenerzausfuhr darf aus den Revieren Kirunavara, Svappavara, Gellivara und Grängesberg nur bis zum Höchstbetrage von 5100000 Tonnen gesteigert werden, welches Quantum wahrscheinlich bis zum Jahre 1921 erreicht wird. Dieses Abkommen soll eine maßlose Verschleuderung der nationalen Erzschätze verhindern. Für die Dauer dieses Vertrags wird aber kein Erzausfuhrzoll

[1] A. *Heubach* schreibt im „Erzbergbau“, Heft 17, Jahrg. 1911, nach dem „Jernkontoret Annaler“, die mittelschwedischen Erzlager enthielten schätzungsweise 153,5 Millionen Tonnen: „Gegenwärtig ist das Erz, welches in den Minen gefördert wird, die den Hüttenwerken gehören, mehr als genügend, um den Bedarf der Eisenindustrie zu decken, und oft hört man sagen, daß zu große Lager vorhanden sind und keine Nachfrage.“

erhoben, oder wenn doch, so muß der Staat ihn zurückzahlen. Das ist besonders für Deutschland, als den größten Verbraucher schwedischer Erze (zirka 80 Prozent der Gesamtausfuhr!), von Wichtigkeit. Drei große niederrheinisch-westfälische Hüttenwerke haben mit schwedischen Gesellschaften Lieferungsverträge über die Beschaffung von jährlich 805000 Tonnen Erz bis zum Jahre 1912 abgeschlossen; vier andere niederrheinisch-westfälische Hüttenwerke sicherten sich vertraglich den Bezug von 1 Million Tonnen bis zum Jahre 1917.[1] Was dann kommt, wird nicht zuletzt davon abhängen, ob es dem deutschen Volke gelingt, die Reichsregierung zu veranlassen, die Vorbedingungen für bessere Handelsvertragsabschlüsse zu schaffen. Deutschland ist ein erstklassiges Industrieland geworden, darauf muß unbedingt bei der Revision unseres Zolltarifgesetzes Rücksicht genommen werden. Geschieht dies, dann haben wir noch weniger als bisher die Erschwerung ausländischer Erzzufuhren zu fürchten.

Allerdings erfährt das günstige Bild der deutschen Erzversorgung eine starke Trübung, wenn wir unsere Aufmerksamkeit auf Oberschlesien lenken. Seine große Hüttenindustrie konnte schon seit Jahren nur noch ein gutes Drittel ihres Eisenerzbedarfs aus inländischen Gruben decken. Nur 52 Prozent des oberschlesischen Gesamtverbrauchs an Erzen, Schrott, Zuschlägen (Mangan usw.) war 1909 deutschen Ursprungs. Oberschlesien liegt zwischen Rußland und Österreich eingekeilt. Das natürliche Absatzgebiet für oberschlesische Industrieerzeugnisse ist dank unserem Zolltarifgesetz von 1902 mit seitdem noch erhöhten Zollschranken umgürtet! Nach Norden hin öffnet sich zwar die starkbesiedelte norddeutsche Tiefebene, aber die Eisenbahntransportwege dorthin sind lang und teuer, die billigere Wasserstraße der Oder ist häufig ganz unbrauchbar. Überdies tritt die wirtschaftsgeographisch günstiger gelegene mitteldeutsche Eisen- und Stahlindustrie, in den letzten Jahren auch noch eine an die Ostseeküste angesiedelte Hüttenanlage (Donnersmarcksche „Kraftwerk"), konkurrierend gegen Oberschlesien auf. Natürlich auch Rheinland-Westfalen. Nicht genug damit, daß der oberschlesischen Industrie durch unsere ungünstigen Handelsverträge Rußland und Österreich-Ungarn ihr natürliches Absatzgebiet stärker verrammelt wurde, es ist ihr auch die Erzeinfuhr aus den beiden Ländern erschwert. Ungarischerseits arbeitet man auf eine Verhinderung der Erzausfuhr (durch Frachtverteuerung), wenn nicht auf gänzliches Verbot hin, um die eigene Hüttenindustrie zu entwickeln; dasselbe Motiv leitet die Interessenten in Österreich. Die Zufuhr österreichisch-ungarischer Eisenerze nach Oberschlesien ging zurück trotz steigenden Bedarfs. Auch aus Rußland erhält Oberschlesien seit einigen Jahren eher weniger als mehr Eisenerze. Die russische Regierung hat schon direkte Erzausfuhrverbote (für die Westgrenze) erlassen, sie dann, um der sich in Krisenzuckungen windenden südrussischen Gruben- und Hüttenindustrie Erleichterung zu verschaffen, teilweise wieder aufgehoben; auch schon mal wieder verschärft. Oder es wurde

[1] Nach dem schwedischen Staatsvertrag durften im Jahre 1910 etwa 3,65 Millionen Tonnen Erze ausgeführt werden, die Ausfuhr darf noch um 1½ Millionen Tonnen zunehmen, wodurch für den Hauptbezieher Deutschland die Sicherung seines unbedingt notwendigen Bedarfs an den hochwertigen schwedischen Erzen bis zum Jahre 1932 ermöglicht ist. Es müßte denn der erwähnte Staatsvertrag mit den Erzgruben geändert werden. Aber es sprechen ebensoviel Gründe dafür wie dagegen, daß diese Änderung keine Erschwerung der Erzausfuhr bedeuten wird.

durch Erhöhung der Eisenbahntarife die Erzausfuhr nach Oberschlesien erschwert. Kein großes westeuropäisches Eisen- und Stahlindustriegebiet ist nämlich so auf russische Erze angewiesen wie Oberschlesien. Die dortigen Hüttenbesitzer haben, um Frachtkosten zu sparen und um die Erzausfuhrverbote zu umgehen, bedeutende Hochofenwerke jenseits der Grenze, bei Sosnovice usw., angelegt. Dort werden die Erze ausgeschmolzen, das Roheisen wird diesseits der Grenze weiterverarbeitet. Das nahegelegene russisch-polnische Erzvorkommen umfaßt nach K. Bogdanowitsch, Professor an der Bergschule zu St. Petersburg, nur noch 33,7 Millionen Tonnen (Gruppe a), die nicht einmal 30 Prozent Metallgehalt besitzen. Das ist nur ein Notbehelf. Die ungeheuren Erzablagerungen im Uralgebiet kommen wegen der riesigen Entfernungen — noch dazu bei miserablen Verkehrseinrichtungen — von der westeuropäischen Landgrenze auf wer weiß wie lange Zeit nur für die relativ klägliche uralische Eisenindustrie in Betracht. Dagegen bilden die südrussischen Erzablagerungen, vor allem die 60- bis 70prozentigen, meist phosphorfreien Krivoi-Rogerze ein vorzügliches Schmelzgut für die oberschlesischen Hütten. Die Förderung der Krivoi-Rogerze stieg in den letzten Jahren auf manchmal über vier Millionen Tonnen (90 Prozent der Gesamtförderung Südrußlands). Es sollen freilich nach den verschiedenen Schätzungen nur noch 50,80 oder 100 Millionen Tonnen Krivoi-Rogerze zu gewinnen sein, weshalb die Regierung der heimischen Industrie durch Ausfuhrverbote das erstklassige Erz zu sichern bestrebt ist. Aber selbst sehr optimistische Beurteiler der russischen Zustände bezweifeln stark, ob sich in absehbarer Zeit in jenem, von einer verbrecherischen Administration heruntergewirtschafteten, nur dünn bevölkerten Lande eine seinem riesigen Mineralienreichtum auch nur halbwegs entsprechende Metallindustrie entwickeln wird. Die weit überwiegend aus Bauern bestehende Volksmasse ist ja gezwungen, ihre Getreideernte zu verkaufen, um die Abgaben an den Staat zahlen zu können. Der Hunger ist bei dem russischen Volke ein gewöhnlicher Gast. Unter solchen Umständen kann kein für die Absatzbedürfnisse einer bedeutenden Eisen- und Stahlindustrie ausreichender Inlandskonsum aufkommen. Infolgedessen lebt die russische Hüttenindustrie fast nur von staatlichen Aufträgen. Sobald diese stocken, ist die Krise da. Südrußland besitzt noch das riesige Erzvorkommen auf der Krimhalbinsel Kertsch, das Bogdanowitsch auf 450 Millionen Tonnen schätzt. Diese Erze sind zwar nicht so reich wie die von Krivoi-Rog, aber billiger gewinnbar und für die Verfrachtung per Schiff günstig gelegen. Daher werden sie größtenteils über See ausgeführt.

Trotz der riesigen Entfernung vermag Oberschlesien immer noch mit Nutzen Erze von Krivoi-Rog zu beziehen, wenn keine Steigerung der Eisenbahntarife oder eine Belastung durch einen Ausfuhrzoll eintritt. Dagegen ist allerdings bereits einigermaßen Vorsorge getroffen durch die Heranschaffung schwedischer Erze, die aber sehr erleichtert werden kann durch Verbilligung des Transportes. Überhaupt ist die Frage der Transportkosten die Lebensfrage der oberschlesischen Eisen- und Stahlindustrie. Darin muß den dortigen Industriellen beigestimmt werden. Sehmer berechnet etwa 25 Prozent der Roheisenselbstkosten Oberschlesiens allein als Erztransportkosten! Welche Bedeutung ein gut ausgebautes Wasserstraßennetz in Verbindung mit mäßigen Eisenbahntarifen gerade für das wirtschaftsgeographisch ungünstig gelegene Oberschlesien hat, geht aus folgendem hervor: Die Tonnenpreise für per Eisen-

bahn bezogene Krivoi-Rogerze beliefen sich loco Oberschlesien 1907 auf 26 bis 28 Mark. Würde die russische Regierung die Erzausfuhr über die Westgrenze ganz verbieten — was befürchtet wird —, dann könnten dieselben Erze über Nikolajew — Schwarzes Meer — Mittelmeer — Gibraltar — Nordsee durch den Kaiser-Wilhelm-Kanal bis Stettin so billig transportiert werden, daß die preußische Eisenbahn die Bahnfracht Stettin—Königshütte nur um 2 bis 3 Mark pro Tonne zu ermäßigen brauchte, dann bekäme die oberschlesische Hütte das südrussische Erz ebenso billig wie jetzt auf dem russischen Eisenbahnweg. Hier tritt die außerordentliche Transportverbilligung durch Benutzung des Wasserwegs sinnenfällig hervor. Damit ist aber auch auf ein Mittel hingewiesen, welches zur Erleichterung der Erzausfuhr nach Oberschlesien in Anwendung kommen muß: Verbilligung der Transportkosten!

Woher es auch seine Erze usw. beziehen muß, Oberschlesien ist mehr wie jedes andere unserer großen Industriegebiete auf gute Handelsvertragsbeziehungen mit dem Ausland angewiesen, die Deutschland als erstklassiges Industrieland, das Lebensmittel und industrielle Rohstoffe ein- und halb- oder ganz fertige Industriewaren ausführen muß, charakterisieren. Auch wenn wir ganz Marokko erhielten, dort sehr reichhaltige Erzablagerungen ausbeuteten, die notabene nach dem heutigen Stande der Hüttentechnik verwertbar wären, und wenn die Marokkoerze mit höherem wirtschaftlichem Nutzen wie die spanischen, griechischen oder russischen der deutschen Hütteninduſtrie zugeführt würden, so änderte das an der Situation Oberschlesiens gar nichts! Soll Oberschlesiens Erzbedarf ausreichend gedeckt werden, dann müssen Transportverbilligungen eintreten, ganz gleich, ob die Erze aus Südrußland, Marokko oder Schweden eingeführt, oder ob unsere einheimischen Erzquellen zur Bedarfsdeckung benutzt werden. Aber es genügt nicht, daß produziert wird, die Erzeugung muß auch abgesetzt werden, und da muß besonders Oberschlesien für den Sieg der Hochschutzzöllnerei in unserem Zolltarifgesetz büßen. Es sitzt eingekeilt zwischen den erhöhten russischen und österreichischen Zollmauern, deren Erhöhung unser überagrarisches Zolltarifgesetz veranlaßt hat. Es hat noch weitere Repressalien zu fürchten, wenn unsere Regierung, den Landwirtbündlern getreu, weitere Erschwerungen der Nahrungsmitteleinfuhr aus Rußland und Österreich-Ungarn eintreten läßt. Nicht in die marokkanische Ferne brauchen wir zu schweifen, wenn wir das einzige, wirklich an Erznot leidende größere deutsche Industriegebiet unterstützen wollen, sondern ihm helfen nennenswert herabgesetzte Transportkosten und Handelsverträge, die uns den Rohstoffbezug für unsere Industrie aus sehr erzreichen Ländern wie Rußland, Schweden und Norwegen gegen Gewährung von ähnlichen Gegenvergünstigungen erleichtern.



In der Tat, wir brauchen kein „Deutsches Marokko" für die Deckung unseres Erzbedarfs! Abgesehen davon, von welcher Quantität und Qualität die schon im Barnumstil gepriesenen marokkanischen Erze sind — man denke dabei an die Märchen von dem „unerschöpflichen" Vorkommen von Diamanten und den unauffindbaren Goldlagern im deutschen Afrika! —, wir besitzen in Deutschland selber Erzgebiete, die Not leiden, weil sie ihre Förderung nicht glatt absetzen können! Im Siegtal besteht schon seit Jahrhunderten die Förderung des hochwertigen (47 bis 50 Prozent Metallgehalt) Spateisensteins, des besten deutschen Erzes. In den Tälern der Lahn und Dill wurde schon zur Römerzeit wie heute

der vorzügliche, etwas manganhaltige Roteisenstein (an 50 Prozent Metallgehalt) und der manganreiche Brauneisenstein (40 Prozent) gewonnen. Die siegen-nassauischen Erze geben bei entsprechender Mischung ein vorzügliches Qualitätseisen. Einecke und Köhler berechneten im Jahre 1908 den heute verwendbaren Erzvorrat im Sieg-, Lahn- und Dillgebiet auf 266,3 Millionen Tonnen! Leider sind die Lagerungsverhältnisse vielfach sehr ungünstig, die Gewinnungskosten stiegen deshalb stark; sie halten sich zwischen 8 bis 9 Mark pro Tonne, betragen teilweise nach Werksangaben sogar über 10 Mark, wobei man wohl eine sehr freie Berechnung der Selbstkosten annehmen darf.[1] Einecke ermittelte für Lahn- und Dillerze einen Selbstkostenpreis von durchschnittlich 8,54 Mark.[2] Hohe Frachtkosten können so teure Erze nicht vertragen, zumal wenn viel billigere (Minette) zu haben sind. Infolgedessen ist die Förderung und der Verbrauch der siegen-nassauischen Erze im Rückgang begriffen; nur in Hochkonjunkturzeiten tritt eine vorübergehende Zunahme ein. Betriebsstockungen, Arbeiterentlassungen kommen häufig vor. Die einheimische Hüttenindustrie ist in ihrem Kohlen- und Koksbezug durchaus abhängig von dem rheinisch-westfälischen Kohlensyndikat, in dem die dirigierenden Besitzer der Hüttenzechen („gemischten Werke“) durch Hochhaltung des Kokspreises schon dafür sorgen, daß die siegen-nassauischen Hochofen- und Walzwerke einen Kohlen- und Kokspreis bezahlen müssen, der ihnen das große Übergewicht der Ruhrgebietsindustrie stets fühlbar macht. Siegen-Nassau ist aber als Erz- und Hüttenindustriegebiet lebensfähig zu halten, wenn es nennenswert ermäßigte Transporttarife bekommt! Dann können seine Erze am Niederrhein mit den spanischen und schwedischen die Konkurrenz glücklich aufnehmen, dann können sie sogar, wofür neuerdings wieder Verbindungen angeknüpft sind, in Oberschlesien die ausländischen Erze ersetzen oder doch ergänzen. In absehbarer Zeit soll die Kanalverbindung zwischen dem Rhein und Hannover wie der Wasserweg vom Ruhrgebiet (Herne-Dortmund) bis zur Nordsee für Massentransporte vollständig ausgebaut sein. Dann müssen doch die siegen-nassauischen Erze, da ihnen nun auch die bedeutend niedrigere Wasserfracht sehr zugute kommt, erheblich billiger nach Oberschlesien transportiert werden können als die südrussischen Erze über Gibraltar—Stettin! Durch großzügigen Ausbau unserer natürlichen und künstlichen Wasserstraßen und weitere Ermäßigung der Eisenbahntarife kann den Erzen aus Siegen-Nassau das mitteldeutsche und schlesische Absatzgebiet näher, das heißt billiger erreichbar gebracht und zugleich die schlesische Erznot mindestens erheblich gemildert werden!

Liegt das nicht viel mehr im Interesse unserer Nationalwirtschaft als ein Engagement in irgend einem kolonialen Abenteuer, das uns sehr fraglichen

[1] Zum Vergleich sei mitgeteilt, daß die luxemburgischen Grubenbesitzer folgende Erzpreise pro Tonne publizieren: 1896 2,49 Franken, 1900 2,80 Franken, 1910 2,83 Franken. Nach dem Rapport Général sur la Situation de l'Industrie et du Commercependant l'année 1910. Luxemburg 1911. Über die Preise für Minetteerz sagt der Bericht der lothringischen Zechenbesitzervereinigung pro 1910, da die meisten Gruben im Besitz von Hütten seien, käme es „für sie nicht zur Bildung eines bestimmten Erzpreises“.

[2] Der Eisenerzbau und der Eisenhüttenbetrieb an der Lahn, Dill und in den benachbarten Tälern. Jena 1907, Verlag von Fischer.

Gewinn, dafür aber sicher internationale Verwicklungen verspricht, in deren Verlauf unsere weltwirtschaftlichen Interessen auf das schwerste geschädigt werden würden?!

Die Interessenten am siegen-nassauischen Erzbergbau fordern staatliche Maßnahmen zu seiner Erhaltung; es wird sogar ein Einfuhrzoll auf manganhaltige Erze zum Schutze der siegen-nassauischen verlangt. Im Reichstag sind diese Wünsche bereits in einer von antisemitisch-konservativer Seite eingebrachten Resolution und ihrer Begründung vorgebracht worden. Ein Einfuhrzoll auf Erze würde aber fast die gesamte deutsche Hütteninduſtrie belasten zugunsten eines einzelnen Bezirkes, welcher obendrein unseren Bedarf an manganhaltigen Erzen nicht entfernt decken kann.

Diese Erzschutzzollangelegenheit ist nun aber in ein kurioses Licht gerückt worden durch den „flammenden Aufruf", den ein „Ausschuß des christlich-nationalen Arbeiterkongresses" gegen die sogenannte „landesverräterische Haltung der Sozialdemokratie" in der Marokkoaffäre erlassen hat. Die Unterzeichner des Aufrufes, die Herren Abgeordneten Behrens, Generalsekretär Stegerwald und Handlungsgehilfensekretär Bechly, sind antisemitisch-klerikal-konservative Parteigänger. Von derselben Seite wird aber auch die Forderung nach Einfuhr eines Erzeinfuhrzolles lebhaft unterstützt! Wenn nun im Sinne der von dem Aufruf des „christlich-nationalen Ausschusses" empfohlenen alldeutsch-kapitalistischen „Kolonialpolitik" das als erzreich gepriesene Südmarokko „deutsch" würde, sodann die Mannesmann, Krupp, Thyssen, Gelsenkirchen, Phönix — noch dazu nach dem Vorgang des rheinisch-westfälischen Kohlensyndikat-Kohlenkontors mittels eigener Lastschiffe — die Marokkoerze in großen Mengen für ihre Hütten einführten, was wäre dann das Schicksal des jetzt schon notleidenden siegen-nassauischen Erz- und Hüttengebiets? Es müßte seine Betriebe fast alle einstellen, ein uraltes, immer noch erzreiches deutsches Eisenindustriegebiet würde veröden und verkommen! Oder gedenken die Herren Behrens (Vertreter im Reichstag für den nassauischen Erz- und Hüttendistrikt Wetzlar) und Genossen die Marokkoerze mit einem Einfuhrzoll zu belegen? Das wäre freilich eine der Schildbürger würdige „nationale Wirtschaftspolitik".

Ein Einfuhrzoll auf Erze hätte noch die weitere Wirkung, daß er das direkt herbeiführte, was im Interesse unserer gewaltigen westdeutschen Eisen- und Stahlindustrie nicht nur, sondern auch der bedeutenden mitteldeutschen und schlesischen verhütet werden muß, nämlich eine Verteuerung der besten französischen Minetteerze! Sind diese durch Einfuhr- oder Ausfuhrzoll verteuert, dann werden ohne Zweifel die an den freien Erzmarkt gelangenden lothringisch-luxemburgischen Erze ebenfalls im Preise gesteigert werden. Das aber wäre gleichbedeutend mit der Ruinierung mancher unserer nicht im Besitz von Gruben befindlicher Hüttenwerke. Ohnehin setzen die Interessenten — einerseits gewisse rheinisch-westfälische Großeisenindustrielle, andererseits der Saarfiskus und sein Anhang — ihren ganzen Einfluß ein gegen die Moselkanalisierung.[1] Sie würde eine Erleichterung und wesentliche Verbilligung der Minettezufuhren nach dem Ruhrgebiet bedeuten und, nach der bald zu erwartenden Fertigstellung des nordwestdeutschen Wasserstraßennetzes,

[1] Professor Dr. H. Schuhmacher, Die westdeutsche Eisenindustrie und die Moselkanalisierung. Leipzig 1911, Verlag von Duncker & Humblot.

könnte auch die Versorgung des schlesischen Hüttenbezirks mit lothringischen — wie mit siegen-nassauischen — Erzen erheblich verbilligen. Aber die für unsere Nationalwirtschaft ungemein wichtige Kanalisierung der Mosel ist auf die lange Bank geschoben, weil die privatwirtschaftlichen und fiskalischen Interessen bei unserer Regierung höher im Kurse stehen als die gemeinwirtschaftlichen. Wir müssen darum befürchten, daß statt einer Kanalisierung der Mosel zwecks einer möglichst starken Ableitung der besten französischen Minetteerze nach Deutschland ein belgisch-luxemburgisch-französisches Kanalprojekt verwirklicht wird, das für die belgische Eisen- und Stahlindustrie von außerordentlichem Vorteil sein würde. Oder der oft erörterte Plan, die französische Nordwestküste durch einen für große Lastschiffe berechneten Kanal mit dem Minetterevier zu verbinden, wird ausgeführt, woraus Großbritanniens Eisen- und Stahlindustrie ungemein profitieren könnte!

Ist es denn überhaupt zu verstehen, daß unsere „nationalen Wirtschaftspolitiker" die Erschließung überseeischer Erzquellen förmlich als eine „Lebensfrage" für unsere Industrie erklären, während es feststeht, daß wir im eigenen Lande, nicht weit von unserem größten schiffbaren Strome abgelagert, ungeheure und vorzüglich verwertbare Erzreserven besitzen! Erzreserven, wie sie keinem unserer beachtlichen industriellen Konkurrenten auch nur annähernd so gewaltig zur Verfügung stehen! Wenn die vielen Millionen Mark, die allein im Hereroaufstand verpulvert wurden, für den Ausbau des deutschen Wasserstraßennetzes verausgabt worden wären, dann könnten die erzarmen deutschen Hüttenbezirke auf die möglichst billigste Weise aus dem erzreichen Südwesten, Süden und Westen, auch aus dem nicht erzarmen Thüringen mit dem begehrten Rohstoff versorgt werden. Deutschland leidet durchaus nicht unter Erzmangel, seine Erzversorgung ist vielmehr eine Angelegenheit der Eisenbahn-, Kanal- und Stromverwaltungen! Billiger Transporte bedürfen wir, dann können wir unseren Erzbedarf aus dem Inland in ungleich höherem Maße und weit länger decken als unsere Konkurrenten.

Literarische Rundschau.

Robert Michels, **Die Grenzen der Geschlechtsmoral.** Prolegomena, Gedanken und Untersuchungen. München und Leipzig 1911, Frauenverlag. 196 Seiten.

Unter diesem mir nicht gerade angemessen scheinenden Titel veröffentlicht Dr. Michels eine Reihe von Aufsätzen, die zum Teil schon in verschiedenen Zeitschriften erschienen sind. Es handelt sich um Plaudereien und Essays, denen Belesenheit und eigene Beobachtung zugrunde liegen, die aber nicht auf wissenschaftlichen Wert Anspruch erheben. Das Unwissenschaftliche liegt meines Erachtens nicht in der „Umgehung des der Beschreibung lästigen statistischen Apparats" und in der Vermeidung des „den gebildeten Massen unverständlichen Jargons", sondern vielmehr in der mangelnden Durcharbeitung der Fragen. Alles, was zuverlässig beobachtet ist, kann der Wissenschaft Material liefern, aber stellt darum noch lange nicht eine wissenschaftliche Arbeit dar. Übrigens stellt sich der Autor selbst die Aufgabe, „mehr zu fragen als zu antworten, mehr Probleme zu stellen als zu lösen".

Die Aufsätze haben sehr verschiedenen Wert. Das Kapitel über die äußerlichen Unterwerfungsmerkmale der Frau in der Ehe behandelt Fragen, die eigentlich zu kleinlich und zu äußerlich sind, um außerhalb des Feuilletons einer Tageszeitung

ihr Leben zu fristen. Wie die deutsche Bourgeoisie ihre Verlobungskarten stilisiert, scheint mir ebensowenig eine Sache von Bedeutung, wie der Unterschied in der Benennung verheirateter und unverheirateter Frauen. Dagegen wird man in den „Erotischen Streifzügen in verschiedenen Ländern“ manches Interessante finden. Michels hat in Deutschland, Frankreich und Italien gelebt und sich eingehend der Beobachtung des Geschlechtslebens gewidmet, wobei man ihm unbedingt einen offenen und unvoreingenommenen Blick zusprechen muß. Auch Michels bestätigt den von anderen Autoren hervorgehobenen Unterschied in der gesellschaftlichen Erscheinung des Liebeslebens in Italien auf der einen und in mitteleuropäischen Ländern auf der anderen Seite. In der Tat empfindet der Italiener die öffentliche Schaustellung von Liebesbezeugungen, die bei deutschen und französischen Paaren die Regel bildet, als unwürdig und ekelhaft. Wer viel reist, hat reichlich Gelegenheit, recht saftige Proteste der italienischen Reisegefährten solcher Liebespärchen zu hören. Auch in den „Zwischenstufen der Ehrbarkeit“ fehlt es nicht an Lesenswertem; allerdings hätte Dr. Michels bei einiger Vertiefung in römische Verhältnisse gerade diesen Teil ohne Mühe außerordentlich ausbauen können. Viel Vernünftiges ist auch in dem Kapitel über Brautstandsmoral, worin Michels die unheilvollen Folgen der bürgerlichen Sitte betont, die „in der Brautnacht die junge Frau ihrem Bräutigam überliefert, wie man eine gefangene Maus dem Kater vorwirft, damit er sie verschlinge“.

In dem Kapitel „Über die Grenzen des Rechtes und der Pflicht der ehelichen Kindererzeugung“ tritt der Autor warm für den Neomalthusianismus ein. Ein meines Wissens neues Argument zugunsten der willkürlichen Verhütung der Befruchtung sieht er in der geringen Eignung eines jungen Ehepaars, da bei der überwiegend erotischen Stimmung der Flitterwochen eine gleich nach der Hochzeit eintretende Schwangerschaft eine Schädigung des Keimes oder doch eine Störung des Einvernehmens der jungen Gatten nach sich ziehen kann.

Es mag nicht ohne Interesse sein, daß Michels in der strengsten Monogamie, der weder beim Manne noch beim Weibe unehelicher Geschlechtsverkehr vorausgegangen ist, das höchste Ideal des Geschlechtslebens sieht. In dem Buche kommt eine gesunde Achtung des Geschlechtlichen zum Ausdruck und eine weitgehende Billigkeit gegen die Rechte der Frau. Das Kapitel über die Körperlichkeit der Liebe enthält manche gute Bemerkung über den Kultus, den der Wüstling mit der Keuschheit oder sinnlichen Ungewecktheit des Weibes treibt. „Gerade darum, weil er mit einer Seite des weiblichen Lebens hypertrophische Bekanntschaft gemacht hat, ist der Wüstling außerstande, zu begreifen, daß auch das Idealbild, das er sich, als Antithese zu dem Realbild seiner Erfahrungen, gemacht hat, wenn auch in natürlicher und normaler Form, die gleichartigen sexuellen Züge aufweist wie jene, die er — ob mit Recht oder mit Unrecht, wäre noch zu untersuchen — verachten lernte. Es ist deshalb nur logisch, daß das Postulat der absoluten Reinheit des Weibes nicht von Idealisten, welche die gesunde Sinnlichkeit des Weibes als ein kostbares Kulturgut schätzen und hochhalten werden, sondern von solchen Elementen der Männerwelt aufgestellt wird, welche eines unerreichbaren Idols bedürfen, weil ihr unreines Empfinden im gesund-sinnlichen Normalweib stets die Züge wittert, die es mit den Dirnen der Gosse, bei denen sie sich ihre Begriffe über das Wesen des Weibes geholt haben, kraft seines Geschlechtes gemeinsam hat.“ (S. 149.)

Daß das Buch vorwiegend „Salonprobleme“ behandelt, mache ich ihm nicht zum Vorwurf, denn zum großen Teil sind es Probleme, die für jeden Menschen Bedeutung haben sollten, und deren Problemnatur im Proletarier nur durch Mühsal und Not erstickt wird. Die Titel der einzelnen Kapitel hätten wohl schlichter und bescheidener gewählt werden können. Bei „äußerlichen Unterwerfungsmerkmalen der Frau in der Ehe“ denkt man sich doch wahrhaftig etwas anderes als Betrachtungen über Verlobungskarten, Frau- und Fräuleintitel usw.

Der Stil ist, wie schon aus den angeführten Beispielen hervorgeht, ziemlich eingeschachtelt und durch das Überwiegen der Substantive gelegentlich schwer und

schwülstig. Kleine Irrtümer fehlen nicht. Auf Seite 172 wird es als eine „den Fachleuten geläufige Tatsache bezeichnet, daß das Heiratsalter, zumal in den höheren Ständen, wenn auch langsam, immer noch weiter in die Höhe geht"; nach Prinzing (Die Wandlungen der Heiratshäufigkeit und des mittleren Heiratsalters, „Zeitschrift für Sozialwissenschaft", 5. Band) sinkt das mittlere Heiratsalter außer in England, Rußland und Frankreich in allen europäischen Staaten. Unrichtig ist auch, daß das durchschnittliche Heiratsalter der Frau in Italien 25 Jahre betrage; nach der letzten offiziellen Statistik vom Jahre 1908 betrug das Durchschnittsalter der Frau bei der ersten Eheschließung 23½ Jahre. In der Michelsschen Durchschnittszahl sind die Witwen mit einbegriffen.

Die Ausstattung des Buches ist vorzüglich. Die italienischen Widmungsworte, die der Autor voranschickt, und in denen er das Buch seinem Töchterchen widmet, kann ich nicht umhin, geschmacklos zu finden. Wie kann ein Vater „mit väterlicher Liebe und brüderlicher Herausforderung" (fraterna sfida) seinem kleinen Mädchen ein Buch widmen, in dem so viel von dem Schmutz und Unrat unserer Zeit die Rede ist! Mir scheint, ein Vater könnte nur mit dem Gefühl des Schmerzes und eines an Scham grenzenden Unbehagens daran denken, daß auch sein Kind einst in diese Welt eingeweiht werden müsse, und er sollte ihr einen anderen Führer wünschen, als ein zwar ernst gemeintes, aber in feuilletonistischem Plauderton gehaltenes Buch.

Oda Olberg.

August Winnig, **Der große Kampf.** Herausgegeben vom Deutschen Bauarbeiterverband. Hamburg 1911. Vertrieb durch die Buchhandlung Vorwärts, Berlin SW 68. 288 Seiten. Preis 3 Mark.

Der vorjährige Machtkampf im deutschen Baugewerbe war zum erstenmal eine umfassende Machtprobe auf zentraler Grundlage. Hinter den äußeren Formen der gewerblichen Tarifverträge hatten die Gesetze des Klassenkampfes weitergewirkt, und so mußte einmal die Zeit kommen, wo es kein friedliches Kompromisseln mehr gab, wenn auch bürgerliche Sozialtheoretiker noch kurz vorher Tarifverträge als gewerbliche Friedensdokumente schwungvoll gefeiert hatten. Im Baugewerbe, in dem von jeher die meisten tariflichen Abmachungen existieren, setzte ein Kampf ein, bei dem jeder äußere Grund zu fehlen schien. Weder ein Pfennig Lohnzulage noch auch nur eine Verkürzung der Arbeitszeit um eine Minute war gefordert worden. Lediglich um die Form des neu zur Verlängerung stehenden Tarifvertrags handelte es sich. Sollten in Zukunft wieder wie früher die örtlichen Organisationen seine Träger sein, oder sollte als alleiniger Kontrahent der Zentralvorstand gelten? Aus Gründen, die im achtundzwanzigsten Jahrgang der „Neuen Zeit" genügend dargelegt worden sind,[1] hatten die Bauarbeiter ein sehr starkes Interesse an der Abwehr des Anschlags, der auf die völlige Vernichtung der Organisation hinauslief. Wäre es dem „Arbeitgeberbund für das Baugewerbe" geglückt, in diesem Kampfe den Sieg davonzutragen, und wären die Verbände der Bauarbeiter niedergeworfen worden, dann hätten die Scharfmacher in den anderen Gebieten mit vereinten Kräften sofort das Beispiel nachgeahmt. Auf der ganzen Linie siegten die Bauarbeiter, und ihren geschickten Führern gelang es sogar, durch eine klug berechnete Taktik eine Spaltung in den Reihen des Arbeitgeberbundes herbeizuführen.

---

[1] Vergl. die Aufsätze von A. Bringmann, „Neue Zeit", XXVIII, 2, S. 135, 205, 522, 586. Über dieses Thema sind bereits vier Bücher erschienen: 1. Denkschrift über die Tarifverträge im deutschen Baugewerbe. 1910. Herausgegeben von den am Kampfe beteiligten Arbeiterorganisationen. 2. Die Stellung Berlins zum Tarifkampf im deutschen Baugewerbe. 1910. Herausgegeben von den Berliner Unternehmern. 3. Die Erneuerung der baugewerblichen Tarifverträge. 1910. Herausgegeben vom Bundesvorstand des Arbeitgeberbundes für das deutsche Baugewerbe. 4. Der gewerbliche Tarifvertrag. Herausgegeben vom Zentralverband der Zimmerer. Hamburg 1911.

Bei der hohen prinzipiellen Bedeutung, die diesem Kampfe zukommt, ist es zu begrüßen, daß sich der Deutsche Bauarbeiterverband zur Herausgabe der obigen Schrift entschlossen hat. Ja, es war geradezu seine Pflicht, sie zu publizieren, um so auch weiteren Kreisen jetzt und künftig die Möglichkeit des Studiums dieses „großen Kampfes“ zu bieten. Denn solche Zeiten, die das Austragen der Konflikte erfordern, werden bei der Zuspitzung der Klassengegensätze nach nicht allzu langer Frist wiederkehren, und nicht nur bei dem Bauarbeiterverband, der hier naturgemäß zur Vorhut wurde, sondern ebenso auch in den anderen Gewerben.

In zehn Kapiteln zeigt uns der auf diesem Gebiet besonders beschlagene erfolgreiche Leiter des „Grundstein“ die Bedingungen, die zur Entwicklung der Tarifverträge führten, wie die Zeit kommen mußte, wo kein Kompromisseln und kein Nachgeben mehr angebracht war, wie aus scharfem Klasseninstinkt die Unternehmer mit scharfen Worten die Vermittlungsversuche der Behörden, die doch Blut von ihrem Blut sind, zurückwiesen, und wie endlich in den Kampf eingetreten werden mußte und wie an der Phalanx des Proletariats die schönsten Berechnungen der Unternehmer, die Kassenmittel würden bald aufgezehrt sein, fehlschlugen. Die Arbeiter haben bei ihren Lohnkämpfen selten einen Teil der „öffentlichen Meinung“ auf ihrer Seite; mancher aber glaubte, daß bei dem vorjährigen, ihnen skrupellos aufgezwungenen Kampfe dies in umfangreichem Maße der Fall war. Doch auch die solchen Glaubens waren, dürften durch die Ausführungen Winnigs eines anderen belehrt werden. Nur ganz wenige bürgerliche Blätter berichteten leidlich unparteiisch über die Vorgänge, alle anderen druckten unbesehen die ihnen von der Unternehmerleitung zugesandte Korrespondenz ab. Und das war eigentlich nur natürlich und selbstverständlich! Dagegen wird von Winnig rühmend das Verdienst der sozialdemokratischen Presse hervorgehoben, die vollauf ihrer Aufgabe gerecht ward und von Anfang an mit objektiver Klarheit ihren Lesern darlegte, um was es sich hier handelte.

Das zehnte Kapitel enthält außer einer Gesamtwürdigung des Kampfes und dem leidigen Konflikt mit dem Zimmererverband noch einige prägnante theoretische Ausführungen über den zentralen Vertrag und einen Ausblick in die Zukunft, in der der Kampf auf zentraler Grundlage immer häufiger und vielleicht einmal zum einzigen Kampf überhaupt wird. Eine Reihe wertvoller Anlagen ergänzen die in klarer, formvollendeter Sprache und vorzüglichem Aufbau gegebene Darstellung.

Was dem Werke seinen besonderen Wert gibt, ist in erster Linie der Umstand, daß der Verfasser an der Hand gewerkschaftlicher Erfahrung sinnenfällig zeigt, wie auch unter der Ära der Tarifverträge das Wesen des Klassenkampfes weiter besteht und die Gegensätze, die etwas verborgen schienen, bei erstbester Gelegenheit um so krasser, rücksichtsloser und brutaler aufeinanderplatzen. An diesem Schulbeispiel kann jeder, der Augen hat, sehen, daß die Verträge den Klassenkampf nicht nur nicht ausschließen, sondern daß ihre Entwicklung einfach dahin drängt, das Kampfterrain zu verbreitern. Der zentrale Vertrag, der heute überall angestrebt wird und dem die Gewerkschaften nicht mehr entweichen können, bringt auch den zentralen Kampf mit sich, der zum zentralen Aushungern werden kann, wenn die Arbeiter nicht bereit sind. Damit sie aber bereit sind und die Taktik des Gegners kennen lernen, hat der Bauarbeiterverband dieses Buch erscheinen lassen, dessen Lektüre wir angelegentlich empfehlen können. J. Kliche.

Notizen.

Mehr Eifer für die freie Jugendbewegung! Daß die große Bedeutung der freien Jugendbewegung für die proletarische Arbeiterbewegung überhaupt heute in unseren Reihen fast allgemein erkannt wird, ist eine erfreuliche Tatsache. Der Eingeweihte kann sich aber der Erkenntnis nicht verschließen, daß der freien Jugendbewegung trotz der allgemeinen Anerkennung nicht die allgemeine Unterstützung zu-

eil wird, die sie verdient und dringend erfordert. Was in dieser Richtung bis jetzt eleistet ist, soll damit nicht verkleinert werden, aber es ist nicht genug. Viel, viel nehr muß geschehen. Diese Erkenntnis drängt sich uns desto stärker auf, je mehr vir erkennen müssen, daß der Wert eines an Körper und Geist wohlgebildeten Nachwuchses für die im Kampfe stehenden Arbeiter gar nicht abzuschätzen ist. In der Tat: gar nicht abzuschätzen. Und darum müssen die Anstrengungen und der Eifer, ie wir aufwenden, um Geist und Körper unserer Jugend zu bilden, ebenso grenzenos sein, wie die ungeheure Schuld der Volksschule an der geistigen und körperlichen Verkrüppelung unserer Jugend grenzenlos ist. Man muß allerdings einige Einsicht aben in das System unserer Volksschule, um klar zu erkennen, wie viel den Kindern er Proletarierschule an harmonischer Ausbildung ihres Körpers und Geistes fehlt, vie die Schule bewußt und systematisch verhindert, daß die körperlichen und geistigen Anlagen ihrer Zöglinge geweckt und entwickelt werden, wie die Schule bewußt und ystematisch, statt klare Erkenntnis der Wirklichkeit zu vermitteln, die Geister verlödet und unfähig macht, sich in der Wirklichkeit zurechtzufinden. Das muß man vissen, um zu erkennen, wie viel von unserer Seite getan werden muß, um den Schaden wettzumachen.

Nun ist an dem Eifer der in der freien Jugendbewegung tätigen Genossen durchus nicht zu zweifeln; im Gegenteil: die Begeisterung, mit der sich die meisten ihrer vahrhaftig nicht leichten Aufgabe widmen, muß rühmend anerkannt werden. Aber s ist hier wie anderswo auch: die Begeisterung, so notwendig und schön sie ist, ist llein nicht ausreichend, um der schwierigen Aufgabe gerecht zu werden; es muß an ieser Stelle mit Nachdruck hingewiesen werden auf das pädagogische Geschick, das ı ihrer Lösung unerläßlich ist. Viele, sehr viele der tätigen Genossen fühlen das lbst am besten. Trotz des heiligsten Eifers, trotz des besten Willens gelingt es ihnen och häufig nicht, an die Jugend heranzukommen. Woran liegt das? Die Ursache t offenbar in vielen Fällen der Mangel an pädagogischem Geschick. Im Zusammenang damit steht dann eine gewisse Unfähigkeit, praktische Anleitungen zu geben.

Es führt zu gar nichts, daß man die Augen gegen diese Mängel verschließt; wo e bestehen, kümmert die Jugendbewegung dahin wie eine Pflanze, der es an Licht nd Luft mangelt. Und das wollen wir doch nicht, das wollen wir doch mit allen räften verhindern. Darum ist es unsere Pflicht, auf Mittel und Wege zu sinnen, vie dem Mangel abzuhelfen ist.

Der Vorschlag, den ich in dieser Richtung zu machen habe, gründet sich auf eine ehr einfache Überlegung. Das, was ich oben ausführte über die Versündigung der Volksschule an der proletarischen Jugend, trifft auch auf viele in der Jugendbewegung itige Genossen zu. Wie könnte es auch anders sein? Wer aber andere erziehen vill, der bedarf dazu gewisser Vorkenntnisse; und die regnen nicht vom Himmel. An dieser Stelle muß der Hebel angesetzt werden: es muß ein Ausbildungskursus ür Jugendleiter eingerichtet werden! Ein mit der Sache gründlich vertrauter Genosse muß die Leitung dieses Kurses übernehmen, der sowohl theoretische wie raktische Anweisungen, die letzteren ganz besonders, zu geben hat. Dann hat das Ding einen Kopf. So, wie es jetzt ist, kann es nicht lange weitergehen, ohne daß nsere Jugendbewegung Schaden erleidet. Auch in dieser Sache können wir von nseren Gegnern lernen; sie haben erkannt, daß in der Jugendbewegung, soweit sie e Leiter berührt, die Personenfrage eine Hauptfrage ist. Manchem älteren Genossen ird das letzt Gesagte nicht recht in den Sinn passen; aber die Erfahrung bestätigt s alle Tage: die Erziehung der Jugend muß nach eigenen psychologischen Gesetzen folgen. Man darf die Jugendbewegung nicht auf eine Stufe stellen mit der Beegung der Erwachsenen.

Ich bleibe also dabei: ein Ausbildungskursus für Jugendleiter ist dringend notendig. Wie lange ein solcher Kursus dauern soll? Nun, in vier Wochen läßt sich anches erledigen. Natürlich muß der Kursus alljährlich stattfinden. Aber die Kosten? Venn wir den Wert und die Notwendigkeit einer Sache erkannt haben, so haben wir

noch nie gezögert, auch die nötigen Mittel dafür aufzuwenden. Das Geld wird fü ein Kulturwerk im eminenten Sinne hergegeben und wird reiche Zinsen tragen. Wie wann, wo und von wem der Kursus eingerichtet werden soll, das sind Fragen, die von unseren „leitenden Instanzen" entschieden werden müssen.

Daß der Wille da ist, das ist die Hauptsache, und der muß da sein, und zwar sobald wie möglich. J. B.

Die sozialdemokratische Bewegung in Bosnien und Herzegowina. Vom 9. bis 11. Juli haben in Serajewo der fünfte Kongreß der Gewerkschaften und der dritte Kongreß der sozialdemokratischen Partei Bosniens und der Herzegowina stattgefunden. Die Arbeiterbewegung hat in diesen Ländern manche Erfolge zu verzeichnen: Die Gewerkschaften, die das vorige Jahr mit 4390 Mitgliedern abgeschlossen hatten, zählen jetzt 6068, also 38 Prozent mehr. Die Parteiorganisationen, die erst vor zwei Jahren gegründet wurden, haben jetzt 2077 Mitglieder, eine Zunahme gegen das Vorjahr um 373 Mitglieder, gleich 22 Prozent. An den Demonstrationen am ersten Mai nahmen 7750 Arbeiter teil.

Das Partei- und Gewerkschaftsorgan „Glas Slobode" erscheint zweimal wöchentlich und hat 3800 Abonnenten, bedeutend mehr als die bürgerlichen und auch mehr als die Regierungszeitungen. Die nie abreißenden Beschlagnahmungen und die schweren Bestrafungen der Redakteure sind Ursache großer Ausgaben, aber die Anhänglichkeit der Arbeiter an ihr Blatt ist so groß, daß sie nicht nur eine Kaution von 6000 Kronen für dieses eingezahlt haben, sondern beständig durch Zuschüsse alle Schädigungen durch die Staatsgewalt wieder gut machen. Nach dem Beschluß des Parteikongresses wird das Blatt vom 1. Januar ab dreimal wöchentlich erscheinen. Die Gewerkschaft der Eisenbahner hat ein Fachorgan. Sehr eifrig verbreiten die Genossen auch die Parteiorgane und die Broschüren, die in Belgrad (Serbien) und Agram (Kroatien) erscheinen.

Die Sozialdemokratie in diesen Ländern hat mit doppelten Schwierigkeiten zu kämpfen. Erstens weil das Land eine Kolonie ist und infolgedessen die eigene Regierung als Interessenvertreter der österreichisch-ungarischen Agrarier und Kapitalisten die freie und volle wirtschaftliche Entwicklung hindert, ja unterdrückt. Zweitens ist es die Willkürherrschaft der Regierung, die die besten Agitatoren der Partei und der Gewerkschaften entweder in Gefängnissen verfaulen läßt oder über die Grenzen jagt. Der Parteikongreß beschäftigte sich hauptsächlich mit diesen Verhältnissen.

Die Eisenbahnen sind nicht aus Rücksicht auf die wirtschaftlichen Interessen des Landes gebaut, sondern aus militärisch-strategischen und kolonialausbeuterischen Rücksichten. Mit voller Wucht beuten die österreichisch-ungarischen Kapitalisten zwei Naturschätze aus: Kohle und Wälder. Die Eisenbahnen verbinden die Kohlen- und Holzvorräte mit den Zentren der österreichisch-ungarischen Industrie. Der Export der Rohstoffe ist doppelt so groß wie der Export der fertigen Waren, die Handelsbilanz ist stets passiv. Im Jahre 1909 betrug der Export 123 Millionen Kronen, der Import 139,5 Millionen Kronen. Die Rohstoffe, die Naturschätze, werden billig ausgeführt, die Industrieprodukte des herrschenden Landes teuer eingeführt.

Durch Verhinderung der Ablösung der Bauern von der feudalen Abhängigkeit richten die Agrarier die bosnisch-herzegowinische Landwirtschaft zugrunde. Deshalb ist das Unglaubliche geschehen: Dieses durch und durch landwirtschaftliche Land muß selbst Nahrungsmittel einführen! Im Jahre 1908 überstieg die Einfuhr des Getreides die Ausfuhr um 7500 Doppelzentner.

Unter der wirtschaftlichen Lahmlegung des Landes hat natürlich die Arbeiterschaft sehr zu leiden. Deshalb muß es das Bestreben der Sozialdemokratie sein, der wirtschaftlichen Entwicklung freie Bahn zu schaffen. Ihre Vorbedingungen sind im politischen Kampfe zu erreichen: durch Lösung der Agrarfrage, durch Eroberung der politischen Volksrechte und des Selbstbestimmungsrechts des Landtags. Z. Topalowits

---

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.



Band Nr. 4 Ausgegeben am 27. Oktober 1911 30. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Der nationale Separatismus und der Innsbrucker Parteitag.

Von **Gustav Eckstein.**

Das Proletariat steht als Klasse im Gegensatz zu allen anderen Klassen der Gesellschaft. Doch damit sind die Beziehungen der Proletarier zur Gesellschaft, in der sie leben, nicht erschöpft. Der Arbeiter in einer bestimmten Fabrik steht im Kampfe mit dem Unternehmertum überhaupt und mit seinem Anwender insbesondere. Zugleich aber ist er an dem Wohlergehen dieses Unternehmens, an dem Gedeihen der betreffenden Industrie interessiert, bei deren Niedergang er brotlos wird. Und so verknüpfen den Arbeiter zahlreiche Bande mit Angehörigen anderer Klassen. Wirtschaftliche und nationale, religiöse und gesellige Interessen verbinden ihn mit jenen. Infolgedessen findet er sich, besonders in Ländern, in denen die Klassengegensätze noch nicht auf die Spitze getrieben sind, im Kampfe für bestimmte Interessen oft Seite an Seite mit Mitgliedern anderer Klassen, er fühlt sich dann leicht als deren Kampfgenossen und wird von jenen als solcher mit Freuden begrüßt. Als die Bourgeoisie Englands in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ihren leidenschaftlichen Feldzug gegen die Getreidezölle führte, da wandte sie alle Mittel der skrupellosesten Demagogie an, um die Arbeiterschaft für sich zu gewinnen, und trotz des Widerstandes der Chartistenführer ist ihr das so wohl gelungen, daß das englische Proletariat durch Jahrzehnte politisch unmündig blieb. Und heute versuchen die englischen Konservativen dasselbe Mittel, indem sie die englischen Arbeiter mit den Sirenenklängen des Schutzzolls zu betören suchen. Die Arbeiter Frankreichs haben das lebhafteste Bedürfnis, sich selbst und ihre Kinder aus den Banden des Klerikalismus zu befreien, der jede selbständige geistige Regung im Keime erstickt. Darin finden sie sich mit Teilen des Kleinbürgertums zusammen, welche die wirtschaftliche Konkurrenz der Klöster fürchten, und so kam es zu einer Waffenbrüderschaft, die das französische Proletariat in den Sumpf des „Blocks der Linken" führte und deren üble Folgen auch heute noch lange nicht überwunden sind. Auf der anderen Seite war es dem deutschen Zentrum mit Hilfe des liberalen „Kultur-

kampfes“ gelungen, den katholischen Glauben als gefährdet hinzustellen und unter seiner Fahne die Angehörigen der verschiedensten Klassen zum gemeinsamen Schutze der heiligen Religion zu vereinen.

Hier überall sehen wir, wie eine teilweise Interessenharmonie von herrschenden Klassen dazu ausgenutzt wird, um das Proletariat vom Klassenkampf abzulenken und für Ideologien zu begeistern, die nicht dessen Ausdruck sind. Je schöner, je verlockender diese Ideologie, je höher, heiliger die Idee, für deren Verwirklichung angeblich gekämpft wird, um so weniger gelangt der einzelne zur klaren Besinnung, um so weniger vermag er sich Rechenschaft abzulegen, wie weit seine wirklichen Interessen in jener Idee zum Ausdruck gelangen, in jenem Kampfe gewahrt werden, um so gefährlicher ist der Zauberbann, unter dem er steht. Das Schlagwort wird zum Fetisch, den der Gläubige blind anbetet, von dem er Wunder erwartet und auf dessen Altar er die Interessen seiner Klasse und die eigene Würde opfert. Wie schwer es ist, diesen Bann zu brechen, das sehen wir jeden Tag an jenen deutschen Arbeitern, die noch immer gläubig dem Zentrum Gefolgschaft leisten und sich bisher wenigstens zum größten Teil davon auch durch die ärgsten Verrätereien ihrer Führer nicht abwendig machen ließen.

Und doch ist die Ideologie, mit der das Zentrum seine Arbeitergefolgschaft ködert und zusammenhält, eigentlich bettelarm. Wer bedroht heute in Deutschland den katholischen Glauben? Wie kann es auch nur halbwegs glaubhaft gemacht werden, daß es notwendig ist, sich zu seinem Schutze zusammenzuscharen und mit Angehörigen gegnerischer Klassen zu vereinigen? Die Macht der Kirche im Staate wächst, zugleich nimmt aber ihr Einfluß auf das Proletariat um so mehr ab, je mehr dieses aus allen überkommenen Verhältnissen herausgerissen und in eine Welt hineingestellt wird, die täglich und stündlich zeigt, wie wenig das Vertrauen in einen Gott hilft, der an all dem Elend nichts ändert, und wie nur die eigene Kraft zum Siege verhelfen kann. So verliert die Kirche, wenn auch langsam, an Einfluß auf das Gemüt des Arbeiters, und das gleiche ist der Fall mit dem Kampf gegen diesen Einfluß, dem Antiklerikalismus. Diese beiden Schlagworte, die noch vor wenigen Jahren die Welt in die ungeheuerste Aufregung versetzten, klingen uns heute schon ziemlich schal, ihre agitatorische Kraft ist größtenteils dahin.

Ganz anders der Nationalismus. Die Freihändler und Schutzzöllner hatten überhaupt darauf verzichten müssen, ihre Ziele mit dem Glanze des Erhabenen, mit dem Schimmer des Ehrfurchtgebietenden, des Heiligen zu umgeben. Die Höhe der Zollsätze ist nichts, was das Gemüt unmittelbar ergreift, was Erinnerungen der Kindheit, Träume der Jugend in uns weckt. Und selbst die schönsten Agitationsgedichte, die dem englischen Arbeiter das Paradies schilderten, das ihm nach Aufhebung der Kornzölle beschieden sei, konnten daran nichts ändern, daß die Fragen der Handelspolitik mehr dem Gebiet des Magens und des Kopfes als dem des Herzens angehören. In dieser Hinsicht waren Zentrum und Freimaurer sehr im Vorteil. Sie appellierten beide an die heiligsten Gefühle des Herzens, an die tiefsten Regungen des Gemüts. Aber dieser ihr Appell konnte eben nur bei denen verfangen, denen Religion und Kirche in Liebe oder in Haß Herzenssache sind, und deren Zahl ist gerade unter dem Proletariat im Abnehmen. Zudem mußte sich die Zugkraft dieser

chlagworte abstumpfen, als sich zeigte, daß Staat und Kirche sich heute sehr ut verstehen, daß keine Gewalt die Religion bedroht, daß aber die pfaffen- se Schule ebenso verpfafft ist wie die pfäffische.

Der Nationalismus wendet sich ebenso an das Gemütsleben, an die heiligsten efühle, wie Klerikalismus und Freimaurertum. Aber seine Ideologie wird cht wie jene von der ökonomischen Entwicklung selbst zu Grabe getragen, n Gegenteil, gerade die modernste Phase des Kapitalismus richtet nicht nur rtschaftliche, sondern auch geistige Zollschranken auf zwischen den ihr unter- orfenen Herrschaftsgebieten. Der Nationalismus ist die für den Hausbrauch reitgestellte Form des Imperialismus. Das einst friedliche Industriekapital t zum angriffslustigen, beute- und herrschgierigen Finanzkapital geworden. eine Ideologie ist nicht mehr der Kosmopolitismus, den der Freihandel edigte, sondern der Imperialismus, der Rassendünkel, der Nationalismus.

Aber nicht nur deshalb ist gerade diese Ideologie das gefährlichste Mittel er Verführung für das Proletariat, weil ihre Macht nicht wie die des affenstreits im Rückgang begriffen ist, sondern gerade durch die kapitalistische ntwicklung immer höher getrieben wird. In Nationalitätenstaaten, das heißt i Staaten, in denen verschiedene Nationalitäten neben- und miteinander ben, machen sich die sprachlichen Schwierigkeiten und nationalen Gegensätze em Arbeiter, besonders dem, der der im Staate unterdrückten Nation angehört, af Schritt und Tritt fühlbar, und dadurch wirkt das nationale Prinzip gerade af die besten, auf die kampflustigsten Teile des Proletariats oft besonders rführerisch, weil es dort oft die erste, unentwickelte Form des Klassen- mpfes darstellt. Hier ist der wirtschaftliche Unterdrücker häufig zugleich der tionale, und dieser Gegensatz macht, wie Otto Bauer sehr schön zeigt,[1] „lle Ausbeutung und Unterdrückung, die sonst begriffen werden will, un- ttelbar anschaulich, sichtbar und dadurch unerträglich". Doch so befruchtend i dieser Hinsicht die nationale Fremdherrschaft wirkt, auf die Dauer erzeugt ser fortwährende Gegensatz die Gefahr, daß der Geist des Klassenkampfes egeleitet wird, daß der fremde Kapitalist und Bureaukrat nicht als Kapi- ist und Bureaukrat bekämpft wird, sondern als Fremder; und endlich gilt nn der Fremde, der Anderssprachige schlechthin, welcher Klasse immer er gehört, als der Gegner, dem mindestens Mißtrauen entgegenzubringen ist.

Diese Entwicklung haben die Dinge in unserer tschechischen Bruderpartei ge- mmen, begünstigt durch eine ganze Reihe von speziellen Momenten, die der genart der österreichischen Verhältnisse in Staat und Partei zuzuschreiben sind.

Die österreichische Parteiorganisation war ursprünglich faktisch die Organi- ion der deutschen Genossen. Die anderssprachigen Organisationen haben si nach und nach in dem Maße, wie sie sich entwickelten, von ihr losgelöst ud selbständig gemacht. Der Parteitag zu Wien vom Jahre 1897 konstatierte ao im wesentlichen, sanktionierte damit aber auch eine Tatsache, als er fol- gde Erklärung annahm, die einen Kommentar zum neuen Organisations- stut der Partei darstellt:

Die vom Prager Parteitag angebahnte und vom sechsten Parteitag (eben dem ener) durchgeführte Organisation der österreichischen Sozialdemokratie nach selb- sndigen nationalen Gruppen hat den Zweck, für die Arbeit der Organisation

[1] Otto Bauer, Die Nationalitätenfrage und die Sozialdemokratie. Wien 1907, ener Volksbuchhandlung. S. 176.

des vielsprachigen Proletariats in Österreich die besten praktischen Bedingungen zu bieten, die praktischen Schwierigkeiten der Sprachverschiedenheit zu überwinden Indem wir so die Nützlichkeit der vollen Selbständigkeit für die Organisation der Sozialdemokratie jeder Zunge anerkennen und ihr Rechnung tragen schaffen wir zugleich in dem Gesamtparteitage und der Gesamtexekutive die Einrichtungen, die geeignet sind, noch mehr als bisher die feste und schlagfertige Zusammenfassung aller einzelnen Organisationen zum gemeinsamen Kampfe zu sichern Nationale Selbständigkeit und internationale Geschlossenheit ist das Grundprinzip unserer Organisation.

Wir ergreifen diese Gelegenheit, um im vorhinein jede Interessensolidaritä mit den nationalen und chauvinistischen Parteiungen und Kämpfen de besitzenden Klassen auf das entschiedenste zurückzuweisen. Wir habe das Bewußtsein, daß die Klassengegensätze stärker und tiefer trennen als national Verschiedenheit, und wir erklären, daß diese Organisation ausschließlich bestimm ist, die wirksamste Form zu schaffen, in der die international geeinigten und brüder lich verbundenen Sozialdemokraten aller Zungen den Kampf führen gegen die Aus beuterklassen in ihrer eigenen Nation und gegen die Ausbeuterklassen aller Nationen

Nicht um die nationalen chauvinistischen Bestrebungen der besitzenden Klasse zu unterstützen, ist diese unsere Organisation geschaffen, sondern sie hat zum Ziel sie um so schärfer, rücksichtsloser und wirksamer bekämpfen zu können.

Der zweite und dritte Abschnitt dieser „Erklärung“ zeigen, daß man si der großen Gefahr bewußt war, der man sich aussetzte, indem man den Ge danken der einheitlichen Parteiorganisation aufgab. Es mag dahingestel bleiben, ob damals überhaupt anders entschieden werden konnte; jedenfall aber bildet die Annahme des neuen Parteistatuts den Ausgangspunkt alle nationalistischen Absplitterungsversuche, die die Aktionsfähigkeit der öste reichischen Sozialdemokratie schon seit Jahren schwer beeinträchtigt, jetzt ab zu einer Krise geführt haben, die auf dem für den 29. Oktober nach Inn bruck einberufenen Parteitag der deutschen Sozialdemokratie in Österreich g bieterisch zur Entscheidung drängt.

Hier hat sich wieder gezeigt, daß die Verhältnisse stärker sind als d Menschen. Die Entscheidung der Frage, ob man einem Prinzip, das ma nicht als richtig anerkennt, aus praktischen, politischen Gründen innerhalb d Partei vorübergehende Konzessionen machen darf, hängt im wesentlichen d von ab, ob man glaubt, daß die wirtschaftliche Entwicklung dahin geht, je Gegensätze auszugleichen oder zu verschärfen. Der deutsche Revisionism erscheint deshalb weniger gefährlich, weil die ökonomische Entwicklung au dem Blindesten sehr bald seine Aussichtslosigkeit zeigen mußte. Die national Gegensätze aber mußten sich immer mehr verschärfen, und deshalb muß jede Konzession an den Geist des Nationalismus die schwersten Folgen zeitige

In den letzten Jahrzehnten hat die industrielle Entwicklung Österreic besonders der Sudetenländer (das ist Böhmen, Mähren und Schlesien), tr mannigfacher Hemmungen gewaltige Fortschritte gemacht. Der tschechisc Kleinbauer, Häusler und Handwerker wurde proletarisiert, aus seiner g gewohnten Umgebung gerissen und in andere Landesteile, in neue Verhä nisse geworfen. Da fand er einen Fabrikherrn, der ihn ausbeutete; er w ein Deutscher. Der Werkführer, der ihn vorwärts hetzte, war ein Deutsch. Der Hauswirt, der ihn plünderte und noch verhöhnte, war ein Deutsch. Der Beamte, an den er sich um sein Recht hätte wenden sollen, war e Deutscher, der ihn nicht verstand. Der Gendarm, der ihn ins Loch steckte, a

er war ein Deutscher. Begreiflich, daß da nur zu leicht sich der ganze Haß, die ganze Erbitterung, die gegen alle diese Ausbeuter und Plagegeister angesammelt waren, gegen die Deutschen überhaupt entluden. Die nationalen Gegensätze sind ja so viel leichter zu erkennen als die ökonomischen. Da aber darf man unseren tschechischen Parteigenossen das Zeugnis nicht versagen, daß sie mit Mut und Unerschrockenheit dem Chauvinismus entgegentraten, daß sie nach Möglichkeit trachteten, aufklärend zu wirken, das Solidaritätsgefühl der Klasse zu wecken und das Klassenbewußtsein an die Stelle des Nationalbewußtseins zu setzen.

War das schon, besonders angesichts der fortwährend steigenden nationalen Verhetzung aller bürgerlichen Parteien, ein sehr schweres Stück Arbeit, besonders da sich ja dieser Prozeß der Unterwerfung tschechischer Proletarier unter deutsches Kommando fortwährend wiederholte, so trug die Gestaltung der politischen Verhältnisse Österreichs und der Rolle, die dem Proletariat in diesen Kämpfen zufiel, noch sehr wesentlich dazu bei, diese Aufgabe weiter zu erschweren.

Der Arbeiterbewegung im Deutschen Reiche wurde das allgemeine Wahlrecht fast in die Wiege gelegt. Das österreichische Proletariat mußte sich diesen Kampfplatz erst nach Jahrzehnte dauernden erbitterten Kämpfen erobern. Bis zum Jahre 1896 wurden in Österreich die Reichsratsabgeordneten lediglich von vier „Kurien“ gewählt, der der Großgrundbesitzer, der Handelskammern, der Städte und der Landgemeinden. In diesen letzteren beiden Kurien bestand ein ziemlich hoher Zensus, so daß gegen 4 Millionen erwachsener Männer vom Wahlrecht überhaupt ausgeschlossen blieben. Um diese politisch entmündigten Schichten kümmerten sich die bürgerlichen Parteien überhaupt nicht. Wer keinen Stimmzettel abzugeben hatte, zählte überhaupt nicht. Hier war das Rekrutierungsgebiet der Sozialdemokratie. Aber diese politisch entrechteten Schichten waren keineswegs rein proletarisch, und je ärmer eine Nation war, um so breitere Schichten auch des Kleinbürger- und Kleinbauerntums fielen in jene von der offiziellen Politik ignorierte Schicht. Sie alle konnten sich nun, soweit nicht die Ideologie des Klerikalismus dem entgegentrat, um das Banner der Sozialdemokratie scharen, die ja in der Forderung des allgemeinen Wahlrechts ihrer aller dringendstes politisches Postulat zum Ausdruck brachte. Die Sozialdemokratie wurde zur Wortführerin aller Entrechteten. Am wenigsten beeinflußte dieser Umstand den Charakter des deutschen Flügels der Partei, erstens, weil die deutsche Nation die reichste Österreichs ist und daher ein verhältnismäßig größerer Teil des Kleinbürger- und Kleinbauerntums zu den politisch Berechtigten gehörte, zweitens aber auch, weil sich gerade unter den Deutschen die politische Form des Klerikalismus am stärksten fühlbar machte und besonders die ärmeren Schichten des Bürger- und Bauerntums für sich gewonnen hatte. Bei den Tschechen aber machten sich diese Einflüsse ungleich stärker geltend. Erklärte doch Genosse Radimsky, damals einer der anerkanntesten Führer der tschechischen Parteigenossen, auf dem Wiener Kongreß des Jahres 1897:[1] „Wir haben uns im Jahre 1892 eine selbständige nationale Parteiorganisation gegeben, und zwar erstens aus rein praktischen Gründen, weil wir die Massen des tschechischen Volkes in rein sozialdemokratischem Sinne nicht organisieren können.“

[1] S. 130 des Protokolls.

Im Jahre 1896 kam endlich die erste Abschlagszahlung auf die so leidenschaftlich gestellte Forderung des allgemeinen Wahlrechts: die fünfte Kurie. Diese schuf etwa 3½ Millionen neue Wähler. Doch waren diese in der neuen Kurie nicht allein stimmberechtigt, sondern in ihr stimmten auch die Angehörigen der ersten vier Kurien nochmals. Dadurch war eine politisch sehr merkwürdige Situation geschaffen. Die bürgerlichen Parteien waren nun genötigt, zwei ganz verschiedene Arten der Wahlagitation zugleich zu führen, eine für ihre alten Wähler, eine für die große Masse. Die fünfte Kurie wurde die Hochschule der bürgerlichen Demagogie. Dabei aber war bereits das moralische Schwergewicht so sehr zugunsten der demokratischen Forderungen verschoben, daß die 72 Mandate, über welche die fünfte Kurie zu verfügen hatte, eine außerordentlich erhöhte Bedeutung gewannen; es mußte daher jeder bürgerlichen Partei um so mehr daran gelegen sein, auch in dieser Kurie Mandate zu erobern. Was aber konnten die bürgerlichen Parteien jenen zum großen Teil proletarischen Schichten bieten, um die sie sich bis zu diesem Augenblick nie gekümmert? Soziale, wirtschaftliche Forderungen waren von vornherein fast ganz ausgeschlossen. Hier wurde es zu durchsichtig, daß sich die Interessen der alten Wähler mit denen der neuen nicht vereinbaren ließen. So wurden die bürgerlichen Parteien geradezu gezwungen, jene Punkte in den Vordergrund zu schieben, wo wirkliche oder eingebildete Interessen eine Gemeinschaft zwischen arm und reich herstellten. In den Alpenländern verschärfte sich der Kampf um den Klerikalismus, in den Sudetenländern der um die Nationalitätenfragen.

Das eigentliche Organ der Internationalität innerhalb der österreichischen Arbeiterbewegung war damals die kleine sozialdemokratische Parlamentsfraktion, die, zusammengesetzt aus Vertretern der verschiedenen Nationalitäten, im Parlament einen furchtbar schweren Kampf zu führen hatte. Gerade dieser kittete sie fest zusammen, und eben ihre Internationalität verlieh vor allem der kleinen sozialistischen Fraktion in dem von Nationalitätenkämpfen zerrissenen Hause eine moralische Autorität, wie sie keine andere Partei besaß.

Endlich ward 1907 in heißen Kämpfen, unter geschickter und kühner Ausnützung der politischen Lage, das „allgemeine, gleiche und direkte“ Wahlrecht erobert, und das Ergebnis der ersten Wahlen übertraf alle Erwartungen. Die sozialdemokratische Fraktion war die stärkste des neuen Hauses und wurde erst durch die Fusion zweier klerikaler Gruppen an die zweite Stelle gerückt. Die Wahlagitation war unter ungeheurer Begeisterung vor sich gegangen, die Sozialdemokratie, die ruhmgekrönte Besiegerin des alten absolutistisch-bureaukratischen Österreich, die Bringerin des gleichen Rechts, konnte nun die Früchte ihrer Arbeit ernten, das Volk sandte ihre Vertreter in das neue „Volkshaus“.

Die österreichische Sozialdemokratie hat nie ein Hehl daraus gemacht, daß sie eine Arbeiterpartei ist, daß die Interessen des Proletariats für sie die maßgebenden sind. Aber die Geschichte hatte sie dazu gezwungen, erst die primitivsten Forderungen der Demokratie durchsetzen, erst den Kampfplatz erobern zu müssen, auf dem das Proletariat als Klasse seine Schlachten schlagen kann. Hätte zum Beispiel die Erringung des Koalitionsrechtes, also eine rein proletarische Forderung, durch Jahrzehnte den Kern der sozialdemokratischen Politik in Österreich gespielt, die Entwicklung der Partei und besonders ihre Stellung zu den nationalen Fragen hätten ein anderes Aussehen gewonnen. Der Kampf um die rein demokratische For-

erung des Wahlrechtes mußte den proletarischen Charakter der Partei urücktreten lassen gegenüber ihrem demokratischen, am stärksten natürlich ort, wo die Klassengegensätze noch nicht scharf hervortraten, wie in tanchen von den Alpenländern, in denen der Antiklerikalismus die Agi- ation beherrscht, oder dort, wo die sozialen Gegensätze in nationale Formen ekleidet waren, wie in den tschechischen Gebieten von Böhmen, Mähren nd Schlesien.

Die tschechische Sozialdemokratie hatte bei den ersten Wahlen des all- emeinen, gleichen und direkten Wahlrechtes zahlreiche Stimmen auch aus reisen des Kleinbürger- und Kleinbauerntums erhalten. Auf diese Schich- en stürzten sich nun sofort die bürgerlichen Parteien, um sie entbrannte er heißeste Kampf, und da war es für die nationalistischen Schreier das ächstliegende, die tschechischen Sozialdemokraten der Abhängigkeit von en verhaßten Deutschen, von Wien zu beschuldigen, und diese mit der rößten Heftigkeit vorgebrachten Anklagen drohten in den großen Massen er neu gewonnenen Wähler und Parteigenossen Widerhall zu finden. m dem entgegenzutreten, suchte man seine Unabhängigkeit auch nach ußen zu betätigen. Im neuen Hause bildete sich wohl noch eine sozialdemo- ratische Fraktion, aber sie war in nationale Klubs gegliedert, und es kam ı Abstimmungen, bei denen die Klubs nicht auf einer Seite standen. So uchs die Spannung, die Entfremdung. Zum direkten Kampfe aber kam s erst über eine der dringendsten Lebensfragen des österreichischen Prole- riats, die Organisation der Gewerkschaften.

Es heißt zwar in der Bibel: „Deine rechte Hand soll nicht wissen, was e linke tut“, aber dieser gute Rat läßt sich nicht immer befolgen. Es t unmöglich, daß die politische Organisation des Proletariats immer ehr vom nationalen Gedanken beherrscht wird, dieser aber aus der Ge- erkschaftsbewegung ausgeschaltet bleibt. Selbst wo diese beiden Bewe- ungen nicht so innig zusammengehen, wie das bisher in Österreich der all war, ließe sich eine solche geistige Trennung nicht durchführen.

Schon im Jahre 1897, also unmittelbar im Anschluß an die Sanktio- erung der nationalen Autonomie in der Partei, war eine „tschechoslawische ewerkschaftskommission“ mit dem Sitze in Prag errichtet worden. Diese stand von da an neben der Wiener internationalen Reichskommission der ewerkschaften, ohne daß je die Kompetenzen dieser beiden konkurrierenden örperschaften scharf gegeneinander abgegrenzt worden wären. Auch hier ffte man von der Zeit eine Ausgleichung, wo diese nur Verschärfung der egensätze bringen konnte. Tatsächlich trat diese auch ein, die Prager Kom- ission bildete den Kristallisationspunkt, um den sich immer mehr die sepa- tistischen Gewerkschaftsgebilde lagerten.

Tatsächlich bereiten die nationalen Verhältnisse der Gewerkschafts- wegung Österreichs ungeheure technische Schwierigkeiten. Deutsch ist die nzige Sprache, die noch am ehesten in allen Landesteilen verstanden wird. der Versuch, die Geschäftsgebarung der Zentralinstanzen zu vereinfachen id dadurch zu verbilligen, mußte daher dazu führen, der deutschen Sprache s Vermittlungssprache neue Anwendungsgebiete zuzuweisen. Die natio- le Überempfindlichkeit, die sich besonders der Tschechen bemächtigt hatte, ußte aber in jedem solchen Versuch einen Vorstoß deutscher Anmaßlich- t wittern. So verschärften sich auch hier die Gegensätze fortwährend.

Im Jahre 1905 waren noch auf dem außerordentlichen allgemeinen Ge-
werkschaftskongreß für das tschechische Gewerkschaftsprogramm insgesamt 2364
Stimmen abgegeben worden, dagegen aber 197202. Heute gibt es in Öster-
reich keinen gewerkschaftlichen Zentralverband mehr, der nicht von den Sepa-
ratisten gesprengt worden wäre. Im Juliheft des „Kampf“ von 1911, also
vor wenigen Monaten, machte Genosse Otto Bauer einen Friedensvorschlag,
von dem er hoffte, daß er die steigende Flut des Separatismus vielleicht
zum Stehen bringen werde. Er schlug eine territoriale Abgrenzung vor, wo-
nach die tschechischen Teile von Böhmen, Mähren und Schlesien der Prager
Gewerkschaftskommission zugehören sollten, das übrige Österreich der Wiener
Reichskommission. Sofort machten sich gegen diesen Vorschlag die gewichtigsten
Bedenken geltend. Er mute dem Separatismus einen Verzicht auf sein Prinzip
der nationalen Autonomie zu und sei daher für diesen unannehmbar. Heute
sind alle diese Diskussionen hinfällig geworden. Denn was Bauer damals verhin-
dern wollte, ist seither längst geschehen, der Separatismus ist auch nach Wien
übergesprungen und hat hier die letzten einheitlichen Verbände national zerrissen

Gewerkschaftlich ist die Frage heute eigentlich entschieden, nachdem die für
den 17. März dieses Jahres nach Wien einberufene Reichskonferenz der ge-
werkschaftlichen Zentralverbände debattelos und einstimmig eine Resolution
angenommen hat, in der es heißt:

> Die Reichskonferenz billigt deshalb den Abbruch aller weiteren Verhandlungen
> mit den Separatisten durch die Reichsgewerkschaftskommission und macht es den
> Zentralverbänden zur Pflicht, mit den separatistischen Organisationen kein Gegen
> seitigkeitsverhältnis einzugehen und die Einheit der Organisationen mit allen ihnen
> zu Gebote stehenden Mitteln zu wahren.

Der Gedanke der „nationalen Autonomie“, praktisch des nationalistische
Separatismus, ist von der politischen Organisation auf die gewerkschaftlich
übergesprungen, und lange Zeit stellten sich die Wortführer des gewerkschaft
lichen Zentralismus auf den Standpunkt, daß jene nationale Autonomie nu
in der politischen, nicht aber in der gewerkschaftlichen Bewegung Daseins
berechtigung besitze. Aber auch diese Fragestellung ist heute durch die Ereig
nisse überholt.

Durch viele Jahre lag die ganze Agitationsarbeit unter dem tchechische
Proletariat in den Händen jener Parteigenossen, die sich heute zum Sepa
ratismus bekennen. Es ist selbstverständlich, daß sie für ihre Anschauunge
eintreten. Aber es war ein böses Verhängnis, daß andere Stimmen über
haupt nicht zu jenen proletarischen Massen dringen konnten, die nur de
tschechischen Sprache mächtig sind, und es kann den tschechischen Führern de
Vorwurf nicht erspart werden, daß sie alles getan haben, um jeden solche
Versuch zu vereiteln. Als sich nun die Gegensätze in der Gewerkschaftsfrage au
innerhalb der tschechischen Organisationen verschärften, machten einige energisch
tschechische Genossen den Versuch, ihrer von der Prager Richtung abweichende
zentralistischen Meinung Ausdruck zu geben. Als ihnen der Raum der be
stehenden Parteiblätter dazu verweigert wurde, gründeten sie ein eigen
Blatt zur Propagierung ihrer Ideen, den „Proletar“. Am 6. Oktober 191
also unmittelbar nach dem Kopenhagener Kongreß, der die von der tschechische
Sektion angefochtenen Gewerkschaftsmandate jener zentralistischen Gruppe a
gültig anerkannt hatte, verkündete die „Rovnost“, das offizielle Parteiorga
der tschechischen Sozialdemokraten Mährens, den Ausschluß jener Sünde

zum Teil altverdienter Genossen, aus der Partei, und bald darauf wurden eine ganze Reihe von Organisationen, deren Mehrheit zentralistisch gesinnt war, aufgelöst, Hunderte von Mitgliedern ausgeschlossen.

Daraufhin gründeten die Ausgeschlossenen eine neue Partei, die sich zum Unterschied von der bestehenden „tschechoslawischen“ als „tschechische“ sozialdemokratische Arbeiterpartei konstituierte. Natürlich stand diese neue Bildung von Anfang an in schärfster Opposition zur älteren Partei, gegen die sie ja begründet worden war. Für die deutsche Partei entstand nun die Frage, welcher der beiden Parteien sie sich zuwenden, welche sie als eigentliche Vertreterin des tschechischen sozialdemokratischen Proletariats anerkennen solle.

Obgleich die Gründer der neuen Partei prinzipiell den Standpunkt der Internationalität mit der deutschen Partei teilten, obwohl ihr Blatt, der „Proletar“, die einzige Möglichkeit darstellte, die Ideen des Zentralismus an das tschechische Proletariat heranzubringen — denn jede andere Gründung eines zentralistischen Blattes in tschechischer Sprache wäre von der tschechoslawischen Partei wieder prompt mit dem Ausschluß der Redakteure beantwortet worden —, konnte sich die deutsche Partei doch lange Zeit nicht zu einer klaren Stellungnahme entschließen. Noch immer herrschte die Hoffnung, um den Bruch, um die Spaltung herumzukommen, die Zeit werde und müsse den Separatisten die Schädlichkeit, die Widersinnigkeit ihres Vorgehens zeigen, ein offen ausgesprochener Bruch aber sei kaum wieder gut zu machen. So blieben die tschechischen Zentralisten zunächst ganz auf ihre eigenen Kräfte angewiesen, und diese erwiesen sich bei den Reichsratswahlen dieses Jahres als numerisch schwächer, als Freund und Feind meist angenommen hatten. Es besteht heute kein Zweifel, daß die überwiegende Mehrheit der tschechischen Parteigenossen und insbesondere der tschechischen sozialdemokratischen Wähler im Lager der tschechoslawischen und nicht in dem der tschechischen Partei steht.

Und doch kann dem Innsbrucker Parteitag, dessen weitaus wichtigster Punkt der Tagesordnung die Stellungnahme in dieser Frage ist, die Entscheidung nicht schwer fallen. Der Ausweg, der von mancher Seite vorgeschlagen wurde, beide tschechische Organisationen als gleichberechtigt anzuerkennen, ist ziemlich aussichtslos; denn die Gegensätze haben sich derart zugespitzt, daß kaum anzunehmen ist, daß die beiden tschechischen Parteien sich auf ein solches Verhältnis einlassen könnten, abgesehen von der Unmöglichkeit, es praktisch aufrechtzuerhalten.

In Österreich wurde seit dem Jahre 1905 kein Gesamtparteitag mehr einberufen, obgleich ein solcher, die Verkörperung des internationalen Gedankens, nach dem Organisationsstatut der Partei in jedem zweiten Jahre fällig war. Man wollte, besonders während der heftigen Kämpfe um das Wahlrecht, die Gegensätze innerhalb der Partei nicht hervortreten lassen, die auf einem Gesamtparteitag voraussichtlich zum Bruch geführt hätten. Auch hier sollte die Zeit Dinge zum Ausgleich bringen, die ihrer Natur nach immer mehr auseinanderstrebten. Heute ist die Frage so gestellt, daß es ein Ausweichen nicht mehr gibt. In Innsbruck muß die Entscheidung fallen. Sie ist von der größten Bedeutung nicht nur für die Zukunft der österreichischen Partei und des österreichischen Proletariats.

Der Nationalismus tritt in den verschiedenen Ländern unter verschiedenen Formen auf, sein eigentlicher Charakter ist aber überall der gleiche. In den Nationalitätenstaaten des europäischen Ostens und Südostens, in Rußland

und auf dem Balkan, zeigt er die größte Verwandtschaft mit den österreichischen Verhältnissen. Unter dem jüdischen Proletariat Polens und Rußlands ist er in eine engere Verbindung mit religiösen Momenten getreten. In der Schweiz macht er keinen Unterschied zwischen den Deutschen, Franzosen und Italienern, die das Land als erbgesessene Bürger bewohnen, wendet sich aber mit aller Schärfe gegen die Zuwandernden aller Sprachen. In Amerika geht er mit dem Rassendünkel eine eigenartige Verbindung ein, wendet sich aber heute schon nicht mehr allein gegen Schwarze und Gelbe, sondern auch gegen die Einwanderer aus Ost- und Südeuropa. Der irische Nationalismus, der manche Ähnlichkeiten mit dem tschechischen aufweist, hat der Arbeiterbewegung sowohl Britanniens als Amerikas schon große Schwierigkeiten bereitet, und bekannt ist es, einen wie schweren Kampf unsere französischen Genossen gegen den Gedanken der „nationalen Revanche“ zu bestehen hatten; wie suggestiv der Imperialismus selbst in seinen blödsinnigsten und brutalsten Formen auf manche Teile des Proletariats zu wirken vermag, zeigt uns jetzt Italien. So sehen wir den Nationalismus allenthalben sein Haupt erheben. Er ist heute diejenige Ideologie, der die größte Zukunft unter den herrschenden Klassen beschieden zu sein scheint, der Ausdruck ihres imperialistischen Machtrausches ebensowohl als ihrer Furcht vor dem internationalen Proletariat. Was aber diese Ideologie ganz besonders gefährlich macht, das ist ihre leichte Übertragbarkeit auf die Teile des Proletariats, die noch nicht für den Klassenkampf gewonnen sind. Darum kennt die Sozialdemokratie heute keinen furchtbareren, keinen gefährlicheren Gegner und Feind als den Nationalismus.

Die Augen des gesamten internationalen Proletariats sollten in den nächsten Tagen mit Spannung auf den Parteitag der deutschen Sozialdemokratie in Österreich gerichtet sein, der in einer der wichtigsten Schicksalsfragen des internationalen Proletariats seine Entscheidung zu treffen hat.

Der österreichische Kaiserstaat ist eine Art Versuchslaboratorium der Weltgeschichte. Die Probleme des Zusammenlebens der Nationen, die heute dort zur Diskussion stehen, werden einst die gesamte Internationale beschäftigen. Hoffen wir, daß sich das in so vielen Stürmen erprobte Proletariat Österreichs der ungeheuren Aufgaben gewachsen zeigt, die ihm das Schicksal stellt.

Die Aktion der Masse.

Von **K. Kautsky**.

(Schluß.)

3. Die historischen Wandlungen der Massenaktion.

Wir haben unsere Anschauungen vom Wesen und den Leistungen der Masse aus der Geschichte gewonnen. Das ist der einzige Weg, sie zu studieren.

Aber unsere Gesellschaft ist in stetem und raschem Wechsel begriffen. Was gestern galt, kann heute schon falsch sein. Bietet uns die historische Erfahrung das einzige Mittel, soziale und politische Faktoren zu erforschen, so müssen wir, ehe wir die Ergebnisse solcher Erfahrungen praktisch anwenden, stets untersuchen, ob die Bedingungen der historischen Erfahrung sich nicht geändert haben. Dies gilt auch von dem Gegenstand, mit dem wir uns hier beschäftigen, der spontanen Aktion unorganisierter Massen.

Zwei Momente sollen es sein, die sich in den letzten vierzig Jahren erheblich änderten und die Massenaktionen in dem Sinne, in dem wir hier

von ihnen handeln, sehr erschweren: einmal die Wandlungen im Militärwesen, dann die Gewährung von Volksrechten. Seit den Kriegen von 1866 und 1870 datiert das moderne Kriegswesen in Europa. Gerade damals gewann aber auch die Volksmasse in den meisten Staaten Europas dauernde Rechte. Im Jahre 1867 wurde im Norddeutschen Bunde, bald darauf im Deutschen Reiche das allgemeine gleiche Wahlrecht verliehen. Gleichzeitig kamen Koalitionsrecht und Vereins- und Versammlungsfreiheit. Um 1867 gelangte in Österreich ein liberales Regime obenauf. Damals gewann ein großer Teil der englischen Arbeiter das Wahlrecht, 1870 wurde in Frankreich das Kaiserreich gestürzt, die Republik proklamiert, in Italien der Einheitsstaat hergestellt.

Mit alledem wurden neue Verhältnisse geschaffen, die völlig unbekannt waren zu der Zeit, in der die von uns betrachteten spontanen, unorganisierten Massenaktionen ihre großen historischen Wirkungen übten. Sind solche Aktionen heute noch möglich oder doch aussichtsvoll?

Das ist die Frage.

Auf die Wandlungen des Militärwesens hat schon Engels in seiner vielzitierten Vorrede zu den Marxschen „Klassenkämpfen in Frankreich" hingewiesen: die Zerstörungskraft der Schießwaffen ist enorm gestiegen, dabei ist die Anwendung im Kampfe verwendbarer Waffen mehr als je ein Monopol der Armee geworden. Die Bauart der modernen Städte mit ihren breiten, geraden Straßen macht jeden Barrikadenkampf unmöglich, und die Eisenbahnen ermöglichen die rascheste Zusammenziehung großer Truppenmassen.

Mit alledem wollte Engels aber bloß die Unmöglichkeit eines bewaffneten Aufstandes erweisen. Das traf nicht jede Massenaktion, denn der bewaffnete Aufstand ist nur eine ihrer Formen, allerdings ihre entscheidendste und wirksamste. Und auch die moralische Wirkung friedlicher Massenaktionen, bloßer Demonstrationen, wird erheblich herabgesetzt, wenn die Regierung stets sicher ist, Manifestationen, die ihr unbequem werden, mit Waffengewalt auseinandertreiben zu können.

Die historische Rolle von Massenaktionen wird durch diese Entwicklung des Militärwesens sicher eingeschränkt, aber doch nicht völlig aufgehoben. Und jene Einschränkung selbst war für Engels nur eine vorübergehende.

Er schloß daraus: „die Zeit der Überrumpelungen, der von kleinen bewußten M i n o r i t ä t e n an der Spitze bewußtloser Massen durchgeführten Revolutionen ist vorbei". Ganz anders gestaltet sich die Sache, wenn die große Mehrheit der Bevölkerung im Lager der Revolution steht. Dieselbe Entwicklung seit 1866 und 1870, die das Militär der Barrikade gegenüber unwiderstehlich machte, hat es selbst innerlich verändert, hat das preußische System der allgemeinen Wehrpflicht fast in ganz Europa durchgesetzt und die Dienstzeit verkürzt. Der Soldat wird dem Volke näher gebracht und wird immer schwerer gegen dieses zu gebrauchen. Je mehr das Volk von revolutionären Ideen erfüllt ist, desto weniger werden die Söhne des Volkes im Waffenrock zu Polizistendiensten zu gebrauchen sein.

Andererseits verschwindet der Vorteil der rascheren Zusammenziehung des Militärs durch Eisenbahnen dort, wo die Massenaktion nicht auf einzelne Lokalitäten des Reiches beschränkt ist, sondern allenthalben vor sich geht.

Kurz, Engels meinte, eine Revolution würde wieder möglich, ja sie würde von selbst unwiderstehlich, sie wachse den herrschenden Gewalten über

den Kopf, sobald die große Masse der Bevölkerung im ganzen Lande revolutionär gesinnt ist. Bis dahin das Wachstum der Bewegung im Gange zu halten, unter Vermeidung jeder entscheidenden Kraftprobe, das war der Schluß, den er aus seiner Auffassung zog.

Sie erklärt keineswegs jede Massenaktion, sondern nur den Barrikadenkampf, wenigstens für absehbare Zeit, als aussichtslos. Gerade unmittelbar ehe Engels starb kam aber eine neue Form der Massenaktion auf, die weit energischer ist als alle anderen, außer dem Barrikadenkampf, und die unter günstigen Umständen schon sehr große Erfolge erzielt hat, der Massenstreik.

Die Entwicklung des Militarismus beseitigt also nicht die Bedingungen für Massenaktionen, sondern nur die für eine einzelne ihrer Formen: allerdings für ihre kraftvollste.

Viel mehr als vom Militarismus erwarten manche von dem Wirken der Volksrechte für das Aufhören unorganisierter Massenaktionen. Die Organisierung großer Massen der Bevölkerung in politischen und gewerkschaftlichen Vereinen macht rasche Fortschritte. Immer größer ist der Teil des Volkes, der in dauernden Organisationen vereinigt ist. Damit wird spontanen Ausbrüchen der unorganisierten Volksmasse immer mehr der Boden eingeengt.

Das ist richtig. Die Aktion organisierter Massen ist von der unorganisierter ganz verschieden. Vorbedacht und planmäßig geleitet, stellt jene ihre Ziele und die Mittel zu ihrer Erreichung schon von vornherein fest. Sie vermag nicht das Unerwartete völlig auszuschalten, aber sie beschränkt es auf ein Minimum. Sie bringt damit größere Stetigkeit in die Klassenkämpfe der unteren Klassen, geht vernichtenden Niederlagen aus dem Wege, hat freilich auch keine so glänzenden Siege zu verzeichnen wie die spontane Aktion der unorganisierten großen Volksmasse. Jeden Sieg aber, den sie erringt, vermag sie voll auszunutzen. Denn im Gegensatz zur nicht organisierten Masse hat die organisierte ihre Organe, Repräsentanten und Beamte, die dauernd wirken und den Sieg festhalten, während die nicht organisierte Masse die Ausnutzung ihrer Siege immer anderen überlassen muß.

Das Wachstum der proletarischen Kampforganisationen ändert also sicher den Charakter der politischen und ökonomischen Massenkämpfe in hohem Grade. Aber es ist nicht zu erwarten, daß es ihm gelingen wird, die Bedingungen unorganisierter, spontaner Massenaktionen völlig aufzuheben.

Wir haben schon eingangs unserer Ausführungen gesehen, daß die Zahl der Organisierten trotz des raschen Wachstums der Organisationen immer noch nur einen kleinen Bruchteil der Gesamtmasse des Volkes ausmacht und daß sie auch nach einer Verdopplung und Verdreifachung ihrer Ausdehnung nur eine Minderheit bilden würden.

Es ist gar nicht daran zu denken, in absehbarer Zeit die Gesamtmasse der Bevölkerung zu organisieren; wahrscheinlich kommt es innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise überhaupt nicht dazu, denn das Kapital sucht immer wieder neue Scharen unorganisierter Arbeiter den organisierten entgegenzusetzen, immer neue Rekrutierungsgebiete nicht organisierter Arbeiter zu erschließen. Noch liefert die Landbevölkerung genug davon, und daneben werden immer mehr ausländische Arbeiter herangezogen. Andererseits wächst der Druck auf einzelne Arbeiterkategorien, zum Beispiel auf die stets zunehmende Zahl von Arbeitern in Staatsbetrieben, der ihre Organisation aufs äußerste erschwert.

Sicher sind die gewerkschaftlichen und politischen Organisationen des Pro-
etariats noch lange nicht an der Grenze ihres Wachstums angelangt. Eine
este Grenze dafür gibt es überhaupt nicht. Arbeiterschichten, deren Organi-
ierung gestern noch hoffnungslos erschien, können heute durch irgend eine
nerwartete Bewegung ein solches Kraftgefühl erlangen, daß sie fähig
verden, sich in einer dauernden und starken Organisation zu vereinigen.
lber im allgemeinen kann man sagen, daß die Schwierigkeiten, der Organi-
ierung der Volksmasse neue Gebiete zu erobern, um so mehr wachsen, je
nehr Gebiete sie bereits erobert hat. Um so größer ist der Widerstand des
Kapitals und des kapitalistischen Staates, die durch das Anwachsen des
eindes geängstigt werden und immer stärkere Mittel des Terrorismus
der der Korruption anwenden, um sein Fortschreiten zu hemmen. Um so
eringer aber auch die Energie und Kampffähigkeit in den noch zu erobern-
en Gebieten. Es ist klar, daß die kraftvollsten und kampffähigsten Arbeiter-
hichten sich zuerst organisieren. Je länger eine Schicht der Organisierung
nzugänglich bleibt, desto schwächer und mutloser wird sie sein, und diese
chwäche und Mutlosigkeit sind nicht bloß Ursachen, sondern auch Wir-
ungen des Mangels an Organisation. Denn je mehr das Kapital erstarkt,
sto tiefer degradiert es alle jene proletarischen Elemente, denen es nicht
lingt, sich zu organisieren.

Andererseits ist freilich zu bemerken, daß der Einfluß einer proletari-
hen Organisation sich nicht auf ihre Mitglieder beschränkt. Gerade in
zug auf Massenaktionen übt sie eine Wirkung weit über diesen Kreis
naus. Die Wirkung kann doppelter Art sein. Es kann vorkommen, daß
e Organisierten sich um die Nichtorganisierten absolut nicht kümmern, ja
ß sie eine undurchdringliche Scheidewand zwischen sich und ihnen ziehen.
amit nehmen sie den nicht organisierten Elementen das letzte bißchen von
raft und Selbstbewußtsein, das sie besaßen. Spontane Massenaktionen
eser letzteren Elemente werden da auf vereinzelte ohnmächtige Ver-
eiflungsausbrüche reduziert. Das war eine Zeitlang der Fall in England.

Anders verfahren die organisierten Elemente dort, wo sie sozialistisch denken,
o sie die Klasseninteressen des gesamten Proletariats, nicht bloß ihre be-
ränkten Berufsinteressen vertreten. Hier suchen die Organisierten die Un-
ganisierten zu heben, zur Organisation fähig zu machen und unter Um-
änden zu ihren Aktionen heranzuziehen. Auch diese Methode wirkt spontanen
assenausbrüchen entgegen, aber nicht dadurch, daß die unorganisierten
assen unfähig zu jeder Aktion werden, sondern dadurch, daß jede Aktion,
ch wenn Unorganisierte an ihr teilnehmen, von den Organisierten bestimmt
d geleitet und von dem Geiste ihrer Disziplin durchtränkt wird, die beste
ethode, um auch die Unorganisierten der Organisation entgegenzuführen.

Indes, wie groß auch der Prozentsatz der Organisierten in der Gesamt-
sse der Bevölkerung und wie stark der Einfluß jener auf diese werden
ag, dadurch werden nicht spontane Massenaktionen unmöglich, bei denen
Organisation als solche keine Rolle spielt, wenn auch noch so viel Or-
nisierte sich an ihr beteiligen.

In der Hauptsache wird die Organisation in Fällen eingreifen, die vorher-
ehen sind. Je umfangreicher eine Organisation, je mehr sie Hunderttausende
ganzen Reiche umfaßt, desto schwerfälliger wird ihr Mechanismus, desto
werer wird es, daß sie sofort in Aktion tritt, wenn plötzliche, unerwartete

Ereignisse die Gesamtmasse der Bevölkerung in die höchste Erregung versetzen und zu unmittelbaren Aktionen drängen. In solchen Situationen erstehen wieder die Bedingungen zu spontanen Massenaktionen, die unter Umständen ein ganzes Regierungssystem hinwegfegen können. Den günstigsten Boden dafür bietet ein Krieg, der ja das Unerwartete und Unberechenbare in Permanenz erklärt. Indes kann auch schon ein Riesenstreik, der das ganze gesellschaftliche Leben stillsetzt, gewaltige Überraschungen über Nacht bringen. Die Behörden gießen in solchen Fällen Öl ins Feuer, wenn sie die proletarischen Organisationen, die ihnen gefährlich erscheinen, auflösen, deren Führer verhaften. Um so eher wird die Massenaktion den Charakter einer spontanen, unorganisierten Aktion erlangen, der leicht ein revolutionärer wird.

Das Wachstum der proletarischen Organisationen beseitigt also keineswegs die Möglichkeit oder auch nur die Wahrscheinlichkeit umfangreicher spontaner Massenaktionen für alle Zeiten, sondern schränkt sie bloß in normalen Zeiten erheblich ein. Und das gleiche gilt vom allgemeinen Wahlrecht. Auch dies soll spontanen Massenaktionen entgegenwirken, da es den Massen Gelegenheit gibt, in legaler, geregelter Weise ohne jede Gefährdung für sich oder andere auf das wirksamste gegen alle politischen Institutionen und Personen vorzugehen, durch die sie sich bedrängt fühlen.

Darin liegt wohl ebenfalls viel Wahres. Indessen würden auch durch diesen Faktor ebenso wie durch die Verbreitung der Organisation die Veranlassungen zu spontanen Massenaktionen nur eingeschränkt, nicht aufgehoben Und noch weit weniger als die Organisation kann das Wahlrecht in unerwarteten, plötzlichen Situationen spontane Aktionen überflüssig machen Vermag eine Riesenorganisation unter Umständen nicht sofort für jedes Ereignis des *Tages* oder gar der *Stunde* eine Losung bereitzuhalten, so ist es von vornherein ausgeschlossen, daß das Wahlrecht auch nur jeder Erregung der Massen im *Jahre* Ausdruck gibt. Die Wahlperioden sind lang die Auflösung der Vertretungskörper in der Zwischenzeit liegt meist im Belieben der Regierungen, und die werden sich hüten, ohne Not gerade di Zeiten stärkster Volkserregung zu einem Appell an die Wähler zu benutzen In den Zwischenzeiten zwischen den Wahlen ist durch das allgemeine Wahlrecht der Drang nach Massenaktionen keineswegs aufgehoben.

Das Wahlrecht, wie es in den modernen Staaten besteht, gibt aber selbs während der Wahl nicht der gesamten Masse der Bevölkerung die Gelegenheit, ihre Stimme in die Wagschale zu werfen. Die Frauen, die bei spontane Massenaktionen in der Regel eine sehr energische Rolle spielen, sind bishe mit vereinzelten Ausnahmen, noch überall vom Wahlrecht ausgeschlossen. Jedo auch ein großer Teil der Männer hat es nicht. In England ist das Wahlrec heute noch ein beschränktes, und der bürgerliche Radikalismus denkt trotz all schönen Redensarten nicht daran, es zu erweitern. Die ärmsten Teile d Bevölkerung sind vom Stimmrecht ausgeschlossen. In ganz Großbritannie besaßen es 1906 nur 16,64 Prozent der Bevölkerung, in Deutschland dagege 22 Prozent. Hätte England das deutsche Wahlrecht zum Reichstag, so würd es statt 7300000 Wahlberechtigte 9600000 zählen, 2300000 mehr. So vie Männer schließt es vom Wählen aus, die bei Massenaktionen auf der Stra nicht zu den letzten gehören würden.

Indes auch beim deutschen Reichstagswahlrecht kann sich keineswegs jed Mann betätigen, der bei einer Massenaktion mitwirken würde. Das Wah

echt ist nicht nur ein höchst ungleiches Pluralwahlrecht zuungunsten des ndustriellen Proletariats durch die wachsende Verschiedenheit in der Be- ölkerungszahl der Wahlkreise geworden, es schließt auch einen großen Teil er männlichen Bevölkerung vom Wahlrecht aus. Während zum Beispiel ngland das Wahlalter mit dem 21. Jahre beginnen läßt, setzt die deutsche eichsverfassung dafür das 25. Lebensjahr fest.

Im Jahre 1900 zählte die deutsche Reichsstatistik 2026096 Männer im lter von 21 bis 25 Jahren. Seitdem ist ihre Zahl noch bedeutend gewachsen. s ist hauptsächlich das industrielle Proletariat, das durch deren Ausschluß om Wahlrecht benachteiligt wird. Bei der Zählung von 1907 standen von 10000 männlichen Erwerbstätigen der betreffenden Berufsabteilung in er Landwirtschaft 887, in der Industrie dagegen 1314 im Alter von 21 bis 5 Jahren. Dafür waren bei der Landwirtschaft von 10000 Erwerbstätigen 089 über 25 Jahre alt, von der Industrie nur 6774.

Noch schlimmer wird das Verhältnis, wenn wir nicht Industrie und Land- irtschaft, sondern Selbständige und Lohnarbeiter miteinander vergleichen. on je 10000 männlichen Selbständigen (in Landwirtschaft, Industrie und andel) standen 159 im Alter von 21 bis 25 Jahren, dagegen von 10000 ännlichen Lohnarbeitern 1501, also im Verhältnis fast zehnmal so viel. ie absoluten Zahlen sind noch drastischer. Von den männlichen Selbständigen aren 21 bis 25 Jahre alt 70555. Von den männlichen Lohnarbeitern 712981, also 24mal so viel.

Neben diesen vom Wahlrecht ausgeschlossenen Bevölkerungsschichten kommen uch noch die Ausländer in Betracht, die am Wahlakt nicht teilnehmen, von assenaktionen auf der Straße dagegen nicht ausgeschlossen werden können. hre Zahl ist besonders groß in dem demokratischsten Staate Europas, der chweiz, wo sie schon 1900 fast 12 Prozent der Bevölkerung bildeten, 1910 5 Prozent. Am stärksten sind sie in den größeren Städten. In Zürich achten sie 1909 bereits fast ein volles Drittel der Bevölkerung aus. Und re Zahl wächst rasch. 1888 betrugen sie dort noch nicht ein Viertel der evölkerung (22 Prozent). Dabei überwiegt unter ihnen das männliche lement. Machten die Ausländer überhaupt 1909 32,67 Prozent der Be- ölkerung aus, so die männlichen 34,58 Prozent der männlichen Bevölkerung. ehr als ein Drittel der Männer sind in Zürich vom Wahlrecht ausgeschlossen, st ausschließlich industrielle Lohnarbeiter! Noch größer als in Zürich ist die ahl der Ausländer in Basel (1910 38 Prozent) und in Genf (1910 41 Pro- nt der Gesamtbevölkerung). Man begreift unter diesen Umständen, warum i den Wahlen die Arbeiterbevölkerung der Schweiz lange nicht so sehr zur eltung kommt und sich nicht so kraftvoll äußert wie bei ihren Massenaktionen uf der Straße, zum Beispiel bei Umzügen am 1. Mai.

Indes, selbst wenn es gelänge, ein Wahlgesetz zu erlangen, das jedem wachsenen Bewohner des Landes ohne Unterschied des Geschlechts und der bstammung das Stimmrecht verliehe, würde das Proletariat dabei doch cht seine volle Kraft zu entfalten vermögen.

Die Kraft des Proletariats liegt in seiner großen Zahl, in seiner Masse. n Massen vereinigt, entfaltet es sein größtes Selbstbewußtsein. Vereinzelt hlt sich der Proletarier schwächer, ist er leichter zu beeinflussen. An die Wahl- ne aber tritt er als einzelner heran. Bei diesem Akt vermag man ihn el leichter einzuschüchtern oder zu bestechen, als bei einer Massenaktion,

wenn nicht die Zugehörigkeit zu einer starken Organisation ihm Kraftgefühl und moralischen Halt verleiht. Das geheime Wahlrecht mildert etwas diesen Mißstand, hebt ihn aber nicht völlig auf, wie die Erfahrungen in Amerika, in England, in Frankreich zeigen. Auch in Deutschland können wir vom Wahlterrorismus ein Lied singen. Wenn bei den Reichstagswahlen die Wahlkorruption noch keine solche Rolle spielt wie in mehr demokratischen Staaten, so rührt dies bloß von der großen Machtlosigkeit des Reichstags her. Aber allenthalben wachsen die Anstrengungen der besitzenden Klassen, durch alle Mittel der Einschüchterung, Erpressung, Lüge und Bestechung den Zuzug der Massen zur Sozialdemokratie zu hemmen und die Schwächeren, Einfältigeren oder Furchtsameren unter ihnen in ihre Gefolgschaft zu zwingen. Wahlsiege der Sozialdemokratie werden dadurch nicht unmöglich; sie werden dadurch vielmehr immer glorreicher und eindrucksvoller, denn die Größe und Bedeutung des Sieges wird nicht nach der Beute bemessen, die der Sieger macht, sondern nach der Stärke des Feindes, den er zu überwinden hatte.

Aber je mehr die Anstrengungen unserer Gegner wachsen, die Wahlergebnisse durch Tücke und Gewalt zu fälschen, um so weniger drücken die Stimmenzahlen und gar die Mandate, die die Sozialdemokratie erringt, das volle Maß der Kraft aus, über die das Proletariat verfügt, und um so mehr kann es dies volle Maß nur bei spontanen Massenkundgebungen äußern.

Proletarier, die sich als Streikbrecher gebrauchen lassen oder gegen die Sozialdemokratie stimmen, tun dies nicht, weil sie zufrieden sind, weil es ihnen gut geht, weil sie die bestehenden Verhältnisse aufrechterhalten wollen, sondern weil sie zu schwach und mutlos sind, weil sie an sich und ihre Klasse nicht glauben, weil sie vermeinen, durch Ducken im Moment weiter zu kommen, und weil sie die Bedeutung der Aktionen von Partei und Gewerkschaft nicht begreifen. Gerade diese Elemente, denen noch keine Aufklärung geleuchtet, keine Organisation Halt und Stetigkeit verliehen hat, sind in der Regel die bedrücktesten und geschundensten. Geraten sie in eine Massenaktion, die ihnen das Gefühl von Kraft verleiht und sich direkt gegen eine sie bedrückende Institution oder Person wendet, was sie ohne weiteres begreifen, dann tun si leicht nicht nur mit, sondern werden am ehesten dabei zur Ekstase geneigt sein

In Momenten großer, nationaler Erregung können daher spontane Massen aktionen in weit höherem Grade als eine Wahlkampagne die gesamte Mass des arbeitenden Volkes, organisierte und unorganisierte, Wähler und Nicht wähler, Sozialdemokraten und Mitläufer bürgerlicher Parteien zu eine einzigen großen, wuchtigen Phalanx vereinigen.

Freilich nur dann, wenn diese Kundgebungen das ganze Reich umfassen Das war bisher kaum jemals der Fall. Die großen Massenaktionen, di von 1789 bis 1871 historische Wirkungen hervorriefen, waren stets auf einzeln Lokalitäten — in der Regel die Hauptstadt — beschränkt.

Die Wahlaktion bei allgemeinem Wahlrecht ist in den modernen Groß staaten die erste gleichzeitige Aktion des gesamten Volkes in allen Teilen de Staates. Wie viele Proletarier auch von dieser Aktion noch ausgeschlosse sein mögen, es wurde doch ehedem nie eine so große Masse durch irgen eine Massenaktion anderer Art gleichzeitig in Wirksamkeit gebracht. Gan abgesehen von den Rechten, die das Gesetz den Wählern verleiht und di ihre Aktion mehr oder weniger politisch bedeutungsvoll machen, ist scho durch diese Tatsache allein in den letzten Jahrzehnten der Wahlkampf d

gewaltigste Massenaktion des Proletariats geworden, und er wird es bleiben, abgesehen von den seltenen Momenten, in denen die Massen des gesamten Volkes im ganzen Reiche gleichzeitig durch irgend ein Ereignis zur Siedehitze erregt werden, ohne daß eine Wahlkampagne als Sicherheitsventil der Explosion vorbeugt. Neben dem modernen Verkehrswesen ist es gerade das allgemeine Wahlrecht selbst, das die Bedingungen derartiger umfassender Massenaktionen schafft, indem es selbst in den entferntesten Winkeln des Reichs politisches Interesse wachruft und die Zusammenschweißung großer Massen in einem ausgedehnten, den ganzen Staat umfassenden Parteiorganismus fördert, in dem ebenso partikularistische wie zünftige Absonderungen überwunden sind und der die Gesamtmasse der Wähler in allen Teilen des Landes aufs höchste beeinflußt.

Damit werden spontane Massenaktionen von einem Umfang und einer Gewaltigkeit möglich, wie sie bisher unerhört waren.

Das allgemeine Wahlrecht beseitigt also weder die Möglichkeiten noch den Antrieb zu Massenaktionen. Es kann nur, ebenso wie die Organisation der Massen, den Boden für manche Aktionen dieser Art einengen, die Gelegenheiten, die dazu führen, verringern, aber nicht sie völlig beseitigen.

Zu einer völligen Beseitigung spontaner Massenaktionen könnte es nur unter der Voraussetzung kommen, daß es dem allgemeinen Wahlrecht und der proletarischen Organisation gelänge, die Grundursache zu beseitigen, die in der kapitalistischen Produktionsweise zu derartigen Massenaktionen drängt, die stete Tendenz nach Verelendung der Massen, die ununterbrochen wirkt, ununterbrochen die Massen erbittert, so daß es nur großer, erregender Veranlassungen bedarf, sollen sie in heftigen Aktionen den Druck abzuwälzen suchen, der auf ihnen lastet. Die kapitalistische Produktionsweise erzeugt mit Notwendigkeit in der Kapitalistenklasse den Drang, die Masse des Volkes immer mehr herabzudrücken, sie, wie das Wort lautet, das man dafür geprägt, zu verelenden. Ebenso notwendig ersteht die Gegenaktion des Proletariats, der Kampf gegen das Elend. Darauf beruht die Unvermeidlichkeit des Klassenkampfes, der um so erbitterter wird, je länger er dauert, je kampffähiger im Kampf und durch den Kampf die Gegner werden und je gewaltiger die Unterschiede ihrer Lebenslage, je mehr sich die Kapitalisten durch die wachsende Ausbeutung über das Proletariat erheben.

Nicht immer wächst dabei wirklich dessen Elend, wohl aber seine Erregung, sein Bedürfnis, den Druck abzuwälzen, den es immer schmerzlicher empfindet.

Dabei erzeugt jedoch die kapitalistische Produktionsweise auch mit Naturnotwendigkeit einzelne Situationen, in denen das Elend der Volksmasse akut wird. Das sind Situationen, in denen alle Bedingungen zu großen Massenaktionen zusammentreffen und diese oft genug unvermutet über Nacht von selbst in die Höhe schießen. Derartige Situationen werden geschaffen durch Krisen mit ausgedehnter Arbeitslosigkeit, Steuerdruck, Teuerung und Krieg.

Wenn in den Jahrzehnten nach 1871 spontane Massenaktionen keine so große historische Rolle spielten wie in den vorhergehenden hundert Jahren, so lag dies nicht ausschließlich daran, daß damals den Volksmassen in ganz Westeuropa politische Rechte und die Möglichkeiten der Organisation gegeben wurden. Es lag vielmehr auch und vorzugsweise an den eigenartigen ökonomischen Verhältnissen, die seitdem eintraten und die eine Zeitlang den Glauben erwecken konnten, als seien die verelendenden Tendenzen der kapita-

listischen Produktionsweise und die besonderen Erzeuger der Massenerregung, Teuerung, Krise, Krieg, völlig überwunden.

Bald nach 1871 setzte die überseeische und russische Lebensmittelkonkurrenz ein, die die Preise der Lebensmittel zum Fallen brachte. Das wurde in den siebziger und achtziger Jahren noch paralysiert durch die ungeheure damals herrschende Krise, die auch noch in verschiedenen Ländern Unruhen erzeugte — Krawalle in Wien 1884, die Kämpfe um Trafalgar Square in London 1887 usw. Mit dem Beginn des letzten Jahrzehnts des vorigen Jahrhunderts begann dann eine Ära der Prosperität, nur durch kurze Krisen unterbrochen, die ein Steigen der Löhne herbeiführte, indes die Lebensmittelpreise sanken oder doch nicht dauernd stiegen. Und dabei blieb Europa vierzig Jahre lang von den Schrecken und Verwüstungen eines Krieges völlig verschont.

Wir alle wissen jetzt, daß diese Ära nicht der Anfang einer dauernden Umwandlung des Kapitalismus zu milderen Formen war, sondern nur ein kurzes Zwischenspiel, durch ein Zusammentreffen verschiedener Umstände herbeigeführt, das seit einigen Jahren wieder allen Schrecken des düstern Dramas der kapitalistischen Ausbeutung Platz macht.

Die Hauptursache der anscheinenden Milderung der Verhältnisse seit 1871 hatte die Ausdehnung des Eisenbahnwesens in den Vereinigten Staaten gebildet, wodurch ein ungeheures Gebiet unbebauten Bodens der Welt des Kapitalismus erschlossen wurde, für das praktisch noch nicht das Privateigentum am Boden galt. Diese kommunistische Milderung des Kapitalismus konnte aber unter dessen Herrschaft nicht ewig dauern. Heute ist so gut wie aller Boden in den Vereinigten Staaten Privateigentum und damit die verelendende Tendenz des Kapitalismus wieder in ihre vollen Rechte eingesetzt.

Die Preise der Lebensmittel sind seit einem halben Dutzend Jahre in steter Steigerung begriffen, und diese Steigerung droht eine dauernde zu sein.

Die preissteigernde Wirkung des Privateigentums am Boden in Amerika wird noch verstärkt durch die Folgen des Raubbaus in Rußland und Amerika, durch die Zunahme von Verbänden der Produzenten und Händler, vielleicht auch durch die Revolutionierung der Goldproduktion. Technische Fortschritte und das Auffinden neuer Goldlager haben die Produktionskosten und damit den Wert des Goldes möglicherweise rascher gesenkt als den Wert der Lebensmittel, da die Produktivität der Landwirtschaft infolge der Hemmungen des Privateigentums am Boden, der Erhaltung des technisch rückständigen Kleinbetriebs und der Landflucht der Arbeiter nur langsam steigt. Nimmt man zu alledem noch die wachsenden Schutzzölle sowie die Steuererhöhungen der letzten Jahre, dann hat man so ziemlich die Ursachen der Teuerung beisammen. Sie alle sind dauernder Natur. Auch auf die Agrarzölle und Steuererhöhungen werden die herrschenden Klassen nicht freiwillig verzichten, sie sind die notwendige Folge des imperialistischen Kolonial- und Rüstungsfiebers, das sich des Kapitalismus bemächtigt hat.

Dieser ist in den letzten vierzig Jahren Herr der ganzen Welt geworden, zahlreiche Industrien erstehen außerhalb Europas, es wachsen wieder die Krisen, und immer stärker wird der Drang der einzelnen Industriestaaten sich Märkte, Einflußgebiete und Rohstofflieferanten zu sichern; es ersteht auf der einen Seite die moderne Zollpolitik, auf der anderen der Imperialismus das Wettrüsten zur See, wachsender Steuerdruck, ununterbrochene Kriegsgefahr, die durch das Erwachen des Orients noch gesteigert wird.

Damit verschärfen sich nicht nur die Klassengegensätze und Klassenkämpfe, damit erstehen auch wieder in höherem Maße als seit langem die Bedingungen für ungeheure, spontane Massenaktionen. Es ist eine besondere Ironie der Geschichte, daß die neue Periode der Massenaktionen für Westeuropa in diesem Jahre von England eingeleitet wurde, dem Land, das man durch proletarische Organisation und demokratische Rechte mehr als jedes andere vor solchen Aktionen gefeit glaubte, und das in dieser Beziehung von allen Verehrern einer friedlichen Entwicklung als Musterbild gepriesen wurde.

Krieg und Teuerung waren die beiden großen Hebel der Massenaktionen in der französischen Revolution gewesen. Teuerung und Kriegsgefahr, vielleicht bald Krieg selbst in noch verheerenderer Weise als vor hundert Jahren, sind wieder die Signatur unserer Zeit geworden. Damit versprechen auch spontane Massenaktionen wieder eine große historische Rolle zu spielen. Trifft das ein, dann wird die politische und soziale Entwicklung erheblich an Stetigkeit verlieren, wieder sprunghafter, unberechenbarer werden; sie kann uns überraschende, gewaltige Siege, jedoch auch zeitweise schmerzliche Niederlagen bringen.

Aber wie machtvoll man sich auch die Massenaktionen vorstellen mag, die aus dieser Situation entspringen können, sie werden nicht mehr völlig den Charakter tragen, den sie ehedem hatten. Die vierzig Jahre politischer Volksrechte und proletarischer Organisation können nicht spurlos vorübergegangen sein. Die Zahl der organisierten und aufgeklärten Elemente in der Masse ist zu groß geworden, als daß sie sich nicht auch bei spontanen Ausbrüchen geltend machen müßte, wie plötzlich diese auch kommen mögen, wie gewaltig die Erregung, der sie entspringen, wie sehr auch jede planmäßige Leitung bei ihnen ausgeschaltet sein mag.

Es erscheint ausgeschlossen, daß solche Ausbrüche je wieder in den Ländern mit starker Sozialdemokratie und starken Gewerkschaften einen sinnlosen oder reaktionären Charakter annehmen, wie etwa die Gordonunruhen in England 1780 oder die spanische Erhebung 1808. Selbst in Rußland hat das sozialistisch denkende Proletariat bereits 1905 Pogrome überall unmöglich gemacht, wo es dominierte. Sie wurden nur dort möglich, wo die Revolution niedergeschlagen war.

Aber nicht nur in der Steckung des Zieles, sondern auch in der Gestaltung der Aktionsmethoden muß sich der Einfluß der organisierten und überlegenden Elemente auf die unorganisierten, von bloßen Instinkten und Bedürfnissen getriebenen Massen stark geltend machen, sie von zwecklosem Tun, aussichtlosem Beginnen abhalten, sie vor ausgestellten Fallen, tückischen Provokationen warnen, sie ihre Aktion rechtzeitig abbrechen lassen, wenn diese zu scheitern droht.

So dürfen wir hoffen, daß Mißerfolge, wie sie spontanen Massenaktionen so häufig beschert sind, nicht mehr so vernichtende Formen annehmen, wie es ehedem meist der Fall gewesen.

Ist trotzdem eine Niederlage eingetreten, dann wissen Arbeiter, denen das Leben in der Organisation Besonnenheit, Disziplin und Zuversicht zu ihrer Sache anerzogen hat, den Mißerfolg standhafter zu tragen, in geordnetem Rückzug, ohne Panik, ohne Verzweiflung, und sich bald wieder zu sammeln und zu verständigen. Auch das muß auf die unorganisierte Masse zurückwirken und ihren moralischen Halt vergrößern.

Gelingt aber die Massenaktion, tritt sie mit einer so überwältigenden Wucht, so großer Erregung und Rücksichtslosigkeit der Massen, so ungeheurem Umfang ihres Bereichs, so überraschender Plötzlichkeit bei so ungünstiger Situation unserer Gegner auf, daß sie unwiderstehlich wirkt, dann kann die Masse heute den Sieg ganz anders ausnutzen als ehedem. Wir haben schon darauf hingewiesen, daß die Siege der organisierten Masse, im Gegensatz zu denen der nichtorganisierten, nicht kurzlebig oder nur für andere erfochten sind, daß sie ihre Organe hat, ihre Abgeordneten und Beamten, die durch Verträge, Gesetze usw. den Sieg für sie festlegen. Die Interessen der organisierten und der nichtorganisierten Masse sind aber die gleichen. Die Organe der Sozialdemokratie und der von sozialistischem, nicht zünftigem Geiste getragenen Gewerkschaften wirken für sie alle. Wo diese Organisationen Wurzel gefaßt haben, da sind die Zeiten vorbei, in denen das Proletariat durch seine Siege in spontanen Massenaktionen nur für einzelne, gerade in der Opposition begriffene Fraktionen seiner Gegner die Kastanien aus dem Feuer holte. Es wird sie künftighin selbst verzehren können.

Das Zusammenwirken organisierter und nichtorganisierter Massen in großen, plötzlichen Aktionen kann unerhörte, bisher noch unbekannte Formen annehmen. Die letzten Unruhen in England haben bereits sehr eigenartige Erscheinungen gezeitigt. Aber darüber läßt sich vorher gar nichts sagen.

Je mehr umfassende, spontane Massenaktionen wieder zu einer historischen Rolle gelangen sollten, desto mehr käme ein völlig unberechenbares Element in unser politisches Leben, das für uns alle die größten Überraschungen, freudiger wie peinlicher Natur, mit sich brächte. Die Entwicklung nähme wieder einen katastrophalen Charakter an, wie sie ihn von 1789 bis 1871 in Europa hatte.

Ob uns das unbequem ist oder nicht, würde an der Sache nichts ändern.

Mit der sogenannten Marxschen Katastrophentheorie hat diese Auffassung nichts zu tun. Marx hat nie eine solche Theorie aufgestellt. Ja er nahm sogar an, in einem Lande wie England könne das Proletariat ohne Katastrophe zur politischen Macht gelangen.

Über die Formen, in denen sich der proletarische Klassenkampf in seinen verschiedenen Phasen bewegen wird, hat weder Marx noch haben seine Schüler eine besondere Theorie aufgestellt. Wenn wir für die nächste Zeit die politische und soziale Situation schwanger mit Katastrophen sehen, entspringt dies aus unserer Auffassung dieser besonderen Situation, nicht aus einer allgemeinen Theorie.

Geht aber aus der Besonderheit der Situation die Notwendigkeit einer besonderen, einer neuen Taktik hervor? Einige unserer Freunde behaupten das. Sie wollen unsere Taktik revidieren.

Eingehender ließe sich darüber erst reden, wenn sie mit bestimmten Vorschlägen aufträten. Das ist bis heute nicht geschehen.

Vor allem müßte man wissen, ob man neue taktische *Grundsätze* oder neue taktische *Maßnahmen* verlangt. Besondere Situationen erheischen sicher besondere Maßnahmen. Aber die kann man nicht vorher festsetzen, sie müssen sich aus der jeweiligen Situation ergeben. Gilt das schon im allgemeinen, so gilt das am meisten für Ereignisse, die, wie spontane Massenaktionen, völlig unberechenbar sind, von denen man gar nichts Bestimmtes voraussagen kann, bei denen nicht nur Art und Zeitpunkt des Eintretens, sondern das Eintreten selbst völlig ungewiß sind.

Solchen Ereignissen gegenüber kann man nichts tun, als danach trachten, daß sie uns nicht völlig unvorbereitet treffen. Wir werden ihnen um so mehr gewachsen sein und in jedem Moment um so eher am zweckmäßigsten handeln, je stärker und aktionsfähiger unsere Organisation und je klarer unsere Einsicht, je besser wir Staat und Gesellschaft begreifen, je genauer informiert wir über die Absichten und Machtmittel unserer Gegner wie über die Stimmungen und Machtmittel des Proletariats sind.

Ausbau der Organisation, Gewinnung aller Machtpositionen, die wir aus eigener Kraft zu erobern und festzuhalten vermögen, Studium von Staat und Gesellschaft und Aufklärung der Massen: andere Aufgaben können wir uns und unseren Organisationen auch heute noch nicht bewußt und planmäßig setzen. Über das Unberechenbare können wir nachdenken, nicht aber von vornherein taktische Bestimmungen treffen.

Jene taktischen Aufgaben, die wir uns heute setzen können und müssen, bedeuten nichts weniger als eine neue Taktik, sondern eine Fortsetzung und Bekräftigung derjenigen, die unsere Partei seit mehr als vier Jahrzehnten von Sieg zu Sieg geführt hat.

Aus einem kleinbäuerlichen Paradies.

Von Z. Topalowitsch.

Uns Sozialdemokraten in wirtschaftlich unentwickelten Ländern kommt es ganz wunderbar vor, daß manche unserer ausländischen Genossen für den landwirtschaftlichen Zwergbetrieb schwärmen können. Ist es denn diesen Genossen nicht bekannt, daß heute, zur Zeit der Weltherrschaft des Kapitalismus, die Länder der kleinbäuerlichen Wirtschaft nur Ausbeutungsobjekte der großkapitalistischen Mächte sind, daß sie das fürchterlichste Massenelend der bäuerlichen Bevölkerung beherbergen, daß in ihren Städten ein wucherisches Parasitentum hoch kommt, die feste Grundlage der politischen Reaktion und der korruptesten Cliquenwirtschaft, daß sie die Heimstätten der barbarischsten Quälerei, die Verkümmerung und Unkultur der Massen sind? In Serbien besitzen wir bereits, was Genosse Artur Schulz als „sozialen Aufstieg“ der Bauern bezeichnet. Betrachten wir an der Hand der amtlichen Statistiken einen Augenblick dieses kleinbäuerliche Paradies.

Häufig wissen dieselben Genossen, die im Kleinbetrieb den „sozialen Aufstieg“ des Bauern sehen, zugleich die Vorzüge der Kolonialpolitik zu rühmen. Mögen sie doch einmal ihren Blick statt auf die politisch unterjochten und militärisch regierten Kolonien auf jene sogenannten selbständigen Staaten richten, die in Wirklichkeit doch nur Kolonien des Kapitalismus sind, wie die Balkanstaaten. Hier können sie die kulturellen Segnungen kapitalistischer Kolonialpolitik am besten studieren.

Ihren übermäßig entwickelten Militarismus verdanken die Balkanstaaten dem europäischen Kapitalismus. Aus den schwachen wirtschaftlichen Quellen ihrer eigenen Nation hätte er nie die erforderlichen Mittel schöpfen können. Er konnte sich nur mit Hilfe auswärtiger Anleihen entwickeln. Die folgende Tabelle zeigt uns für Serbien, Bulgarien und Rumänien die Abhängigkeit der Staatsschulden von der Entwicklung der Militärlasten. Es betrugen in Millionen Dinar (1 Dinar = 1,23 Mark) die

	Militärlasten	Staatsschulden
Serbien (1880 bis 1910)	650	746
Bulgarien (1880 bis 1910)	940	643
Rumänien (1883 bis 1906)	970	1439

Nach einem amtlichen Bericht aus dem Jahre 1909 sind von den 735 Millionen der serbischen Staatsschuld nur 108 Millionen für den Bau von Eisenbahnen ausgegeben worden; den ganzen Rest verschlang das Militärbudget.[1]

Warum entwickelt und fördert aber der europäische Kapitalismus den Militarismus auf dem Balkan und steigert damit dessen Kriegsgelüste und so die internationale Kriegsgefahr? Warum stellt die doch so friedliebende französische Finanzwelt diesen Friedensstörern ihre Hilfsmittel so bereitwillig zur Verfügung? Die Entwicklung des Militarismus, der Zerstörungskräfte, ist eben für das europäische Kapital viel rentabler als die der Produktionskräfte jener Länder.

Im Jahre 1910 betrug die Staatsschuld Serbiens 735325834,59 Dinar, also pro Kopf der Bevölkerung 245 Dinar. Tatsächlich bekommen hatte Serbien aber nur 568547033 Dinar. Die Gläubiger haben daher an der Kursdifferenz allein bereits 166778801 Dinar „verdient". Zur Tilgung der Schuld und als deren Verzinsung wurden bisher 336 Millionen bezahlt; die Staatsschuld hat sich aber in dieser Zeit nur um 55894000 Dinar verringert. Nach dem jetzigen Plane wird Serbien bis zur völligen Tilgung seiner Schuld noch 1680 Millionen an Zinsen und Amortisationen zahlen müssen. Der Staat hat also nicht viel mehr als eine halbe Milliarde erhalten, muß aber fast 2 Milliarden zurückzahlen!

Das ist aber noch nicht alles. Serbien erhält nämlich gar nicht das bare Geld. Dieselben Bankgruppen, welche die Anleihen besorgen, vermitteln auch zugleich die Lieferung von Kanonen und anderem Kriegsbedarf. Die Staatskasse erhält also schließlich für ihre Schuldscheine nur die quittierten Rechnungen der Waffenfabriken. Natürlich sind die gelieferten Artikel teuer und schlecht, während sich die gerissenen Agenten und die unkontrollierten bureaukratischen Cliquen in der korruptesten Weise bereichern und die schmutzigsten Gaunereien ausführen.

Bei der Ausgestaltung des Militarismus, bei der Aufnahme der Anleihen war auf die wirtschaftlichen Kräfte des Volkes gar keine Rücksicht genommen worden. Hier hatten die Verwertungsbedürfnisse des fremden Kapitals kommandiert. Nun aber mußten die Zinsen und Amortisationen gezahlt werden und so ging das Staatsbudget sprunghaft in die Höhe, die Steuerschraube wurde aufs äußerste angespannt und das Volk mit furchtbarster Kraft ausgesaugt. In den letzten dreißig Jahren hat das Staatsbudget um 475 Prozent zugenommen und beträgt zurzeit 122½ Millionen. Davon entfallen 52 Prozent auf militärische Ausgaben, zwei Drittel entfallen auf die der Klassenherrschaft dienenden Institutionen überhaupt. Von den Einnahmen aber stammen 8[illegible] Prozent aus indirekten Steuern.

Um das für die Steuern nötige Geld zu beschaffen, mußte der Bauer seine Produkte verkaufen. Durch die Geldwirtschaft einerseits und durch das Eindringen der ausländischen Industrieprodukte andererseits waren überraschend rasch die uralten Hausgenossenschaften und die Handwerkstätigkeit der Bauern

[1] Die Zahlen sind dem wertvollen Buche „Socialisticki Agitator" (Der sozialdemokratische Agitator) unseres serbischen Parteisekretärs D. Tutzowic entnommen.

ernichtet worden. Die Zerstückelung des Grund und Bodens ist auf die Spitze etrieben, vielleicht wie nirgend anderswo. So war im Jahre 1889 die Zahl er Betriebe:

its 1 Hektar	1 bis 2 Hektar	2 bis 5 Hektar	5 bis 20 Hekt.	20 bis 50 Hekt.	über 50 Hekt.	über 100 Hekt.
32752	47110	97717	64437	2444	148	—

Die Produktionsart aber war sehr rückständig. Man arbeitete noch immer uf dieselbe Weise wie vor Jahrhunderten. Alle Versuche, die Bauern mit euereu Arbeitsmethoden vertraut zu machen, blieben erfolglos. Die Bauern atten Furcht vor allen Neuerungen, da die Kleinheit ihres Besitzes ihnen nicht estattet, irgendwelche Versuche zu machen. Bekommen sie in irgend einem ſahre nicht sicher den notwendigen Ernteertrag aus ihren kleinen Feldern, ann bleibt ihnen nichts übrig, als zu verhungern. Das Altbewährte ist aber mmer das Sicherste.

Nach einer amtlichen Enquete aus dem Jahre 1902 beträgt die gesamte ſahresproduktion Serbiens etwa 500 Millionen Dinar. Damals betrugen ie Ausgaben für den Staat und die selbstverwaltenden Körperschaften nur 2 Millionen Dinar. Das macht 14½ Prozent des gesamten Wertes der ſahresproduktion. Das ist aber die schwerste Belastung eines Volkes in der anzen Welt. Die Belastung der Volkswirtschaft durch öffentliche Ausgaben eträgt in Frankreich 12½ und in Spanien 13½ Prozent. Serbien marschiert n der Spitze mit 14½ Prozent!

Zur Bezahlung der Staatsschulden brauchen die serbischen Regierungen öld. Dies können sie aber nur durch die Ausfuhr von Landesprodukten geinnen, weshalb die Förderung des Exportes von jeher ihr Hauptstreben ar. Tatsächlich wuchs dieser auch ganz enorm. Aber die treibende Kraft ar nicht die Produktivität der bäuerlichen Wirtschaft, sondern die Steigerung es Staatsbudgets. Nicht nur der Überschuß der Wirtschaften wurde ausgeführt, auch das, was zur Ernährung der Bevölkerung und zur Fortführung er Produktion eigentlich unbedingt notwendig ist. Am deutlichsten zeigen das ie Ziffern des Viehexportes. Gemeinhin gilt Serbien als einer der stärksten nd wichtigsten Viehproduzenten. Das ist aber eine ganz irrige Vorstellung. ſn Wirklichkeit ist Serbien das an Vieh ärmste Land Europas.

Nach einer Statistik des Landwirtschaftsministeriums über den Stand des tindviehs in Serbien und anderen Staaten ergibt sich, daß kamen in den ändern:

	Im Jahre	Stück Rindvieh auf 100 Einwohner	Stück Rindvieh auf 100 Hektar	Von 100 Stück Rindvieh waren Kühe
Dänemark	1903	75,13	48,3	57,5
Schweiz	1901	40,4	32,8	55,2
Holland	1901	32,3	50,0	58,5
Deutschland	1901	33,6	35,0	55,3
Frankreich	1901	38,0	27,4	52,9
Österreich	1900	36,4	31,7	49,9
Ungarn	1895	59,27	20,70	44,0
Serbien	1900	**38,35**	**19,81**	**32,2**

Während die Viehzucht absolut genommen ungefähr stationär bleibt, geht e im Verhältnis zur Bevölkerung des Landes rapid zurück. Auf 100 Einohner Serbiens kamen:

	Rindvieh überhaupt	Ochsen	Schweine
1866	61	24	106
1900	38	13	38
1905	35	11	32

Ein Gespann Ochsen ist das wichtigste Produktionsmittel des Kleinbauern. Von 100 Familien Serbiens besaßen aber 1866 60 Familien, 1900 32 Familien, 1905 27 Familien je ein Ochsengespann.

Im Gegensatz aber zu diesen Zahlen stieg die Ausfuhr von Rindvieh enorm. Sie betrug:

In den Perioden	Stück	Verhältnis zu dem Werte der ganzen Ausfuhr
1843 bis 1850	21056	10,79
1851 „ 1860	28554	15,96
1861 „ 1870	34720	13,92
1871 „ 1880	45534	16,86
1881 „ 1890	45449	15,69
1891 „ 1895	58576	19,05
1896 „ 1900	61694	19,55
1901 „ 1905	68064	—

Diese Zahlen erklären sich durch die bekannte Tatsache, daß im Notfall der Bauer zuerst zum Verkauf seines Viehs greift.

Die übermäßige Rinderausfuhr verteuert die Preise der landwirtschaftlichen Produkte, die die Mehrzahl der Bauern regelmäßig zukaufen müssen. Auf der anderen Seite verteuern aber die hohen fiskalischen Zölle die Preise der Industrieprodukte, die aus dem Ausland kommen. Auch dadurch wird das Leben immer schwerer und schwerer.

Dabei ist der Ernteertrag in Serbien durchschnittlich sehr niedrig; er beträgt kaum ein Drittel des in Ländern mit rationeller Kultur erreichten, obgleich in den Gegenden des Getreidebaus der Boden von Natur durchaus nicht unfruchtbar wäre. Aber der serbische Ackerbau wird höchst irrationell betrieben. Für Maschinen hat der kleine Bauer keine Verwendung, auch abgesehen von den Kosten, die er nicht aufbringen kann. Denn wie sollen seine eigene Arbeitskraft und die seiner Familienmitglieder ausgenutzt werden, wenn die Maschine arbeitet? Die eigene Arbeitskraft rechnet der Bauer aber überhaupt nicht. So treibt er mit seinen primitiven Werkzeugen und seinem noch rückständigeren Verfahren Raubbau an der obersten Schicht seines Feldes, die bald ausgesogen ist. Daher zeigt selbst jener kleine Ernteertrag noch die Tendenz zu fallen.

Nach der amtlichen Statistik betrug der Ernteertrag in Hunderten von Kilogramm pro Hektar der bebauten Fläche:

Im Jahre	Mais	Winterweizen	Frühjahrsweizen	Andere Getreidearten	Bohnen	Kohl	Kartoffeln
1893	8,10	7,—	5,40	5,70	5,50	41,90	21,90
1897	19,33	13,33	9,34	9,83	12,10	142,72	70,49
1898	15,55	10,10	7,24	8,15	—	—	—
1899	13,66	8,48	6,19	7,12	—	—	—
1900	11,78	6,87	5,15	5,61	7,26	68,90	43,01
1901	10,50	7,40	5,90	6,51	9,80	84,80	57,80
1902	9,07	9,77	7,92	7,40	7,40	66,82	43,23
1903	9,85	8,38	6,93	6,87	8,57	60,28	48,04
1904	4,91	9,60	6,15	5,78	4,20	31,62	25,03
1905	10,68	8,02	6,15	6,26	7,86	63,90	34,58
1906	13,06	9,34	6,73	7,68	9,37	62,62	48,29

Wie sieht also in Wirklichkeit dieses kleinbäuerliche Paradies aus? Un-ihig, die Lasten des stets anschwellenden Militarismus aus eigener Kraft zu :agen, gerät Serbien in immer drückendere Abhängigkeit vom europäischen 'apital; Staatsschulden und Steuerlasten wachsen mit furchtbarer Geschwindig-:it, ebenso die Ausfuhr landwirtschaftlicher Produkte, aber auf Kosten der igenen Volkswirtschaft; und während die Preise der landwirtschaftlichen Pro-ukte steigen und die Bevölkerung wächst, gehen der Ernteertrag sowie der Jiehstand zurück. Die Folgen dieser Zustände sind leicht zu erraten: ein nbeschreibliches Elend der Landbevölkerung, ein Leben der fortgesetzten Ent-ehrungen und der ewigen Arbeitsqual, Unwissenheit, Unkultur, Barbarei.

Die serbische Staatsstatistik kennt eine Rubrik, die den anderen fehlt. Da ählt man diejenigen, die vor Hunger gestorben sind. Ihre Zahl betrug: 902 40 Personen, 1903 31, 1904 31, 1905 49, 1906 55 Personen.

Die Unterernährung der breiten Massen ist zahlenmäßig zu konstatieren. 5o beträgt zum Beispiel der Milchkonsum pro Kopf der Bevölkerung in)änemark 410 Liter, in Deutschland 400, in der Schweiz 636, in Serbien ber nur 85 Liter im Jahre! Dasselbe Bild ergibt sich bei Betrachtung des Beizenkonsums. Dieser betrug pro Kopf der Bevölkerung in Kilogramm:

In den Jahren	Österreich-Ungarn	Deutschland	England mit Irland	Frankreich	Italien	Serbien
1897 bis 1901	90,6	88,7	157,1	208,4	122,9	86,4
1902 = 1907	110,0	96,5	162,4	211,2	145,0	90,9

Auch bei allen anderen Nahrungsmitteln ist die konsumierte Menge ge-inger als anderswo. Es gibt viele Familien, die sich durch das ganze Leben urchhungern müssen.

Wir haben nicht die Großstädte mit ihrem Staub, Lärm und Luftmangel, nd doch ist die Verkümmerung der Bevölkerung und die Sterblichkeit so groß ie kaum sonstwo. Das sind die Folgen der Überarbeit und der Unter-rnährung. Der Rüstungswahnsinn läßt bei uns auch zahlreiche tatsächlich Dienstunfähige als tauglich erklären; und doch hat die Zahl der Diensttaug-ichen in zehn Jahren um 19,38 Prozent abgenommen.[1] In den Jahren 894 bis 1906 sind die Militärpflichtigen im Durchschnitt an Höhe um 2,5 Zenti-neter, dem Gewicht nach um 2,05 Kilogramm, dem Brustumfang nach um ,9 Zentimeter zurückgegangen. Die Zahl der an Tuberkulose Gestorbenen etrug in Deutschland im Jahre 1906 1,55 pro Tausend der Bevölkerung. Im agrarischen Serbien, in dem Lande ohne Industrie, ohne Großstädte, be-rägt diese Zahl fast das Doppelte. Es starben in Serbien an Schwindsucht:

Im Jahre	Gesamtzahl	Pro tausend der überhaupt Gestorbenen	Pro tausend Einwohner
1897	5413	8,56	2,27
1900	6396	11,02	2,57
1903	7276	12,03	2,77
1906	7861	11,94	2,87

Wenn so mancher Sozialpolitiker gegen die verfluchte „Verelendungstheorie" onnert, dann zählt er die Pfennige, die im Laufe der kapitalistischen Ent-vicklung in die Taschen der europäischen Proletarier gefallen sind. Er ver-

[1] Die Bevölkerung Serbiens ist dabei in schnellem Wachstum begriffen. Sie etrug im Jahre 1890 2161961 Köpfe, 1900 2492882 und hat jetzt die dritte Million ast erreicht.

gißt dabei nur eine Kleinigkeit: daß auch außerhalb der Zollgrenzen Deutschlands Menschen die Erde bewohnen. Das Wirkungsgebiet des Kapitalismus ist die ganze Welt. Dieselbe kapitalistische Entwicklung, die den Kapitalisten Milliarden, den europäischen Proletariern etliche Pfennige gebracht hat, hat zugleich in kapitalistisch unentwickelten Ländern Tausende und aber Tausende von Existenzen vernichtet, Jammer und Elend geschaffen. Betrachtet man den ganzen Wirkungskreis des Kapitalismus, so findet man sogleich die Bestätigung der Verelendungstheorie auch in ihrer vulgären Auffassung.

Die bisherige Struktur unserer Gesellschaft erlaubte eine despotische Cliquenregierung, die jedes gesunde politische Leben unmöglich machte. Nun hat sich im letzten Jahrzehnt die städtische Bourgeoisie organisiert und nach dem Sturze der vorigen Dynastie die politische Herrschaft im Lande an sich gebracht. Wir befinden uns jetzt in einer Zeit der raschen Entwicklung der kapitalistischen Wirtschaft.

Zugleich mit der Entwicklung der kapitalistischen Produktion und mit der Teuerung der Lebensmittel auf dem internationalen Markte geht bei uns das Eindringen des Kapitals auch in die Landwirtschaft vor sich. Und was geschieht auf dem Dorfe? Eine rasche Zusammenlegung der Grundstücke. Obgleich sich in Serbien die Bauern des besonderen Privilegs erfreuen, daß die Grundstücke unter 5 Hektar nicht für Schulden beschlagnahmt und nicht frei verkauft werden dürfen, wußten die Bauern doch auf allerhand Schleichwegen das Gesetz zu umgehen. Das zeigt sich in einer interessanten Statistik der landwirtschaftlichen Betriebe. Es gab Betriebe:

Im Jahre	Bis 1 Hektar	1 bis 2 Hektar	2 bis 5 Hektar	5 bis 20 Hektar	20 bis 50 Hektar	Über 50 Hektar	Über 100 Hektar	Insgesamt
1889	32752	47110	97717	64437	2444	148	—	244591
1897	26643	35090	98642	126534	10617	825	83	293421

Die Zahl der Betriebe von unter 2 Hektar ist von 79862 auf 61733 oder um 23 Prozent zurückgegangen, während in derselben Zeit die Zahl der Betriebe von 20 bis 50 Hektar um 334 Prozent, derjenigen über 50 Hektar aber um 458 Prozent gestiegen ist.

Wie wäre es möglich, diese Tatsache mit der Schulzschen Theorie der Produktivität der bäuerlichen Kleinbetriebe zu erklären?

Parallel mit dieser Zusammenlegung und als ihre Folge vollzieht sich die Umwandlung der Betriebsform. Das sieht man an der Einfuhr der landwirtschaftlichen Maschinen. Es wurden in Serbien eingeführt für Dinare:

Im Jahre	Dreschmaschinen	Säe- und Erntemaschinen	Im Jahre	Dreschmaschinen	Säe- und Erntemaschinen
1894 . . .	15000	3000	1902 . . .	158000	38000
1895 . . .	9000	5000	1903 . . .	228481	42331
1896 . . .	—	5000	1904 . . .	334279	4941
1897 . . .	14000	2000	1905 . . .	359679	17520
1898 . . .	14000	5000	1906 . . .	159419	18757
1899 . . .	58000	4000	1907 . . .	441130	75725
1900 . . .	62000	16000	1908 . . .	370909	108692
1901 . . .	166000	16000	1909 . . .	310896	104800

Der Großgrundbesitz, der bisher in Serbien nicht bestand, entwickelt sich nun aus der Notwendigkeit, die Produktivität der Landwirtschaft zu steigern. Diese innerliche Umwandlung hat die modernen kapitalistischen Verhältnisse auch auf dem Lande geschaffen und erst damit auch das Feld für die sozia-

stische Propaganda auf dem Dorfe. Waren bisher die Dörfer das unbegrenzte Herrschaftsgebiet der Priester, so hat nun die Sozialdemokratie dort ihre Organisationen gegründet, die bereits mehr als 2000 Mitglieder zählen. Am 1. Mai wurde die Arbeit auch dort niedergelegt und die rote Fahne durch die Dorfstraßen getragen.

Die sächsische Gewerbeaufsicht im Jahre 1910.

Von **Gustav Riem.**

Die Jahresberichte der sächsischen Gewerbeaufsichtsbeamten für 1910 sind nicht umfangreicher wie in den letzten Jahren, im Gegenteil. Trotz der wachsenden Industrialisierung Sachsens, trotz der wachsenden sozialen Aufgaben der Gewerbeinspektoren werden die Berichte relativ immer dürftiger. Die Unternehmer haben bekanntlich ihren Einfluß geltend gemacht, damit die Gewerbeinspektoren in ihren Berichten kein Material liefern zur Kritik der mangelhaften Durchführung der bestehenden Arbeiterschutzgesetze und ihrer Unzulänglichkeit. Die Einzelberichte sind, wie die „Leipziger Zeitung" besonders hervorhebt, nach der im vorigen Jahre vom Reichskanzler erlassenen neuen Anleitung erstattet. Nach dieser sollen die Berichte sich ihrer „gesetzlichen Bestimmung gemäß" auf die Mitteilung von Tatsachen und Wahrnehmungen beschränken. Theoretische Erörterungen, insbesondere Abschweifungen auf das Gebiet der Ausgestaltung und Abänderung bestehender Gesetze oder Verordnungen sollen nicht in die Berichte aufgenommen werden.

In der den Jahresberichten vorausgeschickten Einleitung heißt es:

„Die Beziehungen der Gewerbeaufsichtsbeamten zu den Arbeitgebern und den Arbeitern waren im allgemeinen befriedigend. Die Zahl der an Amtsstelle erscheinenden Arbeitgeber wächst ständig, die der Arbeiter hat etwas abgenommen, wogegen der Verkehr mit den Arbeiterorganisationen ein regerer geworden ist."

Es geht aus diesen Äußerungen zweierlei hervor: Die Arbeitgeber haben nach der neueren Entwicklung der Gewerbeinspektion mehr Zutrauen zu der sonst bitter gehaßten Institution, die Arbeiter sehen mit dem gewaltigen Wachstum der Arbeiterorganisationen in größerem Maße in diesen ihre Vertretung. Es kommt hinzu, daß der einzelne Arbeiter je nach der Veranlagung der betreffenden Gewerbeaufsichtsbeamten immer mehr oder weniger wirtschaftlich gefährdet ist bei solchen Anzeigen über gewerbliche Mißstände oder Verstöße gegen die gesetzlichen Arbeiterschutzbestimmungen. Denn wenn der Unternehmer mit oder ohne Schuld der Beamten erfährt, wer der Anzeiger war, fliegt dieser ohne Gnade auf die Straße.

Besonders erwähnenswert erschien die Tatsache, daß der Vorstand der Gewerbeinspektion Chemnitz I sogar an einer Versammlung von Gießereiarbeitern teilgenommen habe, in der Mißstände in Gießereien besprochen wurden. Das will schon etwas heißen in Sachsen, in dem die Industriellen einen solchen Einfluß auf die Regierung ausüben, wie ihn unter anderem die Ablehnung der von der Generalkommission der Gewerkschaften geplanten Ausstellung der Hausindustrie auf der Internationalen Hygieneausstellung in Dresden gezeigt hat!

Zum ersten Male ist in Tabellenform in dem Bericht die Zahl der unter die Gewerbeaufsicht fallenden, bei der Arbeiterzählung des Berichtsjahres ermittelten fabrikmäßigen oder diesen gleichstehenden Gewerbebetriebe und der in ihnen beschäftigten Arbeiter nach Alter und Geschlecht sowie die Tätigkeit der Aufsichtsbeamten angegeben.

Danach betrug die Zahl der Betriebe 28929 gegen 21926 im Jahre 1905 und 19622 im Jahre 1900. Die Zahl der in den Betrieben beschäftigten Arbeiter betrug 735925 gegen 614714 resp. 548353.

Davon waren:

	1910	1905	1900
Erwachsene männliche Arbeiter	443956	377170	346618
Arbeiterinnen über 16 Jahre	230353	188806	157060
Junge Leute von 14 bis 16 Jahren . .	59150	46983	42837
Kinder unter 14 Jahren	2466	1755	1838

Wir haben also eine Zunahme der Arbeiterzahl in den letzten zehn Jahren um 187572. Davon waren: 99338 erwachsene männliche Arbeiter, 73283 Arbeiterinnen über 16 Jahre, 16313 jugendliche Arbeiter von 14 bis 16 Jahren und 628 Kinder.

Man ersieht aus diesen Zahlen die unaufhaltsame Entwicklung der Industrie, aber auch die immer größere Hereinziehung der weiblichen und jugendlichen Arbeitskraft in die Räder des Kapitalismus. Und selbst die Kinderarbeit hat trotz der Erweiterung der Kinderschutzbestimmungen zugenommen!

Über die Arbeitszeit, respektive die Verkürzung der Arbeitszeit sagt der Oberregierungsrat Glasey, daß das Bestreben der Arbeiter nach einer Verkürzung der Arbeitszeit durch früheren Arbeitsschluß auch im Berichtsjahr vielfach hervorgetreten sei. Die Verkürzung der Arbeitszeit (von 11 auf 10 Stunden!) für die Frauen ist von diesen sehr begrüßt worden. Bei den Arbeitgebern hat dagegen der für die Arbeiterinnen an den Sonnabenden und Vorabenden von Festen vorgesehene Arbeitsschluß um 5 Uhr nachmittags wenig Beifall gefunden, weil in den meisten Betrieben die männlichen und weiblichen Arbeiter Hand in Hand arbeiten. Das Ausschalten der weiblichen Arbeitskräfte habe denn auch meistens für die männlichen Arbeiter einen früheren Arbeitsschluß zur Folge. In vielen Betrieben wird, um männliche und weibliche Arbeitskräfte gleich lange arbeiten lassen zu können, in der Regel nur noch 10 Stunden gearbeitet. Die Unternehmer beklagen die durch die Verkürzung der Arbeitszeit herbeigeführte Verteuerung der Fabrikate. (!)

Viel vernünftiger ist ein Urteil eines großen Maschinenfabrikanten der Amtshauptmannschaft Bautzen, der sich besonders gegen die Überstunden aussprach. Er erklärte, daß in seinem Betrieb die zehnstündige Arbeitszeit grundsätzlich nicht überschritten werde. Die Hauptsache sei ein guter Lohn, dann werde auch flott gearbeitet.

Der Beamte der Kreishauptmannschaft Chemnitz gibt eine interessante Übersicht über Dauer, Beginn und Ende der Arbeitszeit. Danach beträgt in 455 von 993 Betrieben mit 26705 von 47341 Arbeitern die tägliche Arbeitszeit 9½ bis 10 Stunden. In manchen Betrieben ist auch eine wesentlich kürzere Arbeitszeit. Bei 41106 (76,9 Prozent) überschreitet die tägliche Arbeitszeit nicht die Dauer von 10 Stunden.

Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir dem Wachstum der Organisation diese verhältnismäßig günstige Entwicklung zuschreiben. Es ist dort besonders die Metallindustrie zu Hause, und gerade in dieser hat sich die Organisation glänzend entwickelt. Ein Beweis dafür war der letzte Kampf in Chemnitz und sein für die Metallarbeiter günstiger Ausgang.

In dem Bericht der Gewerbeinspektion der Kreishauptmannschaft Dresden heißt es: Das Drängen der Arbeiter nach Verkürzung der Arbeitszeit hat im Berichtsjahr Erfolg gehabt, besonders in der Steinindustrie. Dagegen muß der Beamte konstatieren, daß noch an den Brennöfen der Ofenfabriken eine 30- bis 36stündige Arbeitszeit ohne längere Ruhepause üblich ist, und er stellt die Behauptung auf, daß Unternehmer wie Arbeiter (!) eine solche für unmöglich halten.

Der Bericht für die Kreishauptmannschaft Zwickau konstatiert ebenfalls eine erfreuliche Wirksamkeit des gesetzlichen Zehnstundentags für die Arbeiterinnen auch für die männlichen Arbeiter insofern, als dadurch auch ihre Arbeitsform abgekürzt wurde. Das war insbesondere in den größeren Maschinenfabriken zu konstatieren. Dagegen wurde in den Spinnereien und Tuchfabriken die bisher übliche 10½stündige Arbeitszeit beibehalten, obwohl in diesen Betrieben die weiblichen die männlichen Arbeiter bei weitem überwiegen. Eine interessante Konstatierung ist auch die, daß durch die Einführung von drei Schichten an Stelle von Tag- und Nachtschichten à 12 Stunden eine viel bessere, fehlerfreiere Ware hergestellt wurde, die den Ausfall an Arbeitszeit wieder wett machte.

Es geht also selbst aus diesen sehr vorsichtigen Berichten der Gewerbeaufsichtsbeamten hervor, daß alle Einwendungen, die von Unternehmerseite gegen die Kulturforderung der Verkürzung der Arbeitszeit erhoben werden, hinfällig sind. Weder geht der Profit deshalb zurück, noch wird die von einer Arbeitszeitverkürzung „betroffene" Industrie deswegen konkurrenzunfähig.

Über die Lebenshaltung der sächsischen Arbeiterschaft urteilen alle Berichterstatter mehr oder weniger ungünstig. Die Tatsache, daß trotz teilweise durch die Wirksamkeit der Organisation erhöhter Löhne infolge der ganz exorbitanten Steigerung der Lebensmittelpreise sich die Lebenslage der Arbeiterschaft verschlechtert oder zum wenigsten nicht gebessert hat, müssen sie zugeben. So schreibt der Bautzener Beamte:

> Wenn auch in den Industriezweigen, die sich im Berichtsjahr eines etwas regeren Geschäftsganges zu erfreuen hatten, die Löhne hier und da etwas erhöht sind, so kann doch von einer Verbesserung der wirtschaftlichen Lage der Arbeiter nicht gesprochen werden. Die unheilvolle, längere Zeit auf Handel und Gewerbe lastende Bauarbeiteraussperrung (von den Unternehmern provoziert! Die Red.), die andauernd ungewöhnliche Höhe der Nahrungsmittel-, insbesondere auch der Fleischpreise und — auch die gesetzliche Verkürzung der Arbeitszeit der Frauen haben die Lebenshaltung der meisten Arbeiterfamilien ungünstig beeinflußt.

Die letztere Ursache wird sicherlich nur von den Unternehmern angegeben, denen die Verkürzung der Arbeitszeit den Profit kürzt.

Der Beamte der Kreishauptmannschaft Chemnitz meint:

> Das Einkommen der Arbeiter dürfte sich daher gegen das Vorjahr nur in einigen Industrien gebessert, in anderen dagegen infolge ungenügender Arbeitsgelegenheit verschlechtert haben, so daß die wirtschaftliche Lage der Arbeiterbevölkerung,

namentlich auch wegen der noch immer hohen Lebensmittelpreise, im allgemeinen als eine günstigere nicht bezeichnet werden kann!

Der Dresdener Beamte führt zunächst einige Ausnahmelöhne an. So soll es in den Hutfabriken öfter (!) vorkommen, daß ein Hutpresser mit seiner Frau wöchentlich 90 Mark verdient, Arbeiter der Musikinstrumentenbranche sollen bei üblicher Arbeitszeit gar in der Woche durchschnittlich 60 bis 100 Mark verdienen.

Wenn diese Angaben stimmen sollten, kann es sich nur um ganz vereinzelte Fälle handeln, die für die Beurteilung der Lebenslage der Arbeiter nicht verwertet werden dürfen. Der Beamte muß aber trotz dieser Schönfärberei zugeben:

> Dagegen wirken die hohen Nahrungsmittelpreise, insbesondere die des Fleisches, und Steigerungen der Wohnungsmieten drückend auf die wirtschaftliche Lage der Arbeiterbevölkerung.

Der Leipziger Beamte sagt, nachdem er besonders die schlimme Lage der Zigarrenarbeiter erwähnt:

> Leider haben die Lebensmittelpreise ihre steigende Richtung beibehalten, so daß die Lebenshaltung der Arbeiter trotz vermehrter Arbeitsgelegenheit (!) sich nur wenig gehoben hat.

Einzig der Zwickauer Beamte konstatiert für seinen Bezirk eine Besserung der Lage der Arbeiter besonders der Stickindustrie. Diese Besserung ist dann aber nur der Organisation zu verdanken, die gerade in den letzten Jahren besonders in dem Plauener Bezirk große Fortschritte erzielt hat.

Waren die Lebensmittelpreise im vorigen Jahre schon hoch, so sind sie bekanntlich in diesem Jahre noch ganz gewaltig gestiegen, so daß man sich einen Begriff davon machen kann, wie ungünstig sie jetzt die Lebenshaltung beeinflussen.

Es wird also trotz der Magerkeit und der Vorsicht durch die Berichte der sächsischen Gewerbeaufsichtsbeamten vollinhaltlich bestätigt, daß das, was sich die Arbeiter durch ihren zähen und unermüdlichen Kampf erringen, durch die künstliche Verteuerung der Lebensmittel ihnen zum großen Teil wieder genommen wird. Wie würde es erst aussehen, wenn die Arbeiter keine starken gewerkschaftlichen Organisationen sich geschaffen hätten?

Frauen- und Kinderarbeit. Unfall- und Berufsgefahren.

Trotz der Zurückhaltung, deren sich die Berichterstatter der Gewerbeinspektionen in bezug auf die Kritik der Zustände in den Betrieben befleißigen, geht doch aus dem dürftigen Material hervor, wie schlimm es noch mit der Durchführung der gesetzlichen Bestimmungen zum Schutze der Arbeiter und vor allem der Arbeiterinnen und jugendlichen Personen in den der Aufsicht unterstellten Betrieben bestellt ist.

Die Bestimmungen des § 137a der Gewerbeordnung über die Mitgabe von Arbeit nach Hause werden vielfach übertreten.

In einer zu einer Schamottewarenfabrik gehörenden Tongrube und zwei Steinbrüchen mußte Frauen die Arbeit untersagt werden. Eine andere Frau arbeitete an einer Kreissäge ohne Schutzhaube. Der Unternehmer, der selbst Vertrauensmann der Berufsgenossenschaft ist

mußte erst durch die zuständige Polizeibehörde unter Strafandrohung gezwungen werden, an seinen Kreissägen Schutzhauben anzubringen. Auch ein nettes Bild!

Zu welchen Mitteln Unternehmer greifen, um nur den gesetzlichen Einschränkungen der Ausbeutung der Arbeiterinnen zu entgehen, erzählt der Bericht des Chemnitzer Beamten. Dort hat der Inhaber einer größeren Putzmacherei zwei Firmen gegründet, auf die er seine Arbeiterinnen verteilte. Jede beschäftigte dann nur 8 bis 9 Arbeiterinnen. Diese offenbare Umgehung des Gesetzes gelang; denn der Beamte hielt es, wie er sagt, für aussichtslos, dagegen vorzugehen.

Die Ankleideräume entsprachen in häufigen Fällen nicht den gesetzlichen Vorschriften, ebensowenig die Aborte.

In einer Zellulosefabrik hatte man den Arbeiterinnen eine Abortanlage als Kleiderablage, Aufenthalts- und Eßraum eingerichtet.

Der Bericht des Beamten der Kreishauptmannschaft Leipzig stellte in 09 Anlagen 595 Verstöße gegen die die Beschäftigung von Arbeiterinnen regelnden Bestimmungen fest. Es wird gewiß den Eifer zu Übertretungen anspornen, wenn, wie der Beamte schreibt, Strafanträge in der Regel nicht gestellt worden sind. Auch ist kaum anzunehmen, daß eine Strafe von Mark, die ein Molkereibesitzer erhielt, weil er die Arbeiterinnen Sonntags von ½3 Uhr früh bis 2 Uhr mittags beschäftigte, bessernd wirkt.

Die Beschränkungen der Kinderarbeit passen manchen Unternehmern gar nicht. So werden sehr häufig Umgehungen der Kinderschutzbestimmungen und Verstöße dagegen gemeldet! Manche Unternehmer sind außerordentlich hartnäckige Sünder. So mußte ein Unternehmer wegen des gleichen Verstoßes zum drittenmal bestraft werden. Für den Fall der Wiederholung wurde ihm Gefängnisstrafe angedroht.

Aus dem Bericht des Dresdener Beamten geht hervor, daß bei den zwischen 4 bis 7 Uhr morgens vorgenommenen Revisionen noch ziemlich viele Kinder mit Austragen von Waren (Backwaren jedenfalls) beschäftigt wurden. Die Kinder entzogen sich den an sie gerichteten Fragen aber meist durch schleunige Flucht. Sie waren jedenfalls von ihren Auftraggebern gut instruiert, und die Not der Eltern bestimmt sie, ihrem eigenen Schutz entgegenzuwirken.

Daß die Arbeit der körperlichen und geistigen Ausbildung der Kinder außerordentlich nachteilig ist, bestätigen einige Revisionsbeamte.

So heißt es im Chemnitzer Bericht:

Die den Kindern zugewiesenen Arbeiten entsprachen durchgehends ihrer Leistungsfähigkeit. Vielfach handelte es sich um Hilfsarbeiten, die bei der Beschäftigung der Eltern nötig waren. Allerdings werden die Kinder oft so anhaltend beschäftigt, daß ihre Tätigkeit eine rein mechanische wird und auf ihre geistige Entwicklung abstumpfend wirken muß.

Der Dresdener Beamte sagt:

Die Art der Beschäftigung war im allgemeinen als angemessen zu bezeichnen. Bei der Stuhlflechterei führt das Über- und Untergreifen der Hände mitunter zu einer schiefen Körperhaltung, was auch die Eltern und Lehrer bestätigten.

Über die Beschäftigung der Kinder in Lumpensortierereien und die gesundheitlichen Gefahren heißt es in dem Bericht der Zwickauer Gewerbeinspektion:

Sowohl in geschlossenem Raume wie in der Heimindustrie werden in zunehmendem Maße Lumpen sortiert. Die Zahl der dabei verbotswidrig beschäftigten Kinder ist immer noch erheblich. Aber auch dann, wenn die Kinder an der Heimarbeit nicht teilnehmen, besteht für deren Gesundheit die Gefahr, daß sie den sich entwickelnden Staub einatmen, zumal die für Arbeitszwecke benutzten Wohnräume in der Regel klein und niedrig sind und keine geeigneten Lüftungsanlagen besitzen.

Nachtarbeit der Kinder wird häufig dadurch veranlaßt, daß die Arbeit von den Faktoren erst abends ausgegeben und gefordert wird, daß sie bis zum nächsten Morgen fertiggestellt wird.

Etwas eigenartig mutet diesen „Bekenntnissen" gegenüber an, daß der Beamte im Anschluß an diese Kritik eine Statistik knüpft, durch die er beweisen will, daß die Kinder, die nicht arbeiten, den größten Teil derjenigen Kinder stellen, die beim Betteln, bei Unehrlichkeit und bei Roheiten betroffen wurden. Was soll das beweisen, etwa, daß die gesundheitschädliche Kinderarbeit — moralisch wirkt?

Im allgemeinen scheint bei einigen Berichten überhaupt die Tendenz obzuwalten, die Kinderarbeit als durchaus nicht so schlimm hinzustellen, und meistens werden die Eltern gewissermaßen als Beweis für die Notwendigkeit der Kinderarbeit ins Feld geführt.

So sagt der Bautzener Beamte: „Im allgemeinen wird von den Eltern über Mangel an Kinderarbeit geklagt!"

Hoffentlich weiß der Beamte, daß es die Not ist, die Eltern zu solchen wenig kinderfreundlichen Klagen zwingt, und daß es die heftigste Anklage gegen unsere gottgewollte herrliche Gesellschaftsordnung bedeutet, wenn Eltern solche Klagen ausstoßen.

Die Berufsgefahren wachsen naturgemäß mit der Entwicklung der Technik, dem immer komplizierten Produktionsprozeß und der Hast der Maschinenarbeit. Und trotz dieser erhöhten Unfallgefahren gibt es immer noch eine Menge Unternehmer, die nicht einmal die gesetzlichen Bestimmungen einhalten, um den Arbeiter vor Gefahren für Leben und Gesundheit zu schützen.

Dazu kommen noch die ungeheuren Gesundheitsschädigungen, denen die Arbeiter in vielen Berufen ausgesetzt sind: Bleivergiftung bei Schriftsetzern, Malern, Milzbrandvergiftung bei Bürstenbindern, Gerbern, Hautausschläge in Färbereien, Erkrankungen der Atmungsorgane bei der Verwendung von Säuren und dem sich entwickelnden Staub. S[o] konstatiert der Beamte in Leipzig eine beträchtliche Zunahme der Bleierkrankungen.

Daß trotz diesen schweren Gefahren für Leben und Gesundheit die Unternehmer sehr lax in der Anbringung und Durchführung von Schutzvorrichtungen und Vorkehrungen zur Verbesserung der hygienischen Zustände sind, beweisen die zahllosen Erinnerungen. Es ist unglaublich, w[ie] leichtfertig Betriebsunternehmer mit dem Leben und der Gesundheit ihr[er] Arbeiter umspringen. So mußte angeordnet werden, daß aus dem Destillierraum einer Spiritusraffinerie eine offene Feuerstätte, in eine[m] anderen Falle eine offene Lampe entfernt wurde. In Zelluloidfabrik[en] mußte Beschaffung von feuersicheren Räumen für den Abfall und genügende Ausgänge, die Umkleidung der Heizräume und Trennung der einzelnen Arbeiter durch Blechwände vorgeschrieben werden. Bi

selber halten es die Unternehmer trotz der furchtbaren Katastrophen nicht für nötig. Bei der Revision der Holzwarenfabriken regten die Aufsichtsbeamten fortgesetzt die Abschaffung der Akkordarbeit an, damit der Arbeiter nicht nur aufs Verdienen sein Augenmerk zu richten braucht, heißt es im Bericht der Kreishauptmannschaft Dresden. Dasselbe Bestreben haben die Arbeiterorganisationen; denn Akkordarbeit ist bei den niedrigen Sätzen Mordarbeit. Die Beamten mußten verlangen, daß die Säurebottiche in den Metallbetrieben nicht ungehindert ihre mörderischen Dämpfe ausströmen konnten und bedeckt werden, und eine Unmenge anderer Anordnungen mehr, die zeigen, wie gewissenlos die Profitsucht manche Unternehmer gemacht hat.

Und dabei werden bei weitem nicht alle Betriebe revidiert, die meisten dazu nur einmal im Jahre, wenige nur zwei- oder dreimal.

So wurden in sämtlichen Kreishauptmannschaften von 28929 Betrieben mit 735925 Arbeitern nur 21619 mit 657866 Arbeitern revidiert. 19650 davon einmal, 2470 zweimal, 663 dreimal. Ermittelt wurden 2751 Verstöße betreffs der Beschäftigung von Arbeiterinnen (bestraft wurden nur 58 Unternehmer), 3293 Verstöße betreffs der Beschäftigung jugendlicher Personen (bestraft 36).

Man sieht, wie sehr es noch im argen liegt in Sachsen, wie viel noch an einer wirklich durchgreifenden Revision der Betriebe fehlt.

Alle Forderungen, die unsere Vertreter im Reichstag bisher vergeblich zur Durchführnng einer wirklichen Gewerbeinspektion erhoben, sind unberücksichtigt geblieben. Und so werden nach wie vor von vielen Unternehmern die einfachsten Vorkehrungen zum Schutze des Lebens und der Gesundheit der Arbeiter außer acht gelassen, wird freventlich mit der Arbeitskraft gewüstet; denn Arbeiterleben sind billig. Vorrichtungen zum Schutze von Leben und Gesundheit der Arbeiter jedoch kosten Geld!

Aber noch größeren Mehrwert aus den Arbeitern durch Überstunden herauszupressen, dafür ist reges Interesse bei den Unternehmern vorhanden — und die Regierung hat dafür bereites Entgegenkommen. Für erwachsene Arbeiterinnen wurden im Berichtsjahr 1644 Betrieben Überstunden im Gesamtbetrag von 186264 1/8 Stunden (30984 Betriebstage) bewilligt. Dazu kommen noch 13935 Stunden (949 Betriebstage) für Sonnabende.

Den Löwenanteil davon hatte die Textilindustrie mit 873475 Stunden, ihr folgt die Nahrungs- und Genußmittelindustrie mit 339131, die Bekleidung mit 257447, die Papierindustrie mit 96259, die Industrie der Holz- und Schnitzstoffe mit 59012 und die polygraphischen Gewerbe mit 53300 Stunden. Für Sonntage wurden dann noch für 188 Betriebe 118727 Überstunden nachgelassen, hier stand die Papierindustrie mit 81984 Stunden an der Spitze, dann folgt die Textilindustrie mit [illegible]1287 Stunden.

Gerade die Gewerbe, in denen die Frauenarbeit vorherrscht, zahlen die niedrigsten Löhne und verlangen die meisten Überstunden respektive Ausnahmen von den gesetzlichen Bestimmungen. Frauenarbeit ist ja billig. Aber der weibliche Organismus ist noch weniger widerstandsfähig gegenüber den gesundheitlichen Gefahren in den Fabriken.

Aus den hier kritisch besprochenen Berichten der sächsischen Gewerbeinspektion ersieht man aufs neue, daß die Arbeiter nur durch sich selbst, nur

durch ihre politische und gewerkschaftliche Organisation sich den gebührenden Schutz im Betriebe sichern können. Nur dort, wo starke Organisationen vorhanden sind, finden die Gewerbeaufsichtsbeamten auch wenig Verstöße der Unternehmer gegen die gesetzlichen Vorschriften; denn nicht die heute noch ganz unzureichende Gewerbeaufsicht kann der Profitgier der Unternehmer eine Grenze ziehen, sondern in erster Linie die Widerstandskraft der Arbeiter selbst. Die Berichte stellen also nur fest, wie weit diese gediehen ist.

Zeitschriftenschau.

Der am 29. Oktober in Innsbruck zusammentretende Parteitag der deutschen Sozialdemokraten Österreichs wird sich in erster Linie mit der brennenden Frage des tschechischen Separatismusstreites zu befassen haben. Im folgenden bringen wir einen Auszug aus den interessanten Diskussionen, die in den letzten Monaten in der Monatsschrift der deutschen Genossen Österreichs, dem „Kampf“, über dieses Thema geführt wurden.

In der Augustnummer dieser Zeitschrift stellt K. Kautsky den österreichischen Genossen **„Eine Frage“.** Daß sich der Verband der sozialdemokratischen Abgeordneten auflösen, daß also der Separatismus aus der Gewerkschaft in die Politik überspringen werde, war zu erwarten. Aber unerklärlich erscheint es, daß dieser Auflösungsprozeß so still und unmerklich vor sich geht. Anderswo würden die Massen bei dieser Gefahr stürmisch die Einberufung eines Gesamtparteitags fordern; ein solcher bildet das Organ, dem Willen der Gesamtpartei Geltung zu verschaffen. Der Macht des Staates ist das Proletariat nur gewachsen, wenn es alle seine Machtmittel im Lande zu einem einheitlichen Körper zusammenfaßt. Für die Propaganda mag die sprachliche Trennung in nationale Parteien nötig sein, für die Aktion ist Einheit nötig. Überall wirken im Proletariat zentrifugale Tendenzen, die nur von Gesamtparteitagen überwunden werden können. In Österreich wären diese nötiger als irgendwo sonst, und dennoch sind sie seit Jahren nicht abgehalten worden. Fürchtet man, daß sie unmöglich sind, daß die Gesamtpartei nicht mehr besteht? Der Elan der Massen hat manches zuwege gebracht, woran die Führer verzweifelten. Andernfalls ist die offene Konstatierung der Tatsachen noch immer besser als der still fortwuchernde Auflösungsprozeß. Den Massen muß zum Bewußtsein gebracht werden, daß eine Gesamtpartei nötig ist. Je länger man wartet, desto schwieriger wird die Situation. Also warum verzichtet die österreichische Sozialdemokratie auf diese Einberufung?

Der Aufsatz Bauers im Juliheft hat Kautsky nicht überzeugt. Bauer will zuerst den Separatismus in bestimmten Grenzen anerkennen und dadurch den gewerkschaftlichen Kampf schlichten. Warum? Weil er sich in den Wahlen stärker zeigte, als man dachte? Das darf kein Grund sein, den Kampf gegen eine schädliche Kraft aufzugeben, sondern nur, ihr kräftiger entgegenzutreten. Mit dem Separatismus ist kein Frieden möglich; wie jeder Organismus in der kapitalistischen Welt muß er wachsen, um leben zu können, und der Friede würde bald neuen Reibungen weichen. Bauer erwartet selbst, daß der Frieden und der Neubau der Organisation erst später möglich sind; das heißt, daß das Proletariat Österreichs jahrelang ohne Gesamtorgan bleiben muß. Dann werden aber die Differenzen immer mehr auswachsen; der Nationalismus wird um sich greifen, und so wie jetzt die Gesamtpartei tot ist, wird dann die Sozialdemokratie Österreichs tot sein und in eine Anzahl nationaler Arbeiterparteien aufgelöst sein. Darum ist Gefahr im Verzug. Aber hoffentlich ist im Empfinden der Genossen die Gesamtpartei noch nicht tot, sondern nur eingeschläfert; ein Anstoß kann sie wieder erwecken, und wenn es dabei zu Kämpfen kommt, so beweist das, daß innere Kämpfe unvermeidlich sind; aber dann statt des

rderblichen nationalen Bruderkampfes der stärkende Kampf um eine höhere Or-nisationsform.

E. Burian beleuchtet in einem Artikel **„Die gewerkschaftlichen Einheits-strebungen nach den Wahlen"** zuerst das Wesen der Zentralisation, wie auch arx sie forderte, als einheitliche Zusammenfassung aller Kräfte, die für das Prole-riat unbedingt notwendig ist, die aber einer weitgehenden Selbstregierung der ile gar nicht widerspricht. Wir fordern daher die Organisationsform, die uns gen die kapitalistische Tyrannei am stärksten macht; das ist die internationale. Soll e Internationalität, die in der ganzen Welt um sich greift, vor der Organisation s Proletariats Halt machen? Die gemeinsame Organisation aller Arbeiter eines rufs bleibt das einzig Richtige.

Der Wahlkampf hat nun den tschechischen Zentralisten wenig Erfolge gebracht. ie nationale Leidenschaft ist gegen sie angestachelt worden, und die große Partei t sie zu erdrücken gesucht. Aber was beweist das? Nicht um die Partei, sondern n Anschauungen, Prinzipien und Programme handelt es sich in dem Kampfe, d diese, die wir vertreten, werden die Verhältnisse immer wieder auftauchen ssen.

Die neue tschechische Partei wird mit Unrecht verpönt; sie darf das Verdienst für h in Anspruch nehmen, die internationalen tschechischen Arbeiter vor dem Syndika-lmus bewahrt zu haben, der noch viel größeren dauernden Schaden angerichtet tte. Der Kampf ist nicht ein rein gewerkschaftlicher, sondern er geht um das inzip der Internationalität. Es scheint, als ob das internationale Prinzip in Öster-ch brüchig geworden sei. Gewiß sind starke nationale Kräfte wirksam. Der natio-le Kampf wird nicht mehr wie früher vom Kleinbürgertum und von der Intelli-nz getragen und um Schulen und Beamtenstellen geführt. Er ist jetzt ein Kampf r Bourgeoisien um Absatzmärkte und um Anteil an der Staatsmacht. Daher bietet e alles bis zum letzten Mann auf und reißt Kleinbürger, Bauern und Arbeiter t sich, um die ganze Nation zu einem machtvollen Ganzen zusammenzufassen. Die ngtschechen, die früher die Partei der entstehenden tschechischen Großbourgeoisie derwarfen, vertreten heute die Bourgeoisinteressen und machen diesen alle anderen assen, auch die Arbeiter, dienstbar. Ähnlich geht es in der deutschen Nation. Aber durch wird auf beiden Seiten ein wilder Kampf gegen die Sozialdemokratie ent-ht, der diese zwingt, energischer für den Internationalismus zu kämpfen. So tstehen zwei Tendenzen in der Partei; die eine will sich dem Nationalismus an-ssen, die andere will ihm energisch entgegentreten. So erklärt sich das Steigen s Nationalismus im heutigen Wahlkampf; aber nur als vorübergehende Erschei-ng, denn zugleich läßt sich daraus ein Wachstum des Internationalismus für die kunft erwarten.

Otto Bauer machte 1907 in seinem großen Werke den Vorschlag zu einer ein-tlichen Gesamtorganisation, innerhalb welcher nationale Verbände eine weit-hende Autonomie haben würden. Es ist anders gekommen. Renner wollte noch ch dem Kopenhagener Kongreß das Übel bei den Hörnern fassen; aber der neueste rschlag Bauers führt uns von dem großen Organisationsplan weit weg. Soll e österreichische Internationale sich der von den „Autonomisten" geschaffenen Sach-ge anpassen? Erstens ist die Entscheidung der Wählerschaft noch nicht die Ent-eidung der organisierten Arbeiterschaft über Gewerkschaftsfragen. Zweitens wird e beste Gewerkschaftsform, die einheitliche, im Bauerschen Vorschlag aufgegeben, hrend er zugleich die Einheitlichkeit der tschechischen Arbeiterschaft zerreißt und e Art territorialen Partikularismus befürwortet. Mit dem alten Ideal, der ge-insamen Organisation, ist aber für die Bedürfnisse jeder Nation mehr zu er-chen als unter dem neuen Plane. Alle Vorschläge, außerhalb der einheitlichen Or-nisation die Lösung zu finden, sind unbefriedigend. Die internationale Organi-ion bedeutet dagegen nicht nur Einheit und Macht der Gewerkschaft, sondern zu-ich Einheit innerhalb jeder Nation und weitgehende Selbstverwaltung. Im Sinne

des alten Bauerschen Vorschlags müssen wir die neuen Formen innerhalb der Gesamtheit suchen.

Zu der Gewerkschaftsfrage nimmt auch Julius Deutsch in einem Aufsatz **„Nationale oder internationale Gewerkschaften“** Stellung. Politisch stimmt er mit Bauer überein; die diplomatische Taktik des Parteivorstandes kann nur Verwirrung in den eigenen Reihen stiften. Beide tschechische Parteien sollen in gleicher Weise anerkannt werden. Aber Bauers Vorschlägen zum Gewerkschaftsstreit kann nicht zugestimmt werden. Diese prinzipielle Anerkennung nationaler Gewerkschaften bedeutet schon einen Bruch des von uns selbst beantragten internationalen Kopenhagener Beschlusses, der die Notwendigkeit der internationalen Einheit des Gewerkschaftskampfes betont; dazu haben wir kein Recht. Aber praktisch ist der Vorschlag als Übergang zur Einheitlichkeit ungeeignet, da er die nationalen Reibungen vermehren statt mildern wird. Die territoriale Abgrenzung wird gemischtsprachige Gebiete der einen oder der anderen Organisation zuweisen; jede nationale Gewerkschaft hätte mit fremdsprachigen Minoritäten zu tun, die nur durch Wort und Schrift in der eigenen Sprache gewonnen werden können; diese werden Forderungen stellen, Schwierigkeiten machen, und die nationalen Reibungen würden nicht aufhören. Die Ökonomie der Kräfte gebietet uns, möglichst lange an dem internationalen Verband festzuhalten, bis sich neue Formen herausgebildet haben; innerhalb dieses Verbandes werden die Reformen kommen, die eine künftige Einheit ermöglichen. Also nicht immer den Separatisten mit Vorschlägen entgegenkommen. Unsere Zentralverbände entwickeln sich schon wieder aufwärts; die ökonomische Entwicklung arbeitet in unserem Geiste. Daß eine Einheit nur auf dem Boden des Bauerschen Vorschlags möglich ist, muß entschieden verneint werden.

Im Septemberheft ergreift Viktor Adler in einem Artikel **„Die separatistische Krise“** das Wort, vor allem zur Beantwortung Kautskys. Das nationale Problem hat von Anfang an der Partei schwierige Aufgaben gestellt. Die Einheit der Partei konnte nur durch schwere Arbeit hergestellt werden, deren bewegende Kraft der Wille zur Gemeinsamkeit war. Nicht durch Mehrheitsbeschlüsse, sondern nur durch Vereinbarung vollzog sich die Entwicklung der Partei; die Demokratie bei nationaler Verschiedenheit erfordert diese Methode. Die Antwort auf Kautskys Frage ist damit gegeben; der Wille zur Gemeinsamkeit fehlt dermaßen, daß eine Vereinbarung ausgeschlossen erscheint. Diese Tatsache durch einen Gesamtparteitag konstatieren zu wollen, wäre zwecklos, ja sogar schädlich, weil damit Brücken, die zur Gemeinsamkeit zurückführen können, abgebrochen werden. Man macht nicht Kraftproben, wenn man weiß, daß sie mißlingen müssen. Technische Hindernisse eines Gesamtparteitags sind Nebensache; aber oft sind sie — wie die Frage der Zulassung beider tschechischen Parteien — nur der Ausdruck praktischer Unmöglichkeiten. Wer sich die Sache als Zivilprozeß vorstellt, für den liegt sie einfach genug; die Tschechen kommen entweder nicht, und dann werden sie kontumaziert, oder sie weigern sich, zu gehorchen, dann werden sie verurteilt. Aber damit ist man nicht nur keinen Schritt weiter gekommen, sondern umgekehrt wird dadurch der Separatismus gestärkt werden. Denn unsere Hoffnung, daß die Tschechen von ihrem Wege zurückkommen werden, beruht auf der Überzeugung, daß der internationale Gedanke im tschechischen Proletariat nicht tot, sondern bloß ins Unterbewußtsein herabgesunken ist; ihn darf man durch unkluges Vorgehen nicht völlig abstumpfen. Wir müssen warten, bis der Separatismus sich ausgelebt hat; wir können nichts machen, die tschechischen Arbeiter müssen sich selbst helfen, ihn zu überwinden. Unsere Versuche reizen nur ihre Empfindlichkeit; die Tatsachen aber lehren zu deutlich, wohin er sie geführt hat: politische Spaltung, Schwächung der gewerkschaftlichen Organisation, Isolierung in der Internationale.

Der Schaden, den der Separatismus der ganzen Bewegung zugefügt hat, ist nicht hoch genug zu veranschlagen. Die Gesamtpartei ist funktionsunfähig gemacht, der Lebensnerv des Klassenkampfes ist durch die gewerkschaftliche Spaltung an

gegriffen — und völlig ohne Nutzen, denn die nationale Autonomie, die in der politischen Organisation immer neben Schwierigkeiten auch Vorteile mit sich bringt, ist in der Gewerkschaft nur schädlich. Als Milderungsgrund kann nur gelten, daß die tschechischen Genossen unfähig geworden sind, gewerkschaftlich zu denken; sie übertragen schablonenhaft auf die Gewerkschaft, was nur in der politischen Organisation ausführbar ist, und sind blind für gewerkschaftliche Notwendigkeiten. Das Fehlen des Willens zur Gemeinsamkeit, das jede gemeinsame Organisation als deutsche Herrschaft ansieht, macht einen Gesamtparteitag unmöglich. Weshalb wurde er aber nicht früher einberufen? Weil dann der Riß schon früher gekommen wäre; 1905 gaben die Tschechen schon eine Erklärung für den Separatismus ab; dann kam der Wahlrechtskampf, der Wahlkampf; wäre dann 1907 oder 1909 ein Gesamtparteitag einberufen worden, so wäre der Verband im Reichsrat gesprengt worden, bevor die parlamentarische Aktion feste Wurzeln in den Massen schlagen konnte.

Die Schuld der Gesamtexekutive kommt also darauf hinaus, daß sie kein Öl ins Feuer gegossen hat. Sie hat vermieden, die Entrüstung und Leidenschaft der deutschen Genossen anzufachen; hat es auch nichts gefruchtet, so ist es auch kein Schaden gewesen. Die Gründung der neuen tschechischen Partei ist von uns entschieden mißbilligt worden; aber sie ist als Akt der Verzweiflung zu verstehen. Die alte, tschechoslawische Partei hat nicht aufgehört eine sozialdemokratische Partei zu sein; sie glaubt, den Boden des Klassenkampfes keinen Augenblick verlassen zu haben; sie unterliegt einer furchtbaren Suggestion, aber wir müssen darauf rechnen, daß sie die separatistische Krise überwinden wird. Die deutsche Partei hat die schwere Aufgabe, ihren Weg so zu wählen, daß eine künftige Einheit vorbereitet wird.

Karl Cermak führt in einem Aufsatz **„Der Weg zur Klärung“** aus, daß Bauers Lösung schon deshalb unmöglich ist, weil die Separatisten sie ablehnen. Die Zeit für eine Ordnung des Streites ist noch nicht gekommen. Für eine Rückkehr zur besseren Einsicht ist es zu spät, für eine Beurteilung der neuen Lage zu früh. Nachdem sich die nationalistisch fühlenden Tschechen abgesondert haben, wird die weitere Werbekraft von ihren gewerkschaftlichen Erfolgen abhängen. Der Kampf gegen das Unternehmertum wird beiderseits belehrend wirken; dann erst wird sich die Lösung organisch entwickeln. Der Wiederaufbau der Gesamtpartei ist auch nicht möglich; ein Gesamtparteitag kann nur einen Beschluß fassen; Einheit ist aber nur möglich durch Vereinbarung; eine Gesamtpartei kann nur durch den gemeinsamen Willen aller Nationen bestehen. Wollten wir die Separatisten, die mit uns das Ziel gemeinsam haben, als Feinde behandeln, so verschlimmert man die Sache des Zentralismus. Aber es muß mehr als bisher Aufklärung über diese Fragen in der Presse geschaffen werden, damit der Boden vorbereitet wird.

Otto Bauer beantwortet in **„Gesamtparteitag und Gewerkschaftsfrage“** die gegen seinen im Juliheft des „Kampf“ gemachten Vorschlag vorgebrachten Einwände. Kautsky denkt an eine Gesamtpartei, worin sich die Minderheit der Mehrheit beugt; eine solche besteht nicht mehr. Deutsche und tschechische Arbeiter sind, denken und fühlen, kraft Herkunft und Nation, völlig verschieden, auch wo sie beide Sozialdemokrat sind. Dem seßhaften Deutschen ist der Sozialismus ein tieferfaßter Glaube, ein klares Wissen; der zuwandernde Tscheche übertrifft ihn an proletarischem Trotze und Kühnheit, steht hinter ihm aber an klarem Wissen zurück, vor allem seitdem in den letzten Jahren die tschechischen Massen schnell erobert wurden, ohne ihre alten Vorurteile abzulegen. Ähnliche Verschiedenheiten zum Beispiel zwischen Berlinern und Badensern werden durch die gemeinsame Sprache überbrückt; aber zwischen Deutschen und Tschechen fehlt diese Möglichkeit geistiger Beeinflussung. Dazu kommt, daß die Tschechen sich im stetigen Kampfe gegen deutsche Herrschaft emporgerungen haben; dieser Gedanke des Kampfes gegen deutsche Herren erfüllt die Massen — und nun finden sie in der sozialdemokratischen Partei, in der Gewerkschaft wieder Deutsche an führender Stelle. So wird der Gedanke begreiflich, daß er auch hier die deutsche Führung als Herrschaft empfindet und sie beseitigen will. Alle „Einheit“ heißt bei

den Separatisten „Deutsche Herrschaft“; dieser Gedankengang hat bei den Tschechen die Kraft einer Selbstverständlichkeit bekommen. Dann hat die Obstruktion den Gedanken gefördert, daß eine Minderheit sich der Mehrheit nicht zu fügen braucht. Dieses Prinzip ist selbstverständlich für nationale Minderheiten, die nie hoffen können, Mehrheit zu werden; und daher wird auch die tschechoslawische Partei sich nie einem Mehrheitsbeschluß unterwerfen. Der Staat bleibt trotz der Obstruktion durch seine Gewaltmittel bestehen; die Gesamtpartei hat solche nicht und fällt bei dieser Sachlage einfach in Teile auseinander. Auf dem Gesamtparteitag würde die beschließende Mehrheit eine deutsche Mehrheit sein; sein Beschluß ist von vornherein wertlos für die Tschechen, die nicht einmal auf den internationalen Kongreß hörten. Ein Kampf um die Organisationsfrage: Zentralismus oder Separatismus wäre nichts weiter als ein erbitterter nationaler Kampf zwischen Deutschen und Tschechen in jedem Fabrikdorf. Ein Gesamtparteitag wäre jetzt ein liquidierender, während wir warten wollen, bis ein konstituierender möglich ist.

Gegen den Vorschlag des territorialen Kompromisses ist scharf opponiert worden. Natürlich ist die Gemeinsamkeit besser; aber sie ist unmöglich. Dann ist der territoriale Separatismus immer das kleinere Übel gegen den nationalen Separatismus. Im ersten Falle überlassen wir den Tschechen ihr Gebiet; im zweiten Falle tragen sie den Kampf in jede Fabrik, wo die Masse deutsch ist und schädigen diese direkt durch Lähmung der gewerkschaftlichen Kampffähigkeit. Mit dem nationalen Separatismus ist kein Frieden möglich. Es mag sein, daß er doch übergreifen wird auf deutsche Gegenden; aber das wollen wir abwarten; vorerst ist dann doch ein Frieden da, der den Kampf gegen die Unternehmer ermöglicht und damit die Massen gewerkschaftlich denken lehrt. Die territoriale Abgrenzung soll nicht allgemein gelten, sondern durch Vertrag von Verband zu Verband innerhalb der einzelnen Gewerbe angebahnt werden.

Ob die Entwicklung dahin führt, wissen wir nicht; in der tschechoslawischen Partei ringen zwei Richtungen, eine proletarische und eine kleinbürgerlich-nationalistische, um die Macht. Tragen die Tschechen den Separatismus nach Wien hinein, dann natürlich gibt es nur Kampf; dann müssen wir über den langen schmerzvolleren Weg zur schließlichen Einheit kommen.

Im Septemberheft ist gleichfalls **„Eine Antwort des Pravo Lidu“** abgedruckt, damit die Leser die Argumente der Tschechen aus deren Munde selbst erfahren können. Die deutschen Genossen haben immer die Nationalfrage als eine Machtfrage angesehen: der tschechische Arbeiter soll der deutschen Sozialdemokratie untertänig und tributpflichtig sein, wer sich weigert, die Unterwerfung unter Wien zu fördern, den schließen sie aus der Internationale aus. Was nicht deutsche Zeichen trägt, ist für sie nicht gleichberechtigt, und wenn wir Gleichberechtigung fordern, klagen sie uns des Chauvinismus an. Was die kapitalistische Regierung nicht vermochte, will die deutsche Sozialdemokratie zustande bringen, die tschechischen Arbeiter zur Erhaltung des deutschen Charakters Österreichs in den deutschen zentralen Gewerkschaften heranzuziehen. Weil wir uns nicht ihrem Diktum unterwerfen, verfolgen sie uns in der gehässigsten Weise; und weil das alles nichts hilft, klagen sie uns vor der Internationale an. Aber wie die Wahlen zeigen, können sie uns doch nicht vernichten.

Als die Arbeiterbewegung heftig verfolgt wurde, konnte man noch nicht an nationale Fragen denken. Als die Verfolgung nachließ, bildeten sich die Organisationen zumeist auf nationaler Grundlage; nach Hainfeld wurden diese zu einer einheitlichen Gesamtorganisation zusammengefaßt, deren Exekutive in Wien saß und hauptsächlich deutsch war. Die Tschechen beteiligten sich daran, aber um so gehässiger trat die Herrschsucht der Deutschen zutage, um so eifriger bauten sie ihre eigene Partei auf. Das Anwachsen der Bewegung machte als Zwischeninstanzen Landeszentralen nötig, welche in Böhmen und Mähren natürlich vorwiegend tschechisch waren.

Aber jetzt wollten die deutschen Minoritäten sich nicht unterwerfen; sie erhoben en Nationalismus zum Organisationsprinzip, als die gemeinsame Organisation nicht ehr ihre Herrschaft bedeutete, und für diese Länder wurden zwei selbständige andesorganisationen, eine tschechische und eine deutsche, geschaffen. Das hat die schechen bestimmt, alle Fesseln abzuschütteln. Nachdem die Gesamtparteitage auf-hört hatten, bestand noch lange die Fraktionsgemeinschaft im Parlament, aber ich da suchten die Deutschen ihre Herrschaft zur Geltung zu bringen, und als das icht ging, lösten sie lieber den Verband auf. Sie haben offenbar mit ihrem Wiener ieg gewisse nationale Verpflichtungen übernommen, deren Erfüllung ihnen ver-ehren würde, eine innigere Verbindung mit den tschechischen Genossen aufrecht-erhalten. In der Gesamtpartei entschieden die Deutschen immer, weil die anderen ationen finanziell von ihnen abhängig sind und mit ihnen gehen. Ähnlich haben e Deutschen die zentralen Reichsgewerkschaften gegründet, und sie trugen alles eld der Tschechen nach Wien, stellten unfähige Leute als Angestellte an, begünstigten i Lohnkämpfen die deutschen Kreise und brachten so die tschechischen Arbeiter zur mpörung. Als diese sich dann selbständig zu machen begannen, wurden sie in der icksichtsloseſten Weise verfolgt, für unorganisiert erklärt und boykottiert; und die ichsdeutschen Gewerkschaften folgten diesem Beispiel.

Als das alles nicht half, versuchten sie die tschechische Sozialdemokratie zu spalten. ie gründeten eine neue Wiener Zentrale und eine Zeitung, in der sie Marodeure istellten, und mittels ihrer Angestellten versuchten sie uns zur Tributpflicht und ntertänigkeit gegen Wien zurückzubringen. Sie verklagten uns in Kopenhagen, daß ir uns ihnen nicht unterordnen wollten, und mit Hilfe ihrer Stammesgenossen lang es ihnen, ein Votum gegen uns zu bekommen. Dieselben Länder, deren rganisationen zu Hause selbst gespalten sind, forderten uns im Namen der Einheit ır Unterwerfung auf. Dann gingen die deutschen Genossen dazu über, den Ange-llten der Wiener Gewerkschaftskommission Mittel in die Hand zu geben, unsere artei zu spalten. Sie stellten bei den Wahlen Kandidaten gegen uns auf und llten sich sehr empört, als wir dafür ihnen tschechische Arbeiterkandidaturen gegen-erstellten. Die Wahlen haben gezeigt, daß sie machtlos gegen unsere Festigkeit ıd; aber damit haben wir auch alles Vertrauen in die Loyalität der deutschen enossen verloren.

Kautsky hat früher gefordert, daß der Kampf um die Organisationsform nicht ı einem Kampfe gegen die Tschechen werden dürfe. Aber jetzt vergißt er das, ruft ım Kampfe gegen den Separatismus auf und billigt es, daß die sozialistischen rundsätze der Gleichberechtigung und der Selbstbestimmung nur so weit Geltung iben, als die deutschen Genossen es zulassen. Er beurteilt die Sache nur vom tandpunkt der Interessen der deutschen Genossen; so weit hat auf ihn die Suggestion r Deutschen gewirkt.

Die deutschen Genossen legen die Grundsätze des Sozialismus unrichtig aus, enn sie daraus das Recht herleiten, über andere Nationen zu herrschen. Die poli-chen Interessen eines ausgebeuteten und politisch unterdrückten Volkes, das für tionale Selbständigkeit kämpft, muß der Politik eines privilegierten Volkes der ısbeuter und Bedrücker entgegengesetzt sein. Der Hinweis auf die proletarischen orderungen der Lohnerhöhungen und Sozialreformen ist leeres Geschwätz, seitdem r parlamentarisch kämpfen, denn dabei handelt es sich um die politische Macht. ir wollen einen gemeinsamen Boden mit den deutschen Genossen suchen im Kampfe gen die Bourgeoisie, aber dann müssen sie auf ihre Herrschgelüste verzichten. Wir eiben Sozialdemokraten und stehen auf dem Klassenkampfstandpunkt: aber die Ober-rrschaft der Deutschen ist kein sozialistisches Prinzip und die Internationale darf cht das Grab der Eigenberechtigung der kleinen Nationen sein.

Im Oktoberheft schreibt R. Hilferding unter der Überschrift **„Die Gesamt-rtei ist tot, es lebe die Gesamtpartei"**. Im „Pravo Lidu" wird klar ausgesprochen: enn die neue tschechische Partei von der deutschen Partei anerkannt wird, so schneidet

diese sich ein Zusammengehen mit unserer großen tschechoslawischen Partei ab. Nun ist es ausgeschlossen, daß der kommende Innsbrucker Parteitag die neue Partei nicht anerkennen wird; diese Drohung bedeutet also eine politische Trennung der Separatisten von den übrigen Sozialdemokraten. Bisher sind die Deutschen immer zurückgewichen; auf jedes Vordringen der Separatisten haben sie mit neuen Friedensvorschlägen geantwortet. Verständlich sind diese wie auch die von Bauer aus der Erkenntnis des großen Schadens, den die Spaltung bringen muß; aber eine objektive Untersuchung der Ursachen und Kräfte hätte ergeben, daß die Tschechen sie unmöglich annehmen würden. Bauers Vorschläge wären diskutierbar gewesen, wenn sie aus Prag gekommen wären; aber sie kamen aus Wien, und Prag lehnte sie von vornherein ab. Dasselbe gilt für Viktor Adlers Hoffnung, politisch noch mit den Tschechen von Fall zu Fall zusammenarbeiten zu können. Auch das können sie nicht wollen; sie müssen Erfolge aufweisen, und das können sie nur, wenn sie anstatt der schwer durchführbaren proletarischen Forderungen die nationalen Forderungen in den Vordergrund schieben. Dann haben sie ein gemeinsames Kampffeld mit den bürgerlichen Tschechen; dabei wird die Partei zu einer nationalistisch-kleinbürgerlichen Hilfstruppe der bürgerlichen Parteien, und tatsächlich befinden sich die Separatisten schon in ihrer Abhängigkeit. Können sie dann nicht in sozialpolitischen Fragen mit uns zusammenarbeiten? Auf diesem Gebiet werden sie uns als Konkurrenten betrachten, weil sie nicht zulassen können, daß die deutschen Sozialdemokraten besser als sie die Interessen des tschechischen Proletariats verfechten; durch einen Wort- und Scheinradikalismus, der seine Kraft in der Demagogie hat, werden sie uns zu übertrumpfen suchen.

Natürlich wird diese Entwicklung eine Opposition unter den tschechischen Arbeitern hervorrufen. Es wird oft gesagt: um diese Opposition nicht zu hemmen, dürfen wir keinen Kampf gegen die Tschechoslawen führen, da dieser sie nur noch fester zusammenschmiedet. Aber erstens ist eine solche Ideologie sehr zähe, wie der christliche Separatismus in Rheinland-Westfalen zeigt; und zweitens wird das proletarische Interesse nur durch Kampf gegen den Mißbrauch, der mit ihm getrieben wird, geweckt. Nur der Kampf kann den Separatismus zurückdrängen, Kampf innerhalb des tschechischen Proletariats. Zwar reden wir nicht die tschechische Sprache, aber die neue tschechische Partei redet unsere internationale Sprache auf tschechisch. Sie ist noch klein, aber sie muß von uns als die einzige Vertreterin des internationalen tschechischen Proletariats unterstützt werden. Und auch aus dem Grunde, daß der nationalen Verhetzung der deutschen Arbeiter keine Argumente gegeben werden dürfen, können wir die nationalistische tschechoslawische Partei nicht mehr als sozialistische Partei anerkennen.

Wir dürfen nicht mehr scheinen wollen, als wir wirklich sind. Wir haben massenhaft Kämpfer gewonnen, aber die Zeit fehlte, sie alle mit sozialistischem Bewußtsein zu erfüllen. Das muß jetzt in einem schmerzlichen Prozeß nachgeholt werden. Die Zeit der Vereinbarungen ist vorbei; die Massen müssen um die Entscheidungen kämpfen. Dazu braucht man eine neue wirkliche Gesamtpartei mit kräftiger Aktionsfähigkeit; darin ist nur für die neue tschechische, nicht aber für die tschechoslawische Partei Platz, der wir genau so gegenüberstehen wie einer radikalbürgerlichen Partei. Diese neue Partei ins Leben zu rufen, ist die Aufgabe des Innsbrucker Parteitags. Einheit in Gewerkschaft und Partei auf Grund eines furchtlos und rücksichtslos bekannten Internationalismus, mit dieser Losung werden wir den Separatismus und die Demagogie in Österreich besiegen.

Druckfehlerberichtigung. Im Artikel „Marokko und der deutsche Erzbedarf“ von Otto Hue in Heft 2 muß die Gesamtsumme des Minetteerzvorrates (S. 57) heißen 5191 Millionen Tonnen (statt 7191 Millionen Tonnen).

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.



1. Band Nr. 5 Ausgegeben am 3. November 1911 30. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Der Parteitag von Modena.

Von **Oda Olberg** (Rom).

Der Parteitag von Modena war als ein außerordentlicher Kongreß einberufen worden, um eine Antwort auf die Fragen zu geben, die im Anschluß an die Berufung Bissolatis in das Ministerium Giolitti aufgeworfen worden waren. Der vorige Parteitag hatte die Frage der Teilnahme von Sozialisten an der Regierung als ganz außer dem Bereich der praktischen Möglichkeit liegend betrachtet und von einer prinzipiellen Stellungnahme abgesehen. Fünf Monate später war das unmöglich Scheinende zur Tatsache geworden, und die Partei sah sich vor die Frage gestellt, einem sozialistischen Minister ihre Solidarität zu gewähren oder zu verweigern. In der ungeheuren Erregung, in die der Fall Bissolati die Partei versetzte, wurde die Einberufung eines außerordentlichen Parteitags gefordert, der über das Geschehene urteilen und für das Kommende Normen vorschreiben sollte. Seitdem sind Monate ins Land gegangen, die Erregung hat sich gelegt, und über das Urteil der Parteimehrheit in Sachen der Teilnahme an der Regierung konnte nicht mehr der geringste Zweifel bestehen: diese Teilnahme war verworfen, ehe der Parteitag zusammentrat. Den Brennpunkt der Diskussion bildete diese Frage in Modena nicht.

Statt des Eintritts in ein Kabinett stand die gesamte reformistische Taktik zur Diskussion, nicht mehr, wie bisher, nur von den Revolutionären kritisiert und gemißbilligt, sondern von den Reformisten selbst in Frage gestellt. Hier lag das eigentlich Neue, das „Außerordentliche" des Parteitags. Auf ihm haben sich die Reformisten gegen den systematischen Ministerialismus gewendet, nachdem die Mehrheit der Parteigenossen dies bereits getan hatte. Sie haben der Tatsache einer neuen Orientierung Rechnung getragen und sind denen gefolgt, denen sie Führer sein wollen.

Diese Erscheinung hat eine viel größere Bedeutung und Tragweite, als auf den ersten Blick scheinen mag, und sie ist keineswegs damit abgetan, daß man in ihr ausschließlich einen opportunistischen Trick sieht, um die Macht zu bewahren. An sich ist es von großem und internationalem Inter-

esse, daß die ministerielle Taktik die Massen, zu deren Vorteil sie doch dienen sollte, entfremdet hat, und daß diese Entfremdung gerade in einer Periode zum Ausdruck kommt, in der der parlamentarische Einfluß der sozialistischen Parlamentsfraktion unverkennbar groß ist und unsere Abgeordneten von dem Ministerium geradezu umworben werden. Die Masse legt ihre Unzufriedenheit mit der heutigen Taktik gerade in einem Zeitpunkt an den Tag, den man nicht mit Unrecht im reformistischen Sinne eine Erntezeit nennen kann. Wann und wo hat je ein Ministerpräsident der sozialistischen Partei zum Munde geredet, wie dies Giolitti in seiner Turiner Bankettrede getan hat? Wann hat man je für 34 oder 35 Stimmen in der Kammer eine weitgehende Wahlreform in die Wagschale gelegt? Nicht des mißglückten, gescheiterten, von der Regierung gemißachteten Ministerialismus hat sich die Partei müde gezeigt, sondern einer reformistischen Hochkonjunktur, während deren die Berufung eines sozialistischen Abgeordneten in ein Kabinett im Bereich der täglichen Möglichkeit liegt! Die Massen haben sich nicht von Mißerfolgen der Reformisten, sondern von ihrer erfolgreichen Taktik abgewendet.

Vom Standpunkt der Revolutionäre liegt hierin nichts Verwunderliches. Diese halten dafür, daß die Partei den beständigen Gegensatz zwischen Bourgeoisie und Proletariat in ihrer politischen Haltung zum Ausdruck bringen müsse, nicht nur, weil sie dadurch die Nutzbarmachung der politischen Kräfte des Proletariats für die Erhaltung des heutigen Regimes verhindert, nicht nur, weil sie dadurch den Massen Führer und Wegweiser in ihrer Kritik unserer Gesellschaftsordnung ist, sondern auch, weil sie durch dieses Vorgehen dem dumpfen Grolle der beherrschten Klasse Ausdruck gibt und ihr mehr oder weniger unklares Streben nach einer neuen Gesellschaftsordnung verkörpert. Von diesem Standpunkt aus kann es nicht verwundern, daß die Massen durch eine Politik des Zusammengehens mit der herrschenden Klasse befremdet und irre gemacht werden, und daß sie sich einer Fraktion zuwenden, deren Tun sie im Einklang mit dem täglichen Empfinden der Massen sehen. Für den Revolutionären stellt also die heutige Ablehnung der ministeriellen Taktik durch die Massen nur die Probe aufs Exempel dar.

Was bedeutet sie aber für den Reformisten? Daß ihre Taktik als ausschließliche falsch und unfruchtbar ist, sagen die einen; daß die Massen für sie noch nicht reif sind, meinen die anderen.

Nun liegt in der Tat keinerlei Grund vor, nur den beständigen Ministerialismus und das beständige Zusammengehen mit der herrschenden Klasse als echt reformistisch anzusehen. Die Reformisten haben nie behauptet, daß die Fraktion ministeriell sein müsse, sondern nur gefordert, daß sie ministeriell sein könne. Die Grenzen sollten allein durch den Vorteil des Proletariats bestimmt sein. Wo liegt nun aber von diesem Standpunkt aus der Grund, heute das Ministerium zu verlassen, heute, wo es das allgemeine Wahlrecht verspricht, wo es den Reformisten zufolge von der Reaktion bedrängt wird? In der Tripolisaffäre, gibt man zur Antwort. Darauf wäre zunächst einzuwenden, daß schon vor dem Auftauchen dieser Affäre die Zweckmäßigkeit weiteren Ministerialismus auch von reformistischer Seite in Frage gestellt wurde, und weiter, daß die Tripolisaffäre durchaus keinen Anfall von Wahnsinn, keinen jähen Bruch mit den

bürgerlichen Traditionen darstellt, sondern eine, wie Bonomi ganz richtig sagt, notwendige und normale Äußerung des kapitalistischen Regimes. Für jedes bürgerliche Kabinett ist, wie Lerda hervorhob, ein Kolonialabenteuer potentiell gegeben: wer dem Kabinett seine Unterstützung gewährt hat, darf nicht über die seinem Wesen gemäßen Äußerungen kopfscheu werden. Diesen Argumenten gegenüber vertrat Turati den Standpunkt der praktischen Zwecklosigkeit des weiter andauernden Ministerialismus. Die Tripolisaffäre legt unfehlbar Beschlag auf einen Teil der finanziellen Resourcen des Landes und macht somit jede praktische Reformpolitik, der zuliebe die Fraktion ministeriell sein könnte, unmöglich. Deshalb vor allem ist den gemäßigten Reformisten zufolge der Übergang zur Opposition nötig geworden. Von diesem Standpunkt aus wäre der italienische Staat heute wie ein vor der Verarmung stehender Mensch zu behandeln, dem schön zu tun nicht mehr lohnt.

Uns will es scheinen, als ob die Erklärung für die Änderung der Taktik aus Veränderungen des bürgerlichen Milieus nicht stichhaltig wäre. Denn schließlich gibt es, wie Bissolati und die Seinen hervorhoben, immer noch etwas zu erreichen und immer noch etwas abzuwehren. Außerdem wäre das völlige Versagen der Staatsfinanzen doch abzuwarten. Wem das Ministerium vor drei Monaten der Unterstützung durch die Partei wert schien, dem sollte es unserer Meinung nach noch heute ihrer wert erscheinen.

Viel tiefer geht, vom reformistischen Standpunkt, die andere Erklärung: die Unreife der Massen. Man bedenke, daß die Reformisten sich der Tatsache gegenüber befinden, eine in ihrem Sinne erfolgreiche Taktik des Zusammengehens angewandt zu haben und sich trotzdem die Massen entfremdet zu sehen. War die Taktik falsch oder haben die Massen sie nicht verstanden? Je tiefer die Reformisten von der Richtigkeit ihrer Taktik überzeugt sind, um so mehr müssen sie die Entfremdung dem mangelnden Verständnis des sozialistischen Proletariats zur Last legen. In der Tat betonte Turati wieder und wieder die Unreife der Massen, ihren intellektuellen und moralischen Tiefstand. Für ihn besagt die tatsächliche Entfremdung nur, daß der Reformismus dem Verständnis der Massen allzu weit vorausgeeilt ist und den Einfluß auf sie verloren hat, weil er seinen Schritt nicht nach ihren Fähigkeiten richtete. Da er des Einflusses bedarf, muß er mit dieser tatsächlichen Rückständigkeit rechnen und nicht den Maßstab seiner eigenen geistigen Fähigkeiten, sondern den des Verständnisses der Massen seinen Handlungen zugrunde legen.

Dieser Standpunkt ist konsequent, wie auch der Bonomis konsequent ist, der der sozialistischen Aktion nicht die Grenzen des Verständnisses der Massen gezogen wissen will, aber gleichzeitig betont, daß die Partei der großen Masse gar nicht bedürfe und ohne sie handeln könne, ohne aufzuhören, für sie zu handeln. Die Reformisten haben in Modena eingeräumt, daß sie ihren Einfluß auf die Massen teilweise eingebüßt haben, gerade ob ihrer reformistischen Taktik. Für die einen lag der Fehler in dem übermäßigen Gebrauch des Ministerialismus, für die anderen in der Unreife der Masse. Mit Rücksicht auf diese Unreife wollen die Turatianer stehen bleiben, während die Fraktion Bissolati fortschreiten will, der Loslösung von den Massen nicht achtend. Da diese Fraktion nicht einmal ein Zehntel aller Stimmen des Kongresses erhielt, so gebührt unser Interesse vor allem den von Turati geführten gemäßigten Reformisten.

An sich scheint es nun keine große Sache zu sein, daß eine Fraktion der Partei vorübergehend einen Wechsel der Taktik für geeignet hält, um ihren Einfluß nicht einzubüßen. Aber in der Nähe besehen, ist die Taktik doch etwas anderes als ein nach Belieben zu wechselndes Kleid. Sie ist der notwendige Ausfluß bestimmter Voraussetzungen und Wertungen. Was hat denn die Reformisten zum Ministerialismus getrieben? Doch nicht die Liebe für Giolitti, doch nicht das Streben, mit der Parlamentsmehrheit zu verschmelzen, sonderr einfach die Auffassung, daß entscheidende Schlachten der Zeitgeschichte im Parlament geschlagen werden. Hier liegt wohl der ausschlaggebende Unterschied zwischen Reformisten und Revolutionären. Die ersten sehen in einem großen Teile des sozialen Geschehens das Ergebnis des parlamentarischer Widerstreits und glauben im Ernst, daß sie durch das Gewicht ihres Votums ein Stückchen Schicksal bestimmen. Sie glauben das, wohlverstanden, nich bloß bei den Fragen, in denen die Masse hinter ihnen steht, in denen si überhaupt nicht entscheiden, sondern nur ausführen: sie glauben es auch be all den Gesetzen, die nur einem gleichsam zufälligen Spiel der parlamentarischen Kräfte ihre Mehrheit verdanken. Auch die Revolutionäre bezweifel keinesfalls, daß die Stimmen der sozialistischen Abgeordneten Ausdruck eine tatsächlichen Macht sein können, aber doch nur, wenn und soweit hinter ihne ein Massenwille steht, der im Sinne der Abstimmung auch außerhalb de Parlaments ins Gewicht fallen könnte. So unerquicklich es ist, dieselbe Dutzendwahrheiten immer wieder zu wiederholen, so kann man doch nic unterlassen, diesen ausschlaggebenden Unterschied in der Beurteilung de Parlaments in helles Licht zu setzen. Die Revolutionäre halten dafür, da was nicht potentiell in den Massen gegeben ist, als deren Wille und Fähigkeit, es zu erringen, durch keine noch so schlaue Taktik der herrschenden Klas abzulisten sei: natürlich kann man Buchstaben, Worte, Gesetze erlisten, aber stellen keine Errungenschaft dar, weil die Masse sie nicht zu nützen imstande is

Aus dieser Auffassung folgt die Taktik. Die Revolutionäre fordern d Opposition, weil sie zu wissen glauben, daß die Zugeständnisse der Regierung an die beherrschte Klasse nur das Fazit einer Machtverschiebung sind, welc die wirtschaftliche Entwicklung, die Organisation der Arbeiterschaft, die Schärfung des Klassenbewußtseins usw. herbeigeführt haben, und die im Parlament lediglich gebucht wird. Die Revolutionäre sind der Überzeugung, durch ih Opposition den Forderungen der Logik und der „Pädagogik“ zu entsprech, aber sie können diese Überzeugung doch nur deshalb haben, weil sie nit glauben, mit ihren groben oppositionellen Tritten die zarten Saaten künftiger Reformen zu zertreten. Einer abweichenden Auffassung des sozialen Geschehes entspricht eine verschiedene Wertung der parlamentarischen Aktion und dier eine verschiedene Taktik.

[1] Was fruchtet zum Beispiel dem italienischen Proletariat der prozessuale Schutz gegen willkürliche Verhaftung? Auf dem Papier ist man darin unendlich weit, währ tatsächlich Verhältnisse vorliegen, die eine Volksbewegung für einen „Habeaskorpusakt“ ratsam erscheinen lassen. Wie viele italienische Proletarier und ausländische Handwerksburschen haben wochenlangen Arrest erduldet, ohne überhaupt verhört zu werden! Man kann geradezu sagen, daß die Überfülle gesetzlicher Garantien einer tatsächlichen Besserung im Wege steht. Fehlte das Gesetz, so ließe sich die Sache in den Vordergrund des öffentlichen Bewußtseins rücken und könnte zum Brennpunkt einer Massenagitation werden. Heute dagegen ist alles auf dem Papier längst erreicht und nur der proletarischen Wirklichkeit unerreichbar fern.

Gewiß darf niemand den Reformismus schlechthin dem chronischen Ministerialismus gleichsetzen. Aber dessenungeachtet bringt der Reformismus die Taktik des kleineren Übels und damit die des Ministerialismus notwendig mit sich. Wer sich als Vorsehung des Proletariats fühlt, wer sich die Verantwortung zuschreibt für das Werden und Vergehen von Ministerien, für Fortschritt und Reaktion, dem weist diese Auffassung eine andere Taktik zu. Es ist ein psychologisches Unding, im Parlament einen Motor der Zeitgeschichte zu sehen, sich gleichzeitig die Kraft zuzusprechen, diesen Motor zu beeinflussen und sich trotzdem diese Beeinflussung zu verwehren. Deshalb können die Reformisten wohl auf einem Kongreß den Antiministerialismus zur Norm machen, aber befolgen können sie diese Norm nicht, solange sie an ihrer heutigen Auffassung von Parlament und Regierung festhalten.

* * *

Gehen wir nach diesen allgemeinen Betrachtungen zu den Kongreßverhandlungen und namentlich zu dem Widerstreit der verschiedenen Gruppen über, so muß vor allem betont werden, daß gerade Mailand der Herd des reformistischen Antiministerialismus war. Gerade dort, wo man am weitesten nach rechts gegangen war, hat die Gegenbewegung am stärksten eingesetzt. Diese Erscheinung kam schon auf dem vorigen Parteitag zur Geltung. Die Reformisten standen vor der Alternative, entweder selbst die Fahne des Antiministerialismus zu schwingen, oder einen Teil ihrer bisherigen Anhänger in das Lager der Intransigenten übergehen zu sehen. Unter diesen Umständen kam eine Mailänder Resolution zustande, die die Auffassung der sozialistischen Partei als eines Schutzinstituts der Massen ablehnt, die Notwendigkeit der Erkämpfung von Reformen betont und den Ministerialismus der Parlamentsfraktion nur ausnahmsweise und nur nach Einvernehmen mit dem Parteivorstand gelten lassen will. Die Teilnahme an der Regierung wird als mit den Leitsätzen und Bedürfnissen der Partei unvereinbar abgelehnt, und es heißt hier, daß „der Eintritt eines Sozialisten in ein bürgerliches Kabinett ihn automatisch aus der Parteiorganisation entfernen würde". Schließlich wird der Übergang zur Opposition im Hinblick auf die Tripolisaffäre gefordert und so die Fraktion beauftragt, das Ministerium nicht weiter systematisch zu unterstützen. Vergegenwärtigt man sich, daß dieselbe Mailänder Sektion im vorigen Jahre gegen die Wahlbündnisse auftrat, so läßt sich nicht verkennen, daß der Reformismus recht energisch anfängt, seine Taktik zu revidieren.

Wäre diese Resolution in ihrer ursprünglichen Fassung vor den Kongreß gekommen, so hätte sie nicht auf die reformistische Mehrheit rechnen können. Neben ihr wäre die Resolution der Referenten Bussi und Treves geblieben, die den Ministerialismus gelten ließ und nur angesichts der gegenwärtigen politischen Lage „die Opportunität der Teilnahme der Sozialisten an der Regierung" in Abrede stellte. Man mußte zwischen prinzipieller und opportunistischer Ablehnung vermitteln und die Resolution nach rechts ausweiten. So entstand jene endlose vereinbarte Resolution, die die Namen von Treves, Bussi, Zibordi, Rigola und Turati trug.[1] In ihr fehlt die Rücksicht auf

[1] Trotz der ungeheuren Länge sei die „konkordierte" Resolution als Dokument zur Parteigeschichte hier in wörtlicher Übersetzung wiedergegeben, wobei man nicht alle stilistischen Mißgeburten dem Übersetzer zur Last legen wolle: „In Erwägung, daß die stets wachsende technische, moralische und politische Hebung des Proletariats und die Verstärkung und Ausdehnung seines Klassenbewußtseins eine

den Raum und auf die Geduld der Leser so vollkommen, daß sogar ein Polemik mit Ferri und der von ihm verfochtenen Unterstützung eines Kab netts „von Fall zu Fall“ eingeflochten ist. Ihrer kongreßtaktischen Bedeutun nach sollte sie die Stimmen der Mailänder mit denen der Provinz Reggi und mit denen des nach links strebenden Reformismus der Konföderatio der Arbeit vereinigen.

Geglückt ist diese Konzentration bekanntlich nicht. Das in zwölfter Stund erfolgte Einbringen und Zurückziehen von Resolutionen war unbedingt d am wenigsten erfreuliche Seite des Kongresses. Die Verrenkungen der R formisten, um eine Spaltung in der Abstimmung zu vermeiden, obwohl ei solche Spaltung in den Überzeugungen gegeben war, machten unbedingt ein kläglichen Eindruck. Bissolati hatte keine seinen Standpunkt vertreten Resolution vorgelegt, aber trotzdem fand sich eine Anzahl von Genossen, d zwar nicht den Eintritt in ein Ministerium, aber doch die weitere Unte

---

absolute Vorbedingung des sozialistischen Endzweckes ist, ohne die die scharfsinnigst politischen und parlamentarischen Manöver eitel bleiben und Grund beständig neu Enttäuschungen sein müssen, erachtet es der Kongreß als erste und wichtigste Au gabe der sozialistischen Partei, unter den heutigen Verhältnissen in Italien die A beit für die sozialistische Erziehung, Propaganda und Organisation zu verstärke der Kongreß hält dafür, daß es auf dieser Grundlage im Interesse des Proletaria liegt und den tief revolutionären Zielen der sozialistischen Entwicklung entspric die Entwicklung fortschreitender sozialer Reformen zu erleichtern, die von dem Pro tariat verstanden, gefordert und errungen werden müssen, wobei ihre Erringu normalerweise durch energische Opposition gegen die herrschenden Einrichtung der Bourgeoisie und nur ausnahmsweise durch opportune Zugeständnisse u Kollaboration zu erzielen ist. In Gemäßheit dieser Grundprinzipien und auch i Hinblick auf die politischen Erfahrungen des letzten Jahrzehnts, die experimen dartaten, daß die Kollaboration oder gemilderte Opposition im Parlament bei a Berechtigung, soweit es sich um die Vertretung der proletarischen Rechte oder u die Wahlreform handelte, bei längerer Dauer der Entwicklung, Einheit und Kam tüchtigkeit der sozialistischen Kräfte des Landes nicht zum Vorteil gereichten: erkl der Kongreß, daß die sozialistische Partei allerdings keine Politik gladiatorenha und ewig gleicher Opposition annehmen kann, die die parlamentarische Aktion a heben und logischerweise zur Utopie der systematischen Gewalt und zur Wahlenth tung führen würde; daß die Partei allerdings mehr als je das Phrasentum b kämpfen muß, das das Vertrauen der Massen episodisch zu impulsiven und krank haften Bewegungen aufstachelt, die unfruchtbar sind und eine unheilvolle Reakti erzeugen; daß sie aber gleichzeitig und mit derselben Energie sich der entgeg gesetzten und gleichwertigen Illusion entgegenstellen muß, indem sie eine sozialisti Politik der Vormundschaft über das Proletariat bekämpft, die durch beständige A erkennung des jeweiligen Tatbestandes, und um den Kontakt mit der Regierung n zu verlieren, das kleinere Übel dem größeren vorzuziehen, fast die ganze Aktion er Partei — auch infolge des heutigen Standes der psychologischen Entwicklung er Massen — auf eine mehr oder weniger geschickte Tätigkeit wohlmeinender Parlan tarier reduzieren würde. Der Kongreß erklärt daher einen systematischen Minte rialismus der sozialistischen Parlamentsfraktion für absurd. Des weiteren häl er dafür, daß in der heutigen Phase der italienischen Geschichte, ohne sich für mög he Situationen einer fernen Zukunft festzulegen, die Möglichkeit der Teilnahme on Sozialisten, die weiter als solche betrachtet werden wollen, an einem bürgerl en Kabinett auszuschließen sei, welche Teilnahme, da sie eine innige und bestän ge Solidarität der Partei mit der gesamten Verteidigungsaktion der dem Proleta iat entgegengesetzten Klasse einschließen würde, nur in fast revolutionären, heute cht

tützung des Kabinetts Giolitti forderten. Dadurch löste sich die äußerste Rechte vom reformistischen Block los, was offenbar im Interesse der Klarheit und Aufrichtigkeit lag. Wo kamen aber Klarheit und Aufrichtigkeit hin, als diese Resolution kurze Zeit nach ihrer Einbringung zurückgezogen wurde, weil die Reformisten erfuhren, daß ihr Block auch nach links abzubröckeln begann! Durch ihre fortschreitende Verdünnung war nämlich die erwähnte „konkordierte“ Resolution schließlich einem Teil der Reformisten, und vor allem den Mailändern selbst, zu farblos geworden, und sie forderten in dem Schlußsatz die Streichung des Wortes „systematisch“. Als diese natürlich nicht gewährt wurde, machte ein Mitglied des Parteivorstandes, Genosse Modigliani, sich die ganze Resolution ohne das beanstandete Wort zu eigen, so daß der unbedingt antiministerielle Reformismus jetzt eine eigene Resolution hatte. Mit gleichzeitig unkluger und unwürdiger Eile wurde darauf die Resolution der Rechten zurückgezogen, und die Abgrenzung zwischen der Fraktion

---

vorauszusehenden Zeitläufen und zu fast revolutionären Zwecken denkbar wäre, und nur auf den ausdrücklichen Willen der Partei und des organisierten Proletariats erfolgen könnte. Angesichts der praktischen Unmöglichkeit, alle Fälle vorauszusehen und zu kodifizieren, unter denen die Unterstützung eines Kabinetts gerechtfertigt wäre, hält der Kongreß dafür, daß zwar die Parlamentsfraktion in der Wahl ihrer jeweiligen Taktik ungehemmt sein müsse, und daß die sinnlose und unlogische Politik, die „von Fall zu Fall“ entscheidet und die sozialistischen Kräfte in der Kammer den schlimmsten Feinden des Proletariats in die Hände gibt, auszuschließen sei, daß aber, wenn ausnahmsweise Motive für die Unterstützung eines Kabinetts sprechen, die betreffende Beschlußfassung im Einvernehmen mit dem Parteivorstand erfolge, unter Zuziehung der Vertreter der sozialistisch organisierten Gewerkschaften.

In Erwägung, daß die Eroberung des allgemeinen Wahlrechts keine wesentliche Verzögerung mehr erfahren kann, wenn das Proletariat dieses Wahlrecht wirklich will und nach seinem Werte abschätzt (welcher Wert minimal wäre, solange es sich um eine großmütige und vielleicht interessierte Spende von oben handelt); in Erwägung, daß die tripolitanische Expedition, aus welchen Gründen sie auch entstanden sein mag und wie immer man ihre politische und militärische Bedeutung abschätzen möge, den Grundgefühlen widerspricht, aus denen der Sozialismus hervorgeht, und eine unvermeidliche Hemmung der sozialen Reformpolitik darstellen wird; in Erwägung, daß das Proletariat dieser Expedition unter keinen Umständen seine Solidarität gewähren kann und durch seine offene und kampftüchtige Desavouierung praktisch am wirksamsten ihre verhängnisvollen Folgen abschwächt; in Erwägung schließlich, daß es politisch absurd und moralisch unmöglich wäre, einen lebhaften und wirksamen Protest gegen den neuen Kolonialwahnsinn durchzuführen und gleichzeitig im Einklang mit der Regierung vorzugehen, die der Träger dieses Unternehmens ist und am unmittelbarsten für es verantwortlich, gibt der Parteitag der Meinung Ausdruck, daß die sozialistische Parlamentsfraktion nicht weiter das heutige Kabinett systematisch mit ihren Stimmen unterstützen könne und solle.“

Man beachte den tiefsinnigen Satz, der von einer „innigen und beständigen Solidarität der Partei mit der gesamten Verteidigungsaktion der dem Proletariat entgegengesetzten Klasse“ spricht! Als erstes sollte der Parteivorstand einen Preis aussetzen für die beste Interpretation dieses merkwürdigsten aller Sätze. Mit großer Feinheit hat sich Genosse Lazzari über die zarte Form lustig gemacht, in der die höchste Instanz der Partei, eben der Parteitag, seinen Willen zum Ausdruck bringt, indem er „eine Meinung ausspricht“. Sehr angebracht ist auch die Polemik gegen Ferri! Nachgerade scheinen die Parteitagsresolutionen eine Art Sack zu werden, in die jeder etwas von seinen Wünschen und Enttäuschungen oder von seiner Rankünе steckt!

Bissolati und der Fraktion Turati, die doch taktisch die wichtigste de ganzen Kongresses war, wäre gänzlich fortgefallen, wenn nicht ein süd italienischer Parteigenosse, Basile, die zurückgezogene Resolution der Rechte aufrechterhalten hätte. So blieb die reformistische Dreiteilung und danebe die Resolution der Integralisten[1] und die revolutionäre Resolution Lerda. Die Ergebnisse sind bekannt: die Revolutionäre brachten es auf 8634 Stim men, rund 2600 mehr als vor einem Jahre. Dieser Zuwachs ist um so be achtenswerter, als 70 Parteisektionen der Provinz Forli mit rund 1700 Mi gliedern als Protest gegen den Fall Bissolati aus der Partei ausgetrete sind und dadurch der revolutionären Fraktion verloren gingen. Für Lerd stimmten Rom und Turin, weiter Biella, Bergamo, die Hälfte der Sektio Imola, Venedig, fast alle kleineren Orte der Toskana, zwei Sektionen d Emilia und sämtliche Sektionen der italienischen Partei im Ausland, i ganzen 264 von 602 an der Abstimmung beteiligten[3] Sektionen. Die Int gralisten sind in dem letzten Jahre von 4574 auf 1073 zusammengeschmolze Die drei reformistischen Resolutionen zusammen erzielten 11508 Stimm gegen 12991 in Mailand, und zwar erhielt Basile 1954, die „konkordiert Resolution 7818 und die Resolution Modigliani 1736 Stimmen. Für d „konkordierte“ Resolution stimmte fast die ganze Emilia, ein Teil von Lig rien, Genua, Siena usw. Die Abstimmung zeigt unwiderleglich, daß d stärkste einheitliche Fraktion in der italienischen Partei heute durch die R volutionäre dargestellt ist.

Ist dieses Ergebnis allein durch die Fehler der Reformisten zustande g kommen, wie diese selbst meinen, oder ist es eine Folge der verschärft

---

[1] Diese Resolution hatte folgenden Wortlaut:

„Im Hinblick auf die politische Haltung einiger Genossen, welche die Einberufu dieses außerordentlichen Parteitags veranlaßt hat, betont der Kongreß, daß We und Zweck der sozialistischen Partei keine Unterstützung eines Ministeriums zulass sondern nur ausnahmsweise das Eintreten für eine konkrete und wesentliche Refo erlauben, zu welcher Taktik die Einwilligung des Parteivorstandes und der Rat Konföderation der Arbeit einzuholen ist. Der Parteitag schließt jede Teilnahme Sozialisten an der Regierung aus, auch mit Rücksicht auf die herrschende Regierun form, und ruft allen Genossen die Pflicht der Disziplin und der Einhaltung Kongreßbeschlüsse ins Gedächtnis.“

[2] Die Resolution Lerda lautet:

„In Erwägung, daß die Teilnahme an der Regierung und die Unterstütz eines bürgerlichen Kabinetts eine Interessensolidarität zwischen herrschender und herrschter Klasse voraussetzen, die der Theorie und Praxis des Klassenkampfes wi spricht; in weiterer Erwägung des Umstandes, daß die teilweisen und vorüberge den Vorteile, die sich durch diese Teilnahme und Unterstützung für einige Katego der Proletariats erzielen lassen, in den Massen die Illusion erwecken, daß sich Umgestaltung der Gesellschaft allein durch die parlamentarische Aktion erzielen l bestätigt der Kongreß den Beschluß des Parteitags von Bologna, der jede Un stützung eines Ministeriums ausschließt, und spricht dem Verhalten einiger Abge neten, die im Widerspruch zur Parteidisziplin und zum Parteiprogramm eingewi hatten, einem bürgerlichen Ministerium beizutreten, seine lebhafte Mißbilligung Der Kongreß fordert weiter die Parlamentsfraktion auf, ihre Kritik der bürgerli Einrichtungen zu verschärfen, und ruft das Proletariat zur eifrigen Arbeit für eigene Hebung und Erziehung auf, als der wesentlichen Vorbedingung der sozi Erneuerung.“

[3] Diese Zahlen sind nicht offiziell, können also kleine Ungenauigkeiten entha

Propaganda der Intransigenten? Wir dürften ein Ergebnis dieser beiden Umstände vor uns haben: der Propaganda der Tatsachen und der der Ideen. Allzuviel haben die Fehler der Reformisten ihrer numerischen Stärke bis jetzt nicht geschadet, aus dem einfachen Grunde, weil die Reformisten ja als reuige Sünder vor dem Parteitag erschienen waren und für ihre Fehler Abbitte leisteten. Ja, gerade die Auffassung, daß von den Reformisten Fehler begangen wurden, war ihrem Zusammenhalten nützlich. Sobald man die heutige Erschlaffung aller Parteiorgane einem Fehler der leitenden Fraktion zur Last legte, genügte es, diesen Fehler zu verurteilen, ohne mit der Fraktion selbst zu brechen. Den Revolutionären erschien als logische und notwendige Folge, was die Reformisten für einen beiläufigen Mißgriff erachteten. Die eingestandenen „Fehler" haben sicher den Reformisten mehr genützt als den Revolutionären. Selbst die Tripolisaffäre hat sich geradezu als eine Rettung ihrer Kongreßtaktik erwiesen. Der Übergang zur Opposition, der für ihre Stellung im inneren Parteileben zur Notwendigkeit geworden war, erschien dadurch nach außen hin gerechtfertigt und plausibel, womit ich übrigens keineswegs sagen will, daß die Reformisten Tripolis nur als einen Vorwand des Übergangs zur Opposition, nicht als einen Grund angesehen hätten.[1]

Die Reformisten sind offenbar der Überzeugung, daß der Parteitag in eine für sie äußerst ungünstige Periode des politischen Lebens gefallen ist. Diese Auffassung scheint mir ganz unberechtigt. Die Reformisten standen in Modena wesentlich günstiger da, als sie dies gleich nach dem Fall Bissolati getan hätten. Sie sahen sich auch der unangenehmen Notwendigkeit enthoben, Bissolati zu desavouieren, da das Interesse an seinem Eintritt in das Kabinett inzwischen fast ganz verschwunden war. Aller Anschein spricht dafür, daß die Partei vor der tripolitanischen Affäre des Ministerialismus genau so müde war wie jetzt. Wie hätten aber die Reformisten, ohne den Schein krassesten Opportunismus auf sich zu laden, dieser Müdigkeit ohne die Tripolisaffäre Rechnung tragen können?

* * *

Von einer theoretischen Ausbeute kann man bei diesem Kongreß nicht reden. Im Grunde bewegt sich die Diskussion in der italienischen Partei seit Jahren im Umkreis derselben Fragen: der Stellung des Proletariats zur Bourgeoisie, der Möglichkeit, die proletarische Machtstellung zu stärken, ohne die herrschende Klasse vor den Kopf zu stoßen, der Aussichten, die ein kluges Hin- und Herlavieren zwischen den bürgerlichen Parteien bietet, der Chancen, die Regierung für die Vertretung proletarischer Interessen zu gewinnen, und schließlich der Funktion, die dem Proletariat in diesem Spiel der politischen Kräfte zukommt. Zu diesen Fragen ließe sich gewiß einiges Neue sagen, aber

[1] Aus den Kongreßverhandlungen ging mit unbestreitbarer Deutlichkeit hervor, daß alle Reformisten mit Ausnahme eines knappen halben Dutzend der Fraktion Bissolati mit größter Leidenschaft den Krieg mit der Türkei mißbilligten. Wenn man allerdings Turati glauben sollte, so gibt es weit schlimmere Dinge als die tripolitanische Affäre. Er bezeichnet in der „Critica Sociale" vom 16. Oktober ausdrücklich als etwas weit Schlimmeres „die hundertmal entwaffnete Rhetorik der ultraintransigenten Einseitigkeit, die doktrinäre Auffassung der Klassengegensätze als etwas Absolutes, Unüberwindliches, Ewiges; die dauernde Ablehnung der Teilnahme der Sozialisten an der Regierung; das für alle Zukunft verbindliche Votum des Altjungferntums". Schlimmer als Tripolis!!

man muß bedenken, daß in Modena zwei alte und längst vertretene Auffassungen einander offen gegenübertraten, nämlich die echt reformistische und die revolutionäre, während die eigentlich neue Auffassung des gemäßigten Reformismus es klug fand, als das verschleierte Bild von Saïs durch den Kongreß zu schreiten.

Fast alle Argumente, die sonst von den Revolutionären, den „Intransigenten" gegen Theorie und Taktik der Reformisten vorgebracht werden, hatten diesmal die gemäßigten Reformisten selbst mit Beschlag belegt. Was sie aber dem Parteitag und der Partei schuldig geblieben sind, das ist, zu zeigen, mit welchem Recht sie sich mit diesen Worten an die Parteigenossen wenden, ohne offiziell mit der früheren Lesart des Reformismus und mit ihrer eigenen Vergangenheit zu brechen. Eine Brücke zwischen ihrem früheren Reformismus und der neuen Taktik haben sie nicht zu schlagen gewußt. Das muß nun ihre Aufgabe bis zum ordentlichen Parteitag des nächsten Jahres sein. Bis dahin liegt die Leitung der Partei weiter in ihren Händen. Glauben sie dieser Aufgabe gleichzeitig im Sinne der Beschlüsse von Modena und im Sinne ihrer reformistischen Auffassung gerecht werden zu können, so müssen sie für diese Vereinigung des unvereinbar Scheinenden eine Formel finden. Wenn die gemäßigten Reformisten etwas anderes sein wollen, als ein kurzlebiges Anpassungsprodukt, so müssen sie ihrer neuen Taktik einen neuen theoretischen Rückhalt geben. Vermögen sie das nicht, so kennzeichnen sie sich selbst dadurch als eine unfruchtbare Bastardbildung. Von den Reformisten muß man den Beweis erwarten, daß sie den Kongreßbeschlüssen treu bleiben können, ohne sich selbst untreu zu werden. Im anderen Falle wird sich in kürzester Frist die Prophezeiung Bonomis verwirklichen: man wird sie weder fürchten noch ernst nehmen, und die Revolutionäre werden auf den Trümmern des reformistischen Mißerfolges ihre Fahne aufpflanzen.

Einfuhrscheine.

Von **K. Kautsky**.

I.

Man sagt, der deutsche Akademiker habe keinen Mut. Nun, Herr Friedrich Beckmann, Doktor der Staatswissenschaften, bezeugt Courage. Er hat gerade die Zeit einer drohenden Hungersnot dazu auserſehen, eine Verteidigung der Einfuhrscheine zu veröffentlichen, in der er ihre preissteigernde Wirkung anerkennt und als ein „nationales Interesse" preist.[1]

Wir dürfen bei den meisten unserer Leser voraussetzen, daß ihnen das Wesen der Einfuhrscheine bekannt ist. Wer sich näher damit vertraut machen will, den verweisen wir auf den Artikel Kurt Heinigs über „Die Getreideeinfuhrscheine" in der „Neuen Zeit" (XXVIII, 2, 960 ff.).

Für unsere Kritik des Beckmannschen Buches genügt folgendes.

Seit 1894 erhält jeder, der Getreide aus dem Deutschen Reiche ausführt, einen Einfuhrschein in der Höhe des Zolles, der bei der Einfuhr der gleichen

---

[1] Dr. Fr. Beckmann, Einfuhrscheinsysteme. Kritische Betrachtung mit besonderer Berücksichtigung der Getreideeinfuhrscheine. Karlsruhe, C. Braunsche Hofbuchdruckerei. VIII und 170 Seiten. 2,20 Mark.

Getreidemenge ins Reich zu zahlen wäre. Dieser Schein wird bei der Einfuhr von Getreide irgendwelcher Art, aber auch bei der von Kaffee und Petroleum als Zahlung bei den Zollkassen angenommen. Der Exporteur kann ihn an jeden beliebigen Importeur oder Zwischenhändler verkaufen; da weit mehr Wert an Getreide, Kaffee und Petroleum eingeführt als an Getreide ausgeführt wird, kann der Exporteur immer sicher sein, den Schein fast ohne Verlust zu verkaufen. Er ist so gut wie bares Geld.

Der Zweck dieser Scheine ist der, zu bewirken, daß die Getreidepreise in allen Gegenden Deutschlands stets mindestens um den Betrag des Zolles über den Preis des Weltmarktes hinausgehen.

Das war ehedem in Ostelbien zum großen Schmerz seiner Junker nicht der Fall gewesen. Das östliche Deutschland erzeugt einen Überfluß an Getreide. Vor der Einführung des Schutzzolls hatte es ihn auf dem billigen Wasserweg ins Ausland, namentlich nach England gebracht. Seit dem Schutzzoll erhielt es höhere Preise im Inland. Aber immerhin war in Ostelbien das Angebot zu groß, als daß sie dort um den vollen Betrag des Zolles stiegen. Es suchte seinen Überfluß nach West- und Süddeutschland abzusetzen, wo die Getreideproduktion zur Ernährung der Bevölkerung nicht ausreicht.

Um dort die ostpreußische Konkurrenz zu erleichtern, führte die preußische Regierung billige Eisenbahntarife für den Getreidetransport nach West- und Süddeutschland ein, die Staffeltarife. Darob empörten sich aber die Agrarier dieser Länder. Die agrarische Solidarität aller Gebiete Deutschlands siegte, 1894 fielen die Staffeltarife, und die Einfuhrscheine für Getreide wurden eingeführt. Durch sie erhält jeder Getreideexporteur zu dem Preis, den er auf dem Weltmarkt erhält, noch den Betrag des Zolles geschenkt. Und dieses Geschenk ist bekanntlich durch den Zolltarif von 1902 artig erhöht worden — auf 5 Mark für Roggen und Hafer, 5,50 Mark bei Weizen.

Für alle Gebiete, die ihre Produkte leicht zu den Seehäfen bringen können, bedeutet dies eine direkte Exportprämie, denn der Seeweg zu den Staaten an der Küste der Ostsee und Nordsee ist bedeutend billiger als der Eisenbahntransport für größere Strecken innerhalb Deutschlands. Die Getreideausfuhr wird noch unterstützt durch besonders billige Exporttarife auf den Eisenbahnen.

Dank dem ist die Ausfuhr namentlich von Roggen und Hafer sehr gestiegen.

Nehmen wir nicht einzelne Jahre, was in der Landwirtschaft wegen des Wechsels der Ernten sehr irreführt, sondern unterziehen wir uns der Mühe, aus den Zahlen des Statistischen Jahrbuchs für das Deutsche Reich die jährlichen Durchschnitte längerer, etwa dreijähriger Perioden zu berechnen, dann finden wir, daß die Ausfuhr im Jahresdurchschnitt betrug:

	1898 bis 1900	1908 bis 1910	
Roggen	109752	685559	Tonnen
Hafer	73873	410635	"

Sie geht namentlich zu den Nationen an der Ost- und Nordsee. So waren an der Roggenausfuhr 1910 folgende Staaten besonders stark beteiligt:

	Tonnen		Tonnen
Rußland mit Finnland	164678	Dänemark	146937
Schweden	55188	Niederlande	138628
Norwegen	138628	Belgien	62080

Dabei ist auch die Mehlausfuhr stark gestiegen, von 73926 Tonnen im Jahresdurchschnitt 1898 bis 1900 auf 287847 im Jahresdurchschnitt 1908 bis 1910. Diese Steigerung ist ebenso wie die der Ausfuhr des Roggens eine stetige, von Jahr zu Jahr anwachsende, nicht durch den Wechsel der Ernten zu erklären.

Damit wächst auch der Betrag, der in Gestalt von Zollvergütungen den exportierenden Junkern geschenkt wird. Die in Anrechnung genommenen Einfuhrscheine haben folgende Höhe:

	Mark		Mark
1894	6756000	1908	102239000
1905	34734000	1909	100372000
1906	59602000	1910	123463000
1907	55445000		

Man sieht, die Junker haben allen Grund, zufrieden zu sein. Weniger dagegen die Konsumenten. Alles wird von Tag zu Tag teurer, und dabei zahlt das Deutsche Reich noch Exportprämien an diejenigen, die es von Brot und Viehfutter entblößen! Kein Wunder, daß der Ansturm gegen die Einfuhrscheine von Tag zu Tag steigt und die Zahl ihrer Gegner zusehends wächst.

Da tritt Herr Dr. Beckmann auf, sie zu verteidigen. Er muß „mit Bedauern feststellen",

daß die sachliche, wissenschaftlich fördernde Behandlung der Frage ... einer leiden- schaftlichen, politischen Behandlung gewichen ist.... Bei der Mehrzahl der heute ein- ander gegenüberstehenden verworrenen und ungeklärten Ansichten bei dem undurch- sichtigen Tatsachenkomplex hat die Wissenschaft bisher keine Sichtung der allgemeinen Ansichten vorgenommen, noch eine systematische objektive Untersuchung des Getreide- einfuhrscheinsystems gebracht. Desto reichlicher ist die Behandlung der Frage zum Zwecke der politischen Ausnutzung (S. 61, 62).

Herr Dr. Beckmann will nichts wissen von Leidenschaft und Politik, wissenschaftliche Objektivität ist sein Streben. Leidenschaft und Politik sind ihm offenbar, wie so manchem Herrn Professor, unverträglich mit wissenschaftlicher Objektivität. In Wirklichkeit ist diese gar nicht erreichbar ohne Leidenschaft, ohne ein leidenschaftliches Suchen nach Wahrheit. Und andererseits ist es nicht wissenschaftliche Objektivität, sondern Charakterlosigkeit, wenn man die Wahrheit, die man nach redlichem Suchen gefunden, nicht mit aller Leidenschaft verficht. Endlich aber, wie soll man die Politik aus dem Spiele lassen bei der Erforschung eines Dinges, das von vornherein Produkt der Politik ist? Wie immer das Ergebnis der wissenschaftlich-objektiven Erforschung der Einfuhrscheine ausfallen mag, es muß, wenn es irgendwie Beachtung findet, politische Wirkungen erzielen, und es wäre eine ganz lächerliche Fiktion, wollte uns jemand einreden, er studiere das System der Einfuhrscheine, ohne das Bewußtsein zu haben, daß es sich dabei um eine politische Einrichtung handle.

Natürlich steht auch Dr. Beckmann auf einem bestimmten politischen Standpunkt. Es ist der des Agrariertums. Seine wissenschaftliche Objektivität besteht darin, daß er den Zolltarif von 1902 als seine wissenschaftliche Basis ansieht. Dieser Tarif ist ein Ergebnis des Wunsches, daß in Deutschland unter allen Umständen die Preise von Roggen 5 Mark, von Weizen 5,50 Mark über dem Weltmarkt stehen. Die Aufgabe der objektiven Wissenschaft besteht darin, die Mittel herauszufinden, die jenen Wunsch zur Wirklichkeit werden lassen.

Bezeichnend für diese Auffassung sind die Worte, mit denen Beckmann as Resultat seiner Untersuchungen einleitet, einen Vorschlag zur Abänderung er Einfuhrscheine, von dem wir noch reden werden.

Er sagt:

Die Änderung (des Systems der Einfuhrscheine) kann nicht vom Zollsystem aus- hen; dieses garantiert Rentabilität der gesamten Produktion, die nach wie vor er- lten bleiben muß. . . . Unser Vorschlag will . . . dem Sinken der Preise — dem unsche der Konsumenten — entgegenwirken. Der Vorschlag der Konsumenten ver- nnte den Grundgedanken des Systems (S. 162, 163).

Die Konsumenten — das ist für Beckmann der Feind:

Den Kern der Gegnerschaft (gegen die Einfuhrscheine) bilden die Konsumenten d die ihnen nahestehenden Kreise.

Die bisher behandelten Vorschläge und Argumente sind vom Konsumentenstand- nkt aus erfolgt und zeigen die ablehnende Stellung der Konsumenten. Fassen wir s System aber als Bestandteil der Zollpolitik auf, so hat das Konsumenten- teresse zurückzutreten. Grundlegend für das Einfuhrscheinsystem ist das oduzenteninteresse. . . . Eine grundlegende Änderung im System ist erst dann rechtigt, wenn der Zustand der deutschen Landwirtschaft einen Wechsel verlangt . 127, 128).

Wenn man den Gegensatz von Produzenten- und Konsumenteninteresse der llpolitik zugrunde legt, so hat eine wissenschaftlich objektive Untersuchung eser Politik vor allem klarzulegen, welches dieser Interessen das höhere ist. ckmann sagt dagegen: Da die Zollpolitik, wie sie der Reichstag 1902 fest- tzte, das Interesse der Agrarier („Produzenten"), nicht der Gesamtbevölke- ng („Konsumenten") wahrt, muß dieser Gesichtspunkt auch für die wissen- aftliche Erforschung der Zollpolitik im allgemeinen und der Einfuhrscheine besonderen gelten. Diese sind nicht abzuschaffen, solange sie die Profite d Grundrenten der Agrarier erhöhen.

Ebensowenig wie die Frage, warum das Produzenteninteresse zu ent- eiden habe, untersucht Beckmann systematisch „objektiv" die weitere Frage, der Zollschutz heute noch auch nur durch das Produzenteninteresse geboten . Er weist darauf hin, daß der Zollschutz für die deutsche Landwirtschaft twendig wurde durch das Sinken der Preise. Der Freihandel gefährdete Landwirtschaft

in dem Augenblick, wo amerikanisches Getreide und russischer Roggen so billig f nordischen und deutschen Märkten erschien, daß im Preise keine Garantie mehr für den Ersatz der aufgewendeten Produktionskosten (S. 27).

Welches sind die Produktionskosten des Getreides? Das erfährt man bei ckmann nicht, und doch ist ohne Klarheit darüber eine wissenschaftliche Unter- hung der Beziehungen zwischen Zoll und Landwirtschaft unmöglich. Wenn Agrarier von ihren Produktionskosten sprechen, so rechnen sie stets die „erzinsung des Bodenkapitals", das heißt die Grundrente dazu. Daß ein treidepreis die aufgewendeten Produktionskosten nicht ersetzt, heißt nichts deres, als daß er nicht mehr die bisherige Höhe der Grundrente abwirft. ese zu schützen, ist nach agrarischer und Beckmannscher Auffassung die heiligste licht des Staates. Aber leider steigert jede Preiserhöhung des Getreides Grundrente, damit den Bodenpreis und die „Produktionskosten" des Ge- ides. Das ist die bekannte Schraube ohne Ende, die vom „Produzenten-

interesse“ aus eine immer weiter fortschreitende Erhöhung der Agrarzö „berechtigt“ macht.

Stellt man sich nicht auf diesen Standpunkt, dann darf man sich w fragen, ob heute noch die Getreidezölle notwendig sind, selbst wenn man 1879 für notwendig erklärte.

Der Preis von 1000 Kilogramm Weizen betrug zum Beispiel in

	1901 Mk.	1902 Mk.	1909 Mk.	1910 Mk.
Berlin	164	163	234	212
New-York	121	123	184	170

Der Weizenpreis stand also in den letzten beiden Jahren auf dem offe Weltmarkt höher als zu Beginn des Jahrhunderts innerhalb des zollgeschüt Deutschen Reiches.

Von dieser Tatsache weiß merkwürdigerweise die objektive Wissenschaft Herrn Dr. Beckmann nichts zu berichten. Seine Begründung der Agrarz hört mit dem großen Preissturz des Getreides seit den siebziger Jahren Jetzt sind sie eingeführt, und jetzt hat die objektive Wissenschaft sich nur dar zu kümmern, daß sie gehörig wirken. Und darum muß sie sich für die Einfu scheine erklären:

> Die beiden großen Ziele, die der Osten verfolgte, sind infolge der Wirkung Einfuhrscheinsystems vollkommen erreicht:
>
> 1. Abfluß von bedeutenden Mengen überflüssigen Getreides aus dem rein agraris Osten.
>
> 2. Erzielung eines Preises, in dem der Zoll wenigstens grundsätzlich zur Gel kommt und der ungefähr auf der Höhe der Getreidepreise der westlichen Mi steht (S. 53).
>
> Wir können also jenem Argument zustimmen, daß das Einfuhrscheinsystem sächlich mehr wie früher die Getreidepreise à la hausse beeinflußt; daß in den Ja und für die Getreidegattungen, an denen Deutschland einen Überfluß produz allein jenes System und nicht der Schutzzoll ein Sinken der Preise verhütet. In dieser Tatsache liegt jedoch ein Zweck des Systems; es soll den Zoll auf dem Inl markt zur Geltung bringen, auch dann, wenn eine Produktion über den nation Bedarf vorliegt: „Es liegt darin kein Beweis für die Unrichtigkeit des Syste Wenn einmal der Zollschutz als notwendig anerkannt ist, so sind auch die Maßna volkswirtschaftlich gerechtfertigt, die ihn zur Geltung bringen. Daher ist die Tat daß jenes System mehr wie der Zollschutz preissteigernd wirke, mehr ein A ment für als gegen dasselbe; darin liegt sein Zweck (S. 70).

Mit den letzten Worten gibt Herr Dr. Beckmann freilich zu, daß die fuhrscheine nicht bloß den Zollschutz aufs wirksamste zur Geltung bri sondern darüber hinaus noch eine Wirkung üben:

> Der Schutzzoll sichert der heimischen Produktion nur so weit angemessenen als sie auf dem heimischen Markte Absatz findet und dem heimischen Konsum der Zoll wirkt nur im Inland. Das Einfuhrscheinsystem dehnt denselben Sch den Teil der heimischen Produktion aus, der den inländischen Konsum übe und ins Ausland wandert; es geht über den Schutz nationaler Arbeit hinau bewirkt, daß auch die Mehrausfuhr unter den Schutzzoll gestellt wird, den Preis erhält wie der Konsum des Inlandes (S. 150).

In der Tat, eine höchst schätzenswerte Eigenschaft der Einfuhrscheine. Schutzzoll ist eine sehr schöne Einrichtung: er besteuert die Masse der sumenten, um den Betrag dieser Steuer in Form erhöhter Profite und G

...enten in die Taschen der Industriellen und der Grundbesitzer zu befördern. ...ndes wirkt diese famose Einrichtung leider nur im Inland. Der Kapitalis...mus strebt aber nach unbegrenzter Ausdehnung. Und seine Ethik ist voll des ...ngemessensten Gleichheitsgefühls — ihm geht die Gleichheit über alles, näm...ch die Gleichheit der Profite. Es erscheint ihm als eine empörende Un...erechtigkeit, daß der im Inland durch den Zoll mit höherem Profit begabte ...nternehmer einen geringeren Profit einsacken soll, wenn er exportiert. Das ...ystem der Einfuhrscheine erweist sich da als vortrefflich geeignet, seine ethischen ...leichheitsbedürfnisse zu befriedigen.

Dieses System ist eine Forderung des Naturrechtes:

Das System bedeutet die Wiederherstellung eines *natürlichen* Zustandes; es ...möglicht dem Getreide, ohne Rücksicht auf politische Grenzen, den besten Absatz ...ufzusuchen (S. 125).

Der „beste Absatz" ist zumindest der zu den Preisen des Weltmarktes plus ...oll. Wenn der ostpreußische Gutsbesitzer seinen Roggen in Kopenhagen zum ...eltmarktpreis verkauft und für den Doppelzentner vom Deutschen Reiche ...och 5 Mark hinzuerhält, dann ist der „natürliche Zustand wiederhergestellt". Der Naturzustand ist das Ideal unserer Agrarier. Um ihn zu erreichen, ...i ihnen kein Preis zu hoch — den die anderen zahlen.

Das jetzige System der Einfuhrscheine hat nur einen Fehler, allerdings ...nen sehr groben. Es verletzt die heiligsten Gefühle kapitalistischer Sittlich...keit dadurch, daß es bloß dem Getreideexporteur zugute kommt. Haben nicht ...ie Eisenproduzenten dasselbe Anrecht auf staatliche Ausfuhrprämien? Aller...dings erhalten sie schon heute solche Prämien, die ihnen im Ausland eine ...usgedehnte Schleuderkonkurrenz ermöglichen. Aber diese Prämien müssen ...ie armen Kartelle aus eigener Tasche bezahlen, aus den Extraprofiten, die ...ie den Konsumenten des Inlandes dank den Zöllen abknöpfen. Aber was ...en Krautjunkern recht ist, muß den Schlotjunkern billig sein.

Herr Dr. Beckmann weist denn auch darauf hin, daß in der Exportindustrie ...er Ruf „nach Einfuhrscheinen, wie sie in dem Getreideexport Deutschlands ...in Übung sind", immer lauter erschallt.

Der allgemeine Wunsch nach *industriellen* Einfuhrscheinen hat sich immer ...mehr verdichtet und bereits zu einer Resolution einiger Abgeordneten im Reichstag ...geführt, hat aber noch nicht einen einigermaßen diskutablen Vorschlag gezeitigt, der ...praktisch anwendbar wäre (S. 16).

Herr Dr. Beckmann hat einige praktische Bedenken, sein Herz aber zieht ...ihn zu dieser neuen Ausdehnung des Systems der Schröpfung des Staats, ...das heißt der Steuerzahler, zugunsten des Kapitalprofits:

Sollte es gelingen, ein derartiges System in geeigneter Politik gegenüber dem Ausland durchzuführen, so wäre es ein geeignetes Mittel zur Stärkung unserer Exportindustrie, zur Erzielung eines bedeutenden Aktivpostens in der deutschen Handelsbilanz (S. 24).

Das System kapitalistischer Plusmacherei durch die Staatshilfe, des Schutzzolls ist leider ein beschränktes, da es nur die verstärkte Ausbeutung des *inneren* Marktes erlaubt. Diese Schranken des Schutzzollsystems werden durch das System der Einfuhrscheine und sonstigen Ausfuhrprämien durchbrochen. Nur noch die Ausdehnung des Weltmarktes bildet unter diesem System die Schranke für das Streben, durch Auspowerung der Konsumenten

und Steuerzahler des Vaterlandes Extraprofite aus der gesamten Produkti herauszuholen, möge sie im Inland oder Ausland Absatz finden.

Eine berauschende Aussicht. Aber leider, leider ist wie jedes ethische Ide auch dieses dazu verurteilt, Ideal zu bleiben und nur stückweise unvo kommene Verwirklichung zu finden. Zum Unglück für unseren national Kapitalisten, der nach Schutz der nationalen Arbeit schreit und den int nationalen Markt zu monopolisieren strebt, gibt es auch bei den ander Nationen Kapitalisten industrieller und landwirtschaftlicher Art, die ni minder profitgierig sind. Nun kann man den Profit auf zwei verschiede Methoden erhöhen: durch Herabsetzung der Produktionskosten bei glei bleibendem Preis, oder durch Erhöhung des Preises bei gleichbleiben Produktionskosten. Ein Teil der Kapitalisten ist durch historische Verhältn gezwungen, sich hauptsächlich auf die erstere Methode zu werfen: so die E lands, Dänemarks, Hollands. Sie profitieren von Ausfuhrprämien ande Länder, die ihnen dadurch billige Rohmaterialien und Lebensmittel zusend Englands Industrie wurde in den letzten Jahrzehnten sehr durch das bill Eisen und den billigen Zucker gefördert, die deutsche Unternehmer, d deutsche Prämien-, Kartell- und Zollpolitik gefördert, ihm sandten.

Aber die Methode, sich durch künstliche Erhöhung der Preise zu bereich ist bequemer und rascher durchführbar. Fast in allen kapitalistischen Sta haben sich die Kapitalisten ihr zugewandt, sie schreien nach Schutzzöllen, su sich in Kartellen zu organisieren. Dabei werden sie aufs empfindlichste ge durch die Schleuderkonkurrenz des Auslandes. Ihr zu begegnen ist eine i Hauptsorgen. Sie lassen sich Ausfuhrprämien der Konkurrenten nicht gefa und wirken ihnen entgegen durch Erhöhung ihrer Zölle, durch Auszahl von Prämien an die eigene Industrie, endlich, wenn die Ausfuhrprämiier des Konkurrenten trotz alledem zu stark wirkt, durch Zollkriege, durch dir Verbot des Imports von Waren, auf die vom exportierenden Land Ausf prämien bezahlt wurden.

Durch solche Methoden ist schließlich die Förderung der Zuckeraus durch Ausfuhrprämien unmöglich gemacht worden. Mit Recht besorgt e Dr. Beckmann, daß an dem Widerstand des Auslandes auch die Ausdeh des Systems der Einfuhrscheine auf die Industrie scheitern könnte. E fürchtet aber noch mehr: das schon bestehende System der Getreideein scheine könnte unmöglich gemacht oder doch erheblich eingeschränkt we wenn das Ausland daran Anstoß nimmt. Freilich, die Viehzüchter n lands, Dänemarks und Hollands haben nichts dagegen, daß Deutsch ihnen auf seine Kosten billigen Roggen und Hafer sendet. Aber ein davon geht nach Österreich, nach Frankreich und namentlich nach Rußland wohnen Agrarier, die ebenso wie die ostelbischen nach hohen Getreidep verlangen. Wächst die deutsche Getreideausfuhr so weiter wie bisher, a werden sie sich energisch dagegen wehren, und so könnten sie eines sch Tages das ganze System der staatlichen Förderung des Brotwuchers u Einfuhrscheine unmöglich machen und das Brot des deutschen Arbeite e wenig im Preise senken.

Ein entsetzlicher Gedanke für einen Jünger der deutschen offiziellen Wisse schaft, und so bietet Herr Dr. Beckmann seine ganze wissenschaftliche Sch auf, eine Form ausfindig zu machen, in der die Einfuhrscheine dem deu Volke gegenüber ihren Wuchercharakter forterhalten, aber ohne daß sie

en Agrariern der Nachbarländer lästig fallen, so daß diese keinen Grund nehr haben, Maßregeln gegen sie zu treffen.

Das Ergebnis dieses wissenschaftlichen Strebens ist ein Reformvorschlag, er vielleicht noch einmal eine Rolle spielen wird. Seine Untersuchung lohnt ch schon deswegen, weil sie einiges neue Licht auf das Wesen und Wirken er Einfuhrscheine selbst wirft.

II.

Die Reform des Systems der Einfuhrscheine, die Dr. Beckmann vorschlägt, eht von der Tatsache aus, daß es nicht auf die Ausfuhr aller Getreidearten n gleicher Weise wirkt.

Bei Roggen und Hafer findet eine Mehrausfuhr statt; es wird zurzeit nehr davon exportiert als importiert. Bei den anderen Getreidearten ist das icht der Fall.

Nun behauptet Beckmann, nur im Falle der Mehrausfuhr wirke der Einuhrschein als Ausfuhrprämie. Wolle man der Gegnerschaft des Auslandes egen das System der Einfuhrscheine vorbeugen, dann brauche man bloß der Nehrausfuhr von Roggen und Hafer entgegenzuwirken. Diese sei eine Folge avon, daß Deutschland heute von jenen Getreidearten mehr produziere und veniger konsumiere als ehedem. Der wachsende Wohlstand bewirke, daß nehr Weizen- und weniger Roggenmehl verbraucht werde. Andererseits aber teige die Produktion des Roggens und Hafers schneller als die des Weizens, veil intensiver Roggen- und Haferanbau weniger Kapital erfordern als ntensiver Weizenbau.

Es gelte nun den Weizenbau zu fördern und die Roggen- und Haferultur zurückzudrängen. Das geschehe, wenn das System der Einfuhrscheine n der Weise reformiert wird, daß die Gültigkeit der Einfuhrscheine für Roggen nd Hafer auf die Einfuhr dieser Getreidearten beschränkt wird. Die Folge avon wird sein, daß ihr Wert sinkt, denn wegen der Mehrausfuhr können icht mehr alle Einfuhrscheine dieser Getreidearten an den Mann gebracht verden. Ein Teil muß unbenutzt liegen bleiben. Mit dem Werte der Einuhrscheine sinkt die Ausfuhrprämie, die sie darstellen. Der Roggen kann dann icht mehr so profitabel im Ausland untergebracht werden. Die Folge wird unächst ein Sinken der Roggen- und Haferpreise sein, aber Herr Dr. Beckmann tröstet seine agrarischen Leser: Diese Wirkung wird rasch vorübergehen. Nan wird künftighin weniger Roggen und Hafer anbauen, weniger ausühren, die Mehrausfuhr hört auf, damit erhalten die Einfuhrscheine wieder hren vollen Wert, und Roggen und Hafer werden bald wieder um den vollen Betrag des Zolles über den Weltmarktpreis erhöht. Die durch den Rückgang er Roggen- und Haferkultur frei werdende Bodenfläche wird mit Weizen ebaut werden, bei dem heute die Einfuhr in so hohem Maße die Ausfuhr bersteigt, daß weder eine Mehrausfuhr noch ein Sinken der Preise durch ie Vermehrung der Produktion zu erwarten ist.

Die Getreidepreise im allgemeinen bleiben also gleich hoch, die Agrarier erlieren nichts, und jede Gefährdung des Systems der Einfuhrscheine durch as Ausland hört auf. Agrarierherz, was willst du noch mehr?

In der Tat, ein famoser Plan, an dem nur eine Kleinigkeit bedenklich ist: Der Gedankengang, auf dem er beruht, ist von A bis Z falsch. Richtig daran t nur der Ausgangspunkt, die Mehrausfuhr von Roggen.

Es betrug bei dieser Getreideart im Spezialhandel:

	In Tonnen			
	Ausfuhr	Einfuhr	Mehreinfuhr	Mehrausfuhr
1898	129706	914072	784366	—
1899	123458	501251	477793	—
1900	70092	893333	823241	—
1901	92063	863706	771643	—
1902	104601	976042	871441	—
1903	209032	813763	604731	—
1904	356710	472435	115725	—
1905	319942	572186	252244	—
1906	242864	648467	405603	—
1907	232822	608267	375445	—
1908	586127	347264	—	238863
1909	650544	274722	—	375822
1910	820007	389508	—	430499

Das Sinken der Einfuhr, das Steigen der Ausfuhr ist also ein stetiges. Überdies findet auch bei Roggen eine starke Mehlausfuhr statt. Sie betrug im Spezialhandel:

1906	1907	1908	1909	1910
72945	69383	72508	106769	106310 Tonnen.

Nicht so stetig ist die Entwicklung beim Hafer. Wir finden da folgende Zahlen:

	In Tonnen			
	Ausfuhr	Einfuhr	Mehreinfuhr	Mehrausfuhr
1898	47284	456201	408917	—
1899	68437	259147	190710	—
1900	105998	462351	356353	—
1901	146117	412536	266419	—
1902	132956	389254	256298	—
1903	86332	470321	383989	—
1904	222588	366368	143780	—
1905	102404	966250	863846	—
1906	243097	644541	401444	—
1907	348885	323176	—	25709
1908	495093	299804	—	195289
1909	300283	527941	227658	—
1910	436530	457721	21191	—

Hier ist die Tendenz zur Mehrausfuhr weit weniger entschieden ausgesprochen. Immerhin ist sie vorhanden.

So weit können wir Beckmann zustimmen. Aber bei seinem nächsten Schritt schon müssen wir ihm widersprechen. Er sagt:

Umgekehrt wie die (steigende Produktion) entwickelt sich der Konsum. Der Verbrauch an Roggen hat seit 1890 um 6 Prozent abgenommen. Zunehmender Wohlstand und Geschmacksverfeinerung drängen den Konsum zum Weizen hin (S. 130).

Zum Beweis dafür bringt er folgende Zahlen vor: Der Roggenkonsum betrug pro Kopf der Bevölkerung

1902/03 . . .	158,3 Kilogramm	1906/07 . . .	143,5 Kilogramm
1903/04 . . .	154,8 „	1907/08 . . .	142,4 „
1904/05 . . .	147,0 „	1908/09 . . .	141,3 „
1905/06 . . .	149,0 „		

Bei diesen Ziffern ist zunächst zu bemerken, daß sie den Gesamtkonsum angeben. Der Rückgang des Konsums kann wohl daher rühren, daß die Menschen infolge höheren Wohlstandes mehr Weizen essen und weniger Roggen. Es kann aber auch eine Folge davon sein, daß der Roggen als Futtermittel durch billigere Getreidearten verdrängt wird, zum Beispiel Gerste und Mais. Um uns erkennen zu lassen, welche dieser Ursachen den Roggenkonsum zurückgehen läßt, hätte Herr Dr. Beckmann doch auch die Bewegung des Konsums anderer Getreidearten anführen müssen. Er meint aber, es genüge, um den wachsenden Weizenkonsum zu zeigen, wenn er den abnehmenden Roggenkonsum darlege. Holen wir das von dem Herrn Doktor Versäumte nach. Nehmen wir denselben Zeitraum, den er sich für die Darstellung des Roggenkonsums aussuchte. Wir finden: Konsum pro Kopf von

	Weizen	Gerste
1902/03	100,1 Kilogramm	74,5 Kilogramm
1903/04	93,2 „	80,8 „
1904/05	93,4 „	71,3 „
1905/06	99,8 „	78,4 „
1906/07	94,4 „	82,5 „
1907/08	90,7 „	86,3 „
1908/09	83,6 „	80,7 „

Wir finden also in dem von Beckmann untersuchten Zeitraum beim Weizen eine *ebenso starke Abnahme* wie beim Roggen! Mit dem „Wachstum des Wohlstandes" und der „Geschmacksverfeinerung" seit 1902 ist es also Essig.

Aber auch die Abnahme des Roggenkonsums hätte ein anderes Gesicht erhalten, wenn Herr Dr. Beckmann nicht gerade das Jahr 1902/03 zum Ausgangspunkt gewählt und das Jahr 1909/10 noch berücksichtigt hätte. 1901/02 betrug der Roggenkonsum pro Kopf 137,7 Kilogramm und 1909/10 152,0 Kilogramm, also um 14 Kilogramm mehr! Womit nicht gesagt sein soll, daß der Verbrauch wirklich im allgemeinen steigt, sondern womit nur bewiesen wird, daß die Verbrauchsziffern einzelner Jahre wenig besagen. Vergleicht man größere Zeiträume, dann findet man, daß der Konsum pro Kopf betrug:

Im Jahresdurchschnitt	Roggen Kilogramm	Weizen Kilogramm	Gerste Kilogramm
1900 bis 1904	149,0	92,5	72,9
1905 „ 1910	145,6	92,3	84,4

Diese Zahlen sind verläßlicher. Sie zeigen uns wieder, daß die Abnahme des Roggenverbrauchs nicht einer Zunahme des Weizenverbrauchs der Menschen, sondern eher einer Zunahme des Gerstenverbrauchs bei der Viehfütterung zugeschrieben werden darf.

Trotzdem die Zahlen aus einzelnen Jahren absolut nichts für den wirklichen Konsum beweisen, hat doch der preußische Landwirtschaftsminister Freiherr v. Schorlemer sich einzelne Jahre herausgesucht, um aus deren Zahlen bei den jüngsten Teuerungsdebatten im Reichstag den wachsenden Wohlstand zu erhärten. Er sagte (nach dem Bericht des „Berliner Tageblatt"):

> Im Laufe der Jahre hat sich der Wohlstand gesteigert und die Geschmacksrichtung, auch des mittleren und kleineren Mannes, erheblich verändert. Wer in früheren Jahren seinen Dienstboten noch Roggenbrot vorsetzen konnte, ist heute genötigt, ihnen Weißbrot und Semmeln zu kaufen. Damit steht der statistische Nachweis im Einklang, daß in Deutschland der Verbrauch an Roggen von 1893 bis 1909 von 158 auf

142 Kilogramm zurückgegangen ist (Hört, hört!), während in demselben Zeitraum der Verbrauch an Weizen von 83 auf 92 Kilogramm gestiegen ist.

Zur Stunde, wo ich dies schreibe, liegt mir noch nicht das stenographisch Protokoll vor. Hat der Minister sich wirklich so ausgedrückt, wie hier ver zeichnet ist, dann hat er sich nicht bloß des Fehlers schuldig gemacht, aus einzelnen nach Belieben herausgegriffenen Jahren in unzulässiger Weis Schlüsse gezogen, sondern überdies falsche Zahlen angegeben zu haben. E kommt zu seinem Resultat nämlich nur dadurch, daß er die Roggenzahlen für 1909, dagegen die Weizenzahlen für 1910 angibt. Ein etwas ungewöhn liches Verfahren, wenn man von „gleichen Zeiträumen" spricht. Es erklär sich freilich dadurch, daß der Weizenkonsum 1909 nur 83,6 Kilogramm betrug also fast ebensoviel wie 1893 (83,2). Für Roggen war dagegen die Ziffer für 1910 nicht brauchbar, weil zu hoch (152,0), hier paßte die für 1909 besser die 141,3 ausmachte.

Das statistische Material des Herrn Ministers wird in würdiger Weis ergänzt durch seine Mitteilungen über die steigende Begehrlichkeit der Dienst boten, die auf tiefgründige ökonomische Studien in Küche und Kinderstub schließen lassen.

Nicht besser wie mit der Ursache der Abnahme des Roggenverbrauchs steh es mit der der Zunahme der Roggenproduktion.

Tatsache ist allerdings, daß die Produktion von Roggen in Deutschland während des letzten Jahrzehnts stärker wuchs als die von Weizen.

Da das Jahr 1901 ein außergewöhnliches Mißjahr war, wollen wir von ihm absehen und die drei Jahre vor ihm mit den drei letzten Jahren ver gleichen. Wir finden:

	Roggen Tonnen	Weizen Tonnen		Roggen Tonnen	Weizen Tonnen
1898 . . .	9032175	3607610	1908 . . .	10736874	3767767
1899 . . .	8675792	3847447	1909 . . .	11348415	3755747
1900 . . .	8550659	3841165	1910 . . .	10511160	3861479

Beim Roggen weisen die drei letzten Jahre der Periode seit 1900 einen erheblich höheren Ertrag auf als die drei erstgenannten, nicht beim Weizen

Die Zunahme rührt zum Teil von der zunehmenden Intensität des Be triebs her, die die Roggenerträge steigert, aber auch die Weizenerträge.

Pro Hektar wurden Doppelzentner geerntet:

Im Jahresdurchschnitt	Roggen	Weizen
1898 bis 1900	14,8	18,7
1908 „ 1910	17,7	20,1

Wenn trotzdem die Weizenproduktion nicht stieg, wohl aber die Roggen produktion, so ist dies dem zuzuschreiben, daß die mit Weizen bebaute Fläch zurückging, die mit Roggen bebaute zunahm.

Die Erntefläche betrug im Jahresdurchschnitt:

	Roggen Hektar	Weizen Hektar
1898 bis 1900	5923744	2011654
1908 „ 1910	6145813	1886300
Zunahme (+) oder Abnahme (—)	+ 222069	— 125354

Neben der Kultur des Weizens ist die des Spelz zurückgegangen, de ehedem in Süddeutschland, namentlich in Württemberg, als Brotfrucht star angebaut wurde.

Seine Erntefläche betrug im Jahresdurchschnitt:

	Hektar
1898 bis 1900	322 944
1908 " 1910	299 801

Woher rühren diese Verschiebungen im Getreidebau? Beckmann meint:

Die Hauptursache ist der Mangel an dem zum Weizenbau erforderlichen flüssigen Kapital. Die fortschreitende Intensivierung, die Notwendigkeit größerer Erträge bei allgemein steigenden Produktionskosten verlangt besonders für Weizen steigende Aufwendung an Kapital und Arbeit. Der Weizen verlangt aber, wenn er hohe Roh- und Reinerträge liefern soll, intensive Bodenbearbeitung und große Aufwendungen an natürlichem und künstlichem Dünger; mittlere oder geringe Kultur bringt im Weizenbau nur geringe Erträge. Umgekehrt verhält sich Roggen; er bringt in mäßig intensiver Wirtschaft schon hohe Reinerträge (S. 138).

Danach wäre es die Armut der Junker, die sie triebe, Roggen an Stelle von Weizen zu bauen. Aber in einem so hoch kapitalistischen Lande wie Deutschland, wo so viel Kapital Anlagen sogar im Ausland sucht, kann doch Kapitalmangel kein Grund sein, daß irgend ein Produktionszweig nicht gedeiht. Die Junker würden genügend Kapital für die Intensivierung des Weizenbaus finden, wenn er höhere Profite lieferte als der Roggenbau. Der Profit ist bei der heutigen kapitalistischen Art der Landwirtschaft für sie ebenso wie für die Industrie der entscheidende Regulator der Kapitalsanwendung. Die Frage ist nicht die, welche Getreideart einen höheren Kapitalsaufwand erfordert, sondern die, welche einen höheren Profit für das aufgewandte Kapital liefert. Das hängt aber nicht von den Produktionskosten allein ab, sondern auch vom Preise des Produktes. Wollen wir also wissen, warum die Agrarier lieber Roggen als Weizen bauen, müssen wir untersuchen, ob nicht die Roggenpreise einen höheren Profit liefern als die Weizenpreise. Darüber erfahren wir aber bei Beckmann nichts.

Hätte er sich damit beschäftigt, dann wäre er freilich in der Frage, ob die Einfuhrscheine als Exportprämien wirken, zu einer anderen Meinung gekommen als derjenigen, die er jetzt vertritt.

Dr. Beckmann wendet sich dagegen, daß die Einfuhrscheine „grundsätzlich reine Exportprämien" darstellen. Sie würden zu solchen nur unter gewissen Bedingungen. Das stimmt. Falsch aber ist es, wenn er als diese Bedingung die Mehrausfuhr bezeichnet: Als Exportprämien wirkten die Einfuhrscheine nur bei jenen Getreidearten, von denen mehr ausgeführt als eingeführt werde.

Für die Mehrausfuhr erhält die deutsche Landwirtschaft eine reine Exportprämie (S. 89).

Die „deutsche Landwirtschaft" ist ein Abstraktum. Wer die Einfuhrscheine erhält, das sind die einzelnen Exporteure. Für die ist es aber ganz gleich, wieviel von der Ware, die sie ausführen, wieder eingeführt wird. Maßgebend ist für sie nicht das Verhältnis zwischen Einfuhr und Ausfuhr, sondern das Verhältnis zwischen dem Preis, den sie für ihr Produkt im Inland oder Ausland erhalten. Wird für sie durch den Einfuhrschein die Ausfuhr ins Ausland rentabler, so wirkt er wie eine Exportprämie, wird er tatsächlich eine solche. Ein Beispiel möge das klar machen. Angenommen, Roggen koste in Berlin 16 Mark, in Riga 12 Mark. Die Fracht koste von dem Sitze des verkaufenden Landwirtes nach Berlin 6 Mark, nach Riga 4 Mark. Für einen Einfuhrschein löst er pro Doppelzentner 5 Mark. Verkauft er seinen Roggen in Berlin, so

bleiben ihm abzüglich der Fracht 10 Mark pro Doppelzentner. Verkauft er ihn nach Riga, bleiben ihm nur 8 Mark. Aber da er den Einfuhrschein im Werte von 5 Mark bei der Ausfuhr erhält, steckt er 13 Mark ein. Er bekommt also eine Prämie dafür, wenn er seinen Roggen ins Ausland verkauft. Bei entsprechendem Frachtpreis kann die Versendung nach Riga statt nach Berlin vorteilhaft sein, selbst wenn der Preis in Berlin höher steht als der Weltmarktpreis plus Zoll. Wenn der Roggen in Berlin unter den oben angeführten Umständen um 6 Mark höher steht als in Riga, also auf 18 Mark, wird der Produzent nach Abzug der Fracht doch nur 12 Mark dafür lösen, dagegen in Riga nach wie vor 13 Mark.

Je geringer die Differenz zwischen den Preisen im Inland und auf dem Weltmarkt und je billiger die Frachten ins Ausland, je höher im Inland, desto mehr wirkt der Einfuhrschein als Ausfuhrprämie. Er wirkt so nicht auf die „Landwirtschaft", sondern auf einzelne Landwirte, und zwar profitieren im allgemeinen jene unter ihnen am meisten, die nahe an der Grenze und namentlich an der Ostsee wohnen.

Und wie auf einzelne Gegenden ist die Wirkung der Einfuhrscheine als Ausfuhrprämien auf gewisse Zeiten beschränkt. Die „Mehrausfuhr der Landwirtschaft" wird dagegen gemessen nach dem Verhältnis von Einfuhr und Ausfuhr während des ganzen Jahres. Es wäre sicher unsinnig, etwa anzunehmen, die Entscheidung darüber, ob ein Einfuhrschein für die Roggenausfuhr eines ostelbischen Junkers im Oktober und November eine Ausfuhrprämie darstelle, hänge nicht von den Preisen ab, die er zu jener Zeit bekommt, und den Frachten, die er zu zahlen hat, sondern von dem Betrag der Roggeneinfuhr, die etwa an der holländischen Grenze ein halbes Jahr später stattfindet. Es ist eine ganz komische Auffassung der Agrarier, die Dr. Beckmann von ihnen übernimmt, „daß in dem Augenblick eine Exportprämiierung eintrete, wo die Ausfuhr überwiege" (S. 89).

Umgekehrt wird ein Schuh draus: Weil die Einfuhrscheine als Exportprämien wirken, darum steigt die Ausfuhr, bis sie schließlich sogar die Einfuhr überwiegt.

Warum wirken sie aber nicht auf alle Getreidearten in gleicher Weise? Warum fördern sie am meisten die Ausfuhr und damit auch die Produktion des Roggens, indes der Weizenbau zurückgeht? Das Rätsel löst sich, wenn man untersucht, wie die Einfuhrscheine auf den Preis jeder der verschiedenen Getreidearten wirken. Wir müssen uns erinnern, daß nicht jede Getreideart den gleichen Zoll zahlt. Vergleichen wir nun die prozentuelle Erhöhung des Weltmarktpreises, die bei den einzelnen Getreidearten eintritt, wenn der Einfuhrschein vom Exporteur zu seinem vollen Betrag verwertet werden kann. Es betrug für je 1000 Kilogramm:

	Roggen Riga	Hafer London	Weizen Amsterdam	Gerste London
	Mark	Mark	Mark	Mark
Durchschnittspreis 1910	118	125	163	130
Zoll	50	50	55	13
Erhöhung des Weltmarktpreises durch den Einfuhrschein	42,3 %	40,0 %	33,7 %	10,0 %

Die Prämiierung der Ausfuhr in der Form des Einfuhrscheines wirkt also am meisten beim Roggen, dann beim Hafer, erheblich weniger beim Weizen und so gut wie gar nicht bei der Gerste. Unter sonst gleichen Verhältnissen profitieren die Agrarier am meisten, wenn sie Roggen ausführen, oder Hafer. Daher forcieren sie deren Anbau, vernachlässigen den des Weizens und mißachten den der Gerste. Es wird bei den gegebenen Zollsätzen höchst profitabel, soviel als möglich Roggen und Hafer auszuführen und sie als Viehfutter durch Gerste und Mais zu ersetzen. Durch das Verhältnis zwischen Zollsatz (beziehungsweise Betrag des Einfuhrscheins) und Weltmarktpreis erklärt sich die verschiedene Gestaltung der Einfuhr und Ausfuhr wie der Anbauflächen bei den verschiedenen Getreidearten.

Es betrugen im Jahresdurchschnitt:

	Roggen		Hafer		Weizen		Gerste	
	1898 bis 1900	1908 bis 1910	1898 bis 1900	1908 bis 1910	1898 bis 1900	1908 bis 1910	1898 bis 1900	1908 bis 1910
Ausfuhr im Spezialhandel Tonnen	109752	685559	73873	410635	208235	250761	18995	1910
Einfuhr im Spezialhandel Tonnen	789552	337165	392566	428489	1384057	2289128	1012925	2518704
Ernteflächen Hektar . . .	5923744	6145813	4135892	4291553	2011654	1886300	1648742	1615252

Vergleichen wir die Bewegungen des Handels und die Verschiebungen der Ernteflächen mit dem Verhältnis des Zolles oder Einfuhrscheins zum Preise, dann finden wir:

	Roggen	Hafer	Weizen	Gerste
Erhöhung des Preises durch den Einfuhrschein . . .	42,2 %	40,0 %	33,7 %	10,0 %
Ausfuhr (Zunahme + bezw. Abnahme —)	+ 575807	+ 336762	+ 42526	— 17085
Einfuhr	— 452397	+ 35923	+ 905071	+ 1505779
Ernteflächen	+ 222069	+ 155661	— 125354	— 33490

Wir sehen, je mehr der Zoll und damit der Einfuhrschein den Preis, den der Agrarier erhält, über den Weltmarktpreis erhöht, desto mehr steigt die Ausfuhr, sinkt die Einfuhr, steigt die Erntefläche. Je geringer die Erhöhung des Preises, desto weniger steigt die Ausfuhr (sie kann sogar sinken), desto mehr steigt die Einfuhr, indes die Erntefläche sinkt, trotz des wachsenden Konsums.

Was die Verschiebungen im Anbau und dem Getreidehandel mit dem Ausland hervorruft, ist also weder der steigende Wohlstand der Massen noch die Kapitalarmut der Junker, sondern die Verschiedenheit des Verhältnisses zwischen Zoll und Weltmarktpreis bei den verschiedenen Getreidearten. Je höher im Verhältnis zum Preise der Zoll bei einer bestimmten Getreideart, um so höher für sie die Ausfuhrprämie des Einfuhrscheins, um so größer der Antrieb zu ihrer Ausfuhr und zur Ausdehnung ihres Anbaus.

Daß dem so ist, das gibt Dr. Beckmann selbst durch seinen Vorschlag zu, ohne es zu merken. Dann, nachdem er behauptet, die gesteigerte Roggenausfuhr sei eine Folge der Verdrängung des Roggens durch den Weizen

im Konsum und der Kapitalarmut der Junker, will er diese Ausfuhr nicht einschränken durch Bekämpfung ihrer angeblichen Ursachen, sondern durch eine Maßregel, die auf eine Herabsetzung der Exportprämie für den Roggen hinausläuft.

Diese Maßregel würde auch ihren Zweck erfüllen, wenn dieser in nichts anderem bestände als in der Verminderung des Roggenanbaus und der Roggenausfuhr. Aber das ist für Dr. Beckmann nur Nebensache. Die Hauptsache ist ihm, die Gefährdung des Systems der Einfuhrscheine durch die leidige Politik zu beseitigen, indem er die preissteigernde Wirkung dieser Scheine im Inland beibehält und doch ihre Wirkung als Exportprämien aufhebt. Diesen edlen Zweck wird er jedoch nicht erreichen.

Wir haben gesehen, daß die Wirkung der Einfuhrscheine als Exportprämien bei einer bestimmten Getreideart nicht davon abhängig ist, daß in dieser die Ausfuhr die Einfuhr überwiegt. Die Verhältnisse, die heute die Einfuhrscheine zu Ausfuhrprämien machen, würden wohl vorübergehend für Roggen und Hafer etwas verschlechtert, nicht aber für Weizen. Die Weizenausfuhr wird sich dann lohnender gestalten als die Roggeneinfuhr und mit Hilfe der Einfuhrscheine gefördert werden. Sie hat bisher schon zugenommen, wenn auch nicht so rasch wie die Roggenausfuhr, sie würde nach der Beckmannschen „Reform" diese übersteigen. Wenn heute schon deutscher Roggen bis nach Amerika geht, wird dann deutscher Weizen in der Welt herumspazieren, indes das deutsche Volk hungert.

Die Agrarier des Auslandes werden aber über die Prämien auf Weizenausfuhr nicht mehr entzückt sein als über die auf Roggen. Ihre Feindseligkeit gegen das System der Einfuhrscheine wird nicht geringer werden, und je mehr die deutsche Landwirtschaft ihre ganze Wirtschaftspolitik auf die Einfuhrscheine einrichtet, und je größer dadurch ihre Ausfuhr wird, um so gewaltiger muß der plötzliche Zusammenbruch auf sie wirken, wenn eines schönen Tages dies System durch Eingriffe von außen — etwa durch Zollkriege oder neue Handelsverträge — unmöglich gemacht wird.

Je größer die Künsteleien, die den Brotwucher auf die Spitze treiben, um so näher die Gefahr von Katastrophen für eine Landwirtschaft, die ihre Existenz auf so schwankenden Grundlagen aufbaut.

Ebensowenig wie das Ausland wird aber Dr. Beckmann die Konsumenten des Inlands durch seine „Reform" mit den Einfuhrscheinen versöhnen. Er erhofft dieses, da er meint, sein Vorschlag sehe nach einer Maßregel zur Linderung der Teuerung aus:

> Nicht unfreundlich werden unserem Vorschlag die Konsumenten gegenüberstehen, da er sich mit einem ihrer Argumente teilweise deckt und ihrem Hauptwunsche nach Herabsetzung der Getreidepreise entgegenkommt.... Er ist dazu angetan, die politische Antipathie und manche unbegründeten Vorurteile weitester Kreise gegen das Einfuhrscheinsystem abzuschwächen und der politischen Ausbeutung der Materie die Spitze zu nehmen (S. 167, 168).

Unser Herr Doktor wünscht diese Wirkungen, ist sich dabei aber sehr wohl bewußt, daß sie nur einer Täuschung der „weitesten Kreise" entspringen könnten, die daraus entspränge, daß sein Vorschlag einen falschen Schein erweckte.

Er sagt selbst von den „Konsumenten":

> Jedoch dürften sie sich in ihren Erwartungen teilweise getäuscht sehen.

Und indem er das weiter ausführt, zeigt er, daß der Teil, in dem ihre Erwartungen nicht getäuscht werden, ein ganz winziger ist: vorübergehend werden die Roggenpreise sinken, nicht aber die Weizenpreise. Das ist der ganze Vorteil für die Konsumenten. Binnen kurzem werden die Roggenpreise wieder auf dem alten Stand stehen:

> Die Baisse ist nicht Zweck der Änderung (des Systems der Einfuhrscheine), nur ihr Mittel. Sie (die Preissenkung) bleibt eine temporäre Erscheinung. Sobald sie ihren Zweck erreicht hat (den Rückgang des Roggenbaus), wird sie automatisch verschwinden. Dann erst tritt die eigentliche Folge der Änderung ein: sie hebt den Inlandpreis wieder auf den Weltmarktpreis plus Zollsatz (S. 169).

Es ist also purer Schwindel, eine ganz gewöhnliche Vorspiegelung falscher Tatsachen, wenn die Sympathien der Konsumenten für die Beckmannsche „Reform" der Einfuhrscheine dadurch gewonnen werden sollen, daß man ihnen den Glauben beibringt, sie „komme ihrem Hauptwunsch nach Herabsetzung der Getreidepreise entgegen".

Die Vereitelung dieses Hauptwunsches ist vielmehr das Hauptmotiv des Beckmannschen Vorschlags.

Trotzdem er ganz im Sinne der Agrardemagogie liegt, beschleichen seinen Urheber doch trübe Zweifel, ob die Agrarier sich dafür erwärmen werden. Soll doch die festere Verankerung des Brotwuchers durch eine vorübergehende Preissenkung zweier Getreidearten erreicht werden. In der Tat hat auch schon der Reichskanzler bei der Teuerungsdebatte im Reichstag die Beckmannsche Reform prompt abgelehnt. Herr Dr. Beckmann kennt offenbar seine Pappenheimer. Ihre Kurzsichtigkeit duldet nicht die geringsten Konzessionen. Mag der Gewinn noch so groß sein, der durch ein vorübergehendes Opfer zu erkaufen wäre, mag die Gefahr noch so drohend sein, die aus der Verweigerung des vorübergehenden Opfers erwächst: sie geben nichts auf, was sie einmal in ihren Krallen haben. Das Motto, das ihre Vorfahren im achtzehnten Jahrhundert aus Leichtfertigkeit wählten, wählen sie aus brutaler und beschränkter Habgier: Nach uns die Sintflut!

Das englische Parteiensystem und die Arbeiterpartei.

Von **J. Sachse** (London).

1. Die Stellung der Arbeiterpartei im englischen Parlament und die Konferenz der Independent Labour Party.

Angesichts des gewaltigen Emporschäumens des Klasseninstinktes der englischen Arbeiter, wie es in den Unruhen zutage trat, erlangt die Frage der Stellung der englischen Arbeiterpartei zu den anderen Parteien, zur Regierung und zum Parlamentsbetrieb überhaupt aktuelle Bedeutung, eine Frage, deren Diskussion schon die Birminghamer Jahreskonferenz der Independent Labour Party (J. L. P.) fast völlig in Anspruch nahm. Die Debatte knüpfte dort an die von einer Anzahl von Ortsgruppen eingebrachte Resolution an:

> Um die Autorität der gewählten Volksvertreter im Parlament gegenüber dem übermächtigen Einfluß der Minister herzustellen, die fast jeden wichtigen Beschluß

des Unterhauses als eine Vertrauensfrage behandeln, deren Ablehnung mit der Parlamentsauflösung bestraft werden kann, ersucht die Konferenz die Arbeiterfraktion des Unterhauses, alle derartigen möglichen Konsequenzen zu ignorieren und bekanntzugeben, daß sie die Absicht habe, ihre eigenen Forderungen unentwegt in den Vordergrund zu drängen und über alle vorgebrachten Fragen ausschließlich nach ihrem sachlichen Werte abzustimmen.

Dieser Resolution stand ein Amendement der Ortsgruppe Walthamstow gegenüber, das es für die Pflicht der Arbeiterfraktion erklärt, alle möglichen Konsequenzen ihres Verhaltens in Betracht zu ziehen und sich bei ihren Entschließungen ausschließlich von den Interessen der Partei und dem Wunsche leiten zu lassen, die Gelegenheiten zur Erreichung ihres Zieles zu vermehren.

Die Debatte war außerordentlich lebhaft und anregend. Sie wurde zum überwiegenden Teile von den anwesenden Arbeiterabgeordneten geführt, unter denen drei verschiedene Meinungsrichtungen zur Geltung kamen. Die Genossen Jowett und Lansbury, der erstere der Parlamentsvertreter von Bradford, der letztere der vielverheißende neue Abgeordnete für den Londoner Wahlkreis Bow und Bromley, setzten sich sehr entschieden für die Resolution ein. Diese wurde ebenso entschieden von dem Genossen Ramsay Macdonald, dem gegenwärtigen und möglicherweise permanenten Präsidenten der Arbeiterpartei, bekämpft; er erklärte sich energisch für das Amendement. Eine Mittelstellung nahmen die Genossen Barnes und Keir Hardie ein. Sie stimmten der von Jowett und Lansbury gegen die Taktik der Arbeiterfraktion gerichteten Kritik unumwunden zu und verurteilten das Amendement, weil es auf die Gutheißung jener Taktik hinauslaufe. Sie wandten sich aber auch gegen die Resolution, weil sie die darin vorgeschlagene Lösung für unpraktisch und ein Mißtrauensvotum gegen die Arbeiterfraktion für unangebracht hielten. Auf ihren Vorschlag wurden sowohl Resolution wie Amendement unter allgemeinem Beifall zurückgezogen, weil man annahm, daß diese freie Aussprache über die Parteitaktik auch ohne Beschlußfassung eine segensreiche Wirkung ausüben werde.

Ich wohnte der ganzen Debatte bei und gewann entschieden den Eindruck, daß die große Mehrheit der Konferenz den Standpunkt Jowetts und Lansburys teilte. Es war unverkennbar, daß die Delegierten mit der Taktik der Arbeiterpartei nicht zufrieden waren. Macdonald, der sie in Schutz nahm, übte noch einen großen persönlichen Einfluß auf die Konferenz aus, aber es scheint, daß er den Höhepunkt seiner Macht in der J. L. P. bereits überschritten hat und man ihn, obschon er ein Parlamentsvertreter der J. L. P. ist, mehr und mehr als das Mundstück der nichtsozialistischen Elemente der Arbeiterpartei betrachtet.

Die Argumente, mit denen die verschiedenen Redner ihre Stellungnahme begründeten, sind, so interessant sie zur Beurteilung der allgemeinen Taktik der Arbeiterpartei waren, in diesem Zusammenhang nicht wichtig. Mit Ausnahme Jowetts und wohl auch Macdonalds — der aber jedenfalls wenig davon merken ließ — schienen die Diskussionsredner die wirkliche Bedeutung der Streitfrage mehr zu ahnen als klar zu begreifen. Denn hinter der Resolution und dem Amendement steckt mehr, als auf der Oberfläche liegt. Es handelt sich nämlich nicht bloß darum, ob die Arbeiterfraktion im gegen-

wärtigen Parlament der heutigen liberalen Regierung gegenüber eine mehr oder minder unabhängige Haltung bewahren soll, sondern um die viel tiefergreifende Frage: Welche Stellung hat die Arbeiterpartei gegenüber dem englischen Parteiregierungssystem überhaupt einzunehmen?

Auf dem europäischen Festland sieht man noch vielfach mit Neid und Bewunderung zu dem englischen Zweiparteiensystem empor. Die Reaktionäre bewundern in ihm das bewährte Mittel gegen das Aufkommen einer starken sozialistischen Bewegung, indem es dafür sorgt, daß jeder Ausbruch der Volksunzufriedenheit sich in der abwechselnden Bevorzugung der einen großen bürgerlichen Partei vor der anderen äußert. Die Fortschrittsmänner im bürgerlichen und zuweilen wohl auch im sozialistischen Lager sehen dagegen in dem Zweiparteiensystem den Urheber der freiheitlichen Institutionen Englands, ein treffliches Instrument der Demokratie. Unterdessen wird dieses System in England selber zum Gegenstand immer häufigerer und immer heftigerer Angriffe, und zwar eigentümlicherweise ebenfalls sowohl aus dem reaktionären wie dem bürgerlich-demokratischen und sozialistischen Lager. In der Tat wendet sich gegen das Zweiparteiensystem mehr oder weniger entschieden und klar alles, was noch eine großangelegte, grundsätzliche Politik verfolgen will. Die extremen Schutzzöllner und Jingos der „Morning Post" und der „National Review" schmollen ebenso wie der extreme Manchestermann Lord Hugh Cecil, die besten Elemente in der Arbeiterpartei schreiben dagegen Artikel und Broschüren, und was die S. D. P. anbetrifft, so ist im Grunde ihre ganze Tätigkeit direkt oder indirekt ein ewiger Kampf gegen das Parteiwesen. Am offensten und systematischsten ist der Angriff in dem von Genossen Askew hier bereits besprochenen Buche von Hilaire Belloc und Cecil Chesterton: „The Party System", geführt worden.

Einen schweren Stoß hat das Zweiparteiensystem durch das Aufkommen einer starken Arbeiterfraktion erhalten. Und zwar zunächst mehr auf indirektem Wege, indem es die Bedeutung der irischen Fraktion in früher unbekanntem Maße hob und sie seit den Wahlen von 1910 sogar zum ausschlaggebenden Zünglein an der Wage machte. Damit war die regelrechte Funktion des Zweiparteiensystems gestört, und man mußte zu allerlei künstlichen und auffälligen Mitteln seine Zuflucht nehmen, um es im Gange zu erhalten. Das gewagte Experiment dieser Art war die öffentliche Ankündigung der Vetokonferenz des vorigen Jahres. Auf diese Störung des Gleichgewichtes sind die meisten von konservativer Seite kommenden Angriffe auf das Parteiensystem zurückzuführen. Die Unzufriedenheit der bürgerlichen Radikalen und der Arbeiterparteiler wendet sich dagegen mehr gegen den inneren Mechanismus des Parteiregierungssystems, gegen die Übermacht des Kabinetts und die Ohnmacht des Unterhauses und ganz besonders auch gegen die Geschäftsordnung des Unterhauses. In diesen Angriffen äußert sich die beginnende Enttäuschung darüber, daß die überschwenglichen Hoffnungen der Arbeiterpartei auf die praktischen Erfolge ihrer parlamentarischen Tätigkeit nicht erfüllt worden sind.

Doch ehe wir auf die Rolle der Arbeiterpartei im englischen Parteiensystem eingehen, dürfte es von Interesse sein, dieses Parteiensystem selbst und die Art und Weise, wie es funktioniert, kurz darzustellen.

2. Die Parteimaschine.

Dem Beobachter der englischen Politik muß sehr bald ein Umstand auffallen: die Kämpfe, die sich im englischen Parlament abspielen, sind keine Klassenkämpfe, die Gegensätze, die dort zutage treten, sind keine Klassengegensätze. Wenn die politischen Formen und Einrichtungen eines Staates nur die jeweiligen sozialen Machtverhältnisse ausdrücken, so zeigt das Beispiel Englands jedenfalls, daß die ganze reguläre politische und parlamentarische Tätigkeit eines Landes dazu da sein kann, die wirklich bestehenden sozialen Gegensätze und Interessengegensätze zu verhüllen. Um dies zu illustrieren, braucht man bloß zu fragen, wo denn im englischen Unterhaus die Parteien oder Gruppen sind, die die respektive Interessenvertretung der verschiedenen sozialen Klassen, der Junker und Großindustriellen, der Finanzaristokratie, der Pächter oder Kleinbürger darstellen. Man wird sie nicht finden können. Seit fünf Jahren besteht eine einzige Ausnahme von dieser Regel — die Arbeiterpartei; aber auch sie ist nicht die Vertreterin des enterbten Proletariats in dem Sinne, wie es die sozialistischen Parteien der festländischen Parlamente sind. Die besitzenden Klassen verzichten auf die direkte Anteilnahme an der Politik und auf die Führung politischer Kämpfe; sie überlassen dieses Geschäft einer in ihrem Auftrag handelnden und innerhalb dieses Auftrags mit absoluten Vollmachten ausgestatteten regierenden Gruppe, die für Ruhe und Ordnung zu sorgen, die gewöhnlichen Staatsgeschäfte zu leiten und die auf allerlei Umwegen sich als unvermeidlich hervordrängenden Reformen so langsam und in so harmloser Form wie nur möglich durchzuführen hat.

Denn um eine einheitliche regierende Gruppe handelt es sich in England und nicht etwa um einen ernsthaften Kampf zweier gegensätzliche soziale Interessen vertretenden Parteien. Das Merkmal der ganzen englischen Politik ist die in mehr oder weniger regelmäßigen Zwischenräumen erfolgende Abwechslung der beiden regierenden Gruppen an der Herrschaft. Um diese Abwechslung zu bewerkstelligen, sind die beiden Parteien genötigt, gewisse allgemeine, aber niemals sehr tiefgehende Unterschiede in ihren Regierungsmethoden bestehen zu lassen, die dann den Wählern gegenüber als fundamentale Gegensätze übertrieben werden und sich im besonderen an gewisse konkurrierende Interessengruppen — nicht etwa Klassen, denn beide Parteien appellieren an die ganze Nation, und vor allem an die große Mehrheit derselben, die Arbeiterklasse — zu wenden. Aber schon die Tatsache der Abwechslung deckt die Unrealität des Kampfes auf. Wenn Lloyd George heute Balfour als den Schleppenträger der volksaussaugenden Junker und Plutokraten denunziert und Balfour den Lloyd George als den revolutionären Expropriator verschreit, der England dem schrecklichsten Ruin ausliefert, so wissen Lloyd George und Balfour ganz genau, daß in drei, vier oder spätestens fünf oder sechs Jahren der Junkerknecht Balfour genau dieselbe Politik fortsetzen wird, die der Revolutionär Lloyd George begonnen. Daß überhaupt keine Unterschiede zwischen der Politik der beiden Parteien bestehen, wird niemand behaupten wollen. Aber die Gegensätze zwischen ihnen sind äußerst minimal, und ein ernsthafter Kampf besteht überhaupt nicht. Die Verteilung der Rollen, die die eine Partei als im allgemeinen und vorwiegend „konservativ“, die andere als im allgemeinen und vorwiegend „fortschrittlich“ stempelt, und die stetige Abwechs-

lung der beiden Rollenträger an der Macht ist eben das einzige Mittel, wie eine einheitliche, durch keine wirklichen sozialen Gegensätze getrennte regierende Gruppe ihre Herrschaft in einem „demokratischen“ Staate wie England fortzuführen vermag. Ohne diese Rollenverteilung offenbarte sich das englische Regierungssystem dem Volke ohne weiteres als eine unerträgliche Oligarchie und wäre keine politische Maschinerie vorhanden, die für die „konstitutionelle“ Durchführung von Konzessionen an Forderungen des Volkes, Sozialreformen und dergleichen sorgen könnte, die sich als unabweisbar herausstellen.

Die regierende Gruppe, die England zu allen Zeiten beherrscht, setzt sich zusammen aus der offiziellen Regierung des Tages und den Führern der offiziellen parlamentarischen Opposition, also aus den Ministern und den Exministern, ein Begriff, der in England gleichbedeutend ist mit Ministern in spe. Nach den Plätzen, die diese Personen im Unterhaus und im Oberhaus einnehmen, werden sie kurz „the Front Benches“, die Vorderbänke, genannt. Die Minister sitzen auf der Vorderbank zur Rechten des Präsidenten, die Exminister, also die Führer der Opposition, auf der Vorderbank zur Linken des Präsidenten. Im Unterhaus sind die beiden Vorderbänke nur etwa zwei Meter voneinander entfernt, und sehr häufig werden die wichtigsten Regierungserklärungen von dem sprechenden Minister den gegenübersitzenden Exministern sozusagen ins Ohr geflüstert, als ob es sich um eine private Angelegenheit dieser Personen handelte. Die Mitglieder der liberalen Vorderbank stehen stets auf dem besten freundschaftlichen Fuße mit den Mitgliedern der konservativen Vorderbank, die sie zu bekämpfen vorgeben. Ja noch mehr, die meisten von ihnen sind durch zahllose Bande nicht nur gesellschaftlicher, sondern auch verwandtschaftlicher Natur aufs engste miteinander verbunden. Um nur einige der bekanntesten Beispiele zu erwähnen, so ist die Frau des liberalen Premierministers Asquith eine Schwester der Frau des früheren konservativen Kolonialsekretärs Lyttelton; dieser ist wieder ein Onkel des liberalen Unterstaatssekretärs Masterman; der Minister des Innern Churchill, eine der stärksten Säulen des Radikalismus, ist der Vetter des konservativen Exministers, des Herzogs von Marlborough; ein liberaler Einpeitscher, der unlängst ins Kabinett aufgerückt, ist der Vetter eines konservativen Einpeitschers; ein anderer liberaler Einpeitscher, Sir John Fuller, der jetzt, glaube ich, irgend einen kolonialen Gouverneurposten erhalten hat, ist der Schwager des parlamentarischen Finanzsekretärs Hobhouse, aber beide „liberale“ Staatsmänner verehren in dem konservativen Lordkanzler Lord St. Aldwyn ihren Großpapa; der frühere liberale Minister Lord Fitzmaurice ist ein Bruder des konservativen Führers Lord Lansdowne; der liberale Staatssekretär für Indien, Lord Crewe, ist ein Schwiegersohn des theatralischen Eigenbrödlers Lord Rosebery, dieser wieder ist ein Schwiegersohn des konservativen Finanziers Lord Rothschild, und so fort mit Grazie. Tatsächlich bilden die beiden Vorderbänke nicht nur eine einheitliche regierende Gruppe, sondern auch eine einheitliche Sippschaft, und schon aus diesem Grunde wäre ein wirklicher Kampf zwischen den Führern der beiden Parteien völlig undenkbar.

Wer wählt, ernennt oder stellt die Vorderbänke, also die Minister? Man wird vergeblich danach fragen. Man weiß, wie Regierungen und einzelne Minister in Deutschland, Frankreich oder den Vereinigten Staaten ange-

stellt und gestürzt werden. In England hat weder der König noch auch da Parlament oder eine Partei etwas darüber zu sagen. Die regierende Grupp ergänzt ihre Reihen einfach auf dem Wege der willkürlichen Kooptierung Wem einmal der große Wurf gelungen, in die regierende Clique aufge nommen zu werden, der hat eine „gesicherte Lebensstellung". Er brauch nicht zu fürchten, wie ein armer Bülow, Briand, Clemenceau nach einige Jahren der Monarchen- oder Volksgunst in ruhmloser Obskurität sein Memoiren schreiben zu müssen. Er weiß, daß er nicht gestürzt wird. Hat e den ihm gebührenden Zeitraum offizieller Regierungsgewalt erschöpf dann zieht er sich mit seinen Kollegen auf einige Jahre auf die oppositio nelle Vorderbank zurück, um von dort aus, ohne Ministergehalt zwar, abe auch ohne Arbeit und Verantwortung an der Regierungsmacht teilzunehme

Denn die Anteilnahme der Führer der jeweiligen Opposition an de Macht ist ein weiteres entscheidendes Kennzeichen des englischen Regie rungssystems. Ob ein regelrechter Mechanismus besteht, der diese Antei nahme bewirkt, kann nicht mit Bestimmtheit behauptet werden, aber da sie wirklich stattfindet, kann einem unbefangenen Beobachter der englische Politik kaum entgehen. Alle Welt weiß ja, daß zum Beispiel die äußer Politik Englands durchaus einheitlich geleitet wird, einerlei, ob Sir E ward Grey oder Lord Lansdowne der Chef des Auswärtigen Amtes ist. Abe auch in der inneren Politik ist die Kontinuität ein anerkannter Grundsa Keine wichtige Entscheidung einer Regierung wird von der nächsten R gierung widerrufen, auch wenn dieselbe von der letzteren als Oppositio scheinbar noch so wütend bekämpft worden war. Diese Kontinuität der P litik ist eine Notwendigkeit des Zweiparteiensystems, das offenbar se bald in die Brüche gehen müßte, wenn jede Regierung ihren frühere Versicherungen treu bleiben und konsequent nur das eigene Parteipr gramm verwirklichen wollte. Diese Kontinuität ist aber auch nur möglic wenn die Regierung des Tages nur solche Maßregeln durchführt, die d Opposition nach ihrem Regierungsantritt auch wirklich fortsetzen kan Mit einem Worte, ein Sieg der einen und eine Niederlage der andere Regierungspartei ist nur in Fragen von relativ untergeordneter Bede tung möglich, die die Aufrechterhaltung des Parteiensystems nicht g fährden, sondern womöglich fördern und die Entfachung einer heftige aber ungefährlichen Wahlagitation auf beiden Seiten ermöglichen. Wir lich entscheidende Fragen, wie äußere Politik, Sozialreformen, tatsächli auch die Rüstungspolitik, fallen von vornherein außerhalb des Bereic des Parteikampfes. Das Einvernehmen der Minister und der Exminist tritt besonders deulich zutage, wenn es sich um die Vertuschung von Ve waltungsskandalen, um die Verteidigung der Mißbräuche der herrschend Finanzaristokratie handelt, und vor allem, wenn ein Angriff irgend ein unabhängigen Abgeordneten gegen den ganzen Schwindel des Parteie systems zurückgeschlagen werden soll.

Um einen solchen komplizierten Humbug aufrechterhalten zu könne bedarf die regierende Gruppe offenbar gewaltiger Herrschaftsmittel, d dafür sorgen, daß das System glatt funktioniert, daß das Volk über d wahren Verhältnisse getäuscht wird, und daß jeder leiseste Versuch ein Widerstandes sofort mit einer ungeheuren Übermacht erdrückt wird. Di Herrschaftsmittel stehen den Vorderbänken in ausreichendem Maße z

Verfügung. Die Mittel, die die absolute Macht der Vorderbänke sichern :nd das ganze System im Gange erhalten, sind hauptsächlich die folgenden: . die Wahlgesetze und die Beherrschung der Wahlen durch den Caucus, die Parteiclique, die den Wahlkampf leitet; 2. die Kontrolle des Unterhauses, Terrorisierung der Abgeordneten durch die Einpeitscher und ihre Korrumpierung mittels der geheimen Parteifonds; 3. die kollektive Verantwortung es Kabinetts und 4. die Geschäftsführung im Unterhaus.

Das Fehlen von Stichwahlen oder des Proporzes macht das Auftreten ines dritten Kandidaten in den meisten Fällen unmöglich und verhindert amit das Aufkommen einer starken dritten Partei. Dasselbe bezwecken die chen offiziellen und sonstigen Wahlkosten sowie bisher auch das Fehlen on Abgeordnetendiäten. Durch den Caucus, die lokalen und zentralen Wahlorganisationen sichern sich die respektiven Parteiführer das Recht der uswahl der Parteikandidaten. Revoltiert aus irgend einem Grunde die okale Wahlorganisation und stellt sie eine den Parteiführern unliebsame Person als Kandidaten auf, dann werden ihr die unerschöpflichen und zur Führung des Wahlkampfes unentbehrlichen Geldquellen verschlossen. Das-elbe geschieht, wenn ein sich durch Ehrlichkeit und Unabhängigkeit unange-ehm bemerkbar machender Abgeordneter die Wiederwahl sucht; ist er da-ei sehr weit gegangen, dann wird ihm sogar ein dritter Kandidat entgegen-estellt und seine Wiederwahl unmöglich gemacht. Ein Kandidat wird vom aucus nur dann anerkannt, wenn er sich verpflichtet, nicht nur das gegen-wärtige Programm der Parteiführer, sondern auch alle ihre künftigen Be-hlüsse, auf die er natürlich nicht den geringsten Einfluß hat, zu unter-ützen. Der größte Teil der aussichtsvollen Kandidaten setzt sich zusammen us Verwandten und Konnexionen der Vorderbänke, aus wohlhabenden nd in ihrem Wahlkreis einflußreichen Personen, auf deren Unterstützung ie Vorderbankpolitiker Wert legen, und schließlich aus einer Anzahl Jour-alisten und Advokaten, die sich durch ihre nützliche Agitation für die Po-tik der respektiven Vorderbank besonders bemerkbar gemacht haben. Auf iese Weise wird dafür gesorgt, daß zumindest 90 Prozent eines jeden nterhauses aus ihren respektiven Parteiführern gegenüber durchaus loyalen" und, was noch viel wichtiger, vom Gesichtspunkt des Parteien-ystems aus absolut „zuverlässigen" Leuten besteht. Aber das System gibt ch damit nicht zufrieden. Es könnte ja trotzdem vorkommen, daß irgend ein hrlicher und unschuldiger Abgeordneter die Sachlage so sehr verkennte, daß : im Unterhaus die Wünsche des Volkes vertreten und so das Spiel der orderbänke stören wollte. Um das zu verhindern, besteht im Parlament lber ein sinnreicher Mechanismus, dessen Gesamtwirkung die ist, den Ab-eordneten die Ausübung der Loyalität leicht und bequem, ihre Durch-echung dagegen überaus lästig, opfervoll oder ganz unmöglich zu machen. ie Einpeitscher sind zu dem Zwecke eingesetzt, die Loyalität der Abgeord-eten zu ihren Parteiführern stetig zu überwachen. Sie haben darauf zu hten, daß die Abgeordneten den Wünschen der Vorderbänke gemäß reden nd abstimmen. Sie sind es, die, wenn nötig, den entsprechenden Druck auf h etwa unabhängig gebärdende Abgeordnete ausüben, und sie stellen das ermittlungsglied dar zwischen den Ministern und Exministern und dem spektiven Caucus. Der Druck kann selbstverständlich mannigfache Formen nehmen von der Gewährung oder Vorenthaltung von allerlei Vorteilen,

gesetzgeberischer Maßnahmen, kolonialer Einmischungen, lohnender Stelle und Ämter bis zur regelrechten Gehaltszahlung und der Sicherung ode Verhinderung der Wiederwahl. Die letzteren Herrschaftsmittel werden an gewandt mit Hilfe der geheimen Parteifonds, von denen niemals gesproche werden darf, deren Existenz aber jedem, der auch nur eine Ahnung vo der englischen Politik hat, bekannt ist. Diese Gelder, über die die Partei führer unumschränkt verfügen, werden zusammengebracht aus den Spende reicher Parteianhänger, die dafür Titel und Würden oder ihrem private Interesse dienende Regierungsmaßnahmen, namentlich auf dem Gebiet de äußeren und Kolonialpolitik, erhalten. Die wichtigste Einnahmequelle de Parteifonds ist die Ernennung von Lords. Jeder Lordstitel hat seine Preis, der sich im Durchschnitt auf etwa 50 000 Pfund Sterling (ein Million Mark) beläuft. Man wird nun verstehen, warum liberale Regie rungen dem Oberhaus immer frisches Blut zuführen, während sie ihm de Krieg auf Leben und Tod ankündigen.

Diese Pressionsmittel werden ergänzt durch die Beherrschung des Unter hauses durch das Kabinett, die nur in der systematischen Rücksichtnahm auf die Wünsche und Interessen der oppositionellen Vorderbank ein Schranke findet. In keinem konstitutionellen Staate der Welt ist die Mac der Regierung im Parlament so absolut, ist der einzelne private, das heiß von den Vorderbänken unabhängige Abgeordnete so ohnmächtig wie i englischen Unterhaus. Das wirksamste Mittel, unbequeme Abgeordnete i Zaume zu halten und die Volksvertreter im allgemeinen jedes Einflusse auf die Staatsgeschäfte zu berauben, ist die *kollektive Verantwor tung* des Kabinetts. Nicht genug, daß jede Regierungsmaßregel von de Kabinett als eine Vertrauensfrage betrachtet wird, deren Verneinung d sofortige Resignation des Ministeriums nach sich zieht, kann das Unterhau auch einem einzelnen Minister nicht das Vertrauen versagen, selbst wenn e sich der schlimmsten Mißbräuche schuldig gemacht hat, ohne gleichzeitig de Sturz des ganzen Ministeriums herbeizuführen. Das Unterhaus ertrag aber lieber jede Ministerwillkür und jede Erniedrigung, als daß es die R gierung zu Fall bringt. Denn es liegt in der Natur des Zweiparteiensystem daß der Sturz der Regierung *sofortige Neuwahlen* nach sich ziehe muß. Und bekanntlich scheuen Abgeordnete nichts so sehr als Neuwahle namentlich wenn diese, wie in England, auch im besten Falle eine Ausgal von etwa 1000 Pfund Sterling (20 000 Mark) für jeden Kandidaten b deuten. So kommt es, daß das englische Unterhaus nicht imstande ist, au nur die kleinste Änderung an irgend einer Vorlage durchzusetzen, wenn d Regierung sich dagegen ausspricht. Zu alledem kommt aber noch die g radezu skandalöse *Geschäftsordnung des Unterhauses.*

(Schluß fol

Der ärztliche Antimodernisteneid.

Von Dr. **Karl Gumpertz** (Berlin-Wilmersdorf).

Die Intoleranz der alten, die relative Weitherzigkeit der modernen Medizi schulen hat Helmholtz sehr schön beleuchtet:

„Wer auf wohlgesicherter Basis arbeitet, kann einen Irrtum sehr lei zugeben, ihm wird dabei nichts genommen als das, worin er sich geirrt h

Wenn man aber den Ausgangspunkt auf eine Hypothese gestellt hat, die entweder durch Autorität gewährleistet erscheint oder nur gewählt ist, weil sie em entspricht, was man für wahr halten zu können wünscht, so kann jeder tiß das ganze Gebäude der Überzeugungen rettungslos einreißen. Die überzeugten Anhänger müssen deshalb für jeden einzelnen Teil eines solchen Gebäudes denselben Grad von Infallibilität in Anspruch nehmen, für die Anaomie des Hippokrates ebensoviel wie für die Fieberkrisen; jeder Gegner ann ihnen nur als dumm oder schlecht erscheinen, und die Polemik wird ach einer alten Regel um so leidenschaftlicher und persönlicher, je unsicherer er Boden ist, der verteidigt wird."

Auf diesem alten Standpunkt dogmatischer Deduktion steht heute eine en jüngsten Zweig unseres medizinischen Lehrgebäudes, die soziale Medizin, ıltivierende Schule, welche zu staatlicher Anerkennung zwar nicht gelangt t, aber unzweifelhaft einen wirtschaftlichen Machtfaktor bedeutet: der wirthaftliche Verband der Ärzte Deutschlands, der sogenannte Leipziger Verband.

Dieser Verband geht aus von dem Dogma: Jedem Arzte soll Zulassung ur Kassenpraxis offenstehen; die Prüfung der Verträge, die Bestimmung des onorars ist Sache eben dieses Verbandes, welchem sich ein „honoriger" ollege bedingungslos zu fügen hat.

Es ist seitens dieses Verbandes auch empirisch Material zur Kassenarztage gesammelt worden, aber das der sogenannten freien Ärztewahl Ungünstige wird fast völlig unterdrückt.

Auf diese Gemeinschaft trifft alles das zu, was Helmholtz als charakteristisch ir dogmatische Schulen schildert: wer widerspricht, ist dumm oder schlecht. ehört er selbst dem Ärztestande an, so ist's klar, daß er seines persönlichen orteils wegen die Rechte seiner Kollegen verkürzen will. Aus den kollegialen ereinen sucht man ihn herauszudrängen; er erhält auch gelegentlich Stockrügel auf den Magen, indem er aus der Kassenpraxis überall dort verdrängt ird, wo der Leipziger Verband als vertragschließende Organisation auftritt.

Der Leipziger Verband hat sich der Stellenvermittlung bemächtigt, er ergibt Schiffsarztstellen und Vertretungen. Es werden auch Nichtmitglieder ur Bewerbung zugelassen, aber nur, wenn sie Ehrenscheine unterschreiben, ie zu bedingungsloser Gefolgschaft verpflichten. Es ist klar, daß der Vertretung oder Assistenz Suchende nicht den geringsten Einfluß besitzt auf die on der Leipziger Zentrale jetzt oder in zehn Jahren zu sperrenden Orte der Kassen. So lange ist er aber zu blindem Gehorsam verpflichtet! Bevor er hier geforderte Wucherzins in einem Teile der ärztlichen Presse ins rechte icht gesetzt worden war, hat man sogar lebenslänglich Reverenz vor dem eipziger Geßlerhut verlangt!

Solche Ehrenscheine sind zwar rechtlich unwirksam, aber der Zuwiderandelnde verfällt der ehrengerichtlichen Bestrafung auch dann, wenn ihm ur die Wahl bleibt, seine durch Vertrag übernommenen Verpflichtungen zu erletzen oder das vor Jahren leichtsinnig gegebene Ehrenwort zu mißachten!

Die ärztlichen Ehrengerichte bestrafen nur aus einem Paragraphen: Der rzt hat sich der Achtung, die sein Beruf erfordert, unwert gezeigt. Für den it verschwindenden Ausnahmen dem Leipziger Verband angehörenden Ehrenchter verschmilzt die Standeswürde unwillkürlich mit der sogenannten Standeseue, das heißt der Folgsamkeit gegen die Leipziger Organisation. So erären sich Urteile, welche der Laie wie der Jurist nicht begreifen. Ein ohne

Vertretung verreisender Arzt wird bestraft, obwohl die nächste Ecke Arzt un
Rettungswache nachweist. Derjenige aber, der bei kassenärztlichen Streik
Schwerkranken seine Hilfe verweigert, bleibt straflos.

Noch niemals hat man davon gehört, daß bei Kassenkämpfen ein Ehren
gericht Aufforderung zum Vertragsbruch, Beleidigung oder frivole Denunziatio
seitens der Leipziger Agitatoren ahndet. Wer aber als Gegner des Leipzige
Verbandes mit Ehrengerichten in Berührung kommt, darf weniger auf ver
ständnisvolle Berücksichtigung seiner Seelenverfassung rechnen. Mit dem Augen
blick, wo auch wirtschaftliche oder politische Meinungen der Jurisdiktion de
Ehrengerichte unterstellt werden (eine solche Steigerung ihrer Befugnisse i
schon vereinzelt angestrebt worden), würde man zwischen Ehrengerichten un
Ketzergerichten schwer unterscheiden können.

Können sich Leipzig und Rom vergleichen lassen in der Zusage blinde
Gehorsams, so nehmen sie einander nichts in der Absage an moderne Forschungs
methoden. Roms glaubensfroher Zögling verzichtet auf die Lektüre kritische
Werke, die schon früher der päpstliche Index verbot. Leipzigs „wissenschaf
licher" Agitator fällt sein Urteil über ärztliche Gegner, ohne erst ihre Literatu
zu studieren, und ähnlich geht's anderen „Ärztefeinden" unter den Sozia
politikern und Statistikern. Der „standestreue" Arzt soll ja nicht Blätte
lesen, die ihn zum Denken nach einer dem Leipziger Verband und Ärzte
vereinsbund nicht genehmen Richtung anregen. Solche Dinge suche man au
aus der Tagespresse zu eliminieren — das war die Resolution eines ärz
lichen Standesvereins! Also nicht mehr und nicht weniger als die Unter
drückung der Wahrheit wird unter der Flagge des Standesinteresses erstreb
Die traurigste Folge der gegenwärtigen Gegensätze zwischen ärztlichen O
ganisationen und Krankenkassen ist aber die, daß der ärztliche Nachwuchs fü
das Unsoziale seines Betragens keine Empfindung mehr hat. Der ältere Ar
wurde noch durch den Doktoreid an seine Kulturmission erinnert, der vo
heute „kann's nicht finden in dem Schein". So ist die Majorität der deutsche
Ärzte aufgehetzt worden zur Bekämpfung unserer größten innerpolitischen Ta
der sozialen Gesetzgebung und ihres Ausbaus.

Der Terror dieser ärztlichen Antimodernistengemeinde trifft Freund wie Fein
Hervorragende Mitglieder des Leipziger Verbandes, welche zuvor für Erweiterun
der sozialen Gesetzgebung eingetreten waren, mußten unter dem Drucke der b
nausischen Majorität diese Überzeugung verleugnen. Leiter städtischer Kranke
häuser, Universitätslehrer brachten es über sich, in Kranken nicht hilfsbedürfti
Menschen zu sehen, nein, Mitglieder einer — aus wie nichtigen Gründe
oft — ausgesperrten Kasse, die durch Maßregelung kirre gemacht werden sollt

Man hat hingewiesen auf die Staatsgefährlichkeit des römischen Ant
moderniſteneids. Der Religionslehrer, der Rom Gefolgschaft geschworen ha
kann einmal die Autorität des Staates vor seinen Schülern herabsetzen;
muß es nicht tun. Der Leipziger Antimodernisteneid ist nur darauf gerichte
dem Machthunger und dem Geschäftsgedeihen einer Interessentengruppe G
nüge zu tun. Welches Unheil würde die Leipziger Richtung erst in den bildung
fähigen Gehirnen der Jugend anrichten, wenn sie die Professuren für sozia
Medizin besetzte! Was ist jetzt schon durch die Nachsicht der Staatsbehörde
gefehlt worden!

Ein Beispiel für viele. In Halle herrschte Streit zwischen Krankenkass
und Ärzten. Die Aufsichtsbehörde schloß einen Vertrag, durch den freie Ärzt

ahl eingeführt wird. Auch die medizinische Poliklinik der Universität figuriert nter den Kassenärzten, sie behandelt nur gegen Honorar, führt dieses aber an die ärztliche Kontrollkommission. Der Staat bezahlt die Gebäude und ren Unterhalt, er besoldet Ärzte und Beamte, aber die Ärzte lassen sich re im Auftrag des Staates ausgeübte Tätigkeit von den Krankenkassen ge- ndert honorieren und verwenden die so erhaltenen Summen nicht zum esten des Instituts, auch nicht für einen gemeinnützigen Zweck, sondern hren ihn ab an die Trust- und Parteikasse! Sicherlich wird mit diesem Vor- hen noch ein Nebenzweck verbunden. Die Nachuntersuchungen und ihre osten sind stets die Achillesferse des vom Leipziger Verband propagierten reiwahlsystems gewesen; durch derartige Zuwendungen werden nun die osten der Nachuntersuchungen herabgesetzt oder verschwinden ganz aus dem udget: der Erfolg ist eine Beeinflussung der Statistik der finanziellen Neben- irkungen des Leipziger Systems.

Als städtischer oder Staatsbeamter vermag der der Leipziger Antimoder- stengemeinde Verpflichtete oft nicht seine Unparteilichkeit zu bewahren. Mit elcher Stirne sollte etwa ein Stadtmedizinalrat, der zuvor gegen den „Terror r Kassenvorstände" gedonnert, in seiner amtlichen Stellung vorgehen gegen ssistenzärzte, die auf Geheiß ihrer Zentrale den Dienst bei ausgesperrten assenpatienten verweigern? Wie kann der von der Zunftleitung Abhängige, rem Gewissenszwang Unterliegende ein hygienischer Berater der armen olksgenossen sein, denen die Ansprüche der Leipziger „Standestreuen" die amilienversicherung versagen? Führt ihn sein Amt mit gegnerischen Ärzten sammen, wie soll er ihre Leistungen unbefangen beurteilen, nachdem die tandestreue als Vorbedingung für vollwertige Ärzte deklariert worden ist?

Und wie ist ein Professor der Medizin zu beurteilen, der seinen Lehr- uftrag mißbraucht, um für den wirtschaftlichen Verband Reklame zu machen? er von den dreien ist der Staatsgefährliche? der Dozent der Physik, welcher h im Privatleben zu sozialdemokratischer Weltanschauung bekennt, der katho- che Religionslehrer, der den vom Papst geforderten Eid geleistet hat, oder r klinische Leiter, aus dessen Wirken und Lehren die heranwachsende Gene- tion die Überzeugung gewinnt, Kranke seien im Stiche zu lassen, sobald der unftmeister das Signal gibt.

Literarische Rundschau.

ertha Siemering, **Arbeiterbildungswesen in Wien und Berlin.** Eine kritische Untersuchung. I. Band, 3. Ergänzungsheft der „Freiburger Volkswirtschaftlichen Ab- handlungen. Herausgegeben von Karl Diehl und Gerhard v. Schulze-Gävernitz. Karlsruhe 1911, G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag. 200 Seiten. 4 Mark.

Das Buch trägt einen Haufen von Materialien über das Bildungswesen zu- mmen, deren innere Durcharbeitung, Klärung und Nutzanwendung der Verfasserin der nicht gelungen ist. Die Arbeit stolpert von Anfang bis zu Ende über die Un- rheiten und Zwiespältigkeiten der Verfasserin. Sie stellt in einem einleitenden pitel ein Bildungsideal auf, das sie aus Goethes Wanderjahren destilliert. Goethe in Fragen der Menschenbildung fürwahr kein schlechter Berater, aber für die ientierung der Arbeiterbildung der Gegenwart kommt er nicht in erster Linie in tracht. Die Verfasserin kann deshalb die Verbindung auch nur rein äußerlich her- llen, indem sie die Volksbildung zu einem Ausschnitt der Menschenbildung und Arbeiterbildung zu einem Ausschnitt der Volksbildung erklärt. Das ist zwar

bequem und im allgemeinsten Sinne auch nicht unrichtig — schließlich läßt sich alle beweisen —, aber die Arbeiterbildung wird dadurch von vornherein ihres ganze besonderen Charakters entkleidet. Man braucht sich deshalb auch nicht zu be wundern, wenn die Verfasserin später zu den krausesten und philiströsesten Urteile über die gewerkschaftliche und politische Arbeiterbildung gelangt.

Ein weiterer Fehler des Buches besteht darin, daß es seinen allgemeinen „Ergel nissen und Folgerungen" lediglich das Arbeiterbildungswesen Wiens und Berlir (eigentlich nur Berlins) zugrunde legt. Die Verfasserin hat anfangs den Kreis ihr Untersuchungen weiter ziehen wollen, hat es aber unterlassen, weil sie fürchtete, da das eine Arbeit langer Jahre sein würde. Sie fand Trost in der Annahme, daß au bei einer erheblichen Ausdehnung ihrer Untersuchung kein wesentlich anderes E gebnis zustande kommen würde. Ich kann mich dieser Auffassung nicht anschließe Gerade Berlin ist wegen seiner Größe und der eben daraus zu erklärenden schwerer Beweglichkeit keineswegs typisch für das Arbeiterbildungswesen; in einer groß Zahl mittlerer Großstädte, in denen die nötige finanzielle Leistungsfähigkeit mit d wünschenswerten Übersichtlichkeit und Geschlossenheit der Arbeiterbewegung zusamme traf, ist man schon seit langer Zeit eigene Wege der Arbeiterbildung geschritte Schon vor der Reorganisation des parteigenössischen Bildungswesens hatten ei Reihe von Städten ihr interessantes und charakteristisches Bildungsleben. Ich e innere nur an Hamburg, Bremen, Leipzig und Dresden.

So kann man den Ergebnissen der Verfasserin keinen großen Wert beimesse abgesehen davon, daß sie ihre Schlußfolgerung mit unverkennbarer Voreingenomme heit gegen die Sozialdemokratie zieht. Dank ihrer Zwiespältigkeit sucht sie freili diese Gegnerschaft gern unter dem Mantel wissenschaftlicher Objektivität zu ve bergen. Außerdem muß sie mehr als einmal die sozialdemokratische Bildungsarb anerkennen, sowohl wegen ihrer inneren Einheitlichkeit und ihrer äußeren Geschlosse heit als auch wegen der finanziellen Opferwilligkeit. Aber „die janze Richtun paßt ihr nicht. Sie will überhaupt nicht, daß die Arbeiter ihre „sogenannte a gemeine Bildung" aus eigener Kraft zu fördern suchen, „statt dessen aber energisch womöglich offizieller Anschluß an die bestehenden bürgerlichen Vortragsveranst tungen". Die eigentliche Aufgabe des gewerkschaftlichen Bildungswesens sei neb der Einführung in die gewerkschaftliche Organisation die — „Hebung der Fachkenn nisse"! Vielleicht hat sich Fräulein Siemering inzwischen aus den Verhandlung des Gewerkschaftskongresses überzeugt, daß die Gewerkschaften selbst vorläufig n eine etwas andere Auffassung von der Art und dem Ziel ihrer Bildungsarbeit habe

Ich würde im übrigen schon zufrieden gewesen sein, wenn ich das Buch oh die Schlußfolgerungen der Verfasserin lediglich in seiner Eigenschaft als Materialie sammlung hätte empfehlen können. Leider kann ich auch das nicht uneingeschrän tun, obwohl Dr. Siemering unter den vielen, die ihr „in liebenswürdigster Weis Material geliefert haben, auch mich aufführt. Zwar kann ich mich über die Art d Verwendung meiner Mitteilungen nicht gerade beklagen; daß die Verfasserin and grundsätzliche Auffassungen über die Arbeiterbildung hat als wir Sozialdemokrat ist ihr gutes Recht, und daß sie den Bildungsausschuß und die Parteischule, d Zentralinstitute für ganz Deutschland sind und nur rein zufällig in Berlin dom zilieren, als Berliner Arbeiterbildungswesen wertet, ist eine der vielen Unklarheit ihres Buches, die sie mit sich selbst abzumachen hat. Aber ich halte ihre Darstellu der Bildungsarbeit der Freien Volksbühne und vor allen Dingen die Behandlu der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit nicht für einwandfrei. Man spürt hier imm hindurch, daß die Verfasserin mit ihren Sympathien auf der Seite der — sagen w der anderen ist. Man würdige nur die geistreiche Konstatierung „lediglich n unserem hier sehr spärlichen Material", daß die Qualität der von einzelnen Mi gliedern der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine gewählten Institute zu ihrer weiter Fortbildung besser sei als die der freien Gewerkschaften. Es handelt sich nur u eine sehr primitive Statistik, auf die die Verfasserin sich stützt, und um „einige Mi-

...)er", trotzdem nimmt sie sich ein so allgemein herabsetzendes Urteil heraus! Das ...ur ein Beispiel für viele.

Man darf dem denkenden Arbeiter, der solche Schriften überhaupt liest, und ... sozialistisch geschulten Bildungspolitiker aber zutrauen, daß sie über solche ...rlich mehr instinktive als beabsichtigte Parteilichkeit hinwegsehen. Was dann ...g bleibt, ist in seinem tatsächlichen Teil eine ganz achtbare, mit großem Fleiße ...mmengetragene Sammlung von Material über das Arbeiterbildungswesen der ...en Hauptstädte. Fehlt leider nur das richtige geistige Band! Heinrich Schulz.

...ner Arbeiten aus dem Gebiete der sozialen Medizin. Herausgegeben von ...r. Ludwig Teleky, Privatdozent für soziale Medizin an der Universität Wien. ...ien und Leipzig 1910, Verlag von Moritz Perles. 189 Seiten. Preis 5,20 Kronen.

Der Herausgeber stellt sich zur Aufgabe, eine Sammelstelle zu schaffen für wissen...tliche Arbeiten aus dem Gebiete der sozialen Medizin, die auf österreichische ...ältnisse Bezug haben. Diese erste Folge von Arbeiten bringt eine Reihe medi...cher und hygienischer Abhandlungen, die zum Teil Arbeiten aus dem Seminar ...Herausgebers sind. Die vorzüglichen Abhandlungen interessieren vor allem den ..., aber auch der Sozialpolitiker wird aus ihnen eine ganze Menge für sich zu ...n wissen. Besonders sei aus der Zahl der Abhandlungen die von Dr. Alfred ... über „Die Gesundheitsverhältnisse der Wiener Steinmetzen und Perlmutter...sler" hervorgehoben. Sie ist allein schon darum von großem Interesse, weil sie ... zeigt, wie uns als rein klinische Momente imponierende Verhältnisse nur in ... unmittelbaren sozialen Bedingtheit verstanden werden können.

Ausgezeichnet ist die einleitende Abhandlung des Herausgebers über „Die Auf...en und Ziele der sozialen Medizin", seine Antrittsvorlesung bei der Übernahme ... Lehrauftrags für soziale Medizin. Die Lektüre dieses Aufsatzes möchte ich ...entlich denjenigen empfehlen, für die „soziale Medizin" sich auf das Schreiben ... Gutachten nach Schema F reduziert und die für ein die Praxis förderndes ...retisches Mitarbeiten oder gar nur Nachdenken nichts übrig haben. Der Aufsatz ...ät ein tiefes Verständnis der sozialen Verhältnisse und Bedingtheiten, und an ...er Lektüre hat man wirklich eine Freude.

Dem Unternehmen Telekys sei der beste Erfolg gewünscht Lipschütz.

...o Hübner, **Geographisch-statistische Tabellen aller Länder der Erde.** Fort...führt durch F. v. Juraschek. 60. Ausgabe für 1911. Frankfurt a. M., Heinrich ...eller. 107 Seiten. 1,50 Mark.

Die neueste Ausgabe des bekannten, sehr verwendbaren Handbüchleins ist be...kenswert dadurch, daß sie die Ergebnisse der Volkszählungen von 1910 für eine ...e von Ländern, darunter das Deutsche Reich, verzeichnet, und daß sie dem bis...gen Inhalt eine Übersicht über Preise und Verbrauch von Lebensmitteln und Roh...en in Deutschland, Österreich, England und den Vereinigten Staaten hinzufügt; ...aben, die gerade jetzt, im Zeitalter der Teuerung, gut verwendbar sind. k.

Notizen.

Die konsumgenossenschaftliche Brotproduktion. Die wirtschaftliche Revolutionie...z hat im vergangenen Jahrzehnt auch im Bäckergewerbe manche Veränderung mit ... gebracht, die jedoch weniger nach außen hin in Erscheinung tritt. Auf diesen ...gang wurde bereits im 28. Jahrgang, 1. Band, S. 25 ff. verwiesen. Mittlerweile ...as Ergebnis der amtlichen Betriebszählung von 1907 veröffentlicht worden, das ...t bloß die Ermittlungen der Arbeiterorganisation bestätigt, sondern mit aller ...tlichkeit die Proletarisierung der Kleinhandwerkerschichten im Bäckergewerbe bloß... Danach arbeiten 25 538 oder 22 Prozent von sämtlichen Hauptbetrieben ohne

Hilfspersonal; in 34465 Betrieben sind je zwei Personen (Gehilfen und Lehr beschäftigt, darunter wiederum in der weitaus größten Zahl der Betriebsin mit einer Hilfskraft. Zu den kapitalschwachen Zwergunternehmunge hören rund 61000 Betriebe oder 52 Prozent. Die Existenzmöglichkei Kleinhandwerker ist vornehmlich auf große Lehrlingshaltung und die überaus rigen Zustände in den Lohn- und Arbeitsbedingungen zurückzuführen.

Die Zwergbetriebe werden aber von den Großbetrieben stark bedrängt. schreitet die Entwicklung, begünstigt durch die Technik, rüstig vorwärts. 1875 w 283 Betriebe mit mehr als zehn beschäftigten Personen ermittelt; die Bet zählung 1907 stellte 1469 solcher Großbäckereien fest. Im Vergleich zur allgem Entwicklung der kapitalstarken Großbetriebe bleibt hier das Ergebnis allerdings zurück. Immerhin sind die Ansätze zu modernen Fabrikanlagen sehr beachtens wenn demgegenüber der hohe Prozentsatz von Zwergbetrieben nicht außer ac lassen wird.

Den Privatunternehmungen, Klein- wie Großbetrieben, ist in den letzten J durch die Errichtung von Konsum- und Genossenschaftsbäckereien eine zu unterschätzende Konkurrenz entstanden. Mehr als den Genossenschaftsbäckerei es den Betrieben der Konsumvereine gelungen, den Privatunternehmungen Ab zu tun. Der Erfolg ist vornehmlich auf den sicheren Bestand der Warenabn zurückzuführen, dann auf die rationelle Ausnützung der Betriebsräume und Ar kraft durch die moderne Technik. Durch diese Begünstigung konnten die Gen schaftsbetriebe alle Privatunternehmungen erfolgreich aus dem Felde schlage sich bezüglich des Umfanges und der inneren Einrichtung an die erste Stelle e schwingen.

Die Organisation der Bäcker und Konditoren verfolgt seit Jahren dur Zusammenstellung der Jahresumsätze in den Genossenschaftsbetrieben diese En lung.[1] 1901 wurden 8,568 Millionen Mark Umsatz in 35 Betrieben mit 562 Arb ermittelt. Die letzte Umfrage im Vorjahr erbrachte das Resultat, daß im J 1909/10 in 244 konsumgenossenschaftlichen Bäckereibetrieben mit Arbeitern um 61,835 Millionen Mark Waren umgesetzt wurden. In halb dieser neun Jahre ist die Steigerung der Produktion rapid vor sich geg Der Wert der erzeugten Waren hat sich siebenmal vergrößert, ebenso vermehrt die Betriebe um das Siebenfache, und die Zahl der beschäftigten Arbeitskräfte i das Vierfache gestiegen. Der Gesamtumsatz steigerte sich in den letzten zwei J um 15½ Millionen Mark oder 25 Prozent, wovon der Löwenanteil mit 12 Mill Mark allein auf Brot entfällt. Eine erhebliche Zunahme weisen ebenfalls die fei Artikel wie Konditorei- und Kuchenwaren auf. Hier stieg der Umsatz von 1, 2,6 Millionen Mark oder um 91 Prozent; die Produktion des Weißgebäcks e sich von 6,6 auf 8,8 Millionen Mark.

Gleichlaufend mit der Produktionszunahme stieg die Arbeitsleistung de schäftigten. 1901 betrug die durchschnittliche Leistung eines Arbeiters im 17103 Mark, bei der letzten Erhebung schnellte sie auf 26224 Mark en was einer durchschnittlichen Mehrproduktion von 65 Prozent gleichkommt. Di tensivierung der Arbeitsleistung trat ein trotz der Verkürzung der Arbeitszei tariflich festgelegt ist und in kontinuierlichen Betrieben täglich acht Stunden, i übrigen neun Stunden beträgt. Darin kommt die höhere Ausnützung der Techn die Überlegenheit der Maschine zum Ausdruck. Die Leistungsfähigkeit der Gen schaftsbetriebe hat die Möglichkeit einer gewaltigen Ausdehnung vor sich. Mehr Hälfte aller Betriebe — 134 — sind Kleinbäckereien, in welchen bis zu fünf Ar beschäftigt werden, darunter sind sogar 66 Anlagen, wo nur bis zu zwei Arbei Produktion erzeugen; nur in 56 Betrieben beträgt die Zahl der Beschäftigten als 10. Durch das Anwachsen der Genossenschaftsbewegung wird in den komm Jahren ein großer Teil der Kleinbetriebe in die Klasse der Fabrikanlagen ein

[1] Siehe „Neue Zeit", XXVIII, 1, S. 25.

Das Unternehmertum im Bäckergewerbe weiß ganz gut, daß die Ausdehnung genossenschaftlichen Brotproduktion sie erheblich in der Profitrate schmälert. Erst- wird durch die Errichtung von Konsumbäckereien der willkürlichen Brotpreis- zung Einhalt getan, weil die Genossenschaften preisregulierend wirken können. er deshalb, weil der Privatunternehmer bei dem Übergang der Konsumvereine Eigenproduktion den besten, barzahlenden Kundenkreis verliert. Die Bäckermeister Brotfabrikanten lassen daher alle Minen springen, um die Regierung zum Erlaß gesetzlichen Bestimmungen zu veranlassen, nach welchen die Genossenschafts- gung in ihrem Vormarsch aufgehalten werden kann. Die Generalversammlung Innungsverbandes der Bäckermeister, die in diesem Jahre in Stuttgart statt- richtete nachstehende Resolution an die Regierung:

„Die in Stuttgart versammelten Vertreter der ‚Germania', des Zentralverbandes scher Bäckerinnungen, erklären sich mit dem im preußischen Abgeordnetenhaus brachten Antrag Hammer, durch welchen die Konsumvereine mit allen Rück- itungen und Rabatten als Dividende zur Besteuerung herangezogen werden n, solidarisch.

Die Reichsregierung wird ersucht, die Konsumvereine entsprechend ihrem Umsatz falls auch zur Warenhaussteuer heranzuziehen und das Filialunwesen dieser ine sowie der Filialen der Großbäckereien, welches auf die Vernichtung ganzer rbszweige des Mittelstandes hinzielt und fortgesetzt an Ausdehnung gewinnt, einer staffelförmigen Steuer zu belegen. Zum Schlusse wird die Reichsregierung ht, alle Vorschriften und Kontrollen, denen die Gewerbetreibenden in bezug auf Beschaffenheit der Verkaufsstellen und Waren ausgesetzt sind, auch auf die Konsum- ne zu übertragen."

Die reaktionären Kleinhandwerker werden die Genossenschaftsbewegung ebenso- g in ihrem Vormarsch aufhalten können, als sie auch nicht imstande waren, die ssenschaftliche Eigenproduktion von Brot- und Backwaren einzuschränken.

A. Lankes, Hamburg.

Katholizismus und Kapitalismus. Das allgemeine Kirchenkonzil von Vienne l) verkündete den Satz: „Wenn jemand in jenen Irrtum verfällt, daß er hart- g behauptet, das Zinsnehmen sei nicht sündhaft, so beschließen wir, daß dieser ein Ketzer zu bestrafen sei." Jedes Gericht, das diesen Glaubenssatz in seinen len verletzen würde, sollte dem Kirchenbann unterliegen.

Dieses Dogma der katholischen Kirche besteht natürlich heute noch zu Recht, und at den katholischen Theologen und Kirchenrechtslehrern nicht wenig Kopfzerbrechen cht, darum herum zu kommen. Man kann dem in diesem Bestreben aufgebrachten rfsinn seine Bewunderung nicht versagen.

Die Zeiten, wo kirchliche Synoden die Wucherer, das heißt alle, die Zins nahmen,[1] Wahrsagern, Meineidigen, Brandstiftern, Räubern, Fälschern, Blutschändern usw. stellten und ihnen ein kirchliches Begräbnis verweigerten, sind längst dahin; die „starre" katholische Moral mußte dem Zeitgeist, das heißt dem vordringenden talismus, ausgiebige Konzessionen machen.

Es ist recht amüsant, zu verfolgen, wie sich im Laufe der Zeiten die Scholastiker Kirchenjuristen gedreht und gewunden haben, um diesen Schwierigkeiten zu ent- n. Eine Aufhebung des dogmatisch festgelegten Zinsverbots war nicht gut mög- und ist auch bis heute nicht erfolgt, aber — die römischen Kongregationen haben en dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts auf wiederholte Anfragen von tvätern geantwortet, man solle diejenigen, welche einen mäßigen Zins nehmen, Gewissen nicht beunruhigen, sofern sie nur bereit seien, sich den etwaigen kirch-

---

[1] Das fünfte Laterankonzil definiert Wucher als Gewinn und Frucht aus einer chtbaren Sache, die nicht durch die dem Gläubiger erwachsende Mühe und Aus- oder Gefahr gerechtfertigt sind.

lichen Entscheidungen zu unterwerfen. So hat die katholische Kirche, wie a oft, ein von ihr einmal anerkanntes Prinzip zwar nicht aufgehoben, al Wirksamkeit suspendiert. Das hat den doppelten Vorteil, daß man den n Anforderungen Rechnung trägt, dabei aber doch ein schönes Prinzip im Silb stehen hat, das sich vornehm ausnimmt, und das man bei Bedarf jederzeit holen kann.

Aber die katholische Kirche mußte doch erkennen, daß ein so verstecktes V nicht mehr angeht. Die kapitalistische Wirtschaft ist längst kein bescheidenes mädel mehr, das sich freut, wenn ihm der geistliche Herr insgeheim seine G weist. Sie ist eine allseits umworbene Dame geworden, die ihre Huld verspricht, der sich rückhaltlos zu ihr bekennt, der sie auch „Unter den grüßt. Das war wieder eine bittere Pille, die die „unbeugsame, starre" k Moral zu schlucken bekam. Die Kassierung der katholischen Feiertage bil der zarten Angebinde, mit denen der katholische Klerus um die Gunst de Schönen buhlt. Aber nun muß er auch noch zeigen, daß er nichts mehr schmutzigen Wäsche weiß, die die umworbene Schöne unter ihren prächtigen trägt. Von Wucher spricht man nicht mehr; das wäre doch unzart und Man unterscheidet zwischen „Verdienst" und „Profit".

Diese feine Unterscheidung macht wenigstens Herr Professor Dr. Adolf M August-Septemberheft der vom hochkatholischen „Verband für soziale Ku Wohlfahrtspflege" in München-Gladbach herausgegebenen „Sozialen Kultu geschäftlicher Gewinn," sagt der fromme Herr Professor, „ist die Vergeltung produktive Arbeit und heißt dann Verdienst. Oder er ist es nicht und he Profit." Jeder „ethisch Entwickelte, jeder mit einem wirtschaftlichen Gew gabte" wird sich durch die Erlangung eines solchen Profits, „wenn er dad nicht gerade sein Gewissen schwer belastet, nicht in dem Grade innerlich b fühlen, wie das die Eigenschaft des Erringens eines redlichen Gewinnes is

Das wäre nun so weit ganz schön, wenn nur so ohne weiteres feststün unter „produktiver Arbeit" zu verstehen ist. Herr Mayer klärt uns darü instruktive Beispiele alsbald auf, die durch ihre Auswahl und Gegenüberstel geradezu pikantes Interesse beanspruchen dürfen. Als Rothschild „nach der von Waterloo auf einem schnell gecharterten Schifferboot bei Sturm und Ne den Kanal setzte und einige Stunden früher auf der Londoner Börse erschie Siegesnachricht; als er nun in aller Stille kaufte und verkaufte, ohne m Miene zu verraten, was ihn dazu veranlaßte", da erzielte er einen recht „Verdienst". Die Schnupfen produzierende Arbeit der nächtlichen Fahrt Kanal rechtfertigt also die unzweifelhafte Bereicherung auf Kosten anderer. erzielte der erste König Hollands, der ganz offensichtlich Aktien an der B kaufte, um ihren Kurs zu drücken, und sie dann heimlich wieder aufkaufen einen „Profit". Er konnte sich also nach Professor Mayer durch die Erlangu Gewinnes, wenn er dadurch auch nicht gerade sein Gewissen schwer belast in dem Grade innerlich befriedigt fühlen, wie es durch das Erringen ei lichen Verdienstes (wie etwa des Rothschildschen) bewirkt wird. Allerdings nur, falls der edle König „mit einem wirtschaftlichen Gewissen begabt w dieser Gegenstand aber nicht zu den Kroninsignien gehört, dürfen wir woh daß sich König Wilhelm I. über seine Börsengaunereien ebenso innerlich b fühlte wie Herr Nathan Rothschild oder wie jener Getreidespekulant, der in Zeiten des Überflusses billig kauft und in Zeiten des Mangels teuer und dessen Gewinn Herr Professor Mayer natürlich auch als „Verdienst" be

Von der Verdammung des Zinsnehmens bis zur Anpreisung der Agi ein etwas weiter Weg. Aber der katholischen Moralphilosophie waren sch schwerere Aufgaben gestellt. Sie hat sie alle gelöst. Ob auch mit Anstand

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.



Band Nr. 6 Ausgegeben am 10. November 1911 30. Jahrgang

Ein neuer Fall Arnim?

✗ Berlin, 4. November 1911.

Wären die Bethmann und Kiderlen Nachkommen des Kaisers Rotbart, r im Kyffhäuser schläft, so wäre man versucht, ihnen mit dem borussischen chter zuzurufen: „Ich wußte wohl, es mußte so verlaufen, Das Glück ır niemals mit den Hohenstaufen." Im Augenblick, wo sie das Marokko-kommen wenigstens äußerlich unter Dach und Fach gebracht haben, wirft ıen der Staatssekretär des Reichskolonialamtes sein Amt vor die Füße, il er mit den Früchten ihrer glorreichen Politik nicht einverstanden ist, d aus Zorn über diesen Widerstand einer „nachgeordneten Behörde" rfen sie an ihrem Teil die Frage des persönlichen Regiments auf, just Vierteljahr vor den Reichstagswahlen, die ihnen doch sonst schon harte isse genug zu knacken geben.

Mit einer Genialität, die ihresgleichen sucht, erklärt Herr v. Bethmann einer offiziösen Note, es käme nicht darauf an, wer in der Sache recht be, aber es seien „ganz unhaltbare Zustände", wenn das Reichskolonial-t in einer Frage, in der es, wenigstens nach offizieller Auffassung, doch urteilsfähigste Instanz ist, die Politik des Reichskanzlers zu stören he. Er spielt die Sache sogar ins kriminelle Gebiet über, indem er von em „Bruche des Amtsgeheimnisses nachgeordneter Stellen" spricht, für er zwar nicht Herrn v. Lindequist, den nunmehr entlassenen Staats-etär des Reichskolonialamtes, persönlich, aber doch straf- und staats-tlich verantwortlich machen wolle. Es ist die alte Theorie Bismarcks, die Botschafter und Staatssekretäre einzuschwenken haben wie die teroffiziere, je nach dem Belieben ihres Vorgesetzten, und vergebens sucht gegenwärtige Reichskanzler diese Spur zu verwischen, indem er be-ıptet, was jetzt geschehen sei, dürfte „in der Geschichte der deutschen Ver-tung kaum ein Beispiel" finden.

Solche Beispiele ließen sich aus Bismarcks Tagen eine ganze Anzahl ühren. Es genügt jedoch, an den Fall Arnim zu erinnern. Dem Grafen

Arnim beliebte es, in politischen Fragen seine eigene Meinung zu habe und mitunter eine gescheitere als sein Chef, der Fürst Bismarck; als eini Proben davon an die Öffentlichkeit drangen, wurde Arnim — ganz w jetzt Herr v. Lindequist — auf ungreifbare Indizien hin angeklagt, sei Amtspflichten vernachlässigt zu haben, und daraufhin vor die Gerichte g stellt, die ihn nach mehreren Prozessen, denen man schmeicheln würd wenn man sie bloß anfechtbar nennen wollte, schließlich wegen Lande verrats in contumaciam zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt, so daß , wie unsere Altvordern zu sagen pflegten, im Elend, das heißt in der Ve bannung sterben mußte. Bismarck hat sich wenigstens an seinem Leben ende seiner Hetze gegen Arnim geschämt; in seinen Denkwürdigkeiten tad er die übertriebene Strenge der Gerichte und sucht sich von dem Vorwu der Rachsucht zu reinigen; er will nur von der „bureaukratischen Rech haberei eines in seiner Autorität mißachteten Vorgesetzten" zu seinem Vo gehen gegen Arnim veranlaßt worden sein, was denn zu dem Vorgehen d gegenwärtigen Reichskanzlers gegen Herrn v. Lindequist vortrefflich pa.

Denn den Vorwurf persönlicher Rachsucht, von dem sich der Mohr Bi marck vergeblich zu säubern suchte, sind wir weit entfernt, seinem Na folger auf dem Sessel des Reichskanzlers zu machen. Nicht nur, weil w keinen Beweis dafür haben, sondern auch, weil Herr v. Bethmann Hollw sicherlich kein Bismarck ist. Auch gibt es bei mancher Ähnlichkeit auch man Unähnlichkeit zwischen den Fällen Arnim und Lindequist. Als Bismar sich zu einem öffentlichen Vorgehen gegen Arnim entschloß, begann er i mit, den verhaßten Gegner wegen angeblichen Amtsverbrechen sofort v haften zu lassen, während Herr v. Bethmann Hollweg seinen Krieg geg Lindequist nur erst damit beginnt, ihm Amtsverbrechen offiziös vorz werfen; er versteigt sich nicht einmal — und vermutlich aus guten Gründ nicht — zu der papierenen Drohung einer gerichtlichen Anklage. In d Hauptsache aber — als Bismarck sein Kesseltreiben gegen Arnim bega, war er von dem frischen Glanze diplomatischer Erfolge umstrahlt — es w gleich nach dem Deutsch-Französischen Kriege —, so daß ihm die Mehrht der Nation und jedenfalls die Mehrheit des Reichstags durch dick und dün nachstampfte, während der vielleicht zäheste Gegner seiner gegen Arn gerichteten Kampagne der alte Kaiser Wilhelm war, der zu Arnim selt sich bitterlich über die „Ranküne" beklagte, die ihm jeden treuen Dien raube, der nicht nach Bismarcks Pfeife tanzen wolle. Herr v. Bethman Hollweg dagegen strahlt in jungfräulicher Reinheit von allen diplomatisch oder überhaupt politischen Erfolgen; er hat nicht einmal die Mehrheit is Reichstags — denn im Grunde will auch die schwarzblaue Brüderscht nicht viel von ihm wissen —, geschweige denn die Mehrheit der Natin hinter sich, und was ihn auf einem Posten erhält, der ihm gestattet, it souveräner Verachtung auf „nachgeordnete Behörden" herabzusehen, it allein der Wille des Kaisers.

Bei der ausbündigen Begeisterung, die das Organ der Brotwucher für Herrn v. Lindequist bekundet, ist dieser Herr vermutlich ein Politir

) dem Herzen des Schnapsblocks. Aber das hindert nicht, daß er in ein=
len Fragen gescheiter urteilen kann als der weise Staatsmann, zu dem
ich in „gottgewollter Abhängigkeit“ befand, ebenso wie Graf Arnim, der
reaktionärer Gesinnung durchaus mit Bismarck wetteifern konnte, diesen
manchen Fragen an Klugheit und Umsicht übertroffen hat. Jedenfalls
n Herr v. Lindequist sich gegen den Teil des Marokkoabkommens ge=
rt hat, der das Schuld= und Schuldenkonto des Reiches mit den Fieber=
pfen des Kongo belasten will, gegen deren Erwerb sogar Herr Jesko
Zuttkamer als ehemaliger Gouverneur von Kamerun öffentlichen Ein=
ıch erhoben hat, so hat er in dieser Frage die große Mehrheit der Nation
tief in bürgerliche Kreise hinter sich, und das persönliche Regiment
ı sich nicht brüsker kundgeben, als wenn sein Dolmetsch Bethmann er=
t: Recht hin und Recht her, „nachgeordnete Behörden“ müssen auf ihren
undigen Widerspruch verzichten, sobald die Parole ausgegeben ist:
volo, sic jubeo.

Das ist die würdige Schlußstrophe des elenden Marokkoabenteuers, das
schon seit Jahren spielt und die traurige Unzulänglichkeit des per=
ichen Regiments mit jeder neuen Phase aufs neue und immer trauriger
ndet hat. Aber freilich — man soll nie die alte Wahrheit vergessen,
jedes Volk nur gerade die Regierung hat, die es verdient, und die
ıtliche Schuld daran, daß ein Volk von 65 Millionen sich wie eine
e von Hammeln nach dem Willen eines einzelnen Mannes gängeln
ı muß, trägt die hammelhafte Politik der besitzenden Klassen, die „den
nerstolz vor Königsthronen“ selbst dann nicht mehr aufzubringen
n, wenn sie jeden neuen Tag durch eine nationale Blamage dazu auf=
tscht werden. Sie ballen wohl die Faust in der Tasche, schwingen sich
wohl einmal zu einer unverbindlichen Redensart auf, aber sowie es
r Klappen kommt, spielen diese Philister — und die Liberalen nicht
t — die „Potemkins in Neu=Byzanz“, suchen sie, wie eine konser=
e Monatsschrift höhnt, „mit den Regiekünsten des alten ehrlichen
mkin“ die Täuschung vorzuspiegeln, als fühle sich die Nation selig
den Segnungen des persönlichen Regiments. Es sind noch immer
ben Philister, deren Typus Freiligrath vor 70 Jahren besungen hat:



Drum fehlt ihm die Entschlossenheit;
Kommt Zeit, kommt Rat — er stellt sich toll,
Hält Monologe lang und breit
Und bringt in Verse seinen Groll.
Stutzt ihn zur Pantomime zu,
Und fällt's ihm einmal ein zu fechten:
So muß Polonius=Kotzebue
Den Stich empfangen — statt des Rechten.

ı den bevorstehenden Debatten des Reichstags über das Marokko=
kmen wird es an Stichen weder für Polonius=Bethmann noch für
ue=Kiderlen fehlen, zumal da nach allem, was bisher über jenes Ab=
en bekannt geworden ist, die deutsche Diplomatie diese Gelegenheit,

die Scharten ihrer zahlreichen Niederlagen auszuwetzen, keineswegs be
hat, und selbst die Aussicht, die über manches andere hinweghelfen kön
nämlich daß der marokkanische Zankapfel nun für immer beseitigt sei,
einigermaßen trügerisch zu sein scheint. Aber die parlamentarischen
treter der Arbeiterklasse werden sich nicht daran genügen lassen, die
zeuge zu treffen, sondern sie werden auch die Rechten zu treffen w
jenes persönliche Regiment, das wie ein Alp auf der deutschen Nation l

Das Beste werden dann freilich die Wähler am 12. Januar des näch
Jahres tun müssen, und wir haben gar nichts dagegen, daß die Offiz
der Bethmann und Kiderlen den Herrn v. Lindequist mit ihren Esel
tritten bearbeiten, so daß selbst die „Deutsche Tageszeitung“, die g
nicht an allzu großer Zimperlichkeit leidet, sich vor dieser rasenden Du
heit bekreuzigt. Sie ist in der Tat dazu geeignet, auch dem trägsten Phil
einzubleuen, daß endlich dem persönlichen Regiment der Kehraus ge
werden müsse, und die schlaueren Reaktionäre wissen wohl, wie weni
gegenwärtige Lage dazu geeignet ist, an der letzten Säule der neu
deutschen Herrlichkeit zu rütteln.

Aber es ist nun schon eine Erfahrung der Geschichte, die noch nie
getrogen hat: wen die Götter verderben wollen, den schlagen sie mit T
heit, und jedes innerlich vermorschte Regiment endet damit, sich eigenh
das eigene Grab zu schaufeln.



Jean Baptist v. Schweitzer.

Eine Entgegnung von **A. Bebel.**

Als ich daran ging, den Abschnitt über Schweitzer dem zweiten
„Aus meinem Leben“ einzuverleiben, folgte ich einer historischen und p
lichen Verpflichtung. Mehr als irgend ein anderer Abschnitt aus m
Leben lag mir die Niederschrift dieses Kapitels am Herzen. Ja es w
mir ein alles andere überwiegender Wunsch, die Abhandlung über Sch
noch schreiben zu können, um Liebknechts und meine Haltung in dem
als sechsjährigen Kampfe, den wir gegen ihn geführt, rechtfertigen zu k
wozu vor allem die Darstellung Mehrings in seiner Geschichte der de
Sozialdemokratie mich nötigte.

Indem ich auf diese Kämpfe einging, handelte es sich für mich ni
eine historische Darstellung der Persönlichkeit Schweitzers, das lag m
sondern nur um die Schilderung der Ursachen und Gründe, die Sch
und uns in Gegensatz zueinander brachten. Ich entschloß mich, dab
keinem Wort auf die Darstellung einzugehen, die Mehring von diesen Kä
gab, weshalb ich sie nicht einmal vorher las. Ich wollte ihn nicht in die
Lage bringen, auf Angriffe an der Stelle nicht antworten zu können,
ich sie gegen ihn erhob. Mehring sieht meine, nach seiner Ansicht fals
urteilung Schweitzers in erster Linie begründet in meinem angeblichen
lischen Rigorismus, der mich veranlaßte, die unleugbar vorhandenen Cha
fehler Schweitzers fast ausschließlich aus diesem Gesichtspunkt zu beu
wodurch ich notwendig zu einer falschen Auffassung über Schweitzer

Diese Anschauung Mehrings ist falsch. Ich bin kein Rigorist, auch wenn
ehring glaubt, dafür einen schlagenden Beweis aus meinem Buche erbringen
können. Wäre ich es, dann müßte ich die moralischen Qualitäten eines
salle einer ähnlichen Beurteilung unterziehen. Niemand wird mir nach-
weisen vermögen, daß ich schriftlich oder mündlich einen Satz über Lassalle
gte, der eine solche Auffassung zuließ. Ich dürfte auch schließlich Friedrich
gels von einer solchen Beurteilung nicht ausschließen, der nie ein Heiliger
r und es nicht sein wollte und dessen amüsante Erzählungen im ver-
uten Kreise über seine Streiche noch gegenwärtig zu meinen angenehmsten
nnerungen gehören.

Auch die homosexuellen Neigungen eines Schweitzer hätte ich mit keinem Wort
vähnt, hätte er sich bei Betätigung seiner Neigung jene Rücksicht auferlegt,
doch unter allen Umständen, mögen wir in Gesellschaftszuständen leben,
welchen wir wollen, gefordert werden müssen. Außerdem galt es für mich,
Stimmungen zu erklären, die dieses Verhalten in und außerhalb der
beiterkreise gegen ihn hervorgerufen hatte. Meine Legitimation, wie frei
über den Homosexualismus denke, liegt in der Tatsache, daß ich vor
hren die Aufhebung gewisser Bestimmungen des § 175 des Reichsstrafgesetz-
ches beantragte und zu diesem Zweck eine nichtöffentliche Verhandlung des
chstags über meinen Antrag durchsetzte. Spricht dieser mein Antrag für
orismus?

Auch den Hinweis Mehrings auf meine Beurteilung eines „Volksstaat"-
dakteurs in einem Briefwechsel mit Bracke konnte er nur dadurch als Beweis
nes „Rigorismus" ausnutzen, daß er den Lesern der „Neuen Zeit" nicht
Umstände andeutete, aus denen meine Verurteilung des Verhaltens der
reffenden Persönlichkeit hervorging. Mein Vorwurf gegen den Betreffenden
erte nicht auf dessen Liederlichkeit, sondern auf der Tatsache, daß er die
rnommenen Verpflichtungen als Redakteur aufs gewissenloseste vernach-
igte, aber für Allotrias aller Art Zeit im Überfluß hatte und uns durch
Schuldenmachen in Verlegenheit brachte. Wie auch Liebknecht über den
reffenden dachte, geht aus einem Briefe hervor, den er fast gleichzeitig
mir an Bracke schrieb und in dem es hieß: „Ich werde von den Re-
tionsgeschäften fast erdrückt, ich habe alle Korrespondenzen zu korrigieren,
arbeitet so gut wie gar nicht. Er gibt sich für krank aus — mit seiner
nkheit hat es aber eine sonderbare Bewandtnis, sie hört immer auf, wenn
Arbeit vorbei ist, und kehrt zurück, sobald die Arbeit wieder anfängt."

Ich hoffe, daß der „Rigorismus", den ich im Falle R. betätigte, in der
tei in Geltung bleibt. In jener Zeit hatten wir dreifachen Grund zu
em Rigorismus, denn wir waren damals eine sehr arme Partei, und
n ein R. für seine Person nicht mit 75 Mark monatlich auskommen konnte
nicht mit 45 Mark, wie Mehring meint —, was sollte denn da ein Mann
Liebknecht tun, der mit 150 Mark monatlich eine starke Familie ernähren
zte und erst sechs Jahre später, im Jahre 1875, eine mäßige Aufbesserung
es Gehalts bekam. Das war opferwilliger Heroismus.

Ich würde mit keiner Zeile auf diese im ganzen herzlich gleichgültige An-
genheit eingegangen sein, hätte nicht Mehring versucht, aus dem Vorgang
R. einen besonderen Trumpf gegen mich auszuspielen.

Mit Schweitzer lagen die Sachen anders. Indem ich gegen ihn meine
lagen erhob, geschah es aus dem Gesichtspunkt, daß seine moralischen

Qualitäten wie die Basis seiner materiellen Existenz im grellsten Widersp standen zu der politischen Rolle, die er sich vindizierte, und die Art, wi diese Rolle spielte, unseren Widerspruch hervorrufen mußte.

Schweitzers politische Zweideutigkeit begann sehr früh. So schreibt Herzog von Koburg, der als Ehrenpräsident des deutschen Schützenfeste Frankfurt (Juli 1862) mit Schweitzer, der Mitglied des engeren Ausschu des Deutschen Schützenbundes und Mitglied des Festausschusses war nähere Berührung kam, im dritten Bande seiner Memoiren Seite 86:

„An der Spitze dieser (der radikalen) Partei standen Schweitzer und W Obgleich man gegen den ersteren von vielen Seiten Bedenken erheben h als sei er in der Eschenheimer Straße (in der das Palais des Bundes lag, dessen Präsidium Österreich in Händen hatte. A. B.) so wohl gel wie unter den Sozialdemokraten, worüber mir jede Beurteilung fernla standen ihm doch zahlreiche Schützen zur Seite.“

Zu diesem Rufe politischer Zweideutigkeit, in dem er schon damal seiner Vaterstadt stand, gesellte sich die moralische Verlottertheit einer k narischen Existenz, wie sie kurz nach Schluß des Frankfurter Schützenf in dem Vorfall im Mannheimer Schloßgarten und in der Unterschlag von 2600 Gulden aus der Schützenfestkasse zutage trat. Ein Mann mit sol Antezedenzien, der nach einer Parteiführerschaft strebte, forderte denn das stärkste Mißtrauen heraus. Und verstärkt wurde dasselbe durch we ähnliche Vorgänge in seinem Leben. So die Annahme von Geldern Berliner Aristokratie für das tägliche Erscheinen des „Sozialdemokrat“ (Fr jahr 1865), wodurch diese Aristokratie ein eigenartiges Interesse für Bestand eines sozialdemokratischen Organs bekundete. Die ruchlose Rolle, er seinem Freund und Sozius v. Hofstetten gegenüber spielte, als er d Vermögen in seinem Blatte verbraucht hatte und ihn wie eine ausgep Zitrone auf die Straße warf. Die Annahme der 400 Taler aus den Hä des Führers der Barmen-Elberfelder Konservativen, des Herrn v. Kusse eine Tat, von der seine Parteigenossen erst Jahre nachher durch Zufall Kenn erhielten. Die wiederholten Eingriffe in die Kasse des Allgemeinen Deuts Arbeitervereins für seine Privatzwecke, Handlungen, deren doch nur ein ralisch verlotterter Mensch fähig sein konnte.

Mit diesen moralischen Verfehlungen gingen die politischen Hand in H die zum Teil zu den bereits angeführten moralischen Vergehungen in ziehung standen.

Schweitzers Tag von Damaskus Bismarck gegenüber beginnt mit se Leipziger Rede am 13. Oktober 1864, als Lassalle bereits die Augen geschl hatte. Es war die Rede betitelt: Die Partei des Fortschritts als Träg des Rückschritts, wonach die liberale Bourgeoisie der Hauptfeind der Arbe klasse war, die Konservativen und Bismarck als die der Arbeiterklasse fre licher gesinnten politischen Faktoren dargestellt wurden. Eine Rede, d Grundgedanken von jetzt ab die Richtschnur für Schweitzers politisches Han bildete, nur zeitweilig und episodenartig unterbrochen von radikalen V täten, zu denen ihn die Angriffe seiner Gegner und das wach werdende M trauen eines Teils der Mitglieder des Allgemeinen Deutschen Arbeiterve zwangen.

Mehring meint, was ich über die letzten Jahre von Schweitzers politi Tätigkeit vom Sommer 1869 bis Frühjahr 1871 zu sagen wisse, könn

ıesentlichen nicht angefochten werden. Gut. Aber da möchte ich doch kon-atieren, daß Schweitzers Politik vom Sommer 1869 bis 1871 keine andere ıar als vor jener Zeit. Er blieb sich in seiner Politik von 1864 bis 1871 urchaus konsequent, die eben erwähnten Ausnahmefälle vorbehalten.

In seinem zweiten Artikel über den zweiten Band meiner Erinnerungen ußert Mehring über meine parlamentarische Tätigkeit im norddeutschen eichstag:

„In seiner Jungfernrede legte er sofort den Finger in die wunde Stelle er Politik Bismarcks, die er als großpreußisch kennzeichnete. Der Nord-eutsche Bund sei nur ein Großpreußen, umgeben von Vasallenstaaten, deren egierungen nichts weiter seien als Generalgouverneure des Königs von reußen. Um den Norddeutschen Bund nicht zu gefährden, weigere sich Bismarck, e süddeutschen Staaten in ihn aufzunehmen, obgleich durch die Militär-onventionen mit diesen Staaten für den Fall des Kriegs die militärische lacht Deutschlands in der Hand Preußens vereinigt und der Einspruch rankreichs also nicht zu fürchten sei."

Dann fährt Mehring fort: „Bebel zeichnete damit treffend die Politik, die ismarck hätte befolgen müssen, wenn er kein großpreußischer Junker, sondern n nationaler Staatsmann auch nur im bürgerlichen Sinne gewesen wäre."

Ich akzeptiere dieses Urteil über meine politische Haltung, hebe aber er nachdrücklich hervor, daß die Politik Schweitzers der meinen und der iebknechts direkt gegenüberstand, denn Schweitzer unterstützte die Politik des roßpreußischen Junkers Bismarck, also jene Politik, die Mehring in den an-ezogenen Sätzen scharf verurteilt.

Der Hauptgegensatz zwischen Schweitzer und uns lag ja gerade darin, daß ir demokratische Politik vertraten, Schweitzer aber großpreußische Politik, e auf das energischste zu bekämpfen wir uns für verpflichtet hielten. Dazu m die Überzeugung, daß der hochintelligente Schweitzer genau so gut wie ir den großpreußischen Charakter der Bismarckschen Politik erkannte, wofür hlreiche Äußerungen im „Sozialdemokrat" — die ich teilweise in meinem uche anführe — sprechen, aber dennoch dessen Politik mit äußerstem Raffine-ent verteidigte.

Für den Verkauf Schweitzers habe ich in meiner Abhandlung über ihn die ndizien beigebracht, die nach meiner Auffassung gar keine andere Deutung lassen. So, um nochmals einige zu nennen, die fünf Bismarckartikel Anfang 365, die den Rücktritt von Marx, Engels, Liebknecht usw. als Mitarbeiter am Sozialdemokrat" zur Folge hatten. Die Aufnahme der Reklameartikel Tölckes m Geburtstag des Königs Wilhelm, Schweitzers Beziehungen zu den Hoch-nservativen im Sommer 1865 und zu dem Prinzen Albrecht von Preußen, ch können die letzteren auch noch andere gewesen sein als nur politische. ie auffällige Tatsache der viermonatigen Beurlaubung Schweitzers aus der trafhaft Frühjahr 1866, angeblich um seine erschütterte Gesundheit zu iftigen, in Wahrheit zu einer umfassenden journalistischen und agitatorischen itigkeit für die Bismarcksche Politik, wobei Polizei und Gerichte über seine litische Tätigkeit beide Augen zudrückten. Weiter die Überlieferung des lgemeinen Deutschen Arbeitervereins, Herbst 1868, an die Berliner Polizei ıd die wiederum einzig dastehende Art seiner Beurlaubung aus der Straf-ft im Januar 1869, um eine umfassende Agitation gegen uns und die Ein-rufung der Generalversammlung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins

nach Barmen-Elberfeld Ende März in die Wege zu leiten. Dabei besaß die wunderbare divinatorische Gabe, daß, als er nach den getroffenen V bereitungen am 18. Februar wieder ins Gefängnis ging, er schon wußte, er bei Eröffnung der Reichstagssession am 4. März, im Widerspruch mit bis dahin und bis jetzt von der preußischen Regierung vertretenen Auffassu des Artikels 31 der Reichsverfassung, als Reichstagsabgeordneter aus Strafhaft entlassen wurde, um dann auch der Barmen-Elberfelder Gener versammlung beizuwohnen usw. usw. Für alle diese einzigartigen Vorgän haben weder Mehring noch andere, die seine Auffassung über Schwei teilen, eine ausreichende Erklärung zu finden gewußt.

Mehring glaubt einen besonders schlagenden Beweis für die Unabhäng keit Schweitzers von Bismarck in dem Verlauf der Elberfelder Reichsta wahl Anfang 1867 gefunden zu haben.

Untersuchen wir.

Mehring gibt zu, daß bei der engeren Wahl in Barmen-Elberfeld zwisch Bismarck und Forckenbeck Schweitzer ziemlich unverblümt seinen Wähl empfohlen, für Bismarck zu stimmen, und Bismarck tatsächlich mit Hilfe sozialdemokratischen Stimmen gewählt wurde. Darin liege aber nicht, ich annähme, ein neuer Beweis für die Schlechtigkeit Schweitzers, sond ein Zug sehr geschickter Taktik im Interesse seiner selbst und seiner Par Bismarck sei bereits bei der Hauptwahl im Wahlkreis Jerichow gewä worden und habe dort die Wahl angenommen, ihm habe also an ei zweiten Wahl nichts gelegen, wohl aber habe er wünschen müssen, Forck beck gewählt zu sehen, „den einflußreichsten unter denjenigen Führern Fortschrittspartei, die ins Lager der Regierung überzulaufen bereit ware".

Ich lasse dahingestellt sein, ob Bismarck wirklich an der Wahl Forck becks so viel zu liegen brauchte, nachdem die Gesinnungsgenossen Forck becks wie Bennigsen, Miquel, Lasker, Simson, Twesten und eine ganze R anderer namhafter Führer der neugegründeten nationalliberalen Partei, der nunmehr auch Forckenbeck gehörte, gewählt waren.

Doch sei dem, wie ihm wolle. Tatsache ist aber, Bismarck brauchte die Wahl Forckenbecks in Barmen-Elberfeld nicht zu warten, da dieser ber in Neuhaldensleben-Wolmirstedt wie Bismarck in Jerichow gewählt war

Die Mehringsche Beweisführung, mit der er meine Methode, die Di zu beurteilen, zu Boden werfen wollte, hat also ein großes, großes Loch

Wenn nun Bismarck trotzdem die Wahl in Barmen-Elberfeld nicht nahm, obgleich, wenn er in Jerichow niederlegte, dort todsicher ein zwe konservativer Abgeordneter gewählt worden wäre, so allem Anschein aus Dank gegen Schweitzer für die Unterstützung, die er im Frühjahr Sommer 1866 während seiner Gefängnisferien seiner, Bismarcks, Politik leistet hatte. Bismarck mochte hoffen, daß bei einer Nachwahl Schweitze Barmen-Elberfeld gewählt werden würde, er hätte dann als politischer Gegenpol von mir im Reichstag gesessen.

Schweitzer wurde bekanntlich bei der Nachwahl nicht gewählt, sond Gneist, wohl aber bei der Wahl im September 1867, und zwar, wie er sel zugestand, mit Hilfe der Konservativen, die in der engeren Wahl fast M für Mann für ihn stimmten, wobei Schweitzer auch die schon erwäh 400 Taler von Herrn v. Kusserow erhielt. Stand Schweitzer auf wir demokratischem Boden, niemals hätte er weder Geld noch Wahlhilfe erla

Ich komme zu den sybaritischen Neigungen Schweitzers, deren Befriedigung r ihn, den Katilinarier, die Haupttriebfeder bildeten, sich zum Champion r großpreußischen Politik Bismarcks aufzuwerfen.

Meine Anklage beruhe auf schwankender Grundlage, habe doch ein Freund chweitzers, wie Paul Lindau, bestritten, daß er einen liederlichen Lebensandel geführt, sagt Mehring. Es geht ihm wie Gustav Mayer, der in seinem rzweifelten Suchen nach einem Menschen mit einem Namen von Klang, r die Anklage gegen Schweitzer: er sei ein Sybarit gewesen, dementieren nnte, als diese Autorität Paul Lindau entdeckte. Als Liebknecht und ich nde März 1869 in Elberfeld Paul Lindau besuchten, zu welcher Zeit er hefredakteur der „Elberfelder Zeitung“ war, lauteten seine Urteile über chweitzer weniger milde.

Als urteilsfähiger Mann über Schweitzers Lebensweise berufe ich mich f v. Hofstetten, der von Schweitzer sagte: er werfe das Geld mit Händen s dem Fenster, woher er es habe, wisse er nicht. Ein zweiter Zeuge bin selbst, der ich von Schweitzer eingeladen wurde, in einer Equipage zu hren, die Schweitzer, wenigstens während der Dauer des Reichstags, mit ei galonierten Dienern gemietet hatte. Wie Mehring zugeben wird, ein stspieliges und für einen mittellosen Arbeiterführer etwas seltsames Verögen.

Des weiteren habe ich mich in meinem Buche auf die Mitteilung von arteigenossen bezogen, die Schweitzers Treiben verfolgten, deren Aussagen glauben wir guten Grund hatten. Vielleicht lebt auch noch das eine er andere Mitglied des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins, das von n Champagnergelagen Kenntnis erhielt, die Schweitzer dann und wann in nem kleinen Kreise Allergetreuester zum besten gab.

Die Lebensweise Schweitzers wäre gleichgültig, stünde sie nicht mit der age zusammen: Woher bezog er das Geld für dieselbe und woher die ittel für die Deckung des großen Defizits, das der „Sozialdemokrat“ ständig tte, der nach seinem eigenen Geständnis niemals seine Kosten gedeckt, aber orme Opfer erfordert habe.

Und nun stelle ich einige Fragen.

Glaubt jemand, daß Bismarck, der den roten Revolutionär August Braß ufte, der Lothar Bucher an sich zu fesseln wußte und durch diesen Karl arx für den Staatsanzeiger zu gewinnen suchte, vor der Tugendhaftigkeit hweitzers zurückgeschreckt sei und ihn nicht auch zu kaufen versuchte? Die age stellen, heißt sie verneinen. Hatte nicht Bismarck fast ein größeres teresse, Schweitzer für sich zu gewinnen statt Karl Marx, da Schweitzer im land lebte und an der Spitze der einzigen, wenn auch kleinen geschlossenen beiterpartei stand, die vor 1866 existierte? Gab der Vizepräsident des Allneinen Deutschen Arbeitervereins, der noch gegenwärtig lebende Dr. Dammer . W. Fritzsche den Rat, er solle bei seiner Agitation in Sachsen neben Lassalleschen Staatshilfe für Produktivgenossenschaften für die preußische itze eintreten und die Preßberichte über seine Versammlungen direkt an smarck einsenden, dann hatte für letzteren die journalistische und agitaische Tätigkeit eines Schweitzer für seine Politik einen ganz anderen und l höheren Wert. Und wenn dabei Schweitzer den Sozialismus predigte, Trennung der Arbeiter von der Bourgeoisie betrieb und die letztere urch erschreckte, wenn er es ferner verstand, die Bismarcksche Politik der

Arbeiterklasse schmackhaft zu machen, so konnte Bismarck eine Taktik, d ihm die Bourgeoisie in die Arme trieb und ihre Oppositionsgelüste geg ihn brach, nur willkommen heißen, sie war ihm viel Geldes wert.

Was aber hätte Schweitzer veranlassen können, Bismarck gegenüber d Rigoristen zu spielen? Nichts, absolut nichts.

Sein Grundsatz in Geldsachen war der des Vespasian: non olet. Er nah wie ich gezeigt habe, das Geld, wo er es fand, ob aus den Taschen arm Arbeiter, oder aus den Taschen satter Bürger, oder aus den Händen Edelsten und Besten. Non olet.

Es gibt nicht einen Zug in seinem Leben, der ihn als anständig Menschen zeigt, wohl aber viele, die zeigten, daß weder moralische n politische Skrupel sein Gewissen beunruhigten.

Sein Biograph Gustav Mayer, dem niemand Voreingenommenheit geg Schweitzer wird vorwerfen können, der vielmehr, ich möchte sagen ihn a liebevollste behandelt, muß dennoch das Geständnis machen: Schwei war ein Mensch ohne Charakter, er war ein Kondottiere.

Ein schlimmeres Urteil kann man über einen Mann in öffentlic Stellung nicht fällen. Allerdings verhindert dieses Urteil Mayer nicht, die Integrität des Kondottiere Bismarck gegenüber zu glauben, weil die Zahl der Silberlinge nicht zu bezeichnen vermag, die Schweitzer seine Rolle empfing. Warum dieses nicht möglich sein konnte, darüber h ich mich in meinem Buche genügend ausgesprochen.

Nicht übersehen werden darf auch das Urteil, das seine eigenen A hänger am Ende seiner Laufbahn über den Mann fällten, für den sie jahre lang ein Hosianna hatten und die doch keine Undankbaren genannt wer dürfen, weil sie nur ihrer besseren Erkenntnis und ihrer gewonnenen E sicht folgten, als sie denjenigen als ehrlos von sich stießen, zu dem sie a Vertrauen verloren hatten. Ein Vorgang so tragisch, daß diesem kein zwei im Leben der Partei an die Seite zu stellen ist.

Und was waren die Erziehungsresultate Schweitzers an den Mitglied des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins?

Als er den Verein verließ, herrschte in demselben der Lassallekultus u Lassallefanatismus in höchster Potenz. Er herrschte bekanntlich so stark, als endlich nach weiteren vierjährigen Kämpfen die Vereinigung der be Fraktionen sich vollzog, diese bei einem erheblichen Teile der Mitgli des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins weit mehr den Wirren Innern des Vereins, die zu einer Spaltung auszuarten drohten, und Drucke der Staatsgewalten von außen als dem warmen Eifer für die einigung zu danken war. Und das Programm, das wir annehmen muß wollten wir nicht von vornherein die Einigung in Frage stellen, war ü wiegend dem Gedankenkreis des Lassalleanismus entnommen, worübe einstmals Marx in der „Neuen Zeit" und Engels in seinen Briefen a mich, die ich in meinem Buche veröffentlichte, sich genügend deutlich gesprochen haben. Danach waren Marx und Engels der Ansicht, in G habe der Lassalleanismus gesiegt, das heißt im Grunde Schweitzers Er ziehungsmethode.

Das möchte ich insbesondere denjenigen unter unseren Marxisten zu be denken geben, die in hypnotische Verzückung geraten, weil Schweitzer, vi zu seiner Zeit vielleicht kein zweiter deutscher Parteigenosse, das Mar

Kapital" begriff und einige wissenschaftliche Arbeiten veröffentlichte, an nen der strengste marxistische Kritiker kein Fehl entdecken konnte.

Möge man Schweitzer als Theoretiker oder Popularisierer der Theorie eisen, ich habe dagegen keine Einwendungen zu machen. Aber als Führer ner Arbeiterpartei war er ein Verderber, der darauf ausging, die ihm lgenden Arbeiter zugunsten seiner persönlichen Interessen für ihnen emde politische Zwecke auszunutzen. Als solcher war er gemeingefährlich nd mußte bekämpft werden. Er unterlag, die Sieger waren wir.

Die braunschweigischen Landtagswahlen.

Von **Richard Wagner.**

Wenn der mittelalterliche Aberglaube noch blühte, könnte die braunschweigische Regierung leicht in den Verdacht kommen, Farnkrautsamen den Schuhen zu tragen, der bekanntlich unsichtbar machen soll. Nachdem n 8. Februar dieses Jahres der Landtag geschlossen war und einige Zeit rauf der frühere Staatsminister v. Otto plötzlich und unerwartet seinen oschied genommen hatte, um dem Polizeiminister Hartwieg Platz zu achen, sah und hörte man nichts mehr von der Regierung, sie schien vom dboden verschwunden zu sein. Dabei rückte der Termin der Landtagshlen immer näher. Der braunschweigische Landtag hat eine vierjährige ahlperiode. Da der alte Landtag am 5. Dezember 1907 gewählt war, ußten die Neuwahlen spätestens Mitte Dezember stattfinden. Da fünf ochen vorher mit der Auslegung der Urwählerlisten begonnen werden uß, war es also Anfang Oktober die höchste Zeit, daß man etwas über n Wahltermin erfuhr. Doch die Regierung schwieg, sie schlief den Schlaf s Gerechten. Da klopfte der „Volksfreund" einmal energisch auf den isch, und jetzt endlich in allerletzter Stunde wurde bekannt gegeben, daß e Landtagswahl am 21. November stattfinde. Unter Landtagswahl ist erbei die Wahl der Abgeordneten durch die Wahlmänner zu verstehen. n die Wahl der Wahlmänner bekümmert sich nämlich die Regierung cht, die überläßt sie den Gemeindebehörden. Acht Tage nach der allgeeinen Landtagswahl findet die Wahl der Abgeordneten aus den priviierten Berufsständen statt, eine braunschweigische Eigentümlichkeit, auf e ich gleich zurückkommen werde.

Man kann ziemlich bestimmt annehmen, daß die späte Veröffentlichung s Wahltermins ein Wahlmanöver der Regierung ist. Die kurze Frist soll : Sozialdemokratie die Wahlagitation vereiteln. Die Regierung dürfte) jedoch irren, da die ganze vierjährige Dauer des bisherigen Landtags t den zahlreichen Wahlrechtsdemonstrationen und Wahlrechtsprozessen ; Wahlagitationszeit aufgefaßt werden kann. Die Wahlrechtsfrage ist durch im Herzogtum Braunschweig zu einer so brennenden Frage gerden, daß das öffentliche Interesse kaum noch besonders wachgerufen zu rden braucht, zumal der neue Landtag einem Versprechen der Regieng gemäß sich vornehmlich mit der Landtagswahlreform beschäftigen soll. Dessenungeachtet ist auf eine Eroberung auch nur einiger Mandate rch die Sozialdemokratie mit irgend einer Wahrscheinlichkeit nicht zu nen. Dafür ist das braunschweigische Landtagswahlrecht viel zu erbärmlich

Es stammt in seinen Grundzügen noch aus dem Jahre 1832 und ist Jahre 1899 den neuen Steuerverhältnissen angepaßt worden, ohne durch einen freiheitlichen Charakter erhalten zu haben.

Der braunschweigische Landtag zerfällt nicht wie der preußische in Herrenhaus und ein Abgeordnetenhaus, er wird von einer Kamm der Landesversammlung, gebildet. In diese Landesversammlung, 48 Abgeordnete zählt, ist aber eine Art Herrenhaus dadurch eingeflocht daß von den 48 Abgeordneten 18 durch privilegierte Berufsstände gew werden. Die evangelischen Geistlichen ernennen aus ihrer Mitte 2 geordnete. Die höchstbesteuerten Großgrundbesitzer entsenden 4, die höc besteuerten Gewerbetreibenden, wie man im Wahlgesetz die großen Un nehmer nennt, wählen aus ihrer Mitte 3, die akademisch gebildeten amten, Ärzte, Professoren usw. 4 und die höchstbesteuerten Einkomm steuerpflichtigen, womit die nicht gewerbetreibenden Geldsäcke, also reichsten Rentner gemeint sind, 5 Abgeordnete.

Daß die Geistlichen ein besonderes Privileg haben, entspricht großen Macht, die die evangelische Kirche in Braunschweig hat. Dem K sistorium untersteht heute noch das Volksschulwesen, das dementsprech auch das schlechteste in Deutschland ist. Der Lehrermangel ist ganz eno Auf einen Lehrer kommen oft 150 Schüler. In dieser Beziehung s Braunschweig noch hinter Preußen und selbst hinter Mecklenburg. Schulentlassung ist ebenfalls ungeregelt. In der betreffenden Bestimm heißt es, daß die Schulpflicht mit der Konfirmation endet. Das K storium hat aber die Macht, Kinder für unreif zu erklären und noch lä in die Schule gehen zu lassen. Es benutzt diese Macht dazu, die Dissiden kinder ein Jahr länger in der Schule zurückzuhalten. Finanziell ist evangelische Geistlichkeit glänzend gestellt, sie sitzt in den fettesten Pfrün und ließe sich in dieser Beziehung mit der Geistlichkeit der englischen E kopalkirche vergleichen. Die Anmaßung der evangelischen Geistlichkeit ü steigt denn auch in Braunschweig alle Grenzen. Das Konsistorium, da Wolfenbüttel sitzt, ist eine Art selbständiger Nebenregierung.

Die den Akademikern zuerkannten Abgeordneten repräsentieren Macht der höheren Bureaukratie. Diese ist in Braunschweig so mächtig in Rußland der Tschin. Der braunschweigische Tschin ergänzt sich zu nur aus bestimmten Familien, aus der wie Kletten zusammenhalte Vetternschaft. Selbst die Domänen werden nur in der Vetternschaft pachtet, so daß sie der Volksmund Gevatterdomänen nennt. Die Zahl höheren Beamtenstellen ist übertrieben groß; so hat Braunschweig doppelt so viel höhere Beamte als das gleich große Großherzogtum Sac Weimar. Überflüssig, zu bemerken, daß sich unter den hohen Bean stellen viele Sinekuren befinden.

Die übrigen privilegierten Berufsstände umfassen den Großbesitz.

Doch auch die 30 Abgeordneten, die aus allgemeinen Wahlen he gehen, werden nicht vom Volke gewählt. Braunschweig hat wie Preußen Dreiklassenwahlsystem. In den Städten ist das Wahlrecht zudem no die Erwerbung des Bürgerrechtes gebunden, die nicht billig ist.

Das Dreiklassenwahlsystem, das ich hier nicht weiter zu zerglie brauche, macht es im Herzogtum Braunschweig der Sozialdemokratie unmöglich, ein Mandat zu erringen. Auch wenn alle Wahlmänner

dritten Klasse sozialdemokratisch sind, ist es uns kaum möglich, durch-zudringen, da in der Stadt Braunschweig, die für einen sozialdemokratischen Wahlsieg allein in Betracht käme, die Einkommen der zweiten Klasse zu hoch sind, als daß wir Wahlmänner der zweiten Klasse gewinnen könnten.

Bei der bevorstehenden Landtagswahl ist in der Stadt Braunschweig das Verhältnis so, daß in der ersten Klasse 636, in der zweiten 2544 und in der dritten 9532 Urwähler wählen. Leute mit einem Einkommen von 3000 bis 4000 Mark wählen noch in der dritten Klasse.

Das Wahlverfahren selbst ist so kompliziert und die Bestimmungen sind so verworren, daß sich eigentlich jede Wahl anfechten läßt. In der Stadt Braunschweig zum Beispiel wurde eine Wahl immer wieder für ungültig erklärt. Es ging nie ohne Fehler ab, die Behörden fanden sich selbst nicht mehr in dem Durcheinander der Bestimmungen zurecht.

Der Landtag ist natürlich nach seiner Zusammensetzung reaktionär, volks- und arbeiterfeindlich. Um so besser kommt er mit der Regierung aus und sie mit ihm. Eigentliche Parteien waren bisher im Landtag nicht vorhanden. Es war eine homogene reaktionäre Masse. Das zeigte sich namentlich in den Wahlrechtsdebatten. Wiederholt hatte die Sozialdemokratie des Herzogtums Petitionen um Einführung des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Landtagswahlrechtes eingereicht. Eine solche Petition stand auch in der Frühjahrssession des Jahres 1908 auf der Tagesordnung des Landtags. Da hatte endlich die betreffende Landtagskommission eine Wahlreform ausgearbeitet. Sie schlug der Regierung vor, die indirekte Wahl abzuschaffen, aber an der Dreiklassenteilung festzuhalten. Die Wähler sollten so verteilt werden, daß 10 Prozent auf die erste, 20 Prozent auf die zweite und 70 Prozent auf die dritte Klasse entfielen. Der Wähler erster Klasse sollte drei, der Wähler zweiter Klasse zwei und der Wähler dritter Klasse eine Stimme erhalten. Die Wähler erster und zweiter Klasse hätten dann zusammen ebensoviel Stimmen gehabt wie die der dritten Klasse. Daraus ersieht man, wie wenig das Wahlreformprojekt der Landtagskommission an ein gerechtes Wahlrecht dachte.

Das Kommissionsprojekt wurde zwar von dem Landtag angenommen, die Debatte zeigte jedoch zur Genüge, daß es dem Landtag um gar keine Verbesserung zu tun war. Der Berichterstatter der Kommission, ein Bankier aus Blankenburg, hielt nämlich eine ähnliche Wahlreformrede wie seinerzeit Bethmann Hollweg, er hob das bestehende Wahlrecht in den Himmel und wußte überhaupt keinen Grund anzuführen, weshalb man es eigentlich reformiere. Er verriet damit, daß man dem Volke nur Sand in die Augen streuen wollte. Auch sämtliche Diskussionsredner schwelgten mit den sattsam bekannten Scheingründen in einer Verherrlichung des Dreiklassenwahlsystems. Der Braunschweiger Oberbürgermeister erhob sich sogar zu der feierlichen Erklärung, daß der Landtag nie und nimmer an der Dreiklassenwahl rütteln lassen werde. Ja selbst ein in liberalem Geruch stehender Kommerzienrat, der sonst als einziger für das gleiche Wahlrecht eintrat, schloß sich der Reaktion an und erklärte, er halte das gleiche Wahlrecht für einen kleinen Bundesstaat nicht für angebracht. Die Regierung handelte also nur im Sinne des Landtags, wenn sie dessen Wahlreformentwurf stillschweigend im Papierkorb verschwinden ließ.

Ist der Landtag, wenn reaktionäre Maßnahmen in Betracht komm
und es gilt, dem Großbesitz neue Vorteile zu verschaffen, ein Herz und ei
Seele, so zeigt sich bei Kleinigkeiten ein Gegensatz zwischen Stadt u
Land. Die ländlichen Abgeordneten möchten nämlich den Landtag, in de
sie so stark wie die städtischen vertreten sind, völlig beherrschen. So erklä
ihr Führer, das Land Braunschweig brauche die Hauptstadt gar nicht,
wäre besser daran, wenn es diesen Wasserkopf los wäre. Da die Wa-
anlagen, die wegen ihrer Schönheit weltbekannt sind, ebenso wie die m
ihnen zusammenhängenden Straßen Landeseigentum sind, hat der Landt
auch in die Verhältnisse der Stadt Braunschweig hineinzureden. Da v-
weigern denn die ländlichen Abgeordneten alle Ausgaben. Das schlechte
Pflaster — und Braunschweig hat vielfach noch mittelalterliches Ko-
pflaster — ist ihnen gut genug, ja sogar die Niederreißung der Wallanlag
und ihren Verkauf an Bauunternehmer verlangte der Führer der ländlic
Abgeordneten von der Regierung.

Überaus bezeichnend für den abscheulichen Geist, der den ganzen La-
tag beherrscht, war eine Prügeldebatte im Frühjahr 1908. Da war
Lehrer wegen Schülermißhandlung zu einer kleinen Geldstrafe verurt
worden. Das hatte zur Folge, daß sich der ganze Landtag wie ein Man
für die Prügelfreiheit der Lehrer aussprach. Ein Mathematikprofes
meinte, wenn die Lehrer nicht mehr so viel prügeln dürften, wie sie wollt
bedeute das die schlimmste Gefahr für das Vaterland. Ein Abgeordne
nach dem anderen pries den Prügel in oft geradezu begeisterter We
Kein einziger Landbote fand sich, der die Prügelei verurteilt hätte. (
Sanitätsrat meinte sogar, selbst wenn ein „Bengel" so geprügelt wer
daß er acht Tage nicht sitzen könne, so sei das durchaus nicht gesundhe
schädlich, worauf der Führer der ländlichen Abgeordneten wörtlich sa
„Wenn der Junge acht Tage lang nicht sitzen konnte, hätte er liegen so
das wäre ihm ganz gesund gewesen." Diese Roheit quittierte der Land
mit allgemeiner Heiterkeit. Der Regierungsvertreter entschuldigte die
gierung, daß sie den Staatsanwalt von der Erhebung der Anklage ge
den Prügelpädagogen nicht habe abhalten können. Sie habe aber im
Lehrer — also demselben Manne, den das Gericht wegen Schülermißhad-
lung verurteilt hatte — ihre Anerkennung und die Hoffnung au-
sprochen, daß er sich durch die Strafe nicht verleiten lassen werde, in sein
Eifer zu erlahmen. Das konnte in diesem Falle nur heißen, er möge wei
prügeln! Überflüssig, zu bemerken, daß auch die beiden Geistlichen it
wahrem Feuereifer für den Prügel eintraten. Knuten-Oertel könnte m
dem braunschweigischen Landtag seine helle Freude haben! Dieses Bei-
spiel möge genügen, um darzutun, was das Volk von einem solchen La
tag und einer solchen Regierung zu erwarten hat.

Es wäre denn auch alles beim alten geblieben, wenn nicht die Arbei
schaft der Regierung durch wiederholte Straßendemonstrationen gezgt
hätte, daß das Volk sich die bisherige Entrechtung nicht weiter gefcen
lassen werde. Diese Demonstrationen, die zum Teil einen stürmischen ja
blutigen Verlauf nahmen, waren unbedingt notwendig, da Regierung nd
Landtag allen Petitionen und Versammlungsbeschlüssen eine eiserne Strn
entgegensetzten und so taten, als ob in Braunschweig das Volk überhapt
nicht mitzureden habe. Das brutale Vorgehen der Polizei, die unver-

[spr]ochenen Polizeischikanen, die bis zu einer offenen Vergewaltigung des Vereins- und Versammlungsgesetzes führten, und die Schreckensurteile, [d]ie die Klassenjustiz gegen die Redakteure des „Volksfreund“ fällte, steigerte die allgemeine Erbitterung gegen Regierung und Landtag so sehr, [d]aß sich die Regierung endlich genötigt sah, Öl auf die stürmischen Wogen [z]u gießen. Sie veranlaßte die Justizkommission des Landtags, ein neues [W]ahlreformprojekt auszuarbeiten und dem Landtag zur Besprechung vor[z]ulegen. Die Justizkommission ging darauf ein und gestaltete ihre Vor[l]age genau nach den Intentionen der Regierung.

Die Regierung hielt es nämlich für unannehmbar, daß die dritte Klasse so viel Stimmen erhalten sollte wie die erste und zweite zusammen. Das sei eine Ungerechtigkeit, nicht etwa gegen die dritte Klasse, sondern [g]egen die erste und zweite. Die Regierung lehnte also das Pluralwahl[r]echt ab. Der Wahlreform soll vielmehr das Gemeindewahlrecht zugrunde [g]elegt werden. Es bliebe demnach in der Hauptsache alles beim alten. Die [1]8 Privilegierten bleiben dem Landtag erhalten, ebenso die Dreiklassen[e]inteilung nach der direkten Steuerleistung. Die indirekte Wahl, die in Braunschweig im Gegensatz zu Preußen geheim ist, wird dagegen abge[sc]hafft. Jede Klasse wählt die Abgeordneten direkt und geheim, und zwar [w]ählen alle Klassen gleich viele Abgeordnete. In der Stadt Braunschweig, [d]ie 9 Mandate erhalten soll, wählten in der ersten Klasse 636, in der zweiten [K]lasse 2544 und in der dritten Klasse 9532 Wähler je 3 Abgeordnete. Die Dreiteilung würde eine Vermehrung der Mandate zur Folge haben. Es ist [g]eplant, die Zahl der aus der allgemeinen Wahl hervorgehenden Abgeordneten [a]uf 36 zu erhöhen. Von diesen entfielen auf die dritte Klasse 12, so daß die Sozialdemokratie, selbst wenn sie alle Stimmen der dritten Klasse erhielte, [i]n günstigsten Falle nur 12 Mandate erobern könnte, während die alte re[a]ktionäre Masse mit den 18 Privilegierten 42 Mandate in ganz sicherem [B]esitz hat, also mehr als eine Zweidrittelmehrheit bildet. Es handelt sich [a]lso bei dieser Wahlreform nur darum, der dritten Klasse die Möglichkeit zu [g]eben, ein paar Vertreter in den Landtag zu schicken, diese aber von vorn[h]erein in einer machtlosen Minderheit zu lassen. Die Wahlreform ist also [w]eiter nichts als eine grobe Volkstäuschung. Das aber ergaben die Ver[h]andlungen im Februar dieses Jahres, die wiederum den Landtag in seiner [t]reulichen Rückständigkeit zeigten, daß die ganze Wahlreform nur ein [A]ngstprodukt ist. Die Demonstrationen hatten den Herren doch heiß ge[m]acht.

Das Projekt enthält neben der Verbannung der dritten Klasse in eine [a]ussichtslose ewige Minderheit noch besondere Verschlechterungen. So soll [da]s Wahlrecht von einem dreijährigen Aufenthalt im Herzogtum und einem [d]reijährigen Besitz der Staatsangehörigkeit abhängig gemacht werden. Das [W]ahlalter will man auf das 30. Lebensjahr hinaufsetzen. Auch an die Steuer[za]hlung soll das Wahlrecht gebunden sein.

Der Landtag hat sich mit diesen Grundzügen einverstanden erklärt und [is]t darauf geschlossen worden. Die Regierung will nach einem feierlichen Ver[sp]rechen des Gesamtministeriums eine entsprechende Wahlreformvorlage dem [ne]uen Landtag machen. Der neue Landtag soll dann, nachdem er die Vor[la]ge angenommen hat, sofort aufgelöst werden, um einem auf Grund des [ne]uen Wahlrechts gewählten Landtag Platz zu machen. Das hat der da-

malige Staatsminister v. Otto im Landtag öffentlich gelobt, und der jetzig Staatsminister Hartwieg hat sich diesem Gelöbnis angeschlossen.

Die bevorstehende Landtagswahl hat also ihre besondere Bedeutung. De neue Landtag wird ein neues Wahlrecht bringen. Wenn es nun auch seh fraglich ist, ob Sozialdemokraten gewählt werden, so kann dennoch durch ein große sozialdemokratische Stimmenzahl ein Druck auf Landtag und Regierun ausgeübt werden, der sie zwingt, bei der Gestaltung des neuen Wahlrecht sich etwas volksfreundlicher zu zeigen als bisher. Außerdem ist die Zahl de abgegebenen sozialdemokratischen Urwählerstimmen bisher noch nicht fes gestellt worden, da die Regierung sich mit einer Wahlstatistik nicht abgib Stellt sich bei der bevorstehenden Landtagswahl eine große sozialdemokratisch Stimmenzahl heraus, so wird das nicht nur der Regierung eine heilsam Angst einflößen, sondern auch ein gutes Vorzeichen für die Reichstagswahle sein. Deshalb wird der Landtagswahlkampf von der sozialdemokratische Partei mit allem Nachdruck geführt.

Trotz dem Gelöbnis der Minister scheint es wahrscheinlich, daß der neu Landtag nicht sofort mit der Wahlreform beschäftigt wird. Der braunschwe gische Etat wird auf zwei Jahre bewilligt, ja sogar für ein drittes Jahr da die Regierung die Abgaben erheben. Die Regierung wird sich deshalb v dem letzten sozialistenreinen Landtag erst den Etat bewilligen lassen. Dan ist sie zwei, ja drei Jahre lang von dem auf Grund des neuen Wahlrecht gewählten Landtag unabhängig. Dann hat sie auch noch andere Anschläg die sie einem mit Sozialisten durchsetzten Landtag nicht gern wird vorleg wollen. So will sie in der Stadt Braunschweig ein berittenes Schutzman korps errichten, das ganz offenbar nur gegen demonstrierende Arbeiter Aktion treten soll, also eine Provokation der Arbeiterschaft bedeutet. Al auch Johann Albrecht, der als Regent 1¼ Millionen Mark jährlich bezie will Zulage haben. Das Residenzschloß gefällt ihm nämlich nicht, er will umbauen. Nach der Verfassung hat der Monarch die Ausgaben für sol Bauten aus seiner Tasche zu bestreiten. Das paßt jedoch dem Regenten nic weshalb er sich seine Zivilliste um 300000 Mark erhöhen lassen wollte. D über mußte der Staatsminister von Otto gehen, der sich diese Forderung vertreten weigerte. Der neue Staatsminister will es jetzt so machen, daß vom Landtag eine erste Rate von 100000 Mark für einen Schloßumb fordert. Der ersten Rate werden dann natürlich weitere Raten folgen. A diese eigentlich verfassungswidrige Ausgabe wird sich die Regierung noch dem sozialistenreinen Landtag bewilligen lassen. Es ist deshalb nicht a geschlossen, daß die Wahlreform wiederum verschoben wird.

Der Landtagswahlkampf wird von der sozialdemokratischen Partei allein geführt. Selbst wenn irgendwelche Neigung zu einem Zusammengehen anderen Parteien vorhanden wäre, was jedoch nicht der Fall ist, so kön sich diese Neigung dennoch nicht betätigen, da sich die einzelnen bürgerlich Parteien infolge der Verschmelzung zu einer reaktionären Masse über i Anhängerschaft selbst nicht klar sind. So kann erst die nächste Reichsta wahl feststellen, ob überhaupt noch eine fortschrittliche Volkspartei in Bra schweig existiert.

Die Landtagswahlen und das Großblockexperiment in Elsaß-Lothringen.

Von **Jean Martin** (Mülhausen i. E.)

Die ersten Wahlen zur Zweiten Kammer des elsaß-lothringischen Landtags haben in der Hauptwahl am 22. und in der Nachwahl am 29. Oktober 1911 stattgefunden. Sie haben das beruhigende Ergebnis gehabt, daß alle beteiligten Parteien sich den Sieg zuschreiben — auch die Nationalisten, wenngleich diese keinen einzigen Kandidaten durchbrachten, der als reiner Nationalist und nicht zugleich als Parteimitglied des Zentrums kandidierte, und obwohl die vom Zentrum aufgestellten nationalistischen Führer Preiß, Blumenthal und Laugel elendiglich auf der Strecke geblieben sind. Aber die nationalistische Presse hat jetzt nachträglich Trost gefunden in der Erkenntnis, daß der elsaß-lothringische Nationalbund ja im Grunde gar keine politische Partei ist, und daß er sich füglich zufrieden geben darf mit den Zugeständnissen an den nationalistischen „Gedanken", die er in gegnerischen Wahlaufrufen und Kandidatenreden entdeckt zu haben glaubt. Wäre diese lobenswerte Bescheidenheit etwas früher dagewesen, so hätte der Nationalbund auf die Aufstellung von Kandidaten ganz verzichten können, und er hätte sich damit eine Reihe von eklatanten Wahlniederlagen erspart, ohne daß ihm jemand diese Bescheidenheit übelgenommen haben würde. So muß man ihn im Verdacht haben, daß die Konzentration nach rückwärts auf die platonischen Erfolge des nationalistischen „Gedankens" eine doch nicht ganz schmerzlose und ungewaltsame Operation war, deren verantwortliche Urheber die dem Nationalbund nicht angehörenden, ganz brutal realistisch gerichteten Wähler sind.

Die Niederlage des Nationalbundes ist in der Tat das hervorstechendste Merkmal der ersten elsaß-lothringischen Landtagswahlen. Dieses Experiment, mit welchem die klerikal-nationalistischen Demagogen im Elsaß, vom bösen Gewissen als Mitschuldige der Schnapsblockpolitik im Reichstag gepeinigt, die nahe bevorstehenden Reichstagswahlen vorzubereiten gedachten, ist gründlich mißglückt, und vielleicht darf erwartet werden, daß niemand im Lande verrückt genug ist, die klägliche politische Mißgeburt des Nationalbundes über die Reichstagswahl hinaus künstlich am Leben erhalten zu wollen.

Das ist ein gerade vom Arbeiterstandpunkt aus ganz besonders begrüßenswertes Ergebnis der Wahlen. Die Arbeiter sind es denn auch in erster Reihe gewesen, die die Katastrophe des nationalistischen Gaukelspiels herbeigeführt haben. Der auch durch Massenverbreitung von Flugblättern mit nationalistischen Karikaturen unternommene Versuch, die Arbeiter und Kleinbürger gegen die Sozialdemokratie als die „kaiserliche Sozialdemokratie", die mit der Zustimmung zu der neuen Verfassung den preußisch-deutschen Gouvernementalismus in Elsaß-Lothringen stärken wolle, zu verhetzen, ist mit dem Hinweis auf die Verbesserung des Wahlrechtes erfolgreich abgewiesen worden. Die praktische Arbeit der sozialdemokratischen Fraktion im neuen Landtag, wo nun 11 Sozialdemokraten (auf 60 Mitglieder der Zweiten Kammer) wirkliche Arbeiterpolitik zu treiben und den Vorkampf gegen die Mängel und Schäden der neuen Verfassung zu führen

in der Lage sind, wird der Lüge von der „kaiserlichen Sozialdemokrati vollends den Garaus machen.

Von den im ganzen Lande am Hauptwahltag des 22. Oktober 1911 a gegebenen rund 300000 Stimmen haben erhalten:

Sozialdemokratie	71511	oder	23,8	Prozent
Liberal-Demokraten	68834	=	22,9	=
Zentrum und Zentrumshospitanten	114785	=	38,2	=
Lothringer Block und sonstige Unabhängige	34682	=	11,5	=
Nationalisten	8439	=	2,8	=

Der Prozentsatz der sozialdemokratischen Stimmen ist fast genau dersel wie bei der Reichstagswahl von 1907 (23,7 Prozent oder 81589 Stimm bei 346611 Abstimmenden). Diese Tatsache bedeutet einen großen Stimme erfolg der Partei, denn die Verminderung der Zahl der Wahlberechtigt (im ganzen Lande jetzt nur 377270 gegen 397255 bei der Reichstagswa von 1907) benachteiligt in erster Reihe die Sozialdemokratie, da das E fordernis der einjährigen Ansässigkeit in der Gemeinde als Voraussetzu des Landtagswahlrechtes vor allem, wie dies auch die Absicht der Reich tagsmehrheit bei der Beratung der Verfassungs- und Wahlrechtsvorlage wa die fluktuierende Arbeiterschaft trifft. Wenn die Partei trotz dieser Wal rechtsverschlechterung (im Vergleich mit dem Reichstagswahlrecht) denselb Prozentsatz der abgegebenen gültigen Stimmen wie bei der Reichstagswa erreicht hat, so würde sie unter denselben Wahlrechtsvoraussetzungen wie b der Reichstagswahl ihre Stimmen um viele Tausende vermehrt haben. D übersieht die Zentrumspresse geflissentlich, um ihren Lesern weismachen können, die Sozialdemokratie sei gegenüber der Reichstagswahl von 19 bei diesen ersten Landtagswahlen in Elsaß-Lothringen zurückgegangen.

Hingegen ist es wirklich Tatsache, daß das Zentrum gegenüber der Reich tagswahl sowohl absolut als auch im Verhältnis zu den abgegebenen gültig Stimmen zurückgegangen ist: es erhielt jetzt auch unter Einrechnung der genannten Unabhängigen, die sich dem Zentrum gegenüber irgendwie v pflichtet und damit dessen Unterstützung bei dieser Landtagswahl gewonn hatten, 114785 Stimmen oder 38,2 Prozent der abgegebenen Stimme, während es in denselben Bezirken 1907 eine Stimmenzahl von 143899 e zielte, gleich 41,5 Prozent der abgegebenen gültigen Stimmen. Bei der v allem dem Zentrum zustatten kommenden Veränderung des Wahlrechts (d Wohnsitzklausel begünstigt in erster Linie die landwirtschaftliche Bevölkerun hätte das Zentrum, um nicht zurückzugehen, nicht nur denselben Prozents der Stimmen erreichen, sondern ihn ganz erheblich übersteigen müssen. Dav ist nichts zu bemerken. Offenbar ist auch das Zentrum nach den ununt brochenen Prügeln, die ihm allenthalben im Reiche seit der famosen Fina reform von 1909 von den Wählern verabfolgt worden sind, außerordentl bescheiden geworden, sonst wäre die „Germania" wohl nicht in Versuchu gekommen, von einem gewaltigen Stimmenerfolg des Zentrums bei d elsaß-lothringischen Landtagswahlen zu faseln und den Sozialdemokrat und Liberalen nachzusagen, sie hätten gegenüber dem Zentrum „schmähl abgeschnitten". Die Herren vom Zentrum geben sich da, wenn sie sich d gleichen wirklich einbilden, einer verhängnisvollen Selbsttäuschung hin, d sie bei den Reichstagswahlen in einigen Wochen recht unsanft entrissi werden können.

Zufriedener als mit seinen Stimmenerfolgen konnte das Zentrum am bend des 22. Oktober mit seinen Mandatserfolgen sein: neben 5 Sozial-emokraten und nur 2 Liberalen waren am Hauptwahltag 19 ausgesprochene lerikale und 9 Abgeordnete vom Block der Lothringer gewählt worden, die der Schulfrage dem Zentrum gegenüber größtenteils ebenfalls verpflichtet nd. Dieser äußere Erfolg des Zentrums und die Gefahr, daß der zweite Jahlsonntag (29. Oktober) eine komplette Zentrumsmehrheit bringen könnte, ihrte schon am 23. Oktober zu einem Wahlabkommen zwischen dem erweiterten zialdemokratischen Zentralwahlkomitee in Straßburg und den Liberal-emokraten, — einem Abkommen, wonach unter Zusicherung gegenseitiger nterstützung die Sozialdemokratie ihre Kandidaten in 17 Wahlkreisen und e Liberal-Demokraten die ihrigen in 7 Wahlkreisen zurückzogen. Das Er-ebnis war die Wahl von weiteren 6 Sozialdemokraten und von 10 Liberal-emokraten, aber auch noch einigen Zentrümlern und Lothringer Blockleuten m 29. Oktober, so daß die Zweite Kammer des elsaß-lothringischen Landtags h jetzt aus 26 Zentrümlern, 12 Liberal-Demokraten, 11 Sozialdemokraten,) Abgeordneten vom Lothringer Block und 1 halb liberalen, halb klerikalen Unabhängigen" (dem Fabrikanten Schlumberger in Gebweiler) zusammen-tzt. Mit seinen Verbündeten vom Lothringer Block bildet das Zentrum in anchen Fragen, zumal zur Verteidigung der Konfessionsschule, trotz der im llgemeinen nicht übel befolgten liberal-sozialistischen Wahlparole, eine sichere erikale Mehrheit.

Bei der gegebenen Sachlage sind im Zentralwahlkomitee unserer Partei, as übrigens zu diesem Vorgehen durch die diesjährige Landesversammlung usdrücklich ermächtigt war, für das Experiment mit dem sogenannten Groß-lock der Linken bei der Nachwahl eine Reihe von Parteigenossen eingetreten, e von etwelcher Schwärmerei für die berühmte Großblockpolitik durchaus frei nd. Das Ergebnis war, wie schon bemerkt, leidlich befriedigend, — es scheint un aber, daß der hinkende Bote nachkommen soll. Ich spreche von der nachträg-chen Begeisterung für den liberalen Blockbruder, die in Straßburg entstanden t und dazu geführt hat, daß die liberal-demokratische Presse in Sperrschrift hmunzelnd eine Feststellung unseres Straßburger Parteiorgans weitergeben nn, wonach „die liberalen Wähler teilweise der ausgegebenen Parole besser olge gegeben haben als die sozialdemokratischen Wähler auf dem flachen ande, dort, wo unsere Organisationen noch manches, vielfach alles zu wünschen brig lassen". Was da zugunsten der liberalen Wähler behauptet wird, ist nfach nicht wahr: wenn man die Ergebnisse der Haupt- und der Nachwahl den ländlichen Kreisen einander gegenüberhält, so ergibt sich die Richtig-it der alten Binsenwahrheit, daß im allgemeinen den liberalen Wählern e Palme der Disziplinlosigkeit gebührt. Wozu solche unangebrachte Lob-udelei eines politischen Gegners, mit dem man am Tage nach dem Zusammen-ehen bei einer Nachwahl doch wieder fertig sein soll? ... Noch unrichtiger omöglich ist der Satz: „Die Parteileitungen ihrerseits haben nichts ver-iumt, die Blockkandidaten zum Siege zu führen. Vorwürfe können weder ach der einen noch der anderen Richtung erhoben werden." In Wirklichkeit ehen die Dinge so, daß in das Blockabkommen auch der Wahlkreis Geb-eiler-Sulz inbegriffen war, in welchem die Liberalen vor der Hauptwahl en bereits genannten „Unabhängigen", Fabrikant R. Schlumberger, unter-ützten, der dann bei der Nachwahl, nach dem Rücktritt des Zentrumskandi-

daten, plötzlich die Unterstützung des Zentrums gegen den sozialdemokrat schen Kandidaten Wicky erhielt — und die Liberalen rührten keinen Fing zugunsten des „Blockkandidaten“ Wicky, obwohl die Zentrumspartei i Eintreten für den bisher von den Liberalen unterstützten „unabhängige Schlumberger damit begründeten, daß Schlumberger auf dem Gebiet d Kirche und Schule dem Zentrum die gewünschten Garantien gegeben hab Die liberale Parteileitung in Gebweiler spielte in den acht Tagen zwisch Haupt- und Nachwahl den toten Mann und tat nichts, rein gar nichts f die ins Blockabkommen einbegriffene Kandidatur Wicky, die denn auch rich mit 2209 gegen 3225 Stimmen unterlag. Das war die nackte liber Kapitulation vor dem größten Geldsack. Einem solchen „Blockbruder“, wen gleich er in einer Reihe anderer Wahlkreise, und zumal den Nationalist gegenüber, nach Kräften seinen Mann gestellt haben mag, auf Kosten d eigenen Parteiansehens am Ende noch Weihrauch streuen, das ist denn d des Guten zu viel.

Für die Stellung des Zentrums zum elsaß-lothringischen Nationalbu ist bezeichnend, daß nicht nur der einzige der gewählten nationalistisch Führer, der Reichstagsabgeordnete Abbé Wetterlé, ein Zentrumsmann , sondern daß auch der echtdeutsche Zentrumssprößling Professor Dr. Mar Spahn, der hoffnungsvolle Sohn Dr. Peter Spahns, nebenbei Reichsta abgeordneter von Warburg-Höxter, als elsässischer Landtagskandidat in d Nachwahlnöten die nationalistischen Wähler von Mülhausen-Land, nachd die nationalistische Gegenkandidatur ohne irgend eine Parole zurückgezog worden war, wie folgt anbiedern ließ:

Die Stimmen der Nationalisten werden wohl vollzählig Herrn Spahn zufall Das elsaß-lothringische Zentrum ist die einzige Partei, die das nationalistische P gramm restlos umfaßt. Die Gesamtlage im Lande zwingt ferner jeden Natio listen, der Partei seine Stimme zuzuführen, die mit der seinigen gemeinsam in fährlicher Opposition zum Regierungsgroßblock steht. In diesem hochwichtigen Mom müssen alle persönlichen Rücksichten fallen.

Bedenkt man, daß das der Mann ist, der in einer Schrift über d Zentrum dessen Fahnen überall flattern läßt, „wo deutscher Sinn u deutsches Recht hochgehalten wird“, so hat man einen kleinen Begriff v der vollendeten Skrupellosigkeit, mit welcher die Zentrumsdemagogen i diesen Wahlen in Elsaß-Lothringen kämpften. Dem jungen Spahn half i für einen Professor der Kaiser-Wilhelms-Universität in Straßburg dopp couragierte nationale Purzelbaum übrigens nichts: sein sozialdemokratisc Gegner in Mülhausen-Land, dem am Hauptwahltag nur 3 Stimmen a absoluten Mehr gefehlt hatten, wurde in der Nachwahl mit über 1000 Stimm Vorsprung gewählt. Die raffiniertesten Beschwörungskünste helfen d frommen Zentrum in unseren Tagen nichts mehr.

Von den 58 Mitgliedern des alten Landesausschusses kehren nur 26 i der Zweiten Kammer des neuen Landtags wieder. An frischem Blute fehlt s also nicht. Ein neuer Horizont tut sich auf mit neuen Männern und ne Zielen. Wenn man irgendwo glauben sollte, die Sozialdemokratie we da im liberal-demokratischen Schlepptau nachschwimmen, so wird man s wohl arg täuschen.

Das englische Parteiensystem und die Arbeiterpartei.

Von **J. Sachse** (London).

(Schluß.)

3. Die Geschäftsordnung des Unterhauses.

Zunächst nimmt die Regierung fünf Sechstel der ganzen Zeit des Unterhauses für sich allein in Anspruch. Angelegenheiten, die nicht von der Regierung, sondern von den Volksvertretern vorgebracht werden, können nur an einem Tage der Woche, am Freitag, zur Verhandlung gelangen. Sehr häufig wird auch dieser eine Tag von der Regierung konfisziert; so gab es in der gegenwärtigen Session bis zur Ostervertagung keine „private members' days". Aber auch im günstigsten Falle betragen diese nicht mehr als etwa 25 Tage in einer Jahressession. Das Los entscheidet darüber, welche Abgeordneten an diesen private members' days zu Worte kommen sollen. Der Leser mag sich ausrechnen, wie groß die Wahrscheinlichkeit für jedes der 570 Unterhausmitglieder ist, einen Nachmittag zur Vorbringung seiner Angelegenheit zu bekommen. Aber selbst die wenigen Glücklichen, denen das gelingt, haben damit herzlich wenig gewonnen. Der Nachmittag kann zur Einbringung entweder einer Vorlage oder einer Resolution benutzt werden. Bringt der Abgeordnete eine Vorlage ein, dann kann sie, wenn alles gut geht, an diesem Tage die zweite Lesung passieren. Wenn dies geschehen, dann ist die Vorlage tot und begraben. Gesetz kann sie nur werden, wenn sich die Regierung ihrer besonders annimmt, sie zu der ihrigen macht. Eine Resolution verzichtet natürlich von vornherein auf die Wirksamkeit, sie ist bloß ein Mittel, für irgend eine Idee Propaganda zu machen. Immerhin ist es manchmal schon von Nutzen, wenn man die Abgeordneten zwingen kann, in irgend einer Frage Farbe zu bekennen. Aber dazu braucht es nicht zu kommen. Ob eine Abstimmung erfolgt oder nicht, hängt vom Belieben des Sprechers (so heißt der Vorsitzende des Unterhauses) ab, der seine Pflicht gut genug kennt, um den Parteiführern und Abgeordneten eine offene Stellungnahme zu heiklen Fragen zu ersparen. Um nur ein Beispiel aus der allerletzten Zeit anzuführen, hat der Sprecher eine Abstimmung über die Ende April verhandelte Minimallohnresolution der Arbeiterpartei einfach verhindert. Aber das Glück beim Losziehen bietet noch lange keine Gewähr dafür, daß die dem Abgeordneten am Herzen liegende Frage auch nur überhaupt zur Diskussion gelangt. Handelt es sich um eine Vorlage, dann kann der Sprecher sie unter allerlei Vorwänden für geschäftsordnungswidrig erklären. Eine Resolution kann ebenfalls für geschäftsordnungswidrig erklärt werden, aber es gibt noch andere, feiner angelegte Mittel, um sie unschädlich zu machen. Sie heißen im Unterhausjargon „shelving amendment" und „blocking motion". Ein shelving amendment ist ein Ablenkungsamendement, das so abgefaßt ist, daß es nicht den entferntesten logischen Zusammenhang mit der ursprünglichen Resolution hat. Debattiert und abgestimmt wird dann über das Amendement, nicht über die Resolution. Berührt eine Resolution eine den Vorderbänken unbequeme Angelegenheit, dann findet sich stets ein Söldling, der ein shelving amendment einbringt, das in solchen Fällen vom Sprecher immer für ordnungsgemäß befunden wird. Belloc führt in seinem Buche ein eklatantes Beispiel dieser Art an. Er hatte im Unterhaus eine Resolution eingebracht, um die Frage der geheimen Partei-

fonds aufzurollen. Als das Ergebnis einer rührigen Kulissentätigk
brachte darauf ein liberaler Abgeordneter ein Amendement ein, worin d
Geheimhaltung der Fonds der Tarifreformliga als besonde
schädlich erklärt wird. Die Konservativen brachten ein ähnliches Amend-
ment mit Bezug auf die Freihandelsliga ein. Beide waren in Or-
nung. Es entspann sich eine lange Debatte über die respektiven Vor- u
Nachteile des Freihandels und des Schutzzolls; die Liberalen stimmten f
den einen, die Konservativen für den anderen. Von den geheimen Part-
fonds wurde kein Wort weiter gehört. Die **blocking motion**, etwa mit „V-
sperrungsresolution" zu übersetzen, ist eine noch schönere Einrichtung. Gi
ein Abgeordneter Notiz, daß er gelegentlich zur Besprechung einer b
stimmten Frage eine Resolution einzubringen gedenke, dann hat kein a-
derer Abgeordneter das Recht, die betreffende Frage anzuschneiden. Die
Regel des Unterhauses ist für die Vorderbänke ein treffliches Mittel, je
Diskussion ihnen unbequemer Fragen zu verhindern. Sickert es durch, d
Keir Hardie oder O'Grady die Polizeibrutalitäten in Südwales, die Unte
drückung der Hindus oder die Lage der Kaffern in den südafrikanisch
Goldgruben zur Diskussion bringen will, dann findet sich sofort ein wa-
sischer Grubenherr, der eine Resolution über die unerhörten Gewalttat
der Polizei im Streikgebiet ankündigt, ein berüchtigter anglo-indisch
Bureaukrat wird die schändliche Gewaltherrschaft Englands in Indien b
sprechen wollen, und ein schwerreicher südafrikanischer Minenmagnat wi
nichts Eiligeres zu tun haben, als auf die bestialische Ausbeutung d
Kaffern aufmerksam zu machen. Die Resolutionen werden natürlich niema
eingebracht, und die Diskussion der betreffenden Fragen ist für die Dau
der Session verhindert. Es ist notorisch, daß die Einpeitscher der beiden Pa-
teien sich Abgeordnete dingen, um unbequeme Fragen, namentlich auch a
dem Gebiet der äußeren Politik, zu blockieren. Es muß vielen aufgefall
sein, daß sehr wichtige Fragen der inneren und äußeren Politik im en-
lischen Unterhaus niemals zur Diskussion gelangen. Hier ist eine Erkl
rung dafür. So wurde die Balkankrise niemals diskutiert, obschon die en-
lische Regierung bekanntlich die Nase sehr tief darin stecken hatte. V
kurzem ist durch einen Zufall die ganze Absurdität der **blocking motions** a
die Spitze getrieben worden und wäre es fast zu einer Krise darüber g
kommen. Anläßlich der Vertagung über die Osterferien wollte die Arbeit-
partei eine Resolution zur Besprechung der Arbeitsverhältnisse der Po-
angestellten einbringen. Die Konservativen bekamen aber Wind davon u
brachten eine **blocking motion** über den Gegenstand ein. Dies erbitterte d
Arbeiterpartei so sehr, daß sie eine ganze Anzahl von Fragen, die den Ko-
servativen Abgeordneten teuer sind, aber ein minimales öffentliches Inte-
esse beanspruchen, wie kleine Eifersüchteleien im Heer und in der Mari
die Umtriebe der Mormonen, die Art der Einkommensteuererhebung us
blockierte. Man vergegenwärtige sich die Bestürzung des Unterhauses, a
es entdeckte, daß die Diskussion fast aller denkbaren Fragen versperrt wa
Ja, nicht einmal dieser öffentliche Skandal konnte besprochen werden, den
ein Abgeordneter war vorsichtig und zynisch genug, eine **blocking moti**
über den Mißbrauch der **blocking motions** einzubringen! Die Angeleg-
heit konnte nur in der Form einer Anfrage an den Ministerpräsidenten b-
rührt werden. Dieser erklärte, daß er mit Freuden bereit sei, Abhilfe

schaffen — wenn dem von keiner Seite ein Widerspruch begegne. Herr Asquith weiß natürlich ganz genau, daß er darauf bis zum jüngsten Tage warten kann. Die Frage der blocking motions ist seitdem nicht wieder erwähnt worden. Will ein Abgeordneter die Aufmerksamkeit auf irgend eine Angelegenheit, einen Mißstand oder sonst etwas lenken, dann bleibt ihm im Grunde nur ein Weg offen: der der Fragestellung an den zuständigen Minister. Dieses Mittel kann angewendet werden, ohne die schwerfälligen Formalitäten der in anderen Parlamenten üblichen „Interpellationen einhalten zu müssen. Aber der Fragende darf keine Rede halten, die Tätigkeit der Regierung nicht kritisieren, und die Regierung ist nicht verpflichtet, die Frage zu beantworten. Ist die Frage der Regierung unbequem, dann verweigert sie tatsächlich auch die Antwort oder redet um die Sache herum.

Besteht also für die Volksvertreter tatsächlich keine Möglichkeit, eine von der Regierung verpönte Angelegenheit zur Sprache zu bringen, so steht es für sie nicht viel besser, wenn sie Regierungsanträge oder Regierungsvorlagen kritisieren oder modifizieren wollen. Ob es sich um ein Amendement zur Thronrede oder zu einer Bill handelt, stets setzt die Regierung die Zeit genau fest, die dem Unterhaus zur Verhandlung der Sache zur Verfügung steht. Ist diese Zeit abgelaufen, dann tritt die Klotüre, im Unterhausjargon die Guillotine genannt, in Wirkung, und kein weiteres Amendement kann dann zur Abstimmung, geschweige denn zur Diskussion gelangen. Die Zeit bis zur Klotüre aber wird ausnahmslos mit der Diskussion von meist sinnlosen Scheinanträgen der oppositionellen Vorderbank ausgefüllt, was die Regeln des Unterhauses und die Willkürherrschaft des Sprechers stets erleichtern. So wurde beispielsweise bei der Verhandlung der Alterspensionsvorlage tagelang über völlig sinnlose Amendements der offiziellen Opposition geredet und auf diese Weise verhindert, daß der wirklich bedeutungsvolle Vorschlag der Arbeiterpartei, die Altersgrenze von 70 auf 65 Jahre herabzusetzen, überhaupt zur Verhandlung gelangte! Ja sogar welcher Abgeordnete bei einer Debatte das Wort erhalten soll, hängt ausschließlich von dem Belieben des Sprechers ab, aber Mitglieder der Vorderbänke haben stets den Vorrang. Hier gibt es kein einfaches Sich-zum-Wort-Melden wie in jeder anderen Versammlung vernünftiger Menschen, sondern man kann die „ehrenwerten" Volksvertreter wie Epileptiker herumhüpfen sehen, um das Auge des Sprechers zu erhaschen (to catch the Speaker's eye). Kein den Vorderbänken besonders lästiger Abgeordneter wird so leicht „des Sprechers Auge fangen". Es braucht nicht gesagt zu werden, daß der Sprecher den beiden Vorderbänken gegenüber stets eine peinliche Unparteilichkeit an den Tag legt; seine Aufgabe ist es, die gemeinsamen Interessen der beiden Vorderbänke zu wahren.

4. Das Funktionieren der Parteimaschine.

Die Wirkung des ganzen komplizierten Räderwerkes ist, nicht nur die Macht der Entscheidung in allen großen und kleinen Fragen ausschließlich in die Hand der Vorderbänke zu legen, sondern auch die Macht der Initiative. Im Unterhaus können nur Angelegenheiten verhandelt werden, die von den Vorderbänken oder mit ihrer Erlaubnis vorgebracht werden, Gegenstand parlamentarischer Kämpfe und Wahlkämpfe können nur

Fragen sein, welche die Vorderbänke bestimmen. Eine wirksame Initiat des Volkes oder seiner gewählten Vertreter würde ja dem Zweiparte system den Todesstoß versetzen. Dieses steht vor einem Dilemma. Es brau gewisse Streitfragen zwischen den beiden Vorderbänken, die wenigste scheinbar wichtig genug sein müssen, um die Vorderbänke selber und il düpierten Anhänger im Lande in eine künstliche Erregung hineinhetzen können, die zur Entfesselung von Wahlkämpfen und zur Aufrechterhaltu des Abwechslungsspiels nötig ist. Auf der anderen Seite muß sorgfäl darauf geachtet werden, daß diese Streitfragen niemals in fundament Gegensätze ausarten, denn dies könnte zu einem relativ dauernden Si der einen Partei über die andere führen. Aber ein dauernder Sieg w für den Sieger ebenso verhängnisvoll wie für den Besiegten; er würde d ganzen System ein Ende bereiten. Deshalb lassen die Vorderbänke gr prinzipielle Gegensätze, die das Volk definitiv in zwei Lager spalten kön ten, niemals aufkommen. Die heißesten Kämpfe werden ausgefochten n Fragen, um die sich im Grunde kein Mensch kümmert, wie Schulvorlag Schankkonzessionsvorlagen und dergleichen mehr. Ist trotz der Bemühung der Parteiführer oder durch ihre Unvorsichtigkeit eine wirklich entscheide Frage einmal in den Vordergrund gerückt, dann gehen sofort beide Vord bänke daran, die Frage zu verfälschen und den Streitpunkt so zu v schieben, daß die Öffentlichkeit das Interesse an ihr verliert. Zu definitiv Entscheidungen darf es nie kommen. So sind die Debatten des Unt hauses über Freihandel und Schutzzoll zumeist geradezu ein Ekel. A weiß alle Welt, und die ehrlichen Schutzzöllner am besten, daß der kons vative Führer Balfour vom Schutzzoll nichts wissen will und daß ein k servativer Wahlsieg noch lange nicht eine Änderung der Zollpolitik bedeu würde. Auch die Oberhausfrage ist derart verfälscht worden, daß sie n das geringste öffentliche Interesse mehr erweckt. So haben wir im Gru nur einen Wettkampf darum vor uns, ob die oppositionelle Vorderb ein paar Jahre früher oder später an die Reihe kommen soll. Wirkliche gr Interessenkämpfe werden nicht ausgefochten. Die ganze Parteiregierun tätigkeit erschöpft sich in dem Bestreben, das System aufrechtzuerhalt Und was die Gesetzgebung und die Exekutive Bedeutungsvolles leist ist eigentlich bloß ein mehr oder weniger zufälliges Nebenprodukt Parteiregierungssystems.

Von diesem Gesichtspunkt betrachtet, erscheint beispielsweise auch ganze Verfassungskonflikt in einem neuen Lichte. Er begann in ak Form bekanntlich mit der Ablehnung des ersten Budgets des Lloyd Geo durch das Oberhaus. Es ist bekannt, daß die konservativen Führer, namet lich Balfour, gegen die Ablehnung waren, weil sie befürchteten, eine so Tat könnte einen Konflikt heraufbeschwören, der sich schwer beschwichti lassen würde. Auch Lord Lansdowne entschloß sich erst zur Verweiger der zweiten Lesung, als er klar erkannte, daß die Masse der unabhängi Lords, die Junker, die sogenannten Hinterwäldler, die im Budget i Interessen ernstlich bedroht glaubten, dasselbe auch gegen die Parole konservativen Führer verwerfen würden. Diese Tat war die erste prakt ausgeführte Revolte der unoffiziellen Mitglieder einer Parlamentskam gegen die Vorderbänke. Die Tat mußte gesühnt und ihrer Wiederhol vorgebeugt werden. Das Unterhaus ist schon jetzt „zuverlässig“ genug;

er Seite haben die Vorderbänke nichts zu befürchten, dafür sorgt schon
er Caucus. Aber die Lords verdanken ihre Würde und ihre legislative
Macht keinem Caucus und keiner Ministergunst, das heißt die eigentlichen
ords alten Schlages, die Junker. Sie haben sie mit sich auf die Welt ge-
racht, sie sind überdies meist reich, stolz und unabhängig, also ein Element,
as den Vorderbänken gelegentlich das Spiel verderben kann. Wie dem ab-
elfen? Das Oberhaus muß eben reformiert werden, es muß aus Wahlen
ervorgehen, mit anderen Worten, wie das Unterhaus dem Caucus und den
orderbänken tributpflichtig gemacht werden. Selbstverständlich sind beide
orderbänke einmütig für die Reform des Oberhauses. Bis die Reform er-
lgt, wird den Lords die Macht genommen, sich den Beschlüssen nicht etwa
er Volksvertretung, sondern der Vorderbänke zu widersetzen. Sobald das
berhaus durch die Reform in die Gewalt der Vorderbänke gelangt, erhält
s seine Machtbefugnisse wieder zurück.

Wie ist es aber möglich, daß ein solch kolossales System von Schein und
äuschung, von Zwang und Korruption, von Betrug und Selbstbetrug in
nem „freien" Lande geduldet wird oder nicht klar ans Licht kommt? Das
glische Parteiregierungssystem hat eine überaus starke Seite, die die
eisten seiner Kritiker entweder nicht sehen wollen oder unterschätzen: es
nktioniert nämlich. Alle Welt weiß, daß England in fast allen Beziehungen,
amentlich was die Bewegungsfreiheit und das Wohlergehen seiner Volks-
assen angeht, einen Vergleich mit den anderen Kulturländern sehr wohl
ıshält. Der Durchschnittsengländer ist sich der Tatsache halb bewußt, daß
r ganze Parteienkampf mehr Schein und Sport als Wirklichkeit und
rnst ist, er läßt es sich aber gefallen, weil ihm der Schein der Freiheit ge-
ssen ist, weil er überhaupt jedem Sport zugetan, und vor allem, weil
findet, daß die Dinge trotzdem nicht so übel ihren Lauf gehen, daß
an sich schlecht oder recht durchwühlt (to muddle through), daß notwendige
egierungsmaßnahmen schließlich durchgeführt werden, und daß sich das
olk, wenn es seine Forderungen laut und beharrlich genug erhebt, in der
egel Gehör verschaffen kann. Dieser Erfolg wird nur erreicht, weil in
ıgland zwei wichtige Voraussetzungen gegeben sind. Die englische Bour-
oisie muß ein Opfer bringen, dessen nur entweder eine altersschwache,
res Selbstvertrauens bare oder eine außerordentlich kluge und weit-
chtige herrschende Klasse fähig ist. Die Bourgeoisie muß sich der regieren-
n Gruppe völlig und schrankenlos anvertrauen, sie muß sie auch dann
ne ernstlichen Widerspruch walten lassen, wenn sie, natürlich nur sofern
sich nicht gerade um Lebensfragen handelt, den unmittelbaren Inter-
en der Bourgeoisie zuwiderhandelt oder zuwiderzuhandeln scheint. Das
die erste Voraussetzung. Die zweite ist, daß die regierende Gruppe selber
n ähnlicher psychologischer Beschaffenheit sein muß. Sie muß schwach oder
ıg genug sein, um jede selbständige Regung des Proletariats durch
nelles Entgegenkommen zu ersticken, jede beharrliche Forderung des
lkes durch rechtzeitige Konzessionen halb zu befriedigen, halb zu besiegen.
ır ein Beispiel aus der Gegenwart. Hat das Arbeitslosenproblem bedroh-
he Formen angenommen und fordert das Proletariat immer ungestümer
s Recht auf Arbeit, dann muß die an der Macht befindliche Vorderbank
s eigener Initiative ein Sozialversicherungsgesetz einbringen, nach dem
Arbeiter zwar nie einen Wunsch geäußert, das aber doch so hoch über

den Leistungen anderer Staaten steht, daß es die Kritik fast entwaffnet u die ursprüngliche Forderung in Vergessenheit bringt. Aber nicht nur d die oppositionelle Vorderbank muß den Vorschlag mit Begeisterung grüßen, und die Bourgeoisie, die Arbeitgeber, denen die Vorlage ganz trächtliche Lasten auferlegt, müssen diese ohne Murren und willig auf nehmen. Man vergegenwärtige sich ein Parlament, in dem Fragen das Alterspensionsgesetz, die Sozialversicherung oder auch nur die Arbei börsen, die in jedem anderen Lande den Mittelpunkt der heftigsten Käm bilden würden, ohne die Spur eines Parteikampfes unter allgemein Beifall durchgehen! Das Regierungssystem erfordert es, daß die Bo geoisie von dem Kampfe um ihre direkten und offenkundigen Klasseninte essen absteht. Das Opfer ist unter Umständen nicht leicht, aber es lohnt s Denn es verhindert oder erschwert das Erwachen des Proletariats zu Klassenbewußtsein.

5. Die Arbeiterpartei und die Parteimaschine.

Wie verhält sich nun die Arbeiterpartei zu diesem Regierun system? Der Eintritt der Arbeiterfraktion ins Unterhaus störte das Zwi parteiensystem in zweierlei Weise. Erstens durch die nackte Tatsache Aufkommens einer dritten Partei, die noch dazu auch numerisch bedeut genug war, um unter Umständen das alte Gleichgewicht stören zu könn Dann aber auch dadurch, daß mit ihr zum erstenmal eine Partei im Un haus einzog, die offen eine Klasse vertreten, für Klasseninteressen kämp eine Klassenpartei sein wollte. Damit erhielt das alte System Loch. Auf der anderen Seite war die Arbeiterpartei von vornherein i dem großen Geburtsfehler behaftet, daß sie, wie alles Bedeutende, was England erreicht wird, als ein Nebenprodukt des alten Parteiensystems Welt kam. Die Arbeiterpartei hat ihre Unterhausmandate fast ohne Aus nahme dem liberalen Caucus zu verdanken. Freilich griffen die Liber nur deshalb zu diesem bedenklichen Auskunftsmittel, weil sich im Proleta bedrohliche Regungen politischer Selbständigkeit zeigten, die es zu r drücken oder zu entwaffnen galt, und weil die liberale Vorderbank dam schon über Gebühr lange Opposition hatte spielen müssen und deshalb allerlei verzweifelte Mittel verfiel. Aber die Arbeiterpartei hat unter Wirkung ihres großen Geburtsfehlers noch heute zu leiden.

Einmal im Unterhaus eingezogen, standen der Arbeiterpartei zwei We offen, um sich Geltung zu verschaffen und die von ihren Auftraggeb der Arbeiterschaft, verlangten Maßnahmen zu verwirklichen zu suchen. konnte dem geschilderten Regierungssystem mit seinem ganzen parlam tarischen Hokuspokus, das die Vorderbänke allmächtig und die wirkli Volksvertreter impotent macht, entschlossen den Krieg erklären. Oder sie konnte versuchen, sich in das System einzufügen, ihren Führern Stellung einer dritten Vorderbank zu erringen und so an Regierungsmacht gewissermaßen einen Anteil zu gewinnen. Die Arbeit partei ist den letzteren Weg gegangen. Mit dieser Feststellung ist keine klage gegen sie beabsichtigt. Ihre Führer haben ohne Zweifel in Glauben gehandelt, mit ihrer Taktik die Interessen der Arbeiterschaft besten vertreten zu können. Es liegt ferner auf der Hand, daß Methode zunächst tatsächlich auch größere „praktische“ Erfolge verspr

ir alle Fälle ist sie die bei weitem bequemere. Hätte die Arbeiterpartei on Anfang an dem Parteiensystem den Fehdehandschuh hingeworfen und iit Schärfe für die Demokratisierung der parlamentarischen Regierung ekämpft, dann hätte sie sich damit sofort die unversöhnliche Feindschaft der eiden Vorderbänke zugezogen, und möglicherweise wären auch die sozial-eformerischen Konzessionen der letzten Jahre nicht errungen worden. Auch arf man sich die Sache nicht etwa so vorstellen, daß die Arbeiterpartei sich ı einem bestimmten Augenblicke vor die oben gekennzeichnete Alternative estellt sah und mit Vorbedacht ihre Wahl traf. Die Vorderbänke hatten chtzeitig ihre Vorbereitungen getroffen und gingen von Anfang an daran, ie Arbeiterpartei allmählich und unmerklich in das Parteiensystem hinein-ıschieben. Die Arbeiterpartei wurde mit Höflichkeitsbezeugungen, ja sogar onzessionen aller Art derart überschüttet, daß sie die Fesseln des Parteien-ystems anfangs gar nicht merkte und sich einbilden konnte, auch unter den egebenen Verhältnissen alles mögliche aus eigener Kraft erreichen zu önnen. Gelang es den Führern der Arbeiterpartei auf Grund einer Ab-achung mit den liberalen und konservativen Einpeitschern, bei allen De-atten regelmäßig gleich nach dem Vertreter der oppositionellen Vorder-ank „des Sprechers Auge zu fangen“, so waren sie nicht wenig stolz auf ese „Errungenschaft“. Sie merkten nicht, daß sie dieses Linsengericht mit rer Erstgeburt bezahlten, daß sie sich zu Mitschuldigen an dem Parteien-umbug machten, daß sie damit das moralische Recht verscherzten, eine emokratische Parlamentsform zu fordern, daß sie ihre Aktionsfreiheit, ihre nabhängigkeit opferten. Dasselbe gilt von der Liebenswürdigkeit, mit r die Vorderbänke der Arbeiterpartei häufige Gelegenheiten verschafften, re Resolutionen, Amendements, Vorlagen usw. zur Verhandlung zu ingen.

Erst allmählich begann manchen Arbeiterabgeordneten ein Licht über die irkliche Sachlage aufzugehen. Sie machten die Entdeckung, daß die Ar-iterpartei trotz aller Liebenswürdigkeit und Konzessionen der Vorder-inke gerade jene Vorschläge, an denen der Arbeiterklasse am meisten ge-gen ist, nicht vorwärts oder überhaupt nicht zur Diskussion bringen konnte, ıß die Partei zu völliger Impotenz verurteilt war, wenn es den Vorder-ınken nicht in den Kram paßte, ihr beizuspringen. Einige von ihnen gannen deshalb ihre Angriffe gegen das Parteiensystem als den Kern s Übels zu richten, wobei sich besonders Genosse Jowett hervortat. eilich nur außerhalb des Parlamentes, denn im Unterhaus selber wird solchen Erörterungen selbstverständlich keine Gelegenheit geboten.

Man wird nun, glaube ich, die eigentliche Bedeutung der Streitfrage, e die Birminghamer Jahreskonferenz der J. L. P. beschäftigte, verstehen innen. Was die Resolution der Arbeiterpartei anempfiehlt, ist der undsätzliche Kampf gegen das Parteiregierungssystem ıd für die Demokratisierung des englischen Parlamentarismus. Das althamstower Amendement dagegen lehnt dieses Methode ab und fürwortet dagegen in Wirklichkeit, wenn auch nicht ausdrücklich, den nschluß an das Parteiensystem, weil es darin das beste Mittel iht, „die Gelegenheiten der Partei zur Erreichung ihres Zieles zu ver-ehren“. Von den zwei Rednern, die den Sinn der Streitfrage am arsten erkannten, nämlich Jowett und Macdonald, entschied sich der erstere

gegen, der letztere für das Parteiensystem. Die Genossen Barnes u
Keir Hardie, die mehr mit Jowett sympathisierten, aber für ein Kompron
eintraten, überblicken, wie mir scheint, die Alternative noch nicht gen
Die endgültige Wahl wird ohne Frage von ausschlaggebendem Einfl
auf die Zukunft der Arbeiterpartei sein, aber sie muß bald erfolg
soll noch eine Umkehr möglich sein. Bisher ging die Entwicklung üb-
wiegend in der Richtung der Anteilnahme am Parteiensystem. Die Füh
der Arbeiterpartei haben versucht, hinter den Kulissen, durch Hintertrepp-
einflüsse von den Machthabern Gelegenheiten zur Vorbringung ih
Fragen zu erbitten, anstatt gegen deren Recht zur Erteilung oder V-
weigerung solcher Gnaden zu protestieren. Im Gegenteil, sie haben
ganzes Bestreben darauf gerichtet, sich selber einen geringen Teil je
Rechtes zu verschaffen. Der Ton der Unterhausreden der meisten Arbeit-
führer ist ebenfalls ganz auf das alte Parteiensystem zugeschnitten;
debattieren, als handelte es sich um einen gutmütigen Wettstreit und n
um die Auskämpfung ernster und zum Teil unversöhnlicher Interess-
gegensätze. Sie behandeln die Mitglieder der beiden Vorderbänke mit d-
selben ausgesuchten Höflichkeit, wie die beiden Vorderbänke einander.
sie Asquith nicht, wie er es so oft verdiente, einmal als einen aus-
sprochenen Feind der Arbeiterklasse bezeichnen, mag noch hingehen;
mag an taktischen Erwägungen oder an Unkenntnis liegen. Daß aber se
Balfour oder Chamberlain, also sozusagen die beruflichen Reaktionäre
ein solches offenes Wort zu hören bekommen, ist schon auffälliger.
Lloyd George und Churchill, die einen festen Boden unter ihren Fü
spüren, gehen in ihren gelegentlichen Scheinangriffen gegen die konser-
tive Vorderbank viel weiter als etwa Macdonald und Henderson. Ebe
werden die Führer der Arbeiterpartei von Asquith und Balfour stets
dem größten Respekt, wie es einer Vorderbank oder Vorderbankkandida
gebührt, behandelt. Das sind indes nur äußerliche Symptome, die m
gewiß nicht überschätzen soll. Seit ungefähr einem Jahre aber hat sich
selbe Tendenz in viel bedenklicheren Formen geäußert. Manche Arbei-
führer haben die Neigung gezeigt, fundamentalen Gegensätzen zu
bürgerlichen Vorderbänken aus dem Wege zu gehen. Einen solchen unüb-
brückbaren Gegensatz stellt, was man auch theoretisch von ihr denken m
die Gesetzesvorlage über das Recht auf Arbeit dar, die man stark in
Hintergrund drängen ließ. Auch fehlt es nicht an Ansätzen, die Arbei-
partei organisatorisch dem Parteiensystem anzuschmiegen. Die Abschaff
des „pledge", des Gelübdes zur Fraktionsdisziplin, die auf der letzten Jah-
konferenz zu Leicester durchgesetzt wurde, steht wohl mit dem Osbo-
urteil im Zusammenhang. Allein der Vorstand, der den Statutenä-
rungsantrag einbrachte, bestritt dies, und Macdonald erklärte: „
Änderungen sind vom Vorstand vorgeschlagen worden, um aus der Pa
eine wirkliche Partei zu machen. Dies war der grundlegende
danke." Und weiter: „Die Frage, die die Konferenz zu entscheiden
ist die: Sollen die Statuten so abgeändert werden, daß sie uns gena
dieselbe Position bringen wie die liberale und die konservative Par
Ja oder nein." Schließlich ist seit einiger Zeit der Vorschlag aufgeta
die Arbeiterfraktion solle ihren Präsidenten nicht wie bisher jährlich
zweijährig wechseln, sondern sich einen permanenten Füh

ählen wie die beiden Vorderbänke. Wechselnde Führerschaft wäre natür-
ch mit dem Aufsteigen der Arbeiterführer zu einer dritten Vorderbank
hwer vereinbar. Ob alle diese Erscheinungen bloß die automatische Fort-
ntwicklung einer von Anfang an in Bewegung gesetzten Tendenz sind
der ob ein ordnender Geist dahinter steht, möchte ich nicht gern entscheiden.
Sicher aber ist, daß ein entschlossener Kampf der Arbeiterpartei gegen das
Parteiensystem, gegen die Übermacht der Vorderbänke oder meinetwegen
uch nur gegen die ihres ausführenden Organs, des Kabinetts, der ganzen
Bewegungsrichtung der Arbeiterfraktion zur Eroberung eines allerdings
echt schattenhaften „Plätzchens an der Sonne" ein Ende machen würde.

Das heutige Parteiensystem ist nur so lange möglich, als die Arbeiter-
artei keine klassenbewußte Kampfpartei ist. Umgekehrt müßte ein ener-
ischer Kampf der Arbeiterpartei gegen das Parteiensystem sie zu einer re-
olutionären Kampfpartei machen, weil er unfehlbar die erbitterte Feind-
ligkeit der beiden Vorderbänke gegen die Arbeiterpartei zur Folge haben
ürde. Möglich, daß die kleinen Konzessionen an die Arbeiterpartei dann
ufhören würden, weil sie sich nicht mehr lohnten. Aber der unausbleibliche
rfolg einer solchen Taktik der Arbeiterpartei wäre der, sie endlich zu einer
lassenbewußten sozialistischen Partei zu machen. Der andere Weg führt auf
ie Dauer zur Aufsaugung der Arbeiterpartei durch das Parteiensystem
nd zu ihrem Zerfall.

Literarische Rundschau.

lax Verworn, **Die Erforschung des Lebens.** Ein Vortrag. Zweite Auflage.
50 Seiten. Jena 1911, Verlag von Gustav Fischer. Preis 80 Pfennig.

Die Broschüre bringt einen Vortrag, den Verworn vor mehreren Jahren in der
Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung zu Berlin" gehalten hat. Verworn
ellt sich hier zur Aufgabe, „zu zeigen, daß es nötig ist, den unklaren Kausalbegriff,
er nicht weniger Mystik in sich birgt als der Zweckbegriff, ganz aus der Betrach-
ung der Lebensäußerungen wie überhaupt aus deren wissenschaftlichem Denken zu
tfernen und die Lebensvorgänge lediglich unter dem Gesichtspunkt eines konse-
uenten ‚Konditionismus' . . . zu analysieren", daß die wissenschaftliche Erkenntnis
ır in der Ermittlung der gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnisse der Dinge be-
ehen kann. In einer Diskussion der Frage, was Leben sei, zeigt uns Verworn
e großen Vorteile der konditionalen Betrachtungsweise. Schließlich wird die Frage
ıch den Beziehungen zwischen Materie und Bewußtsein behandelt. Es zeigt sich,
ıß hier dasselbe Scheinproblem vorliegt wie beim „Ding an sich". Das Problem
: ein Erbstück des primitiven Dualismus von Leib und Seele, eine „naive Idee
s primitiven Urmenschen", und im psychophysischen Parallelismus hat ihr „noch
ım Überfluß die Wissenschaft . . . ihren Segen erteilt". Die Aufgabe einer wissen-
haftlichen Analyse der Bewußtseinsvorgänge „kann nur allein darin bestehen,
mtliche Bedingungen festzustellen, unter denen Empfindungen, Vorstellungen,
edanken, Gefühle und Willensakte zustande kommen. Sind diese Bedingungen
mtlich ermittelt, so ist der Bewußtseinsvorgang erklärt. Er ist nichts anderes als
eser Bedingungskomplex selbst". Es besteht sowohl bei der subjektiven als bei der
jektiven Analyse der Bewußtseinsvorgänge „keinerlei prinzipielle Schwierigkeit, sich
rzustellen, daß aus einfachen unbewußten, etwa reflexartigen Vorgängen im Ge-
rn sich durch immer weitergehende Kombination schließlich ganz komplizierte Be-
ußtseinsakte, wie zum Beispiel Gedankengänge, zusammensetzen können". Es „führt
ıs die physiologische Forschung der Lösung dieses Problems mit jeder neuen Er-

fahrung über die Vorgänge im Gehirn um einen Schritt näher, indem sie die B dingungen ermittelt, unter denen der Bewußtseinsakt zustande kommt"....

Der Vortrag ist so klar und anregend geschrieben, daß es wirklich ein Gen ist, ihn zu lesen. Verworn versteht es, durch Sichtung des Stoffes und Herv kehrung der wichtigsten Momente, ohne dem Stoffe jeglichen Zwang anzutun — w so häufig bei popularisierenden Biologen der Fall ist —, schwierige Probleme a einem größeren Leserkreise zugänglich zu machen. Die Schrift sei aufs wärm empfohlen. Lipschi

---

Zeitschriftenschau.

(Bürgerliche Revuen.)

Unter dem Titel „Die steigende Flut des Sozialismus" bringt die Oktob nummer von „The Journal of Political Economy" (Chicago 1911) einen Arti von Robert F. Hoxie über die Wahlsiege und Erfolge des Sozialismus i Amerika. Diese sind durchweg neuen Datums. Sie drücken sich am stärksten i der Eroberung von städtischen Ämtern aus. Der Hauptsitz des Sozialismus li in den Staaten des mittleren Westens. Der Staat Wisconsin allein hat f 22 Prozent, die zehn Staaten des mittleren Westens zusammen haben 70 Proz der im ganzen Lande tätigen sozialistischen Funktionäre aufzuweisen. Ein zweit aber weniger starkes Zentrum liegt in den Bergwerksdistrikten des Westens u Nordwestens und an der pazifischen Küste, besonders in Kalifornien.

Von den Städten, die Sozialisten in ihre Vertretungskörper senden, ist n Milwaukee Großstadt. Von den anderen 15 Städten, aus denen in letzter Zeit deutendere Erfolge der Sozialisten gemeldet wurden, haben nur 3 mehr 10000 Einwohner, 10 haben deren weniger als 5000. Etwa ein Drittel der Ämtern gewählten Sozialisten wohnen in Ortschaften mit weniger als 1000 Einwohne.

Professor Hoxie hat nun zahlreiche Fragebogen ausgeschickt, um die nähe Umstände der sozialistischen Wahlerfolge zu erforschen. Von den 78 Gemeind aus denen er Antwort erhielt, und das waren fast alle, in denen Sozialisten wählt worden, hatten nach diesen Berichten 30 einen stark industriellen Charakt, 20 waren Bergwerksstädte, in 14 herrschte starker Eisenbahn- und Schiffsverke, 35 waren landwirtschaftlich und 3 Vorstädte größerer Städte. In den meis dieser Gemeinden bilden die gewählten Sozialisten eine ziemlich schwache Mino tät in den betreffenden Vertretungskörpern.

Es entsteht nun die Frage, ob diese Erfolge wirklich sozialistische sind, ob nicht viel mehr eher trotz des Sozialismus der Gewählten errungen wurden wegen desselben. Eine allgemeine Ursache der sozialistischen Siege anzugeben, unmöglich (Professor Hoxie erklärt ausdrücklich, von den allgemeinen ökonomisch Bedingungen bei seiner Untersuchung abzusehen). Es sind sieben Gruppen sol Ursachen zu unterscheiden: Erstens das allmähliche Wachstum eines gemäßigt, opportunistischen Sozialismus. Dieser Typus herrscht besonders in Wisconsin u den anderen mittleren Weststaaten, und zwar vorwiegend in den Industriestäd mit stark deutschem Einschlag der Arbeiterbevölkerung. Das unmittelbare Z dieser Sozialisten ist ehrliche und tüchtige Stadtverwaltung, Ausgleichung Steuerlasten, Einschränkung der Kapitalskorporationen, direkte Volkskontrolle Gesetzgebung und der Beamten, die Verbesserung der Arbeits- und Wohnun verhältnisse, Volksbildung und Ausdehnung des städtischen Eigenbetriebs. Die Sozialisten können sich auf eine sorgfältig aufgebaute Organisation und auf sta Gewerkschaften stützen, finden aber auch in breiten Schichten des Bürgertu Unterstützung. Ein zweiter Typus, der ebenfalls auf starken Organisationen siert, herrscht hauptsächlich in den Bergwerksdistrikten. Hier macht sich das Klass bewußtsein stärker geltend. Diese beiden Gruppen stellen hauptsächlich die wirkl

ialistischen Siege, die allerdings die Minderheit der unter sozialistischer Flagge ochtenen Erfolge bilden.

Bei einem dritten Typus werden in kleinen ländlichen oder halbländlichen tschaften vorübergehende Erfolge errungen, wobei in der Regel lediglich der positionsgeist aus rein lokalen Anlässen in der Abgabe sozialistischer Stimmtel zum Ausdruck gelangt. Ein vierter Typus knüpft sich an größere Lohnnpfe, die von den sozialistischen Agitatoren zur Verkündung des Prinzips des ssenkampfes benutzt werden. Eine fünfte, in ihrer Tragweite viel bedeutendere scheinung ist die allgemeine Unzufriedenheit mit der Korruption im öffentlichen en. Der Sozialismus ist hier der Repräsentant der öffentlichen Moral, die sich einer völligen Reform des Systems betätigen soll. Diese Erfolge haben natürmit dem Klassenkampf nichts zu tun. Ein sechster Typus sozialistischer Erfolge steht dort, wo die Verzweiflung an den öffenlichen Institutionen nicht so weit t, wo man aber Sozialisten in der Überzeugung wählt, daß sie persönlich sich der allgemeinen Korruption rein halten werden. Endlich kommt es in kleinen tschaften auch oft aus rein zufälligen Gründen, persönlicher Beliebtheit des ndidaten usw., zu sozialistischen Wahlsiegen.

So zeigt sich der amerikanische Sozialismus als eine vielgestaltige Erscheing. Sollte er aber zu größerer Macht gelangen, dann werden sich die bürgeren Parteien gegen ihn zusammenschließen. Dann werden die Sozialisten bürliche Stimmen verlieren, aber zugleich die von Arbeitern gewinnen, die heute h glauben, ihre Stimme nutzlos wegzuwerfen, die sie einem sozialistischen Kanten zuwenden.

Zu beunruhigen braucht man sich aber nicht, denn die anfangs revolutioen Sozialisten werden bald Opportunisten und sind, wenn sie in verantworte Stellungen gelangen, von liberalen Reformern nicht zu unterscheiden.

„The Quarterley Review“ (London 1911) bringt im Oktoberheft einen Artikel **hn Jahre australischer Staatenbund (Commonwealth)“.** Große prinzipielle Gegene gibt es innerhalb des australischen Bundesparlamentes nicht. Von den 0 000 Wählern Australiens sind vielleicht 20 000 Gegner jeder Staatseinchung und 50 000 Kommunisten. Alle anderen haben überhaupt keine theoreen politischen Überzeugungen außer allenfalls ihre Abneigung gegen jene beiden emen Parteien. Sie alle anerkennen die Berechtigung der Staatshilfe, es delt sich also stets nur um die Frage des Mehr oder Weniger. Unter solchen hältnissen kann es zur Bildung wirklicher Parteien nicht kommen. Was unter em Namen im Bundesparlament auftritt, das sind nur lose Verbindungen Interessengruppen, die eine Zeitlang durch die Verfolgung eines gerade vorenden praktischen Zieles und durch die Gemeinsamkeit der Parteimaschine zumengehalten werden, in jeder neuen politischen Situation aber wieder ausnderfallen und sich neu gruppieren.

Eine Ausnahme scheint nur die Arbeiterpartei zu bilden, die als geschlossene tei mit wachsender Macht auftritt. Bei näherem Zusehen zeigt sich aber, daß sie aus ganz verschiedenartigen Elementen zusammengesetzt ist, aus Imalisten und Antiimperialisten, aus Kommunisten und Individualisten, aus eralisten und Zentralisten. Die Partei sucht diese inneren Gegensätze gar nicht verbergen; aber alle diese vielfach auseinanderstrebenden Elemente haben zur eichung ihrer verschiedenen Ziele ein Stück gemeinsamen Weges und sind sich en bewußt. Dieses gemeinsam zu erreichende Zwischenziel besteht aus einer he von sozialpolitischen Gesetzen zugunsten der Arbeiter, wie obligatorisches iedsgericht, Verstaatlichung von Grund und Boden usw.

Bis etwa 1890 hatten die Interessen der australischen Arbeiter, Handelsestellten, Kleinpächter usw. überhaupt keine besondere politische Vertretung. Australische Arbeiterbund, der damals zunächst aus den „weniger disziplinten und unterrichteten“ Schichten der Arbeiterschaft erstand, war ganz von alistischem Geiste beseelt. Das änderte sich aber sehr bald, und als Programm

wurde lediglich eine Reihe praktischer Reformen aufgestellt. Die theoreti Überzeugungen blieben Privatsache. Die politischen Erfolge der Arbeiterp sind nicht nur diesem nüchternen Geiste zuzuschreiben, sondern auch den F keiten und dem Fleiß der Führer und Agitatoren, die ihren Gegnern an G kenntnis meist weit überlegen sind, sowie der straffen Parteidisziplin, welche einzelne Fraktionsmitglied an die Entscheidungen der Fraktionsmajorität ab bindet, eine Politik, die nach der Ansicht des ungenannten Verfassers des Art die große Gefahr des Parteiabsolutismus mit sich bringt, aber gerade durch Charakter der Arbeiterpartei als einer Vereinigung so verschiedenartiger mente besonders notwendig wird.

In der Frage der Landesverteidigung hielt sich die Arbeiterpartei zuers different, entschied sich aber 1908 für die obligatorische militärische Ausbil der Knaben im Alter von 14 bis 20 Jahren, wodurch eine Milizarmee 127 000 Mann aufgebracht werden soll.

In der Frage der Einwanderung steht die ganze Bewohnerschaft Austra prinzipiell auf dem Standpunkt, daß Einwanderung notwendig ist; in der P aber will jede Klasse nur solche Einwanderer ins Land lassen, die ihr keine kurrenz bereiten. Die Arbeiterpartei will Einwanderung erst dann begünst wenn die Nationalisierung des Bodens in größerem Maße durchgeführt ist. V würde die Einwanderung ländlicher Arbeiter nur die Preise der Grundstück die Höhe treiben.

Innerhalb der Arbeiterpartei gibt es eine radikale Minorität, die sich sonders aus den großen Städten rekrutiert. Sie wird heute durch die ei Parteidisziplin niedergehalten. Daß sie die Oberhand gewinnt, ist eine e aber, wie der Artikelschreiber meint, noch entfernte Gefahr.

Das „Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbeweg beginnt im ersten Heft des zweiten Bandes mit der Veröffentlichung der Ch für die Zeit vom Juli 1910 bis Juni 1911. Vom Internationalen Soziali kongreß in Kopenhagen werden im Wortlaut mitgeteilt: die Resolutionen die Sicherung des Weltfriedens, über die Einheit der Gewerkschaftsbewegung, bei zur Vorgeschichte dieser Resolutionen die Forderungen der Prager Ge schaftskommission vom Jahre 1905, die Antwort der österreichischen Reichsge schaftskommission auf diese Forderungen, die Resolution der Separatisten 28. März 1910, die der Zentralisten vom 4. April 1910 und die Erklärung Landeskonferenz der tschechischen Vertrauensmänner vom 15. und 16. Mai mit erläuternden Anmerkungen abgedruckt werden, ferner die Resolution internationale Solidarität, über Arbeiterschutzgesetzgebung, über Arbeitsle versicherung und über die Genossenschaftsfrage.

Aus dem Deutschen Reiche wird zunächst über den Parteitag zu Magde berichtet und die Resolutionen zur Budgetfrage, zur Wahlrechtsfrage und das Genossenschaftswesen im Wortlaut abgedruckt. Zur Budgetfrage werden beigebracht: die Korrespondenz zwischen der badischen Landtagsfraktion und Parteivorstand, die vor Magdeburg auf den Parteitagen der Landesorga tionen Badens und Hessens beschlossenen Resolutionen zur Budgetfrage sowi nach Magdeburg gefaßten Beschlüsse der Parteitage Württembergs und des Ni rheins. Außerdem wird noch die Schulresolution des sächsischen Landesparte mitgeteilt.

Aus Österreich werden die wichtigsten Dokumente über den Separatis streit abgedruckt, nicht nur Beschlüsse von Partei- und Gewerkschaftskonfere sondern auch andere wichtige Erklärungen.

Aus der Schweiz endlich wird über den Parteitag zu Basel berichtet un Resolution über die Beziehungen zwischen Partei und Gewerkschaften abged

Bei allen Resolutionen sind die Abstimmungsergebnisse detailliert angegeben.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.



I. Band Nr. 7 Ausgegeben am 17. November 1911 30. Jahrgang

Kronprinzliche Fronde.

Berlin, 11. November 1911.

Wenn man sich als falscher Prophet erwiesen hat, so soll man es wenigstens ehrlich bekennen, und so gestehen wir, daß wir gewaltig auf dem Irrweg waren, als wir vor acht Tagen annahmen, daß in der Marokkodebatte des Reichstags dem persönlichen Regiment von sozialdemokratischer Seite gehörig der Marsch geblasen werden würde. Statt dessen pries heute der Genosse Frank den gegenwärtigen Träger des persönlichen Regiments, weil er „eine mutige und verdienstvolle Tat von bleibendem Werte" vollbracht habe. Das ist allerdings bitter für unseren Prophetenruf.

Inzwischen bilden wir uns ein, noch zwei Augen im Kopfe zu haben und die Dinge zu sehen, wie sie sind. Im Anfang Juli begann die Marokkoaffäre mit der Entsendung des „Panther" nach Agadir. Dieser „Panthersprung", für den bis heute auch noch nicht der Schatten eines vernünftigen Grundes hat angegeben werden können, war entweder eine souveräne Laune oder ein frivoles Wahlmanöver oder beides. Seine Folge war, daß Europa, und in erster Reihe Deutschland, monatelang zwischen Krieg und Frieden schwebte. Sein Ergebnis aber bestand in einem Abkommen, das dem Reiche teils neue Koloniallasten aufbürdete — afrikanische Fiebersümpfe und Sandwüsten, deren Erwerb vor dem Reichstag zu vertreten der berufenste Vertreter der amtlichen Kolonialpolitik sich so schämte, daß er lieber seinen Abschied nahm —, teils wirtschaftliche Abmachungen mit Frankreich traf, die sich, soweit sie haltbar und vernünftig sind, auf diplomatischem Wege hätten erreichen lassen, ohne daß die zivilisierte Welt ein Vierteljahr lang und länger vom Waffenlärm dröhnte und ohne daß sich die deutsche Diplomatie bei auswärtigen Mächten allerlei Nasenstüber holte.

Begreiflich genug erregte diese Leistung des persönlichen Regiments die allgemeinste Enttäuschung. Namentlich die Junker begriffen, daß sie die holde Bürde nicht noch zu den anderen Bürden auf sich nehmen könnten,

mit denen beladen sie ohnehin in den Wahlkampf marschieren müssen. Dre und gottesfürchtig, wie sie sind, beschlossen sie also, den Panthersprung na Agadir in verbesserter Auflage zu wiederholen, mochte dabei auch se eigentlicher Urheber über Bord gehen, der gegenwärtige Reichskanzler, d zwar immer ihr gehorsamer Leibeigener gewesen, aber ihnen doch nicht a „starker Mann" genügt. Am ersten Tage der Marokkodebatte legte He v. Heydebrand mit der ganzen Furie eines Gassendemagogen los, um d nationalen Leidenschaften aufzustacheln, mit der junkerlichen Plempe geg England zu hetzen und die deutsche Diplomatie einer traurigen Unfähigke zu zeihen. Er verstieg sich zu der komischen Behauptung, für den Kriegsfa würden die Junker nicht nur ihr Blut, sondern sogar ihr Gut opfern, un warf sich dann zur Abwechslung, als erprobter Schmierenkomödiant, auf d tragische Seite, indem er sich auf die Worte berief, die Schiller einem feuda mittelalterlichen Schlagetot in den Mund gelegt hat:

Für seinen König muß das Volk sich opfern,
Das ist das Schicksal und Gesetz der Welt.
Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr alles freudig setzt an ihre Ehre.

Jedoch der Dialektik des persönlichen Regiments erwies sich der junke liche Schlaumeier nicht ganz gewachsen. Zu diesem Regiment gehört nämli die kronprinzliche Fronde wie das B zum A. Das ist ja psychologisch au sehr einfach zu erklären. Wird jeder Kronprinz in der Vorstellung erzoge daß er in seinem achtzehnten Lebensjahr zur Fülle aller menschlichen Wei heit gelangt sei, so muß sein wohlwollendes Gemüt — und wohlwollen Gemüter besitzen gewiß alle Kronprinzen — danach trachten, diese Fülle nu auch über „sein Volk" auszuschütten, und da steht ihm nun das Leben d eigenen Vaters als fatales Hindernis entgegen. Dadurch geraten die Kro prinzen sozusagen von selbst in eine Oppositionsstellung zu ihren Erzeuger wie man gern annehmen mag, unbewußt und unwillkürlich, obgleich es au ruchlose Gesellen unter ihnen gegeben hat, die ihren Alten ganz offen z allen Teufeln wünschten, um selbst ans Ruder zu kommen. Von diese Kaliber war sogar der preußische Nationalheros, der alte Fritz. Als se Vater wider Erwarten von einer schweren Erkrankung genesen war, schri er seiner Lieblingsschwester: „Der liebe Gott muß seine sehr guten Grün haben, ihm das Leben wiederzugeben. Ich muß mich nun seitwärts schlage ... Sie können Sich darauf verlassen, liebste Schwester, daß er die Nat eines Türken hat und das kommende Geschlecht überleben wird, sobald Lust dazu hat und sich nur ein klein wenig schonen will." Und ehe er schrieb, war dieser reizende Junge von seinem Vater halbtot geprüge worden, um ihm alle unkindlichen Mucken auszutreiben. So unausrottb gehört die kronprinzliche Fronde zum persönlichen Regiment, dem sie au nie gefehlt hat.

Glücklicherweise sind aber sanftere Sitten ins Land gekommen. Die Kro prinzen gönnen jetzt den Königen das Leben, und die Könige prügeln d Kronprinzen nicht mehr halbtot. Die Sache selbst ist sogar von der patri

schen Gelahrtheit in die anmutige Lehre gebracht worden, die kronprinzliche ronde sei gerade das erfrischende Element der Monarchie, die sie vor der nst unvermeidlichen Gefahr der Erstarrung schütze. Verfahren Sie säuberlich it dem Knaben Absalom! riet Bismarck dem Könige Wilhelm gegenüber der onprinzlichen Fronde, und dieser Rat gilt heute noch. Als im Jahre 1863 er damalige Kronprinz von Berlin nach Danzig reiste, um in einer öffentchen Ansprache seine Mißbilligung der väterlichen Politik auszusprechen, ußte er in der Stille abbitten, während der Oberbürgermeister Winter, an en der Kronprinz seine Worte gerichtet hatte, öffentlich als Sündenbock gehlachtet wurde. Aber wenn der gegenwärtige Kronprinz von Danzig nach erlin reist, um von der Hofloge des Reichstagssaales die Rede des Junkers Heydebrand mit seinem pantomimischen Beifall zu begleiten, so muß auch in der Stille abbitten, während der glückliche Politiker, den er durch seine ewichtige Zustimmung ausgezeichnet hatte, vor allem Volke als Sündenbock eschlachtet wird.

Diese Abschlachtung des junkerlichen Führers, die der Reichskanzler am veiten Tage der Marokkodebatte vollzog, soll nun „eine mutige und verenstvolle Tat von bleibendem Werte" sein. Solche Anschauungsweise entricht durchaus den Überlieferungen der Freisinnigen Partei, aber in der zialdemokratischen Partei hat sie bisher keinen Kurs gehabt; von ihr ist sie elmehr stets als überaus kurzsichtig verurteilt worden. Wir würden sicherh keine besondere Notiz davon nehmen, wenn es sich nur um eine gelegenthe Entgleisung handelte, aber ein Teil der Parteipresse stimmt leider in nselben Ton ein, und demgegenüber müssen wir doch die bisherige Anhauung der Partei festhalten, wonach man die Dinge so nimmt, wie sie nd, und nicht so, wie man wünschen möchte, daß sie seien. Wäre Bethann Hollweg fähig und geneigt, mit den Junkern ernsthaft anzubinden, wäre das gewiß eine vortreffliche Sache, aber wie oft haben Parteinossen bewiesen, daß ein Handlanger des persönlichen Regiments niemals eder fähig noch geneigt sein kann, mit dem Junkertum einen Krieg auf ben und Tod zu beginnen!

Die ganze „mutige und verdienstvolle Tat" löst sich dahin auf, daß sich wenn die Leser einen etwas unästhetischen, aber zutreffenden Vergleich rzeihen wollen — das Geschwür des persönlichen Regiments an noch einer telle geöffnet hat, und was den „bleibenden Wert" dieser „Tat" anbetrifft, könnten wir von Bismarck lernen, der in seinen Denkwürdigkeiten die onprinzliche Fronde seinerzeit einfach als „Danziger Episode" abtut. Mehr s eine Episode ist auch das Spektakelstück nicht, das sich eben im Reichstag gespielt hat. Man braucht nur die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" d die „Kreuzzeitung" zu lesen, um zu erkennen, daß die Organe der iden Helden, die vierundzwanzig Stunden früher wie zornige Löwen aufander losgingen, nur nach baldiger Versöhnung schmachteten. Bethmann ollweg weiß sehr gut, daß die Wahlen nicht von den Ministern, sondern n den Landräten gemacht werden, und die Junker wissen sehr gut, daß in ihrem eigensten Junkerinteresse eine Sühne des monarchischen

Skandals auf sich nehmen müssen, so sicher man darauf rechnen darf, d sie demnächst mit Zins und Zinseszins dem Reichskanzler heimzahl werden, was er ihnen unter dem harten Zwange der gemeinsamen Staat räson hat antun müssen.

Von „bleibender Bedeutung“ kann der Zwischenfall nur dadurch werde daß er die Wahlaussichten der Regierung wie des Junkertums wesentl verschlechtert, und daß er für diesen Zweck von der sozialdemokratisch Agitation gründlich ausgenutzt wird. Allein diese Ausnutzung ist nur mögl und wirksam, wenn sie vom prinzipiellen Standpunkt aus geschieht, wenn die Bethmann und die Heydebrand mit gleichem Maße mißt, gleichviel, sich diese Brüder aus Gründen, die mit den Interessen der Arbeiterkla nicht das geringste zu tun haben, einmal in die Haare geraten. Das w bisher sozialdemokratische Taktik, und die hat sich zu gut bewährt, als d sie verlassen werden sollte zugunsten der freisinnigen Taktik, die sich imm auf dem Gipfel der Dinge wähnte, wenn sie gegen das Junkertum ein Zi aus den Reden eines reaktionären Ministers oder gar aus den Werken d seligen Schiller mobil machen konnte.

Es war unseres Erachtens ein warnender Wink des Schicksals, als G nosse Frank, wie im Eingang seiner Rede mit seinem Kompliment Bethmann Hollwegs Adresse, so am Schlusse mit einem Zitat aus Schil verunglückte. Er schrieb jene Worte eines feudal-mittelalterlichen Schla tots, auf die sich Heydebrand, und dieser von seinem Standpunkt aus m Recht, bezogen hatte, aufs Konto des „Freiheitshelden“ Tell, der übrige auch nur ein beschränkter Philister war, und als er dem Geßlerhut ni Reverenz erwiesen hatte, sich vor Geßler nur so zu verantworten wußte:

> Verzeiht mir, lieber Herr! Aus Unbedacht,
> Nicht aus Verachtung Eurer ist's geschehen.
> Ich bitt' um Gnad', es soll nicht mehr begegnen.

Allen Zitaten aus Bethmann und Schiller sind so frische und munt Reden vorzuziehen, wie sie Genosse Däumig im vergangenen Sommer ge die Kriegshetzer gehalten hat und wie sie zum würdigen Ende der dr tägigen Reichstagskanonade die patriotische Wut der Erzberger und M dan erregten.

Goldproduktion und Teuerung.

Von **Eugen Varga**.

Schwer lastet die Teuerung auf allen proletarischen Schichten; die r rungenschaften des gewerkschaftlichen Kampfes werden durch dieselbe zunic gemacht. Die Arbeiterschaft aller Länder fordert stürmisch eine Abhilfe.

Die gelehrten Advokaten des Kapitalismus bemühen sich, zu bewei daß die herrschenden Klassen keine Schuld an der Teuerung haben: sie trach die Schuld auf andere Faktoren abzuwälzen.

Zwei Theorien sind es besonders, welche diesem Zwecke dienen: 1. daß Teuerung durch die Lohnerhöhungen der Arbeiter entstanden sei, 2. daß

Teuerung den Veränderungen in der Goldproduktion entspringt. Die erstere Lehre ist so durchsichtig, daß sie keiner ernsten Widerlegung bedarf. Dagegen verdient die zweite ernste Überlegung, da sie in gewisser Formulierung mit einem großen Schein von Wahrscheinlichkeit auftritt, ja ganz marxistisch klingt. Im „Kapital“ selbst finden wir keine Analyse darüber, wie Veränderungen in der Goldproduktion auf die Gestaltung der Preise wirken würden. Marx sagt zwar:

„Wir wissen, ... daß bei gleichbleibenden Werten der Waren ihre Preise mit dem Werte des Goldes, des Geldmaterials, selbst wechseln, verhältnismäßig steigen, wenn er fällt, und fallen, wenn er steigt“ („Kapital“, I, S. 81).

Oder:

„Sinkt ... der Wert des Wertmaßes selbst, so erscheint dies zunächst im Preiswechsel der Waren, die unmittelbar an den Produktionsquellen der edlen Metalle mit ihnen als Waren ausgetauscht werden“ („Kapital“, I, S. 82).

Aber das ganze „Kapital“ ist doch auf der stillschweigenden Voraussetzung eines unveränderten Goldwertes aufgebaut (abgesehen von dem Kapital über die ursprüngliche Akkumulation), so daß wir unmittelbar daraus keine Aufklärung schöpfen können, ob die gegenwärtige Teuerung einer Entwertung des Goldes geschuldet sein kann oder nicht. Bauer ist dieser Meinung.[1] Wir dagegen glauben beweisen zu können, daß die Veränderungen in der Goldgewinnung keinen Einfluß auf die Teuerung haben können.

Wir wollen zu diesem Zweck alle Formen dieser Erklärungsart gesondert betrachten. Dieselbe hat zwei Hauptformen:

1. Die Quantität des jährlich produzierten Goldes ist in letzter Zeit enorm gestiegen; infolge der Vermehrung der Quantität muß nunmehr für jede Ware eine größere Menge Gold in Tausch gegeben werden als bisher.

2. Infolge Einführung neuer Maschinen in den Goldbergbau und Herbeischaffung billiger Arbeitskräfte sind die Produktionskosten des Goldes gefallen; daher müssen die Preise steigen.

Erstere Version stützt sich auf die „Quantitätstheorie“, die zweite auf die Arbeitswert- respektive Produktionskostentheorie.

Nun ist aber die Quantitätstheorie, wonach die Preise aller Waren sich nach der Quantität der im Umlauf befindlichen Zirkulationsmittel richten, nur für die reine ungedeckte Papiervaluta oder für die gesperrte Silberwährung richtig, nicht aber für die Goldwährung.

Das Geld hat nämlich bekanntlich neben seinen anderen Funktionen auch die Funktion, als Zirkulationsmittel zu dienen. „Das Gold als Zirkulationsmittel weicht ab vom Gold als Maßstab der Preise und hört damit auch auf, wirkliches Äquivalent der Waren zu sein, deren Preise es realisiert.“ Deshalb ist es möglich, ... „das Metallgeld in seiner Münzfunktion durch Marken aus anderem Material oder Symbole zu ersetzen. ... Relativ wertlose Dinge, Papierzettel, können also an seiner Statt als Münze funktionieren.“ Es kann aber nur so lange diese Funktion erfüllen, solange die Ausgabe des Papiergeldes auf diejenige Quantität beschränkt ist, worin das von ihm symbolisch dargestellte Gold (respektive Silber) wirklich zirkulieren müßte. Wird aber mehr unbedecktes Papiergeld herausgegeben, als das durch dasselbe symbolisch dargestellte Gold zirkulieren würde, so werden

[1] Otto Bauer, Die Teuerung. S. 39 passim.

die Papiergeldzeichen in dem Maße entwertet werden, als ihre Quantität d Quantität des zur Abwicklung des Warenverkehrs benötigten Goldes übe schreitet. Dies geschah zum Beispiel zur Zeit der Assignaten. In solch Fällen tritt natürlich eine allgemeine Teuerung ein! Ähnlich steht es bei ein gesperrten Silberwährung, mit dem Unterschiede, daß der Wert respekti Preis der Silbermünzen niemals unter dem Werte respektive Preis des den Münzen enthaltenen Silberwertes sinken kann, dagegen sehr wohl sta über dem Silberwert steigen kann, weil es wegen der Sperrung unmögli ist, Rohsilber am Markte zu kaufen und ausmünzen zu lassen.[1]

Was aber für die unbedeckte Papierwährung und die gesperrte Silbe währung richtig ist, ist für das Gold nicht richtig. Das Goldgeld funkti niert nicht nur als Wertmaß, ist nicht bloß Wertzeichen, sondern wirklicher Wert.[2] Eine Goldmünze enthält im allgemeinen ebensoviel gese schaftlich notwendige Arbeitszeit wie die dafür eingetauschte Ware. Die blo Vermehrung der Goldproduktion würde daher nur in jenem Fal eine Wertverminderung des Geldes und hierdurch eine Teuerun hervorrufen, wenn die Vermehrung eine so große wäre, daß a soluter Überfluß an Gold herrschen würde, daß ein zu großer T der gesellschaftlichen Arbeit auf die Produktion des Goldes verwendet word wäre. Dies ist aber keineswegs der Fall: die Jagd nach dem Golde v seiten der Zentralbanken ist heute so intensiv, wie sie nur jemals gewesen i Daher ist jede Erklärung der Teuerung, welche auf der Quantitätstheo basiert ist, von vornherein unrichtig.

Um aber unsere Beweisführung voll zu machen, wollen wir auf ein Moment die Richtigkeit der Quantitätstheorie voraussetzen und darlegen, d die gegenwärtige Teuerung selbst auf dieser Grundlage nicht durch das Steig der Goldproduktion erklärt werden kann.

Die Goldproduktion der Welt betrug in den letzten zehn Jahren:[3]

	Tausend Kilogramm	Prozent		Tausend Kilogramm	Prozent
1900 . . .	383	100	1906 . . .	605	158
1901 . . .	393	102	1907 . . .	621	162
1902 . . .	446	117	1908 . . .	666	174
1903 . . .	493	139	1909 . . .	683	179
1904 . . .	523	137	1910 . . .	685	179
1905 . . .	568	148			

Diejenigen also, welche die jährliche Goldproduktion als die Grundla der Preisgestaltung betrachten, sind mit der Erklärung der Teuerung ra fertig: der 79 Prozent betragenden Steigerung der Goldproduktion entspri eine allgemeine Preissteigerung der Waren um 79 Prozent.

Nun ist aber die Gegenüberstellung der jährlichen Zunahme der Go produktion mit der Bewegung der Warenpreise selbst auf Grundlage d Quantitätstheorie unrichtig. Denn zur Abwicklung des Tauschverkehrs die nicht nur die in jedem Jahre neugewonnene Goldquantität, sondern die g samte seit Jahrhunderten aufgehäufte Goldmenge, welche sich im europäis amerikanischen Wirtschaftsgebiet vorfindet. Richtig angewendet, darf also n

[1] Rudolf Hilferding, Das Finanzkapital. S. 24 passim.

[2] Als Maß der Werte kann Gold nur dienen, weil es selbst Arbeitsprodukt … „Kapital", I, S. 63.

[3] Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich. 32. Jahrgang. Berlin 1911. S.

ie Zunahme der Gesamtquantität der Preisbewegung der Waren gegenüber-
estellt werden.

Verläßliche Schätzungen beziffern die im europäisch-amerikanischen Kultur-
reis vorhandene gemünzte und ungemünzte Goldmenge auf 12,3 Millionen
ilogramm[1] im Jahre 1900.

In den Jahren 1901 bis 1910 wurden neu produziert 5,8 Millionen
ilogramm. Nun dient aber nicht die ganze neu produzierte Quantität
ur Vermehrung der Zirkulationsmittel. Beiläufig der dritte Teil wird nach
en Schätzungen des amerikanischen Münzamtes, Helfferichs und Lexis' zu
dustriellen Zwecken verbraucht. Zur Vermehrung der zur Abwicklung des
Jarenverkehrs dienenden Quantität wurden daher nur beiläufig 3,8 Mil-
onen Kilogramm verwendet, was 32,4 Prozent des im Jahre 1910
orhandenen Quantums ausmacht.

Wäre also die Quantitätstheorie richtig, so wäre eine Teuerung von 30 bis
2 Prozent durch die Steigerung der verfügbaren Goldmenge erklärbar, wenn
ie Quantität der umgesetzten Waren gleich geblieben wäre.

Dies ist jedoch eine absolut irreale Voraussetzung! Obwohl wir keine Statistik
er Weltproduktion aller Artikel besitzen, können wir aus den vorhandenen Daten
it Sicherheit feststellen, daß die Weltproduktion an Waren in ebensolchem Maß-
ab gestiegen ist. Die Weltproduktion betrug in tausend Tonnen:[2]

	1900	1909	Steigerung
Eisenerz	91888	136500	48 Prozent
Roheisen	40726	61000	50 "
Steinkohlen	725000	980000	35 "
Kupfer	529	853	61 "
Petroleum	191659	361400	88 "
Weizen	75710[3]	99130	31 "
Baumwolle	15513	22467	45 "

Da also die Produktion und der Verkehr der anderen Waren in den letzten
ahren — wie die Statistik dieser wichtigsten Warenarten zeigt — mindestens
gleichem Maße gestiegen ist wie die Zunahme der zur Abwicklung des
erkehrs dienenden Goldmasse, so kann die Teuerung des letzten Jahres selbst
if der unrichtigen Basis der Quantitätstheorie nicht durch die Steigerung
r Goldproduktion erklärt werden.

Wir tun ein übriges, wenn wir noch hinzufügen, daß die Steigerung der
oldumlaufmittel nur dann eine Teuerung herbeiführen könnte, wenn der
inze Warenumsatz durch effektives Gold abgewickelt werden würde. Nun ist
aber allgemein bekannt, daß der größte Teil der Warenumsätze nicht durch
ermittlung von effektivem Gold, sondern durch Goldzeichen (Schecks, Bank-
ten, Clearing) erledigt wird, teils wegen der leichteren Handhabe, teils —
e es sich zur Zeit der Krisen schlagend zeigt — aus absolutem Mangel an
ektivem Gold, wie es auch momentan der Fall ist. Die Vermehrung des
oldvorrats der Welt würde also nicht eine Preiserhöhung der Waren, sondern
e Verdrängung eines aliquoten Teiles der Goldzeichen durch effektives Gold
r Folge haben. —

[1] Die Schätzungsziffer von W. Lexis.

[2] Kompaß, Finanzielles Jahrbuch für Österreich-Ungarn, 1911, und Statistisches
andbuch für das Deutsche Reich, 1910.

[3] Durchschnitt der Jahre 1898 bis 1902.

Wenden wir uns nun der Frage zu, *ob eine Verbilligung der Pr duktionskosten des Goldes die gegenwärtige Teuerung verursac haben kann?*

Stellt sich die Produktion eines Kilogramm Goldes — durch Anwendu neuer Maschinen — billiger, ist in einer Gewichtseinheit weniger gesellscha lich notwendige Arbeitszeit enthalten, so muß sich die Wertverminderung d Goldes ohne weiteres auf die zum Preismaß dienenden Goldmünzen üb tragen, da doch die verschiedenen Notenbanken das rohe Gold zu einem fix Preise, also für eine fixe Anzahl Goldmünzen übernehmen, da außerdem i englischen, amerikanischen und australischen Münzstätten verpflichtet sind, d rohe Gold jedermanns umsonst oder gegen Aufrechnung einer minimal Prägegebühr in Münzen auszuprägen. „Der Preis des Goldes, gemessen der Münze desselben Metalls, kann nicht variieren.“[1]

Geht der Wert des rohen Goldes zurück, so überträgt sich die We verminderung restlos auf die Goldmünzen; und da diese das Wertmaß bild muß sich ihre Wertverminderung in einem allgemeinen Preisaufschwung al Waren kundgeben, und zwar nicht nur bei jenen Waren, die gegen effekt Goldzahlung gehandelt werden, sondern bei allen Waren, weil doch die Go münze bei allen Transaktionen als „*ideelles Rechengeld*“ dient.

Aus vielen Berichten der letzten Jahre geht nun hervor, daß in der Go produktion wirklich neue Maschinen angewendet und Kostenersparnisse erzi worden sind. Die Teuerung ist also zum Teil diesem Umstand geschuldet

So lautet die Theorie, deren Richtigkeit bisher von niemand angezweif wurde. So sagt zum Beispiel Otto Bauer:[2] „*Die Herabsetzung der G winnungskosten des Goldes im südafrikanischen Goldbergbau wahrscheinlich eine der Ursachen der heutigen Teuerung.* Wir müss heute für jede Ware mehr Geld, mehr Gold hingeben, weil in jedem Ge stück heute weniger gesellschaftliche Arbeit verkörpert ist als früher.“

So wahrscheinlich all dies klingt, so allgemein angenommen auch die Meinung ist, *können wir dieselbe aus folgenden Gründen nicht f richtig halten:*

Es ist eine allgemein bekannte Tatsache, daß die Preise der Waren n in dem Falle von der in ihnen enthaltenen gesellschaftlich notwendigen beitszeit bestimmt sind, wenn dieselben ohne Erhöhung der Produktionskos dem Bedürfnis gemäß vermehrt werden können. Die Preise jener Wa jedoch, die nur mit vermehrten Produktionskosten in erhöhter Menge h gestellt werden können, werden von den Produktionskosten der unter schlechtesten Produktionsbedingungen produzierten, aber zur Befriedigung Bedarfes noch notwendigen Menge bestimmt. Dies ist der Fall bei den P dukten des Ackerbaus. „Der Produktionspreis des schlechtesten, keine Re tragenden Bodens ist stets der regulierende Marktpreis ...“ („Kapital“, I 2. Teil, S. 197).

Die Einführung *einer Arbeit ersparenden Maschine,* einer te nischen *Neuerung senkt den Marktpreis der Waren der ersten G tung ganz allgemein:* die neue Produktionsweise wird die gesellschaftli die preisbestimmende. Wird dagegen eine derartige Neuerung in ein P duktionsgebiet eingeführt, in welchem der Produktionspreis der schlechtes

[1] Hilferding, Finanzkapital. S. 36.
[2] Otto Bauer, Die Teuerung, S. 39.

:och notwendigen Warenquantität den Marktpreis reguliert, so wird der Narktpreis nur dann sinken, wenn durch die Neuerung auch der egulierende Preis, die Produktionskosten der unter den schlech- esten Umständen produzierten Ware fallen. Ist dies nicht der Fall, › bleibt der Marktpreis der alte, und das Ergebnis der Neuerung ist nur ie Steigerung des Surplusprofits der unter günstigeren Verhältnissen Pro- uzierenden.

Diejenigen, welche behaupten, die neueingeführten Maschinen hätten den 3reis des Goldes gesenkt, machen die stillschweigende Voraussetzung, Gold sei ine Ware, deren Produktionskosten durch die gesellschaftlich notwendige Arbeits- eit schlechthin bestimmt seien. Wir behaupten jedoch 1. daß bei der Gold- roduktion geradeso wie bei der Getreideproduktion die unter den schlechtesten Bedingungen produzierte Goldmenge preisregulierend ist und die besseren Gruben eine Differentialrente genießen; 2. daß die Arbeit ersparenden Neuerungen den Produktionspreis des unter den schlechtesten Be- ingungen produzierten Goldes nicht herabgesetzt haben, also nur en Erfolg hatten, die Differentialrente im Goldbergbau zu steigern.

Die Analyse der Goldproduktion beweist die Richtigkeit unserer Behauptungen.

Will jemand eine Goldlagerstätte abbauen, so sind für ihn die maximalen Produktionskosten mit absoluter Pünktlichkeit im vorhinein gegeben; die Pro- uktionskosten eines Kilogramm Goldes dürfen nicht die Verausgabung von inem Kilogramm gemünztem Golde erreichen. Wo die Gewinnung eines :ilogramm rohen Goldes mehr kostet, kann die Grube nicht abgebaut werden, a der Abbau einen Verlust ergeben würde.[1]

Von was hängen aber die Produktionskosten eines Goldbergwerkes ab? In erster Linie nicht von der angewandten Produktionsweise, sondern vor :llem von dem Reichtum an Goldgehalt.

Die Produktionskosten des Goldes richten sich nämlich nicht nach dem ge- wonnenen Golde, sondern nach der Quantität des verarbeiteten Erzes :nd der Tiefe der Gruben; auf das Gold bezogen gibt es überhaupt keine inheitlichen Produktionskosten, denn es gibt Gruben, welche mit der Förderung :nd Verarbeitung derselben Quantität Erzes das Fünffache an Goldertrag iefern als ärmere Gruben.

Setzen wir nun voraus, es werden neue, Arbeit ersparende Methoden zur Förderung und Verarbeitung des Golderzes erfunden und eingeführt. Würde adurch der Preis der Goldware gegenüber anderen Waren sinken?

Keinesfalls!

Die Neuerung hätte nur die Folge, daß nunmehr auch solche Goldfelder, welche bisher nicht abgebaut wurden, ausgenützt werden können; denn durch ie billigere Verarbeitung des Erzes kann ein Kilogramm Gold nunmehr mit er Ausgabe eines geringeren Quantums an gemünztem Gold erzeugt werden. Die Produktionskosten des den Preis regulierenden, unter den chlechtesten Bedingungen produzierten Goldquantums wären nach wie vor die gleichen: das Ergebnis wäre nur, daß nunmehr auch die bisher chlechtesten, keine Differentialrente abwerfenden Goldgruben eine Rente hätten; ie Rente der bisher schon eine Differentialrente einheimsenden Gruben aber ine entsprechende Erhöhung erfahren würde!

[1] „Gold findet seinen Tauschwert gegenüber den Waren fertig vor, soweit es sich n den Welthandelspreisen abspiegelt.“ W. Lexis, Lehrbuch der Volkswirtschaft, S. 101.

Eine Verminderung des Marktpreises würde nur dann eintreten, wen durch die Arbeit ersparenden Neuerungen eine so große Meng neuproduzierten Goldes auf den Markt kommen würde, daß ei Teil davon überflüssig wäre. In diesem Falle würde der Preis herunte gehen, und ein Teil, die unter den schlechtesten Umständen produzierende Bergwerke würden die Produktion einstellen.

Dies ist aber keineswegs der Fall. Die Notenbanken aller Länder nehme die zu dem bisherigen Preise angebotenen Rohgoldmengen begierig auf; vo einem Überfluß kann absolut keine Rede sein, daher auch von keiner Prei verminderung. Wurden Arbeit ersparende Neuerungen im letzten Jahrzeh eingeführt, so haben sie nur die Bergwerksrente erhöht, ohne den Goldwe zu vermindern.

Wir könnten mit diesen rein theoretischen Überlegungen ruhig unsere Au führungen schließen. Wir wollen aber, um unsere Ansicht annehmbarer z machen, noch einiges hinzufügen.

Daß die Verhältnisse der Goldproduktion wirklich so liegen, wie wir anführten, beweist das Schicksal der Goldbergwerksunternehmungen. Etw die Hälfte der neuen Goldminen muß den Betrieb in kürzester Zeit schließe weil die Produktionskosten den Verkaufspreis übersteigen;[1] während ande die reiches Erz abbauen, ganz horrende Profite einheimsen, welche offenkund aus einer Differentialrente entstammen.

Zur Illustrierung dessen, wie ungleich das Ergebnis der Goldminen i geben wir hier die Dividendenstatistik einiger südafrikanischer Goldminen:[2]

	1901	1902	1903	1904	1905	1906	1907	1908	1909	191
Struglo French Exploration	8	27½	17½	—	20	—	—	—	10	12¹
Consolited Gold	—	25	—	12½	15	—	12½	20	35	3
East Rand	—	—	25	20	20	—	45	42½	40	4
Ferreira	—	100	187½	250	262½	300	300	300	600	30
General Mining	—	10	10	—	20	—	—	—	5	1
Globe and Phoenix . . .	50	35	—	—	22½	27½	15	22½	35	12
Premier Deffered	—	—	—	—	400	400	400	—	200	20
South African Gold Trust	50	50	—	12½	15	—	—	10	25	2
Rand Mines	—	80	—	100	100	180	130	190	350	22

Wir sehen also, daß die Dividenden der Goldminenunternehmungen zwisch 0 und 600 Prozent variieren; es gibt Minen, die in zehn Jahren 70 Proze und solche, die 2600 Prozent Dividenden bezahlten. Dies ist nur in einem Pr duktionszweig möglich, wo es einen fixen Verkaufspreis, aber sehr schwanken Produktionskosten gibt, und wo der fixe Verkaufspreis von der unter d schlechtesten Bedingungen produzierten Warenquantität bestimmt wird.

Diejenigen, welche behaupten, die Teuerung der letzten Jahre sei der V billigung der Goldproduktion geschuldet, hätten die Pflicht, uns den wi schaftlichen Mechanismus aufzuzeigen, durch welchen sich die vermindert Produktionskosten im Preise durchsetzen.

Bei solchen Waren, welche schrankenlos vermehrt werden können, setzt si die Verminderung der Produktionskosten durch die Konkurrenz der die ne Methode zuerst einführenden Unternehmungen in die Verminderung der Pre

---

[1] Siehe ausführlich bei Max Epstein, Die englische Goldminenindustrie. Dres 1909, O. Böhmert.

[2] Deutscher Börsenkalender 1911. Beilage der „Frankfurter Zeitung“.

n. Die Konkurrenz zwingt die anderen Werke, entweder mit den Preisen enfalls herunterzugehen oder die Kunden zu verlieren, da die konkurrierende ternehmung eventuell den ganzen Markt mit Waren versorgen kann.

Bei der Produktion der Goldware gibt es keine Konkurrenz. Das Kilo- amm des neuen, *billiger produzierten* Rohgoldes wird von den Noten- ken mit ebensoviel Stück Goldmünzen oder denselben entsprechenden Waren auft als früher. Die riesige, seit Jahrhunderten aufgehäufte, zu allen ren im festen Austauschverhältnis stehende Goldmenge wird im Preise n der Verminderung der Produktionskosten des Goldes nicht berührt.[1] Die ligere Produktion erhöht die Differentialbergwerksrente; hier gibt es keine nkurrenz: der durch die Verminderung der Produktionskosten erreichte Nutzen ßt als Surplusprofit in die Taschen der Grubenkapitalisten.

O. Bauer selbst scheint etwas von diesem Sachverhalt vorgeschwebt zu ben, denn neben dem oben angeführten Gedankengang zieht er noch einen eiten zur Erklärung der durch die Verbilligung der Goldproduktion an- lich verursachten Teuerung heran. Er sagt:

„Die Besitzer der Goldbergwerke liefern das geförderte Gold an die Münz- tten und Banken ab. Sie bekommen dafür Münzen oder Wechsel, An- isungen auf Gold. Damit bezahlen sie zunächst die Kosten der Gold- duktion. Der Überschuß der erzeugten Goldmenge über die Erzeugungs- ten bleibt ihnen. Er ist desto größer, je geringer die Produktionskosten sind."[2]

Wir sehen, hier setzt Bauer selbst einen fixen, von den Produktionskosten selben unabhängigen Preis des Goldes voraus, im Gegensatz zu seinen teren Ausführungen, wonach das Sinken der Produktionskosten das Sinken Kaufkraft des Goldes automatisch nach sich zieht! Er setzt dann seine Aus- rungen folgendermaßen fort:

„Für diesen Überschuß kaufen sie dann Waren. Die Goldproduzenten ver- hren nicht den Warenvorrat, da sie Gold, nicht Waren erzeugen; wohl er steigern sie die Nachfrage nach Waren. Sie steigern sie um so mehr, je ßer der Überschuß der Produktion über die Kosten ist, je geringer also die sten sind. Die vermehrte Nachfrage nach Waren bei gleichbleibendem Vor- treibt den Preis der Waren in die Höhe. *Auf diese Weise werden rch das Sinken der Herstellungskosten des Goldes die Preise r Waren erhöht.*"

Wir sehen also, nicht das Sinken des Preises der Goldware, sondern die mehrte Nachfrage nach Waren bei gleichbleibendem Preis des Goldes wird r als die Ursache der Teuerung bezeichnet.

Indessen glauben wir, daß auch diese Erklärungsart nicht stichhaltig ist. Erstens würde die vermehrte Nachfrage der höhere Profite einheimsenden nenkapitalisten nur eine erhöhte Nachfrage nach *gewissen* Waren, hauptsäch- nach *Luxus*gegenständen, oder aber, wenn eine Akkumulation stattfindet, nach eitsmitteln, nicht aber nach Lebensmitteln, Kleidern, Wohnungen usw. be- ken, deren Preise sich sämtlich im letzten Jahrzehnt so immens erhöht haben.

[1] „Es versteht sich von selbst, daß, je fortgeschrittener das Lebensalter der kapi- stischen Produktion, um so größer die allerseits aufgehäufte Geldmasse, um so ner also die Proportion, die die jährliche neue Goldproduktion dieser Masse zu- t, obgleich dieser Zuschuß seiner absoluten Quantität nach bedeutend sein kann" apital", II, S. 449).

[2] „Die Teuerung", S. 39.

Zweitens aber ist der Mehrprofit, den die Minenkapitalisten selbst
besten Falle mehr einheimsen als früher, verschwindend klein gegen
gesamte im Weltverkehr umgesetzte Warenmenge, kann also
allgemeine Preissteigerung hervorrufen, wie folgende Überlegung bewei

Der Gesamtwert des im Jahre 1909 produzierten Goldes betrug 8
Millionen Mark.

Setzen wir einen extremen Fall voraus: daß der Profit der Gru
kapitalisten in diesem Jahre um volle 25 Prozent des Gesamtwe
größer war als in den vorhergehenden Jahren. In diesem Falle würde
zuschüssige Summe, mit welcher die Grubenkapitalisten die Nachfrage
Waren vermehrten, 470 Millionen Mark betragen.

Zu der gesamten Nachfrage des Weltmarktes ist dies aber eine so
schwindende Größe, daß sie eine Steigerung der Warenpreise unmöglich
ursachen kann. Wir können also auch die Erklärung Bauers — die einz
welche theoretisch stichhaltig wäre — nicht annehmen: und wir müs
dabei verharren, daß die Veränderungen der Goldproduktion n
die Ursache der Teuerung sein kann!

Wenn die Verfechter bürgerlicher Interessen daran festhalten, daß Verä
rungen der Goldproduktion die Teuerung verursacht haben, so hat es für sie e
guten Sinn: sie wollen die Verantwortung für die Teuerung auf einen unerre
baren, fernliegenden technischen Faktor abwälzen. Für die Verfechter proletari
Interessen hat dies aber keinen Sinn, wenn meine Ausführungen richtig si

Sollten sie unrichtig sein, werde ich mich gern eines Besseren belehren la

---

Die Nationalratswahlen in der Schweiz.

Von **Dionys Zinner.**

Man hatte gehofft, daß die diesmaligen Nationalratswahlen, die a
29. Oktober stattfanden, nach dem Proportionalwahlsystem vorgenomme
werden könnten. Die Minderheitsparteien: Sozialdemokraten, De
kraten, Ultramontane und Konservative hatten im Jahre 1909 eine g
meinschaftliche Aktion für die Einführung der Proportionalwahl
Nationalrats unternommen und für das Initiativbegehren zur Ergänz
der Bundesverfassung 142 263 Unterschriften gesammelt, während d
„nur“ 50 000 notwendig sind. Hatte die freisinnige Herrschaftspartei
die Unterschriftensammlung mit allen Mitteln bekämpft, so zog sie nun
recht alle Register, um die Verwerfung der Proporzinitiative zu erzie
Zuerst erschien der Bundesrat mit einer sogenannten „Botschaft“ an d
Bundesversammlung, die nichts anderes als eine freisinnige Streitsc
gegen das Initiativbegehren war und dem Parlament dessen Ablehn
empfahl, die es denn auch beschloß. Und dann setzte die ganze freisinni
Parteipresse ein, wozu noch Versammlungen und Flugblätter hinzuka
Diese Kampfeswaffen wurden freilich auch von den Freunden der Pro
initiative angewandt, aber sie befanden sich gegenüber der alten herrsche
freisinnigen Partei in verschiedenen Beziehungen im Nachteil, der noch
den Umstand verstärkt wurde, daß die Ultramontanen der Kantone F
burg und Wallis die Proporzaktion nicht mitmachten, sondern sich
freisinnigen Gegnern zur Bekämpfung derselben anschlossen. Ohne

…hnenflucht, die natürlich auch auf andere Kreise ihre proporzfeindlichen …ckwirkungen hatte, wäre in der Volksabstimmung vom 23. Oktober 1910 … Proporzinitiative angenommen worden, während sie so mit 265 194 …gen 240 305, also mit einer Mehrheit von rund 25 000 Stimmen ver…rfen wurde. Die Mehrheit ist allerdings relativ klein, und das Abstim…ungsresultat erscheint um so günstiger, als die erste Proporzaktion vom …hre 1899 mit 244 666 gegen 169 008, also mit einer Mehrheit von 74 000 …immen verworfen wurde. Innerhalb elf Jahren hat sich demnach die …tuation sehr zugunsten der Proportionalwahl verschoben, und es erscheint …her sehr wahrscheinlich, daß ein dritter Anlauf dem Gedanken der Propor…nalwahl zum Siege verhelfen wird. Zu dieser Hoffnung berechtigt auch … Umstand, daß im Jahre 1910 von den 25 Kantonen 14 sich für die Pro…rtionalwahl erklärten, das heißt in 14 Kantonen machte die Zahl der ab…gebenen Ja, und nur in 11 Kantonen die Zahl der Nein die Mehrheit aus. …i Verfassungsänderungen genügt für deren Annahme nicht nur die Mehr…t der abgegebenen Stimmen, sondern sie muß ergänzt werden durch die …hrheit der Kantone.

So mußten also die diesjährigen Wahlen noch nach dem bestehenden …en Wahlrecht vorgenommen werden, das in der Hauptsache auf die herr…ende freisinnige Partei zugeschnitten, auch noch der ultramontanen Partei …tzlich ist, für die sozialdemokratische Partei aber äußerst nachteilig wirkt …d eine brutale Vergewaltigung bedeutet. An sich wäre ja das eidgenös…he Wahlrecht durchaus befriedigend. Es ist allgemein, geheim, gleich und …ekt, wird schon mit dem zwanzigsten Altersjahr vom Bürger erreicht und …n überall im ganzen Lande ohne Karenzzeit ausgeübt werden. Wie man …r die beste Waffe stumpf machen kann, so haben die herrschenden Frei…nigen auch dieses ideale Wahlrecht für die Arbeiterschaft entwertet durch …s Listensystem in Verbindung mit dem Majoritätssystem und durch eine …ünstelte Wahlkreiseinteilung, die die Arbeiterschaft bis jetzt immer zur …inderheit verurteilt hat. Es wurden einfach städtische und industrielle Be…ke mit ländlichen Bezirken zusammengeworfen zu einem Wahlkreis, in …n das Bürgertum in Stadt und Land die überwiegende Mehrheit hat und … Arbeiterschaft in die dauernde Rolle der Minderheit versetzt ist. Das …sseste Beispiel dafür war der erste Nationalratswahlkreis Zürich, in dem …adt und Bezirk Zürich zusammengeschweißt waren mit dem fast rein länd…hen Bezirk Affoltern, der mit seinen 2000 bis 3000 Stimmen die 15 000 …ialdemokratischen Stimmen wirkungslos machte, da sie beispielsweise im …hre 1908 die bürgerlichen Stimmen auf 17 000 erhöhten und so die sozial…nokratische Partei leer ausgehen ließen. Erst im zweiten Wahlgang er…lt sie infolge besonderer Umstände eines von den neun Mandaten. Und … wie hier liegt es in fast allen Pluralkreisen, deren es 44 mit 2 bis 8 Ver…tern gibt, während nur 5 Kreise je einen Abgeordneten wählen. Hätten …r in der Schweiz nur Einerkreise wie in Deutschland, Österreich und an…ren Ländern, so wäre eine ganze Anzahl derselben für die sozialdemokra…che Partei sicher.

Ein weiterer ungünstiger Umstand für die schweizerische Sozialdemo…atie ist die halbe Million Ausländer in der Schweiz, von denen ein sehr …oßer Teil Arbeiter im stimmfähigen Alter sind, die aber das Wahlrecht …cht besitzen, so daß ihre Stimmen für unsere Partei verloren gehen. Die

bürgerlichen Parteien leiden viel weniger unter diesen Verhältnissen, darum wollen auch sie von einer Erleichterung der Einbürgerung von Ausländern nichts wissen; die proletarische Helotenschar von vielleicht 200 Arbeitern soll zum Nachteil der Sozialdemokratie nicht verkleinert wer

So kommt es, daß bisher im Bundesparlament der schweizerischen de kratischen Republik die Arbeiterschaft so schwach vertreten war und besch hinter den Bruderparteien monarchischer Staaten zurückstehen mußte.

Die diesmaligen Wahlen fanden nur insofern unter etwas anderen ständen statt, als infolge der Vermehrung der Bevölkerung von 3 315 443 Jahre 1900 auf 3 741 971 in 1910 die Zahl der Nationalräte um 22, von auf 189, vermehrt und infolgedessen der Züricher Wahlkreis, dessen Vertre zahl von 9 auf 12 erhöht werden sollte, in zwei Kreise mit 7 und 5 Vertre geteilt wurde. Mit dem neuen zweiten Wahlkreis (Zürich-Außersihl) erh die sozialdemokratische Partei eine sichere Domäne, da sie hier die gr Mehrheit von zirka 10 000 gegen zirka 4000 bürgerliche Stimmen be Natürlich ist diese Kreiseinteilung von der herrschenden freisinnigen Pa nicht aus Liebe zur Arbeiterschaft oder zur politischen Gerechtigkeit vo nommen worden. Die Freisinnigen mußten mit der Gefahr rechnen, bei fortschreitenden Erstarkung der sozialdemokratischen Partei alle 12 Man an diese zu verlieren; andernfalls aber, solange sie ausschließlich oder ausschließlich die ganze Vertretung besitzen würden, so viel Stoff zur Un friedenheit und Empörung der Arbeiterschaft im ganzen Lande zu lief daß dadurch der Gedanke der Proportionalwahl mächtig gefördert wer würde. Für uns wäre deshalb der Fortbestand dieser politischen Vergen tigung bis auf weiteres günstiger gewesen, da er uns schließlich einen gan Sieg gebracht hätte, während der neue Zustand die Ausschaltung eines sonders anschaulichen und aufreizenden Unrechtes bedeutet.

Aber die Notwendigkeit der Ersetzung der heutigen Wahlrechtsverh nisse durch die Proportionalwahl besteht dennoch ungeschwächt fort, da der genannte „freiwillige Proporz", der im Kampfe gegen die Proporzinitia eines der wichtigsten Argumente war, schmählich Schiffbruch gelitten Nur in 6 von den 49 Wahlkreisen wurden der Arbeiterschaft von vornhe durch Abmachung insgesamt 8 Sitze überlassen, von denen sie aber nur 5 ersten Wahlgang erhielt und da zum Teil nur aus eigener Kraft, wie Appenzell und Biel, wo die freisinnigen „Gerechtigkeitsmeier" die soz demokratischen Kandidaten im Stiche ließen oder auch indirekt bekämpf In Bern wurden der sozialdemokratischen und konservativen Minderhe von 7 Sitzen überlassen, um die sie noch in einem zweiten Wahlgang kämp müssen, in dem dann die Freisinnigen ihren konservativen Geldsacksbrüd beistehen werden, um die viel stärkere sozialdemokratische Partei zu rechten und den ganzen „freiwilligen Proporz" als Humbug zu entlar

Man konnte auf diese Wahlen weitgehende Erwartungen setzen in be auf Zuwachs der sozialdemokratischen Wählermassen wie auch auf die oberung einer Anzahl neuer Mandate, da die bürgerlichen Parteien in verflossenen dreijährigen Amtsperiode des Parlaments für die Arbeitersch so gut wie nichts getan, vielmehr immer und stets die Interessen der sitzenden Klassen gefördert und den kapitalistischen Klassenstaat befes haben; dazu kommt, daß die herrschende Teuerung für die Arbeiterklasse, kleinen Beamten und Angestellten usw. einen wirklichen Notstand bede

Der Schweizerbund hat von 1908 bis 1910 seine Jahreseinnahmen von 145,9 auf 166,8 Millionen Franken erhöht und gleichzeitig die Summe der Zolleinnahmen von 70,7 auf 80,6 Millionen Franken. In derselben Zeit stiegen die dauernden Militärausgaben von 40,3 auf 42,2 Millionen, und außerdem wurden noch 35 Millionen Franken als einmalige Ausgaben aufgewendet für neue Gewehre, neue Exerzierplätze, Festungsbauten, Kriegsmaterialanschaffungen usw. Die Subventionssumme an die Agrarier stieg von 4 auf 5 Millionen Franken. So wurden die Mehreinnahmen für den Militarismus und die Agrarier sowie für die Bureaukratie verwendet, während gleichzeitig die Staatsschulden des Bundes um 17 auf 117 Millionen stiegen.

Eine Summe von 200 000 Franken zur Förderung der Arbeitslosenunterstützung wurde wegen angeblicher „prekärer Lage der Bundesfinanzen" verweigert. Dieser Vorwand darf ruhig als eine plumpe Lüge zur Verschleierung des Mangels an gutem Willen, für die Arbeiter etwas zu tun, bezeichnet werden.

Als einzige gute Tat bleibt die Kranken- und Altersversicherung, die indes namentlich in ihrem ersten Teile nur einen sehr bescheidenen Versuch auf dem Gebiet der sozialen Versicherung darstellt, nichtsdestoweniger aber von den Versicherungskapitalisten und den profitwütigsten Unternehmern bekämpft wird und erst noch die Volksabstimmung passieren muß, in der das erste Versicherungsgesetz von 1900 gescheitert ist.

Eine von unserer Fraktion im Nationalrat unternommene Aktion gegen die Teuerung, die sich namentlich dagegen wandte, daß das argentinische Gefrierfleisch als „konserviertes Fleisch" deklariert und mit einem Zoll von 25 Franken pro 100 Kilogramm, statt als frisches Fleisch mit einem Zoll von 10 Franken belegt wird, verlief resultatlos, da die agrarischen Volksaushungerer auf dem höheren Satz beharrten und die Vertreter der Städte und der Industrie wie auch der Bundesrat ihnen willige Handlanger abgaben. Es war der der herrschenden freisinnigen Partei angehörende Berner Regierungsrat Dr. Gobat, der bei dieser Gelegenheit gegen das bestehende Regime die wuchtige Anklage erhob: „Wir leben in einem Lande, in dem die Behörden das Volk systematisch aushungern durch das künstliche Mittel der Schutzzollgesetzgebung. Durch Verringerung und Ausschaltung der Konkurrenz wird das Leben künstlich verteuert."

Die Wahlen fielen überdies in eine Zeit, in der die trustartig organisierten Milchwucherer einen neuen Preisaufschlag von 25 auf 27 Centimes pro Liter beschlossen hatten, der am 1. November in Kraft treten sollte und der in der gesamten Arbeiterschaft wie auch in anderen Volksschichten mit kleinem Einkommen die größte Aufregung verursachte, die zu öffentlichen Kundgebungen in Form von imposanten Volks- und besonders Frauenversammlungen führte.

Unter diesen Umständen hätte der Wahltag für die Massen zu einem Abrechnungstag mit den Arbeiterfeinden und Lebensmittelwucherern werden sollen. Das wurde er aber leider nicht, im Gegenteil, die Wahlbeteiligung war schwach, und in manchen Kreisen haben die sozialdemokratischen Kandidaten sogar weniger Stimmen erhalten als vor drei Jahren, und vielfach ist auch die Stimmenzahl der bürgerlichen Parteien zurück-

gegangen. Von etwa 830 000 stimmberechtigten Bürgern ist nach unsere Feststellungen nur etwa die Hälfte zur Urne gegangen, um das Stimmrech auszuüben, während die andere Hälfte mit der Schlafmütze über den Ohre zu Hause geblieben ist. Eine solche politische Interesselosigkeit stellt der Er ziehung der Bürger durch die Demokratie ein sehr ungünstiges Zeugni aus. Speziell auf die Arbeiterschaft übt das verruchte Wahlsystem ein lähmende Wirkung aus, da sich Tausende von Arbeitern sagen, unter de obwaltenden Umständen ist der Kampf für uns doch nutzlos und aussichts los. Diese Auffassung ist ja durchaus verfehlt und verkennt vollständig di Bedeutung und den Demonstrationswert, aber auch die erzieherische Wir kung der Zahlen. Aber sie hängt mit der ganzen nur auf unmittelbare praktischen Erfolg gerichteten Politik in der Schweiz zusammen, die di bürgerlichen Parteien verfolgen und die auch das Denken der Arbeiter be herrscht. Und darum herrscht auch in der schweizerischen Arbeiterbewegun so wenig theoretische Einsicht und eine förmliche Abneigung gegen ernstere Selbststudium und geistige Fortbildung.

Es wurden nun von den 55 in 26 Wahlkreisen aufgestellten sozialdemo kratischen Kandidaten nur 10 gewählt, während 8 weitere in die Stichwah kamen, in der das relative Mehr gilt. Die gewählten Genossen sind Arbeitersekretär Greulich, Stadtrat (früher Pfarrer) Pflüger, Sekundar lehrer Seidel und Redakteur Sigg, alle in Zürich, und Redakteur Grimm Bern, alle fünf gewählt im neuen Wahlkreis Zürich-Außersihl; Advoka Dr. Studer in Winterthur; Eugster, früher Pfarrer, seit Jahren Zentral präsident und Redakteur des Schweizerischen Textilarbeiterverbandes Dr. med. Rickli-Langenthal (Kanton Bern); Schriftsetzer Näher-Biel un Gerichtspräsident Dr. Affolter in Solothurn. Davon gehörten die Genosse Greulich, Studer, Eugster und Rickli bisher schon dem Nationalrat an Nicht wiedergewählt wurde der Genosse Advokat Dr. Ferri in Lugano.

In die Stichwahl gelangten 8 Genossen, in Bern (3), Basel (2), Bade bei Zürich, Genf und Neuenburg. Davon wurden am 5. November gewählt Redakteur Johann Frei und Konsumverwalter Jäggi-Büttiker in Basel Stadt und Charles Naine in Neuenburg. Der zweite Wahlgang in Bern Genf und Baden findet erst am 12. November statt, es stehen also noc fünf unserer Genossen in Stichwahl, so daß die sozialdemokratische Fraktio im neuen Nationalrat 14 bis 16 Mitglieder auf 189 Abgeordnete ins gesamt zählen dürfte gegen 6 bisherige.

Insgesamt wurden nach unseren Berechnungen 115 491 Stimmen fü die sozialdemokratischen und rund 300 000 für die bürgerlichen Kandidate abgegeben. Da in der ersteren Zahl auch bürgerliche Stimmen enthalte sind, so darf man sie wohl auf 100 000 reduzieren. Es stehen sich dann übe 300 000 bürgerliche und 100 000 sozialdemokratische Stimmen gegenüber so daß rund 400 000 Wählerstimmen abgegeben wurden, von denen ei Viertel auf unsere Partei entfällt. Sie hätte demnach auch auf ein Vierte von den 189 Sitzen Anspruch, so daß sie deren 47 statt nur 14 oder 16 be sitzen müßte, während die anderen Parteien, insbesondere die freisinnigen um so viel weniger Sitze hätten. Von den im ersten Wahlgang gewählte 169 Nationalräten gehören 106 der freisinnigen, 37 der ultramontane Partei, 10 den Sozialdemokraten, 8 den Liberalkonservativen, 5 den Demo kraten an, 3 sind Unabhängige oder Wilde.

In mehreren Wahlkreisen hat die sozialdemokratische Stimmenzahl eine freuliche Vermehrung erfahren, so namentlich in Bern und Basel, ferner den Kantonen Thurgau und Graubünden, und es ist daher um so mehr bedauern, daß unsere Partei in den Kantonen St. Gallen und Luzern r keine Kandidaten aufgestellt, sondern Stimmenthaltung beschlossen t. Die gleiche Taktik übten die Bürgerlichen im neuen Wahlkreis Zürich-ıßersihl, wo die Sozialdemokratie die Mehrheit hat und nach Lage der nge die gleiche Ausschließlichkeit üben mußte, wie es ihr gegenüber die irgerlichen in nahezu allen anderen Wahlkreisen machen. Dieser Zustand deutet den Bankrott der bestehenden Wahlrechtsverhältnisse. Und so sind Nationalratswahlen von 1911 eine neue wirkungsvolle Demonstration r die Notwendigkeit des Proporzes, der jeder Partei gibt, was ihr ihrer ärke nach gebührt.

Die Heimarbeit in Frankreich.

Von **Paul Louis** (Paris).

Die Ausbreitung der Heimarbeit ist eine allgemein festgestellte Tatsache. e geht mit der größeren Ausdehnung der Fabrikarbeit parallel. Die haren, welche die Industrie alljährlich aus den ländlichen Bezirken an) zieht, verteilen sich in den Städten auf diese beiden Betriebsarten. Aber Heimarbeit hat sich nicht bloß in den großen Fabrikstädten eingebürgert, erstreckt sich auch auf das flache Land, wo sie eine Menge ganz bedürfnis-er Arbeitskräfte an sich zieht, die sich immer wieder erneuert.

Verschiedene Produktionsmethoden lassen eine Zersplitterung des Be-ebs in zerstreute Heimarbeitsstätten nicht zu und sind daher auf den brikbetrieb beschränkt; andere Herstellungsarten dagegen wandern aus n Fabrikbetrieb in die Heimarbeit. Geschähe diese Abwanderung nicht d wäre sie nicht eine internationale Erscheinung, so würde die Kon-ıtration der Industrie, die das Gesetz unserer Zeit, das Ergebnis des nzen ökonomischen Systems ist, noch viel deutlicher zutage treten. Aber ın darf sich nicht durch den Schein täuschen lassen. Die Konzentration der ıdustrie vollzieht sich trotz der Ausbreitung der Heimarbeit zweifellos mit oßer Schnelligkeit. Die heutige Heimarbeit, die von dem Großkapital ab-ngig ist, von ihm geleitet und ernährt wird, hat nichts zu tun mit der ien Arbeit des selbständigen Handwerkers von ehemals. Sie produziert ht direkt für den Konsumenten: sie verdingt sich meistens den großen ıusern, die aus ihr einen kolossalen Mehrwert gewinnen und die sie der brikarbeit um so mehr vorziehen, als dieser Gewinn nicht nur bedeutend her, sondern auch bequemer ist.

Die Ursachen der Entwicklung der Heimarbeit sind mannigfach. Sie nöglicht den Unternehmern die schrankenlose Ausdehnung der Aus-ıtung, indem sie einfach eine größere Zahl von Arbeitskräften heran-hen.

Was sie vor allem charakterisiert, ist, daß sie in immer steigendem aße die Männer und Frauen der Landbevölkerung an sich zieht, sei es, ß die Arbeit, die man ihnen zuweist, ihren Hauptberuf ausmacht, sei es, ß diese für sie bloß eine Nebenbeschäftigung bedeutet.

Zweitens bedeutet diese Inanspruchnahme der ländlichen Arbeitskrä
für die Fabrikanten ein Minimum an Unkosten. Sie brauchen keine Räu
einzurichten, um ihr Personal unterzubringen; sie haben keine Ausla
für Heizung oder Beleuchtung; die Kosten für Beaufsichtigung sind gl
Null, und da die Arbeit nach einem vorher festgesetzten Tarif pro Stück
zahlt wird, so ist die Beaufsichtigung an sich schon überflüssig.

Drittens finden die üblichen Bedingungen des Arbeitskontraktes
diese wechselnden und unbeständigen Arbeiter, die man jeden Augenb
ohne vorhergehende Kündigung entlassen kann, keine Anwendung.
braucht man keine Kündigungsfrist einzuhalten.

Viertens lassen die sogenannten Arbeiterschutzgesetze die Heimarbeiter
allgemeinen fast gänzlich unberücksichtigt. Zu ihren Gunsten kennt
Gesetz keine gesundheits- und sicherheitspolizeilichen Maßnahmen, kei
Normalarbeitstag und keine regelmäßigen Arbeitspausen. Die Gesetze üb
Unfallversicherung erstrecken sich nicht auf sie.

Fünftens kennen diese Arbeiter und Arbeiterinnen, wie ja auch ni
anders möglich, in ihrer Isolierung nicht die Vorzüge, die Macht,
sozialen Errungenschaften der Organisation. Zerstreut in den Proletari
vierteln der Städte oder in den Bauernhäusern der Dörfer, überlang
ihre Arbeit gefesselt, nehmen sie nur in seltenen Fällen Fühlung m
einander. Sie sind von der täglichen Überanstrengung zu ermattet, als
sie sich untereinander über ihre gemeinsamen Interessen verständi
könnten. Sie kennen nicht die Macht der Gewerkschaft und wagen kaum
einer besseren Zukunft zu träumen. Ihr Anwender hat nicht zu befürch
daß sie sich erheben oder in den Streik treten. Wie sollten sie eine Verei
gung zustande bringen? Und wie sollten sie, zerstreut, wie sie sind,
greifen, daß trotz der Konkurrenz, die sie sich machen und die das Unt
nehmertum ausnutzt, die Solidarität sie mit einem festen Bande unt
einander verbindet.

Sechstens stehen die Heimarbeiter überall auf der niedrigsten Lohnst
Sie sind ebenso unglücklich, ebenso arm wie jene Bergarbeiter am Anf
des neunzehnten Jahrhunderts, die 1,25 Franken täglich verdienten, eb
vom Elend niedergedrückt wie die Weber von Louviers, Elboeuf und Sein
von denen uns Villermé im Jahre 1840 erzählte, deren Hungerlöhne
erste Auftreten der großen Industrie in Frankreich kennzeichneten.
sage ich! Das Los mancher heimarbeitenden Weißnäherinnen ist in Pa
und noch mehr in den ländlichen Departements im Innern, in Cher, In
Loire et Cher, Allier, viel schlimmer als das der Arbeiterinnen in
Webereien des Nordens unter dem Julikönigtum.

Man begreift, welches Interesse das Großkapital an der Förderung
Heimarbeit haben muß.

Bis jetzt hat man sich mit dieser Betriebsart trotz des Aufschwunges,
sie nahm, in Frankreich herzlich wenig beschäftigt. Die Enqueten, wie
das englische Parlament und der amerikanische Kongreß anstellten, fan
in unserem Lande keine Nachahmung. Keine Heimarbeitsausstellung
in Paris stattgefunden, die sich mit denen von Berlin, Frankfurt a. M
und Brüssel vergleichen ließe. Man wußte vom Hörensagen aus zerstreu
und schlecht zusammengestellten Dokumenten, daß die Heimarbeiterin
die Näherinnen, Stickerinnen, Schneiderinnen, Blumenmacherinnen,

von den Frauen zu reden, nicht einmal so viel verdienten, daß sie das ·te Leben damit fristen konnten. Aber keine offizielle Untersuchung war zeleitet worden.

Diese staatlichen Nachforschungen, deren Resultat auch nicht immer ver-ich ist, wären unnötig gewesen, wenn die Gewerkschaften aus eigenen ften hier hätten Ersatz schaffen können. Aber abgesehen von einem kraft-n Versuch der Blumenarbeiterinnen, haben die großen Gewerkschafts-ände niemals etwas in dieser Hinsicht unternommen. Nicht daß sie sich dieses wichtige Problem nicht interessieren würden — hat doch die letzte ıferenz der Arbeitsbörsen sich damit beschäftigt —, sondern weil ihnen nötigen Mittel fehlen. Man überließ also das Feld dem Arbeitsamt, , wie man weiß, eine staatliche Einrichtung ist.

Bevor wir uns damit beschäftigen, was das Arbeitsamt in dieser Hin-unternommen hat, wäre es interessant, die Zahl der Heimarbeiter nkreichs festzustellen. Da muß man nun gleich von vornherein zugeben, die Statistiken uns durchaus nicht befriedigen. Selbst die paar unge-enden Angaben, die man besitzt, stimmen untereinander nicht überein. will sie aber trotzdem dem Leser in aller Kürze mitteilen.

Nach dem Bericht über die Arbeitsverhältnisse im Jahre 1902, den die ere Arbeitskommission veröffentlichte, würde die Zahl der Heimarbeite-ıen allein in der Bekleidungsindustrie 630 000 betragen. Aber es scheint, diese in Bausch und Bogen angegebene Zahl gewisse notwendige Unter-dungen nicht berücksichtigt.

Die Berufsstatistik von 1906 enthält eine besondere Rubrik mit der Über-ift: Arbeiter in Alleinbetrieben (travailleurs isolés). Das Falsche an er Rubrik ist, daß sie die kleinen Handwerker, die allein arbeiten, die narbeiter und die Lohnarbeiter, die in verschiedenen Häusern unregel-ßig beschäftigt werden („Störarbeiter"), zugleich umfaßt. Die erste und dritte Kategorie interessieren uns hier nicht, aber wie soll man ihren An-an der Gesamtzahl und den einzelnen Kategorien herausfinden? Nach er Statistik gibt es in den Alleinbetrieben 44 600 Männer und 117 800 uen in der Textilindustrie, 472 000 Männer und 709 200 Frauen in der leidungsindustrie, 107 500 Männer und 141 000 Frauen in der Ver-itung von Leder und Häuten, 184 100 Männer und 11 500 Frauen in Verarbeitung von Holz. Diese selbe Berufsstatistik schätzt die Zahl der ntlichen Heimarbeiter auf 250 000 Männer und 540 000 Frauen. Aber ist diese Statistik wert? Nimmt man die Zahl von 540 000 Frauen richtig an, so wäre die Zahl 630 000 falsch, die der Bericht der höheren nmission für 1902 angibt. Aber wie soll man zwischen ihnen entscheiden welcher Statistik soll man den Vorzug vor der anderen geben?

Klar ist, daß die Zahl der Heimarbeiter, in Frankreich wie in Deutsch-, England und Amerika, einen bedeutenden Prozentsatz der Masse der ıarbeiter ausmacht.

Die Enquete des Arbeitsministers, der ich die folgenden Statistiken ehme, umfaßt nicht die Gesamtheit der Berufe, in denen sich die Heim-it eingebürgert hat und eine wichtige Rolle spielt. Sie beschäftigt sich mit der Weißnäherei. Aber gerade das ist einer der Berufe, in denen Löhne am tiefsten stehen und in denen die Heimarbeit mit allen ihren n den größten Raum einnimmt. Die Tatsache, daß sie vor allem in

die Weißnäherei eingedrungen ist, ist nicht verwunderlich; sie ist im Ge teil sehr leicht dadurch erklärlich, daß hier die Arbeitsbedingungen zurückgeblieben und die Ausgaben für Werkzeuge äußerst gering sind. da außerdem die Herstellung von Hemden, Leibchen und Unterhosen nur ringe Anleitung erfordert und auf dem Lande oft als Nebenbeschäftig angesehen wird, so haben die Unternehmer so viele Arbeitskräfte, als sie brauchten, dort angeworben, und dadurch, daß sie die ländlichen Arbe gegen die städtischen ausspielen, können sie sich leicht gegen Forderun nach Lohnerhöhung schützen.

Die Untersuchungen der offiziellen Beamten sind in fünf Bänden nie gelegt, die von 1907 bis 1911 veröffentlicht wurden, und von denen ei bis zu 700 Seiten umfassen. In der Vorrede zum ersten Bande bekl sich die Kommissäre, die die Nachforschungen vornahmen, über die Hi nisse, die sich ihnen bei der Ausführung ihrer Aufgabe in den Weg stell überall seien sie auf Skeptizismus und Mißtrauen gestoßen. Sie befra Fabrikanten oder Händler, unternahmen monographische Untersuchu einzelner Etablissements, prüften die an Arbeiterinnen geschickten Fr bogen und arbeiteten schließlich auf Grund der Haushaltsbudgets der milien dieser Arbeiterinnen Monographien aus, ehe sie sich an eine sammenfassende Darstellung machten. Eine solche Untersuchung kann einen beschränkten Umfang haben. Wenn man jedoch Hunderte von spielen sammelt, so erlangen die daraus gezogenen Schlüsse doch wirklichen Wert. Im ganzen sind 2012 Arbeiterinnen befragt worden, denen 1783 die Fragebogen beantwortet haben. Die Untersuchunge streckten sich auf industrielle Departements, in denen die Heimarbeit in Proletariervierteln der großen Städte, und auf überwiegend län Departements, in denen die Heimarbeit in den Dörfern betrieben Die Enquete umfaßte 23 Departements: Aisne (32 Fragebogen), A (32), Aude (9), Les Bouches du Rhone (41), Cher (190), La Haute Gar (121), Herault (12), Indre (230), Isere (40), Loire et Cher (62), Loire Maine et Loire (24), Meurthe et Moselle (67), Meuse (59), Nord Oise (18), Pas de Calais 131), Rhone (100), Sarthe (88), Seine (Seine Inferieure (49), Somme (49), Les Vosges [Vogesen] (12).

Die meisten Fragebogen, die in den fünf Bänden veröffentlicht enthalten schreckliche Elendsbilder. Ist die Armut der Heimarbeite dem Lande schon sehr groß, so erscheint sie noch viel drückender in den städten, besonders in Paris, wo die Mietspreise in den ungesundeste überv ölkertsten Vierteln ungeheuer gestiegen sind und sich die Le haltung unglaublich verteuert hat. Auf die Einzelheiten können wir hie eingehen. Sie enthüllen in Frankreich dasselbe Elend, das aus den in an Ländern angestellten Untersuchungen bekannt ist.

Der fünfte Band enthält die Zusammenfassung der Untersuch ergebnisse. Sie gewähren uns mit voller Deutlichkeit einen Einblick jenen Jammer, den die Heimarbeit im Gefolge hat.

Die Länge der Arbeitszeit ist sehr verschieden. Aber in allen De ments sind größere oder kleinere Gruppen von Heimarbeiterinnen a Wäschebranche 11 Stunden und mehr an der Arbeit, während das von 1900 bekanntlich den 10stündigen Maximalarbeitstag für die F arbeiterinnen eingeführt hat.

Im Departement Allier gaben 34 Prozent der befragten Personen Stunden und mehr an. Der Prozentsatz beträgt: 42 Prozent in Les ...uches du Rhone, 27 in Cher, 22 in Haute Garonne, 30 in Herault, 15 in ...dre, 40 in Isere, 18 in Loire et Cher, 28 in Loire, 100 in Maine et ...re, 29 in Meurthe et Moselle, 17 in Meuse (Maas), 36 in Nord, 50 in ...one, 16 in Sarthe, 36 in Seine, 52 in Seine Inferieure, 30 in Somme, ... Prozent in Vosges.

Außerdem wurde noch eine besondere Statistik der Frauen aufgestellt, ... mehr als 13 Stunden arbeiten. In Cholet sind sie besonders zahlreich, ... Prozent der gesamten Heimarbeiterinnen; die größten Prozentsätze haben ...ach Marseille, Rouen, Grenoble, Paris und Toulouse. Gewöhnlich ist ... den großen Städten die Überarbeitung viel schlimmer als in den länd...en Orten. Aber man darf nicht nur die Zeit, die ausschließlich der ...entlichen Arbeit geopfert wird, in Rechnung ziehen. Auch die Abliefe...ig der Ware erfordert Zeit, und alle Weißnäherinnen beklagen sich dar...er, wieviel Zeit sie auf ihren Geschäftsgängen oder beim Warten in den ...schäften verlieren müssen, und wie der Unternehmer diese oft willkürlich ...längert. Die Löhne sind im allgemeinen sehr niedrig und unzureichend, ...h nur die primitivsten Lebensbedürfnisse zu befriedigen.

Wenn man den Jahres- oder Tageslohn einer Weißnäherin feststellt, ... muß man von der Gesamteinnahme die Auslagen abziehen, welche die ...beiterin zu tragen hat.

Erstens die Miete für eine geliehene oder Abzahlung für eine gekaufte ...schine. In dem Departement Maine et Loire beträgt die Miete pro ...hr 12 Franken. In Indre beträgt sie 10 Centimes vom Franken der ...tiggestellten Ware.

Dazu kommt das eigentliche Zubehör, Zwirn, Nadeln und Maschinenöl. ... manchen Orten, besonders im Westen, zwingen die Unternehmerinnen ... Arbeiterinnen, den Zwirn bei ihnen zu kaufen. In Somme ziehen ...nche Fabrikanten beträchtliche Gewinne aus diesem Geschäft. Nur sehr ...ten finden sich Unternehmer, die diese Ausgaben auf sich nehmen.

Drittens kommt noch hinzu der Transport der zu liefernden Waren. ... den großen Städten verschlingen die Ausgaben für den Omnibus oder ... Trambahn einen nicht beträchtlichen Teil des ganzen Lohnes. Denn ... Entfernungen sind groß, und nur allzuoft ist die schon bejahrte Frau ...ßerstande, ihre Bürde zu tragen.

Die Beleuchtungskosten werden eine schwere Last, besonders wenn bei ...rzehn-, fünfzehn- oder gar sechzehnstündiger Plackerei die Arbeitszeit bis ... die Nacht ausgedehnt wird.

Dazu kommen noch die Abzüge für fehlerhafte Arbeit, die in manchen ...genden gang und gäbe sind.

Die Enquete gibt eine sehr vollständige Tabelle der Stundenlöhne und ...terscheidet dabei solche von höchstens 10 Centimes, dann von 11 bis 20 ...d endlich über 20 Centimes.

In manchen Gegenden wird die Stunde immer oder wenigstens fast ...mer mit weniger als 10 Centimes bezahlt. Dies ist der Fall in Allier, ... einer ziemlich großen Anzahl von Gemeinden in Cher und in einigen ...ädten des Indre. In Paris erhalten diesen Lohn ein Fünftel der Nähe...innen von Frauen-, Kinder- und Männerwäsche und beinahe die Hälfte

der Näherinnen von Hauswäsche. Den Stundenlohn von 11 bis 20 Centim erhalten viele Arbeiterinnen in Isere und in Meurthe et Moselle, beina die Hälfte von allen, welche die Fragebogen beantwortet haben.

Löhne von über 20 Centimes findet man nur in Paris und Lyon, u auch da ziemlich selten. Überhaupt sind Cher, Indre und Allier die rü ständigsten Departements, denn manche Frauen verdienen dort nicht einm 5 Centimes pro Stunde.

Eine andere Tabelle als Vervollständigung der eben wiedergegeben handelt von den Jahreslöhnen. Der Prozentsatz der Näherinnen, die me als 400 Franken verdienen, ist nur in Aisne, Isere, Maine et Loire, No und Somme nicht unbedeutend. In Paris selbst verdienen 11 Prozent d Näherinnen von Frauen- und Kinderwäsche und 23 Prozent in der Hau wäschebranche weniger als 200 Franken, 35 Prozent in der Frauen- u Kinderwäsche-, 56 Prozent in der Herrenwäsche- und 50 Prozent in d Hauswäschebranche geben 200 bis 400 Franken an, 53 Prozent der in d Frauen- und Kinderwäsche-, 38 Prozent der in der Herrenwäsche- u 27 Prozent der in der Hauswäschenäherei Beschäftigten erreichen 4 Franken. In vielen Gemeinden von Allier, Cher, Indre, Loire et Ch Meurthe et Moselle und Les Vosges bleibt die Jahreseinnahme unt 200 Franken. Sie bleibt bei vielen Arbeiterinnen noch unter 100 Frank Sicher bedeuten diese niedrigen Löhne oft nur einen Nebenverdienst od entsprechen nur einer gewissen Anzahl von Arbeitswochen im Jahre, ab diese Konstatierung gilt durchaus nicht von allen Unglücklichen, denen di skandalöse Entlohnung zuteil wird.

Auch in die trostlosen Wohnungs- und Ernährungsverhältnisse d Näherinnen in der Heimindustrie gestatten die hier gesammelten statis schen Daten tiefe Einblicke. Wieviel Heimarbeiterinnen kennen nicht einm Fleisch! Wie viele leiden unter schmerzhaften Krankheiten, die sie d nackten Not verdanken! Die meisten wohnen in engen, schmutzigen Löche zusammengepfercht, haben nicht genügend Luftraum zum Atmen u fallen so den furchtbarsten Seuchen zum Opfer. In manchen Departemen hat man eine große Anzahl von Arbeiterinnen festgestellt, deren Gesu heitszustand stark erschüttert war, und dabei bleiben die angegeben Prozentsätze noch weit hinter der Wirklichkeit zurück, sei es, daß die Ko missäre des Arbeitsministeriums bei ihren Fragen in dieser Hinsicht se diskret vorgingen, sei es, daß die Befragten nicht antworten wollten od fürchteten, sich zu schaden, wenn sie die Wahrheit zugeständen.

Der Prozentsatz der kränklichen, invaliden oder schwer kranken Arbei rinnen erreicht in Cher 23 Prozent, in Allier 25, in Loir et Cher 39, i Meurthe et Moselle 16, in Meuse 25, in Nord 10, in Oise 22, in Pas e Calais 17 Prozent. Er schwankt in Paris, je nach den einzelnen Branch zwischen 6 und 24 Prozent. In den Vogesen beträgt er etwa 16 Proze Die Zahl der Augenleidenden speziell beträgt im Departement Loir et Ch 34 Prozent, im Departement Cher 15 Prozent.

Diesen traurigen Angaben gesellen sich noch die Daten über ungesun Wohnräume. In Paris gehört ein Drittel zu dieser Kategorie; beina ein Drittel der Departements Somme und Rhone, ein Viertel in Hera und Pas de Calais, zwei Fünftel in Marseille, beinahe die Hälfte in Le und beinahe zwei Drittel in Rouen.

Dieses Gesamtbild wirkt niederschmetternd; es führt uns die düstersten Bilder, wie sie die Großindustrie in ihren Anfängen eröffnete, wieder vor Augen, in jenen Zeiten, wo das Proletariat noch nicht die Macht hatte, zu kämpfen und Widerstand zu leisten, als sich der allmächtigen Bedrückung, Raubsucht und Tyrannei der Unternehmer noch kein Hindernis in den Weg stellte.

Der Heimarbeiter ist der am meisten niedergedrückte von allen, er ist körperlich geschwächt, geistig dem Einfluß neuer Ideen unzugänglich, nur schwer ist er für den Gedanken der Klassensolidarität zu gewinnen. Er ist daher eine Gefahr für das gesamte Proletariat. Je mehr er an Zahl wächst, desto mehr wird die Angriffskraft der Arbeiterklasse geschwächt. Darum stellt die weitere Ausdehnung dieser Betriebsform ein in jeder Hinsicht hochwichtiges Problem für den Sozialismus dar. Er muß die Heimarbeiter für sich gewinnen und sie aus ihrer Erstarrung aufrütteln, oder aber es wird eine Lücke, eine sehr große Lücke in den Reihen der Lohnarbeiter vorhanden sein.

Die Unternehmer haben in ihren Antworten auf die französische Enquete die Vorteile nicht verheimlicht, die ihnen diese Betriebsform bringt. Wir müssen hier, auf die Gefahr hin, uns zu wiederholen, die Äußerungen der Unternehmer selbst anführen:

1. Die Heimarbeit ist sehr ökonomisch. Die allgemeinen Unkosten sind bei ihr weniger bedeutend als bei der Fabrikarbeit und beschränken sich in Zeiten geschäftlicher Flauheit auf ein Minimum; es sind in ihr keine Kapitalien für Betriebsmaterial festgelegt, und die Arbeiterinnen werden niedriger entlohnt als die Fabrikarbeiterinnen; schließlich ist noch die Buchführung eine einfachere.

2. Bei der Heimarbeit entgeht das Unternehmertum den Widerwärtigkeiten, die ihm aus der Aufrechterhaltung der Disziplin erwachsen. Da sind keine Streiks zu befürchten und keine Arbeiterschutzgesetze zu beobachten.

3. Das Unternehmertum entgeht dabei auch der Haftpflicht für Arbeitsunfälle und hat keine unangenehme Überraschungen in bezug auf die Herstellungskosten zu fürchten.

4. Die Heimarbeit ist ergiebiger als die Fabrikarbeit, sie ist regelmäßiger und liefert gut gearbeitete Ware.

5. Folgen die moralischen Erwägungen, deren Heuchelei man gar nicht erst zu unterstreichen braucht: Die Heimarbeit steht höher als jede andere, denn sie beläßt die Frau in der Familie. Sie gestattet es, verheirateten Frauen Arbeit zu geben, sichert ihnen höhere Löhne, als die Fabrikarbeit sie zahlt, oder doch wenigstens einen Zuschuß.

Alle diese Argumente kann man kurz und brutal so formulieren: Die Heimarbeit genießt überall dort, wo sie ebensoviel Gewinn bringt wie die Fabrikarbeit, bei den Unternehmern den Vorzug; denn sie organisiert die Unterdrückung und stellt die völlige Knechtschaft des Lohnsklaven wieder her, indem sie den Arbeiter für die sozialistische und gewerkschaftliche Propaganda unzugänglich macht.

Aus diesem Grunde haben wir die Pflicht, uns aufs intensivste mit dem Fortschreiten dieser Betriebsform zu beschäftigen, die degradierend wirkt und die dazu beiträgt, die Bestrebungen des Proletariats zunichte zu machen.

In Frankreich wie überall haben Philanthropen, deren Standpunkt von dem unseren sehr verschieden ist, die Frage aufgeworfen, ob man die Lage der Heimarbeiter verbessern könnte.

Man hat den Vorschlag gemacht, die Unternehmer und Industriellen, welche Arbeiter und Arbeiterinnen in elenden Löchern beschäftigen, dazu zu zwingen, ein Verzeichnis von deren Namen und Adressen an das Arbeitsamt einzusenden. Aber der Wert eines solchen Mittels ist nicht recht einleuchtend.

Man hat vorgeschlagen, Lohnminima festzusetzen, wie sie in England und Australien bestehen. Aber auch deren Nutzen ist nicht recht klar. Entweder wird das fixierte Lohnminimum ein sehr niedriges sein und nur zu ganz ungenügenden Lebensbedingungen zureichen; der wirkliche Nutzen ist dann gleich Null oder recht recht mäßig. Oder die Festsetzung der Minima gewährt eine etwas weniger elende Entlohnung, dann werden die Unternehmer einen großen Teil der Arbeiter entlassen, die sie bis dahin beschäftigten. Man müßte auch eine strenge Kontrolle einführen und sich dessen versichern, daß die festgesetzten Tarife eingehalten werden: diese Kontrolle, diese Überwachung setzen eine kräftige Organisation voraus, die nicht existiert und in diesem Milieu verstreut wohnender Arbeiter sehr schwer ins Leben gerufen werden kann.

Jedesmal, wenn man sich mit der Heimarbeit beschäftigt, wenn man nach Mitteln sucht, ihre Mißstände zu beseitigen und die Verwüstungen zu bekämpfen, die sie anrichtet, bemerkt man die ungeheure Schwierigkeit, die diese Aufgabe in sich birgt. Die Entwicklung der großen Fabrikindustrie erzeugt aus sich selbst heraus ein Gegenmittel: die Konzentration und mit ihr den Widerstand der Arbeiter. Hingegen schafft Ausbreitung der Heimarbeit, welche die Fabrikarbeiter durch Herabsetzung der Löhne und eine ruinöse Konkurrenz schädigt, von selbst kein Gegengewicht. Sie prägt den Massen, die nach und nach in ihren Bereich hineingezogen werden, nicht die Notwendigkeit und den Begriff irgend einer Solidarität ein. Anstatt, wie es die Großindustrie tut, die Arbeiter zu einer Armee zusammenzuschließen, die sich der gemeinsamen Interessen aller ihrer Soldaten bewußt ist, erzeugt die Heimarbeit unter ihnen Eifersüchteleien und Gegensätze und hetzt sie gegeneinander. Sie ist also die schlimmste Betriebsform, die sich in unserer heutigen Zeit herausbilden konnte. Aber sie wird erst mit dem kapitalistischen System selbst verschwinden, dessen letztes und — man muß es offen gestehen — raffiniertestes Auskunftsmittel sie ist.

Die Gestaltung der Fleischpreise.

Von **J. Karski.**

Die seit einer Reihe von Jahren steigenden Fleischpreise haben die Frage nach den Faktoren, die hier mitwirken, aktuell gemacht. Die soeben erschienene Arbeit von Heinrich Gerlich: Die Preisbildung und Preisentwicklung für Vieh und Fleisch am Berliner Markte[1] kommt daher sehr willkommen. Der Verfasser, der offenbar mit den einschlägigen Verhältnissen au

[1] Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Band 139. Leipzig 1911, Verlag von Duncker & Humblot. Preis 4 Mark.

genaueste vertraut ist, gibt in dem vorliegenden Bande eine sehr eingehende Schilderung der Zustände im Handel mit Schweinen und Schweinefleisch und verspricht, in einem weiteren Bande Ähnliches über die übrigen Handelszweige zu liefern.

Im ersten Teile, wo die Verhältnisse der Schweineproduktion kurz skizziert werden, hebt der Verfasser mit Recht hervor, daß für die Versorgung der großstädtischen Märkte mehr und mehr die Spezialbetriebe, die gewerbsmäßigen Mästereien ins Gewicht fallen. Zwar bleibt das Schwein nach wie vor „das Zuchttier des kleinen Mannes“, aber aus dem Schweinekober des Kleinbauern wandert es erst in die „Schweinefabrik“, in die Mästerei, wo oft 400 bis 700 Stück nach genau erprobten Methoden gemästet und bei vier- bis sechsmonatigem Umschlag mehrere Tausend dem Markte zugeführt werden. Vorläufig überlassen diese Großbetriebe noch dem Kleinbauern die mühevolle und riskante Aufzucht der Ferkel und kaufen ihm die „Magerschweine“ ab. Ob sich nicht auch das in den nächsten Jahrzehnten ändern wird?

Vorläufig ist jedoch auch die Konzentration des Mastbetriebs noch nicht so weit fortgeschritten, daß die Landwirte verdrängt werden. Um also die Millionen Tiere, die jährlich gebraucht werden, auf die großstädtischen Märkte zu führen, bedarf es eines ausgedehnten, weitverzweigten Handels. Dieser hat sich in mancher Hinsicht modernisiert, aber eine von alters her vertraute Sitte bleibt: der Viehhändler ist der Geldmann, der dem Bauern gern „aus der Verlegenheit hilft“, indem er Vorschüsse gibt. Nur trat früher dieser Wohltäter in Gestalt des Mannes auf, der jederzeit aus der um den Leib geschlungenen „Geldkatze“ ein paar hundert blanke Taler auf den Tisch zahlen konnte, während er heute mehr mit Wechseln operiert, an die sich ja auch das Bäuerlein hat gewöhnen müssen. Der Viehhändler macht diese Geschäfte gern, denn dadurch hält er die Verkäufer in Abhängigkeit: je tiefer sie bei ihm in der Kreide stecken, desto sicherer kann er die Preise drücken. Auch die Mäster hat er zum Teil in der Tasche: sie kaufen gegen Kredit von ihm Magerschweine und verkaufen an ihn die schlachtreifen Tiere. Manche dieser Händler sind großkapitalistische Unternehmer, die bis zehn-, zwanzig- und mehr tausend Stück Schweine pro Jahr umsetzen. In ihren Diensten steht ein ganzes Heer von Agenten, die für ihre Rechnung die Tiere aufkaufen.

Aber nicht alle Händler sind so kapitalkräftig, daß sie das Geschäft mit eigenen Mitteln betreiben können; viele müssen ihrerseits Kredit in Anspruch nehmen, und diesen finden sie am leichtesten bei den Kommissionären. Diese sind eigentlich Vermittler: sie vermitteln Kauf und Verkauf auf den städtischen Viehhöfen. Der Händler liefert große Partien an den Markt, die in kleinen Partien verkauft werden. Er braucht sofort Geld oder Wechsel, um von neuem kaufen zu können, die Käufer aber beanspruchen Kredit, zumeist kurzfristigen, auf acht bis vierzehn Tage, aber zuweilen auch längeren. Der Kommissionär zahlt also an den Händler den Betrag aus und stundet dem Käufer. Gerlich berichtet, daß öfters die Händler ihre Existenz den Kommissionären verdanken: ein Aufkäufer, der für seine Firma tätig ist, wird von der Selbständigkeitssucht geplagt; der Kommissionär kommt ihm entgegen, gewährt ihm einen Kredit von 10 000 bis 20 000 Mark; der Mann etabliert sich als Händler, macht Geschäfte auf eigene Faust. Natürlich ist dann die Selbständigkeit illusorisch, der neugebackene Händler ist vollkommen abhängig vom Kommissionär. Durch solche Manöver sichern sich die Kommissionäre die Herrschaft über den Markt. An Provisionen berechnen diese Kommissionäre 1½ Prozent, und da sie ihr Kapital ungefähr fünfundzwanzigmal im Jahre umsetzen, bedeutet das eine Verzinsung von 35 bis 40 Prozent. Ob es aber bei diesen 1½ Prozent bleibt? Uns will es fraglich scheinen. Es werden jedenfalls sowohl der Händler als der Fleischer bei ihrem Kreditbegehr noch Zinsen zahlen müssen, und nicht zu knapp. Im Jahre 1910 waren in Berlin auf dem Schweinemarkt 33 Kommissionäre tätig, die den Verkauf von rund 1 291 000 Schweinen im Werte von 147 Millionen Mark vermittelten. Die Provisionen allein belaufen sich also auf

annähernd 2 Millionen Mark. So bildet sich auf dem Viehmarkt ein komplizierte Abhängigkeitsverhältnis heraus. Der landwirtschaftliche Produzent ist abhängig vom Händler, dieser vom Kommissionär. Dieser als Repräsentant des „Finanzkapitals ist die gewichtigste Persönlichkeit, er beherrscht den Markt. Aber er greift auch au die andere Seite hinüber, er hält auch die Viehkäufer in finanzieller Abhängigkei die Schlächter.

Im Schlächtergewerbe hat sich nämlich auch eine eigenartige Entwicklung vol zogen. Hier drängt sich zwischen den Händler und den Fleischermeister der Engros schlächter. Dieser kauft große Partien Schweine und Rinder — zum Teil au Kredit beim Kommissionär —, läßt sie schlachten und verkauft dann das Fleis an die Fleischermeister. Allerdings schlachten in Berlin noch ein paar Hunde dieser letzteren auf eigene Rechnung. Dabei ist es aber nicht vorteilhaft, wenn de Kleinmeister mit seinen Gesellen selbst im Schlachthaus diese Tätigkeit besorg sondern es haben sich die sogenannten Stück- oder Lohnschlächter etabliert, die di Tiere in Empfang nehmen und ausgeschlachtet wieder abliefern. Es überwiege indessen immer mehr die Engrosschlächter. Im Jahre 1895 schlachteten 89 Engros schlächter 340 816 Schweine und 78 Stückschlächter 286 946 Schweine, dagegen 191 119 Engrosschlächter 786 905 und 48 Stückschlächter 315 100 Schweine. Gerli meint, es sei nicht anzunehmen, daß die Engrosschlächter das Geschäft gänzlich a sich reißen, denn es bleibt immer noch ein handwerksmäßiges Gewerbe: der Unte nehmer beaufsichtigt den Betrieb, er kann aus technischen Gründen die Ware nic aufstapeln, er muß in ständiger Fühlung mit seiner Kundschaft sein, besonders u die Kreditfähigkeit des einzelnen Käufers richtig zu beurteilen. Wir möchten de nicht so ohne weiteres zustimmen. Ist einmal die produktions- und verkehrstech nische Unterlage für das kapitalistische Unternehmen gegeben, so werden sich au die Formen finden, um es weiter auszubauen.

So viel ist jedenfalls sicher, daß heute bereits weder die landwirtschaftliche Produzenten den Viehpreis noch die Ladenfleischer den Fleischpreis bestimme die Entscheidung liegt vielmehr bei den kapitalistische Zwischengliedern, den Kommissionären und den Engros schlächtern. Das Kreditgeschäft, das bei der Abhängigkeit der Verkäuf (Landwirte) und der Käufer (Fleischer) naturgemäß zum Wuchergeschäf wird, spielt da eine mächtige Rolle, und es muß die Herrschaft dieser Zwische händler über den Markt immer mehr sich ausdehnen und befestigen.

Aus diesen Gründen ist es auch leichter gesagt als getan, wenn man verlang die Kommunen sollen eingreifen, um die Fleischpreise zu regulieren. Es wä vielleicht möglich, von langer Hand die Sache vorzubereiten, wenn die Kommune eigene Mästereien errichten, das Magervieh durch die landwirtschaftlichen G nossenschaften aufkaufen, die schlachtreifen Tiere auf eigene Kosten schlachte lassen und das Fleisch in den Markthallen an die Konsumenten und die Lade fleischer verkaufen würden. Sie müßten sich dabei auf eine wütende Gegenwe der Händler, Kommissionäre und Engrosfleischer gefaßt machen, die nicht so leic zu überwinden wäre. Aber einfach in den Zeiten außergewöhnlicher Fleischteueru eingreifen wollen, ist zwecklos, denn im Handumdrehen entringt man die Her schaft über den Markt diesen kapitalistischen Zwischenhändlern nicht.

Wie entsteht nun unter den bestehenden Verhältnissen der Marktpreis fi Fleisch? Gerlich führt für Schweinefleisch in Berlin aus: Es kommen in Betrac 1. Der Stallpreis. Er schwankt stark infolge der Schwankungen der Preise d Futterkosten. 2. Die Transportkosten, die zwar nicht besonders hoch sind, ab immerhin 50 bis 60 Pfennig pro Stück bei einer Entfernung bis zu 100 Kilomet betragen und noch dadurch erhöht werden, daß das Gewicht der gemästeten Tie beim Transport rasch abnimmt; die Verluste sollen bis zu 5 Prozent ausmache 3. Die Marktunkosten und Versicherungsgebühren. Hier handelt es sich um die G bühren, die auf dem städtischen Viehhof zu zahlen sind (Standgeld, Wiegegeld

ferner die Futterkosten für ein paar Tage und sonstige kleine Unkosten. Unter den letzteren spielen die Zahlungen an die „Treiber“ eine Rolle. Diese sind in gewissem Sinne die Vertrauensleute der Händler. Sie nehmen die Tiere in Empfang, sortieren sie nach der Qualität, sorgen für Fütterung, sind beim Verkauf dabei, überwachen das Wiegen und die Ablieferung an die Käufer. Es fungieren im ganzen an vierzig Obertreiber, die je sechs bis acht Gehilfen gegen Wochenlohn beschäftigen, während sie selbst für jedes Schwein 30 Pfennig erhalten. Man spricht von „Schweinetreibern mit Ministergehalt“, aber das scheint noch gelinde ausgedrückt, denn es soll das Einkommen einzelner von ihnen so an 1000 Mark pro Woche betragen. 4. Die Provisionen: die Aufkäufer erhalten in der Regel 1 Mark pro Schwein und mehr, die Kommissionäre $1^1/_4$ bis $1^1/_2$ Prozent des Verkaufspreises. 5. Die Geschäftsgewinne des Händlers. 6. Die Kosten der Schlachtung. 7. Der Gewinn des Engrosschlächters. 8. Die Geschäftsunkosten des Ladenschlächters. 9. Der Gewinn des Ladenschlächters.

Die Kosten unter Punkt 2 bis 4 sollen 5 bis 7 Mark pro Zentner Lebendgewicht ausmachen, die unter 6 genannten werden auf 3,75 Mark pro Zentner Fleisch berechnet. Da nach der allgemein angenommenen Norm die Schlachtausbeute bei Schweinen 80 Prozent des Lebendgewichtes ergibt, könnte man hiernach die notwendigen Kosten, um die das Fleisch über den „Stallpreis“ hinaus verteuert werden muß, annähernd berechnen auf 9,75 bis 12,15 Mark für 100 Pfund im Großhandel. Die unter 8 genannten Kosten sind ungemein variabel. Da spielen die Art des Betriebs, die Ladenmiete, die Verluste durch Kreditieren eine entscheidende Rolle. Die Gewinne der Händler, Großschlächter und Detaillisten würden sich nur beurteilen lassen, wenn die Preisstatistik genau wäre.

Diese Statistik der Preise versagt indessen. Über die „Stallpreise“ wissen wir wenig. Sie richten sich nach den Notierungen auf dem Viehmarkt insofern, als die Landwirte und Mäster, soweit sie orientiert sind, möglichst diesen Preis zu erreichen suchen. Natürlich erreichen sie ihn nicht, denn der Händler muß seine Kosten berechnen und will Gewinn machen. Es haben Erhebungen stattgefunden, bei denen das Landesökonomiekollegium die Preise, die die Landwirte tatsächlich erzielten, mit den Berliner Marktnotierungen verglich, und es sollen sich dabei Spannungen von 4 bis 12 Mark pro Zentner ergeben haben. Danach würde unter Berücksichtigung der Kosten den Händlern ein Gewinn von 3 bis 6 Mark pro Schwein verbleiben. Indessen sind diese Zahlen kaum maßgebend. Gerlich meint, sie seien eher zu hoch als zu niedrig gegriffen. Aber die Angaben über den „Stallpreis“ stammen jedenfalls nicht von Kleinbauern. Diese sind schlecht orientiert, sind verschuldet, verkaufen obendrein nicht nach Gewicht, sondern nach „Augenmaß“; da fallen jedenfalls für die Händler noch höhere Gewinne ab.

Die Marktpreise für Vieh werden jetzt sorgfältig ermittelt. Früher kam es vor, daß die Händler zu niedrige Preise angaben, um die Landwirte und Mäster irrezuführen. Seit 1909 aber wird die Notierung von einer Kommission kontrolliert, die solche Mogeleien verhindert. Diese Notierungen der Preise auf den großstädtischen Viehmärkten sind jedenfalls die einzige zuverlässige Quelle für die Statistik. Dagegen sind die Angaben über die Fleischpreise zum großen Teil unbrauchbar. Die Großhandelspreise werden in den Markthallen ermittelt, indem man einige „als zuverlässig bekannte Verkäufer“ befragt. Daß dabei die wirklichen Preise nicht annähernd ermittelt werden können, ist klar. Noch schlimmer ist es mit den Preisen im Kleinverkauf. Es werden zwar ganze Bände mit derartigen Angaben angefüllt, aber es ist schade um die Arbeit und um das Papier. Hier variieren die Preise nicht nur überaus stark nach der Qualität, sondern auch nach der Stadtgegend und sogar — nach der Kundschaft. Die Fleischer üben nämlich gern „ausgleichende Gerechtigkeit“ und knöpfen der Hausfrau, die ihnen wohlhabender erscheint, gern einen Sechser mehr ab. Auf der anderen Seite muß die Frau, die „auf Büchel“ kauft und daher nicht zum Konkurrenten über die Straße

gehen kann, auch ihren Obolus entrichten. Die beliebten „Durchschnittspreise“ be- sagen daher gar nichts, sind fiktiv. Man tröstet sich damit, daß die Fehler sich gleic bleiben, daß man also wenigstens die Preisschwankungen nach diesen Notierunge beurteilen kann. Aber auch das stimmt nicht. Da die Fehlerquellen zu groß sind kommen auch die Schwankungen nicht richtig zum Ausdruck.

Aus diesen Gründen muß man den Vertretern des Schlächtergewerbes zu- stimmen, wenn sie die Auslassungen des Landwirtschaftsministers als grobe Unfug bezeichnen. Der Minister hat bekanntlich, um das Odium der Fleischver teuerung von den Agrariern abzuwälzen, erklärt, die Spannung zwischen Vieh und Fleischpreisen sei zu groß und steige beständig. Hier wird aber mit Zahle manipuliert, die nicht ohne weiteres vergleichbar sind, weil die Angaben aus gan verschiedenartigen Erhebungen stammen. Damit ist aber keineswegs gesagt, da die Zwischenhändler und Detaillisten unschuldig sind an der Teuerung, sonder nur, daß man ihnen die Preistreiberei nicht zahlenmäßig nachweisen kann. Gerlic sucht unter methodischer Verwertung aller verfügbaren Zahlen der Preisbewegun auf den Grund zu kommen. Er kommt zu dem Resultat, daß sich die Preise fü Schweine und für Fleisch im Großhandel ziemlich parallel bewegen und beid steigen. Dagegen erscheint der von ihm berechnete Bruttogewinn der Detailliste als eine sehr veränderliche Größe. Der Aufschlag, die Differenz zwischen Produk tions- und Konsumpreis, schwankt nämlich in den einzelnen Monaten der Jahr 1895 und 1910 zwischen 5,4 und 23,1 Pfennig pro Pfund oder zwischen 8½ un 60⅔ Prozent der Schlachtpreise. Das ist auch sehr erklärlich: der Fleischermeiste ist den Stößen des Marktes am schärfsten ausgesetzt. Händler, Kommissionär un Großschlächter wälzen auf ihn die Erhöhung der Preise ab; er gibt den Sto weiter, macht aber dabei die Erfahrung, daß der Konsument diesen Stößen in sofern Widerstand leistet, als er seinen Konsum einschränkt. Steigt der Preis dann vermindert sich der Absatz. Daher gibt es bei der Preiserhöhung der Vieh preise eine Zeit, wo der Fleischer, besonders der mit Arbeiterkundschaft, schlech fährt, einen Teil der Mehrkosten durch Verminderung des Profits zu tragen ha Allmählich erst kann der Detailpreis dem Großhandelspreis folgen und soga schärfer anziehen als jener. Kommt aber der Viehpreis zum Sinken, dann hat de Fleischer gute Zeiten, weil er jetzt nur langsam mit den Fleischpreisen herabgeh Im Einklang damit steht, was Gerlich über das Auf und Ab im Fleischergewrbe er mittelt hat: in guten Zeiten schießen die Geschäfte aus dem Boden wie die Pilze in schlechten regnet es Pleiten. Es ist eben auch hier der „goldene Boden“ dahi es gibt keine Stabilität, es wird der Kleinmeister, trotzdem der Aufschlag hoch is durch die Konjunktur schärfer getroffen als die großkapitalistischen Zwischenhändle

Indem aber die Agrarier und ihr Minister den Zwischenhändler als Sünden bock hinstellen, verschweigen sie die Hauptsache. Nämlich: durch die Zollpolitik un die Grenzsperren wird die Beherrschung des Marktes durch diese Zwischenhändle erleichtert. Stünden die Grenzen für die Einfuhr von Schweinen offen, dann wär es den 33 Kommissionären sehr erschwert, den Preis auf dem Berliner Viehmar in die Höhe zu treiben; stünde die Grenze offen für die Einfuhr von Fleisch, dan wäre die Preistreiberei der Großschlächter viel schwieriger. Vor allem aber würden nicht die Preise der Agrarprodukte und vor allem der Futterstoffe zu gunsten der Großgrundbesitzer künstlich verteuert, dann würde auch die Viehzucht i Inland schnelle Fortschritte machen. Sobald aber das Angebot an Schlachtvieh nic mehr hinter dem Bedarf zurückbliebe, würde auch den Zwischenhändlern das „Man pulieren“ des Marktes erschwert. Denn es ist eine bekannte Tatsache: monopo listische Tendenzen, Tendenzen zur Ringbildung, setzen sich auf dem Lebensmitte markt um so erfolgreicher durch, je knapper der Markt versorgt ist. Also: der kap talistische Zwischenhandel ist eine Geißel für die Konsumenten, aber die agrarisc Handelspolitik ist das sicherste Mittel, die Konsumenten diesem Warenwucher au zuliefern.

Literarische Rundschau.

Calmes, **Die Statistik im Fabrik- und Warenhandelsbetrieb.** Leipzig 1911, Verlag Glöckner. 4,20 Mark.

Die Fabrikstatistik ist in ähnlicher Weise zu einem besonderen Spezialgebiet ausgebildet worden, wie die Fabrikbetriebskunde zu einer Betriebslehre wurde. Der moderne Großbetrieb ist ein vielgestaltiges Gebilde und wird dabei immer schwerer zu überschauen. Die rechenhafte Übersicht über alle Geschäftsvorgänge muß deshalb nach besonders kunstvollen Methoden erstrebt werden. Dazu dient die Fabrikstatistik.

Ganz zutreffend charakterisierte denn auch Calmes den Zweck der Fabrikstatistik als eine Übersicht über die Unternehmung und über ihre Teile, die gesetzmäßigen Zusammenhänge in den Erscheinungen sind aufzudecken, das Normale von dem Anormalen im Hinblick auf die Kontrolle, auf die Beseitigung etwaiger Mängel und dergleichen ist zu erkennen. So handelt es sich also hier um Kontrollmethoden, um statistische Erhebungen, die der Generaldirektion eine schnelle Orientierung über alle Einzelheiten des Betriebs geben sollen. Es wird nicht nur der bisherige Verlauf in der Entwicklung des Unternehmens registriert, sondern alle Fehler der Betriebsführung sollen erkannt und für die Zukunft vermieden werden.

Je nach dem Zwecke der speziellen statistischen Untersuchung unterscheidet man denn auch verschiedene Formen der Betriebsstatistik. Eingang und Ablauf der kapitalen Geldwerte wird durch die Vermögensstatistik, die Statistik der Gewinne und Verluste, die Kassa- und Finanzstatistik registriert.

Dann werden die internen geschäftlichen Verbuchungen registriert. Eine Lagerstatistik wird geführt: eine Übersicht der Einkaufswerte und Einkaufspreise, der Vorräte und des Verbrauchs. Dementsprechend ist die Verkaufstätigkeit zu überwachen, der Umsatz, die Verkaufspolitik, die Verkaufsunkosten und Gewinne, die Verkaufspreise und die Verkaufsorganisation. Die Unkostenstatistik und die Fabrikationsstatistik geben Durchblicke in das Getriebe der gesamten Fabrikations- und Verwaltungstätigkeit.

Aber eine geschäftskluge Direktion richtet nicht nur den Blick nach innen, sondern auch nach außen. Es wird nicht nur die eigene Fabrik beobachtet, sondern auch die Konkurrenz, die allgemeine Konjunktur. Dazu dient die externe Statistik, der Ausblick auf die wirtschaftliche Entwicklung der Konkurrenzunternehmungen.

Ein besonderes Interesse verdient das Gebiet der Beamten- und Arbeiterstatistik. Die einzelnen Verwaltungsstellen werden auf ihren Beamtenstand fortlaufend beobachtet. Es wird fixiert, wieviel Beamte in jedem Ressort beschäftigt sind, wie hoch sich die Gehaltswerte belaufen und welche Arbeitsleistungen erledigt werden. Die Spitze des Geschäftes sucht sich also darüber zu informieren, wo an Beamtengehältern gespart werden kann, wo die Verwaltungskosten zu vereinfachen sind. Es ist schade, daß die Aufrechnungen solcher Beamtenstatistiken immer sehr sorgfältig geheimgehalten werden. Auch hier würde sich nämlich zeigen, daß die Oligarchie im privatkapitalistischen Betrieb große Ähnlichkeit hat mit der Oligarchie im Staatsbetrieb. Wenn gespart werden soll, wird zunächst an den unteren subalternen Beamten gespart, nicht an den hohen und höchsten Angestelltengruppen.

Dann kommt auch eine Arbeiter- und Lohnstatistik zur Durchführung. Jeder Werkmeister hat laufend zu berichten, wieviel Arbeiter er in seinem Betrieb beschäftigt, wieviel die Gesamtsumme der Arbeitszeiten und der Arbeitslöhne beträgt. Diese Lohnstatistik bildet ein besonders gepflegtes Gebiet der Zahlenuntersuchungen; man geht sogar oft so weit, aus diesen Zahlenresultaten Schlüsse zu ziehen, die nicht gezogen werden können. Wenn zum Beispiel auf Grund der Betriebsstatistiken für einen ganzen Bergbaubezirk ausgerechnet wird, welche durchschnittliche Fördermenge pro Kopf der gesamten Arbeiterschaft des Reviers erzielt

wurde, so lassen sich aus diesen Ergebnissen wohl mancherlei Anhaltspunkte für die Rentabilität der bergbaulichen Arbeit im Vergleich zu der Verkaufspolitik gewinnen. Aber mit der Arbeitsleistung des Bergmannes selbst hat das weniger zu tun. Haben die Erträgnisse einmal nicht die gewohnte Höhe erreicht, so ist doch „die Faulheit des Arbeiters“ nicht als Grund anzuführen. Der gezahlte Arbeitslohn hat im Gesamtresultat der Kalkulation eine sehr sekundäre Bedeutung, viel wichtiger ist die Art der Betriebsführung, die Anwendung der entsprechenden Arbeitsmaschinen, die mehr oder weniger zweckmäßige Durchführung des gesamten Arbeitsplans. Durch ein sehr hübsches Beispiel hat das kürzlich die „Bergarbeiterzeitung“ an der Zeche „Borussia“ demonstriert.

In der vorliegenden Arbeit wird also ein wichtiges Gebiet der Fabrikbetriebskunde behandelt, und wenn wir in den Zentralbureaus der großen Gewerkschaftsverbände für die Zukunft Beobachtungsstationen einrichten, werden die Fachreferenten, die den fabrikorganisatorischen Fortschritt im Unternehmerlager zu verfolgen haben, jene Fachwerke zu studieren haben, von denen Calmes' Buch einen sehr markanten Typ darstellt. R. Woldt.

Zeitschriftenschau.

„The Socialist Review“ enthält einen Aufsatz **„Der sozialistische Staat“** von einem verstorbenen Mitglied der Fabiergesellschaft James R. Barr. Viele Sozialisten wollen über den künftigen sozialistischen Staat nicht reden, da seine Einrichtung doch der Zukunft überlassen werden muß. Es ist aber möglich, in großen Zügen etwas über ihn auszusagen. Die Darstellung des sozialistischen Staates als der Herrschaft einer allmächtigen Bureaukratie, die alle persönliche Freiheit unterdrückt, ist vor allem durch die Schriften Spencers verbreitet worden. Nach unserer Auffassung wird der kommende Staat jedem einzelnen die größtmögliche Freiheit gewähren und die Autorität von oben auf ein Minimum beschränken. Absolute Freiheit ist unmöglich in dem gesellschaftlichen Zusammenleben. Die Freiheit ist nur möglich, soweit die Lebensbedingungen sie erlauben; wer materiell von anderen abhängig ist, kann nicht frei sein; daher wird der sozialistische Staat vor allem verhindern müssen, daß wenige über die Existenzbedingungen des Volkes verfügen.

Alles, was zum persönlichen Leben gehört — Freiheit von Bewegung, von Kleidung und Ernährung, von Rede und Schrift, von geistiger und künstlerischer Betätigung — wird dem einzelnen überlassen werden müssen, ohne daß der Staat sich darum kümmert; über den weiteren oder engeren Umfang dieser Liste kann Meinungsverschiedenheit bestehen, aber jedenfalls ist die unerträgliche bureaukratische Allmacht im Zukunftsstaat ein Hirngespinst. Aufgabe des Staates ist die Regelung der Wirtschaft, ihre Organisation überall, wo Privatbetrieb schädlich oder ungenügend ist, die Verteidigung nach außen, die Sorge für Sicherheit und Ordnung und die Erziehung. Blieben dabei Staat und Industrie ähnlich organisiert wie heute, so würde das zweifellos einen unerträglichen Zustand mit sich bringen; aber die Organisation der Industrie wird eine ganz andere werden, und durch die Eroberung des Staates durch das Proletariat wird auch das politische System umgewälzt und namentlich bedeutend dezentralisiert werden. Grundbedingung dafür, daß wir für Erweiterung der Staatsbetriebe eintreten, ist die vollkommene Demokratie im Staate, also allgemeines Wahlrecht. Weitere Unzuträglichkeiten erwachsen heute aus der Vermischung der politischen und der industriellen Funktionen des Staates. Statt technischer Sachverständigen verwalten unfähige Politiker die öffentlichen Dienste. Der Sozialismus will nicht nur die Produktionsmittel verstaatlichen, er will auch den Staat differenzieren, seine politischen und wirtschaftlichen Funktionen trennen, und damit wird die Unfähigkeit der Leitung verschwinden.

Wie wird die industrielle Organisation stattfinden? Es ist gar nicht sicher, daß der Sozialismus alle Privatbetriebe beseitigen wird; Luxusartikel zum Beispiel

werden wohl besser von Privatunternehmungen angefertigt. Solche könnten also gefördert werden, während dagegen andere Betriebszweige, auf denen die ganze Produktion beruht, unbedingt verstaatlicht werden müssen. Dazu gehören die Ausnutzung der Naturschätze (Grund und Boden, Bergwerke, Wasserfälle), die Verkehrsmittel, die großkapitalistische Produktion, die Arbeiten im öffentlichen Dienste, die Geld- und Kreditinstitutionen. Privatbetriebe sind also nicht unmöglich geworden; sie können bloß nicht mehr das öffentliche Interesse schädigen. So wird der Sozialismus eine Bürgschaft individueller Freiheit. Mit der Verfügung über diese Grundlagen der Produktion kann der Staat das Recht auf Arbeit durchführen, die Vergeudung von Arbeitskraft aufheben und die Arbeit demokratisch organisieren. Die Arbeit wird nicht einfach von oben bureaukratisch geregelt wie heute; wie jetzt die Gewerkschaften sich schon ein Mitbestimmungsrecht auf die Arbeitsbedingungen zu sichern suchen, wird das dann noch viel mehr der Fall sein; sie werden autonome Gruppen mit ausgedehnten Befugnissen zur Regulierung ihrer Arbeit bilden, ähnlich wie die alten Zünfte.

Eine weitere Aufgabe besteht darin, daß die Arbeitskraft in der wirkungsvollsten Weise verteilt und angewandt wird. Mit der Arbeitspflicht für jeden arbeitsfähigen Menschen, mit der Aufhebung der Arbeitslosigkeit, mit dem Verschwinden der großen Masse von unproduktiven Menschen, die als Agenten der Konkurrenz, als Juristen, Krämer, Annoncensammler oder im Dienste des Luxuslebens der Reichen auf Kosten der Massen leben, würde die verfügbare Arbeitskraft so stark steigen, daß mit den vortrefflichen Produktionsmitteln gerüstet, die notwendige Arbeitszeit für jeden außerordentlich gering werden wird. Daher wird der sozialistische Staat als Produktionsorganismus, auch dem Ausland im Tauschverkehr gegenüber, jeder kapitalistischen Gesellschaft ungeheuer überlegen sein. Zu seiner Erhaltung wird er also auch keinen besonderen Schutz bedürfen.

„The International Socialist Review“ vom August enthält einen Aufsatz von Archibald Crawford **„Der Klassenkampf in Südafrika“.** Kein Land war in den letzten Dezennien so völlig vom Kapitalismus unterjocht und zugleich so frei von Streiks wie Südafrika. Erst vor vier Jahren fand die erste Bewegung der Arbeiter der Goldbergwerke statt; zwei Jahre später wurden die Eisenbahner von Natal im Kampfe gegen die „Volksregierung“ niedergeschlagen; und vor sechs Monaten fand in Johannesburg der Kampf der Straßenbahner statt. Diese Kämpfe erzählen zugleich die Geschichte des Emporkommens der I. W. W. (Industrial Workers of the World), des Weltindustrieverbandes der Arbeiter. Zwei Führer haben sich dabei hervorgetan, beide Iren; Mary Fitzgerald, die vor acht Jahren als Maschinenschreiberin auf dem Bureau des Bergarbeiterverbandes angestellt wurde und seitdem als Organisatorin der Bewegung dem Verband große Dienste leistete, und F. Glynn, ein Straßenbahner, der seit zwei Jahren voran in der Bewegung steht, eine feurige Rebellennatur.

Der Bergarbeiterstreik entsprang aus dem Streben der die Goldproduktion beherrschenden Minenkapitalisten, die weißen Arbeiter zu beseitigen. Anfangs handhabte ein weißer Arbeiter mit Hilfe farbiger Arbeiter eine Bohrmaschine, oder er leitete die Handarbeit vieler Farbiger; er stand in Akkordlohn; die Kosten für Dynamit und die farbigen Gehilfen hatte er zu bestreiten. Allmählich wurden jedem Weißen mehr Maschinen mit mehr farbigem Personal unterstellt; weil sie dabei mehr verdienten, förderten sie diese Entwicklung selbst, ohne zu bemerken, daß sie ihre eigene Position untergruben. Ihre qualifizierte Arbeitskraft wurde überflüssig, sie waren nun nur mehr eine Art Aufseher, die Farbigen verstanden schließlich die Bedienung der Maschinen gerade so gut wie sie. Und als endlich die Weißen die Absicht der Kapitalisten bemerkten, die Forderung aufstellten: ein Mann eine Maschine, und in den Streik traten, war es zu spät. Nur die weißen „Aufseher“ streikten, die farbigen Arbeiter arbeiteten weiter. Nie hatte man sich um die Farbigen gekümmert und sie als Arbeitsgenossen betrachtet. Jetzt zeigte sich deren Macht und die völlige

Überflüssigkeit der Weißen. Als die letzte Hoffnung auf einen Solidaritätsstreik d weißen Maschinisten, die alle organisiert waren, aber jetzt zu ihren Meistern hielte gescheitert war, mußten die Bergarbeiter, völlig geschlagen und unterjocht, den Kam aufgeben.

Diese Lektion führte zu der Gründung einer Arbeiterunion auf moderner Grun lage, in die als erste ein Teil der Straßenbahner eintrat. Bald darauf brach e Streik der Straßenbahner aus, die die Beseitigung eines verhaßten Inspektors fo derten. Als die Elektriker mit einem Sympathiestreik drohten, gab die Stadtbehör nach, aber mit dem Entschluß, später Rache zu nehmen. Vorläufig nahm die I. W. V infolge dieses Sieges einen gewaltigen Aufschwung; überall drang ihre Agitatio ein. Dann fing die Gegenaktion mit der Maßregelung einiger Führer an; beritte Polizei wurde massenhaft herangezogen und gegen die Streikenden mit Munitio versehen; in brutalster Weise wurde Männern und Frauen mißhandelt, ein altes Ges von Krüger gegen die „Uitlanders" — das als Anlaß zum Transvaalkrieg gedie hatte — wurde hervorgeholt und in Wirkung gesetzt. Glynn wurde zu Zwangsarbe verurteilt, und der Streik mußte aufgehoben werden. So endete der Kampf m einer Niederlage; aber die Organisation ist gewachsen an äußerer Kraft und inner Geschlossenheit, und neue Kämpfe stehen uns bevor.

In einem Artikel derselben Revue **„Was werden wir mit den Trusts machen"** schildert Robert J. Wheeler zuerst die Macht der Trusts, die Ausbeutung d Armen und die sinnlose Geldvergeudung der Trustmagnaten. Was dagegen mache Roosevelt sagte: die Trusts regulieren. Der höchste Gerichtshof erfand den Gegens zwischen guten und schlechten Trusts, verurteilte die Standard Oil und den Tabe trust und gebot ihnen, gute Trusts zu werden. Wer das nicht versteht, bedenke m daß dieser Gerichtshof selbst aus bezahlten Dienern der Trusts besteht. Andere sage die Trusts müssen gebrochen und aufgelöst werden, damit der freie Wettbewe wieder gesichert wird. Sie verstehen nicht, daß die Konkurrenz durch ihre eige Entwicklung zum Monopol führen muß. Das sind die kleinen Geschäftsleute; d Trust ist die Maschine, die ihnen die Arbeitsgelegenheit nahm; nun wollen sie di Maschine zerstören, ähnlich wie die Arbeiter vor einem Jahrhundert die Maschin zerstörten, die sie brotlos machten. Die Arbeiter sind seitdem weiter gekommen u denken nicht mehr daran, die Maschinen oder die Trusts zerstören zu wollen.

Die Demokraten, die jetzt regieren, die Vertreter der Geschäftsleute, setzten ei Untersuchungskommission ein. Sie hatten erwartet, daß die Trustherren ihr Monop leugnen und sich widerspenstig zeigen würden. Aber Herr Gary, der Vertreter d Stahltrustes, sagte ruhig aus, daß sein Trust die Stahlproduktion beherrsche, d das notwendig und ohne Schaden für die ganze Produktion nicht aufzuheben s und er regte an, daß der Staat die Trusts übernehmen sollte. Herr Gary weiß se gut, daß der Staat ihm nichts anhaben kann, aber er sieht auch die wachsende A lehnung des Proletariats. Eine Verstaatlichung der Trusts, unter voller Entschä gung des Kapitalwertes, bedeutet Sicherstellung der Trustherren durch den Sta ihre völlige Enthebung von aller Mühe, von Sorgen und Unsicherheit. Die Arbei würden dabei nichts gewinnen. Statt Privatpersonen hätten sie den Staat a Meister und Ausbeuter, der Polizei und Armee ausgiebig gegen sie verwend würde.

Die Sozialisten wollen einen anderen Ausweg. Die Arbeiter sollen sich überl in Fabrik und Werkstatt organisieren. Durch die Eroberung der politischen Mat werden die Arbeiter Meister über die Trusts werden und die Produktion in jed Betriebszweig regeln. Statt Politiker werden sie Sachverständige aus ihrer Mi in die Regierung schicken, die für die Regelung der Produktion und der Verteilu der Produkte zu sorgen hat. Durch die Organisation in Gewerkschaften und in i politischen Partei werden die Arbeiter die Trustfrage lösen.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Feuilleton der Neuen Zeit

Nummer 44 o o o o o o o o o o Ausgegeben am 17. November 1911

nhaltsverzeichnis: Heinrich v. Kleist. Von F. Mehring. Einiges über Tolstoi. Von Diefenbach. — Bücherschau: G. Heymans, Die Psychologie der Frauen. Marguerite ndoux, Marie Claire. G. Reck, Meine Großmutter. Rudolf Franz, Die schönsten Märchen für die nationale Kinderwelt. — Lose Blätter: Die antike Bildung.

Heinrich v. Kleist.



Von **F. Mehring.**

In seiner kampffrohen und kecken Art hat der junge Lessing einmal über as Geflenne von den „unglücklichen Dichtern" gespottet.

Er meinte, diejenigen, die so zu reden die Natur unglücklich gemacht abe, als die Blinden, gehörten eigentlich gar nicht darunter, weil sie unlücklich gewesen sein würden, wenn sie auch keine Dichter geworden wären. ndere hätten ihre üblen Eigenschaften unglücklich gemacht, und auch diese eien nicht als unglückliche Dichter, sondern als Bösewichter oder als Toren nzusehen. Die einzigen, die als unglückliche Dichter gelten dürften, seien iejenigen, die eine unschuldige Ausübung der Dichtkunst oder eine allzu rnsthafte Beschäftigung mit ihr, die uns gemeiniglich zu allen anderen Verrichtungen ungeschickt lasse, ihr Glück zu machen verhindert habe. Und n diesem Verstand sei ihre Anzahl sehr klein.

Ob zu dieser sehr kleinen Anzahl Heinrich v. Kleist gehört, dessen hunertster Todestag am 21. November dieses Jahres wiederkehrt, könnte raglich erscheinen. An Siechtum des Leibes und der Seele hat es ihm nicht efehlt, und sein Leben ist selbst, nicht mit Unrecht, eine entsetzliche Krankeitsgeschichte genannt worden. Auch ist es reich an Handlungen und Unterassungen, in deren Lichte Kleist wenn auch keineswegs als ein Bösewicht, o doch als unbegreiflicher Tor erscheint. Am letzten Ende ist es aber doch eine allzu ernsthafte Beschäftigung mit der Dichtkunst gewesen, die ihn zu llen anderen Verrichtungen ungeschickt gelassen, ihm ein trauriges Leben nd einen elenden Tod beschieden hat, so daß wahr bleibt, was sein großer Mitbewerber um den Kranz dramatischen Ruhmes, was Hebbel in den hwersten Tagen eigener Not von ihm gesungen hat:

> Er war ein Dichter und ein Mann wie einer,
> Er brauchte selbst dem Höchsten nicht zu weichen,
> An Kraft sind wenige ihm zu vergleichen,
> An unerhörtem Unglück, glaub' ich, keiner.

Und dies Unglück ist auch dem toten Kleist treu geblieben. Wie er, der eborene Dramatiker, bei seinen Lebzeiten nie eines seiner Dramen auf en Brettern gesehen hat, ein beispielloser Fall in aller Geschichte, so haben e sich auch nach seinem Tode nicht die Bühne zu erobern vermocht, mit ner einzigen Ausnahme, dem „Käthchen von Heilbronn", dem schwächsten on allen, das im vorigen Jahrhundert, oft genug freilich in einer von unerufenen Händen verschandelten Form, ein Lieblingsstück namentlich der rauenwelt geworden ist. Der „Zerbrochene Krug", die „Hermannsschlacht",

der „Prinz von Homburg" werden zwar auch gespielt, und neuestens hab zwei Berliner Theater zum hundertsten Todestag des Dichters sich selbst die „Penthesilea" gewagt, doch wirklich eingebürgert, als ein dauern Besitz des Theaters, haben sich diese Dramen nicht, und das ärgste Los v ihnen hat der „Prinz von Homburg" gezogen, wenn er für die Paradefe lichkeiten desselben Hofes mißbraucht wird, der kalten Blutes den Dich hat verhungern lassen.

Nur in einem dürfte sich Kleist glücklich preisen, wenn er heute n lebte: die Literatur über sein Leben und seine Werke beginnt ins Un messene anzuschwellen; ein papierener Nachruhm ist ihm geworden, auf d er, wäre sein Ehrgeiz darauf gerichtet gewesen, wohl stolz sein könnte. ist eine fast unübersehbare Reihe von Biographen und Herausgebern, er gefunden hat: von den Tieck und Bülow, den Koberstein und Köpke, Treitschke und Wilbrandt bis auf die Brahm und Erich Schmidt. Es si darunter sehr fleißige und tüchtige Arbeiten, aber im ganzen entspricht d Ergebnis doch nicht dem gewaltigen Aufwand. Viele Gerüchte über Klei Leben sind klargestellt, und auch die byzantinische Legende hat dabei, w gern anerkannt sei, manch derben Puff erhalten: es ist eitel Humbug, d die Königin Luise den Dichter durch ein Jahresgehalt von 60 Louisd unterstützt oder der König Friedrich Wilhelm III. noch kurz vor Kleists T dem Unglücklichen eine Anstellung versprochen und ihm die Wahl gelass habe, ob er königlicher Adjutant werden oder eine Kompagnie befehlig wolle. Beide Legenden trugen zwar von jeher den Stempel komischen U sinns an der Stirn, aber es ist unter den obwaltenden Umständen a Ehren wert, wenn sie von bürgerlichen Literarhistorikern ausdrücklich pre gegeben werden. Jedoch im Grunde sind die Rätsel, in die Kleists Dasei gehüllt ist, trotz aller eifrigen Arbeit nicht gelöst worden, und ob sie nun oder so zu erklären versucht worden sind, so bestätigen sie schließlich d Urteil Goethes, der in Kleist einen von Natur schön intentionierten, a von einer unheilbaren Krankheit ergriffenen Körper sah.

Dieser krankhafte Zug geht wie durch Kleists Leben, so auch durch sei Werke. Die fixe Idee des Selbstmordes zu zweien hat ihn manches Ja beschäftigt, ehe er sie ausführte, und immer wieder kehrt er auf sie zurü Mag die Überlieferung unrichtig sein, wonach er in einer der ziemlich hä figen Perioden seines Lebens, wo er völlig in einem für uns undurchdring lichen Dunkel verschwindet, im Irrenhaus zugebracht habe, so ruft m allzuviel in seinem Tun und Lassen den Verdacht hervor, daß er zeitwe unter den Anfällen offenbarer Geistesstörung gelitten hat. Und so is auch, wenigstens unter seinen größeren Dichtungen, kaum eine, die nic unter krankhaften Einfällen litte, unter spukhaften Auswüchsen, die (dem freudigsten Leser den Genuß empfindlich stören: sei es nun, daß er Held als Nachtwandler handelt und leidet oder die Heldin durch einen im Himmel kommenden Cherub aus Feuersnot gerettet wird, oder daß ne Frau, an deren Totenbett uns der Dichter geführt hat, als weissagende Zigeunerin wieder aufersteht. Ganz frei von dieser „Unart seines Geist", wie Kleist in lichten Augenblicken selbst zu sagen pflegte, ist im Grunde nur der „Zerbrochene Krug".

Damit muß man sich bei Kleist ein für allemal abfinden, und was er Dichter dabei verliert, gewinnt der Mann, der trotz der krankhaften Dis-

sition, durch die ihn, um mit Lessing zu reden, die Natur unglücklich gemacht hatte, dennoch so viel Herrliches geschaffen hat. Dieser Gesichtspunkt entzieht sich überhaupt der psychologischen Würdigung, wie nicht näher dargelegt zu werden braucht. Ein Gesichtspunkt dagegen, der einen tiefen Einblick in Kleists Wesen und namentlich auch in sein unglückliches Schicksal als Dichter gewährt, ist von seinen Biographen und Herausgebern kaum je berührt worden. Soviel ich sehe, hat ihn nur Treitschke einmal flüchtig gestreift, und auch nicht etwa in seinem Aufsatz über Kleist, sondern in einer beiläufigen Rezension, wo er — obendrein in ganz beiläufigem Zusammenhang — sagt, daß Kleist sein Lebtag ein preußischer Offizier der alten Schule geblieben sei.

Wohlverstanden: geblieben sei. Denn daß Kleist, als Sprößling einer armen Offiziersfamilie, in blutjungen Jahren schon und nach sehr unzulänglicher Schulbildung, so daß der sprachgewaltige Mann niemals völlig die Schwierigkeiten der Grammatik überwunden hat, ins Offizierskorps des friderizianischen Heeres gesteckt wurde, versteht sich von selbst. Er hat die tragikomischen Rheinfeldzüge gegen die französische Revolution mitgemacht, ohne jede kriegerische Begeisterung; an seine Schwester Ulrike, die ihm sein ganzes Leben hindurch die opferfreudigste und treueste Freundin geblieben ist, schrieb er 1795: „Gebe uns der Himmel nur Frieden, um die Zeit, die wir hier so unmoralisch töten, mit menschenfreundlichen Taten bezahlen zu können.“

Nach dem Baseler Frieden desselben Jahres kehrte Kleist in die Garnison Potsdam zurück, wo er ähnlich wie vierzig Jahre früher sein älterer Namensvetter Ewald Kleist, der Dichter des Frühlings, der ihm an Begabung unendlich nachstand, aber ebenfalls an periodischer „Melancholie“ krankte, unter dem rohen und ungebildeten Treiben seiner Kameraden unsäglich litt. So zog er im Jahre 1799 den bunten Rock aus und begann im Alter von zweiundzwanzig Jahren auf der Universität seiner Vaterstadt Frankfurt a. O. zu studieren.

Bald genug zeigte sich, daß er, zumal bei seiner mangelhaften Vorbildung, kein Stern der Wissenschaft werden konnte. Er begann jetzt ein unstetes Wanderleben durch Süddeutschland, die Schweiz, Frankreich, das, immer wieder durch geistige und körperliche Leiden unterbrochen, den Dichter in ihm erweckte. Und in seiner überreizten Art wollte er nun gleich den Kranz von Goethes Stirn reißen, ein Drama schaffen, das die Größe der Griechen und Shakespeares vereine, und nach Vollendung dieses vollkommenen Kunstwerkes sterben. Zu seinem Helden wählte er sich den Normannenhäuptling Guiskard, und mit diesem Stoffe hat er jahrelang gerungen, bis er am 3. Oktober 1803 der Schwester die erschütternden Worte schreibt: „Der Himmel weiß, meine teuerste Ulrike (und ich will umkommen, wenn es nicht wörtlich wahr ist), wie gern ich einen Blutstropfen aus meinem Herzen für jeden Buchstaben eines Briefes gäbe, der so anfangen könnte: Mein Gedicht ist fertig. Aber du weißt, wer nach dem Sprichwort mehr tut als er kann. Ich habe nun ein halbtausend hintereinander folgender Tage, die Nächte der meisten mit eingerechnet, an den Versuch gesetzt, zu so vielen Kränzen noch einen auf unsere Familie herabzuringen; jetzt ruft mir unsere heilige Schutzgöttin zu, daß es genug sei. Sie küßt mir gerührt den Schweiß von der Stirn und tröstet mich, wenn jeder ihrer

lieben Söhne nur ebensoviel täte, so würde unserem Namen ein Pla unter den Sternen nicht fehlen. Und so sei es denn genug. . . . Ich tre vor einem zurück, der noch nicht da ist, und beuge mich ein Jahrtausend vo seinem Geiste. . . . Die Hölle gab mir meine halben Talente; der Himm schenkt dem Menschen ein ganzes oder gar keines.“ In einem Augenbli unseliger Verzweiflung hat Kleist damals verbrannt, was von seinen Drama fertig war. Nur die ersten fünfhundert Verse haben sich erhalten ein mächtiger Torso, an dem man wohl begreift, daß der alte Wielan dem Kleist einzelne Szenen des Gedichtes vorgelesen hatte, begeistert au rufen konnte, Kleist sei dazu berufen, die durch Goethe und Schiller no offen gelassene große Lücke in unserer dramatischen Literatur auszufüllen wenn die Geister des Äschylos, Sophokles und Shakespeare sich vereinigte eine Tragödie zu schaffen, so würde sie eben das sein, was Kleists Guiskar sei, sofern nur das Ganze jenen Szenen entspräche.

Damals suchte Kleist den Tod unter französischen Fahnen; er wander nach Boulogne, wo Bonaparte die große Expedition nach England rüstet von St. Omer aus schickte er der Schwester den Abschiedsgruß: „Was ich D schreiben werde, kann Dir vielleicht das Leben kosten, aber ich muß, ich mu ich muß es vollbringen. Ich habe in Paris mein Werk, soweit es fertig wa durchlesen, verworfen und verbrannt, und nun ist es aus. Der Himm versagt mir den Ruhm, das größte der Güter der Erde; ich werfe ihm, w ein Kind, alle übrigen hin. Ich kann mich Deiner Freundschaft nicht würd zeigen, ich kann ohne diese Freundschaft doch nicht leben; ich stürze mich den Tod. Sei ruhig, Du Erhabene, ich werde den schönen Tod der Schlacht sterben. Ich habe die Hauptstadt dieses Landes verlassen, ich bin an sei Nordküste gewandert, ich werde französische Kriegsdienste nehmen, d Heer wird bald nach England hinüberrudern, unser aller Verderben laue über dem Meere; ich frohlocke bei der Aussicht auf das unendliche Grab Doch als er, ohne Paß, zu Fuß wandernd, in die Nähe des französisch Heeres kam, drohte ihm ein schimpflicher Tod, der Tod des Spions; dav schauderte er doch zurück. Er bat den preußischen Gesandten in Paris u einen Paß, erhielt ihn zwar, allein direkt nach Potsdam, wo er im Ju 1804 eintraf, nachdem er auf der Rückreise in Mainz eine tödliche Kran heit durchgemacht hatte, die ihn, wie man meint, vor gänzlicher Geiste zerrüttung bewahrt haben soll.

Den Bemühungen seiner Familie gelang es, den gänzlich gebrochen Mann zum Eintritt in die Beamtenlaufbahn zu bewegen, und er wur bei der Domänenkammer in Königsberg angestellt, nachdem ihn der Genera adjutant des Königs, der alberne Tabakschmaucher Köckeritz, ernstlich v dem „Verschemachen“ verwarnt und die eigene Schwester, die ihm schon ein großen Teil ihres Vermögens geopfert hatte, in würdigerer Form das Ve sprechen abgenommen hatte, im Staatsdienst zu verharren. Aber der Dicht war nun einmal erwacht und verlangte sein unveräußerliches Recht. Mi trauisch geworden gegen die eigene Kraft, versuchte sich Kleist jetzt zunäch an Übersetzungen aus dem Französischen, an Fabeln Lafontaines, an eine frivolen Lustspiel Molieres, dem er einen feierlichen, mystisch-religiös Hintergrund gab. Noch seltsamer war, daß er einen antiken Sagensto wählte, um den ganzen Schmerz und Glanz seiner Seele hineinzulege. Das Schicksal der Amazonenkönigin Penthesilea, die in Achill den her-

chsten der Männer zu ihren Füßen niederzwingen will und nach kurzem tausche des Übermuts ihre Zähne in den zuckenden Leichnam des Geebten schlägt, soll ihm sein eigenes Schicksal versinnbildlichen, sein Ringen m das vollkommene Kunstwerk und seinen furchtbaren Fall von der Höhe. r selbst hat in diesem Gedicht, das bei seinem Mangel an Handlung kaum in Drama genannt werden darf und in der Tat nur durch den zum Teil vunderbaren Glanz der Sprache blendet, stets sein Eigenstes gesehen, was och nur wieder auf die „Unart seines Geistes" zurückzuführen ist. Die Penthesilea" für die Bühne zu erobern, wird stets ein spielerisches Experinent bleiben, auch wenn ein paar große Theater den hundertsten Todestag es Dichters dadurch am würdigsten zu ehren meinen.

Jedoch zur selben Zeit schrieb Kleist den „Zerbrochenen Krug", zu dem r die Anregung schon einige Jahre früher bei einem Aufenthalt in der Schweiz durch einen Kupferstich erhalten hatte; in diesem kleinen Meisterverk, das nur an einer allzu großen Länge leidet, stand er mit breiten Füßen auf fester Erde, und zugleich begann er sich der Novelle zuzuwenden, die ihm reiche Lorbeeren verhieß, wenn auch nicht so reiche wie das Drama. In diese Anfänge gesunden Schaffens brach die Katastrophe von 1806 herein, die den altpreußischen Staat zerschmetterte. Es ist nun die herkömmliche Auffassung, daß Kleist am Unglück des Vaterlandes zum nationalen und politischen Dichter gereift sei, daß sein verwüstetes Leben dadurch einen neuen und reichen Inhalt gewonnen habe, daß er sich mit der inbrünstigen Liebe eines großen Herzens fest an sein Volk geklammert und die herrlichen Werke geschrieben habe, die ihn an die Spitze unserer politischen Sänger stellten; dabei bleibt es nur nach der eigenen Ansicht dieser Historiker „unbegreiflich", daß er jenen finsteren Lebensüberdruß mit sich umhergetragen habe, der ihn schließlich zum Selbstmord trieb.

Dies entscheidende Rätsel seines Lebens ist aber keineswegs „unbegreiflich"; es löst sich sehr einfach dadurch, daß Kleist gegenüber der gewaltigen Umwälzung des nationalen Lebens durch die französische Eroberung doch nur den Fremdenhaß des altpreußischen Junkers und Offiziers aufzubringen vermochte. Dieser Haß, wie er in beißenden Satiren, in gewaltigen Kriegsliedern, vor allem in seiner mächtigen „Hermannsschlacht" ausbrach, hatte sicherlich einen dämonisch-genialen Zug, und man braucht ihn wahrlich nicht darauf zurückzuführen, daß Kleist persönlich von den Franzosen sehr übel behandelt und einen großen Teil des Jahres 1807 unter dem gänzlich unbegründeten Verdacht der Spionage auf französischen Festungen herumgeschleppt worden war. Gewiß empfand Kleist die nationale Schmach aufs tiefste, aber er sah nur ihre Vollstrecker, nicht ihre Urheber; fremd und kaltsinnig stand er den Reformen der Stein und Schön, der Scharnhorst und Gneisenau gegenüber, trennte er sich von den vorwärtsdrängenden Kräften des Volkes und geriet immer tiefer in die Arme jener faulen Romantik, die in Napoleon weit mehr den Erben der Revolution haßte als den Zwingherrn der Nation. Die bigott-reaktionären Aufstände der Spanier und der Tiroler waren das Ideal Kleists, und es ist nur ein neues Quidproquo der bürgerlichen Literarhistoriker, wenn sie sagen, Kleists heiße und hinreißende Worte seien verhallt, weil die Deutschen zu gesittet gewesen seien, den Krieg wie die spanischen Guerillas zu führen. Ernst Moritz Arndt hat nicht minder „maßlos" als Kleist zum Kampfe gegen den

Franzmann aufgerufen, aber obgleich er als Dichter unendlich tief unte Kleist stand, fanden seine Worte das Ohr der Massen, weil in ihnen de Odem einer neuen Zeit wehte.

Nach seiner Entlassung aus der französischen Gefangenschaft kehrte Kleis nicht nach Preußen zurück, das von französischen Truppen überschwemm war, sondern siedelte sich in Dresden an, wo er vom Herbste 1807 bis zun Frühling 1809 seine produktivste Zeit, aber freilich auch die Zeit erlebte die ihn in unlösbare Konflikte verstrickte. Fast dramatisch verkörperten sic dem geborenen Dramatiker die Gegensätze, in denen sich sein Leben aufreiben sollte. Auf der einen Seite Pfuel, der spätere Kriegsminister un Ministerpräsident von 1848, und Rühle v. Lilienstern, der es bis zum Che des Großen Generalstabs in Berlin bringen sollte, alte Kameraden aus de Potsdamer Zeit, die den Kreisen der preußischen Reformer nahestanden und immer redlich bemüht gewesen sind, Kleists besseres Teil zu retten, au der anderen Seite die romantischen Apostaten und Sophisten Gentz un Adam Müller, von denen Gentz den Dichter von Wien her begönnerte Müller ihm aber wie ein böser Genius im Nacken saß. Mit Müller zusammen gab Kleist den „Phöbus" heraus, eine Monatsschrift, die nur einen Jahrgang erlebte, da sie sich fast allein von den Beiträgen der beiden Herausgeber nähren mußte. Das Geld zu diesem Unternehmen hatten Pfuel, Rühl und die Schwester Ulrike hergegeben; Müller hatte sich vorsichtig zurückgehalten, aber er verstand es, geistig den lenksamen Dichter immer meh zu beherrschen. Schon im „Käthchen von Heilbronn", das Kleist in diese Dresdener Tagen schuf, zeigt sich eine ungesunde Schönfärberei des Mittelalters, eine Unsicherheit des dramatischen Stils, die neben die märchenhaft rührende Gestalt der Heldin die abstoßend-realistische Karikatur der Gegenspielerin Kunigunde stellte, und der junkerliche Trick bricht häßlich hervor indem der biedere Graf Wetter v. Strahl Käthchen trotz ihrer hingebende Liebe mit der Peitsche zurückweist, solange sie als die eheliche Tochter eine ehrsamen Waffenschmieds gilt, aber sie begeistert als „Prinzessin vo Schwaben" zu seinem ehelichen Gemahl erhebt, sobald sich herausstellt, da sie die Frucht eines kaiserlichen Ehebruchs ist.

Hoch über diesem Ritterschauspiel steht die „Hermannsschlacht", die ebenfalls der Dresdener Zeit Kleists angehört. Es wird immer bewundernswer bleiben, wie er diesen ganz undramatischen Stoff zu bewältigen gewuß hat, wie er die ausgesprochene Tendenz so durchaus mit künstlerische Mitteln vertritt, daß dies Werk allein genügen würde, für immer da törichte Gerede zurückzuweisen, als ob Tendenz mit Kunst unvereinbar sei Selbst die „Unart seines Geistes" weiß Kleist dichterisch zu adeln, denn di gespenstische Alraune, die den Pfad des Varus im Teutoburger Wald kreuzt, ist durchaus dichterisch empfunden. Jedoch die hohe Kunst, womi Kleist den Vernichtungskrieg barbarischer Stämme gegen eine überlegen Kultur zu schildern weiß und zu verherrlichen sucht — bis in so häßlich Szenen hinein wie jene, in der Thusnelda ihren römischen Verehrer, mi dem sie viel zu lange kokettiert hatte, um ein Recht zum Zorne über sein Treulosigkeit zu haben, durch einen Bären zerfleischen läßt —, zeigt doc nur, daß die „Hermannsschlacht", wie Kleists patriotische Dichtung überhaupt, sich im dumpfen Banne historisch rückständiger Anschauungen bewegt. In der Tat konnte nur ein preußischer Junker und Offizier des alte

...lages mit den Schlußworten des Dramas auf das Paris der großen ...olution zielen:

Denn eh' doch, seh' ich ein, erschwingt der Kreis der Welt
Vor dieser Mordbrut keine Ruhe,
Als bis das Raubnest ganz zerstört
Und nichts als eine schwarze Fahne
Von seinem öden Trümmerhaufen weht!

Wie die Tendenz dann freilich, sobald sie sich unkünstlerischer Mittel be... ...t, auch das edelste Kunstwerk zerstören kann, verrät ein drittes Werk ...sts aus der Dresdener Zeit, „Michael Kohlhaas“, die schönste seiner Er... ...ungen. Zur Hälfte oder zu zwei Dritteln ist sie über jedes Lob erhaben, ... deshalb, weil sich der junkerliche Trotz des Dichters zum Kampfe eines ...ken Mannes für sein gutes Recht verklärt, aber dann zerfasert sie sich ...eine abgeschmackte Zigeunergeschichte, um in einem bei den Haaren herbei... ...ogenen Zusammenhang den König von Sachsen als napoleonischen Vasallen ... dem schmählichen Untergang seines Geschlechts zu bedrohen.

Als im Frühjahr 1809 der Krieg zwischen Frankreich und Österreich aus... ...ch, stiegen die Hoffnungen Kleists aufs höchste; er besang den hartherzigen ...poten, der auf dem österreichischen Throne saß, als den Retter der Welt, ... dem Mordgeiste in die Bahn trete, und den Erzherzog Karl feierte er ... der Schlacht bei Aspern als den „Überwinder des Unüberwindlichen“. ... siedelte nach Prag über, um den Ereignissen näher zu sein, aber bald ...ug die Schlacht bei Wagram alle seine Hoffnungen nieder, und es folgte ... einer jener furchtbaren Zusammenbrüche, an denen Kleists kurzes Da... ... so reich ist: schwere Krankheit, Selbstmordversuche und Anfälle von ...hnsinn, in deren einem er sich mit dem Gedanken trug, Napoleon mit ...enik zu vergiften.

Im November 1809 kehrte er, nachdem alle Hoffnungen gescheitert waren, ... er auf Wien gesetzt hatte, nach Berlin zurück. Er kam gerade zur rechten ...t, um den preußischen König, der aus dem Königsberger Exil, wohin er ...h der Schlacht bei Jena geflüchtet war, in die preußische Hauptstadt ...ückſiedelte, mit einem schönen, aber leider ganz sinnlosen Gedicht zu be... ...ßen. Tatsächlich kam der König als französischer Kriegsgefangener nach ...lin, auf Befehl Napoleons, der ihn fester unter der Faust haben wollte; ...ist aber sang den armseligen Menschen an:

Blick auf, o Herr! Du kehrst als Sieger wieder,
Wie hoch auch jener Cäsar triumphiert;
Ihm ist die Schar der Götter zugefallen,
Jedoch den Menschen hast du wohl gefallen.

So konnte wieder nur ein preußischer Junker und Offizier alten Schlages ... Idioten feiern, der damals den Reformern, die ihm seine Krone retten ...llten, durch seinen verbohrten Eigensinn jeden Tag zur bittern Qual machte. ...d während in den Kreisen dieser Reformer der Gedanke zu rumoren be... ...n, den unfähigen König zu entthronen, sang Kleist in seinem „Prinzen von ...mburg“ das hohe Lied der Subordination unter den königlichen Willen. ...ist hat in diesem Drama das halb Unmögliche möglich gemacht, er hat das ...preußentum in seiner Mischung von Brutalität und Stupidität in die ...häre der Kunst zu erheben gewußt, und bis auf die nachtwandlerischen

Neigungen des Helden, die doch nicht so leicht, wie Hebbel meinte, aus Organismus des Dramas zu lösen sind, ist der „Prinz von Homburg“ reic künstlerischen Qualitäten; er steht einzig da in unserer dramatischen Liter durch den kühnen Versuch, schon durch die drohenden Schatten des Tode erreichen, was in der Tragödie sonst nur durch den Tod erreicht wird: sittliche Läuterung und Verklärung des Helden. Aber die edle Kunst Dichtung wurde zum Verhängnis des Dichters; der banausische Hof le das Drama mit aufrichtigem Entsetzen ab, und so wenig wie die „Herma schlacht“ hat Kleist seinen „Prinzen von Homburg“, von der Bühne zu schweigen, auch nur in den Druck zu bringen gewußt. Beide Dramen erst ein Jahrzehnt nach seinem Tode durch Tieck veröffentlicht worden.

Dieser letzte Schlag hat ihn dann völlig gebrochen. Kleist kämpfte mehr hilflos mit der gemeinsten Not des Lebens, und wie der Dichter nur noch zu einigen häßlichen Schauergeschichten brachte, so verlor der M jeden Halt. Als Kleist im Herbste 1810 ein dürftiges Winkelblatt, die „ liner Abendblätter“, herauszugeben begann, erbat er für sie die Unterstütz des Staatskanzlers Hardenberg, während er die Spalten seiner Zeitung gleich einem Aufsatz Adam Müllers öffnete, der die Reformen Hardenb mit dem giftigsten Hohne übergoß. Kleist wurde dadurch in eine Reihe häßlichen Händeln verwickelt, in denen er einen beklagenswerten Mangel Mut und Würde zeigte. Sicherlich haben seine Biographen recht, wenn sein Petitionieren bei Hardenberg mit dem heutigen Offiziösentum nicht wechselt haben wollen, aber sie haben unrecht, wenn sie es mit der „Le gläubigkeit“ Kleists zu entschuldigen suchen, daß er den schmählichen Au Müllers in sein Blatt aufnahm. So weltfremd war Kleist nicht, zumal ihm die Reformen Hardenbergs doppelt verhaßt sein mußten, weil sie — damals bekannter war, als es heute ist — nur ein Abklatsch der Gesetzgeb waren, die der König „Morgen-Wieder-Lustik“ auf Befehl Napoleons seinem neugebackenen Königreich Westfalen eingeführt hatte. Daß gleich Kleist für seine Person die Unterstützung der Reformer beanspruchte, die in amtlicher Stellung befanden, war alte Junkertradition, aber man vers danach auch die herbe Ablehnung, die Kleist bei charaktervolleren Reform fand als dem leichtblütigen Hardenberg. Gneisenau, der gewiß ein Franzo hasser und auch — wie seine klassische Abhandlung über die „Freiheit Röcke“ zeigt — ein literarisch gebildeter Mann war, hat sich nicht für K interessiert, als ihn der Unselige in den letzten Nöten seines Lebens aufsuc.

In einer ältlichen hysterischen Frau gewann Kleist endlich den Gefäh des Selbstmords, den er unter den rüstigen Freunden seiner Jugend vergeb gesucht hatte. Ehe er sie und sich erschoß, schrieb er seiner Schwester Ulr „Du hast an mir getan, ich sage nicht, was in den Kräften einer Schwes sondern in den Kräften eines Menschen stand, um mich zu retten: die W heit ist, daß mir auf Erden nicht zu helfen war.“ Ihm war auf Erden n zu helfen, weil der geniale Dichter, der die höchsten Flüge wagen du sich niemals dauernd über die niederen Regionen des altpreußischen Jun tums zu erheben vermochte. Es ist nicht nach der Lehre des alten We Mitleid und Furcht, die das Trauerspiel dieses Lebens erregt, aber Mit mit dem Opfer und Haß gegen den Krebsschaden der deutschen Nation.

Einiges über Tolstoi.

Von **Diefenbach.**

… N. Tolstoi, **Ueber die Wissenschaft.** Einzige vollständige autorisierte Ausgabe, …bersetzt von Dr. Albert Skarvan. Samt brieflicher Diskussion mit Tolstoi und …inleitung, herausgegeben von Dr. Eugen Heinrich Schmitt. 61 Seiten. 1 Mark. **Ueber das Recht.** Briefwechsel mit einem Juristen. 23 Seiten. 50 Pfennig. **Brief an einen Hindu.** Heidelberg und Leipzig 1910, Verlag von L. M. Waibel … Co. 36 Seiten. 75 Pfennig.

Dr. Schmitt, der Herausgeber dreier kleiner Tolstoibroschüren, hat sich im Vor…t zur ersten „Über die Wissenschaft" die Aufgabe gesetzt, Tolstois sozialphilosophischen …undgedanken vom Unwert alles gegenwärtigen Wissens schärfer ans Licht zu rücken. …versucht durch eine längere Einleitung nebst Beigabe eines indirekten Briefwechsels, … durch Vermittlung des Übersetzers Skarvan zwischen Schmitt und Tolstoi geführt …rde, in dessen kulturnihilistischen Ideen die Spreu vom Weizen zu sondern. Dar… erwüchse nun aber vor allem die Notwendigkeit, die Ausführungen Schmitts …st gleichermaßen zu sieben. Jedoch steht dem schon der Umstand im Wege, daß … philosophierende Kommentator Schmitt durchaus nicht über jene urwüchsige Klar… des Gedankens und Ausdrucks verfügt, die auch die eigenbrödlerischsten Seiten…ge des philosophischen Predigers Tolstoi erhellt und verschönt hat. Dr. Schmitt …hdet alle materialistischen, monistischen, positivistischen, evolutionistischen und …tisch-idealistischen Ansichten, daneben die „Gewaltigen des Mammons", der Re…rung und die „sozialdemokratische Demagogie" nach Kräften und macht für eine …vate Sorte vom christlich-philosophischen Gnostizismus, für seine Ideen vom …neren Erleben des Unendlichen" usw. eine gutgemeinte, aber wenig lichtvolle …opaganda. Um so überraschender berührt es, wenn er Tolstoi selbst im Schlußwort … Fug und Recht vorhält, daß dessen mystische und widerspruchsvolle Gotteserkennt… für Tolstoi selbst nicht durchsichtiger sein könne als eine blinde Glasscheibe. …erhaupt wirken Schmitts Ausführungen dort, wo er Tolstoi opponiert, weit ein…chtender als dort, wo er Tolstois religionsphilosophischen Mystizismus würdigt … in seiner „gnostischen" Denkweise erklärt. Tolstoi verdammt die ganze moderne …ssenschaft und nennt sie ein „falsches" und irrtümliches Wissen, weil sie das Privileg …er ausbeuterischen Minorität von verschwindender Kopfzahl ist und als solches …der inhaltlich noch formal überhaupt irgendein in seinem Sinne nützliches Moment … ihr vorhanden sein kann. Schmitt nimmt die moderne Wissenschaft gegen dies Aus…itten des Kindes mitsamt dem Bade, dem wenigstens eine gewisse Größe der Aktion … ein tiefes soziales Empfinden zugrunde liegt, in Schutz. Aber die Anklagen, die … selbst gegen die moderne Wissenschaft erhebt, sind noch tausendmal mehr weiter …chts als abstruse Querköpfigkeiten eines gnostischen Querulantentyps, als welchen …r Dr. Schmitt sich auch durch Einflechtung lächerlicher Erzählungen über die Schick…e seiner eigenen philosophischen Person in der Öffentlichkeit sattsam kennzeichnet. …in individueller Standpunkt findet sich vielleicht am kürzesten im folgenden tief…nigen Satze der Vorrede verborgen:

„Nicht eine Abstammungslehre, die den Menschenleib aus Tierformen hervor…gen läßt, soll hier bestritten werden, aber die Ansicht, daß die höhere kosmische … überkosmische Grundlage des Menschen sich **aus** dem Tierischen und nicht bloß … demselben, Energien entnehmend, entwickelte, der Pflanze gleich, die aus dem …den Säfte und Kräfte saugt. Das Gehirn ist bloß Resonanzboden höherer …rahlungen." Im Lichte dieser höheren Strahlungen gesehen, ist es kein Wunder, …nn Schmitt die moderne Wissenschaft tadelt, daß sie den Menschen ganz auf das …er reduziere und in erster Linie das Sinnenleben der äußeren Natur und das Spiel … psychologischen Vorstellungen und Bilder, die wir mit dem Tiere gemein haben, …orschen. Die moderne Naturwissenschaft und Psychologie müßte allerdings ihre …nze bisherige Methode aufgeben und damit allen Boden unter den Füßen ver-

lieren, wenn sie Herrn Dr. Schmitt zuliebe von ihrem rationellen System, zuerst das Einfache und dann erst das Komplizierte zu untersuchen, abgehen wollte.

In Wirklichkeit hat Tolstois schlichte und wenn auch primitive, so doch ganz auf die Praxis des kleinen Mannes gerichtete Religionsphilosophie mit Schmitts Gnostizismus, bei dem wohl jedem Nichtgnostiker der „Resonanzboden" einigermaßen brummt, nicht viel gemein. Aber da der große Utopist Tolstoi sich in religiösen Fragen schließlich von Jahr zu Jahr mehr mit allerhand sonderbaren Heiligen einließ, ist es begreiflich, wenn diese ihn auch nach seinem Tode halb oder ganz für sich in Anspruch nehmen. Und das um so mehr, als sich gerade in Tolstois religionsphilosophischen Ideen, wie er sie in seinen letzten Schriften und Briefen vertrat, Wertvolles und Wertloses, geistreicher Tiefsinn und phantastische Kindlichkeiten aufs seltsamste mischen. So findet sich in einem der vorliegenden Briefe an Skarvan-Schmitt gelegentlich eine höchst eigentümliche Definition dessen, was Tolstoi mit dem Begriff „Gott" verbindet. Er schreibt: „Gott hat die Welt erschaffen, Gott hat mich erschaffen, — heißt eigentlich nur so viel, daß ich nicht weiß und nicht wissen kann, wie ich und die Welt und der Anfang von allem entstand." Das klingt wohltuend wenig theistisch im gewöhnlichen Sinne! Aber wie viele von Tolstois Anhängern verbinden bei dem ständigen Mißbrauch, den sie mit dem Wort und Begriff „Gott" treiben, wohl die Idee jenes einfachen X, das Tolstoi damit ausdrücken will. Freilich hat sich Tolstoi selbst an anderen Stellen seiner Schriften über den großen Unbekannten wieder weit weniger zurückhaltend ausgesprochen.

Vom selben Geiste getragen wie der Aufsatz „Über die Wissenschaft", ist Tolstois Abhandlung „Über das Recht", die er einem angehenden Juristen der Petersburger Universität schrieb. Es ist bezeichnend für Tolstois Denkart, daß er in allem Recht und Gesetz nichts weiter als ein klugersonnenes Machtmittel der herrschenden Klassen, eine verhüllte Waffe ihres Klassenkampfes sieht. Er zieht aber daraus nun nicht etwa den Schluß, daß dieses Recht zugunsten der unterdrückten Schichten umzuändern wäre, sondern weil er den Klassenkampf selbst als unethisch verwirft, wird auch das Recht, das Tolstoi nicht als historisch geworden und historisch veränderlich, sondern als etwas durchaus Gegenwärtiges und Absolutes auffaßt, von ihm in Bausch und Bogen verdammt. Im ganzen betrachtet, bildet dieser Brief an das Petersburger Studentlein, das mit den Gefühlen des „Schülers" im Faust an Tolstoi herantrat, eine kühne und machtvolle Anklage gegen das bestehende Strafsystem, das „ohne Gerechtigkeit, Güte, Mitleid und Verzeihung" die Welt wohl noch schlimmer demoralisiert, als dies nach Tolstois Bekenntnis selbst die Theologie vermag.

Im Hochsommer seiner künstlerischen Periode, in der Entstehungszeit von „Krieg und Frieden", hat Tolstoi dort eine glänzende, instinktiv geschichtsmaterialistische Untersuchung des russischen Feldzugs gegeben. Es war ein begrenzter Ausschnitt, ein kleines Stück flammender Welthistorie, das er als Dichter erfaßte, das durch seine gewaltige Lebensregung den großen Künstler zwang, gerade im Schleier der Dichtung die tiefste wissenschaftliche Erkenntnis wiederzugeben. Für den Tolstoi der späteren Periode ist diese ganze Welt versunken und vergessen. Er geht überall nur noch von jenen ethisch-theistischen Vorstellungen aus, die den ständigen Grundton seiner Lehre ausmachen und die er — mit nicht mehr Gültigkeit, als sie der kosmologische Gottesbeweis beanspruchen kann — als eingeboren, ewig und überall nachweisbar voraussetzt. Die ethische Idee ist in Tolstoi seit seinem Damaskustag so mächtig geworden, daß sie, von einigen kurzen künstlerischen „Entgleisungen" abgesehen, alles übrige in ihm überwuchert hat. Er findet sie deshalb auch außerhalb seines Ichs in allen Zonen, alles Leben im Tiefsten durchziehend, wieder. Auf dieser Anschauungsweise beruht Tolstois „Brief an einen Hindu", der seine Aufmerksamkeit auf die Leiden des indischen Volkes unter dem englischen Joch und auf die von Indern selbst ausgehenden Reorganisations- und Modernisationsbestrebungen hingelenkt hatte. In dem Versuch, ein Land, das über die heiligsten moralischen Schätze, über die ethische Panazee der buddhistischen Lehre seit Jahrtausenden verfügt, durch Europäisierung

…h moderne Machtmittel zu sanieren, sieht Tolstoi nichts als einen grauen…en Widersinn der Geschichte. „Wenn die Engländer Indien unterjocht haben, so …ah es nur deshalb, weil die Inder als das höchste Grundprinzip ihrer gesell…ftlichen Einrichtung die Gewalt anerkannt haben und auch jetzt anerkennen; im …en dieses Prinzips haben sie sich ihren Fürsten unterworfen, in seinem Namen …en sie sich gegenseitig bekämpft, kämpften sie gegen die Europäer, gegen die Eng…der und möchten auch jetzt noch gegen sie kämpfen. . . . Im vorliegenden Falle …as einzige Mittel zur Befreiung eines Volkes von der Unterjochung allein die …e. . . . Widersetzet euch nicht dem Übel, aber beteiliget euch auch nicht an ihm; nehmet …t teil an der Administration, nicht an Gerichten, nicht an Steuereintreibungen … hauptsächlich nicht am Militär, und niemand in der Welt wird euch unterjochen."

Es ist sehr leicht, eine Auffassung zu belächeln, die, statt in den ökonomischen …ebkräften und in der Kapitalisierung Indiens das bestimmende Moment für dessen …wicklung zu sehen, die moralischen Ideen für den rechtmäßigen Grundregulator …s Lebens hält und dort Mißgriffe der Geschichte annimmt, wo die Wirklichkeit …s Prinzip augenscheinlich widerlegt. Tolstois Intellekt ist wahrlich groß und stark …ug, um alle Bewunderung zu verdienen. Aber die Kraft des Herzens ist bei Tolstoi …fig noch größer und stärker, so daß das Herz seinen Verstand immer wieder kom…ndiert. So nimmt auch Tolstois historischer und kultureller Irrtum seinen Ursprung … der Wahrhaftigkeit seines moralischen Gefühls, das den Mann bis in die letzten …hre beherrscht hat. Haltbar und imponierend an jenem Kulturkrieg, den der große …treter eines unwissenschaftlichen Sozialismus unternahm, bleibt schließlich doch … gewaltige, alles umfassende und alles zertrümmernde soziale Empfinden, das den …lstoi der späteren Periode bis zur Verleugnung seiner eigenen glänzenden Ver…genheit trieb. Die Wurzeln seiner Kritik und viele ihrer Konsequenzen sind so …und und so menschlich wie alle die großen Kunstwerke selbst, die er in seiner …itezeit schuf. Tolstois Bildersturm hat nichts gemein mit der Negerwut, die …schinen zertrümmert. Er gleicht mit seinen Donnerkeilen in der Hand vielmehr …em uralt heiligen Vater, der mit gelassener Hand aus rollenden Wolken segnende …itze über die Erde sät.

Bücherschau.

… Heymans, **Die Psychologie der Frauen.** Die Psychologie in Einzeldarstellungen, Band III. Heidelberg 1910. VI und 308 Seiten. Geb. 5 Mark.

Heymans Frauenpsychologie ist das typische Werk eines Universitätsprofessors. …türlich rückt es weit ab von den Tendenzschriften der Frauenrechtlerinnen und ihrer …gner. „Ganz objektiv" und fein säuberlich getrennt wird ein Moment gegen das …dere abgewogen, mit großem Aufwand von Akribie die angewandte Methode in …en Vorzügen und Nachteilen von den noch möglichen abgegrenzt, mit einer Flut …hwissenschaftlicher Ausdrücke, die bei der Grobheit der Materialgewinnung direkt …eführen müssen, der Eindruck des rein „Wissenschaftlichen" erweckt — und durch …en Fehler des Fundaments fällt der ganze mühsame Bau zusammen. Selbst … mühsamste und sorgfältigste Spezialarbeit eines Individuums bleibt eben ver…blich, wenn sie nicht an der materialistischen Geschichtsauffassung orientiert … So wird Heymans durch den Glauben an eine Menschheit und eine allgemein …ltige Wissenschaft dazu verführt, „möglichst viele, möglichst vollständige, möglichst …akte und möglichst unter sich vergleichbare Charakterbeschreibungen von mög…hst verschiedenen Individuen" als „umfassendes und zuverlässiges Tatsachen…aterial" über die Psyche der Frau anzusprechen. Mit einem gelehrten, aber fälsch…h herangezogenen Beispiel aus der Astronomie soll bewiesen werden, „daß neben …nen zahlreichen Ursachen, deren jede im einzelnen Fall eine falsche Entscheidung …günstigt, es überall doch eine Ursache gibt, welche auf eine richtige Entscheidung

hindrängt: nämlich der objektiv vorliegende Tatbestand". Nach Heymans sollen genügend großem Material die Fehlerquellen gleich häufig die verschiedenen lichen Richtungen einschlagen, die sich im Gesamtresultat aufheben, so daß nur richtige Tatbestand übrig bleibt. Daß dagegen die Fehlerquellen auch in glei Richtung laufen und sich zu einem mächtigen Strom vereinigen können, scheint Heym nicht in den Sinn gekommen zu sein. So verließ er sich sicheren Herzens auf Beantwortung verschiedener Fragen über die Seele von Mann und Frau durch 3000 niederländische Ärzte. Was dabei herauskommen mußte, ist klar: in allen urteilen der Bourgeoisie aufgewachsene Ärzte geben ihre Bourgeoisanschauungen Bourgeoisfrauen wieder. Diese Schranken werden auch nicht durch die richtige merkung erweitert, daß alle Differenzen zwischen Mann und Frau nur statisti Natur sind, daß der Durchschnitt der Frauen Eigenschaften besitzt, die sich bei Männern seltener finden, daß die Unterschiede also nicht für jeden einzelnen M und jede einzelne Frau gelten.

Die Bourgeoisfrau hat Heymans im ganzen richtig gezeichnet. Gerade inf unserer Anschauung von der sozialen Bedingtheit jeglicher Kreatur können wir die tatsächlichen Abweichungen der Frauen- von der Mannespsyche mit den bür lichen Gleichmacherinnen kühn bestreiten. Bei den Resultaten selbst fällt auf, nirgends von der Sexualität gesprochen wird. Da die Unterscheidung von Fra und Männerpsychologie auf Geschlechtsdifferenzen beruht, wirkt diese stillschweig Umgehung geradezu verblüffend. Ist es Prüderie, die den Herrn Professor ab über ein so heikles Thema zu schreiben? Oder glaubt er im Ernst, daß man Fra psychologie treiben kann, ohne die erotisch-psychischen Differenzen zu beschreiben, die sexuell-physischen Unterschiede zur Erklärung mit heranzuziehen? In den Ei resultaten mischen sich richtige Beobachtungen mit schiefen Urteilen, übervorsic Bemerkungen mit vorschnellen Schlüssen. So folgert Heymans aus der sehr ku Teilnahme der Mädchen an unserer bürgerlichen Schul- und Universitätsgelehrsam „daß die durchschnittliche Frau sich auf dem Gebiet der Wissenschaft nie nimmer wirklich heimisch fühlen wird" (S. 143).[1] Zu solch falschen Vor sagen führt das logische Salto mortale, erst aus den verschiedenen psychischen scheinungen die Grundeigenschaften der größeren Aktivität und Emotionalität Frau zu abstrahieren und aus dieser Abstraktion nachher zu folgern, daß die zelnen Qualitäten nicht verschiebbar seien, da sie ja mit den typischen Grundei schaften der Frau untrennbar zusammen hingen!

Bei der Frage nach dem Ursprung der psychischen Verschiedenheiten der schlechter gibt Heymans eine interessante Variation der Antwort, daß die psychi Geschlechtsunterschiede tiefer lägen als „die Kultur". Die Differenzen sind nur re dauernd, nicht aber unzertrennlich mit den körperlichen Geschlechtsunterschieden bunden. Sie sind vielmehr Ergebnisse der sexuellen Auslese und auf dem Wege allmählichen Auslese zu ändern. „So wie nun niemand daran zweifeln wird, wenn einmal alle Männer sich entschlössen, nur hochgewachsene Frauen zu heira in den folgenden Geschlechtern ein allmähliches Steigen der durchschnittlichen lichen Körperlänge sich ergeben würde, so würde auch etwa die weibliche Emotiona sich mit der Zeit sicher mäßigen, wenn die Männer dieselbe in ihren Gefährti nicht mehr wünschten." Wenn wir aus diesem Gedankengang die naturwissensc liche Kategorie Auslese ausscheiden und für ihn die Erkenntnis verwerten, daß nur ökonomische Tatsachen unmittelbar soziale Änderungen hervorrufen, sondern in den Köpfen Wünsche und Zweckvorstellungen setzen, die dann kausal wirksam we können, so haben wir den verwertbaren Kern herausgeschält: die ökonomische wicklung schafft Idealbilder der Frau, die allmählich konkrete Gestalt annehmen. gibt uns, die wir als Frauen und Männer noch den Fluch der Vergangenheit spie eine feste Stütze fröhlicher Zukunftshoffnung. Ernst

[1] Vom Verfasser selbst gesperrt hervorgehoben.

:guerite Andoux, **Marie Claire.** Roman.

Ein stilles Buch, das in ruhigem epischem Flusse, mit einer naiven Sachlichkeit, e jede Reflexion fernliegt, in schöner, einfacher, klarer Sprache geschrieben ist, hat aris viel von sich reden gemacht. Es hat den Preis von 20000 Franken davon=agen, den eine Pariser Zeitschrift für den besten französischen Roman des Jahres gesetzt hatte, und hat in kurzer Zeit zahlreiche Auflagen erlebt. Octave Mirbeau eine Vorrede zu dem Buche geschrieben, die trotz aller Überschwenglichkeiten das afte Interesse des Lesers für die Verfasserin erweckt.

Ihr Schicksal ist auch ungewöhnlich genug, um dieses Interesse zu rechtfertigen. Roman selbst würde, meiner Meinung nach, kaum das Aufsehen erregt und n solchen Erfolg davongetragen haben, wären seine literarischen Verdienste nicht h das sentimentale Interesse an der Persönlichkeit der Dichterin in eine etwas itliche Beleuchtung gesetzt worden.

Marguerite Andoux war bis vor kurzem eine kleine Pariser Näherin, etwa in Mitte der Dreißiger, die für 3 Franken täglich in bürgerlichen Familien nähte schneiderte oder zu Hause arbeitete in einem so kleinen Zimmerchen, daß man Modell forträumen mußte, um Platz für die Nähmaschine zu schaffen. Ihre en hatten unter dieser Arbeit so gelitten, daß der Arzt in sie drang, das Nähen zugeben, wenn sie nicht blind werden wolle.

In ihrer Armut und Einsamkeit, zart und kränklich, wie sie war, war es ihr all Jahre hindurch ein Trost gewesen, die Erinnerungen ihrer Kindheit niederzu=eiben. Ein Zufall führte sie in literarische Kreise, die sich für sie interessierten und den Weg in die Öffentlichkeit bahnten. Ihr Roman ist die Geschichte ihrer Kindheit.

Sie war kaum fünf Jahre alt, als ihre Mutter starb. Der Vater fing an zu ken und verschwand eines Tages auf Nimmerwiedersehen. Sie kam ins Kloster. Erinnerungen an die Erlebnisse aus dieser Zeit, an die Klosterschwestern, die Erziehung leiteten, an die Gefährtinnen und Freundinnen füllen den ersten Teil Buches. Wie eine Lichtgestalt ragt unter diesen mehr oder weniger an Leib und ele verkrüppelten oder verknöcherten Gestalten Marie Aimée hervor, die sich des ides mit großer Liebe annahm. Zwischen den Zeilen liest man die kleinen und ßen Erlebnisse, die sich innerhalb der Klostermauern abspielen, die kleinlichen trigen und Eifersüchteleien, die kurze, tragische Liebesepisode Marie Aimées. Alles nur leise angedeutet — Erinnerungsbilder, die sich loslösen aus dem Schatten Vergangenheit, die sich formen und für einen Augenblick sichtbare Gestalt an=hmen und wieder untertauchen.

Marie Claire verläßt das Kloster. Sie wird auf einen Pachthof geschickt, wo sie e Arbeit verrichten muß. Sie hütet die Schafe, sie melkt die Kühe und sorgt für Schweine. Aber sie ist bei einfachen, guten Menschen, die sie liebevoll behandeln. altes Buch, das sie irgendwo aufstöbert, erweckt in ihr eine stets wachsende idenschaft für die Lektüre. Sie liest, was ihr in die Hände fällt, und hat den ennenden Wunsch, auch einmal ein Buch zu schreiben.

Der Pächter stirbt, und der Hof geht in andere Hände über. Marie Claire wird eder einmal von den Menschen getrennt, die sie liebgewonnen hat. Sie bleibt f dem Hofe, auf dem sie sich nun als Fremde fühlt, bis der Bruder der Pächters=u, Henri Deslois, kommt und zwischen den beiden Kindern — sie sind beide kaum bzehnjährig — sich ein zartes, rührendes Liebesverhältnis anspinnt. So unschuldig, kindlich=naiv, daß kein Hauch von Sinnlichkeit, von Leidenschaft die Seelen dieser nder streift, welche lachend und träumend in aller Heimlichkeit in Wald und Feld rumtollen, zusammen lesen und schwärmen und so völlig in dem harmlosen Genuß s Augenblicks aufgehen, daß sie mit keinem Gedanken an die Zukunft denken. Aber e anderen denken daran; und mit rauher Hand greifen sie in das Idyll und zer=ren die zarte Blüte knospender Neigung.

Marie Claire kehrt ins Kloster zurück. Noch einmal sieht sie ihre geliebte Marie imée wieder, die, von den Klosterinsassen verachtet, weil sie in „sündiger" Liebe

geliebt und gelitten, zu den Leprösen geht, um ihr Leben unter ihnen zu beschli
Dann geht sie nach Paris, ein halbes Kind, ganz auf sich allein angewiesen,
40 Franken in der Tasche, um dort ein neues Leben zu beginnen.

Damit schließt der Roman, dessen Reiz vornehmlich in der Ehrlichkeit Schlichtheit besteht, womit die einfachen Erlebnisse erzählt sind, ohne Pose, eitle Selbstbespiegelung. Es ist kein starkes Temperament, dessen Flammen uns entgegenschlagen, keine große Leidenschaft, die uns fortreißt. Ein Hauch von gnation liegt über dem Ganzen, eine leise, stille Wehmut. Am überraschendsten Sprache, diese einfache, klare, knappe Diktion, die von jeder Sentimentalität, Gefühlsüberschwang frei ist. Die junge Näherin, die kaum orthographisch schre kann und die einen mehr als dürftigen Schulunterricht genossen, hat augenschei ein feines Sprachgefühl, und sie hat Geist und Geschmack an der Prosa der b Autoren gebildet.

So ist ihr die Anerkennung und der Ruhm, die so plötzlich über sie he brachen, von rein menschlichen Gesichtspunkten aus wohl zu gönnen. Julie Ro

---

G. Reck, **Meine Großmutter.** Novellen. Frankfurt a. M., Verlag der Literari Anstalt Rütten & Loening. Geh. 2 Mark, geb. 3 Mark.

Drei kurze Novellen in einer geschulten, pointierten Sprache erzählt. K Kabinettstücke psychologisierender Erzählungskunst, gleichsam am Salontisch geschrie Der Ton ist rein objektiv, der Stil schmucklos, fast nüchtern und doch heben sich einzelnen Gestalten aus dem Milieu so scharfumrissen und deutlich hervor, wie je die Gegenstände in einer klaren Herbstlandschaft. Eine Höhe formaler Kun erreicht, die an Maupassant erinnert. Die Charaktere, so individuell sie sind, g alle mit Notwendigkeit aus der Atmosphäre hervor, in der sie leben.

Diese Großmutter, „die erste Tragödin ihres Jahrhunderts", wie die E Enkelin stolz irgend jemand nachplappert, die mit 64 Jahren die Rolle eines zehnjährigen Knaben mit Glück zu spielen versteht, die ganz in der Oberflächenk ihres Standes aufgeht, wirkt trotz manchem wahr und echt. Die Atmosphäre Seide und Spitzen, Puder und Schminke, Eleganz und schillerndem Lebensg macht sie jeden Tag wieder zur jugendlich-elastischen „großen Dame", deren La am Tage so oft wechseln wie ihre Haare und Kleider. Nur ab und zu sieht wie durch eine Lücke der Maske den sorgfältig versteckten Menschen, ein kleines, liebebedürftiges Weiblein, das sich schließlich mit antiker Seelenruhe sterben leg

Der „Bruder Ludwig" in der zweiten Novelle war schon als Kind blaß jämmerlich, ein Gegenstand der Verachtung für den starken, geschäftstüchtigen Ve und von den robusten Geschwistern mehr gelitten als geachtet. Er ist der T eines hochbegabten Dekadenzmenschen, eine rein ästhetisch empfindende willensschw Natur, die immer wieder alle Anläufe zu einem tätigen Leben aufgibt und in drückendem Gefühl ihrer Körper- und Nervenschwäche zu trinken anfängt.

Die dritte Novelle führt uns in die Ecke eines großen, eleganten Restaura Junge, reiche Sportsleute kommen mit ihren Damen von Namen, um ein „p midales Souper" einzunehmen. Es sind Vertreter jenes nervenstarken Reicht dessen geistige Bedürfnisse durch ein Gespräch über Pferde, Hunde usw. gestillt Unter ihnen sitzt einer, verdrießlich, müde, kränklich, mit den Zügen eines intellige aber heruntergekommenen Gewohnheitstrinkers. Er beginnt eine geistreiche, pointierte Geschichte zu erzählen. Man muß zuhören. Etwas von der dum hoffnungslosen Müdigkeit des geistreichen Trinkers geht auf die robusten Hörer ü Die Stimmung ist verdorben. „So 'n Kerl, so 'n — —, der Teufel soll ihn hol Gewaltsam sucht man die alte, derbe Stimmung zu gewinnen.

Man darf in solchen Erstlingsnovellen nichts Großes, Bedeutendes suchen. kann nicht Weltanschauung verlangen von einer Kunst, welche die Schönheit schnittener Steine, von Kameen und Intaglien besitzt. E. Hoer

---



dolf Franz, **Die schönsten Märchen für die nationale Kinderwelt.** Bearbeitet ı Sinne des Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie. Bilderschmuck von einhold Pfeiffer. München, Verlag von J. Birk & Co. 99 Seiten. Preis 1 Mark.

In den letzten Jahren ist in unserer Partei der bis dahin ziemlich schwach ent- elte Sinn für gesunde politische Satire in erfreulichem Maße gewachsen. Die ire ist ganz gewiß nicht die wichtigste Waffe in unserem Kampfe und wird neben Ernste der wissenschaftlichen Aufklärung und neben der Wucht der politischen enschaft immer erst in zweiter und dritter Linie kommen, aber nach den großen n auch wir die „kleinen Mittel“ nicht verachten. Zumal es in der Tat mancherlei heinungen im Lager unserer Feinde gibt, denen man mit der Narrenpeitsche wirkungsvoller beizukommen vermag als mit der Keule. Zu diesen Erscheinungen irt ohne Zweifel auch der famose Reichsverband gegen die Sozialdemokratie, man gewiß nicht unterschätzen darf, wie das früher in unseren Reihen vielfach r geschah, dem man aber andererseits wirklich zu viel Ehre antun würde, wollte sich mit ihm etwa in ernsthafte wissenschaftliche Disputationen über Wesen und e des Sozialismus einlassen. Ernste Wissenschaft und — Reichsverband! Nein, da ist tüchtige Tracht Prügel mit der Narrenpeitsche des Satirikers tatsächlich besser am ze, und man kann es mit Freude begrüßen, daß Genosse Rudolf Franz sich zu einer Spezialisten in dieser Art „Behandlung“ des Reichsverbandes auszubilden scheint. e vor Jahr und Tag bei Birk & Co. erschienene größere satirische Arbeit „Warum ich Sozialdemokrat bin, eine Streitschrift im Sinne des Reichsverbandes gegen die ialdemokratie“, wurde ihrerzeit an dieser Stelle bereits angezeigt, und es freut , heute die Leser der „Neuen Zeit“ auf eine zweite ähnliche Publikation des Genossen nz aufmerksam machen zu können. Seine Übersetzung der bekannten deutschen ks- und Kindermärchen aus dem Grimmschen ins Reichsverbändlerische war ein t glücklicher Gedanke; auch die Ausführung dieses Gedankens ist im allgemeinen t gut gelungen, wenn auch hier wieder, wie schon bei der erwähnten Streitschrift, ıchmal eine ermüdende Breite etwas stört. Vielleicht wäre es auch besser gewesen, osse Franz hätte es mit einem reichlichen Dutzend solcher Märchenübertragungen ıg sein lassen, statt deren reichlich zwei Dutzend (fünfundzwanzig) zu bieten; t der beste und glücklichste Gedanke leidet schließlich darunter, wenn man ihn usehr abhetzt.

Doch sollen diese kleinen Ausstellungen unseren Lesern die Freude an der Lek- der (nur für Erwachsene bestimmten und nur ihnen verständlichen) „Märchen- mmlung“ des Genossen Franz nicht schmälern, zumal einzelne dieser „Märchen“ re Perlen eines gesunden und frischen politischen Humors darstellen. Der Illu- tor, Reinhold Pfeiffer, hat durch ein ganz famoses Titelbild (der preußische Schutz- ın als Märchenerzähler!) und durch eine Fülle überaus lustiger und gelungener tillustrationen die satirischen Absichten des Genossen Franz in der wirksamsten se unterstützt, ja ihnen recht eigentlich erst zu voller Wirkung verholfen.

Wir wünschen dem amüsanten Büchlein recht viele Leser. K. H.

Lose Blätter.

Die antike Bildung. Die bürgerliche Presse verbreitete im vergangenen Sommer Mitteilung, daß der letzte Rest des humanistischen Gymnasiums durch die Be- gung des griechischen Unterrichts vernichtet werden solle. An diese Nachricht, die inzwischen erfreulicherweise als grundlos herausgestellt hat, knüpften der „Vor- ts“ und die „Neue Zeit“ einige kritische Bemerkungen, etwa des Sinnes, daß nit das neudeutsche Reich den endgültigen Bruch mit dem Deutschland der klassischen ratur und der klassischen Philosophie vollziehe. Diese Bemerkungen wieder regten „pädagogische Gewissen“ des Genossen Heinrich Schulz so auf, daß er in Nr. 47

des vorigen Jahrganges der „Neuen Zeit“ an zwei verschiedenen Stellen und mehr als neun Druckseiten mit den Ketzern des „Vorwärts“ und der „Neuen ins Gericht ging.

Für die „Neue Zeit“ war ich der Schuldige, doch hinderte mich eine Erkrankung, sofort zu antworten, obgleich ich, um die Angriffe des Genossen Hein Schulz zu erledigen, mich wesentlich kürzer fassen kann als er. Er behauptet, unsere klassische Literatur und Philosophie mit dem humanistischen Gymnasium haupt nichts zu tun habe, da nach den Akten der preußischen Bureaukratie d Gymnasium erst seit 1856 oder höchstens seit 1837 bestehe. Nach meiner besteht es allerdings seit dem sechzehnten Jahrhundert, und als seinen eigentl Gründer pflegt man keinen preußischen Bureaukraten, sondern Philipp Melanch zu nennen. Aber es ist klar, daß wenn Genosse Schulz recht haben sollte, ganze Argumentation an einer einfachen Jahreszahl zusammenbrechen würde.

Gleichwohl kann Genosse Schulz nicht unterlassen, das Verhältnis unserer Kla zur antiken Bildung unter die Lupe zu nehmen, wobei ihm jedoch Irrtümer laufen, die ich an einem so alten und guten Freunde gerne vermißt hätte. mann soll das eigentliche Verständnis für die Größe der antiken Kultur nic sehr durch das Studium der griechischen Sprache als durch den Anblick der nisse griechischer und römischer Kultur gewonnen haben, während Winckelmann behauptet, daß er schon als Konrektor in Seehausen, das heißt ehe er auch nu antikes Kunstwerk mit Augen gesehen hatte, vor den „grindigen Köpfen“ altmärk Schulkinder „Gleichnisse aus dem Homer gebetet“ habe. Ferner sollen unsere Kla über die mangelhaften Lateinschulen ihrer Zeit manch bitteres Wort gesch haben, während Lessing bekannte, daß er die glücklichsten Jahre seines Lebens, denen er sich oft zurücksehne, auf der Fürstenschule in Meißen verlebt habe. soll Heinrich Heine „ein herzlich schlechter Grieche“ gewesen sein, und Genosse beruft sich auf einige anonyme Schulfüchse, nach deren Behauptung Heine überhaupt nicht Griechisch gelernt hat, aber Heine selbst versichert allerdings Gegenteil und hat davon in seinen Gedichten — von seiner Prosa zu geschweig — reiche Proben gegeben, von den „Nordseebildern“ bis zum „Romancero“, so daß ein so ausbündiger Hasser Heines, wie Treitschke, in einer antisemitischen Schri geben muß, in den „herrlichen Versen“: Schon tausend Jahre aus Grätia, habe noch einmal alles zusammengefaßt, was die Deutschen seit Winckelmanns Tagen die Schönheit der hellenischen Welt gesungen und gesagt hätten. Doch genug d

In einem zweiten Artikel derselben Nummer empfiehlt mir Genosse Schu „Erziehungslehre“ des Herrn Ludwig Gurlitt zur besseren Belehrung. Leider er mich nur gleichzeitig durch die Proben, die er aus diesem Werke mitteilt, von Lektüre wirksam ab, und seine Versicherung, daß er mit Herrn Ludwig Gurlit „d autoritativ aufgepflanzte Hochachtung vorm Altertum ablehne“, hilft mir auch weiter. Ich bilde mir ein, daß ich mir meine, wie ich gern bekenne, aufrichtige achtung vorm Altertum durch eigene Arbeit erworben habe, aber wenn ich da unbescheiden denken und in der Tat nur Autoritäten nachplappern sollte, so zi freilich Autoritäten wie Goethe, Lessing, Winckelmann, Heine, Marx, Lassall schieden der Autorität des Herrn Ludwig Gurlitt vor.

In den wenigen Zeilen, durch die ich das Unglück gehabt habe, die Philippika des Genossen Schulz hervorzurufen, habe ich in keiner Weise die S des humanistischen Gymnasiums beschönigt und den Anspruch, daß die „akade Bildung“ die Voraussetzung jedes denkenden und sozusagen selbst jedes anstä Menschen sei, in der entschiedensten Weise zurückgewiesen. Aber ebenso ents muß ich für meinen Teil den Versuch des Genossen Schulz ablehnen, das Ki dem Bade zu verschütten und den Lesern der Arbeiterpresse die antike Bildung haupt zu verleiden.

Für die Redaktion des Feuilletons verantwortlich: Franz Mehring, Steglitz.



and Nr. 8 Ausgegeben am 24. November 1911 30. Jahrgang

Wilhelm Pfannkuch.

Ein gelehrter Professor, Herr Karl Lamprecht in Leipzig, schreibt in em gelehrten Werke, das sogar eine neue Ära der Geschichtschreibung zu ffnen beabsichtigt: „Die Erfahrung hat gezeigt, daß kaum ein Beruf die rsonen mehr verbraucht als die parteipolitische und vor allem die sozial-nokratische Agitation; wie viele der Agitatoren haben nicht im Irren-ıs geendet!“ Und daran knüpft dieser menschenfreundliche Herr die patrio-je Hoffnung, daß bei dem raschen Wechsel der Personen die Alten bald ichwunden sein und die „jüngeren Vertreter“ der Partei sich aus dem ademischen Nachwuchs“ ergänzen werden, der an den „unwissenschaft-en Lehren von Marx“ geringes Gefallen finde.

Zum Unglück für den gelahrten Herrn haben die Alten in der Partei) ein zäheres Leben, als auch sonst wohl trutzigliche Burschenkraft in der ihmten Seestadt Leipzig meint. Es ist ja eine alte Erfahrung, daß sich fessoren immer oder doch fast immer die verkehrte Brille aufsetzen, wenn über die Arbeiterbewegung orakeln, und Herr Lamprecht verleugnet e Erfahrung nicht, wenn er die unzweifelhafte Tatsache, daß viele köst-: Kräfte der Partei vor der Zeit durch die Sense des Todes dahin-äht worden sind, auf die sozialdemokratische Agitation zurückführt. Nein, e Opfer sind dem blinden Wüten der herrschenden Klassen gefallen, bei so viele Professoren so elende Schergendienste geleistet haben, oder sie jen von vornherein den Keim des Todes in sich, weil die Arbeiterjugend den sogenannten Kulturstaaten unter den erbärmlichsten Verhältnissen vachsen muß. Die Agitation für die hohen Ziele des proletarischen anzipationskampfes, das Leben und Weben in der gewaltigsten Bewe-g wahrhaft menschlicher Kultur wirkt als solches nur erfrischend und bend; wie wäre es sonst möglich, daß so viele unserer Vorkämpfer das ische Alter erreichen!

Es klingt freilich fast märchenhaft, wenn wir sagen, daß heute noch oberſten Rate der Partei mit ungeschwächter Kraft ein Genosse wirkt, die Vorträge von Schulze-Delitzsch über Kapital und Arbeit mit angeh der mit angesehen hat, wie Lassalle im Saale des Admiralsgartens von Fortschrittlern niedergeschrien und von der Polizei wegen angeblichen H verrats verhaftet wurde. Und doch ist es so, daß Genosse Pfannkuch, am 28. dieses Monats seinen siebzigsten Geburtstag feiert, auf eine lange Strecke des Parteilebens, bis auf dessen Ursprung hin, mit der nugtuung zurückblicken darf, immer rüstig und tätig dabei gewesen zu s Ihm gelten heute unsere herzlichen Glückwünsche und Grüße.

Geboren in Kassel, hatte Wilhelm Pfannkuch das Tischlerhandwerk lernt und war im Alter von neunzehn Jahren in die Fremde gegangen. der Zeit des preußischen Konfliktes lebte er drei Jahre in Berlin, und reger Wissensdurst führte ihn zunächst an die falsche Quelle. Er selbst sich einmal über die Eindrücke, die Schulzes Vorträge auf ihn gem haben, also geäußert: „Denkende Arbeiter konnte die Theorie Schu nicht befriedigen. Offensichtlich lag für jeden, der sehen wollte, die Tats klar zutage, daß die Kleingewerbetreibenden nur unter besonderen Glü umständen in der Lage waren, die Konkurrenz mit der Großindustrie zunehmen und auszuhalten. Die Teilung der Arbeit und die stets differenzierten Maschinen wurden die Totengräber des Kleinhandwer Zudem konnten die Arbeiter als Klasse gar nicht daran denken, in die ih als sozial höher stehend geschilderte Stufe der Kleingewerbetreibenden zurücken." Unbefriedigt von Schulze-Delitzsch wandte Pfannkuch sich Agitation Lassalles zu, dessen Schriften er eifrig studierte, um dann die Jahreswende von 1866 auf 1867 in seine Heimat zurückzukehren. G licherweise bewährte sich an ihm das biblische Wort nicht, daß der Pro in seinem Vaterland nichts gilt. Er hat in Kassel über ein Viertelj hundert eine ungemein fruchtbare Tätigkeit entwickelt.

An und für sich bot das ehemalige Kurfürstentum Hessen, das dam gerade von Preußen annektiert wurde, keinen günstigen Boden für di sozialdemokratische Propaganda. Die entscheidenden Schichten der Bö kerung waren kleine Bauern und Handwerker; nur hier oder da, wi Hanau, begann die moderne Industrie ihren Einzug zu halten. Ein gr Teil der Bodenfläche war Waldland, und der bergige Charakter des La verzögerte lange den Bau von Eisenbahnen. Dazu kam eine Masse künst Hindernisse, die von den Kurfürsten der Entwicklung von Handel und In dustrie in den Weg gelegt wurden. In einem Punkte freilich hätt di hessische Bevölkerung trefflich für die Revolution einexerziert sein s wenn sie es leider auch nicht war: sie wurde vier Generationen lang ihren Kurfürsten geschabt und geschunden wie die Bevölkerung keine an deren deutschen Staates, soviel das immer sagen will. Das kolossale mögen des Fürstenhauses war durch den scheußlichen Menschenverkau Ende des achtzehnten Jahrhunderts erworben worden; solche Gaune en gros erwiesen sich im neunzehnten Jahrhundert freilich nicht meh

ich, aber an Gaunereien en détail waren die hessischen Kurfürsten um
finderischer. Einer dieser Biedermänner steigerte bei jeder Entbindung
r Mätresse — und sie war von einer kaninchenhaften Fruchtbarkeit —
Preis des Salzes um einen Kreuzer, und es entstand ein hessisches
onallied mit dem Kehrreim: „Alles seufzt zum Gott des Lichts: Ach,
Hure läßt uns nichts.“ Aber bis auf solches Ballen der Faust in der
he wurde dieser nichtsnutzige Despotismus mit einer Geduld ertragen,
hre Schmach vergebens als „hessische Treue“ zu maskieren suchte.
Nur im Jahre 1831 war es, in Nachwirkung der französischen Juli-
lution, zu einem Krawall gekommen, der das ebenso feige wie hab-
ige Fürstenhaus bis auf den Tod erschreckte und zum Erlaß einer für
Zeit sehr leidlichen Verfassung führte, die nur an dem Fehler litt, daß
Kurfürsten, sobald die Gefahr vorüber war, nach Belieben auf ihr herum-
pelten. Daran trug der hessische Liberalismus die eigentliche Schuld,
er sich immer nur auf ohnmächtige Proteste beschränkte, wobei ihm
h als mildernder Umstand angerechnet werden kann, daß er bei dem
gel einer modernen Industrie keine reelle Macht hinter sich sah und
ntlich nur aus intellektuellen Elementen bestand. Immerhin — als es
Jahre 1848, in Nachwirkung der französischen Februarrevolution, wieder
evolutionären Bewegungen im Lande kam, ging es doch übers Bohnen-
daß Oetker, der gefeiertste Führer der hessischen Liberalen, abwiegelnde
schriften erließ, so daß der zunächst wieder bis auf den Tod erschreckte
Fürst in fröhlichem Erstaunen ausrief: „Das ist ja der vernünftigste
n im Lande.“ Die biederen Hessen sonnten sich damals in dem absonder-
n Ruhme, kein deutscher Volksstamm hätte so gerechten Grund zur Em-
ng gehabt wie sie, aber keiner hätte so „maßvoll“ wie sie seinen Sieg
enutzt.

nter diesem liberalen Maulheldentum tat sich 1848 in Kassel aller-
s auch schon eine demokratische und sogar demokratisch-soziale Partei
Ihr leitender Kopf war der Professor Winkelblech, der sich aus eng-
n und französischen Ökonomen und Sozialisten ein „System des Föde-
mus“ zurechtgebraut hatte, das darauf abzielte, den verheerenden Kapi-
inus von den hessischen Grenzen fernzuhalten, die bäuerlichen und
bürgerlichen Zustände des Landes aber auf utopistischer Grundlage
eformieren. Dieser borniert-partikularistische Sozialismus mußte
lich im Sande verlaufen, so ehrlich es Winkelblech auch meinen mochte.
Mit dem Verebben der Revolution von 1848 begann wieder das kur-
iche Getrampel auf der Verfassung von 1831, und nun zeigte die hes-
Bevölkerung allerdings einen Widerstand, der manche ehrenhafte Züge
es; namentlich die Gerichte hielten sich tapfer, und das Offizierkorps
leinen Heeres, das auf die Verfassung vereidigt war, reichte — mit
wenigen Ausnahmen — seine Entlassung ein, als der Kurfürst die be-
fete Macht für seine Staatsstreichpläne mißbrauchen wollte. Es ist
nt, daß dann österreichische, preußische und bayerische Truppen das
n der kurfürstlichen Willkürherrschaft unterwarfen. Der hessische Libe-

ralismus hielt bei alledem aber dem angestammten Fürstenhaus die T
als Bismarck im Juni 1866 Oetker aufforderte, die provisorische Regie
in Hessen zu übernehmen, wie er dieselbe Aufforderung auch an Benn
in Hannover richtete, weigerten sich beide Biedermänner, ihre Haut in e
Abenteuer zu riskieren, dessen Verlauf sich noch gar nicht absehen lie
unterwarfen sich lieber schweigend der preußischen Militärdiktatur,
auf einen Vorschlag einzugehen, der ihnen gestattet hätte, einmal e
Erkleckliches für den Liberalismus herauszuschlagen.

In dieser Lage der Dinge kehrte Pfannkuch in seine Heimat zurü
fand in Kassel einen Arbeiterbildungsverein vor, der von liberaler
gegründet worden war. Dieser Verein stand unter der Leitung
Pfarrers und eines Liberalen; jede Diskussion über ökonomische oder
tische Fragen war in ihm streng verpönt. Jedoch verstand Pfannkuch
kleinen Kreis von Arbeitern für die Gedanken Lassalles zu erwärmen
bald bot sich ihm auch eine Gelegenheit, öffentlich hervorzutreten. Ein
Achtundvierziger versuchte eine hessische Volkspartei zu gründen, im
kratisch-partikularistischen Sinne, wie sie schon 1848 aufgetaucht war, und
die Arbeiter einzufangen, aber Pfannkuch, der als Lassalleaner gegen
partikularistische Ach und Weh gefeit war, erschien mit seinen Anhäng
der Versammlung, in der die neue Partei gegründet werden sollte
setzte eine Resolution durch, in der vielmehr der Anschluß an den
meinen Deutschen Arbeiterverein beschlossen wurde. Seitdem war P
kuch der Führer der Kasseler Arbeiter.

Es ging nun schnell vorwärts, namentlich unter den Schneidern, S
machern, Tabakarbeitern, auch den Drehern und Schmieden der He
schen Maschinenfabrik. Obgleich die Bewegung durch den Mangel
kalen sehr erschwert wurde, so konnte doch schon 1869 das Stiftungsf
Vereins in den Räumen des Stadtbaus unter großer Beteiligung ge
werden; die Kasse des Wahlvereins erhielt einen Überschuß von 120 T
Diese gelungene Demonstration spornte zu immer größerer Tätigk
politischem und gewerkschaftlichem Gebiet an, und sie wurde noch wei
troffen, als wenige Monate darauf die erste Generalversammlung d
werkschaftsverbandes in Kassel stattfand; nach bürgerlichen Schä
waren es 4000 bis 5000 Menschen, die Schweitzer als Präsidenten de
bandes bei seiner Ankunft jubelnd begrüßten.

Zu Pfingsten 1870 verheiratete sich Pfannkuch, und wie so viele
Vorkämpfer gewann er eine Lebensgefährtin, die ihm im Glück des
eine Stätte immer frischer Erholung von der anstrengenden po
Tätigkeit schuf. Nach außen hin mußte er diese Tätigkeit einschrän
er Anfang 1871 eine Stelle in der königlichen Eisenbahnwerkstätte
erhielt, wo er bald Führer einer Kolonne, sogenannter „Gruben
wurde. Um so eifriger leistete er agitatorische Kleinarbeit und org
regelmäßige Geldsammlungen in der gesamten Eisenbahnwerkstät
den Reichstagswahlen von 1874 gewann die Partei in Kassel 293
schon 4507 Stimmen.

Um diese Zeit führten heftige Angriffe eines nationalliberalen Blattes die Kasseler Parteimitglieder zu einer öffentlichen Disputation. Gegen Redakteur dieses Blattes wurde Pfannkuch ausersehen, die Sache der)eiter zu vertreten. Das Thaliatheater, wo der rednerische Zweikampf tfand, war bis auf den letzten Platz gefüllt, halb von Nationalliberalen) halb von Sozialdemokraten. Pfannkuch erfocht einen glänzenden Sieg, selbst Oetkers „Hessische Morgenzeitung" anerkannte. Sie schrieb: fannkuchs Vortragsweise stach vorteilhaft von der seines Gegners ab. nn wir auch nicht zugeben können, daß seine Beweisführung für die htigkeit der sozialistischen Anschauungen überall stichhaltig war, so ge-en wir gern, daß in dem Vortrag recht gute Gedanken enthalten waren) in annehmbarer Weise entwickelt wurden." Im übrigen wurde dieses ell verhängnisvoll für beide Paukanten; der nationalliberale Redakteur : so blamiert, daß er Kassel verließ, aber Pfannkuch verlor auch die llung, die er sieben Jahre in der Eisenbahnwerkstätte innegehabt hatte. Gleich darauf kam das Sozialistengesetz, dessen Freuden auch Pfannkuch hlich ausgekostet hat. Er betrieb während dieser Zeit ein Geschäft. Nach Ablauf des Sozialistengesetzes siedelte er als Redakteur der „Tischler-ung" nach Hamburg über, und von hier wurde er als Mitglied des teivorstandes berufen, dem er seit dem 1. Januar 1894 angehört. Was n dieser Stellung geleistet hat, wie in anderen Ehrenämtern, als Abge-neter für den Reichstag, als Berliner Stadtverordneter usw. ist bekannt. Und so bleibt uns nur der Wunsch übrig: **In multos annos!** Möge ihm) auf viele Jahre sein rüstiges Alter blühen!

Die Liquidation der Marokkofrage.

Von **Karl Radek.**

1. Deutschlands Verzicht auf Marokko.

Der unter Fanfarenstößen auf den weltpolitischen Raub hinausgesandte inther" kehrt zurück von einer Katzenmusik empfangen, daß ihm und en Befehlshabern die Augen übergehen. Was er in den Krallen hält, den „Patrioten" nicht als Siegestrophäe, sondern als Dokument der iedrigung „Deutschlands". Die wilden Kriegstänze, die um die Beute Herrn Kiderlen-Wächter im Reichstag von den bürgerlichen Parteien geführt werden, deuten auf eine eklatante Niederlage der deutschen rokkopolitik hin. Wer den Ausgang der letzten Marokkokrise objektiv wür-n will, muß sich möglichst frei halten von der Suggestion durch das rüll der bürgerlichen Presse, obwohl die Aufnahme, die die Liquidation Marokkofrage dort gefunden hat, bei der Würdigung dieses sehr wich-en Abschnitts der auswärtigen Politik Deutschlands berücksichtigt werden ;. Schon darum, weil ihr Echo im Ausland dessen Urteil über die Macht deutschen Imperialismus beeinflussen muß, und weil die Mißstim-ig im Lager des deutschen Imperialismus selbst ein Gärungselement tellt, das zu neuen imperialistischen Vorstößen führen kann.

Die deutsche Regierung hatte, wie wir schon vor Monaten feststell niemals die Absicht, in Marokko festen Fuß zu fassen. Sie nahm aber da nicht etwa aus Widerwillen gegen die Raubpolitik überhaupt Abstand, dem jetzt Herr Bethmann Hollweg prahlt — da müßte aus Deutschla Geschichte, um bei den neuesten Zeiten zu verbleiben, die Gründung deutschen Kolonien und die Pachtung von Kiautschou verschwinden; Enthaltsamkeit ist auch nicht durch die Friedensliebe verursacht, die Bethmann Hollweg in seinem Herzen gefunden hat, nachdem er durch Haltung in der Frage des Wettrüstens der Welt gezeigt, daß es der deut Regierung nicht einfällt, mit dem Finger zu rühren, um die akute Ge eines Weltkrieges auch nur auf einen Augenblick zu mildern.

Nicht aus diesen Gründen, die der deutschen Regierung ebenso fr sind wie dem Beelzebub die Grundsätze der christlichen Religion, noch aus wahltaktischen Motiven, sondern *aus rein imperialistisc Erwägungen heraus verzichtete die Regierung auf oberungen in Marokko.* Marokko lag außerhalb der Richtun der sich die Weltpolitik Deutschlands in der jetzigen Situation befindet. auch noch so viel Wahrheit in der bekannten Wendung von dem Zickzack der auswärtigen Politik Deutschlands stecken, auch diese Zickzackwege nicht nur durch die Unfähigkeit der deutschen Diplomatie und das per liche Regiment verursacht, sondern sie werden von den weltgeschichtl Wirrnissen herbeigeführt, die sehr oft durch Verschiebungen der Wel mit einem Ruck das Steuer der deutschen Weltpolitik umwenden. Und erlaubte der Wellengang nicht, nach Marokko zu segeln. Die Lage *Türkei* war seit dem Frühjahr bedroht: der albanische und arab Aufstand, der Niedergang des jungtürkischen Ansehens, das Brodeln dem Balkan ließen verschiedenes erwarten. Die Türkei bildet aber eine tige Position in den Rechnungen des deutschen Imperialismus gegen England, wie hier schon wiederholt ausgeführt wurde. Dabei näherte das deutsch-englische Ringen um die Endlinie der Bagdadbahn seinem E In einer solchen Situation eine Politik zu beginnen, die Frankreich an land fesseln müßte, war für die deutsche Diplomatie — schätzt man sie noch niedriger als gewöhnlich ein, obwohl Übertreibung auch hier die kenntnis trübt — unmöglich. Umgekehrt: ihre Politik ging darauf das Werk von Potsdam weiterzuführen. In Potsdam wurde Rußl Verhältnis zur Tripelentente gelockert. Die Liquidation der Marokko sollte Frankreich von der Notwendigkeit befreien, die englische U stützung in Marokko mit der Unterstützung Englands im nahen Oste bezahlen, wo die französischen Interessen selbst keine Schwächung der T erfordern. Dieses allgemeine Ziel der letzten deutschen Marokkoaktio klärt eben den nervösen und sonst unverständlichen *Eingriff der e lischen Regierung* in die deutsch-französischen Verhandlungen die Rede Lloyd Georges vom 21. Juli. Es galt, in Frankreich den Ein hervorzurufen, als steckten hinter der deutschen Aktion noch andere als die offiziell zugestandenen, es galt, in der Welt den Eindruck he zurufen, Deutschland bleibe in dem Rahmen von Entschädigungs rungen nur dank dem englischen Machtwort. Und dieses Ziel war di sache, warum Deutschland so daran gelegen war, daß die Verhandl unter vier Augen, nur zwischen Frankreich und Deutschland stattfa

zweite weltpolitische Ursache, warum Marokko nicht das Ziel der deut-
ı Politik bilden konnte, war die Tatsache, daß eine Besitzergreifung von
len Marokkos ohne Zustimmung Frankreichs, selbst wenn sie zu keinem
ege geführt hätte — was sehr unwahrscheinlich zu sein schien —, Deutsch-
) genötigt hätte, dort eine große Land- und Seemacht zu unterhalten,
heißt, sich für die nächsten für die ganze weltpolitische Entwicklung so
ischen Jahre in der Nordsee sehr zu schwächen. Denn selbst wenn die
chstagsmamelucken ohne weiteres eine große Flottenvermehrung be-
igen wollten, würde ihr Ausbau Jahre erfordern, in denen die Schiffe
Agadir die Entblößung der heimischen Gewässer bedeuten müßten. Zu-
die Gefahr des Krieges, der von vornherein als Angriffskrieg unter
Deutschland sehr ungünstigen diplomatischen Bedingungen stattgefunden
e. Und wegen welcher Interessen sollte der deutsche Imperialismus
alle ihm drohenden Gefahren die Augen zudrücken? Das Geschrei der
nnesmannpresse von der bedrohten deutschen Erzeinfuhr, von dem Lande
zukünftigen Baumwollbaus, der großen Getreideausfuhr war doch nur
Gewinnung der breiten und nicht eingeweihten Kreise der deutschen
rgeoisie bestimmt, was wirklich dahinter steckte, war sehr armselig. Wie
ım die angeblich bedrohte Erzzufuhr Deutschlands bestellt ist, wußten
die Fachmänner des Auswärtigen Amtes sehr wohl. Sie wußten auch
daß an dem Schneider-Creuzotschen Minensyndikat die Herren Krupp
Stinnes beteiligt sind, und daß auch die Mannesmänner nichts dagegen
en, zusammen mit diesen und den Franzosen aus einem Troge zu essen,
n sie nur einen entsprechenden Anteil bekommen. Wie leicht eine
igkeit darüber zu erzielen war, beweist die Tatsache, daß Herr Mannes-
ın, sobald er seine 40 Prozent bekam, nichts mehr gegen das Ver-
inden Deutschlands aus Marokko einzuwenden hatte. Das Gerede von
Baumwollbau konnte auch nur die Unkundigen verblüffen: die Re-
ung wußte am besten aus ihren in der Denkschrift des Kolonialamtes
: die Baumwollfrage niedergelegten Studien, wie utopisch der Plan
Sprengung des amerikanischen Baumwollmonopols ist, und die 2 Mil-
en Mark, die alles zusammen die deutschen kapitalistischen Kreise ge-
ıdet haben, um Deutschland durch Proben des Anbaus von Baumwolle
en deutschen Kolonien von der Abhängigkeit von der New Yorker Baum-
lbörse zu befreien, zeigten, wie wenig wirklich kapitalistisches Interesse
er dem Baumwollnotgeschrei steckt. Daß aber die marokkanische Ge-
deeinfuhr kein besonderes Anziehungsmittel für eine agrarische Regie-
3 darstellen konnte, die das deutsche Volk mit einer chinesischen Mauer
billigen Brote absondern möchte, ist ohne weiteres klar. Für die Fest-
ng in Marokko sprachen nur die üblichen Interessen des Finanzkapitals,
in Marokko in besonderer Art nicht engagiert waren, also sich den all-
einen Interessen des Finanzkapitals, die augenblicklich eine Konzentra-
auf die Bemühungen in der Türkei erfordern, unterordnen mußten.
dieser Seite war also die Regierung keinem speziellen Drucke ausgesetzt.
ergab sich nicht nur aus der Tatsache, daß den an den türkischen Unter-
nungen beteiligten Banken daran gelegen sein mußte, daß der deutsche
tische Druck sich auf die Vertretung ihrer Unternehmungen konzentriere,
ern auch daraus, daß die Berliner Banken schon darum das marok-
sche Geschäft mit wenig Sympathie betrachteten, weil die deutschen

Marokkointeressen von Anfang an nicht von ihnen finanziert w… Hinter dem Marokkorummel standen keine größeren imperialistischen … kreten Interessen, er wurde entfacht, abgesehen von der Agitation … Mannesmänner, nur durch den allgemeinen Expansionsdrang, der vo… Anblick des Aufbaus eines französischen nordafrikanischen Reiches ge… wurde. *Die konkreten Interessen des deutschen Imperia… lismus waren gegen eine auf die Festsetzung in Ma… rokko gerichtete Politik.* Die Abneigung gegen sie wurde b… Regierung noch verstärkt durch die Lage, in die sie durch eine solche A… *dem Volke gegenüber* gelangen mußte. Wenn es sich um Le… interessen des Imperialismus handeln sollte, dann würde es aufs B… oder Brechen gehen: aus Furcht vor der sozialen Revolution wird si… Kapitalismus nicht dem Sozialismus ausliefern, ohne zu einem … Ausfluchtsmittel, zur überseeischen Expansion zu greifen, koste es, w… wolle. Aber einer Politik aufs Biegen oder Brechen weicht der deutsche … perialismus, der der klassenbewußtesten, der bestorganisierten Arbeite… der Welt gegenübersteht, so lange aus, als er kann. Schrieb do… „*Deutsche Tageszeitung*", die sich während der ganzen Kri… das neben der „*Kölnischen Zeitung*" bestinspirierte Blatt … am 1. November folgende Worte, die jeder sozialdemokratische Agitat… Antwort auf die Frage: Wo liegen die Wurzeln der Friedensliebe … Herrn Reichskanzlers? verwenden sollte:

> Ein „deutsches Südwestmarokko" wäre also nach der ganzen Lage nich… augenfälligen Bruch mit unserer früheren Haltung und ohne ernsteste Kr… drohung zu haben gewesen, die bei der Haltung Englands mit einiger Sich… tatsächlich zum Kriege geführt hätte. *Nun würde unsere Stel… gegenüber einer Regierung, die die Verantwortung … einen solchen Krieg auf sich nehmen zu sollen glau… keinen Augenblick zweifelhaft gewesen sein; die Fr… aber, ob die Masse des deutschen Volkes von der Notwen… keit, ja auch nur der unbedingten Gerechtigkeit eines sol… Krieges in dem Maße hätte überzeugt werden können, … es wünschenswert gewesen wäre, möchten wir nicht bez…*

Wir lassen die Frage beiseite, inwieweit die Hoffnung des deut… Imperialismus berechtigt ist, daß es ihm jemals gelingen sollte, di… beiterklasse für seine Unternehmungen einzufangen; es unterliegt … keinem Zweifel, daß er diesmal im eigenen Interesse gehandelt hat, … mit der Stimmung in den Arbeitermassen rechnete. Das *Heer* … überwiegend aus gewerblichen Arbeitern — im Jahre 1910 waren la… unlängst dem Reichstag zugegangenen „Nachweisung über die Herkunf… Beschäftigung der Militärpflichtigen" von den Eingestellten 82 310 in … wirtschaftlichen und 203 145 in anderen Berufen tätig gewesen. Au… solche Armee angewiesen, muß der Imperialismus, solange ihm seine … essen es erlauben, kriegerischen Zusammenstößen ausweichen. Das si… Gründe, warum Deutschland entschlossen war, Marokko Frankreich zu … lassen.

Es konnte sich also nur um die Erreichung einer *Annäher…* Frankreichs an Deutschland und um die *Gewinnung von …schädigungen* handeln für den Machtzuwachs Frankreichs in Ma…

i Gründe aber, die den Verzicht Deutschlands auf Marokko verursachten, i ten auch bei dem diplomatischen Kampfe um die Entschädigung. Wer vornherein genötigt und entschlossen ist, ein Geschäft zu liquidieren, hat bei der Bestimmung des Preises nicht mehr freie Hand. Deutschland te von Frankreich wirtschaftliche Vorrechte erreichen. Konnte es die Ver- lungen abbrechen und eventuell die Lage verschärfen unter der Losung: sches Volk, trage deine Haut zu Markte wegen der Vorrechte der deutschen ise? Es mußte also auf seine Forderung verzichten und sich mit dem Ver- chen der Gleichberechtigung in der wirtschaftlichen Betätigung begnügen. tschland forderte fast drei Viertel des französischen Kongo, bekam aber ein Sechstel. Konnte es zum Abbruch der Verhandlungen schreiten, dem es durch seine Verhandlungen mit Frankreich die Marokkofrage Nimbus einer „nationalen Frage" entkleidet und bewiesen hatte, daß es dabei um ein gewöhnliches imperialistisches Schachergeschäft handelte? urfte nicht einmal zu sehr mit dem Säbel rasseln, erstens weil dadurch nmungen in Frankreich geschaffen werden konnten, die die gesuchte An- rung an die Republik vereiteln mußten, zweitens weil die Regierung gegen ihre Politik gerichtete Marokkoagitation im Nacken fühlte. Nichts e diese Versuche, die deutsche Marokkopolitik auf die von der Regierung iedenen Geleise zu bringen, mehr fördern müssen als das Säbelrasseln Regierung. Darum war sie voll Rücksichtnahme und voll Widerwillen n die chauvinistische Hetze. So kam, was kommen mußte: ein Verzicht Marokko gegen sehr magere Entschädigung.

Das wäre schon an und für sich kein Erfolg. Aber dieser erfolglose Aus- g verwandelte sich in eine Niederlage dank der Unfähigkeit der schen Diplomatie. Sie wollte einen friedlichen Ausgleich der Inter- i des deutschen und französischen Imperialismus und begann mit r Geste, die, wie sie auch gemeint gewesen sein mag, als Drohung gefaßt werden mußte. Das erregte den Marokkotaumel der national- ralen und freikonservativen Presse, in deren Marokkogeheul die ganze - und urteilslose Presse einstimmte. Obwohl die Regierung von ang an durch die Berliner Telegramme der „Kölnischen" und rankfurter Zeitung", durch inspirierte Artikel des Berliner kalanzeigers", der „Deutschen Tageszeitung" und der reuzzeitung" ihre eigene Politik unzweideutig markierte, trat sie Marokkohetze nicht entgegen, weil ihr bei den Verhandlungen mit Frank- der erregte nationale Chorus der Eisenfresser nötig war, und weil sie hrer junkerlichen Hochnäsigkeit die Selbständigkeit der Meute unter- ßte, die ihr gewöhnlich aus der Hand frißt. Je länger die Verhand- gen dauerten, desto mehr erweckten sie den Eindruck des Schachers, bei Deutschland seine Angebote minderte. Das mußte nach außen hin den druck der Schwäche machen, nach innen den Taumel ins Rasen ver- deln. Die Ausbrüche aber der chauvinistischen Presse unterstrichen den druck des Auslandes: Deutschland wird übers Ohr gehauen. Die Des- misation in den Reihen der Bureaukratie, wie sie durch den demonstra- n Rücktritt Lindequists vom Kolonialamt zutage trat, verstärkt diesen druck, mindert das Prestige des deutschen Imperialismus. So sieht die emeine Bilanz des neuesten deutschen Marokkokurses aus. Sehen wir näher ihre wichtigsten Positionen an.

2. Die ‚Gleichberechtigung' des Kapitals in Marokko.

Im Marokkoabkommen erkennt Deutschland das französische Pr torat an, wofür Frankreich die Handels- und Gewerbefreiheit, die st und zollpolitische Gleichheit aller Nationen, ihre Gleichberechtigung bei Submissionen und beim Bergbau anerkennt und die Freiheit der ausfuhr sichert. Zur Kontrolle über die Zollverwaltung und die Verge der Bestellungen soll die marokkanische Staatsbank, in der die Vert aller größeren kapitalistischen Staaten sitzen, jedes Jahr einen an ihrer Direktoren entsenden, so daß jede „Nation" Einblick in die Geba der Franzosen bei der Aussaugung des Landes bekommen soll. Es k scheinen, daß das deutsche Kapital Veranlassung hat, mit diesem Aus der Sache sehr zufrieden zu sein. Für diese Annahme scheint auch die sache zu sprechen, daß eine Reihe von Banken und Industrieunternehmu in einem Aufruf erklären, sie seien überzeugt, „daß die jetzt zustand kommene Einigung die Lösung darstellt, die Deutschlands handelspoli und koloniale Interessen nach Möglichkeit sicherstellt". Auf die Ha dieser Finanzmagnaten muß aber neben der Tatsache, daß sie von de gierung subventioniert oder abhängig sind, wie Ballin von der Hapag, necken vom Norddeutschen Lloyd, Wörmann, dann Vertreter von Kol banken, die Tatsache nicht ohne Einfluß sein, daß sie an Marokko nicht essiert sind. Die Bagdadbahnaktionäre, die Kolonialgesellschaft für westafrika, die Deutsch-Asiatische, die Deutsch-Ostafrikanische Gesell deren Vertreter den Aufruf unterzeichnet haben, haben kein spezielles I esse an Marokko, aber ein desto größeres daran, daß das Jammern die Niederlage das Ansehen des deutschen Kapitals nicht schädige. D schreiben sie in ihrem Aufruf: „Dagegen erblicken die Unterzeich eine schwere Schädigung des deutschen Ansehens und Machtstellung unseres Vaterlandes in der Verbitt säenden, das Selbstvertrauen des deutschen Volkes untergrabenden tation, die seit dem Abschluß der Verträge heftiger denn je getrieben Noch ausdrücklicher wird darauf hingewiesen in einem Aufruf von burger Kapitalisten, der mit keinem Worte die angebliche Sicherun Interessen des deutschen Kapitals in Marokko erwähnt, aber erklärt: Kritik, welche sich an den Abschluß der Marokkoverträge knüpft, dro serem Ansehen in der Welt gefährlich zu werden." Also auch diese rungen der Vertreter des deutschen Kapitals schaffen die Zweifel Sicherung der Freiheit der „friedlichen Expansion" des deutschen Ka in Marokko nicht aus der Welt.

Diese Zweifel beruhen zuerst auf allgemeinen Erwägungen üb Bedingungen der kapitalistischen Expansion in kolonialen Ländern. Erschließung vollzieht sich weniger im Wege des friedlichen Warenve als durch die künstliche Aufzüchtung einer modern organisierten Verw und durch die Befriedigung ihrer Bedürfnisse. Bahn-, Hafen-, Straß Militärlieferungen, das ist es, was das Kapital in die Kolonien Natürlich muß auf die Deckung dieses Bedarfes einen starken Einfl Frage üben, wer die Verwaltung des Landes in Händen hat. In de lischen Kolonien, in denen England zollpolitisch anderen Mächten über keine Vorrechte besitzt — wie in Indien —, erwächst schon aus Tatsache der englischen Verwaltung der Vorsprung des englischen Ka

;u kommt die engere Verknüpfung der Verwaltung eines Koloniallandes dem Kapital des „Mutterlandes". Nirgends blieben die wirtschaftlichen gen des politischen Protektorats aus mit der Ausnahme des Falles, wo kolonisierende Land überhaupt keine konkurrenzfähige Industrie hat, Rußland, das selbst in Sibirien von dem amerikanischen, englischen japanischen Kapital verdrängt wird.

Neben diesen allgemeinen Erwägungen unterstützt die Zweifel an dem rte der Errungenschaften, die Herr Kiderlen-Wächter der deutschen Bourisie gewonnen hat, die Tatsache, daß es keine so in jeder Hinsicht monoistische Kolonialpolitik gibt wie die französische. Seit 1892 wurde Mehrzahl der französischen Kolonien ohne irgendwelche Rücksicht auf Interessen, wie auf die des fremden Kapitals, handelspolitisch Frankh angeschlossen. Und das Resultat? „Der prozentuelle Anteil Frankjs am Kolonialhandel, insbesondere an der Einfuhr, ist seit 1891/92 z erheblich gestiegen", schreibt Dr. Robert Ermels in seinem an sachen reichen, obwohl nicht tief eindringenden Buche über „Frankchs koloniale Handelspolitik".[1] „Nach dieser Richtung", rt er weiter aus, „hat also das Gesetz die gewünschte Wirkung voll und z gezeitigt."

Gegen die aus dieser kolonialen Politik Frankreichs für Marokko gehten Schlüsse werden zwei Einwendungen ins Feld geführt. Die erste uft sich auf die Tatsache, daß die Verpflichtungen, die Frankreich in dem : abgeschlossenen Vertrag übernommen hat, eine zollpolitische Bevorung der französischen Industrie unmöglich machen. Diese Verpflichgen lassen sich jedoch gelegentlich abkaufen, wie unter anderem die Gehte der Handelspolitik Frankreichs in Tunis[2] beweist. Frankreich überm bei der Okkupation von Tunis im Jahre 1881 eine ganze Reihe von delspolitischen Verpflichtungen. Es achtete sie so lange, bis es sich in nis fest im Sattel fühlte. Seit diesem Augenblick begann es auf ihre chaffung hinzuarbeiten. Und fünfzehn Jahre nach der Besetzung von nis erreichten diese Bemühungen ihr Ziel. Handelsrechte in wenig entkelten Ländern bilden oft die Scheidemünze zur Ausgleichung kleinerer hnungen, da sie bei der Monopolisierung der Hauptgeschäfte durch das onisierende Reich wenig faktischen Wert besitzen. So erkannte Österreich, seit dem Jahre 1856 Meistbegünstigung in Tunis besaß, im Jahre 1896 nis als zollpolitische Provinz Frankreichs an gegen den Verzicht Frankhs auf einen gewissen handelspolitischen Vorteil, den es in Österreich oß. Dasselbe tat Italien, um das Ende seines Zollkriegs mit Frankh zu beschleunigen. England, dessen Rechte in Tunis auf einem unbeizten, einseitig nicht kündbaren Vertrag vom Jahre 1875 beruhten, o auf einer nicht minder ernsten Basis wie die durch s deutsch-französische Abkommen für Deutschlands ellung in Marokko geschaffene, hat nach langen und schwien Verhandlungen auch nachgegeben gegen Zugeständnisse auf Kosten

---

[1] Berlin 1910, Verlag Frenkel. 150 Seiten.

[2] Siehe über dieses sehr interessante Kapitel der Kolonialgeschichte das Buch Dr. J. Bertrand: Zollpolitische Verhältnisse und Handel zwischen nkreich und Tunis. Berlin 1910, Verlag Süsserott.

Siams und eine Vorzugsbehandlung der englichen Baumwolle.[1] Man führ eben keine Kriege wegen schlechter Behandlung unwesentlicher Interesse in einer fremden Kolonie, sondern opfert sie schließlich bei größeren Ge schäften als Draufzahlung. Seit 1898 ist Frankreich auch zollpolitisch Her von Tunis, obwohl das Land nicht zu den assimilierten, das heißt zoll politisch direkt an Frankreich angeschlossenen Kolonien gehört. Und das Re sultat? Die tunesische Ausfuhr nach Frankreich und Algerien, die im Jahr 1886 26 Prozent der Gesamtausfuhr betrug, ist im Jahre 1908 auf 49 Pro zent gestiegen, die französische Einfuhr nach Tunis betrug im Jahre 188 53 Prozent, im Jahre 1908 69 Prozent. Dagegen fiel die tunesische Aus fuhr nach Italien in derselben Zeit von 43 Prozent auf 20 Prozent, die ita lienische Ausfuhr nach Tunis von 13 auf 5 Prozent; dieselben Zahlen be trugen für England 19 und 13 Prozent, 11 und 8 Prozent.[2] Welcher Lebens inhalt aber sich hinter dieser Zahlenbewegung verbirgt, mögen die nach folgenden Ausführungen in dem Bericht des deutschen Konsuls i Tunis für 1910 zeigen.

Mit dem gesamten nichtfranzösischen Handel hat der deutsche die Schwierig keit gemeinsam, daß alle Verwaltungen ihre Bedürfnisse an Materialien a den Stellen kaufen, wo es die französischen Verwaltungen i Frankreich tun. Nur ganz ausnahmsweise wird davon abgewichen. Im al gemeinen herrscht eine unüberwindliche Abneigung vor, sich von den französische Lieferanten zu befreien. Es wird lieber das schlechtere und teure Material g nommen, als daß man fremde Ware bestellt. Bei der neuen Eisenbahnanleihe i geradezu vorgeschrieben, daß nur französisches Material verwendet werden dar Dadurch ist ein großes Absatzgebiet in Tunesien der fremden Industrie verlore gegangen. Bei den großartigen Arbeiten, die Frankreich dort durchzuführen h hat nur die französische Industrie verdient. Sie scheint es auch redlich ausgenu zu haben.

Das zweite Argument, das ins Treffen geführt wird zur Unterstützun der optimistischen Auffassung von der Zukunft des Anteils des fremde Kapitals an der Erschließung Marokkos auch unter französischem Prote torat, bildet die Berufung auf die bekannte geringere Konkurrenzkraft d französischen Industrie. Es ist wahr, daß von 1042 Millionen Franken d Gesamtaußenhandels der französischen Kolonien nur 441 auf den franz sischen und 601 auf den Handel anderer Mächte fielen. Man vergesse ab nicht, daß eben die geringere Konkurrenzfähigkeit der französischen Industr sie immer mehr auf die französischen Kolonien anweist und die Regieru anspornt zu noch strengerer Durchführung der protektionistischen Ma regeln in den Kolonien. So lesen wir bei Eugen Kaufmann:[3]

Sehr zugenommen hat der Export nach den französischen Kolonien; nach d Bulletin de Statistique vom November 1908 nahm er 1903 bis 1909 allein n den wichtigsten Kolonialgebieten um 187 Millionen zu; insgesamt entfäll etwa ein Drittel der Zunahme des Exportes seit 1890 a die französischen Kolonien.

---

[1] Bertrand, l. c., S. 151 bis 160.

[2] Abgerundete Zahlen nach Tabelle III und VIII in den Beilagen zum Bu Bertrands.

[3] Kaufmann, Die Entwicklung der französischen Volkswirtschaft in den letz Jahrzehnten. „Archiv für Sozialwissenschaft", Band XXIX, Septemberheft 19 S. 461.

Also auch diese Berufung kann nur die Zweifel bestätigen, die über den Wert der Errungenschaften des Herrn Kiderlen-Wächter sich aufdrängen. Daß diese Zweifel in den Handelskreisen Oberhand haben, bezeugt am besten der Artikel von Jannasch im „Export", dem Organ der Handelsgeographischen Gesellschaft. Sie müssen entstehen, weil man keinen vernünftigen Grund dafür finden kann, warum der französische Kolonialkapitalismus speziell in Marokko seiner Natur untreu werden sollte. „Wir gehen nicht nach Marokko", schrieb während der Verhandlungen der „Temps", „damit uns die Flagge und den anderen der Handel bleibe." Am bezeichnendsten aber für die Absichten der französischen Regierung ist die Tatsache, daß sie während der Verhandlungen jede Forderung Deutschlands nach prozentueller Sicherung seines Anteils an öffentlichen Ausschreibungen ablehnte.[1]

Kein Wunder, daß die deutschen Kapitalisten den Marokkovertrag als Verlust buchen. Andererseits ist es freilich zweifellos, daß dieser Vertrag für das Volk — nicht die Kapitalisten — Frankreichs eine Politik schwerer Neubelastung inauguriert.

Das Abenteuer des Exschahs.

Von **Arschawir Tschilinkirian.**

Täbris, 28. Oktober 1911.

Die Leser werden sich der vollständigen Niederlage des Exschahs und seines Bruders Salar Dowleh erinnern. Trotz der pessimistischen Meinungen, die zur Zeit der Rückkehr des Exschahs verbreitet waren, erlitt die reaktionäre Bewegung einen tödlichen Schlag, und das konstitutionelle Persien eroberte wieder seine Konstitution, deren Verlust das ganze Land nicht nur in einen Zustand politischer Verwirrung versetzen, sondern auch seine Unabhängigkeit erschüttern würde.

Alle Ereignisse, die sich nach der Rückkehr des Exschahs bis zu seiner Flucht abspielten, sind in der europäischen Presse berichtet worden. Wir beabsichtigen, soweit als möglich eine Analyse dieser Vorgänge zu geben.

Vor allem ist es interessant, zu wissen, wieso die reaktionäre Bewegung eine derartige Ausdehnung gewinnen konnte.

In unseren früheren Artikeln[2] haben wir den Lesern der „Neuen Zeit" auseinandergesetzt, daß der Kampf zwischen dem Schah und den Royalisten einerseits und den Konstitutionellen andererseits ein Klassenkampf war. Die jüngste reaktionäre Bewegung ist nur der Wiederbeginn des Kampfes, der durch die Einnahme von Teheran und die Vertreibung des Exschahs unterbrochen worden war. Diese allgemeine Erklärung wird freilich die Leser nicht befriedigen: sie werden den berechtigten Wunsch haben, die Umstände kennen zu lernen, die es dem Exschah und den Royalisten ermöglichten, den Kampf für die Wiederherstellung der monarchischen Ordnung neuerlich aufzunehmen.

Es gab deren mehrere; wir werden jedoch unser Augenmerk nur auf die bedeutsamsten richten.

---

[1] Siehe darüber die interessanten Auseinandersetzungen der „Kölnischen Zeitung" vom 14. und 18. September mit dem „Temps" und „Journal de Debats".

[2] Vergl. „Neue Zeit" XXVIII, 2, S. 198 ff., S. 234 ff., XXIX, 1, S. 187 ff.

Einer der wichtigsten Umstände, der die jüngste reaktionäre Bewegung begünstigte, war die feindliche, provozierende Stellung, die Rußland den konstitutionellen Persien gegenüber einnahm. Die Autokratie, die in Rußland jetzt an der Herrschaft ist, gab sich aus vielen Gründen niemals mit dem Siege des Volkes in Persien zufrieden; ganz besonders, weil die persische Konstitution, so gemäßigt sie auch ist, mit allen Kräften danach strebte die Privilegien aufzuheben, die Rußland während der Regierung des Schah erlangt hatte. Der persische Medschlis (das Parlament) wies zum Beispiel di Bedingungen zurück, die Rußland für die Anleihe machte, erneuerte nicht di Konzession für Eisenbahnbauten, die Rußland von den Schahs zugebillig worden war, und rief schwedische und englische Offiziere herbei zur Organisation der Gendarmerie, amerikanische Finanzleute für die Finanzen usw Das reaktionäre Rußland hatte also Grund, mit der persischen Konstitution unzufrieden zu sein, und rächte sich, indem es dem Medschlis und de persischen Regierung bei jeder sich darbietenden Gelegenheit Schwierigkeiten machte, jede Bewegung unterstützte, die gegen den Medschlis gerichte war, und selbst die Unruhen schürte, wie zum Beispiel im Bezirk von Ardabil Dieser Antagonismus veranlaßte Rußland, sogar entgegen einer offizielle Verpflichtung zu gestatten, daß der Exschah sein Exil verließ und sich mi seinem Gefolge auf einem Dampfer der russischen Schiffahrtsgesellschaf „Kaukasus & Mercuri" nach Persien begab. Aber nicht allein darauf be schränkte sich die Hilfe, die Rußland dem Exschah gewährte. Die russische Konsuln kündigten der Bevölkerung der Städte die Ankunft des Exschah an und machten seine Wünsche und Befehle bekannt, als ob sie die inter essiertesten Agenten des Exschahs wären. So lesen wir in der in Tiflis er scheinenden Zeitung „Horizont" in einer von Bandar-Gaz geschriebene Korrespondenz unter dem Datum 7./20. Juli 1911:

> Der russische Konsul von Asterabad hat das Volk im Auftrag des Exschah beruhigt und hat eine Amnestie für alles, was geschehen ist, in Aussicht gestell Der russische Konsul hat ferner angekündigt, daß der Exschah zurückgekehrt ist, u sein Land zu regieren, und daß er es sich angelegen sein lassen wird, Ruhe un Ordnung im Lande wieder herzustellen. („Horizont" Nr. 149, 12./25. Juli 1911.)

Der Exschah war bereits in Asterabad und rückte gegen Mazanderan vo Auf die Initiative der Demokratischen Partei war die Bevölkerung vo Täbris zu einer Versammlung nach dem Artillerieplatz beschieden worde Kaum war das Volk versammelt, als der Platz von russischen Truppen u zingelt und die Versammlung aufgelöst wurde.

Die persische Regierung hatte den ehemaligen Gouverneur von Ardab gefangen gesetzt, den bekannten Raschid ul Mulk, der, von den Russen b stochen, sein Land verraten und beständig Unruhen in der Provinz Ardab hervorgerufen hatte. Obwohl die Russen diesen Aufruhr veranlaßt hatte benutzten sie ihn als willkommenen Vorwand zur Verstärkung ihrer Truppe in jenem Bezirk. Nachdem der verräterische Aufwiegler einige Monate Gefangenschaft verbracht hatte, beschloß die persische Regierung, ihn m dem Tode zu bestrafen. Sobald der russische Konsul von Täbris diesen B schluß erfuhr, machte er bei der persischen Regierung energische Vorste lungen, und als diese bei ihrer Entscheidung beharrte, gab der Konsul d Kosaken und der russischen Infanterie in Täbris Befehl, seinen Agent mit Gewalt zu befreien. Sofort belagerte die russische Infanterie und A

llerie das persische Gouvernementsgebäude; Raschid ul Mulk wurde be-
eit und in das russische Feldlager gebracht. Aber damit begnügten sich die
ussen nicht; nachdem sie Raschid ul Mulk mehrere Tage bei sich beherbergt
atten, übergaben sie ihn Samad Khan, dem berüchtigten Reaktionär und
gebenen Gehilfen des Exschahs, der auf Befehl des letzteren Täbris von
euem belagerte und somit Ursache zahlloser Opfer wurde. Samad Khan
ieder ernannte Raschid ul Mulk zum Gouverneur von Savutchbulak, das
h unter seiner Herrschaft befand.

Wir wollen nicht einzeln die Provokationen aufzählen, durch die die
ussen zum Erfolg des Exschahs beitrugen, weil alle, die sich für die per-
sche Frage interessieren, die Vorgänge in der Tagespresse gelesen haben
erden.

Zur Verbreitung der reaktionären Bewegung trug auch die ethnische
usammensetzung Persiens bei; immerhin darf dieses nicht in absolutem
inne verstanden werden, wie es gewisse Publizisten tun. Allerdings be-
and während der Revolution von 1906 bis 1908 wie auch während der
ngsten Bewegung die militärische Macht der Reaktionäre hauptsächlich
s Nomaden, aber es wäre unrichtig, zu behaupten, daß alle Nomaden
it der monarchischen Verwaltung sympathisieren. Die Nomaden bilden
nen ziemlich großen Teil der Bevölkerung Persiens, aber mit der wirt-
haftlichen Entwicklung des Landes ist fast die Hälfte seßhaft geworden.
ir können die Stämme der Kurden anführen, die sich jetzt zum großen
eil mit Kleinhandel und Teppichfabrikation beschäftigen; obwohl am zahl-
ichsten unter den persischen Nomaden, spielten sie eine unbedeutende Rolle
der reaktionären Bewegung im Vergleich zu d'en Schahsevenstämmen, die,
enngleich an Zahl viermal geringer als die Kurden, doch den größten und
tigsten Bestandteil der Reaktion bildeten. Ferner war es für die Schahs
nmöglich, allen Nomaden Privilegien zu gewähren, die hauptsächlich in
r Plünderung der Bauern und friedlichen Einwohner des Landes be-
anden. Diese Privilegien sind nur einigen Stämmen erteilt worden; die
nderen sind ebenso wie das Volk ausgebeutet worden. Einer der am
eisten ausgenutzten Stämme waren die Bachtjaren, die von den letzten
chahs, besonders aber von Zilleh-Sultan, dem Vizekönig von Ispahan, sehr
nterdrückt wurden. Daher haben die Bachtjaren von jeher bis auf den
eutigen Tag die Reaktion mit Heftigkeit bekämpft und bilden augen-
icklich die tätigste und ergebenste Streitmacht der konstitutionellen Re-
erung.

Der dritte und wichtigste Umstand, der der reaktionären Bewegung den
ößten Aufschwung gegeben hat, geht unmittelbar hervor aus dem sozialen
nd politischen Leben der drei letzten Jahre des konstitutionellen Persien.

Wie war die Lage Persiens vor der Ankunft des Exschahs in dem per-
schen Hafen?

Als Rußland und England unannehmbare Bedingungen für die Aus-
ndsanleihe stellten und die Inlandsanleihe keinen Erfolg hatte, stimmte
r Medschlis für neue Steuern zur Durchführung der Finanzreform. Aber
adoptierte nicht das System der Progressivsteuern, das allein Persien
r einer finanziellen und politischen Krisis hätte retten können, sondern
belegte die notwendigsten Objekte wie Salz, Tabak, Materialwaren usw.
it Steuern. Dieses Steuersystem schuf naturgemäß eine allgemeine Un-

zufriedenheit im Volke, das schon erschöpft und verarmt war durch di drückenden Steuern der früheren Verwaltung. Das Volk erhob sich gege die neuen Steuern und verlangte durch Demonstrationen ihre Abschaffung Häufig endeten diese Demonstrationen mit der Zerstörung der neuen In stitutionen, wie der Endschumen (Provinziallandtage), der Stadträte, de Gerichtshöfe usw. Die Unzufriedenheit des Volkes nahm immer mehr z und wurde so drohend, daß das Ministerium Sipehdars sich genötigt sal einige der Steuern, insbesondere die auf Salz und Materialwaren, aufzu heben. Wir müssen hinzufügen, daß der Medschlis das Steuersystem nic deshalb annahm, weil er ein anderes nicht kannte, sondern einfach, we Großgrundbesitzer und Großkaufleute in ihm Sitz und Stimme hatten.

Durch seine unpopuläre Gesetzgebung brachte der Medschlis die konstitu tionellen Ideen in Mißkredit und säte Gleichgültigkeit unter die Volks massen, die allein fähig waren, die Konstitution Persiens zu unterstütze Dieser Umstand ermutigte den Exschah und die Royalisten; aber es tra noch folgendes hinzu.

Sobald der zweite Medschlis seine Arbeiten begann, erfolgte eine deutlic soziale Scheidung. Diese Scheidung machte sich zuerst im Medschlis selbst be merkbar. Ein Teil der Deputierten verlangte die Umänderung des „Kanu Essasi“ — der grundlegenden Gesetze der Verfassung. Laut dieser Umänd rung sollten erstens dem Ministerium gesetzgebende Rechte bewilligt werde ferner sollte die Regierung dem Medschlis gegenüber nicht für alle Han lungen verantwortlich gemacht werden, sondern eine gewisse Aktionsfreihe haben. Die Deputierten, die diese Umänderung verlangten, waren die R präsentanten der Großgrundbesitzer und der reaktionären Geistlichkeit; s griffen zu diesem Mittel, den Vormarsch des Volkes aufzuhalten, als s sahen, daß die Volksverfassung nichts gemein hatte mit der von ihnen e hofften. Der Führer dieser Deputierten im persischen Parlament war d berühmte Sipehdar. Als einer der größten Großgrundbesitzer Persie konnte er füglich nicht damit einverstanden sein, daß die ganze Gesetzgebu des Landes dem Parlament vorbehalten bliebe. Auch durch seine sonsti Handlungsweise zeigte Sipehdar, daß er die Regierung des Schahs b kämpft hatte, um egoistische Absichten zu erreichen und seine eigene Di tatur durchzusetzen. So verlangte er von dem Medschlis die Annahme d Bedingungen, die Rußland für die Anleihe stellte. Er wollte dem Medschl nicht gehorchen und strebte danach, unabhängig zu regieren. Ohne Ei willigung des Medschlis erteilte er Konzessionen an Fremde, zum Beispi die Konzession für die Schiffahrt auf dem Karunfluß und für die Eise bahn von El Mohammereh. Sipehdar stand indessen nicht allein da. Dur seine hervorragende Beteiligung an der Einnahme von Teheran hatte nicht nur im Medschlis, sondern auch im Ministerium seine Stellung g kräftigt, und infolge seiner reaktionären Tendenzen hatte er die konserv tiven Abgeordneten des Medschlis und die reaktionären Elemente des Land für sich. Alle diese Elemente, mit Sipehdar an der Spitze, bildeten d Sipehdarismus, dessen Programm erstens die Auflösung des bestehend Medschlis war, ferner die Bildung eines beratenden Medschlis, ähnlich d russischen Duma, endlich die Veröffentlichung temporärer Gesetze, die Diktat der Regierung usw. Diese Rückkehr Sipehdars zur Reaktion gefiel der r sischen Reaktion so gut, daß die „Nowoje Wremja“ von St. Petersburg, i

…rend der Revolution 1906 bis 1908 Sipehdar heftig angegriffen hatte, … Worte genug fand, um sein Programm und seine Bedeutung zu loben. …

…Gegen den Sipehdarismus kämpfte im Medschlis die Fraktion der den …ksinteressen am meisten ergebenen Deputierten; man kennt sie unter … Namen der demokratischen Deputierten des Medschlis. Die Demokraten …nnen einen heftigen Feldzug gegen Sipehdar. Sie deckten die Gründe …er Handlungen auf und kritisierten sie schonungslos. Sipehdar, er…nt über diese Beurteilung, reichte beim Ministerium seine Demission ein, …e aber nicht auf, Intrigen anzuzetteln. Man fürchtete seine Rache; …nand wagte es, ein Ministerportefeuille anzunehmen, und solange …ehdar dem Ministerium fern blieb, war es unmöglich, ein Ministerium … längerer Dauer zu bilden. Diesem beständigen Wechsel folgte schließ… eine vollständige Ministerkrisis, die nur das Resultat der oben er…nten Krisis in dem sozialen Leben der Perser war.

…Inzwischen war der alte Regent gestorben, und der von dem Medschlis …ählte neue Regent war zwar in Europa erzogen, aber mit den Gesetzen … Klassenkampfes unbekannt und glaubte durch bloße Bildung einer par…entarischen Majorität die Krisis beilegen zu können.

…Diese Majorität wurde bald unter dem Namen „Block" aus Sipehda…schen und gemäßigten Deputierten gebildet. Die Gemäßigten waren … Block beigetreten, weil sie mit dem Programm Sipehdars zum Teil …pathisierten. Da der Block Sipehdar geneigt war, wurde dieser in das …isterium zurückberufen. Einmal an der Spitze der Regierung, fing …ehdar an, die Demokraten zu verfolgen, die außer der geschlossensten … einheitlichsten Fraktion im Medschlis ihre aus den demokratischen Ele…ten des Landes gebildete Partei hinter sich hatten. Sipehdar unter…te mehrmals das sehr verbreitete und einflußreiche Organ der Demo…n, die täglich erscheinende Zeitung „Iran Now"; aber die Demokraten …ten sich durch starke, bisweilen bewaffnete Opposition und fuhren fort, … „Iran Now" zu veröffentlichen. Sipehdar ergriff weitere Maßnahmen; …erbannte durch Vermittlung des russischen Gesandten den Redakteur … „Iran Now", den Sozialdemokraten Rassul Zadeh. Etwas später ver…zte er die Entfernung aller demokratischen Soldaten aus Teheran. … als er sah, daß seine Maßregeln die Demokratische Partei nur noch … kräftigen, wandte er sich an den Medschlis und verlangte die Bewilli… der Aktionsfreiheit und Unabhängigkeit des Ministeriums. Auch die …ßigten Deputierten waren über das Verlangen Sipehdars nicht wenig …mt, und eine Spaltung drohte sich in dem Block zu vollziehen, als …ehdar heimlich die Hauptstadt verließ. Auf diese Flucht folgte eine …nik, weil die reaktionäre Partei sofort verbreitet hatte, daß Sipehdar … Ausland gegangen sei, um mit dem Exschah zusammenzutreffen und …t mit ihm nach Persien zurückzukehren. In Angst vor den Drohungen …hdars kapitulierten die Gemäßigten, und Sipehdar kehrte nach Teheran …k, nachdem er von dem Block die feste Zusicherung erhalten hatte, sein …isterium zu unterstützen und die folgenden Bedingungen zu akzeptieren: … Medschlis aufzulösen und den neuen Medschlis erst nach zwei Jahren …zuberufen, 2. dem Ministerium bis zur Einberufung des neuen Medschlis … legislativen und exekutiven Rechte zu verleihen, 3. zur Reorganisation … Armee dem Kriegsminister 10 Millionen Rubel zur Verfügung zu

stellen, ohne Verpflichtung des Ministers (Sipehdars), darüber Rechn zu legen. Diese Bedingungen sind allein schon ein Beweis für die reat nären Absichten Sipehdars; ein weiterer Kommentar erübrigt sich.

Die Demokraten blieben nicht untätig; sie verfolgten jeden Sch Sipehdars und verdoppelten ihre Angriffe. Die parlamentarische Frak der Demokraten bewies, daß Sipehdar die grundlegenden Gesetze der fassung mit Füßen trat, und erklärte, daß sie das Parlament nicht verla würde, bevor der neue Medschlis einberufen sei. Inzwischen bereitete demokratische Presse das Volk auf eine zweite Revolution vor.

Das sind die wichtigsten Umstände, die die jüngste reaktionäre Beweg begünstigten, und unter ihnen war es besonders die Krisis in dem sozi Leben der Perser, die den Exschah und vor allem seine Aufhetzer ermut sich in das Abenteuer zu stürzen.

* * *

Das konstitutionelle Persien ging auch diesmal siegreich aus Kampfe hervor, aber dieser Sieg kam ihm teuer zu stehen. Man hat i stets nur von den Verlusten, die Persien hatte, gesprochen, und die Vor außer acht gelassen, die das Abenteuer des Exschahs dem Lande brach

Wie oben erwähnt, hatte Sipehdar den Medschlis bereits veranlaßt, Programm anzunehmen. Nach Schluß der Sitzungsperiode des zwe Medschlis hätte Sipehdar somit die Volksvertretung für zwei Jahre – Wahrheit für immer — verabschiedet, um sein Regierungsprogramm f richtig durchzuführen. Inzwischen kehrte der Exschah nach Persien zu bevor die Legislaturperiode des zweiten Medschlis abgelaufen war. Erscheinen brachte das ganze konstitutionelle Persien in Bewegung. Der danke, daß das Land nicht allein seine Konstitution, sondern wahrschei auch seine Unabhängigkeit verlieren würde, wenn der Exschah den To wieder eroberte, veranlaßte die Erhebung aller Volksschichten, und Sipe des Verrats angeklagt, mußte in die russische Gesandtschaft flüchten, sich der Wut des Volkes zu entziehen. So wurde also das Abenteuer Exschahs die Veranlassung zu dem Sturze des Sipehdar. Dieser Stu bezeichnend, denn er bedeutet zu gleicher Zeit den Fall des Sipehdaris der alle Chancen gehabt hatte, in Persien zuwege zu bringen, was den schah unmöglich war.

Das Abenteuer des Exschahs zerstörte auch den „Block“, der von s Bildung an eine so jämmerliche Rolle im Medschlis gespielt hatte. D Gegenwart erforderte entscheidende Maßregeln, zu welchen die Kon tiven unfähig waren, und das Volk sammelte sich um die demokrat Parteien. In dem Medschlis bekamen die demokratischen Deputierte entscheidende Stimme, und derselbe feige Medschlis, der vor den Fo rungen Sipehdars kapituliert hatte, drohte allen Reaktionären mit der Beispiel Ludwigs des Sechzehnten.

Die letzten Ereignisse sicherten endgültig den Erfolg der demokrat Parteien Persiens bei den nächsten Wahlen zum Medschlis, und Parteien liegt es ob, Nutzen aus diesen Vorteilen zu ziehen.[1]

[1] So schienen die Dinge zu liegen, als unser persischer Genosse den vorlie Bericht absandte. Aber der russische Absolutismus kann kein freies und gef Persien an seinen Grenzen brauchen. Der japanische Krieg, die Revoluti innere Fäulnis haben ihn wahrscheinlich für immer unfähig gemacht, mit

Zur Reichsstatistik.

Von **Jakob Piletzky.**

ie deutsche offizielle Statistik erfreut sich keines guten Rufes und steht ssenschaftlichem Ansehen der amerikanischen oder der englischen bedeutend Dort besonders, wo die Klasseninteressen stark berührt werden, bietet s nur minderwertige, unvollständige Ergebnisse. Vor allem gilt das er Reichsstatistik und ganz besonders von ihrem landwirtschaftlichen Teil. ie vielgerühmten Gewerbezählungen, auf welche sich die Forscher ge-lich zu stützen versuchen, bieten namentlich im landwirtschaftlichen Teil inderwertigsten Ergebnisse.

ach der Zählung von 1907 ist es sogar unmöglich, nicht nur die Zahl landwirtschaftlichen Betrieben Beschäftigten, sondern auch nur die Zahl Betriebe selbst zu bestimmen.

as die Reichsstatistik bietet, ist ein Musterbild des bureaukratischen fens. Und wenngleich Bureaukratismus auf sämtlichen anderen Gebieten ich wirkt, so zeigt er sich gerade hier in seiner ganzen Nacktheit.

ie Zählung hat 5 736 082 landwirtschaftliche Betriebe ergeben. Sicher wird man annehmen — eine auf genauen Berechnungen beruhende Zahl! ieser Zahl operieren ja sämtliche Forscher, sie bildet den Ausgangs- für alle Untersuchungen, sie gilt als Grundlage bei der Ermittlung edeutung der deutschen Landwirtschaft und einzelner landwirtschaftlicher pen. Nun ist aber diese Zahl nichts anderes als ein statistisches Kunststück entspricht der Wirklichkeit etwa ebenso wie eine Berechnung der Zahl öwen in der Sahara.

ter diesen „Betrieben" haben wir bis zu 1 Ar 1361 Betriebe, 1 bis 2 Ar 7, 2 bis 5 Ar 308 673, 5 bis 20 Ar 824 049, 20 bis 50 Ar 821 830, bis 1 Hektar 646 995 Betriebe.

r hatten also 2 000 000 „Betriebe" durchzunehmen, bis wir nur zu den eben" mit einem halben Hektar kamen, und man müßte weitere 650 000 en, damit man endlich an die „Betriebe" mit einem einzigen Hektar t. Die Reichsstatistiker haben eben gar nicht festgelegt, was unter b zu verstehen ist, und haben ganz verschiedene Erscheinungen zu-ngehäuft. Als Betrieb zählten sie schon jede Hauswirtschaft, zu welcher nimaler Ackerstreifen gehört.

nderte von Tausenden solcher „Betriebsinhaber" genießen das zweifel- Glück, der verehrlichen Gruppe der Landwirte zugeordnet und zur

---

ischen Großmacht ernsthaft militärisch anzubinden. Aber einem Lande wie fühlt er sich immer noch gewachsen. Im Verein mit England befolgt er selbe Politik, die im achtzehnten Jahrhundert Rußland und Preußen gegen- olen befolgten: das Land nie zur Beruhigung und Konsolidierung kommen n, alle Elemente der Unordnung und Desorganisation in ihm zu fördern, ließlich Gelegenheit zu haben, im Namen der Ordnung einzumarschieren. Moment scheint jetzt gekommen zu sein. Während Deutschland an Frank- arokko überläßt, das keinem von beiden gehört, und Italien Tripolis über- hickt sich Rußland zu einem Banditenstreich in Persien an: alles das voll- on den Vorkämpfern der Heiligkeit des Eigentums — das heißt des kapita- n Eigentums, das stets auf der Aneignung fremden Arbeitsproduktes beruht.

Die Redaktion.

Grundlage einer sozialen Pyramide gezählt zu werden, an deren S
23000 Großgrundbesitzer stehen, nur deshalb, weil sie vielleicht einen Str
Kartoffelland oder vielleicht eine wenige Ar große Wiese besitzen, wo
Ziegen oder sogar eine Kuh herumlaufen.

Ein Streifen Kartoffelland ist freilich ein Betrieb, in dem man A
aufwendet und der Einnahmen hat, auch wenn der „Betriebsinhaber"
10 Ar mit Kartoffeln bebaut. Das erscheint unseren Statistikern bereits
genügend bedeutende Größe; haben sie doch nicht weniger als eine
Million noch kleinerer „Betriebe" aufgezählt.

Wenn wir die Durchschnittsernte im Reiche gleich 134,5 Doppelzen
pro Hektar annehmen (für genannte Betriebe wird sie zweifellos vie
ringer sein, da in der Regel Mangel an ausreichender Düngung vorliegt
haben wir für 10 Ar die Ernte von 13,45 Doppelzentner. Bei einem D
schnittspreis von 4,5 Mark pro Doppelzentner wird die Höchsteinnahme 60
ausmachen. Nach Abzug der erwachsenen Kosten für Düngung, Saat
wird der auf einen Betrieb fallende Reingewinn kaum 40 bis 45 Mark
steigen, wobei dem „Betriebsinhaber" noch keine Entlohnung seiner A
gutgeschrieben ist. Wenn das ein „Betrieb" heißen soll, warum sollte
dann eine Mutter, welche für ihre große Familie Kleidung und W
selbst herstellt und repariert, nicht für eine Schneidermeisterin halten?
haben wir auch mit einem „Betrieb" zu tun, mit einem Betrieb mit
beschäftigten Person, und wenn die Töchter dabei helfen, mit mehrere
schäftigten Personen. Das ist kein Scherz, sondern eine ernstgemeinte Ge
überstellung zweier vollkommen analoger Beispiele. Die beiden „Betriebsle
— die Schneidermeisterin und der Eigentümer einiger Ar — arbeiten
für ihren eigenen Bedarf, sie ersparen beide einen gewissen Betrag für d
Familie. Und um für eine mehrköpfige Familie Kleidung zu verfertigen, bra
man gewiß nicht weniger Zeit, als zur Bearbeitung eines mit Kartoffe be
bauten Streifens von 10 Ar.

Dank diesem Irrtum der Reichsstatistik, die Haushaltung mit landwirtsch
lichem Betrieb wahllos zusammenwirft, ist die Zahl der in der Landw
schaft beschäftigten Personen viel höher angegeben, als es in Wirklichke
Fall ist, und dadurch wurde die Bedeutung einzelner Betriebsgruppen
schief dargestellt.

Natürlich gibt es auch unter den kleinsten Betrieben einen gewissen Pro
zentsatz wirklich landwirtschaftlicher Betriebe, zum Beispiel Weinberge od
Obstgärten mit einer Ausdehnung von 2 bis 5 Ar; die Reichsstatist gi
uns aber keine Möglichkeit an die Hand, diese Betriebe von der großen Za
derjenigen „Betriebe" zu sondern, deren Eigentümer auf dem Lande wohne
und nur in dem oben gekennzeichneten Sinne Landwirtschaft treiben. Ein
Ergänzungsfragen in dem Zählungsfragebogen würden es möglich ma
viele Tausende von Wirtschaften, die jetzt dank den Reichsbeamten
triebe umgewandelt worden sind, aus dieser Liste zu streichen.

Daß zum landwirtschaftlichen „Betrieb" alles, was man nur wisch
kann, herangezogen wurde, das bezeugt uns auch eine Tabelle über Za
und Geschlecht des Personals der landwirtschaftlichen Betriebe.

Für jeden vernünftig denkenden Menschen, wenn es nur kein Bur
und preußischer Staatsbeamter ist, existiert eine Beziehung zwischen der Grö
eines landwirtschaftlichen Betriebs und der Zahl der darin beschäftigten A



zkräfte. Ferner ist es klar, daß in Betrieben, die nicht über 1 Hektar ð haben, eine größere Anzahl Personen nur selten Beschäftigung finden — aben dort einfach nichts zu tun.

Venn also in diesen „Betrieben" doch so viele Arbeiter verzeichnet wer- so sind das offenbar keine landwirtschaftlichen Arbeiter, die Betriebe sind landwirtschaftlichen und dürfen daher natürlich auch nicht den landwirt- tlichen Betrieben beigezählt werden. Die Berufs- und Betriebszählung Jahre 1907 hat aber 473 Betriebe unter 1 Hektar mit 11 bis 20 Ar- rn, 74 mit 21 bis 30 Arbeitern, 43 mit 31 bis 50 Arbeitern, 26 mit is 100 Arbeitern, 14 mit 101 bis 200 Arbeitern und zum Glück nur n, welcher über 200 Arbeiter beschäftigte, ausgeforscht. Der kleinen Be- e von 5 bis 20 Hektar ergab die Zählung 2000 mit je über 20 Arbeitern. Herren Beamten erklären es dadurch, daß bei der Zählung auch die ðbesitze mit geringer Ackerbaufläche in die Rechnung mit aufgenommen den.[1] Es war von den Herren sehr unvorsichtig, daß sie diese Erklärung ben, denn sie läßt darauf schließen, daß sie bei den großen Betrieben landwirtschaftlichen Betrieb mit dem nichtlandwirtschaftlichen vorsätzlich bewußt vermischt haben. Es fragt sich nun, in wie vielen Tausenden von n hat diese Vermischung bei den kleinen Betrieben auch sonst noch statt- den? Das wissen wir nicht, wir können es aber ahnen. Unter 5736082 eben gab es 3300046 Nebenbetriebe, das ist 57,5 Prozent! Was ist es ine statistische Darstellung der Betriebe, wenn mehr als die Hälfte davon nbetriebe bilden! Das beweist klar und deutlich, daß als „landwirt- licher Nebenbetrieb" alles mögliche und unmögliche gerechnet wurde, daß Betriebe einbezogen sind, die mit Landwirtschaft sehr wenig zu tun haben. ier haben wir es wirklich mit einer statistischen Orgie zu tun, mit einer nach großen Zahlen, die gar keine reelle ökonomische Bedeutung be- . Die Zählung gibt uns also keine Vorstellung von der wirklichen Zahl andwirtschaftlichen Betriebe.

Richt viel mehr erfahren wir über die Zahl der in den landwirtschaftlichen ieben beschäftigten Personen. In einem Falle geben es die statistischen nten sogar selbst zu. Sie schreiben: „Diese Angaben über die Höchstzahl gleichzeitig beschäftigten Personen sind namentlich bei den kleinen Be- en äußerst unzuverlässig, da die Frage unter C 4 der Karte nach der stzahl der im Vorjahre gleichzeitig beschäftigten nicht ständigen Arbeits- sehr oft mißverstanden zu sein scheint und Richtigstellungen nicht r möglich waren."

Diese Offenheit macht eigentlich den Reichsstatistikern wenig Ehre. Es en sehr wichtige Fragen erhoben: die Zahl der ständig Beschäftigten, Zahl der am 12. Juni 1907 Beschäftigten und die Höchstzahl der dem einzelnen Betriebe nötigen Arbeitskräfte. Die Fragen wurden

[1] Auf Seite 455 des Teils 1 b der landwirtschaftlichen Betriebsstatistik (Band 212, r Statistik des Deutschen Reichs) heißt es wörtlich: Da in den Tabellen 4 und 5 Betriebe, in denen eine wenn auch noch so kleine landwirtschaftliche Fläche er- t wurde, also auch die großen Forstbetriebe mit nur geringer Landwirtschafts- zur Auszählung gelangt sind, haben demzufolge bei der Gliederung nach der wirtschaftlich benützten Fläche kleine landwirtschaftliche Betriebe öfters auffallend iches Personal zu verzeichnen. Es ist das eben das Personal, welches haupt- h in der Forstwirtschaft beschäftigt wurde.

aber so plump gestellt, daß man erst nach vieler Mühe darauf kommen k
was eigentlich die Statistiker wollen. Natürlich bekam man sehr unzuverlä
Angaben zur Antwort. Nun wäre es klar, daß unter solchen Umstä
diese Ergebnisse nicht weiter behandelt werden dürften. Das gilt aber
für gewöhnliche Sterbliche, für den Beamten ist aber alles zulässig.
kam eine ganz sinnlose Tabelle über die Höchstzahl der in den landw
schaftlichen Betrieben gleichzeitig beschäftigten Personen zustande.

Wenn wir die Zahl der in den Betrieben jeder Gruppe beständig besc
tigten Personen gleich 100 ansetzen, so betrug die Zahl der am 12. Juni 1
Beschäftigten in Betrieben bis zu 0,5 Hektar 236 Beschäftigte, von 0,5
2 Hektar 181, von 2 bis 5 Hektar 140, von 5 bis 20 Hektar 131, von 20
100 Hektar 133, über 100 Hektar 149, im Durchschnitt 150 Beschäftigte

Die kleinsten Betriebe bis 2 Hektar hätten also zum 12. Juni 1907
Personal um das Zwei- und Mehrfache, die größten — über 100 Hekta
um das Anderthalbfache und die übrigen um weniger als das Anderth
fache vermehrt. Der 12. Juni ist nun gerade eine Zeit, wo die Arbei
der Landwirtschaft in ihrem üblichen Gang begriffen ist und wo man k
besonderen Vergrößerung des Personals bedarf. Nun wird jedermann
sehen, daß man in der Hochsaison um so mehr Arbeitskräfte wird neu
stellen müssen, je weniger früher herangezogen wurden. Was lehren
aber die Tabellen der Reichsstatistik?

Wenn wir die Zahl der am 12. Juni 1907 in den Betrieben beschäft
Arbeiter gleich 100 annehmen, so beträgt die Höchstzahl der im Zei
1906/07 Beschäftigten in Betrieben bis zu 0,5 Hektar 129 Beschäftigte,
0,5 bis 2 Hektar 131, 2 bis 5 Hektar 125, 5 bis 20 Hektar 134, 2
100 Hektar 139, über 100 Hektar 119, im Durchschnitt 130 Beschäftigte

Es stellt sich also heraus, daß die kleinsten Betriebe, welche, wie
schon gesehen haben, zum 12. Juni ihr Personal bereits mehr als alle üb
Betriebe vergrößert haben, dieses zur Hochsaison in demselben Maße
alle übrigen Gruppen und sogar mehr als die größten Betriebe noch
vergrößern.

Offenbarer Unsinn, der seine Ursache in Mängeln des gesammelten S
hat. Und doch wird dieser Stoff bearbeitet, die Reichsstatistiker belehren
auf 150 Seiten über die Höchstzahl der gleichzeitig beschäftigten Per
auch die Forscher machen ihre Voranschläge und Berechnungen des i
zelnen Gruppen der Landwirtschaft beschäftigten Arbeitspersonals usw.
wen lachen die Reichsstatistiker, über uns oder über sich selbst?

Ebenso erstaunlich sind die Zahlen des weiblichen hauptberuflich er
tätigen Personals. Von 1895 bis 1907 ist die Zahl der Frauen al
hauptberuflich Erwerbstätigen in der Landwirtschaft plötzlich von 2,75 Mi
lionen auf 4,60 Millionen gestiegen. Sicherlich hat sich die Anwendun
Frauenarbeitskräfte ausgedehnt. Der größere Teil dieses Zuwachses i
zweifellos den Beamten zuzuschreiben, die im Jahre 1907 einen a
Begriff der Frauenarbeit aufstellten als im Jahre 1895.

Und sie verheimlichen es auch nicht. Dr. R. van der Borght schreibt: „Zu
Teil beruht das ohne Frage auf der genaueren und vollständigeren Erfassun
der weiblichen Arbeitskräfte in der Landwirtschaft, insbesondere de
frauen und sonstigen weiblichen Familienangehörigen, die hauptberu
landwirtschaftlichen Betrieben des Familienhaupts tätig sind.“ Herr v

…rght braucht nicht so bescheiden zu sein. Hier handelt es sich um eine …nz andere Auffassung der Frauenarbeit in der Landwirtschaft im Vergleich … früheren Betriebs- und Berufszählungen. Die Gesamtzahl der haupt…uflich Erwerbstätigen in der Landwirtschaft betrug in Millionen:

	1882	1895	1907
Männer	5,71	5,54	5,28
Frauen	2,53	2,75	4,60
Zusammen	8,24	8,29	9,88

Während also die Zahl der Männer regelmäßig und langsam sinkt, er…ht sich plötzlich im Jahre 1907 nach vorheriger geringer Steigerung im …hre 1895 die Zahl der Frauen um 1,8 Millionen oder um 67 Prozent! …rgends, in keinem Zweige der Landwirtschaft merken wir einen derartigen …oßen Umschwung im Zeitlauf von zwölf Jahren. Das haben nur die Reichs…tistiker entdeckt.

Nicht besser ist es auch mit dem Viehstand. Die Beamten haben Alt- und …ngvieh zusammengeworfen: Pferde und Fohlen, Rindvieh und Kälber, …hweine und Ferkel. Man muß zugeben, daß eine derartige Zählung am …hteſten ist; allerdings haben die Reichsstatistiker damit einen groben Fehler …gangen. Heutzutage, wo der Fleischbedarf steigt, wo sich die Städte fort…wickeln und das Futter teuer wird, ist es am rentabelsten, das Vieh mög…ſt rasch aufzufüttern und auf den Markt zu bringen. Deshalb gibt es im …dernen landwirtschaftlichen Betrieb eine bedeutend größere Zahl von Jung…h als früher, und infolgedessen ist der durchschnittliche Wert des Viehs …sentlich geringer als früher. Je mehr Vieh also in einem Betrieb gezüchtet …d, desto notwendiger ist die Unterscheidung zwischen dem jungen und dem …sgewachsenen Vieh. Wäre diese vorgenommen worden, so würde allerdings …: Fortschritt der Landwirtschaft weniger bedeutend scheinen, als heute viele …nken und als es die Beamten auf Grund dieser Ergebnisse schildern.

Zum Schlusse wollen wir noch ein charakteristisches Muster zur Beurteilung …r Wissenschaftlichkeit dieser Zählung zeigen. Es handelte sich um Pachtland. …cherlich hat das Pachtland bei uns keine so große Bedeutung erworben wie …m Beispiel in England. Ist aber die Frage einmal gestellt, so wäre es doch …gebracht, nach Pachtbedingungen, Pachtzins, Art des Pachtobjektes, ob es …iesenland, Ackerland usw. ist, nach alldem zu fragen.

Diese Fragen haben die Beamten nicht gestellt. Statt dessen wird auf …) Seiten (!) eine sinnlose Tabelle darüber gegeben, ob mehr oder weniger …s die Hälfte (!) der Betriebsfläche eigenes Land oder Pachtland ist.

Warum wird diese Frage gestellt und nicht eine andere? Warum ist nach …: Hälfte und nicht nach einem Drittel oder Viertel des Landes zu fragen? …rum …? — Aber was vermag der Beamte zu antworten! Er hat seine …che getan, und weiter kümmert ihn nichts.

Wieso entstehen aber solche Aufstellungen, deren Unsinnigkeit jedem Un…rteiischen sofort klar wird? Hier ist der Hund begraben.

Die Statistik hängt nicht in der Luft. Sie ist eine Abbildung der reellen …rhältnisse. Wir dürfen sagen, daß jeder Staat die Statistik besitzt, die seiner …irdig ist. Die reaktionäre Junkerregierung kann nur eine reaktionäre Statistik …ben. Die herrschenden Klassen legen ihre schwere Hand darauf, direkt oder …direkt.

Wir kennen Beispiele, wo die Regierung die Veröffentlichung statisti Ergebnisse einfach verboten hat (Österreich). In der Regel aber wird Sache viel delikater behandelt. Die offizielle Statistik umgeht einfach Schmerzensfragen oder bemüht sich, ihnen ein ganz unschuldiges Ansehen geben. L. Brentano äußert sein Erstaunen darüber, daß seit dem dreis jährigen Bestehen der Getreidezölle unsere Regierung keine Untersuchung stellen ließ, um zu ermitteln, für wen eigentlich diese Zölle nutzbringend si Wir staunen nicht. Im Gegenteil, man könnte sich nur wundern, wenn reaktionäre, halbabsolutistische Regierung aus eigener Veranlassung eine Arb die das Wesen dieser Frage aufdecken würde, unternähme. Hier wie übe muß man sie dazu zwingen, man muß für die Klärung der Frage kämp

Wir glauben, daß die Sozialdemokratie darauf bestehen muß, daß Anschluß an die anderen Maßnahmen eine Enquetekommission zum Studi der Wirkungen der Getreidezölle und der Ursachen der Teuerung gebi wird, die unter weitester Kontrolle der Öffentlichkeit zu tagen hätte.

Das Werk des Reichsstatistischen Amtes ist nicht nur deshalb schlecht, es von Beamten ausgeführt wird, sondern auch deshalb, weil es u der Kontrolle und dem Druck einer stockreaktionären Regierung steht, di einer Reihe der wichtigsten Erscheinungen keine Klarheit braucht und wün

Der Grund, warum die Agrarstatistik am schlechtesten geführt wird eben der, daß die Regierung aufs engste mit den Junkern verbunden i

In der sozialistischen Gesellschaft wird der Statistik die größte Bedeu zuteil werden, da die Regelung des Sozialbetriebs das genaue und r Wissen ganzer Reihen von Erscheinungen im wirtschaftlichen und sozi Leben voraussetzt. Aber auch in der Gegenwart spielt sie eine große R

Und so hat auch hier die Sozialdemokratie mit Junkern und Bourge mit Reaktion und Beamtenstumpfsinn zu kämpfen. Das deutsche Proleta braucht eine weitumfassende, auf allen Gebieten des sozialen Lebens tend freie Statistik. Auch das muß ein Ziel unseres Kampfes sein!

Nochmals das Großblockexperiment in Elsaß-Lothringe

Eine Replik von **J. Peirotes** (Straßburg).

In Nr. 6 der „Neuen Zeit“ hat Genosse Jean Martin aus Mülhausen eine Würdigung der ersten elsaß-lothringischen Landtagswahlen und des damit verbundenen Großblockexperimentes publiziert, die ich im großen und ganzen mit unterschreiben könnte, wenn nicht Genosse Martin sich veranlaßt gesehen hätte, bei dieser Gelegenheit einige nach meiner Auffassung durchaus unberechtigte Vorwürfe gegen das Straßburger Parteiorgan, die „Freie Presse für Elsaß-Lothringen“, zu erheben. Er hat nämlich in Straßburg eine nachträgliche Begeisterung für den liberalen Blockbruder entdeckt, die zu einer „unangebrachten Lobhudelei des politischen Gegners“ geführt haben soll. Mir ist von einer solchen Begeisterung nichts bekannt. Auch kann ich in dem angeführten Zitat unseres Straßburger Parteiorgans nicht im geringsten eine Lobhudelei des liberalen Gegners erblicken. Ich bin auch der Überzeugung, daß sämtliche Leser der „Neuen Zeit“ meine Auffassung teilen werden, wenn sie den Artikel der Straßburger „Freien Presse“ im Zusammenhang kennen lernen. Genosse Martin gebraucht nämlich eine Methode des Zitierens, die ich als richtig absolut nicht anerkennen kann, und die wir, als unsere Gegner sie anwenden, aufs schärfste verurteilen. Um den Vorwurf der Lob-

udelei erheben zu können, reißt er einen Satz aus dem Zusammenhang heraus, nterbreitet aber dem Leser nicht, was im besonderen in den Vordersätzen gesagt orden ist. Ich erlaube mir daher, nachzuholen, was Genosse Martin versäumt ıt, um so dem Leser der „Neuen Zeit" ein objektives Urteil zu ermöglichen.

In dem Artikel unseres Straßburger Parteiorgans über den Ausfall des veiten Wahlganges werden einleitend die Siege registriert, welche unsere Geossen mit Hilfe der Liberalen über die Klerikal-Nationalisten errungen haben. ann heißt es wörtlich weiter:

„Ist es so den vereinten Anstrengungen der Liberalen und Sozialdemokraten lungen, mit dem Nationalismus Tabula rasa zu machen, so hatten die Vertragsrteien in ihrem Kampfe gegen das Zentrum weniger Glück. Daß Genosse Wicky uf verlorenem Posten focht, das war am letzten Sonntag bereits zu erkennen. ber das Mandat des Genossen Müller-Möglin hätte gerettet werden können, **wenn e liberalen und unabhängigen Wähler nur einigermaßen der Parole gefolgt ären.**"

Sieht das nach einer Lobhudelei des liberalen Blockbruders aus? Auch Genosse lartin wird das nicht behaupten wollen! Ebensowenig kann das von den folgenden ätzen behauptet werden:

„Auch in einer Reihe anderer Kreise, wo die liberalen Kandidaten gegen das entrum standen, hätten erstere den Sieg davontragen sollen. Zwar stand es von rnherein fest, daß bei den schwachen Mehrheiten, welche die Kompromißparteien ıf ihre Kandidaten vereinigt hatten, und angesichts der infernalischen Hetze, elche die Klerikalen gegen den Großblock inszeniert hatten, ein Sieg auf der ınzen Linie unmöglich war. Sämtliche Wähler herüber oder hinüber zu bemmen, ist auch bei einem politisch geschulteren Volke als dem elsaß-lothringischen n Ding der Unmöglichkeit."

Wer unvoreingenommen diese Sätze prüft, wird in ihnen eine objektive Würgung der gegebenen Verhältnisse, eine Erklärung dafür finden, warum es nicht lungen ist, dem Zentrum sämtliche zur Nachwahl stehenden Mandate zu entißen. Doch weiter nichts!

In dem Artikel unseres Straßburger Parteiblatts werden dann die Kreise umath und Altkirch angeführt als solche, die unbedingt dem Zentrum hätten triſſen werden können. Dann heißt es weiter:

„Doch von diesen Unstimmigkeiten abgesehen, die dem Zentrum sechs weitere itze verschafften, muß doch zugegeben werden, daß der Großblock funktionierte. ie Befürchtung, daß die liberalen Wähler nicht parieren würden, hat sich als undlos erwiesen. Selbst in Straßburg-Stadt wurde der Parole entsprochen. Daß e Wahlbeteiligung um etwas geringer und nicht alle liberalen Wähler für unsere ındidaten zur Wahlurne marschierten, erklärt sich aus dem Umstand, daß keinerlei egenkandidaten aufgestellt waren. Sonst aber haben die liberalen ähler teilweise der ausgegebenen Parole besser Folge geben als die sozialdemokratischen Wähler auf dem flachen ande, dort, wo unsere Organisationen noch manches, vielch alles zu wünschen übrig lassen. Die Parteileitungen ihrerseits ben nichts versäumt, die Blockkandidaten zum Siege zu führen. Vorwürfe können der nach der einen noch nach der anderen Richtung erhoben werden. Und bedenkt m, daß der Versuch des Großblocks gestern zum ersten Male in Elsaß-Lothgen unternommen wurde, berücksichtigt man objektiv die gegebenen Verhältnisse, hat man allen Grund, mit dem Ergebnis des gestrigen Tages zufrieden zu sein."

Wo ist hier eine Begeisterung zu bemerken? Wo eine Lobhudelei des liberalen ockbruders? Eine nüchternere Betrachtung über einen Wahlkampf, der uns von Mandaten 11 Mandate gebracht hat, dürfte wohl nicht oft geschrieben werden. aß der Schreiber obiger Zeilen — als den ich mich recht gern bekenne — gerade folge seiner nüchternen Betrachtungsweise auch dem liberalen Partner Ge-

rechtigkeit widerfahren ließ, dürfte ihm doch nicht als Fehler oder Verst gegen die Parteiprinzipien anzurechnen sein! Genosse Martin sagt zwar, d liberalen Wählern gebühre die Palme der Disziplinlosigkeit. Es sei einfach ni wahr, daß die Liberalen teilweise der Wahlparole besser Folge gegeben hab als die sozialdemokratischen Wähler in jenen Landorten, wo wir keinerlei Orga sationen besitzen. Nun, ein Blick auf das Gesamtwahlresultat beweist die Richti keit der von unserem Straßburger Parteiblatt aufgestellten Behauptung. Na dem Abkommen zwischen den Parteien der Linken sollten die sozialdemokratisch Wähler in 15 Wahlkreisen die liberalen Kandidaten zum Siege führen. Gescheh ist dies aber nur in acht Wahlkreisen. Sieben liberale Kandidaten blieben a der Strecke. Dagegen haben die Liberalen in fünf Wahlkreisen unseren Kandidat das Mandat verschafft, und nur in zwei Kreisen ist ihnen das nicht gelung Dabei hatten die Liberalen aber während der Verhandlungen von vornherein klärt, daß es ihnen in diesen beiden Kreisen (Gebweiler und Habsheim=Lands unmöglich sein werde, den sozialdemokratischen Kandidaten durchzubringen. A Grund der Einzelresultate läßt sich auch nachweisen, daß vielfach katholische A beiterstimmen im zweiten Wahlgang auf den Zentrumskandidaten überging Während zum Beispiel in Colmar=Stadt die liberalen Wähler bis auf den letz Mann für den Sozialdemokraten stimmten, sind im benachbarten Kreise Colm West=Münster mindestens 300 Arbeiterstimmen auf den Kandidaten der Klerika übergegangen. Im Wahlkreis Brumath, wo der liberale Kandidat mit 41 Stimm Minderheit unterlag, läßt sich auf Grund der Einzelresultate feststellen, daß Bruchteil unserer Wähler versagt hat, und daß gerade dadurch dem Zentrum Mandat zugeschanzt wurde. Wenn dies in unserem Straßburger Parteiblatt h vorgehoben und gleichzeitig auch auf die Ursache dieser bedauerlichen Erschein — den Mangel einer Organisation — hingewiesen wurde, so geschah das wa lich nicht aus Begeisterung für den Liberalismus, sondern lediglich aus dem streben heraus, für Abhilfe zu sorgen. Bisher waren wir stolz darauf, zu sa was ist! Ich für meinen Teil werde es auch künftig so halten!

Daß die Behauptung von dem besseren Parieren der liberalen Wähler nicht auf alle Einzelresultate und nicht auf sämtliche Orte erstrecken kon ergibt sich aus dem gewiß genügend einschränkenden Worte „teilweise“ so auch aus der dem Genossen Martin doch ganz sicherlich bekannten Tatsache, daß Artikel geschrieben wurde zu einer Zeit, wo Einzelresultate überhaupt noch n vorlagen. Er erschien am Montag früh, dem Tage nach der Wahl, und unterscd sich von dem Artikel, den Genosse Martin über den Ausfall der Wahl für Mülhauser Parteiblatt geschrieben, durchaus nicht in seiner Tendenz. Die war beiden Artikeln die gleiche. Gleichmäßig wurde konstatiert, daß der Großb funktionierte und daß die Sozialdemokratie mit dem Resultat der Wahl zufrie sein könne. Daher war es nach meiner Auffassung mindestens überflüssig, wissenschaftlichen Organ der Partei auf Grund eines an und für durchaus richtigen Satzes Vorwürfe zu erheben, die geeignet sind, das Straßbu Parteiorgan und die hinter ihm stehenden Genossen in durchaus falschem Lichte scheinen zu lassen.[1]



[1] Wir erlauben uns zu dieser Diskussion eine Bemerkung. Der Gegensatz, er hier auftritt, dürfte mit Vorliebe für und Gegnerschaft gegen die Idee des „G blocks“ zusammenhängen. Es scheint uns aber nicht sehr zweckmäßig, Verstä gungen für Stichwahlen als „Blockpolitik“ zu bezeichnen. Unter „Blockpolitik“ stand man ursprünglich eine Vereinbarung verschiedener Parteien zu planmäßi Zusammenarbeiten im Parlament, dann auch zur Aufstellung von Kandidaten gemeinsamem Plane schon im ersten Wahlgang. Eine derartige Blockpolitik hat die g Mehrheit unserer Partei bisher stets abgelehnt. Dagegen galt es für uns als se verständlich, daß wir unsere Stimmzettel bei Stichwahlen auch dann nicht

Literarische Rundschau.

Dr. med. Wilhelm Hanauer, praktischer Arzt in Frankfurt a. M., **Die soziale Hygiene des Jugendalters.** Kurz gefaßtes Handbuch für Ärzte, Verwaltungsbeamte und Sozialpolitiker. Berlin 1911, Verlag von Richard Schoetz. 255 Seiten. Preis brosch. 6 Mark, geb. 7 Mark.

Wir leben im Zeitalter des „Handbuches“. Es ist für den einzelnen schier unmöglich geworden, sich in den einzelnen Spezialgebieten seiner eigenen Wissenschaft zu orientieren und die Spezialliteratur zu verfolgen. Diesem Bedürfnis der Orientierung kommt das „Handbuch“ entgegen. Es kann dabei zweifacher Art sein: das gewöhnlich vielbändige Handbuch, das ohne Rücksicht auf den Umfang das ganze Spezialwissen zusammenfaßt und in die Spezialliteratur einführt, und das kompendiöse Handbuch, das in schneller Folge eine systematische Übersicht des Wissens in den einzelnen Spezialgebieten gibt, von allen Dingen sozusagen die nötigen Stichworte in systematischer Reihenfolge aufführt und des weiteren auf die systematisch geordnete Spezialliteratur verweist.

Dem letzteren Typus eines Handbuches will die vorliegende Zusammenfassung über die soziale Hygiene des Jugendalters entsprechen. Um es von vornherein zu sagen — in einer Beziehung entspricht es dem Wesen eines kompendiösen Handbuches nicht. Es ist auf eine systematische Übersicht über die wichtigsten in Betracht kommenden Bearbeitungen und Einzelabhandlungen in gar keiner Weise Rücksicht genommen.

Das Buch zerfällt in vier Hauptteile: 1. Die soziale Hygiene des Säuglingsalters, 2. die soziale Hygiene des vorschulpflichtigen Kindesalters, 3. die soziale Hygiene des schulpflichtigen Alters, 4. die sozialhygienische Fürsorge für die schulentlassene Jugend. Namentlich werden der erste und der dritte Abschnitt vom Verfasser berücksichtigt. Die Zahl der besprochenen Spezialfragen ist sehr groß, in dieser Beziehung ist das Gebiet erschöpfend behandelt. Es seien nur die folgenden Abschnitte genannt. Im ersten Hauptteil: die sozialen Ursachen der Säuglingssterblichkeit, Einfluß der Ernährung auf die Säuglingssterblichkeit, Säuglingssterblichkeit und Wohnung, die Behandlung erkrankter Säuglinge, die Ernährung des Säuglings (Stillenqueten, die Ursache des Nichtstillens, die Vorzüge der Muttermilch gegenüber der Tiermilch, die Stillpropaganda, die Säuglingsfürsorgeanstalten, Mutterberatungsanstalten, Milchküchen), Säuglingsfürsorge im Ausland. Im zweiten Hauptteil: die Fürsorge für das gesunde Kindesalter, die Fürsorge für kranke Kinder (Infektionskrankheiten, chronische Erkrankungen), das Kinderheilstättenwesen, die Sorge für das vorschulpflichtige Kindesalter im Ausland. Im dritten Hauptteil: die Schule, die Luft in den Schulräumen, Schulbäder, Reinigung der Schulräume, Schulärzte, Wohnung, Ernährung, Kleidung der Schulkinder, Alkohol und Schulkind, die gewerbliche Kinderarbeit, Konstitution und Krankheiten im schulpflichtigen Kindesalter, Prophylaxe und Therapie der Krankheiten des schulpflichtigen Kindesalters, hygienische Fürsorge für besondere Gruppen hilfsbedürftiger Kinder im schulpflichtigen Alter, sozialhygienische

---

werfen, wenn kein Parteikandidat, sondern nur bürgerliche Kandidaten in Frage kommen, zwischen denen wir zu entscheiden haben. Bezeichnet man Verständigungen für Stichwahlen als Großblockpolitik, so liegt die Gefahr vor, entweder, daß eine derartige Stichwahlpolitik, auch wenn sie durch die Tatsachen vollkommen gerechtfertigt wird, auf den Widerstand von Genossen stößt, die von einem planmäßigen Zusammenarbeiten unserer Abgeordneten in den Vertretungskörpern mit bürgerlichen Parteien nichts wissen wollen; oder aber, daß durch die Anerkennung der Notwendigkeit einer solchen Stichwahlpolitik auch das dauernde Zusammenarbeiten mit den bürgerlichen Parteien manchen Genossen plausibel gemacht wird, die nicht merken, daß hier mit dem Namen der Großblockpolitik zwei sehr verschiedene Arten politischer Betätigung einander gleichgesetzt werden. Die Redaktion.

Fürsorge für Schulkinder im Ausland. Im vierten Hauptteil: Berufswahl, Gewerbe hygienisches, Wohnung, Ernährung, Leibesübungen, Fortbildungsschulen, Fürsorg für Kränkliche, Erholungsbedürftige, besonders Hilfsbedürftige, Fürsorge im Aus land. Natürlich kann es sich stets nur um ein ganz kurzes Verweilen bei den ein zelnen Dingen handeln, wie es für das gewaltige Gebiet der sozialen Hygiene de Jugendalters auf dem engen Raume von 255 Seiten gar nicht anders möglich is

Die Darstellung weist technische Mängel auf, namentlich mangelt es ihr häufi an jener ordnenden Präzision, die das Aufnehmen und geistige Verarbeiten de Stoffes so sehr erleichtert. Trotzdem sei das Buch zur schnellen Orientierung seh empfohlen. Namentlich wer auf dem Gebiet der sozialen Hygiene des Jugendalter sich noch nicht zu Hause fühlt, wird in dem kurzen Handbuch eine wahre Fülle vo Wissenswertem finden. Die Ausführungen sind von wissenschaftlichem Ernst un tiefem sozialem Empfinden durchdrungen.

Für den theoretisch und praktisch Mittuenden, der eine kompendiöse Zusammen fassung des Gesamtgebiets braucht und dessen Bedürfnissen ein Handbuch wie da vorliegende ja auch entsprechen könnte, verliert Hanauers Buch sehr an Wert, d es, wie gesagt, einer systematischen Übersicht über die Literatur entbehrt. Die un geordnet hingeworfenen Literaturnachweise können diesen Mangel nicht ersetzen.

Eine sachliche Ausstellung sei gegen die Meinung des Verfassers gemacht, da die Zunahme der weiblichen Fabrikarbeit nicht für die Abnahme des Stillens ve antwortlich gemacht werden kann (S. 41). Gerade eine neuere Arbeit im fünft Band des Archivs für soziale Hygiene von Fräulein Dr. Marie Baum bringt de statistischen Nachweis, daß die Fabrikarbeit der Frau eine Abnahme des Stillen bedingt. Auch gegen die Ausführungen im Kapitel über die unehelichen Kind wären manche Ausstellungen zu machen. Lipschü

Dr. med. Albert Uffenheimer, Privatdozent an der Universität München, **Sozia Säuglings- und Jugendfürsorge.** Sammlung „Wissenschaft und Bildung". Leipz 1910, Verlag von Quelle & Meyer. 172 Seiten. Preis geb. 1,25 Mark.

Das kleine Buch ist aus Vorlesungen hervorgegangen, die mit Führungen dur die der Fürsorge dienenden Institutionen verknüpft waren. Der größte Teil d Büchleins ist der Säuglingsfürsorge gewidmet (bis Seite 103, ziemlich ausführli über die unehelichen Kinder). Die Darstellung ist naturgemäß wegen des verhältni mäßig engen Raumes gedrängt. Ein Vorzug ist das große pädagogische Geschick, m dem der Verfasser den Laien in die einschlägigen Verhältnisse einzuführen verstel

Während das Buch von Hanauer über die soziale Hygiene des Jugendalte demjenigen zu empfehlen ist, der eine schnelle Orientierung über alle Einzelfrag des Gebietes braucht, wird dem Büchlein von Uffenheimer derjenige den Vorz geben, der bloß eine kurze Einführung in die Säuglings- und Jugendfürsorge wünsc Das Büchlein ist lebhaft und anregend geschrieben. Es sei sehr empfohlen, wenn au der bürgerliche Standpunkt des Verfassers an manchen Stellen zum Ausdruck komm

Am Schlusse findet sich ein kurzes, aber systematisch geordnetes Literat verzeichnis. Lipschü

Was wir wollen! Lehrplan der Sonntagsschule des Sozialdemokratischen Sch vereins Zürich. Selbstverlag des Schulvereins. 31 Seiten. Preis 10 Centim

Der Kritik der parteigenössischen Berufspädagogen wird der Lehrplan ei Sonntagsschule unterbreitet, die in Zürich gegründet werden soll, einer „die „Allta schule ergänzenden Schule mit ausgesprochener proletarischer Klassentendenz". „W wir von der berufspädagogischen Kritik für unseren Lehrplan erwarten", heißt „das sind technisch-pädagogische Verbesserungen und praktisch-pädagogische Wink Dagegen „an den Grundgedanken unseres Lehrplans wollen wir nicht rütteln lasse In der Tat bedeutet auch in diesem Falle der Grundgedanke, die Tendenz Planes so gut wie alles, die Auswahl der Lehrstoffe dagegen sehr wenig. Für ei

leurteilung des Züricher Unternehmens, der Qualität des Unterrichtes sind uns die
en Plan begleitenden Ausführungen und Definitionen daher viel wesentlicher als
er Lehrplan selbst, zumal auch die „proletarische Klassentendenz“ aus dieser Zu=
immenstellung von Unterrichtsgegenständen und Unterrichtsmitteln wenig hervor=
:uchtet. In sechs Klassen, die das sechste bis fünfzehnte Lebensjahr umfassen, soll
urch Erzählung von Märchen und moralisch belehrenden Geschichten, durch Vorlesen
nd Lernen von Gedichten, auch Tendenzgedichten, Betrachten und Besprechen von
Bildwerken, durch musikalische Darbietungen, durch Besuche von Museen und Kunst=
usstellungen, Veranstaltung von Spaziergängen, Theaterspielen usw., wozu in den
eiden letzten Schuljahren noch besondere Kurse naturwissenschaftlicher und gesell=
haftswissenschaftlicher Art treten, den Kindern eine sozialethische, ästhetische und
ntellektuelle Bildung gegeben werden.

Leider muß ich nun gestehen, daß in den Ausführungen zum Lehrplan von
proletarischer Klassentendenz“ nicht viel zu spüren ist. Zum Beispiel: „Der Mensch“
oll die Wahrheit lieben, „weil die Lüge die Bundesgenossin der Unterdrücker des
Volkes ist“. Ferner: „Der Mensch soll den Mitmenschen nicht beneiden und soll ihm
icht wehe tun . . ., weil jeder Haß und jede Mißgunst die Arbeiter entzweit und
hnen das Leben erschwert.“ So wird einer Moral, die in abstrakter, unwirklicher
Höhe über den Klassengegensätzen schwebt, das Wort geredet, eine Tatsache, die bei
er zentralen Stellung, welche der ethischen Belehrung hier eingeräumt wird, an
Bedeutung gewinnt.

In ganz ähnlicher Weise soll der Weltanschauungsunterricht an den religiösen
Gegensätzen vorbeigleiten. Man will „den religiösen Sitten= und Weltanschauungs=
unterricht, wie er von Kirchen und Sekten erteilt wird, nicht bekämpfen“. „Besser
das religiöse Ideal der himmlischen Seligkeit als ein Leben ohne höheren Lebens=
zweck.“ Gegen die ideallosen Menschen soll gewettert werden, die „keine höheren
Lebenszwecke als die rohe Sättigung aller tierischen Bedürfnisse“ kennen.

Ob man ferner in Zürich wirklich nicht nötig hat, „den Lehren der Staatsschule
ntgegenzutreten“? Ob dort die staatlich angestellten Lehrer tatsächlich, wie die Lehr=
planverfasser voraussetzen, mit ihrer Weltanschauung, auch wenn sie staats= und
irchenfromm ist, zurückhalten, um die „Pflicht strikter Neutralität“ zu erfüllen? Jeden=
alls ist es in Deutschland anders. Muß man in Zürich schon nach allen Seiten so
iel Rücksicht nehmen, in Deutschland würden derartige Schulen ohne weiteres in
ie schroffste Kampfstellung zum staatlichen Erziehungswesen gedrängt werden und
ich nur mühselig oder gar nicht behaupten können. Träfe es also zu, was die
Züricher Genossen glauben, daß von der allgemeinen Einrichtung sozialdemokratischer
Schulvereine und der Gründung einer internationalen Jugendbildungsorganisation
ie Zukunft abhinge („In der Jugendbildung liegt die alleinige Bürgschaft für den
Sieg des Sozialismus!“), könnte man um den Sieg des Sozialismus wohl besorgt sein.

Arnulf.

Zeitschriftenschau.

In „La vie ouvrière“ Nr. 45 und 46 (vom 5. und 20. August) schreibt
A. Merrheim über **„Die internationale Stahlkonferenz“**, die am 6. Juli in Brüssel
usammentrat. Dort kamen die Stahlkönige der Welt zusammen: Männer wie
Schwab und Gary aus Amerika, v. Bodenhausen und Thyssen aus Deutschland,
Hugh Bell aus England, Dreux und René Fould aus Frankreich, Kestranek aus
Österreich und noch viele andere aus Belgien, Kanada, Rußland usw. Sie kamen
usammen, um eine Internationale der Stahlproduzenten zu schaffen, die gegen=
seitige Konkurrenz aufzuheben. Eine Krise der Überproduktion herrscht auf dem
Eisenmarkt: die Produktion von Roheisen stieg in den fünf wichtigsten Ländern
on 35 Millionen Tonnen im Jahre 1900 auf 58 Millionen im Jahre 1910 (Amerika
27,3, Deutschland 14,8, England 10,2, Frankreich 4,0, Belgien 1,8). Dabei sind in
Amerika nur 226 der 421 Hochöfen in Tätigkeit; es könnte allein 40 Millionen

produzieren; Deutschland kann 1914 20 Millionen produzieren und ähnlich die anderen. Die Krise ist also da; die Preise sind schon gefallen. Nun wird Roheisen nur wenig exportiert (2 Millionen Tonnen); das meiste wird zu Stahl verarbeitet, und die Stahlproduktion dieser fünf Länder hat sich von 23,9 Millionen im Jahre 1900 auf 46,0 Millionen Tonnen im Jahre 1909 vermehrt, also verdoppelt; der Export stieg seit 1891 (3 Millionen) auf 8,6 Millionen im Jahre 1908. Dieser Export untersteht einigen mächtigen Kartellen, die schon teilweise zu einer internationalen Verständigung kamen. Der Deutsche Stahlwerksverband ist als Kartell organisiert, das den beteiligten Unternehmungen in der Produktion die Freiheit läßt und nur den Markt regelt und beherrscht; die angeschlossenen Unternehmer beschäftigen 200 000 Arbeiter und produzieren 11 Millionen Tonnen. Der amerikanische Stahltrust beschäftigt 218 000 Arbeiter, besitzt 119 Hochöfen, 116 Stahlwerke, viele Erzgruben, Eisenbahnen, Dampferlinien, er hat ein Kapital von 7 Milliarden und übt durch Personalunion einen großen Einfluß auf andere Unternehmungen aus. Er hat gegen kleinere Außenseiter zu kämpfen, die die Produktion emportreiben; zugleich suchen die Teilnehmer des Deutschen Stahlwerksverbands ihren Betrieb zu erweitern, um bei der Erneuerung eine größere Beteiligungsquote zu erhalten. Daher droht die Überproduktion von allen Seiten. „Ein wütender Kampf wird zwischen den Stahlproduzenten geführt", sagte neulich der Direktor der Cockerillwerke in Belgien.

Der Schienenabsatz ist schon international geregelt; ein Zentralkontor sorgt dafür, daß jedes Land seine Beteiligungsziffer bekommt. Im Jahre 1910, bei der Verlängerung des Syndikats auf drei Jahre, wurden die Beteiligungen festgesetzt auf 37,36 Prozent für England, 25,70 für Amerika, 20,13 für Deutschland, 13,34 für Belgien, 4,47 für Frankreich. Bei dieser Erneuerung schlug Gary die Zusammenkunft vor, die zuerst als Hirngespinst verlacht wurde, jetzt aber tatsächlich stattgefunden hat.

Bei der Bureauwahl traten zwei Richtungen in der Stahlwelt zutage: Deutschland-Belgien-Amerika, die das fortschrittliche kühne Element bilden und 20 resp. 20 resp. 11 Delegierte geschickt hatten, stellten als Präsidenten Gary, während Frankreich-England (mit 15 resp. 35 Delegierten), die die konservative Routine vertreten, als Schriftführer den Engländer Peat vorschlugen. Nach dem offiziellen Bericht (die Sitzungen waren natürlich nicht öffentlich) herrschte über das Ziel sofort große Einstimmigkeit. Gary hielt eine schwungvolle Rede gegen den Krieg und für den Frieden auf jedem Gebiet; das Recht soll über der Gewalt stehen, um das zu erreichen, muß man sich zuerst nähertreten und kennen lernen. Die anderen Delegierten, Bodenhausen, Hugh Bell, Dreux usw., bekundeten mit schönen Phrasen oder geschäftstrocken ihr prinzipielles Einverständnis. Ein Komitee wurde gewählt, um den zutage getretenen Ansichten eine praktische Gestalt zu geben.

Die französische metallurgische Presse ist noch nicht begeistert für den Plan; sie will nicht sofort zustimmen, daß die heutige geringe Ausfuhr französischen Stahls eine Zwangsjacke für die Zukunft sein soll; aber das Organisationstalent der Amerikaner hat schon so viel fertig gebracht, daß man den Erfolg ruhig abwarten kann. Das große Ziel ist die Regelung, die Beschränkung der Produktion. Dadurch können erst die Preise stabil werden, ohne daß es nötig sein wird, die Preise selbst zu regeln.

Die sozialen Folgen dieses Zusammenschlusses können sehr groß sein. Allerdings wird dadurch nicht der Friede kommen, über den die Herren so schön redeten; sie sind als Lieferanten an den Rüstungen interessiert; über kleine Differenzen werden sie sich einigen, aber bei den großen Gegensätzen wird schließlich die Kanone mitreden. Dieser Zusammenschluß bedeutet eine viel gewaltigere Macht gegen die Arbeiter, die sich auch fester international organisieren müssen. Die Entwicklung des Kapitalismus folgt nicht genau den von Marx vorgeschriebenen Linien; die Aktiengesellschaft zersplittert das Eigentum. Die wirkliche Entwicklung müssen wir studieren; dieser neueste gewaltige Schritt zum ökonomischen Internationalismus räumt so gut mit der angeblichen Grundlage alles Fortschritts, der Kon

rrenz auf wie mit der zur patriotischen Verhetzung der Massen dienenden natio-
len Phrase. Er bedeutet einen Fortschritt, gegen den wir nicht ankämpfen, son-
rn aus dem wir lernen, unsere eigene Macht zu entwickeln.

Über dasselbe Thema schreibt „The Western Clarion" (Organ der kana-
chen sozialdemokratischen Partei) unter der Überschrift **„Internationale Industrie"**:
ary hat erklärt, daß in Brüssel eine Regelung der Preise oder eine Umgehung der
llgesetze nicht beabsichtigt wurde, sondern nur eine Verständigung zur Schaffung
n Standards sowohl für Größen und Sorten der Stahlwaren, um Kosten und
ger zu sparen, wie für die Behandlung, die Unterbringung und die sanitäre Ver-
gung der Arbeiter. Zugleich wies er darauf hin, daß die Stahlindustrie die
chtigste der Welt ist und eine mächtige Hand im Spiele der ganzen Weltpolitik
ben wird. Kein Wunder, daß die Presse der kleinen Bourgeoisie erschreckt wird;
genüber dieser Macht erscheinen alle heiligen Rechte von Königen und anderen In-
umenten des Himmels bedeutungslos. Gerade zur Zeit, als der Präsident der
rvard-Universität feierlich davon redet, daß der amerikanische Bürger von keinem
onopol, sei es in Geld, Kredit, Fleisch oder in Arbeit (Gewerkschaft!), etwas
ssen will, wächst dieses riesenhafteste aller Weltmonopole empor. Trotz aller
setze, trotz alles Nationalismus, aller Agitation und richterlichen Entscheidung
chst der Internationalismus in der Industrie groß. Der Hund bellt, aber der
ond geht seinen Weg. Nicht weil Gary oder andere das wollen. Sie müssen ein-
ch. Sie sind die Automaten, deren sich die Entwicklung bedient, um ein soziales
ystem vorzubereiten, das sie verabscheuen.

„The international socialist Review" vom September bringt einen
fsatz **„Die Folgen des Mitspielens"** (What comes of playing the game) von
harles Edward Russell. Die proletarische Bewegung kann an dem poli-
schen Spiele nicht teilnehmen; das bezeugt nicht bloß das heutige England, das
zeugt vor allem das Experiment in Australien und Neuseeland. In Australien
t die politische Arbeiterbewegung, die vor achtzehn Jahren entstand, einen Sieg
fochten; die Arbeiterpartei hat das Spiel mitgespielt und gewonnen; sie be-
rrscht seit April 1910 die Regierung, sie ist die Regierung selbst. Aber sie regiert
nau so wie andere Parteien; durch die Stimmen der Arbeiter emporgehoben,
t sie die Arbeiter in genau derselben Lage gelassen wie vorher. Die große Aus-
utungsmaschine läuft wie bisher; das einzige, was sich geändert hat, ist, daß
zt die Arbeiterpartei die Posten und Stellen inne hat. Sie ist oben, und ihr Ziel
jetzt, oben zu bleiben. Daher mußten der Gegenpartei die Waffen aus der Hand
schlagen werden. Diese sagte, die Arbeiterpartei sei nicht patriotisch und wolle
n Weltfrieden. Die Arbeiterregierung wies diese Verleumdung durch die Tat
rück; sie ließ Waffenfabriken bauen, organisierte die nationale Verteidigung
d schickte den Ministerpräsidenten mit 18 Parlamentsmitgliedern zu den Krö-
ngsfesten in London. Es war beschämend, daß dieser Mann, ein früherer Ma-
inist, dort in Kniehosen zwischen den Hofleuten herumlief; aber es gehört zum
litischen Spiel. Inzwischen leben die Arbeiter unter dem alten Drucke und wer-
n auf Grund eines veralteten Gesetzes über Schlichtung der Arbeitsstreitigkeiten
s Gefängnis gesteckt, wenn sie streiken. Für radikale Umwälzungen ist ja auch
Gesellschaft noch nicht reif; ein Versuch dazu würde nur eine empfindliche
ederlage bei den nächsten Wahlen bewirken. Daher wurde das Unternehmertum
glichst geschont; alles, was Geschäft hieß, war heilig, und die Arbeiterparteiler
esen mit Stolz darauf hin, daß das Geschäftsleben, daß Bank und Börse und
ofite nicht die geringste Beunruhigung erlitten haben; jetzt kann die Opposition
ht mehr sagen, daß die Arbeiterpartei aus bösen Revolutionären besteht; wir
nnen oben bleiben, denn wir genießen Vertrauen.

Nun soll man nicht sagen, daß die Schuld an alledem bei den Führern liege.
gentliche politische Führer, wie in Amerika, hat man hier nicht; sie sind hier ge-
ählte Vertrauenspersonen der Mitglieder. Sie sind nicht schlechter als andere; ihre
rsönliche Ehrlichkeit steht über jedem Zweifel und weit über der Korruption ameri-

kanischer Politiker. Auch ihre Fähigkeiten sind nicht zu bestreiten; vieles haben si in den Regierungsbureaus schon verbessert. Es liegt in dem Wesen der Polit selbst, daß, wer mitspielt, nicht anders handeln kann; er ist an die Regeln de Spieles gebunden. Wer gewinnen will, muß Rücksichten nehmen und sein Prinzi opfern. Die meisten sind Sozialisten; von dem heutigen „Minister der Verteid gung", Pearce, hörte der Autor vor Jahren die klarste Auseinandersetzung de sozialistischen Grundsätze. Sie glauben an das sozialistische Endziel, für das da Volk „noch nicht reif" ist, und spielen unterdessen das Spiel der Kapitalisten.

Zugleich macht die Sache des Sozialismus nicht die geringsten Fortschritt Die Masse der Arbeiter ist fasziniert durch das politische Spiel, denkt nur an Sie an der Wahlurne und wird von den wahren proletarischen Interessen abgelenk Ohne diese Arbeiterpartei wäre eine gute proletarische Bewegung entstanden, d jetzt nicht emporkommen kann.

Es gibt ein Land, wo es noch schlimmer ist: Neuseeland. Dort schickte d Arbeiterklasse schon vor zwanzig Jahren ihre Leute in die Regierung. Jetzt gehe diese Minister als große Männer nach London, der englischen Regierung eine Dreadnought aus den Taschen des Volkes anzubieten; jetzt wird Streik als ei Verbrechen bestraft; jetzt beutet die Regierung in ihren Bergwerken die Arbeit schlimmer aus als Private und geht mit den Monopolisten zusammen; jetzt wi das obligatorisch Schiedsgericht von den Unternehmern benutzt, um die Löh niedrig zu halten, während alle Preise steigen — und zugleich ist das Proletari gleichgültig gegen eine revolutionär-sozialistische Agitation und denkt nur an d nächsten Wahlen. Gewiß, etwas wurde gewonnen: Die Arbeitszeit wurde gesetzli festgelegt, sowie Sicherheitsvorschriften, Unfallentschädigung und Alterspensione Aber die Aufbauschung dieser Reformen diente nur dazu, die Gedanken von d Notwendigkeit der Aufhebung aller Ausbeutung abzulenken.

Das alles ist ein warnendes Beispiel für Amerika. Was gewinnen wir, wen wir bestimmte Personen zu bestimmten Ämtern wählen? Mit unserem Ziele h das nichts zu tun; umgekehrt, es bringt uns weiter davon weg. In allen en lischen Ländern besteht diese Verehrung des politischen Erfolges; wir können a ihnen nur lernen, was wir zu vermeiden haben. (Es ist wohl überflüssig, na zuweisen, wie der Autor infolge seiner Beschränkung auf englische Länder übe sehen hat, daß die Politik, anders gehandhabt, eine wichtige Waffe im Befreiung kampf des Proletariats sein kann.)

Ein Aufsatz im Oktoberheft **„Was können wir durch politische Aktion erreichen** von Ed. Moore führt aus: Die politische Macht wird jetzt von den Kapitalist benutzt, daher schlägt die Polizei Streikende nieder und wird das kapitalisti Eigentum geschützt. Streikposten werden eingesperrt; Kapitalisten können durch d Maschinen Arbeiter verkrüppeln oder töten lassen, ohne bestraft zu werden; können Kinder durch Ausbeutung zugrunde richten, während Tiere gesetzlich g schützt werden. Wenn aber die Arbeiter einen revolutionären Sozialisten zu Gouverneur eines Staates wählen, könnte dieser als Befehlshaber der Miliz ve hindern, daß Bourgeoisverbände Arbeiterführer verfolgen, er könnte Leute u Otis und sein Werkzeug Burns einsperren und durch sein Veto arbeiterfeindli Gesetze verhindern. Eine Mehrheit unserer Leute in dem Parlament eines Staat könnte verhindern, daß Unternehmer Privatpolizei gegen Streikende mieten; könnte die Richter beseitigen, die jetzt die arbeiterfreundlichen Gesetze als ungül erklären; sie könnte das Töten von Arbeitern in Betrieben und Eisenbahnen ein strafbares Verbrechen erklären. Ein sozialistischer Bürgermeister könnte Stre brecher als gemeingefährliche Personen, die die Ordnung und Sicherheit gefährd verhaften lassen und abschieben. Alle Klassenkämpfe sind politische Kämpfe um Verfügung über das Eigentum; nur durch den politischen Kampf können die A beiter das Recht auf das Eigentum gewinnen, das sie erzeugen.



Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

euilleton der Neuen Zeit

nmer 45 o o o o o o o o o o Ausgegeben am 24. November 1911

altsverzeichnis: Hamburgische Parteigeschichte. Von F. Mehring. — Bücher=
u: G. Küntzel, Die politischen Testamente der Hohenzollern. Gustav Mayer, Die
nung der proletarischen von der bürgerlichen Demokratie in Deutschland (1863
1870). Sammlung von Lichtbildervorträgen. Johannes Linnankoski, Das Lied
der glutroten Blume. Anton Fendrich, Schauinsland. Claude Farrère, Der
lann, der einen Mord beging. — Lose Blätter: Altpreußische Gaunereien.

Hamburgische Parteigeschichte.

Von **F. Mehring.**

.aufenberg, **Geschichte der Arbeiterbewegung in Hamburg, Altona und ngegend.** Erster Band. Hamburg 1911, Druck und Verlag: Hamburger Buch= uckerei und Verlagsanstalt Auer & Co. in Hamburg. VIII und 647 Seiten. eis brosch. 7 Mark, geb. 10 Mark, für Parteigenossen zu Vorzugspreisen.

Im Mai 1907 wurde in der Landesversammlung der sozialdemokratischen tei Hamburgs den Vorständen der Auftrag erteilt, eine Geschichte der eiterbewegung im niederelbischen Städtegebiet und dessen Umgebung ruszugeben. Im Herbste desselben Jahres erhielt dann der Genosse fenberg den ehrenvollen Auftrag, diese Geschichte zu schreiben. Bereits Mai 1910 veröffentlichte er eine Vorarbeit: Hamburg und sein Prole= at im achtzehnten Jahrhundert, die ihrerzeit in diesen Spalten mit hoher rkennung besprochen worden ist, und vom Mai 1911 ist die Vorrede des n Bandes datiert, der durch seinen stattlichen Umfang und seine würdige tattung, aber weit mehr noch durch seinen wertvollen Inhalt imponiert. Die glückhafte Hand, die die Hamburger Genossen in der Geschichte der ischen Arbeiterbewegung von jeher gehabt haben, hat sich auch in der l ihres Historikers erprobt. Allerdings ist Laufenbergs Werk wohl nicht was die Landesversammlung im Mai 1907 eigentlich ins Leben rufen te; es ist keine volkstümlich geschriebene und leicht verständliche Dar= ung, die sich mehr oder weniger auf die Bannmeile des niederelbischen tegebiets beschränkt, und wir glauben wohl, daß manch braver Genosse namentlich vor den ersten Kapiteln des Buches etwas hilflos fühlen Aber was Laufenberg bietet, ist etwas ungleich Besseres und Größeres, seine Auftraggeber im Sinne gehabt haben mögen und — noblesse e: nach den historischen Leistungen des hamburgischen Proletariats durfte Geschichte keine lokale Chronik, sondern mußte sie ein Standard work Parteiliteratur werden.

Mit einem bewundernswerten Fleiße, den vielleicht nur der völlig zu en vermag, der sich jemals an ähnlichen Aufgaben versucht hat, ist Ge= Laufenberg allen, auch den entlegensten Wurzeln der Arbeiterbewegung amburg und Umgegend nachgegangen, und es ist schon eine Leistung, weitschichtigen und meist ganz unverarbeiteten Stoff im Lauf von drei n Jahren zu sammeln. Die ungleich schwierigere Aufgabe war dann, ritisch zu sichten und nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten zu ordnen, auch sie hat Laufenberg in einer Weise zu bewältigen gewußt, die unter mannigfaltigsten Gesichtspunkten ehrliches Lob verdient.

Schon in der Anzeige seiner Vorarbeit hob ich hervor, daß er mit Re nicht die persönlichen Erinnerungen der Genossen, die die Parteikämpfe Hamburg handelnd und leidend miterlebt haben, zum leitenden Gesichtspu seiner Darstellung gemacht hat, sondern diese aufgemauert hat auf ein solideren Fundament, auf der objektiven Darstellung des historischen Bode aus dem die Partei in Hamburg erwachsen ist. Das hat freilich den äuß lichen Nachteil, daß, wie schon die Vorarbeit, so auch die ersten Abschn des Hauptwerks den naiven Leser, der ohne historische Schulung an Stoff herantritt, etwas fremd anmuten, vielleicht sogar abschrecken werd allein dieser Nachteil muß mit in den Kauf genommen werden, wenn sich um die entscheidende Frage handelt, ob der historische Stoff von vo herein in das rechte Licht gerückt worden ist. Allen Lesern, die mit den fängen des Werks nicht fertig zu werden wissen, kann nur empfohlen werd zunächst die Einleitung (Hamburg an der Wende des Jahrhunderts) vielleicht auch das Erste Buch (Vom Ausgang der Befreiungskriege bis Verfassungsrevision von 1860) zu überschlagen und zu ihnen erst mit steigerter Fähigkeit des Verständnisses zurückzukehren, wenn sie das Zw Buch (Der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein und die Anfänge des Org sationskampfes), das Dritte Buch (Die großen Fragen der Organisat und das Vierte Buch (Die sozialistische Arbeiterpartei) durchstudiert ha Diese drei Bücher sind für jeden auch nur einigermaßen geschulten Geno verständlich, wenigstens bei ernsthaftem Bemühen.

Nach also gesicherter Grundlage hat dann freilich Laufenberg auch persönlichen Erinnerungen älterer Parteigenossen reichlich benutzt und vollem Rechte, da sie wesentlich dazu beitragen, seiner Darstellung farb und frisches Leben einzuhauchen. Das ist der gar nicht hoch genug schätzende Wert solcher Erinnerungen, die in ihrer Art für den Histo ebenso unentbehrlich sind wie die objektiven und urkundlichen Zeugnisse, der Gang der Geschichte hinterlassen hat: nur können sie niemals das mälde selbst sein, sondern sie sind immer nur die Lichter, die auf das mälde fallen. Sie können manches, ja vieles erhellen, was sonst in völl Dunkel oder doch in ungewissem Zwielicht bleiben würde, jedoch sie kön auch sehr trügerische Irrlichter werden, wenn der Historiker nicht das jektive Element, das ihnen allemal anhaftet, durch seine sachliche Kritik zuschalten weiß.

In dieser Beziehung hat Genosse Laufenberg meines Erachtens durc das Richtige getroffen, und er hat namentlich auch die Klippe zu umsc gewußt, die ihm besonders gefährlich werden konnte: das allzu tiefe Einl in örtlichen und persönlichen Kleinkram. Gewiß bringt er hundert und hundert Einzelheiten vor, die, jede für sich, außerhalb Hamburgs nu geringes Interesse erregen können, und das war nicht nur sein Recht, so auch seine Pflicht, denn der Wert solcher lokalen Parteigeschichten b nicht zuletzt darin, daß sie — was eine allgemeine Parteigeschichte nie kann — bis ins Kleine hinein den opfer- und tatenreichen Kampf verg wärtigen, den das Proletariat um seine Emanzipation führen muß. es gibt hier eine Grenze, wo das Kleine zum Kleinlichen, wenn nic noch Schlimmerem entartet, und diese Grenze hat Laufenberg mit gr Takt eingehalten. Es hängt damit zusammen, daß er, was dem Verl ebenso großem Lobe gereicht wie ihm, auf jeden bildlichen Schmuck

hs verzichtet hat. Damit soll selbstverständlich solch Schmuck nicht ein allemal verurteilt werden; er hat je nachdem sein gutes Recht und kann nützlich, ja unentbehrlich sein. Allein in wissenschaftlichen Werken, die thafte Anforderungen an das Nachdenken der Leser stellen, ist er im all-einen gern zu entbehren; da zerstreut er gewöhnlich nur die Aufmerksamkeit, er zu fesseln beabsichtigt, ganz abgesehen von den Fällen, in denen er als Schleppdampfer dient, um ein Wrack aus dem Hafen zu bugsieren. Hat Laufenberg nach der lokalen Seite hin das richtige Maß zu finden ußt, so auch nach der allgemeinen Seite hin. Bei der hervorragenden eutung Hamburgs für die deutsche Arbeiterbewegung war es von vorn-in gegeben, daß die örtliche Parteigeschichte zugleich bis zu einem hohen de allgemeine Parteigeschichte werden mußte. Laufenberg hat sich aber swegs daran genügen lassen, die mannigfachen Vorarbeiten auf diesem iet zu benutzen, sondern er hat sich auch hier als ein durchaus selb-diger Forscher bewährt und eine Reihe neuer oder doch bisher viel zu ig beachteter Gesichtspunkte hervorgehoben, die die historische Erkenntnis proletarisch-revolutionären Bewegung in bedeutsamster Weise zu fördern gnet sind. Klarer und schärfer als irgend einer seiner Vorgänger sucht ie Ursprünge dieser Bewegung in dem historischen Werden, in der öko-ischen Entwicklung, in der sozialen Struktur der modernen Arbeiterklasse wird so den Forderungen der historisch-materialistischen Geschichts-hung im weitesten Maße gerecht.

Nehmen wir zum Beispiel das Kapitel über die Lassallesche Organi-onsform. Sie hat ja lange gegolten und gilt zum Teil heute noch als Produkt eines genial angelegten, aber eigenwilligen und vielfach doch f gewickelten Kopfes, und für diese Auffassung lassen sich selbst Männer Marx und Engels anführen, die in der Organisationsform Lassalles er nur die Form einer Sektenagitation haben erblicken wollen. Laufen-betrachtet nun aber einmal die Kehrseite der Medaille; er fragt nicht: Lassalles Kopf diese Form mit Recht oder Unrecht ausgeheckt, sondern agt: Hat sich die tatsächliche Lage der Dinge in Lassalles Kopf richtig unrichtig widergespiegelt? Und offenbar ist diese zweite Frage der risch-materialistischen Methode gemäßer als die erste.

aufenberg führt dann im einzelnen den Nachweis, daß alle Eigentüm-hiten der Lassalleschen Agitation und Organisation, die Forderungen des meinen Stimmrechtes und der Produktivassoziationen, die Ablehnung gewerkschaftlichen Organisation, die diktatorischen Vollmachten des Präsi-n, keineswegs dem souveränen Belieben Lassalles entsprungen oder von ausländischen Vorbildern abgelauscht, sondern daß sie von ihm richtig nt worden sind als die — um einen heute beliebten Ausdruck zu ge-hen — „Forderungen des Tages", das heißt der historischen Situation, r sich just damals die deutsche Arbeiterklasse nach ihrer ökonomischen ricklung und sozialen Struktur befand. Laufenberg hebt die bezeichnende che hervor, daß von den Mitgliedern, die dem Allgemeinen Deutschen terverein in Hamburg zunächst beitraten, sieben Neuntel vier Berufen örten, den Schneidern, den Schuhmachern, den Tischlern, den Zigarren-tern, mit anderen Worten den führenden Schichten des Revolutions-s, denselben — mit Ausnahme der Zigarrenarbeiter —, die schon in Streiks am Ende des achtzehnten Jahrhunderts im Vordergrund standen

und schon lange vor Lassalle in der Mitte des neunzehnten Jahrhunde in neue Bewegung geraten waren.

Von diesen vier Berufen gehörten drei dem Handwerk, einer der Ma faktur, keiner der großen modernen Industrie an. Die Tatsache, daß Zunftgesellen, nicht Fabrikarbeiter für Lassalle begeisterten, hat ihren schon die Wochenschrift des seligen Nationalvereins getröstet; neuerdings Wendel in seiner Monographie über Frankfurt hervorgehoben, daß die St mit entwickelter Industrie und entwickeltem Proletariat, wie Hanau Offenbach, der Fortschrittspartei die Stange hielten, die Arbeiter in Zunftorten Frankfurt und Mainz dagegen sich zu Lassalle bekannten; gleiche Erscheinung ist von anderen für Berlin beobachtet worden, wo Agitation Lassalles zunächst auch nur in den Schichten des Handwer namentlich der Schuhmacherei, einigen Widerhall fand, während ihr modernste Arbeiterschicht Berlins, die Maschinenbauarbeiter, einen lan und zähen Widerstand entgegensetzten. Die Sache selbst ist also oft ge beobachtet worden, aber es ist das Verdienst des Genossen Laufenberg, in ihrem historischen Zusammenhang erkannt und damit manch neues über die Agitation Lassalles verbreitet zu haben.

Die Interessenschichtung des Revolutionsjahres war bei weitem noch überwunden, als Lassalle der neu erwachten Arbeiterbewegung ihre leiten Ziele steckte. Aber sie verschob sich in wachsendem Maße und geriet ge im damaligen Augenblick unter der Einwirkung und der Ausdehnung Maschine, unter dem Stachel der englischen Konkurrenz und der techni Revolution, die der amerikanische Unabhängigkeitskrieg herbeiführte, in i größere Gärung. So sind jene Schichten das Element der größten Ene wie die gleichzeitigen Lohnbewegungen, in denen sie die Führung be unwiderleglich dartun. Zugleich drängt die Maschine sie mit anderen Arb schichten in wachsende Berührung. Wie sie die technischen Unterschiede zwi Handwerk und Manufaktur verwischt, die kapitalistisch gegliederten Hand den Manufakturen durch die Entwicklung der Fabrik nähert, stellte sie die Arbeiterschichten beider Industriegruppen durch Begünstigung der G stadtentwicklung, Herabdrückung der gelernten, Förderung der Frauen- Kinderarbeit im Wesen gleichartige Tätigkeitsverhältnisse her und schuf den Boden für die organisatorische Verbindung beider Schichten.

Die feinen Untersuchungen, in denen Laufenberg darlegt, wie sich aus Lage der Dinge die Forderungen der Lassalleschen Agitation und die Fo der Lassalleschen Organisation entwickeln mußten, lassen sich auf beschrän Raume nicht wohl zusammenfassen; sie müssen in dem Buche selbst nachge werden. Hier seien nur noch die Schlußsätze des Kapitels wiederge

Lassalles theoretische Leistungen wie die von ihm geschaffene Form der Or sation bilden den Ausdruck einer gegebenen historischen, einer gegebenen natio Situation. Hier lagen ihre Schwächen und die unterscheidenden Merkmale über der eben jetzt ins Leben tretenden Internationalen Arbeiterassoziatio Erbin des Kommunistenbundes, die den Ruf des Kommunistischen Manifestes: letarier aller Länder vereinigt euch! erneut auf ihr Banner schrieb und die nat Zentralisation der einzelnen Arbeitergesellschaften zwar als Vorbedingung der zipation der Arbeiterklasse erkannte, die Emanzipation selber jedoch für ein lokale und nationale Bedingnisse sich erhebende, rein gesellschaftliche Aufga klärte, eine Aufgabe, welche alle Länder mit moderner Produktionsweise u und nur gelöst werden könne durch deren planmäßiges Zusammenwirken. Hier

auch die starken Seiten der Lassalleschen Organisation. Gewiß — über ihr ent-
nten die Bruderzwiste, niemand aber konnte dem deutschen Proletariat die
anisationskämpfe der kommenden Jahre ersparen. Bei noch geringer Zahl des
ikproletariats waren die hausindustriellen Lohnarbeiter, die hausindustriellen
meister die Träger der sozialen Demokratie. In die politische Harmonie beider
trug die ökonomische Bewegung notwendig den inneren Hader. Daß aber die
tionskämpfe der nächsten Jahre, die innere Zerrissenheit der Arbeiterschaft in
verhältnismäßig kurzer Zeit überwunden wurden, war einzig dem straffen Zen-
smus der Lassalleschen Organisation verdankt. Ihre diktatorische Leitung und
bedingungslose Propaganda des Prinzips verkündeten gleich eindringlich die
rordnung des Teiles unter das Ganze, die Notwendigkeit, materielle Differenzen,
sie aus der selbständigen Bewegung der proletarischen Gruppen hervorsprangen,
utragen nicht als politische Fraktionen, sondern auf dem Boden und im Rahmen
gemeinsamen Organisation.

In dieser immer auf den objektiven Grund der Dinge selbst dringenden
ie behandelt Laufenberg das Jahrzehnt der „Bruderzwiste", das ja den
ten Teil der Zeit umfaßt, die er in seinem ersten Bande bis zum Erlaß
Sozialistengesetzes schildert: unter gänzlicher Mißachtung der persönlichen
huldigungen, die damals hüben und drüben erhoben worden sind. Seine
stellung wird hoffentlich der für die Partei im Grunde ja nichts weniger
schmeichelhaften Vorstellung, als wäre sie je korrupten Einflüssen zugänglich
esen, den Gnadenstoß geben. Nicht als ob Laufenberg auf eine „Ver-
ung" der Gegensätze ausginge, die damals die deutsche Arbeiterbewegung
teten; im Gegenteil arbeitet er sie so klar und scharf heraus, daß man
Fehlgriffe und Irrtümer der einzelnen Personen leicht erkennt. Aber
m er ihnen bis auf den Grund nachgeht, zeigt er ihre historische Un-
eidlichkeit auf, an der menschlicher Wille nichts ändern konnte. Ich kann
nicht versagen, hier noch eine Probe seiner Darstellung einzuschalten; es
elt sich um die verfehlte Gewerkschaftsorganisation, die der Berliner
iterkongreß von 1868 unter dem Einfluß Fritzsches und Schweitzers be-
ssen hatte. Laufenberg schreibt:

Die Organisation stellt sich dar als eine äußerlich zwischen zwei Personen
ritzsche und Schweitzer —, in Wahrheit zwischen zwei Materien geschlossenes
promiß. Die die Organisationsform vorwiegend kennzeichnende Ausschußidee
tammt der Gewerkschaft der Zigarrenarbeiter. Sie entspricht Berufen, wo das
nwesen wie bei den Zigarrenarbeitern lokale Fachvereine entwickelt oder wie
Tischlern, Schneidern, Zimmerern, Maurern aus der Zunftzeit Organisations-
erhalten hat, und bringt zum Ausdruck, daß über Lohnbewegungen, für welche
Mittel der Gesamtheit beansprucht werden, auch das Organ der Gesamtheit zu
eiden habe. Auch die Bestimmung des Statuts, wonach zwar im Sinne der
Kassen Reise- und Sterbe-, aber kein Krankengeld bezahlt werden durfte,
t auf jene Schichten, die in der Tat noch dem Berliner Arbeiterkongreß das
äge gaben, mochte sich auch bereits ein starker Einschlag der Fabrikarbeiterschaft
rkbar machen. Sollten aber die im Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein führenden
hten zum Anschluß an die gewerkschaftliche Bewegung bewogen werden, dann
es die Berufsbewegung mit der politischen aufs engste zu verknüpfen. Dahin
die Tradition von 1865, wies mehr noch die Ideenentwicklung der letzten
. Und wie die innere Entwicklung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins
bisher in der Stärkung der Präsidialmacht offenbart hatte, löste man ganz
elben Sinne die neue Aufgabe, indem man den Präsidenten des Allgemeinen
schen Arbeitervereins zugleich zum Präsidenten des Arbeiterschaftsverbandes
e, der auf Grund seiner Präsidialbefugnisse die volle Macht der politischen

Organisation innerhalb des Verbandes der Arbeiterschaften jederzeit zur Ge
zu bringen vermochte. Damit aber entstand eine Diktatur zu beiden Händen,
Institution, die nicht nur gegen die Entwicklungsbedingungen der Korporativbew
verstieß und um so schwerer wog, als das Wachstum zentralistischer Organisat
zunächst notwendig in bescheidenen Grenzen blieb, die den Kampf wider die Di
im Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein selber zu einer politischen Notwend
machten. Daß er sich als Kampf gegen Schweitzers Person abspielte, war nach
der Dinge unvermeidlich und das tragische Schicksal eines bedeutenden und u
Sache, die er vertrat, hochverdienten Mannes, der, nicht frei von Fehlern
Schwächen, doch mit vollem Rechte von sich sagen durfte, daß er „seine
Existenz einer heiligen Sache, der Sache des Volkes bis in ihre äußersten K
quenzen" gewidmet habe.

Im Verlauf seiner Darstellung erzählt Laufenberg einen Hergang
sich auf Schweitzer bezieht, aber in völlige Vergessenheit geraten war.
Schweitzer im Frühjahr 1871 von der Leitung des Allgemeinen Deut
Arbeitervereins zurücktrat, hatte ihm die Generalversammlung des
eins ihre Anerkennung und ihren Dank ausgesprochen; als er abe
nächsten Generalversammlung im Zuhörerraum beiwohnte, wurd
hinausgewiesen, weil die Versammlung keine geheime polizeiliche
wachung wolle und brauche, und er wurde für unfähig erklärt, je w
in den Verein aufgenommen zu werden. Dieser Beschluß ist und bleib
häßlicher Flecken auf dem Andenken des Allgemeinen Deutschen Arbt
vereins, denn was immer Schweitzer gesündigt haben mochte, so hatt
Generalversammlung kein Recht, ihn öffentlich, ohne jede Prüfung
Untersuchung, ja ohne ihn auch nur zu hören, für infam zu erklären
gegen empörten sich mit Recht die Arbeiter Hamburgs, und sie faßten
genden Beschluß: „Die hiesige Mitgliedschaft des Allgemeinen Deut
Arbeitervereins erklärt den früheren Präsidenten J. B. v. Schweitzer
aller Anfeindungen, bevor nicht treffendere Gründe gebracht werden
ehrenhaft und nicht fähig, ein Verräter an der Arbeitersache gewes
sein! Sie stützt diese ihre Erklärung auf eine siebenjährige Erfahrun
noch nie seit Begründung des „Sozialdemokrat" stets wiederholt
brachte Verdächtigungen begründet worden sind. Die hiesige Mitglie
stimmt mit der früheren Generalversammlung überein, daß die Ve
leitung des Herrn J. B. v. Schweitzer eine mustergültige gewesen, u
dauert, daß Schweitzer zur Zeit der letzten Generalversammlung kein M
glied des Vereins gewesen, um ihm gegenwärtig die Kandidatur zur P
sidentschaft anzutragen." Diese Erklärung wurde dem Vereinsorga
Veröffentlichung eingesandt, doch weigerte sich die Redaktion (Hasselm
im Einverständnis mit dem Präsidenten (Hasenclever), sie zu veröffen
lichen. Beide appellierten an die Disziplin der Hamburger und ver
ihren Einspruch an die nächste Generalversammlung, die allein befu
die Beschlüsse einer früheren Generalversammlung zu revidieren.
formell zutreffende Einwand schlug denn auch durch, wenngleich ers
heftigen Debatten, zumal da Hasselmann im Vereinsorgan erklärt
Vorwurf, ein falscher Bruder zu sein, sei gegen Schweitzer weder e
noch bewiesen worden; Schweitzer habe jahrelang allein die sozia
kratische Bewegung über Wasser gehalten und sich ein Verdienst erw
daß Bebel und Liebknecht ihm nicht die Schuhriemen auflösen kö
das Verbrechen Schweitzers habe nur darin bestanden, daß er nach

ktritt von der Agitation dem konservativen Sozialpolitiker Rudolf
ger für dessen Werk über den Emanzipationskampf des vierten Standes
ges Material zur Geschichte des Allgemeinen Deutschen Arbeiter-
ins gegeben habe. Inzwischen erledigte sich der Streit dadurch, daß
weitzer auf viele Anfragen hin in dem bekannten Flugblatt jeden
dereintritt in die Agitation ablehnte und übrigens zur Einigung
chen Eisenachern und Lassalleanern mahnte.[1]

Ein gewerkschaftliches Organ hat dem Genossen Laufenberg in einer Kritik
es Buches mehrere Irrtümer vorgehalten, denen er in seiner Darstellung
Gewerkschaftswesens verfallen sein soll. Meines Erachtens hat in diesen
kten Laufenberg recht und nicht sein Kritiker, doch will ich keineswegs
eiten, daß sich in Laufenbergs Buch auch manche tatsächliche Irrtümer
en mögen. Das ist ganz unvermeidlich und sozusagen selbstverständlich
den, der einmal selbst auf diesem Gebiet gearbeitet hat und den trümmer-
en Zustand kennt, worin die urkundlichen Zeugnisse der deutschen Arbeiter-
egung aus den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts
lten sind. Schwerer als solche einzelnen tatsächlichen Irrtümer fällt ins
icht, daß Genosse Laufenberg die neuen Gesichtspunkte, die er zur Ge-
hte der Arbeiterbewegung beibringt, etwas zu einseitig ins Auge faßt, wie
ja allen Leuten zu passieren pflegt, die wirklich Neues zu sagen haben,
er andere wichtige Momente wenn nicht übersieht, so doch zu nachlässig
ndelt, und daß er manchmal auch wohl Zusammenhänge herausspintisiert,
wenigstens nach meiner Kenntnis der Dinge, doch nicht existieren.

Darüber zu sprechen wird noch Gelegenheit und Zeit genug sein. Für
e mag es genügen, das Buch Laufenbergs als eine hervorragende Leistung
Parteiliteratur anzuerkennen und die Genossen des niederelbischen Städte-
ets zu diesem rühmlichen Denkmal ihrer ruhmreichen Geschichte zu be-
wünschen.

---

[1] Laufenberg erwähnt aus Hasselmanns Erklärung den Satz nicht, der sich auf
lf Meyer bezieht, wohl aber berührt Genosse Bebel die Sache im zweiten
e seiner Denkwürdigkeiten, wo es auf Seite 130 heißt: „Mayer (Gustav Mayer)
t in seinem Buche über Schweitzer, es wären die literarischen Gefälligkeiten
den konservativen Sozialpolitiker Rudolf Meyer gewesen, die Schweitzers Aus-
; aus dem Verein herbeigeführt hätten. Das ist ein Irrtum, so empfindlich
man im Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein nicht. Auch hätte alsdann Hasen-
ausgeschlossen werden müssen, der, wie allbekannt war, damals ebenfalls mit
lf Meyer im Verkehr stand. Dieser Verkehr wäre aber auch kein Grund zu
Ausschluß aus der Partei gewesen. Haben doch auch Fr. Engels und ich später
udolf Meyer in persönlicher Beziehung gestanden, der 1893 in Prag unser
r durch die Stadt war." Man kann die Ausrede, hinter die sich Hasselmann
en energischen Protest der Hamburger flüchtete, nicht treffender kritisieren, aber
Irrtum" liegt bei Herrn Gustav Mayer, dem trefflichen Biographen Schweitzers,
wegs vor; er hat den angeblichen Grund für Schweitzers Ausschluß ganz ge-
nach dem „Neuen Sozialdemokraten" berichtet. Nachschrift bei der Kor-
r. Der Kürze wegen will ich hier gleich meine Duplik auf Bebels „Entgegnung"
. 6 dieses Blattes einschalten. Sie beschränkt sich auf die Anzeige, daß noch im
dieses Winters die politisch-taktischen Aufsätze und Reden Schweitzers erscheinen
n, die jedem unbefangenen Genossen ein selbständiges Urteil über die Frage
lichen werden, ob sich die deutsche Sozialdemokratie fünf und zum Teil sieben
lang von einem Spitzel Bismarcks hat nasführen lassen.

Bücherschau.

G. Küntzel, **Die politischen Testamente der Hohenzollern.** Nebst ergänzenden Ak stücken. Leipzig und Berlin 1911, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 94 155 Seiten. Preis geh. 2,20 Mark.

Die beiden Bändchen sind für die Verherrlichung der Hohenzollern bestim aber sie sind auch ganz amüsant für alle diejenigen zu lesen, die nur durch sta rechtliche Bande mit dieser Familie verknüpft sind. Sie zeigen, wie fern die Ho zollernschen Kurfürsten und Könige dem deutschen Kulturleben gestanden ha wie ihr ganzes Sinnen und Trachten immer nur auf Soldaten, Steuern despotische Herrschaft ausgegangen ist, höchstens noch verbrämt mit ein frommen Redensarten bei einigen von ihnen. Amüsant ist auch das groteske Deu das mehrere dieser gottbegnadeten Herrscher schrieben; mit der deutschen Spr haben sie bis auf Friedrich Wilhelm IV. auf grimmigerem Kriegsfuß gestanden mit allen Feinden, die ihnen sonst erwachsen sind.

Von historischem Interesse ist ihr Kampf mit dem Junkertum, wie er namentlich in dem Testament des Königs Friedrich Wilhelm I. ausspricht, desje Hohenzollern, der diesen Kampf mit einiger Energie geführt hat, wenn natü auch nur im Interesse seiner despotischen Gewalt. In seinem Testament kan seinem „lieben Sukzessor" nicht dringend genug raten, dem Adel den Dau aufs Auge zu drücken; das Bild, das er von den Junkern der einzelnen Landes entwirft, ist nichts weniger als schmeichelhaft. Der „liebe Sukzessor" hat d Rat aber nicht befolgt, vielmehr recht eigentlich Preußen zum Junkerparadie macht. Es war der sogenannte Große Friedrich, der in seinem — französisch schriebenen — Testament als Hauptpflicht eines preußischen Königs die Erhal des Adels nennt. Er tadelt zwar an vielen Junkern die faulenzerische und nie Art, aber er rät, sie durch Auszeichnungen und Belohnungen in den Dienst Staates zu locken, und daran hat er es an seinem Teile nicht fehlen lassen.

Leider ist sein Testament nicht vollständig mitgeteilt; die Ratschläge, d seinen Nachfolgern für die Ausplünderung der übrigen deutschen Fürsten hat, werden noch immer unter den strengsten Siegeln der preußischen A gehalten. Wenn man bedenkt, was in diesem delikaten Punkt schon vom Fritz bekannt ist, so muß er allerdings in seinem Testament ganz ruchlose gegen seine Mitbrüder von Gottes Gnaden geschmiedet haben. Übrigens er mit ihnen auch sonst nicht sanft in seinem Testament um. Vielmehr erkl alle europäischen Fürsten seiner Zeit — das Testament ist 1752 geschrieb für „illüstre Dummköpfe", mit Ausnahme der Königin von Ungarn (M Theresia) und des Königs von Sardinien, deren Genie über ihre Erziehung habe. Denn die Erziehung der Prinzen macht Friedrich in ganz räsonabler dafür verantwortlich, daß es unter den Königen so viel Idioten gibt; dies K seines Testaments verrät viel gesunden Menschenverstand.

Es heißt darin, den Prinzen werde eine so tolle Vorstellung ihrer erla Geburt eingeflößt, daß sie sich für göttliche Wesen hielten, während der der Etikette sie jedes Selbstvertrauens beraube. Dazu käme die Verdum durch den religiösen Unterricht; die Zumutung, schon mit 15 Jahren nünftig zu sein, wie die Franzosen erst mit 40 Jahren würden, und die Zw heirat auf Befehl der Eltern, mit dem Anspruch, für alle übrigen Frauen zu sein, wie Priamus für die schöne Helena war.

Von Interesse ist auch das Kapitel, wie Friedrich die preußische Staat gegenüber den „Prinzen von Geblüt" festlegt. Er sagt da: „Es gibt ei amphibischen Wesens, das weder Souverän noch Privatmann und ma schwer zu regieren ist: man nennt es einen Prinzen von Geblüt. Die Größ Abkunft gibt ihnen einen gewissen Hochmut, den sie Adel nennen; er macht den Gehorsam unerträglich und jede Unterwerfung verhaßt. Gibt es eine I

Kabale, einen Schleichweg, ſo ſind ſie da. In dieſem Staate gelten ſie weniger anderswo; am beſten kommt man mit ihnen aus, wenn man den erſten, der Fahne der Unabhängigkeit erhebt, kräftig niederwirft, ſie mit aller Auszeich- ʒ und allen äußeren Ehren behandelt, die ihrer Geburt geſchuldet ſind, aber ſie den Geſchäften fernhält und ihnen die Führung der Truppen nur unter ſicherer ʒſchaft anvertraut, nämlich wenn ſie Talent haben und wenn man ſich auf ı Charakter verlaſſen kann.“ Dasſelbe gelte auch von den Prinzeſſinnen, die niemals und unter keinem irgend denkbaren Vorwand in die Regierung miſchen ten. Dieſe Grundſätze ſind nicht immer eingehalten worden — es hat im ßiſchen Staate manchmal Weiberherrſchaft und auch prinzliche Heerführer gänzlichem Mangel an Talent gegeben, aber im allgemeinen haben ſie ſtets lten und gelten ſie noch.

---

av Mayer, **Die Trennung der proletariſchen von der bürgerlichen Demokratie Deutſchland (1863 bis 1870).** Leipzig 1911, Verlag von C. L. Hirſchfeld. Seiten. Preis 1,80 Mark.

Eine fleißige und tüchtige Arbeit, die zuerſt in Grünbergs Archiv für die Ge- te des Sozialismus erſchienen iſt, aber wohl einen Sonderabdruck verdient. Der Verfaſſer ſchildert eine Entwicklung, die noch gleichzeitig der Geſchichte Sozialdemokratie und des bürgerlichen Radikalismus angehört. Er will zeigen, n einem Zeitalter des aufſtrebenden Kapitalismus das Bedürfnis nach natio- : Einigung und die Vertiefung der ſozialen Gegenſätze ſich als lebendigere und t auch für die Parteibildung fruchtbarere Kräfte erwieſen habe als die auf al-ſtaatsrechtlichem Boden zurückbleibenden Forderungen der „reinen“ Demo- e. Er ſagt mit Recht, dieſe habe ſich von ihrer Niederlage in den Revolutions- n nie wieder erholt, und alle Verſuche, ſie neu zu beleben, ſeien mehr oder ger vollſtändig geſcheitert. Erſt nach der Legierung ihrer aus dem individua- hen Prinzip der Freiheit abgeleiteten Poſtulate mit den aus dem Solidari- efühl entwurzelter Maſſen elementar emportreibenden ſozialiſtiſchen Be- ungen habe die Demokratie in gründlich veränderter Geſtalt von neuem eine tige Werbekraft entfaltet.

Sollte Herr Mayer mit dieſem nicht ganz klaren Satze die deutſche Sozial- kratie meinen, ſo iſt dagegen nichts einzuwenden; ſollte er jedoch dabei die nokratiſche Vereinigung“ der Herren Breitſcheid und Gerlach im Auge gehabt n, ſo haben wir von deren „mächtiger Werbekraft“ noch nicht viel geſpürt, und glauben nicht daran, daß ſie ſich in der Zukunft noch entfalten wird. Man mag bedauern, und es mag eine durchaus diskutable Frage ſein, ob es für die nale Entwicklung nicht beſſer geweſen wäre, wenn wir eine ſtarke bürgerliche okratie gehabt hätten: eine Demokratie, die aus der Junkerdomäne Deutſch- n einen modernen Kulturſtaat geſchaffen hätte, ſelbſt wenn dadurch die prole- h-revolutionäre Bewegung ein langſameres Tempo angenommen hätte. Aber tabel wie dieſe Frage ſein mag, ſo iſt ſie rein akademiſch, und bei der Vor- der bürgerlichen Demokratie für Schillerzitate kann man nur ſagen: Was m der Minute ausgeſchlagen, gibt keine Ewigkeit zurück.

Die letzte Minute, die der bürgerlichen Demokratie in Deutſchland die Mög- t gewährte, ſich eine Zukunft zu ſichern, war die Zeit, die Herr Mayer in kleinen Schrift ſchildert. Wie in ſeiner Biographie Schweitzers, zeigt er auch eine an einem bürgerlichen Hiſtoriker ebenſo anerkennenswerte wie ſeltene angenheit; er hat eine Maſſe Material aus verſchollenen Schriften und ngen zuſammengeſucht und weiß es klar und überſichtlich zu gruppieren. er dabei freilich ein bürgerlicher Hiſtoriker bleibt, zeigen ſeine ſchon zitierten rungen über den „formal-ſtaatsrechtlichen Boden“ der bürgerlichen Demokratie hre „aus dem individualiſtiſchen Prinzip der Freiheit abgeleiteten Poſtulate“. r jener Boden noch dieſe Poſtulate haben die bürgerliche Demokratie in chland umgebracht, ſondern ſie iſt untergegangen, weil ſie weder eine klare

noch konsequente noch mutige Stellung in den Klassenkämpfen der Zeit einzunek wußte, wovon auch die Schrift Mayers Proben genug gibt.

Der eigentliche Kern der bürgerlichen Demokratie kann immer nur das K bürgertum sein. Das deutsche Kleinbürgertum ist aber in den Jahrhunderten dem Dreißigjährigen Kriege so verkümmert, und es ist von den herrsche Klassen so zusammengehudelt worden, daß es weder im Jahre 1848 noch in Konfliktsjahren selbständige Politik zu treiben vermochte. Was an ihm noch kr war, ging zum kämpfenden Proletariat über; was an ihm feig und krank schwach war, hing sich als Schwanz an das Junkertum oder die Bourgeoisie.

Dagegen ist nun einmal nicht aufzukommen, und die Versuche, die bürge Demokratie zu beleben, scheiterten nicht an irgendwelchen Ideologien, sonder der Tatsache, daß sie keine Klasse mehr hinter sich bekommen konnte. Bis auf neuesten kommen diese Versuche nicht über einen kleinen Kreis gebildeter und sichtiger Bourgeois hinaus, was viel zu sehr im historischen Verlauf der liegt, als daß es sich jemals ändern könnte.

Sammlung von Lichtbildervorträgen. Herausgegeben von der Zentralstelle für Bildungswesen der deutschen Sozialdemokratie in Österreich. Erster Vortrag 75 farbigen Lichtbildern: Der Ursprung und die Entwicklung des Leb Von H. Redel. Wien 1911, Verlag von Robert Danneberg. Preis 12 Hell.

Zur Verbreitung der Bildung unter der Arbeiterschaft haben die österreichi Genossen unter anderem zu einem Mittel gegriffen, das auch in Deutschland i unbekannt ist; nur wenden es bei uns allerhand bürgerliche Volksbildungs- u ähnliche Vereine an, und findige Diapositivverleger treiben einen schwunghaf Handel damit. Es handelt sich um das Verleihen von Lichtbilderserien, zu i ein fertiger Vortragstext geliefert wird, der im Anschluß an die Lichtbilder irgend einem Teilnehmer der Veranstaltung abgelesen wird. Das ist ein Notb der in dem Mangel an geschulten, populärwissenschaftlichen Rednern und in geringen Finanzkräften kleiner Korporationen begründet ist. Früher beschr man sich dabei fast ausschließlich auf die Beschreibung von Reisen, von fre Ländern und Völkern, Kunstdenkmälern, Städteansichten, auf Biographien historische Geschehnisse, zu denen Abbildungen vorlagen; in letzter Zeit sch mehr wissenschaftliche Themen vorgezogen zu werden. Dabei liegt aber die Ga einer Verflachung nur allzu nahe.

Schon an und für sich wirken Lichtbildervorträge vielfach nur wie Bi bücher, besonders wenn man vor einem Publikum spricht, das tagsüber körpl schwer gearbeitet hat und geistige Beschäftigung wenig gewohnt ist. Auge und können kaum zu gleicher Zeit das Gebotene aufnehmen, und das Ohr ku naturgemäß dabei zu kurz. Bleibenden Wert hat aber eine solche Bildeu unterhaltung — sie wird als solche auch meist von den Zuhörern aufgefaßt - dem Gros der Besucher nicht. Alle Redner, die ihre Vorträge durch Licht ergänzen, haben mit diesem Übelstand zu kämpfen; und wo es sich um Lehr-, um Unterhaltungszwecke handelt, ist man vielfach bereits dazu übergegange Lichtbilder nur gewissermaßen als Anhang zum eigentlichen vorausgehenden trag zu bringen, eine Methode, die sich auch nach meinen Erfahrungen dur bewährt hat.

Die Gefahr, daß das Publikum nur die Bilder und dabei auch meist n Äußerlichkeiten — Farbenpracht, aufregende oder komische Situationen usw. - Auge hat, ist aber noch größer bei Lichtbildervorträgen, deren Text geliefer von einem Nichtfachmann abgelesen wird. Hier fehlt von vornherein scho persönliche Interesse, das sonst die Zuhörerschaft an den Redner fesselt; der trag selbst wird degradiert und spielt etwa dieselbe Rolle wie die Musik elektrisch betriebenen Klaviers im Kinematographentheater. Bei Beschreib aller Art mag das noch hingehen, bei der Behandlung wissenschaftlicher Gegen ist diese Methode zu verurteilen, weil sie in der Regel nur dem Sensations

erhaltungsbedürfnis der breiten Masse entgegenkommt, eine bildende Wirkung : nur in den seltensten Fällen ausübt.

Ich will nun nicht etwa den österreichischen Genossen einen Vorwurf daraus hen, daß sie zu dieser Art von Lichtbildervorträgen gegriffen haben. Schließ- ist Etwas besser als Nichts, und bei den österreichischen Verhältnissen mag eine ere Methode zurzeit nicht möglich sein. Aber in diesem Falle hätten die Fehler gerlicher Unternehmungen unter allen Umständen vermieden werden müssen. ist jedoch nicht geschehen. Das vorliegende erste Bändchen der geplanten nmlung ist kaum besser als die oberflächlichen Machwerke vieler Diapositivver- r. Vor allem dürfen die Grenzen nicht zu weit gesteckt werden. In einem anderthalbstündigen Vortrag das Thema „Ursprung und Entwicklung des ens" einschließlich des prähistorischen Menschen zu behandeln, ist, zumal bei m vorgelesenen Text, eine Posse, nur geeignet, die wissenschaftlichen Populari- onsbestrebungen bei den Fachleuten und die Wissenschaft bei den Zuhörern zu reditieren. Hier ist unstreitig des Guten zu viel getan; ein Thema wie etwa e ersten Menschen" wäre umfassend und anziehend genug gewesen.

Zur Not hätte man sich aber mit dem Gebotenen abfinden können, wenn das ma einigermaßen zweckentsprechend ausgeführt worden wäre. H. Redel hat es jedoch nur allzu leicht gemacht. Seine Arbeit verrät überall einen oberfläch- n Dilettantismus; das Ganze mutet an wie ein kritikloses Exzerpt aus der im ang kritiklos zusammengestellten Literatur. Eine Disposition, an der sich die örer entlang finden könnten, ist nicht zu erkennen. Kunterbunt sind die ver- denstem, wahllos herausgegriffenen Dinge zusammengestoppelt; lose reiht sich Bildertext — „hier sehen wir!" — an den anderen, und infolge der Planlosig- wimmelt es von Wiederholungen. Zum Beispiel tauchen in diesem Vortrag r die „Entwicklung" des Lebens die Ammoniten urplötzlich zwischen Ursäugern Flugechsen der Kreidezeit auf; wo sie im Stammbaum hingehören, erfährt n nicht.

Dabei vermissen wir so gut wie alles, was dem ungebildeten Zuhörer den Ent- lungsgedanken verständlich machen könnte. Über den Ursprung des Lebens eigt sich der Verfasser aus, über die gerade im Anschluß an das biogenetische ndgesetz wichtige Entwicklung von den Urlebewesen bis zu den Fischen bringt er e Silbe. Welche Stellung den Wirbellosen im Stammbaum der Tiere gebührt, bt, trotzdem sie verschiedentlich erwähnt werden, rätselhaft. Das Warum und so? der Entwicklung wird nicht einmal gestreift, trotzdem gerade hierdurch eresse und Verständnis des Publikums geweckt werden könnte; in ideologischer sonifikation soll der „Drang nach Weiterentwicklung in der Natur" (S. 27) und Experimentiertrieb (S. 21) alles erklären. Welche prächtigen Anknüpfungs- kte ließ sich da der Verfasser entgehen: woraus entsteht die Lunge des Lungen- es? wie die Extremitäten der Landwirbeltiere? was ist der Fortschritt beim el und Säugetier gegenüber dem Reptil? und dergleichen mehr. Dafür wäre ches Überflüssige auszuscheiden; zum Beispiel ist die atavistische Fistel-, Klo- -, Schwanzbildung einzelner Individuen für den Durchschnittslaien unver- dlich und wirkt bei seiner Vorbildung auf ihn eher belustigend als belehrend. u kommen eine Anzahl direkter Unrichtigkeiten: zum Beispiel Beutler (S. 10) es auch in Südamerika; das Wesen der Fortpflanzung (S. 17) besteht nicht in Befruchtung — die ist eine sekundäre Erscheinung —, sondern in der Zell- ng; die Menschen des Aurignacien und Magdalenien errichteten noch keine hlbauten (S. 26). Nicht einmal stilistisch ist der Text einwandfrei. Plattheit des drucks und krampfhafte Witzelei — vorgelesene Witze! man denke! — gnen uns wiederholt, unter anderem S. 6 Z. 24, S. 7 Z. 6, S. 14 Z. 7, S. 19 Z. 24 ff.

Jedenfalls, so gut es die Genossen von der österreichischen Zentrale für das ungswesen gemeint haben, dieser erste Versuch ist, das muß im Interesse der ungsarbeit und der Arbeiterschaft ausgesprochen werden, mißlungen; weitere en hoffentlich besser ausfallen. Gg. Engelbert Graf.

Johannes Linnankoski, **Das Lied von der glutroten Blume.** Frankfurt a. Verlag der Literarischen Anstalt Rütten & Löning. Preis geheftet 4 Mark, gebu 5 Mark.

Linnankoski ist ein Dichter, zweifellos und im besten Sinne des Wo Mag noch manches Unreife sich in diesem Roman finden, steht der Verfasser nicht immer auf der Höhe geschulten Geschmacks, findet er auch nicht immer besten Ausdruck für einen Gefühlsinhalt — woran zum Teil auch die Überset schuld sein mag —, das Naturleben seiner nordischen Heimat spricht aus di Buche mit allen Farben und Düften des rotblühenden Tannenforstes, im Do der Wasserschnellen und in der lichten Stille schneebedeckter Triften. Linnank Sprache ist voll Musik, Duft, Farbe, lebendiger Wärme, auch im deutschen Gew Man fühlt sich erinnert an die herbkräftige Poesie Rumbergs+ zum Beispiel in „ Wolke Bruder". Die gleichen konkreten, treffenden Naturbilder, Metaphern, logien, die gleiche Neigung des finnländischen Bauern zur Naturmystik und zur bewußt-poetischen Sprache. +) Runeberg

Die Natur ist in diesem Buche nicht bloß gesehen, beobachtet, empfunden selbst lebt, spricht, handelt und fühlt. Alles Natürliche tritt in bedeutungsvolle ziehungen zum Leben der Menschen und ihren Schicksalen. Das Unbelebte gew Leben: die blühenden Tannen horchen auf die Worte zweier Menschenkinder flüstern sie weiter, in stiller Nacht schauen die schwarzen Dachluken der gr Mutter nach, die ihren jungen Sohn von unbedachten Liebeswegen heimholt, Brunenneimer knarrt bedeutsam in seiner Eisenkette, die Windmühle im rührt plötzlich wie vom Schlafe erwacht die Flügel und fragt: Was nun? Üb eine naive Wechselwirkung zwischen Mensch und Natur.

Wohl kein Versuch ist dem modernen Dichter gefährlicher als dieser, die Na zu beleben. Auch der Dichter ist heute in erster Linie reflektierender Kulturme Wenn der Barbar beim Rauschen seiner Wälder, in der unendlichen Stille s Steppen ohne weiteres an lebendige Stimmen, persönliche Wesen dachte, wen dem Schrei des Vogels, dem Geheul wilder Tiere, kurz allem Naturgeschehen heime, mächtige Beziehungen zum eigenen Leben unterschob, so war das nu naive Folgerung, die er aus seiner von hundert verborgenen Gefahren un heimnisvollen Naturgewalten umdrängten Lebensweise zog. Solche naive Na mystik ist dem Kulturmenschen unmöglich, höchstens als Kind hat er mit Möbeln in der Stube, dem Baume auf dem Hofe, dem Hunde oder der Hau vertraute Zwiesprache gehalten. Selbst der einfachste Bauer fühlt sich der Na gegenüber sicher und aufgeklärt genug, um in ihr etwas Selbstverständliches, Einfaches zu sehen, das leider ab und zu seinem Fleiße einen bösen Streich s Nur wenn Krankheiten unsichtbar und tückisch Vieh oder Menschen überfalle erwacht in ihm das Bewußtsein unheimlicher Naturgewalten, und die alte Na mystik feiert ihre Auferstehung in den verschnörkelten Zeremonien sogenan Aberglaubens. Auch die letzte Festung naiv-barbarischer Welt- und Lebensans ung, der religiöse Glaube, schwindet unaufhaltsam mit der wachsenden Be schung und Erkenntnis der Natur. Das bewußte Denken dringt in alle Fugen Winkel des Seelenlebens, zersetzend, zerlegend. Wohl versucht der Mensch im wieder, im Gefühl seiner Abhängigkeit von mächtigen soziologischn und natürl Mächten die zersetzten Elemente wieder zusammenzusetzen, was aber dabei he kommt, ist nicht die alte unmittelbare Mystik, sondern Metaphysik, Theo etwas Reflektiertes, Erdachtes, Gekünsteltes. Selbst der Dichter und Künstler doch vor allen anderen die Gabe besitzt, kindlich-naiv zu empfinden, sozusage alte Entwicklungsstufen in sich zu wiederholen, bringt es heute selten fertig, Sentimentalität und Reflexion sich der Natur zu nähern.

Daß bei Linnankoski das Gewollte, Gedachte nur selten durchschimmert Naturmystik frisch und unmittelbar den Leser selbst in ihren Bann zieht un kritischen Verstand zum Schweigen zwingt, das ist das Wertvolle, wirklich Poe an diesem Roman. Der Handlung selbst, obwohl im einzelnen reich an konk

echt menschlichen Situationen, fehlt es doch im ganzen an voller psychologischer
)rscheinlichkeit. Der junge reiche Bauernsohn Olof, der strotzend von Gesund-
geistiger wie körperlicher Kraft und Schönheit, von ungestümem Tatendrang,
heits- und Liebesdurst getrieben das Vaterhaus trotzig verläßt, als Flößer-
lle die Ströme und Seen seines Vaterlandes befährt und an jedem neuen Orte
Glück liebender Umarmung sucht und auch findet, nicht weil es ihm um
n, sinnlichen Genuß zu tun ist, sondern in dem unbestimmten Suchen nach
nd einem außerordentlichen, hohen und schönen Lebensinhalt, dieser Olof ist
einzelner prächtiger Einzelzüge kein ganz wirklicher Mensch. Und wenn gegen
uß des Buches manche jener halbvergessenen Frauengestalten, denen er einst,
uscht von seinem Jugendglück, von Freude, Schönheit und Liebe sprach, seinen
von neuem kreuzen, um ihn erschrocken erkennen zu lassen, daß keine unserer
dlungen für sich bleibt, daß sie Folgen gebiert, die außer unserer Macht und
cht liegen, so berührt den Leser die Häufung dieser Szenen doch etwas fremd-
g, da sie im Vorhergehenden nicht genügend begründet sind. Das Ziel findet
endlich, geläutert und gereift, in der Gemeinschaft mit einem edlen und
ergewöhnlichen Weibe, in der Sorge für sie und sein Kind und in reger Arbeit
gemeinen Nutzen. Ein großes Moor wird nach seinem Plan und unter seiner
ung trocken gelegt. Der Schlußgedanke im „Faust“ klingt hier an. „Nun ist
ich der Anfang gemacht!“ mit diesen Worten, halb Jubel, halb Seufzer, schließt
Buch.

Ein Bauernroman, wenn man so sagen will, aber nur in dem Sinne, daß es
llig Bauern sind, die hier handeln, wortkarge, trotzige und doch gefühlswarme
ne ihrer rauhen nordischen Heimat. Von den Bauern als Gesamtheit, als
sse, von ihren Kämpfen und Interessen weiß der Verfasser nichts. Der histo-
e Hintergrund fehlt.

Das Problem, das er sich stellt, ist das Problem des Jünglings, der im engen,
aten und persönlichen Kreis aufgewachsen, die großen Dinge des Lebens dunkel
und im Gefühl seiner jungen Kraft hinausstürmt, sich das Ideal zu erobern.
, reine Frauenliebe scheint ihm das Höchste, aber unbefriedigt geht er von einer
anderen, verstrickt sich in Schuld, gibt Leid, wo er Freude geben möchte. Die
nntnis der unheilvollen Verkettung aller mit allen führt ihn auch zur Erkennt-
der Bedeutung sozialer, gemeinnütziger Tätigkeit, des Lebens für andere.

Das Buch besitzt die Stärke und die Schwäche eines Jugendwerkes. Es fragt
ob Linnankoski die großen zeitgeschichtlichen Probleme wird erfassen und ge-
en können. Man darf seinem nächsten Werke erwartungsvoll entgegensehen.

E. Hoernle.

---

on Fendrich, **Schauinsland.** Dresden, Kaden & Co. 346 Seiten. Preis 6 Mark.

Was aus Genossen Fendrichs Feder bisher verstreut in den Feuilletons unserer
eipresse erschien, liegt nun zu einem imposanten Bande vereint vor. Ein Wander-
nennt er sich im Untertitel, und all seine Skizzen, Plaudereien, Aufsätze stehen
dwie zu Wandern und Naturgenießen in Beziehung. Die Kinder, Kämpfer und
e, deren naturwüchsiges Menschentum in dem Buche auflebt, hat Fendrich auf
n Schwarzwald- und Alpenstreifereien mit demselben sozialen Dichterherzen er-
mit dem er die Wälder, Wege und Berge belauscht, deren stille, reine Stim-
zen über den Buchseiten liegen. Alle die, die in Fabriksälen, Packräumen und
aus fronden, die festsitzen in Mühe und Arbeit, die von Wandern und Reisen
tens träumen können — alle die will das Buch „auch ins Land schauen lassen
ihnen manch Stückchen zeigen der weiten wunderbaren Welt“. Und die vielen,
: Leben untergeht im Geklingel der Trambahn, will das Buch wieder von
enter Naturschwärmerei zu heroischer Naturbetrachtung hinanführen, zu
ttelbarem Naturschauen und Naturerleben.

Die künstlerischen Mittel, mit denen der Schwabe Fendrich vor uns Welten und
chen lebendig werden läßt, haben viel von der Art der alemannischen Erzähler,

über Gottfried Keller hinweg eine Art, deren natursinnige Beschaulichkeit bis Goethe zurückgeht. Auch Fendrichs Schaffen ist mehr beschauliches Plaudern straffes Gestalten. Seine Käuze und Leute erstehen nicht unter knappen, str Strichen, hinter denen der Dichter verschwindet, sondern unter gemütlich-humoristis Geplauder werden sie vor uns leibhaftig in ihrer Komik, Originalität oder Tr und unter ihrer alltäglichen Schale wird uns das Besondere ihres erdgebund Wesens sichtbar. Man fühlt, wie sie ihrem Schilderer ob ihrer verborgenen So lichkeit ans Herz gewachsen sind. Diese schwäbisch-warmherzige Art, mit der Fen Welt, Menschen und Weltdinge betrachtet, äußert sich da und dort in einer Feinheit Stimmungsweichheit, die an seinen Landsmann Hermann Hesse heranreicht. Und allem Lebenstrotz, der in den meisten der Fendrichschen Gestalten lebendig ist die moralisch-pädagogische Absicht seiner Plaudereien ausmacht, schlägt die Wei der Stimmungen da und dort in einen Ton um, der hart an der Grenze der Se mentalität hinschwingt. So am stärksten in den Skizzen „Die Welt" und „Jt Blüte". Doch neben all der schwäbischen Weichheit ist Fendrich ein dichter Element eigen, das ihn von den beschaulichen Sinnierern um Hermann Hesse u scheidet: er sieht sozial. Er schaut die kleinen Dinge, ohne die großen Zusamm hänge zu vergessen. Produkte ihres Milieus, die Beine auf der Heimaterde stehen seine Gestalten vor uns. Und in seinen Naturbetrachtungen ist nicht nur Lauschen nach den großen Atemzügen der Mutter Erde, ein versonnenes Starr die große Einsamkeit, sondern auch ein Schöpfen aus dem ewigen Kraftquell d Natur, den uns die kapitalistische Entwicklung verschüttete, und der in unseren Ta erst neu entdeckt werden mußte. Fendrichs Mühen um diesen Quell ist ein so listisches Mühen. „Es ist die letzte Sehnsucht aller sozialistischen Dichterdenker jungen Riesen Antäus wieder ganz zu seiner Mutter zu führen", heißt's im wort. Es ist auch Fendrichs letzte Sehnsucht, den proletarischen Riesen Antäu der Größe der Natur wachsen zu sehen, und stempelt seinen Skizzen- und Wa band zu einem Geschenk fürs Proletariat.

Das Buch ist so geschmackvoll ausgestattet, wie man's von den meisten Bü des Dresdener Parteiverlags gewöhnt ist. Zahlreiche ganzseitige und kleinere Na photographien, die künstlerisch fein wiedergegeben sind, verstärken die Wald- u Bergstimmungen des Buches. Es ist ein Werk für den Weihnachtstisch der Arb schaft. Robert Grö

Claude Farrère, **Der Mann, der einen Mord beging.** Roman. Berechtigte de Ausgabe. Frankfurt a. M., Verlag der Literarischen Anstalt Rütten & Lo Geh. 3,50 Mark, geb. 4,50 Mark.

Claude Farrère ist in gewissen Kreisen seiner Heimat ein beliebter Auto Modeschriftsteller. Durch seinen graziösen Plauderton, seine fein abget Skizzen aus fremden Zonen und fremden Rassen weiß er angenehm zu u halten, stellenweise zu fesseln, ohne jemals durch einen Griff in die Tiefen Höhen des Lebens den behaglichen Genuß seines Leserkreises zu stören. Der liegende Roman spielt in Konstantinopel, wie feine Federzeichnungen schiebe die hübschen und mit malerischem Auge geschauten Milieuschilderungen in Gang der Handlung. Diese hält sich in den üblichen romanhaften Grenzen. M den maßvollen und diskreten Mitteln einer traditionell geschulten Kunst wird geschildert, wie ein Militärattaché der französischen Gesandtschaft schließlich Morde schreitet, um eine geliebte Frau vor der Brutalität ihres Mannes zu r

Der Roman bringt nichts Tiefes, nichts Besonderes, ist ein Typus derje Kunst, die nicht durch eigene Kraft, sondern eher durch die Gunst einer überlief Dichtersprache, eines durch Lektüre und Umgang mit Gebildeten erwor Phantasieschatzes Leben gewinnt. E. Hör

---

Lose Blätter.

ltpreußische Gaunereien. Von geschätzter Hand erhalten wir folgendes Doku= das in lehrreicher Weise zeigt, wie alsbald nach dem Ausbruch der großen sischen Revolution, zur Zeit, wo die deutsche Zeitungspresse noch wenig ent= war, die noch heute florierende Gaunerei einsetzte, den „Untertanen“ unter orwand, ihre Interessen zu fördern, die absolutistisch=feudalistische Wirtschaft khaft zu machen. Das Schriftstück, dessen Adresse irgend ein damaliger ier Duodezdespot gewesen ist, lautet:



Durchlauchtigster Herzog, gnädigster Fürst! Euer Durchlaucht Scharfblick ist iß nicht entgangen, daß es nie notwendiger war, die niedere Volksklasse auf rer Fassungskraft anpassende Art von den Vorteilen, welche die gegenwärtige sung des Adels und der Regierung deutscher Staaten überhaupt ihrem Wohl rem praktischen Interesse gewährt, zu überzeugen und ihr die Nachteile alle e Seele zu stellen, welche Unzufriedenheit mit derselben für sie herbeiführen als jetzt, wo durch irrige Freiheitsgrundsätze der gemeine Mann in ein Hell= versetzt worden ist, welches ihn schwindelnd macht. Man hat zwar schon re Versuche gewagt, welche dem äußeren Anschein nach diesem Zwecke zu ent= n scheinen, allein teils waren die Verfasser bisheriger Volksschriften nicht em Interesse beseelt, welches den vorderen Ständen in deutschen Landen sein muß, teils wurde durch Volksschriften versteckt gerade der entgegen= Zweck beabsichtigt und mehr Unheil als Vorteil gestiftet. Diese Lage der erzeugte in mir den Plan zur Herausgabe einer Volkszeitung, wodurch die e Volksklasse indirekt auf den Standpunkt geführt werden soll, auf dem sie muß, wenn die zeitherigen Regierungen sichere Dauer behalten sollen. Ab= ist es, in dieser Volkszeitung der produzierenden und gewerbetreibenden klasse Aufschlüsse über mehrere Kultur der Landwirtschaft und ihrer Gewerbe ben, verdeckt aber sie immer auf die Vorteile aufmerksam zu machen, aus einem freiwilligen Gehorsam gegen höhere Stände, gegen die rung und gegen die Gesetze und bestehende Einrichtung der öffentlichen Ab= für sie entstehen müssen, und diesen Gehorsam an ihr praktisches Interesse nüpfen. Ich war so glücklich, diesen lange gewährten Plan mit Hilfe der n Landesdirektion zu realisieren. Aber offenbar ist es, daß er nur dann Zweck vollkommen erreichen wird, wenn der Wirkungskreis, worinnen die der Volkszeitung ihren Umlauf haben, groß genug ist. In dieser Hinsicht ich es auch, Euer Durchlaucht um Unterstützung dieser Zeitung, welche, um Schein von persönlichen Rücksichten höherer Stände zu vermeiden, der Ge= Registrator Grieshammer allhier herausgeben muß, untertänigst zu bitten. Durchlaucht ist es sehr leicht, durch die Landprediger höchstdero Landes diesem latt Eingang in den Schulen und bei der Klasse von der Nation zu ver= n, für welche es bestimmt ist, wenn Eure Durchlaucht gnädigst geruhen , diese Prediger dazu auffordern zu lassen. Entspricht diese Idee Euer laucht erhabenen Gesinnungen, so werde ich alles anwenden, um sie so sehr öglich zu vervollkommnen. Und indem ich eine öffentliche Anzeige von dieser g beifüge, ersterbe ich ehrfurchtsvoll Euer Durchlaucht untertäniger Diener niglich preußische Kammerdirektor v. Hardenberg.

ahreuth, den 10. Juli 1796.“

ieser Hardenberg war dabei nicht einmal ein in der Wolle gefärbter Junker, n der spätere preußische Staatskanzler, von dem wir vor acht Tagen er= en, daß er nach dem Muster des Königs „Morgen=wieder=lustik“ eine Reihe eformen im preußischen Staate eingeführt hat, zu dem beiläufig im Jahre Bayreuth gehörte.

erselbe Hardenberg, der ein so reges Interesse für die offiziöse Schwindel= bekundete, sträubte sich freilich mit Händen und Füßen, als im Jahre 1813

Niebuhr und Schleiermacher eine zwar höchst loyale, aber doch ehrliche Ze herausgeben wollten. Erst als der Bauernsohn Scharnhorst mit höchstem Nach für den Plan der beiden patriotischen Gelehrten eintrat, gab Hardenberg nahm aber die neue Zeitung unter die strengste Zensur des Auswärtigen A an dessen Spitze er stand.

Da wir einmal in alten Papieren dieses Kanzlers kramen, wollen wir noch eine seiner staatsmännischen Kundgebungen registrieren, die obendrei eignet ist, einen bedauerlichen Irrtum im „Handwörterbuch der Staatsw schaften“ zu berichtigen. In diesem Werke berichtet eine leibhaftige preu Exzellenz, der Wirkliche Geheime Rat Fischer, in Preußen sei das Briefgehe stets besonders sorgfältig behütet worden, und führt als abschreckenden Geg zu dieser blütenweißen Unschuld an, das berüchtigte cabinet noir habe wä der französischen Okkupation Berlins täglich 2000 Briefe geöffnet. Nun hörte i französische Okkupation Ende 1810 auf; Anfang 1811 aber — am 14. Mai — der Staatskanzler v. Hardenberg an den Polizeipräsidenten in Königsberg königlichem Siegel folgendes Schreiben:

„Unter allen Maßregeln, die in der höheren Polizei Anwendung finde die Kontrolle der Briefe ohne Zweifel die wichtigste. Sie gibt die meiste sichersten Resultate, und ihre Ausübung ist weder mit großen Kosten, noch m Gefahr einer leichten Bekanntwerdung verbunden, wenn nur mit einiger Vorsicht und Geschicklichkeit verfahren wird. Die verdient daher die höchste Aufmerksamkeit. Es ist mir nicht genau bekannt, o in welcher Art Euer Hochwohlgeboren sich dieserhalb mit dem dortigen Hofpo geeinigt haben, ich gebe mir indessen die Ehre, denenselben das in dieser Ange heit hier angenommene Verfahren zur eventuellen Berücksichtigung ergeben empfehlen. — Das hiesige Hofpostamt, welches eine Liste der in höherer p tischer Hinsicht verdächtigen Subjekte mit der Anweisung erh hat, alle an sie und womöglich auch die von ihnen kommenden Briefe zu öf und durchzusehen, teilt mir posttäglich ein Verzeichnis aller geöffneten Bie mit, wo außer der Adresse, dem Datum und Orte des Schreibens, auch we genannt ist, der Name des Verfassers und der Inhalt kurz aufgenommen i Alle Briefe, deren Tendenz aus dem Inhalt nicht ganz deutlich zu ersehen, wirklich verdächtig ist, werden mir nach Umständen im Original oder abschrift vorgelegt. Auf diese Weise erhalte ich Resultate und kann zugleich übersehen viel von seiten der Postbehörde, bei welcher, wie auch dort, ein eigenes Su jekt mit diesem Gegenstand beschäftigt und an Hauptposttagen ein Offi unseres Bureaus zugeordnet wird, für den allgemeinen Zweck getan wird.

Mit alledem soll übrigens nicht bestritten werden, daß Hardenber liberalste Minister war, den der preußische Staat je produziert hat. Er war noch mutiger als der gegenwärtige Reichskanzler, indem er in einem der häus Zwiste zwischen König- und Junkertum einen Junker nicht bloß mit Worte hauchte, sondern sogar ein paar davon nach Spandau auf die Festung schickte für lieferte er dann durch das berüchtigte Regulativ von 1816 die Bauer Händen und Füßen gebunden, den Junkern aus, was für diese allerding bleibendem Werte war, da es ihrem bankrotten Leibe die Möglichkeit gab, au altpreußischen Staate bis ins neudeutsche Reich hinüberzuwechseln.

Druckfehlerberichtigung. Im vorigen Feuilleton ist bei der Korrektur ein entstellender Druckfehler übersehen worden. Gneisenau hat nicht über die „F der Röcke“, sondern über die „Freiheit der Rücken“ (nämlich vom preußischen poralstock) geschrieben.

Für die Redaktion des Feuilletons verantwortlich: Franz Mehring, Steglitz.



Band Nr. 9 Ausgegeben am 1. Dezember 1911 30. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Freie Hand.

⚡ Berlin, 25. November 1911.

In den Verhandlungen der Budgetkommission über das Marokkoabkommen
ıt die auswärtige Politik der Bethmann Hollweg und Kiderlen-Wächter, trotz
ler entgegengesetzten Versicherungen dienstwilliger Offiziöser, nichts weniger
s glorreich abgeschnitten. Namentlich ist es nicht gelungen, den „Panther-
rung“ irgendwie als eine notwendige oder nützliche Aktion zu rechtfertigen;
:lmehr hat, wie sich immer klarer herausstellt, diese „Geste“ den ersten An-
ıß dazu gegeben, daß im vergangenen Sommer ein verheerender Weltkrieg
:hr als einmal dicht vor der Schwelle gestanden hat.

In anderer Beziehung hat Herr v. Kiderlen-Wächter sein Konto von einigen
:schuldigungen zu entlasten gewußt, mit denen es beladen worden war.
amentlich scheint er sich nicht, wie von beachtenswerter Seite behauptet
urde, formaler Unhöflichkeiten gegen das Auswärtige Amt in London schuldig
:macht zu haben. Freilich muß man darüber erst die andere Seite hören,
ie denn überhaupt ein abschließendes Urteil über die Affäre erst möglich
, wenn auch die englische Regierung gesprochen haben wird, was über-
orgen geschehen soll. Aber man braucht das, was die Bethmann und Kiderlen
ihrer Rechtfertigung vorzubringen haben, deshalb nicht von vornherein auf
leichte Achsel zu nehmen. Man würde den alldeutschen Kriegshetzern nur
asser auf ihre Mühle liefern, wenn man die auswärtige Politik Englands,
von jeher eine hartgesottene Geschäftspolitik gewesen ist, in milderem Lichte
blicken oder darstellen wollte, als die geschichtliche Erfahrung gestattet. Und
s wäre noch nicht einmal das Schlimmste. Allein unser ganzer prinzipieller
andpunkt würde verletzt werden, wenn wir aus noch so berechtigter Ab-
gung gegen die Reaktionswirtschaft, unter der wir leiden, ihrer auswärtigen
litik mehr aufbürdeten, als sie verdient.

Sie ist seit langen Jahren tölpelhafter betrieben worden als die aus-
ärtige Politik Englands oder Frankreichs, was sich daraus erklärt, daß die

deutsche Diplomatie sich aus der rückständigen Junkerklasse rekrutiert und a
deren kurzsichtigen Interessen gebunden ist. Jedoch die Methoden, nach den
sie betrieben wird, sind in anderen Ländern nicht besser als hierzulande, u
wenn die auswärtige Politik Englands und Frankreichs geschickter gehandha
werden mag als die auswärtige Politik Deutschlands, so ist sie deshalb
London und Paris nicht etwa edel- und großmütiger oder gar mehr auf d
Interessen der arbeitenden Klassen bedacht als in Berlin. In ihrem Had
mit auswärtigen Mächten sind wir schon deshalb zu strenger Unparteilichk
gegen die deutsche Diplomatie verpflichtet, weil es nicht im Interesse d
internationalen Proletariats liegt, daß sie als die allein Schuldige an d
Kriegsgefahr des vorigen Sommers erscheint; der Kampf gegen die imper-
listische Politik würde nur erschwert werden, wenn als alleinige Schuld ein
einzelnen Regierung erschiene, was tatsächlich die Schuld aller Regierung
oder noch genauer die Schuld eines verderblichen Systems ist.

Was heute mit so tiefem Eindruck die große Masse der Nation gepa
hat, daß selbst die Agitation für die Reichstagswahlen darüber in den Hint-
grund tritt, ist eine Stimmung, wie sie den Reiter der Ballade überkam, a
er unwissend über das Eis des Bodensees getrabt war, ein tödlicher Schrec
über den grauenhaften Zustand, daß eine winzige Zahl von Leuten, der
Einsicht und deren guter Wille völlig unkontrollierbar ist, darüber entschei
darf, ob Europa durch einen Weltkrieg verwüstet werden soll oder nicht. N-
mals ist dieser unerträgliche Zustand so grell und kraß hervorgetreten t
gegenwärtig, und niemals ist die Empörung darüber bis tief in bürgerli
Kreise gleich lebhaft und tief gewesen. Je notwendiger es ist, dies Feuer
schüren, um so notwendiger ist es auch, immer die prinzipielle Seite der Sa
hervorzukehren und sorgsam bedacht zu sein, daß nirgends die verkehr
Meinung entstehen kann, als läge die Sache irgendwie anders, wenn Be-
mann Hollweg und Kiderlen-Wächter ebenso pfiffige Kartenspieler wären, w
sie es zweifellos nicht sind. Diese diplomatische Durchstecherei ist gleich v-
werflich, ob nun Bismarck die Emser Depesche fälscht oder Kiderlen den „Panth"
nach Agadir schickt.

Man darf auch kein übermäßiges Gewicht darauf legen, daß Deutschla
mit seinem persönlichen Regiment übler daran ist als Staaten mit par-
mentarischen Regierungen. Auf dem Gebiete der auswärtigen Politik mac
das zwar auch einen Unterschied, aber keinen so sehr großen. Wenn je in ein
Punkte, so haben die deutschen Verteidiger des persönlichen Regiments ni
so ganz unrecht mit der Behauptung, daß die auswärtige Politik auch
parlamentarisch regierten Staaten über die Köpfe des Parlaments gemac
werde. So wie heute die auswärtige Politik aller Staaten ist, eine Ra-
oder Schacherpolitik, mit dem Ziel, andere Staaten übers Ohr zu hauen z
Besten des eigenen Staates, kann sie nicht durch eine Versammlung v
mehreren hundert Köpfen kontrolliert werden. Ein Parlament kann wo
die auswärtige Politik in großen Zügen vorzeichnen, aber es kann die
folgung seines Willens nicht kontrollieren; es kann sich nicht dagegen schüt
daß in der Ausführung die Zwecke vertauscht werden. Ein Kabinett,

Interessen der Dynastie und der herrschenden Klassen gegenüber dem
and vertritt, kann sich von einem Parlament nicht in die Karten sehen
ı, mit denen es das Ausland bemogelt oder zu bemogeln versucht, schon
es Gegensatzes willen nicht, der zwischen den Interessen der Dynastie
der herrschenden Klassen auf der einen, der Interessen der Arbeiterklasse
er anderen Seite besteht.

n sehr drastischer Weise hat Lothar Bucher vor sechzig Jahren die Art
Weise geschildert, wie sich selbst das englische Unterhaus auf dem Ge-
der auswärtigen Politik über den Löffel barbieren läßt. Er schreibt:
Minister des Auswärtigen knüpft im tiefsten Geheimnis Verhandlungen
rteilt Instruktionen an Gesandte und Admirale, zeichnet Punktationen.
einiger Zeit wird vom Ausland her etwas ruchbar; jemand verlangt
unft, interpelliert. Der Minister enthält die Auskunft vor. Wie er das
t, hängt von seinem Temperament, seiner Geschicklichkeit ab. Der eine
eigert rundweg die Antwort ‚aus hohem Pflichtgefühl', ‚im Bewußt-
seiner Verantwortlichkeit', ‚im Interesse des Dienstes'! ‚Die Sache
bt", der diplomatische Hexenkessel kocht, die Massen sind in Fluß, das
ist beinahe fertig; ein vorzeitiges Wort, ein profaner Blick — und alles
verdorben, der Stein der Weisen würde zur Kohle. Hohes Haus bebt
bergläubischen Schauder zurück und ergibt sich in seine Unwissenheit.
Palmerston erreicht denselben Zweck auf eine andere, lustigere Weise.
pringt mit einer Behendigkeit auf, als habe er die Interpellation
nicht erwarten können. Er ist äußerst glücklich, ja dankbar, daß sein
werter Freund — wenn er denselben so nennen darf — die Sache vor
Haus gebracht, dem alle Diener Ihrer Majestät verantwortlich, dem
zu groß und nichts zu klein, dessen Weisheit die Geschicke Englands
! Und er sagt entweder eine faktische Unrichtigkeit oder einen sorgfältig
genen Doppelsinn oder eine Abgeschmacktheit oder eine Insolenz. Wir
n nicht alle Reden Palmerstons nachgelesen, aber sehr viele, und wir
n keine Antwort gefunden, die nicht in eine der vier Kategorien gehörte."
veit Bucher, der ein scharfer Beobachter war und die diplomatischen
ereien aus dem Grunde kannte, aber in seiner bürgerlichen Hilflosig-
ich keinen besseren Rat wußte, als das willenlose Werkzeug eines Diplo-
ı zu werden, der noch ungleich geriebener und gerissener war als
erston.

ür die Arbeiterklasse gibt es diese Hilflosigkeit nicht mehr. Sie hat ein
tes Mittel, die Kriegs- und Friedensfrage den Händen der Diplomatie
treißen, indem sie diese Frage in ihre eigenen Hände nimmt. Das
natische Spiel, über dessen unglaubliche Einfältigkeit selbst Bismarck sich
es Mal verächtlich genug ausgelassen hat, wird nur dadurch zum furcht-
Ernst, daß die Massen mit ihrem Gut und Blut die diplomatischen
isungen honorieren. Sobald sie sich dessen weigern, fallen die diploma-
ı Kartenhäuser zusammen. So weit sind wir leider noch nicht, aber wir
uf dem besten Wege, an dieses Ziel zu gelangen. Wenn im vorigen
ner die Wetterwolken des Krieges sich zwar zusammenballten, aber am

Ende doch nicht entluden, so gebührt ein wesentlicher Teil des Verdi
daran den Friedenskundgebungen des internationalen Proletariats, und
heute nicht nur die Grey vor dem englischen Parlament, sondern au
Kiderlen vor dem Reichstag sich in ganz anderer Weise verantworten m
als es in den Tagen Palmerstons und auch noch Bismarcks diplom
Sitte war, so ist auch das dem Entschluß der Arbeiterklasse zu danken
ihr eigenes Urteil über Krieg oder Frieden vorzubehalten.

Ein alter Poet hat gesagt: Wenn sich die Könige zanken, so beko
die Völker die Prügel. Aber wenn die Völker erklären, daß sie sich
mehr prügeln lassen wollen, so werden die Könige bald ein Haar darin fi
sich zu zanken. Gewiß kann die Friedenspolitik der Arbeiterklasse noch
unter allen Umständen einen Weltkrieg verhindern, allein sie kann
sorgen, daß ein solcher Krieg zum Verderben aller derer ausschlägt, di
angezettelt haben. Diese Politik kann durchaus nur eine Politik der
Hand sein. Sie braucht sich aus angeblich nationalen Gründen nicht f
Bethmann und Kiderlen zu begeistern, aber sie braucht auch nicht au
scheu vor diesen Junkern für die Grey und Lloyd George zu schwärmen
braucht nicht zu sagen, was sie beim Ausbruch eines Weltkriegs tun, al
braucht auch nicht zu sagen, was sie in diesem Fall unterlassen wird.

Worauf es einstweilen nun ankommt, ist dies: in allen großen und k
Diplomaten der politischen Welt die Empfindung zu erwecken und
wachzuhalten, daß von nun an der Knüppel beim Hunde liegt. Das k
sie schon kapieren, so gering nach Bismarcks und Buchers Behauptun
allgemeinen ihr Grips sein mag, und sobald sie es kapiert haben, i
Friede so lange und so weit gesichert, als es in dem kapitalistischen
alter nur immer möglich sein mag.

Das Duell Bethmann-Heydebrand.

Von **G. Ledebour.**

Zu hoffnungsloser Verworrenheit hat die Entwicklung der Ma
wirren die an und für sich schon hinreichende Zerfahrenheit in dem bo
schen Regierungssystem gezeitigt. Die Früchte borussischer Diplomate
fielen wie streiterzeugende Erisäpfel mitten in den Ring des Regier
klüngels hinein. Zunächst geriet der Reichskanzler v. Bethmann H
weg und sein Bundesgenosse bei den Agadirexperimenten in einen
mit dem Chef einer „nachgeordneten Behörde“, dem Staatssekretä
Kolonialamtes Herrn v. Lindequist. Dann machte die konser
Partei scharfe Opposition gegen die Regierung, und der Reichskanzle
wieder in unerwartetem Grimme über den Wortführer dieser Regier
partei mit den schwersten Vorwürfen her. Bei dieser Gelegenheit erl
wir das heitere Zwischenspiel, daß der preußische Kronprinz auf der R
tagstribüne gegen die von seinem eigenen Vater gebilligte Politi
Kanzlers pantomimisch demonstrierte. Wirrwarr über Wirrwarr in
gierungslager! Und das unmittelbar vor den Wahlen, die vorher scho
den gesamten Regierungsklüngel schweres Unheil vorausahnen ließe

Um die Bedeutung dieser Vorkommnisse richtig zu würdigen, muß man vergegenwärtigen, was wir denn eigentlich für ein Regierungssystem in tschland haben. Es ist eine völlig sinnlose Fabel, daß wir in Deutsch- beglückt seien mit einer Regierung, die über den Parteien schwebe und leichmäßiger Berücksichtigung der Interessen aller Bevölkerungsklassen Wohl des Gesamtvolkes zu fördern bestrebt sei. Die amtierende Bureau- e, in deren Händen die Verwaltung der Staatsgeschäfte liegt, ist for- allerdings völlig unabhängig von irgendwelchen politischen Parteien. höchsten Beamten werden im Königreich Preußen vom König und im he vom Kaiser ernannt, und von ihnen hängt wieder die „nachgeordnete" ntenschaft ab. Tatsächlich hat aber die preußische Tradition der kon- tiven Partei, insbesondere ihrem Kern, dem ostelbischen Junkertum, Besetzung aller politisch einflußreichen Beamtenposten nahezu restlos antwortet. Verschiedene Hofkamarillen kämpfen zwar untereinander die Gunst des Königs. Im Nutzeffekt kommen aber alle deren Be- ungen auf die Förderung der junkerlichen und der mit ihnen versippten verfilzten sonstigen großkapitalistischen Interessen hinaus.

So haben wir denn tatsächlich eine Parteiregierung, und zwar eine teiregierung schlimmster Art, weil es die Regierung er Minderheitspartei ist, die nicht durch einen in aller Öffent- eit geführten politischen Kampf, sondern durch allerhand Hintertreppen- üsse sich in ihrer Machtposition zu behaupten weiß.

Dem Zusammenwirken dieses Regierungsklüngels liegt ein ungeschrie- r Pakt zugrunde. Für die Wirtschaftspolitik Deutschlands wird das resse der großagrarischen und großindustriellen Ausbeuter maßgebend. Verwaltungsbefugnisse bleiben der Bureaukratie unbeschränkt über- n, sofern sie ihre Befugnisse nach Kräften zur Bekämpfung oppositio- r Parteien, insbesondere der Sozialdemokratie, ausnutzt. Die Macht- el des Reiches, Heer und Marine, werden nach Möglichkeit gesteigert, zu deren Erhaltung die Steuerkräfte des Volkes bis zum Weißbluten epreßt. Dem Kaiser und seinen nächsten Ratgebern bleibt die aus- ige Politik zur freien Betätigung ihrer genialen Eingebungen über- n, immer unter der Voraussetzung, daß die großkapitalistischen Ausbeutungs- essen durch eine imperialistische Politik nach Kräften gefördert werden.

Auf Grund dieses ungeschriebenen Paktes haben denn bisher auch die lnen Gruppen der Regierungssippe im großen und ganzen, von vor- gehender Verstimmung abgesehen, einträchtiglich zusammengearbeitet. In dieses schöne Verhältnis sind nun arge Mißtöne gekommen. Schon Jahren war es klar geworden, daß die borussische Regierungssippe nicht im Innern des Reiches als Hemmschuh jeder politischen und wirtschaft- n Entwicklung wirkte; auch in der auswärtigen Politik führten ihre oden das Reichsschiff im Zickzackkurs von Blamage zu Blamage. Die üstung darüber entlud sich im November und Dezember 1908 bei den erlichen Parteien, indes nur gegen das persönliche Regiment. Ein r Aufwand an Worten ward vertan. Die Bemühungen der Sozial- kratie, das entrüstete Bürgertum auch zu Taten aufzumuntern, blieben tlos. Im Reichstag war nichts, aber auch gar nichts an Verfassungs- sserungen zu erreichen. Im Gegenteil: die Ersetzung des Hottentotten- s durch den schwarzblauen Block der Konservativen und des Zentrums

führte eine Periode verstärkter wirtschaftlicher Reaktion herbei, un Jahre 1910 wagte sich auch wieder das persönliche Regiment mit he forderndem Kundgebungen an die Öffentlichkeit.

Natürlich konnte es den Nutznießern des Regierungsklüngels nicht gehen, daß sich inzwischen im Volke ein für die Reaktion bedrohliches witter zusammengezogen hat, das spätestens bei den Wahlen im Ja 1912 zur Entladung kommen muß. Alle krampfhaften Versuche der männischen Regierung, auf dem Gebiet der inneren Politik, der S politik und wirtschaftlicher Bestrebungen Erfolge zu erzielen, die einen schwung der Volksstimmung hätten herbeiführen können, schlugen kl in ihr Gegenteil um. Da scheint es durchaus glaubhaft, daß die H Bethmann und Kompanie, als sie so auf dem letzten Loche pfiffen Sommer dieses Jahres auf den verzweifelten Gedanken gerieten, einen Erfolg imperialistischer Politik und durch Erregung nationalist Leidenschaften einen Umschwung in der Volksstimmung herbeizuführen ihnen ähnliche Erfolge eintragen würde wie der Hottentottenrumme den Wahlen von 1907. War dies auch nicht der einzige Beweggrun das neueste Marokkounternehmen, so wäre es jedenfalls dessen Veranst eine höchst erwünschte Nebenwirkung gewesen. Aber gerade dieser Coup, mit dem Herr v. Bethmann und seine Gehilfen das deutsche V verblüffen dachten, hat Zerwürfnisse tiefster Art zwischen den wicht Faktoren der Regierungssippe in Deutschland hervorgerufen.

Die geschichtliche Entwicklung der Marokkowirren braucht hier näher erörtert zu werden. Hier kommt es nur auf deren Rückwirkun deutsche Verhältnisse an. Der Panthersprung nach Agadir wurde allge dahin gedeutet, daß die Reichsregierung damit Ansprüche auf marokkan Gebiet anmelden wollte. Die Regierungsvertreter behaupten jetzt, da beabsichtigt zu haben. Daß sie wochenlang den Gerüchten über ihre pationsabsichten freien Lauf ließen, läßt sich nur dann erklären, wer hofften, Vorteile für ihre Verhandlungen mit Frankreich daraus zu z Daneben mochte es ihnen auch nicht unangenehm sein, daß in dem deut Bürgertum eine patriotische, auf imperialistischen Raub abzielende mung erzeugt wurde, die bei den allgemeinen Reichstagswahlen gute D hätte tun können. Es liegt aber auch eine Äußerung des Reichskanzlers vor, wie angenehm ihm in der Tat diese Stimmung gewesen ist. Er nämlich in der Reichstagssitzung vom 10. November:

> Meine Herren, wir haben Monate durchlebt und durchleben jetzt Tage, d einer leidenschaftlichen Stimmung durchflutet sind, wie wir es kaum jem Deutschland erlebt haben. Ein Grundton dieser Stimmung ist der Wille D lands, sich mit seinen Kräften und allem, was es vermag, in der Welt durchzu Das war die gute und die erhebende Erscheinung, die wir erlebt haben, e i n scheinung, die mich gestützt hat, auch wenn sie sich in Worten mich wandte; und ich empfinde Dank für diese Gefühle, die im deutschen geherrscht haben.

Man muß diese Worte des Herrn v. Bethmann Hollweg ins Auge um die Methode dieses doppelzüngigen Politikers richtig würdig können. Denn was war es, was diese e r h e b e n d e E r s c h e i n u n ihn gestützt hat, hervorrief? Hätte er von Anfang an offen über seine sich ausgesprochen, so hätten wir die „erhebende Erscheinung" nie

m der offenen Tür in Marokko und um einiger Sumpfstrecken am Kongo
id Ubangi willen hätten die Patrioten sich nicht in die Unkosten eines im-
rialistischen Begeisterungsrausches gestürzt. Der konnte nur deshalb sich
istoben in phantastischen Delirien aller Art, weil Bethmann Hollweg es
:hig geschehen ließ, daß die Patrioten ihn selbst und den Herrn v. Kiderlen-
ächter als zwei deutsche Recken priesen, die hochgemut ausgezogen seien,
n den Nibelungenschatz in Südmarokko zu heben.

Als es nun schließlich doch ruchbar wurde, daß die deutsche Reichsregie-
ng wirklich nur die offene Tür in Marokko und einige Landzipfel an der
merungrenze als Beute heimbringen würde, war die Enttäuschung der
ıtrioten groß. Es war aber naheliegend, daß sie dieses Ergebnis, das so
nig ihren hochgespannten Erwartungen entsprach, auf die Intervention
ıglands vermittels der Rede des Schatzkanzlers Lloyd George zurückführten.
e schütteten nunmehr in bitterem Zorne ganze Kübel patriotischer Ent-
stung über die Leute aus, denen sie vorher üppige Vorschußlorbeeren ge-
ndet hatten. Die nachträgliche Behauptung der Regierung, daß sie von
ıfang an nichts anderes gewollt habe, als sie erreicht hat, kam viel zu
it, um die Entrüstungsfluten einzudämmen.

Gerade die konservative Partei, der bisher der Reichskanzler in allen
en agrarischen Bestrebungen nach dem Munde zu reden pflegte, hatte durch
ısnützung der imperialistischen Hurrastimmung ihre wankenden Scharen
ieder um die Junkerfahne zu sammeln gesucht. Nun zerrann dieser kurze
raum in nichts; daraus erklärt sich, daß die Konservativen in eine Opposi-
nsstimmung gegen ihren getreuen Reichskanzler hineingerieten, der ihrer
rarischen Gier zwar stets zu Willen gewesen ist, aber mit seiner imperia-
tischen Politik sie offenbar genasführt hatte. Der schlecht verhehlte Grimm
r Junkerpartei kam denn auch in den Worten ihres Führers, des Herrn
Heydebrand deutlich zum Ausdruck. Gleichzeitig trat zutage, daß auch in
n militärischen Kreisen und bei Hofe die Entrüstung infolge der Ent-
ıschung imperialistischer Hoffnungen weit um sich gegriffen hatte und sich
gen den Reichskanzler kehrte, dem man die Schuld an diesem Mißerfolg
imaß. Gewissermaßen als symbolischer Vertreter dieser höfischen und mili-
rischen Fronde gab auf der Reichstagstribüne der preußische Kronprinz
inem Unwillen über die Bethmännische Politik pantomimischen Ausdruck.

Die unaufrichtige Politik Bethmanns, durch Erweckung von Hoffnungen,
e er nicht befriedigen wollte und nicht befriedigen konnte, sich vorübergehend
ıen günstigen Resonanzboden für seine Marokkopolitik zu schaffen, hatte sich
so letzten Endes gegen ihre Urheber gekehrt. Parlamentarisch war er völlig
liert. Gerade die konservative Partei, die eigentliche dauernde Stütze des
eußischen Regierungssystems, kehrte sich gegen ihn. Das Ausscheiden des
aatssekretärs v. Lindequist aus dem Amte noch vor Beginn der Ausein-
dersetzungen über die Marokkofrage bewies, daß auch in bureaukratischen
eisen ihm eine starke Gegnerschaft erwachsen war. Und was das schlimmste
i für einen strebsamen Beamten, die höfische Fronde drohte seinen Einfluß
im Kaiser zu untergraben.

In dieser Situation suchte und fand doch zunächst Bethmann Hollweg
eder Rettung und Stütze bei seinem Monarchen, der dem Anschein nach
n Anfang an mit den Zielen und dem Verlauf der Bethmännischen Marokko-
litik vollkommen einverstanden gewesen sein muß. Die Zeit zwischen dem

ersten und dem zweiten Tage der Marokkodebatte hat der imitierte Philoso von Hohenfinow, der auf dem höfischen Parkett offenbar vortrefflich Besche weiß, nach Kräften ausgenutzt. Am 10. November erschien er im Reichstag, u einen unerwartet energischen Stoß gegen den konservativen Führer v. Heydebra zu führen, nachdem der frondierende Kronprinz nach Danzig heimgeschickt w

Es zeugt von einer völligen Verkennung der Verhältnisse, wenn man d Vorgehen des Herrn v. Bethmann als eine Befreiungstat im Kampfe geg das Junkerjoch feiert. In diesem Vorstoß des Kanzlers prägt sich nur d Kampf um die Macht zwischen zwei Faktoren des Regierungsklüngels au Das höfisch-bureaukratische Element revoltierte gegen den wachsenden Einfl der Junkersippe. Daß der ergrimmte Inhaber des Kanzlerpostens gegen sein junkerlichen Gegner einzelne durchaus zutreffende und wirksam vorgebrach Vorwürfe schleuderte, ändert nichts an der Grundtatsache eines Kampfes u die Macht innerhalb des antidemokratischen Regierungsklüngels.

Es sind dabei obendrein nur einzelne Wendungen in der Philipp des Herrn v. Bethmann, nicht aber alle seine Angriffe auf Herrn v. Hey-brand, denen die Sozialdemokraten ihre Zustimmung geben können. Wer Herr v. Bethmann zum Beispiel gegen Herrn v. Heydebrand losdonnert, d müsse es ihm allein überlassen, „wie er diese Schmähung seiner eigenen R-gierung vor der ganzen Welt mit seinem Vorsatz, die Regierung nicht herunt-zureißen, und mit seinem nationalen Gewissen vereinen will", so ist da folgendes zu bemerken: An und für sich ist es sicher ein Widerspruch, wer der Vertreter der konservativen Partei, die sich stets als Hüterin jeder sta-lichen Autorität aufspielt, weil nur durch den Götzendienst der Autorität i Minderherrschaft aufrechterhalten werden kann, sich gegen die Autorität Regierung kehrt. Aber dieser Widerspruch rührt daher, daß in Deutschla bisher entgegen dem wirklichen Verhalten der Parteien geflissentlich von al Faktoren des Regierungsklüngels die Autoritätsduselei kultiviert wurde. V demokratischen Standpunkt aus muß aber jede Partei, auch die allerkonser-tivste, das unbeschränkte Recht haben, sich gegen eine Regierung zu kehr, sie also auch in scharfen Worten „herunterreißen", wenn sie glaubt, daß e Regierung eine ihrem Parteiinteresse oder dem Gemeinwohl schädliche Pol einschlägt. Es ist nur ein Bestandteil der völlig unhaltbaren und innerh unwahren Ideologie des Absolutismus, wenn verlangt wird, das der „Patri" sich jeder öffentlichen ernstlichen Kritik, oder um den Wortlaut des Herrn v. Be-mann zu gebrauchen, jeder „Herunterreißung" seiner Regierung enthalten m.

Da insbesondere wir Sozialdemokraten für uns jederzeit das Recht r schärfsten Kritik der Regierungsmaßregeln in Anspruch nehmen und es -ständig ausüben, würden wir unseren eigenen Grundsätzen zuwiderhand, wenn wir jener Bethmännischen Phrase Beifall spenden, sobald der Mini r sie einmal ausnahmsweise nicht bloß gegen Sozialdemokraten, sondern gen Mitglieder der bürgerlichen Parteien und sogar gegen einen Führer unser schlimmsten Gegner, der Junkerpartei, schleudert. Vor allem haben wir ur uns selbst doch stets das Recht in Anspruch genommen, auch die auswärt e Politik der Regierung öffentlich und in schärfsten Formen zu kri-sieren, und haben unsererseits stets es mit Entrüstung zurückgewiesen, wn man uns das verwehren wollte mit dem Einwand, daß das Vaterl d schädige, wer auf solche Weise die eigene Regierung vor den Augen s Auslandes herunterrisse. Darüber, ob solche Kritik notwendig ist und we je

…m sie anzunehmen hat, haben wir stets unsere eigene Überzeugung …heiden lassen. Was uns Sozialdemokraten recht ist, ist auch den anderen …en billig, mögen es nun Liberale, Zentrumsleute oder gar Junker sein.

…in anderer Vorwurf, den Herr v. Bethmann gegen Herrn v. Heyde…d schleuderte, hat an sich allerdings unsere volle Zustimmung verdient. … sind die Schlußworte in dem Leidenschaftsausbruch des Kanzlers:

„Um utopistischer Eroberungspläne und um Parteizwecke willen aber …e nationalen Leidenschaften bis zur Siedehitze zu bringen, das heißt den …atriotismus kompromittieren und ein wertvolles Gut vergeuden."

Das ist durchaus zutreffend. Herr v. Heydebrand hat um Parteizwecke …en die nationalen Leidenschaften bis zur Siedehitze zu bringen gesucht … hat dadurch den Patriotismus kompromittert. Dieser Bethmännische …wurf trifft den Junkerführer ins Mark, aber nicht nur ihn, son…n alle unsere Gegner, die gewohnheitsgemäß im Kampfe gegen … Sozialdemokratie die nationalen Leidenschaften bis zur Siedehitze zu …gen und zu ihren Parteizwecken zu mißbrauchen suchen. Der Mißbrauch … Patriotismus zu Parteizwecken war das beliebteste Kampfmittel unserer …ner bei den Hottentottenwahlen von 1907. Der Mißbrauch des Patrio…mus zu Parteizwecken ist ein ehrwürdiges Gewaffen in dem Arsenal aller …ierungsbeamten, vom Gendarmen und Landrat bis zum Minister und …hskanzler hinauf. Den Mißbrauch des Patriotismus zu …rteizwecken hat nicht zum wenigsten Herr v. Beth…nn Hollweg selber bei verschiedenen Gelegenheiten …en uns auf sein Schuldkonto geladen. Deshalb ist es … Erfreulichste an diesem Ausfall des Kanzlers gegen Herrn v. Heyde…d: indem er den Mißbrauch des Patriotismus zu …rteizwecken brandmarkte, schlug er ahnungslos in …nem Grimme den Regierungsmännern und den Ver…tern der bürgerlichen Parteien eine Waffe aus der …nd, die sie alle mit Vorliebe im Kampfe gegen uns …wandten. In kurzer Zeit werden die Bethmann und Heydebrand … wieder zusammenfinden in diesem patriotischen Tun.

Die Sozialdemokratie kann deshalb das Duell Bethmann-Heydebrand … ein Symptom der Selbstzersetzung des borussischen Regierungssystems … dig begrüßen. Im übrigen werden die Genossen gut tun, jene Schluß…te der Reichskanzlerrede sich einzuprägen und sie nötigenfalls gegen … re Gegner zu verwenden, auch gegen Herrn v. Bethmann selbst, wenn … ieder einmal es wagen sollte, auf dem fahlen Pferde des mißbrauchten …iotismus gegen uns in die Schranken zu reiten.

…urz, wir freuen uns, daß der Kanzler als Vertreter des Regierungs…lutismus einige treffende Worte fand gegen seine bisherigen Verbün…n, die Junker. Wir werden diese Vorgänge ausnutzen zur Aufklärung …Volkes. Wir werden aber vor allen Dingen darauf hinwirken müssen, … aufgeräumt wird mit diesem ganzen preußischen Regierungssystem …t, um an dessen Stelle Verfassungseinrichtungen zu setzen, die den Volks…n durchweg zur Geltung bringen, und die weder für das Treiben der …ichsüchtigen Junker und Bureaukraten noch für Hofkamarillen und ihre …ilvollen Einflüsse irgendwelchen Raum lassen.

Die Liquidation der Marokkofrage.

Von **Karl Radek.**

3. Die Kongo„entschädigung".

Die Art, in der die Nachricht von der bevorstehenden Angliede eines Teiles von Französisch-Kongo an Kamerun von den kolonialfre lichen Kreisen Deutschlands „begrüßt" wurde, steht einzig da in der schichte der Kolonialpolitik. Wie groß man auch den Einfluß der wegen des endgültigen Verzichtes Deutschlands auf Marokko auf die Sch dieser Zurückweisung einschätzen mag, so unterliegt es doch keinem Zwe daß die Entrüstung über diesen kolonialen Erwerb auch in dem sachli Wert der Kiderlenschen Errungenschaft voll begründet ist. Dafür bür schon in gleichem Maße die Urteile der angesehensten deutschen und ländischen Kolonialpolitiker wie die nackten Tatsachen. Einige spiele werden wohl genügen. Um mit England zu beginnen, so äußerte der namhafte Kenner des Kongoproblems E. D. Morel am 16. Oktobe der „Daily News":

> Wirtschaftlich und finanziell ist der französische Kongo ein ebenso großer erfolg der französischen Kolonisation gewesen, wie sich die vereinigten westafri nischen Gebiete als ein glänzender Erfolg erwiesen haben.

Der Franzose Felicien Chalaye, der Freund des Begründers Französisch-Kongo, des Grafen de Brazza, entwirft in seinem im F 1909 in Paris bei Alcan erschienenen Werke „Le Congo Francais" durch seine Trostlosigkeit erschütterndes Bild. Wo Brazza nach ein Jahren der Wirtschaft der Konzessionsgesellschaften durchzog,

> da waren die Dörfer verschwunden und die Bewohner ausgestorben, wenige traurige Hütten von Arbeitern fanden sich im Umkreis der staatlichen tionen, kein Feld war bestellt. Selbst für sich selbst konnten die Reisenden ein Huhn kaufen, die Träger hungerten. Überall die Einsamkeit des Todes, die Hunger

Wem diese Äußerungen nicht objektiv zu sein scheinen sollten, wei von Kolonialpolitikern humanitären Schlages stammen, die jahrelang Greuel in Belgisch- und Französisch-Kongo bekämpfen, der lese die die der jetzige Generalgouverneur von Französisch-Kongo, Meril, Oktober vorigen Jahres bei Eröffnung des Kolonialen Rates hielt:

> Ich vergleiche die Kolonie mit einem jungen Wesen von kräftiger K tution, dessen Kindheit aber durch jahrelange Verwahrlosung und zu verschie zu harte Erziehungsmethoden stark mitgenommen ist. Seine Gesundheit ist durch unendlich zart geworden und erfordert große Schonung. Es bed eines kräftigenden Regimes, um zu verhindern, daß jeden Augenblick in Siechtum verfällt. Es darf aber auch nic kräftig behandelt werden, da es vermöge seiner Schwächlichkeit dabei zusam brechen würde Die Regenerierung von Zentralafrika ist eine besonders Aufgabe, die unausgesetzte Aufmerksamkeit, unendliche Fürsorge, eine uner liche Geduld und eine unbeugsam befolgte Methode erfordert.

Da sich, wie bekannt, die deutsche Kolonialpolitik durch diese E schaften besonders auszeichnet, kann man sich vorstellen, was unter Fittichen aus der „kräftigen Konstitution" des Kongo wird, wenn diese überhaupt ein Produkt des pflichtgemäßen Optimismus des französi Gouverneurs ist. Dr. Dietrich Westermann, Professor am Ori

en Seminar in Berlin, schreibt im „Berliner Tageblatt“ (vom Oktober):

Nirgends wird eine Kolonialregierung, die ihre Pflichten st nimmt, mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen en als hier. Woher will man genügend Arbeiter für europäische Unternungen und für eine Schutztruppe erlangen? Die Arbeiterfrage gibt schon e in unseren viel besser bevölkerten Kolonien den Pflanzungen die schwersten sel auf. Wie will man eine so dezimierte, schwächliche, durch langjährige Fronste arbeitscheu gemachte Bevölkerung zu selbständigen Kulturen erziehen?

Zum Schlusse die Meinung von Paul Rohrbach:

Im ganzen genommen ist Französisch-Kongo eine in Grund und Boden verete, durch drei oder vier Dutzend Konzessionsgesellschaften ausgesogene Kolonie, er die Franzosen außerhalb ihrer wenigen Stationen und Faktoreien nie wirk Autorität ausgeübt haben. Das ganze Land ist teils schwach, teils überhaupt bevölkert, hat keine schiffbaren Flüsse, mit Ausnahme des mangelhaft praktin Sanga, keine Straßen, keine Produkte, außer etwas Kautschuk, der schon jetzt Teil seinen Weg über Kamerun nimmt und bald genug erschöpft sein wird, und ganze Erfolg, im Falle, daß wir uns hier eine Viertelmillion Geviertkilometer so etwas an Unland aufhängen ließen, würde darin bestehen, daß Kamerun auf Karte etwas größer aussieht, und daß wir Millionen über Millionen nutzlos geben müßten, um eine Verwaltung in diesem wertlosen Zuwachs einzuen.... Die volle Wertlosigkeit der Landstriche, die uns die Franzosen an den hängen wollen, wird man erst erfassen, wenn sie uns wirklich gehören und uns den Schaden besehen, aber was man schon jetzt von ihnen weiß, sollte lich ausreichen, um die Hände davon zu lassen!

Dazu ist noch zu bemerken, daß weder Westermann noch Rohrbach für Festsetzung in Marokko eintraten, also ihr Urteil kaum durch Verärgeg oder gekränktes Nationalgefühl getrübt sein dürfte.

Diese Einmütigkeit der kolonialpolitischen Urteile über Französischgo hat ihren Grund in einer so klaren Sprache der Tatsachen, daß sie von Leuten überhört werden kann, die dazu genötigt sind. Französischgo ist eine von der Natur stiefmütterlich behandelte Kolonie. Auf der en 1 800 000 Quadratkilometer großen Fläche wohnt eine spärliche Beerung, deren Zahl nicht einmal festgestellt ist: sie soll zwischen 3 und Millionen Menschen betragen. Große Teile des Gebiets stehen monate unter Wasser, sie sind von Sümpfen bedeckt. Andere sind ein unßlicher Urwald. Im Süden erlaubt die Tsetsefliege die Viehzucht , und die Bevölkerung stillt ihren Fleischhunger mit Menschenfleisch, sich den schlechten Geschmack aus dem Munde zu treiben“, wie sich ein eborener dem französischen Forscher Lefant gegenüber ausdrückte. Die lafkrankheit wütet im ganzen Süden der Kolonie und verwüstet Wichtigste, was sie besitzt, die menschliche Arbeitskraft. Fast die einzige eute des Landes bilden Kautschuk und Elfenbein. Bis in das Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts verkauften die Eingeborenen Produkte an die Händler, die vom Süden her dem Laufe der Ogowe ng eindrangen, und bezahlten mit dem Erlös die Kopfsteuer, zu der sie lten wurden, wenn sie in der Nähe der französischen Stationen wohnten. em Einziehen dieser Steuer bestand überhaupt die Herrschaft Frank über den Kongo. Erst seit 1890 beginnt das Eindringen des nzösischen Kapitals, und mit einem Male ändert sich die Lage

der Eingeborenen. Ohne Kammerbeschluß, im Wege eines nicht veröff lichten Ministerialerlasses treten im Jahre 1891 Etienne und im Jahre 1 Delcassé als Kolonialminister einen Teil des Kongo an zwei Konzessio gesellschaften zur Ausbeutung ab, ohne sich darum zu kümmern, daß von der Berliner Kongokonferenz (1884) verboten war. Im Jahre 1899 es schon 39 solcher Gesellschaften, und der ihnen ausgelieferte Raum bet 650 000 Quadratkilometer, ein Drittel Französisch-Kongos, größer als Fr reich. Auf 30 Jahre bekamen die Gesellschaften das Recht der Ausbeute sä licher Produkte des Bodens. Sie verpflichteten sich dafür, neben einer fe jährlichen Abgabe 15 Prozent des reinen Gewinnes an den Staat ab liefern, Schiffahrt, Telegraphen und Post zu erhalten und einen Beitrag Deckung der Kosten der Zollverwaltung beizusteuern. Ohne das Land kennen, das sie zu erschließen unternahmen, gingen die Gesellschaften an Arbeit. Die Kautschukbestände wurden zur Erhöhung der au blicklichen Ausbeute direkt vernichtet, und um die übernommene pflichtung, jede Tonne gewonnenen Kautschuks durch 150 neue Kautsc pflanzungen zu ersetzen, kümmerten sie sich nicht. Um die Ausfuhr Elfenbein zu heben, rotteten sie die Elefanten aus, nicht besser ging es mit der Holzgewinnung, auch sie wurde als Raubw schaft betrieben.

So wurde mit den Naturschätzen gewirtschaftet. Um keinen Deut b mit den Kräften der Eingeborenen. Sie wurden durch die schwa und weißen Aufseher aus ihren Dörfern zur Arbeit hinausgepeitscht hinausgeknallt. Man verwüstete Dörfer, deren Bewohner sich den Ge schaften nicht als Sklaven ausliefern wollten und es vorzogen, in Wälder zu flüchten, und fing die Leute ein, um sie für irgend ein gehen gegen französische „Gesetze“ ins Gefängnis zu werfen, wo sie Wüten der Aufseher schutzlos ausgeliefert waren. Den Bericht, den Brazza nach einer offiziellen Inspektionsreise erstattete, wagte die Re rung nicht zu veröffentlichen. Die Auszüge, die ein Pariser Blatt aus publiziert, bestätigen alles, auch das Unmenschlichste, was von den klägern über die Zustände erzählt wurde und was Chalaye in die A zusammenfaßte: „**Le service c'est le massacre.**“ (Der Dienst ist Mord.) Di Gesellschaften widersetzten sich jeder Maßregel, die auch nur die ge ringsten Elemente der Entwicklung darstellte. So wollten sie sich trotz mehr facher Aufforderungen der Regierung nicht dazu bequemen, den Ne Geldlohn zu zahlen. Sie belohnen sie in Waren, für die sie den tau fachen Preis anrechnen. Und das hat noch die gute Seite, daß die Ein geborenen ihre Kopfsteuer auch nur in natura abführen können; den ihnen dem Staate gelieferten Kautschuk verkauft dieser dann den Gell schaften zu niedrigen Preisen. Daß unter diesen Verhältnissen keine von einer Entwicklung der Kolonie sein konnte, ist klar. Der Han Französisch-Kongos stagniert in den letzten Jahren, wie sich aus der gefügten Tabelle ergibt:

Jahr	Einfuhr Franken	Ausfuhr Franken	Jahr	Einfuhr Franken	Ausf Fran
1900 . . .	7539515	10554863	1905 . . .	10379145	13932
1901 . . .	6522180	7441252	1906 . . .	13093640	16460
1902 . . .	5509609	8353455	1907 . . .	15161686	19594
1903 . . .	6978077	9938242	1908 . . .	9998776	16875
1904 . . .	9058140	12135463	1909 . . .	11119319	17453

Dieser Zustand der Kolonie spiegelte sich auch in ihren Finanzen. ankreich mußte nicht nur die Kosten der Besatzung tragen, sondern auch rliche Zuschüsse zur Deckung des Generalbudgets leisten (im Jahre 1910 rugen sie 1 265 785 Franken). Trotzdem konnten die Einkünfte der Ko- ie, die aus den Zöllen (3 Millionen Franken), aus der Kopfsteuer (2 Mil- ıen Franken im Jahre 1910) und aus den spärlich einfließenden Bei- gen der Gesellschaften bestanden, nur die unentbehrlichste Verwaltung alten. Diese Tatsache, die natürlich der Pariser Kammer in die Augen ingen mußte, und die öffentlichen Anklagen gegen die Wirtschaft der nzessionsgesellschaften nötigten die französische Regierung, Scheinreformen ;ubahnen. Mit 11 von 32 im Jahre 1909 bestehenden Gesellschaften ist es ungen, einen neuen Vertrag zu schließen; sie verzichteten auf die ihnen her gegebenen Rechte, erhielten Ländereien zur Kultur von Lebensmitteln zum Höchstbetrag von 10 000 Hektar zugewiesen für jede Gesellschaft, bisher bestanden hatte, ferner wurde das Monopol der Kautschukaus- tung auf den alten Gebieten, das nach den Konzessionen von 1909 bis 0 dauern sollte, auf die Dauer von zehn Jahren eingeschränkt. Das Recht Ausbeutung anderer Produkte wurde ihnen entzogen. Die elf Gesell- ften vereinigten sich später in eine Gesellschaft, in deren Händen sich Millionen Hektar Boden ~~sich~~ befinden. Nach Ablauf des Vertrags wird sie : in Kultur genommenen Boden als Eigentum behalten und das Zehn- je dieses auf weitere zehn Jahre zur Kautschukausbeute nehmen können. ıs von diesen Reformen zu halten ist, das sagte der Kolonialminister lessimy in seinem Bericht über das Kolonialbudget im Jahre 1909:

Man kann weder daran denken, die Gesellschaften zu enteignen, das wäre ;al, noch kann man die Konzessionen zurückkaufen, das wäre zu teuer. Es ist er nutzlos, sich in Klagen zu ergehen. Der Staat muß versuchen, die Nachteile ies Bastardsystems möglichst abzuschwächen.

Das heißt, das von dem Kapital korrumpierte Parlament will die Rechte Gesellschaften nicht antasten, obwohl die tausendfache Nichterfüllung übernommenen Verpflichtungen eine solche Maßregel in vollem Um- g erlaubt und gerechtfertigt hätte. Französisch-Kongo blieb, was es war, ne armselige, von den Gesellschaften bis aufs Blut sgesaugte Kolonie.

Der sechste Teil dieses kolonialen Juwels bildet die Entschädi- ng, die Herr Kiderlen-Wächter dem deutschen Kapital für den Macht- vachs des französischen serviert. In einer Denkschrift versucht die ;ierung den Wert ihrer Eroberung zu beweisen. Die Regierungen über- pt und die deutsche besonders haben mit ihren Denkschriften niemals Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erhoben. Aber weder politisch ch wissenschaftlich ist noch je eine Denkschrift auf emähnlichen Niveau gestanden wie die vorliegende. : der Einleitung darf man Offenheit nicht absprechen:

Für ein Volk, lesen wir in ihr, das sich entschlossen hat, zu kolonisieren, eder Zuwachs von kolonialem Gebiet mit Freuden zu begrüßen, selbst wenn zunächst die Frage nach dem wirtschaftlichen Werte dieses Zuwachses zurück- n lassen müßte. Wer die Kolonialpolitik bejaht, muß grundsätzlich für jedes ck kolonialen Neulandes sein, und eine Gebietsmasse von 750 000 Quadrat-

kilometer bedeutet zweifellos einen Vorteil gegenüber einer Gebietsmasse v 500 000 Quadratkilometer.

Dieses Bekenntnis hat eine zweifache Bedeutung: erstens ist es e Zugeständnis, daß die Erwerbung keinen wirtschaftlichen We besitzt — natürlich „zunächst!“ — zweitens, daß Deutschlands Kol nialpolitik nicht einmal im Interesse breiterer Kreise der exportiere den Industrie, sondern nur im Interesse des Finanzkapita und der Junker getrieben wird; denn nur für sie ist jede San wüste von Wert, wenn man in sie nur Eisenbahnschienen stecken und sie v Militär und Beamten besetzen lassen kann. Von diesem Standpunkt läßt natürlich auch das Kongoabkommen verteidigen. Trotzdem hätte die Reg rung am besten getan, wenn sie sich mit dem Aussprechen dieses Grundsat begnügt hätte, denn ihre weiteren Argumente kompromittieren sie nur n mehr. Vorerst eine Feststellung: die Regierung verschweigt die T sache, daß die im Süden der neuen Erwerbungen wohnenden Fan kriegerisches, äußerst schwer zu behandelndes Volk sind, daß dasse der Fall ist mit den Mundang, die in dem östlich von Garua abgetreten Winkel wohnen; sie schweigt sich überhaupt aus über das Wichtig was die Kolonie besitzt: ihr Menschenmaterial. Nur einmal wen sie dieser Frage ihre Aufmerksamkeit zu, aber nur, um eine Unrichti keit zu sagen:

Für Kamerun, dessen Schutztruppe mit den Jahren immer mehr den Man an Ersatz landfremder Soldaten beklagt, ist hiermit ein nicht zu unterschätzen Vorteil verbunden, zumal die Franzosen schon seit längerer Zeit einen Teil ih Truppen und ihrer Polizeitruppen aus den Gebieten, die wir jetzt erhalten sol rekrutiert haben.

Demgegenüber ist festzustellen, daß die Franzosen ihre Truppen a Senegalesen zusammenstellen und daß die zum Militärdienst sich eignen Stämme dazu nicht zu haben sind, weil sie noch eine feste Stamm organisation und Boden besitzen. Wie sie über die Bevölkerung t schweigt, teils flunkert, so stellt die Denkschrift auch die Eigenart d Bodens, der Flüsse ganz falsch dar.

Der übrige an die Ost- und Südgrenze Kameruns anstoßende Teil des u wachses ist teils offenes Steppenland, bis ungefähr in die Breite der Kue teils südlich von dort, Urwaldgebiet mit reichen Kautschukbeständen. gleichen Charakter trägt das an die Südgrenze von Kamerun und an die Ostgr von spanisch Muni anstoßende spitze Dreieck.

Wieder kein einziges Wort darüber, daß ein großer Teil dieser Geb so das ganze „Fühlhorn“ am Sanga, reinstes Sumpfland ist. aber die Berufung auf das reiche Urwaldgebiet wert ist, das folgender Passus aus dem Kommissionsbericht der fran sischen Kammer für 1908 sagen:

Die wirklich freien Länder kann man aus Mangel an Arbeis kräften nicht ausbeuten, und bei dem außerordentlich niedrigen Ku standpunkt der Eingeborenen kann man die Wälder nicht für herren ansehen, von deren Früchten und Wild sich die Eingeborenen nähren.[1]

Eine Spekulation auf die Trägheit der Abgeordneten, einen Blick

[1] Stahl, l. c. S. 21.

Karte zu werfen, ist die Behauptung der Denkschrift von der Be-
[.]tung der beiden Kongofühlhörner.

Diese Ausläufer unseres Gebiets bringen uns in direkte Verbindung mit der [.]ptlebensader Zentralafrikas, dem Kongostrom und seinen großen Nebenflüssen [.] ihren mehreren tausend Kilometer von Wasserstraßen. Sie eröffnen dadurch [.]rseits dem Schutzgebiet Kamerun zwei Tore für den Handel seines östlichen [.] südöstlichen Teiles von und zu der Küste; andererseits gewähren sie Kamerun [.] Möglichkeit, bei weiterem Ausbau seiner Wege und seines Eisenbahnnetzes in [.]zen Teilen des fremdländischen Kolonialbesitzes den Handel an sich zu ziehen [.] auf seine Bahnen zu lenken.

Was sagen die Tatsachen? Die angrenzenden Gebiete des belgischen [.]go, des französischen Kongo und der jetzt Deutschland zufallenden [.]gofühlhörner am Ubangi und Sanga sind wirtschaftlich einander so [.]lich, daß von einem Handel zwischen ihnen keine Rede sein kann. Es [.] sich nur darum handeln, daß die Kautschukausbeute aus dem deutschen [.]iet durch diese zwei Ausläufe nach Leopoldville im belgischen Kongo ge-[.]gen kann, von wo sie per Bahn zum Meere ausgeführt wird, um nach [.]burg abzugehen. Das ist der Kern des weitläufigen Geredes, das dem [.]ital Appetit machen sollte: die Fühlhörner sind also Not-[.]elfe für die Gesellschaften, die Deutschland glück-[.] unter seine Fittiche bekommen hat. Seit den letzten Re-[.]nen in Belgisch-Kongo kann das deutsche Kapital dort Geschäfte machen. [.] weite Umweg durch die deutsche Gebietserweiterung in Kamerun war [.] also gar nicht nötig.

[.]nd jetzt zu dem Glanzstück: den Konzessionsgesellschaften. [.] am 29. Oktober schrieb die offiziöse „Kölnische Zeitung" [.] Schluß einer Artikelserie über das französische Kongogebiet [.] seine wirtschaftliche Entwicklung:

Als Grundsatz darf man annehmen, daß die französischen Gesellschaften für [.]e Konzessions-, Eigentums- und Pachtrechte mit dem Über-[.] unter die deutsche Souveränität auch selbstverständlich unter das deutsche [.]en- und Kolonialrecht übergehen, und wenn sie sich hierdurch geschädigt glauben, [.]werden sie zusehen müssen, ihre Entschädigungsansprüche bei [.]nkreich geltend zu machen, für den Rest sich aber rechtlich und ge-[.]tlich mit dem neuen Souverän nach seinem Rechte abzufinden.

[.]nd dann (Nr. 1209) führte das Blatt aus:

Vor allem muß Klarheit darüber geschaffen werden, wie es mit den Konzessions-[.]schaften in den neu erworbenen Gebieten steht. Wir können nicht an-[.]men, daß Deutschland verpflichtet ist, sich mit ihnen [.]einanderzusetzen. Diese Sorge muß Frankreich gelassen werden, [.]n die finanzielle Belastung, die uns damit erwachsen [.]de, ist so groß, daß der Nutzen, den wir aus dem neu ge-[.]nenen Kolonialbesitz ziehen können, ihr in keiner [.]se entspricht.

[.]un, Deutschland hat die Gesellschaften mit allen Rechten übernommen, [.] die Regierung hat die Kühnheit, in ihrer Denkschrift zu behaupten, daß [.] Sache nicht so schlecht ist. Erstens sind die Rechte der Gesellschaften er-[.]lich gemindert worden, und zweitens:

Wenn die jetzigen Konzessionsbestimmungen in praxi so gehandhabt werden, [.]sie lauten und gemeint sind — und daß dies geschieht, wird die

deutsche Regierung durchsetzen —, dürfte die Sicherheit geboten s daß dem Lande die reichen wirtschaftlichen Werte, die die Natur ihm gegel hat (!), trotz des oben bereits bedauerten Konzessionssystems erhalten bleiben.

Das schreibt dieselbe Regierung, die sich in Südwestafrika und Kamer Konzessionsgesellschaften auferzogen hat und ihnen nicht an den Leib gehen wagt. Und sie sucht uns einzureden, daß sie es fremden Kapitalis gegenüber wagen wird auf die Gefahr hin, sich die ganze imperialisti Presse Frankreichs auf den Hals zu hetzen, wo sie in der Denkschrift klärt: „Der ganze Sinn des Marokkoabkommens ist d aber der, daß es eine neue Ära der Verständigung u der Kooperation mit Frankreich einleiten soll.“ S französischen Kongokapitalisten sehnten sich nicht umsonst danach, an Deut land abgetreten zu werden, und ihr Preßtrabant Herr André Tardi hat nicht umsonst zum Kongoabkommen im „Temps“ Musik gemacht.

Das ausgebeutete und ausgesaugte Land, das aus Frankreichs Hän in deutsche übergeht, wird weiterhin bis auf die letzten Säfte von der b herigen Clique ausgepreßt werden, nur mit zwei Unterschieden: die franz schen Parasiten werden sich mit deutschen verbünden zur gemeinsamen Arb bei der Zapfung von Kautschuk und Negerblut, wofür das deuts Volk große Lasten wird übernehmen müssen: die bl Vergrößerung der Schutztruppe wird mehr als 2 Millionen jährlich kost die Kosten der Verwaltung werden angesichts der Zickzackgrenzen st wachsen, schon gar nicht zu reden von den Mißständen, die Deutschla warten, wenn es das bis jetzt spärlich besetzte Land wirklich in seine V waltung übernehmen wird, gar nicht zu reden ferner von den Kosten Ankaufs des spanischen Rio-Munigebiets, der notwendig ist, dai das angegliederte Land den Zugang zur Meeresküste erhält.

Doch damit nicht genug. In seiner Rede über das Marokko-Kon Abkommen erklärte unter anderem der französische Ministerpräsi Caillaux:

> Im Zentrum Afrikas können die Stellungen noch ni als endgültig eingenommen bezeichnet werden. Für viele e päische Mächte wird es daher eine kluge Politik sein, neue Regelun und Austausche vorzubereiten, wo jeder Teil seinen Vorteil fi würde.

Diese Äußerung Caillaux' findet eine Unterstützung in einem sehr n klar gefaßten Punkte des Kongoabkommens, der von Änderungen im Ko gebiet spricht, daß sie stattfinden könnten nur mit Zustimmung aller Mä welche die Berliner Kongoakte unterzeichnet haben.[1] Die, wie es währ der Marokkokrise sich zeigte, vom Auswärtigen Amte direkt informi „Neue Preußische Korrespondenz“ erklärt die Äußerun Caillaux' folgendermaßen:

> Der leitende Gedanke bei den Gebietsabtretungen, die soeben zwischen Deu land und Frankreich vereinbart worden sind, war nämlich auf deutscher Ste daß alle afrikanischen Gebiete Deutschlands, von Togo abgesehen, das ab

[1] Genosse Vandervelde behauptet im Brüsseler „Peuple“ vom 19. Nove er wisse positiv, der 16. Artikel des Abkommens verhülle die tatsächliche Abtre der französischen Vorkaufsrechte auf Belgisch-Kongo an Deutschland.

:, miteinander in Verbindung treten oder wenigstens Fühlung mit dem Kongo-
t gewinnen. Deutsch-Ostafrika besitzt diese Verbindung bereits; Deutsch-West-
ka hat sie soeben durch das Marokkoabkommen erhalten, und Südwestafrika
) den Zugang zum Kongobecken in Zukunft anstreben. Der Caprivizipfel
bt sich bekanntlich in das portugiesische, seinerseits an den belgischen Kongo-
t grenzende Angola hinein. Man darf annehmen, daß an dieser Stelle die
Deutsch-Südwestafrika wünschenswerte Verbindung mit dem Kongobecken ge-
t werden wird. Deutschland wird also zu gegebener Stunde eine Gelegenheit
Verständigung mit Portugal wegen des Erwerbes eines Teiles von Angola
eiführen müssen. In diesem Zusammenhang muß auf den zwischen Deutsch-
) und England bestehenden Geheimvertrag hingewiesen werden, dessen Inhalt
nals veröffentlicht worden ist, von dem man aber in unterrichteten
itischen Kreisen annimmt, daß er sich auf die afrikani-
en Besitzungen Portugals bezieht. Die Auffassung ist, ohne auf
erstand zu stoßen, mehrfach geäußert worden, daß für den Fall, daß sich Por-
l seiner afrikanischen Besitzungen ganz oder teilweise zu entäußern wünscht,
tschland und England sich über die von ihnen zu erwerbenden Gebietsteile
nigt haben. Auf diese Tatsachen dürften sich die Worte Caillaux' beziehen, wenn
agt, daß es für viele europäische Mächte eine kluge, voraussehende Politik sei,
Abrechnung vorzubereiten, in der jeder der verschiedenen vertragschließenden
e seinen Vorteil zu finden habe.

Diese Erklärung der offiziösen Korrespondenz bestätigt das, was aus
chiedensten Quellen in die Presse durchsickerte, als beim Ausbruch der
tugiesischen Revolution die „Post" die Forderung erhob, Deutschland
e doch Schritte tun zur Besetzung Portugiesisch-Angolas.[1] Aus allen
en Äußerungen ergab sich, daß zwischen Deutschland und England zwei-
Verhandlungen über die Aufteilung der portugiesischen Kolonien ge-
rt wurden, ja, daß sie im Jahre 1898 zur Zeit des Burenkriegs zu einem
chluß gekommen waren, später soll Deutschland von der englischen Diplo-
ie düpiert worden sein. Diese Äußerung Caillaux' deutet an, daß die
tsche Diplomatie von neuem die Arbeit in dieser
chtung beginnen und daß Frankreich dabei keine Hindernisse be-
en will. Diese Annahme erklärt auch den Kampf um den Zutritt zum
igo, die Beunruhigung in Belgien und die Schärfe, mit der Herr
hmann Hollweg die Angriffe des Herrn Heydebrand auf England ab-
rte, eine Schärfe, an der es in anderen Fällen fehlte und die das nor-
e Maß übertraf, welches die offizielle Korrektheit der deutsch-englischen
hältnisse erforderte.

In dieser Perspektive gesehen, bedeutet der Kongovertrag nicht nur
e Belastung Deutschlands mit neuen kolonialen
sten, sondern die Gefahr neuer Reibungen und
mpfe um die Vergrößerung des deutschen Kolonial-
itzes. Mit der schon seit einigen Monaten angezeigten gründlichen
räumung im Ovamboland, das teils zu Deutsch-Südwestafrika,
s zu Portugiesisch-Angola gehört — sie wurde wahrscheinlich aus Rück-
auf die nahenden Wahlen verzögert —, könnte der Tanz beginnen.

---

[1] Siehe „Frankfurter Zeitung" Nr. 307 von 1910, den Artikel Pro-
r Samassas in der „Täglichen Rundschau" vom 11. Oktober 1910,
entlows Artikel in der „Deutschen Tageszeitung" vom 20. Ok-
r 1910 und die „Kölnische Volkszeitung" vom 24. September 1910.

4. Die internationale Lage und das deutsch-französische Abkommen.

Wir versuchten, den letzten Marokkokurs der Regierung aus dem Gan der weltpolitischen Entwicklung, den weltpolitischen Zielen, die sich deutsche Regierung gesteckt hatte, und den Interessen der deutschen Bo geoisie zu erklären und die wirtschaftliche Bedeutung der Liquidation deutschen Marokkopolitik für das deutsche Kapital darzustellen. Es gilt n die *französische Errungenschaft*, die den deutschen „Patriote den Schlaf aus den Augen verscheuchte, kurz zu prüfen und die internat nalen Folgen des Marokkoabkommens zu erkennen suchen.

Vom weltpolitischen Standpunkt wird natürlich die Eingliederu Marokkos in das französische Kolonialreich eine *Machterweiteru* des französischen Kapitals bedeuten. Nicht, weil es in Marokko ein R servoir von Militärkräften finden könnte, die Frankreichs Machtposition Europa stärken würden. Die militärische Organisation eines Volkes die Marokkoberber würde eine Gefahr für Frankreich bilden, vor der de herrschende Klassen zurückschrecken müßten.[1] Durch Jahre, wenn nicht Ja zehnte wird Frankreich französische Soldaten nach Marokko hinschi müssen, um den Widerstand der Berber gegen das französische Protekto zu brechen. Wie schwer dies zu erreichen sein wird, das ergibt sich aus Geschichte Marokkos in den letzten acht Jahren wie aus der Geschichte Besetzung *Algiers*. Und wollte Herr Kiderlen-Wächter das deutsche b gerliche Publikum von der Angst vor den zukünftigen schwarzen Trup Frankreichs kurieren, so lasse er nur das Buch des französischen Hau manns *Viktor Piquet*[2] über die militärische Geschichte der fran sischen Kämpfe um das französische Nordafrika ins Deutsche überse Tausende französischer *Proletarier* und *Bauernsöhne* werden ihr *Blut* auf marokkanischem Boden verspritzen. Und neben diesen Op an Blut wird das französische Volk noch *Millionen über Mi lionen* für die Unterjochung Marokkos bezahlen, die nicht nur E ditionskorps, sondern vor allem Bahnen erfordert. Und *das ist es eb was das französische Börsenkapital so sehr begeiste* Darin besteht der Sieg Frankreichs.

Was die *Folgen des Marokkoabkommens* anbetrifft, sch noch sehr zweifelhaft, ob es die weltpolitischen Erwartungen der deuts Regierung erfüllen wird. Sie spekulierte auf die Aushöhlung der französi englischen Entente. Die internationale Spannung wegen Marokkos, rech sie, hat Frankreich vor den englischen Wagen gespannt, es genötigt, im Or die englische Politik zu unterstützen, obwohl sie den französischen Intere nicht entsprach; der Wille, die marokkanische Ernte in die Scheune zu brin verstärkte in Frankreich die Revanchegedanken. Wird die marokkanische F aus der Welt geräumt, so wird Frankreich weniger aktiv England un stützen. Diese Rechnung ist, abstrakt genommen, richtig. Zwischen

---

[1] General *Wangel* vom preußischen Kriegsministerium erklärte in de Reichstagskommission, für absehbare Zeit komme die „schwarze Gefahr" pra nicht in Betracht. In der „*Kreuzzeitung*" vom 23. November äußert über die Frage der Militärschriftsteller Karl *Martel* in folgender Weise: Kolonien und überseeischen Besitz läßt sich europäische Wehrpflicht schon der Ge innerer Unruhen wegen nicht anwenden."

[2] Viktor Piquet, Campagnes d'Afrique 1830—1910. Algerie—Tunis—Ma Paris 1911, Charles Lavanzelle.

tschen Imperialismus und dem französischen gibt es keine größeren
bungsflächen, und das französische Kapital beteiligt sich an der deutschen
ıstriellen Expansion (so zum Beispiel an der Finanzierung der Bagdad-
n). Aber einer Annäherung Frankreichs an Deutschland stehen zwei
dernisse im Wege: wenn von zwei kontinentalen Mächten die eine
ächer ist, dann bedeutet ihre Annäherung an die stärkere eine Gefähr-
g der Interessen der schwächeren. Österreich verband sich mit dem stär-
n Deutschland, weil die französische Gefahr und die Notwendigkeit, Ruß-
s Ausbreitung nach Süden einzudämmen, das Übergewicht Deutsch-
s über die Donaumonarchie minderte. Frankreich muß bei einer An-
erung befürchten, zu sehr ins Fahrwasser deutscher Interessen zu geraten.
dann kommt noch die Tatsache in Betracht, daß der französische Imperia-
us seine ideologische Hülle in dem Revanchegedanken gefunden hat;
n Ausdruck bildet eine antideutsche Stimmung der französischen Militär-
e, die einen starken Einfluß auf die auswärtige Politik Frankreichs haben.
Die Zukunft wird zeigen, welche Tendenz in Frankreich das Übergewicht
innt. Gelingt es Deutschland, in England den Eindruck zu erwecken, als
ite der englische Imperialismus nicht auf Rußland und Frankreich
nen, so wachsen die Aussichten der deutschen Diplomatie, sich mit der
lischen über die konkreten Gegensätze in Zentralafrika, in Kleinasien und
opotamien friedlich auseinanderzusetzen, was den deutsch-eng-
chen Gegensatz auf einige Zeit mildern würde. Gelingt
nicht, dann wird der deutsche Imperialismus dem englischen durch
stungen zu zeigen suchen, er könne auch gegen den englischen Willen
terkommen. Er wird weiterrüsten in der Rechnung, daß es England
er fallen muß, trotz seiner großen Geldmittel genügend Menschen-
erial zu finden, das nötig wäre, wenn England in dem bisherigen
npo weiter seine Flotte zu vergrößern suchte.

Das Resultat: im ersten Falle Reibungen und Krisen, verursacht durch
Kolonialschacher, große koloniale Lasten, im zweiten Falle
doppeltes Wettrüsten. Schon in „normalen" Zeiten bedeutet
Kriegsgefahr, was erst in der Atmosphäre, die von der chinesischen
volution und der Gärung in der Türkei beeinflußt wird. Dem
ernationalen Proletariat erwächst aus diesen Aussichten
Aufgabe, in größerem Maße als bisher seine Aufmerksamkeit den welt-
tischen Vorgängen zu widmen, hinter den großen Losungen der Welt-
tik die sich versteckenden Profitinteressen, die wachsende Angst der Bour-
sie vor dem Sozialismus als treibende Kraft nachzuweisen, den Volks-
en zu zeigen, daß es sich weder bei der „friedlichen" noch bei der gewalt-
en Expansion um ihre Interessen handelt. Nur bei der steten Erziehung
Proletariats in dem Geiste der prinzipiellen Gegnerschaft
nüber dem Imperialismus und seiner Vorstufe, der friedlichen
ansion des Kapitals, kann man darauf rechnen, daß keine nationalistische
mmung in seinen Reihen entsteht, wenn die Kämpfe im Lager des Im-
alismus in der Bourgeoisie nationalen Taumel erregen.[1]

---

[1] Der erste Teil des Artikels, der in der vorigen Nummer erschienen ist,
e vor der Veröffentlichung der deutschen Darlegung der Marokkokrise durch
Wolffsche Bureau geschrieben; der zweite geht am Vortag der Debatten im
schen Parlament in Druck.

Die „Gelben“ Frankreichs.

Von **Gustav Eckstein.**

1. Die Gelben, der Syndikalismus und der Staat.

Die Heimat des revolutionären Syndikalismus ist zugleich die Geburtsstätte d Bewegung der „Gelben“, und das ist kein Zufall. Denn beide Richtungen entspring demselben ökonomischen und sozialen Boden und sind wieder im Charakter du einander bedingt. Frankreichs Industrie stagniert seit Dezennien beinahe, der Au landshandel steigt nur langsam, etwa 40 Prozent der industriellen Arbeiterschaft g hören noch dem Kleingewerbe an. Zugleich ist aber der Kapitalexport enorm, die Mi tärausgaben sowie die Anforderungen der Kolonialpolitik steigern sich rapid, trotz d Stillstands der Bevölkerung.

Diese ökonomischen Zustände zeitigen eigenartige soziale und politische Verhä nisse. Der die industriellen Länder beherrschende Klassengegensatz zwischen Unt nehmer und Arbeiter tritt außer in den industriell höher entwickelten Gegenden Nor frankreichs zurück gegenüber dem Gegensatz zwischen den Reichen und den Arm zwischen den müßiggängerischen Parasiten der Gesellschaft und deren werktätig Mitgliedern. Diese Gegenüberstellung, die einer älteren Phase des Sozialismus e spricht, verwischt die Gegensätze zwischen Kleinmeister, Kleinbauer und Proletar und bringt sie alle in einen stark ethisch gefärbten Gegensatz zu den „Reichen“. D bloße Vermögensverteilung gilt hier als ausschlaggebend statt der Rolle im P duktionsprozeß. Infolgedessen tritt in Frankreich die gegensätzliche Scheidung zwisc Handwerker und Proletarier nicht scharf hervor, während der gemeinsame Haß geg das Wucherkapital diese beiden Klassen vereinigt und dem Antisemitismus, dies „Sozialismus des dummen Kerls“, die Wege ebnet. Das erschwert natürlich s wesentlich die Losreißung der proletarischen Ideologie von den geistigen Fesseln d Kleinbürgertums, das ja gerade in Frankreich auf eine zum Teil glorreiche revolut näre Vergangenheit zurückblicken kann. Dazu kommt, daß sich diese beiden Klas häufig in Kampfgemeinschaft finden auch gegenüber der staatlichen Bureaukra. Die straffe Zentralisierung der staatlichen Verwaltungsorganisation, wie sie na einander die französischen Könige, die große Revolution und die beiden Napole gefördert haben, hat der staatlichen Bureaukratie eine ungeheure Macht verlieh die um so drückender empfunden wird, als das besonders durch den Einfluß d herrschenden hohen Finanz korrumpierte und von kleinbürgerlichem Cliquengeist du setzte parlamentarische System zu einer ungeheuren Vermehrung der Beamtenschaft g führt hat. Sucht sich doch fast jeder parlamentarische Vertreter seinen Wählern dadu zu empfehlen, daß er ihre persönlichen Wünsche bei der Regierung zu erfüllen su dem oder jenem Honoratioren oder sonst wichtigen Wähler einen Titel oder Or verschafft, hauptsächlich aber ihren Angehörigen und Freunden zu Beamtenposten v hilft, die zu diesem Zweck eventuell erst geschaffen werden müssen, nicht weil ein B dürfnis danach besteht, sondern einfach, weil die Regierung die Stimme des b treffenden Abgeordneten gerade braucht. Das ist auch einer der Gründe, warum st keine Partei sich zu konsequenter Opposition entschließen kann, sondern lieber ie Stimmen als Pressionsmittel zur Erlangung derartiger kleiner Begünstigungen v wendet. Selbst den sozialistischen Parteien war ja dieser Vorwurf nicht immer u ersparen. Es ist klar, daß eine solche Politik zu Ministerschaften wie denen d Herren Millerand und Briand führen und jenen Ministerialismus großzüchten mu der der französischen Arbeiterbewegung tiefere Wunden geschlagen hat als alle A griffe der Gegner zusammen. Die Folge dieser eigenartigen Verhältnisse ist, daß d Kampf gegen den „Étatisme“, gegen die „Staatssucht“, um diesen Ausdruck nach M lichkeit sinngetreu wiederzugeben, in Frankreich ungemein populär ist, daß zugle aber die grimmigsten Hasser des Staates sehr häufig gerade die Staatshilfe in A spruch nehmen, jedoch nicht für eine weitschauende Politik im Interesse ihrer Kla sondern lediglich für den Vorteil ihrer eigenen Person oder ihrer kleinen Koteri

Dieses zwiespältige Verhältnis gegenüber den öffentlichen Gewalten ist für den …utionären Syndikalismus ebenso kennzeichnend wie für die Gelben. Beide …ungen donnern mit großem Aufwand von Pathos gegen die verhaßte Staats- … und beide suchen sich nach Möglichkeit Zuwendungen aus öffentlichen Mitteln …erschaffen. Am 1. Januar 1905 betrugen die Zuschüsse, die von französischen …eindeverwaltungen zur Errichtung von Arbeitsbörsen gewährt worden waren, …ts 3334217 Franken, wovon die Pariser Arbeitsbörse, diese Hauptfestung des …utionären Syndikalismus, allein 2872379 Franken erhalten hatte.[1] Die jähr- …ı Zuwendungen aus Gemeindemitteln betrugen, abgesehen von Paris, 253980 …ken, die von den Departements, also aus Staatsmitteln, gewährten betrugen …0 Franken. Besonders charakteristisch ist das Beispiel der Arbeitsbörse von …eille, die nach ihrer eigenen, wahrscheinlich recht übertriebenen Angabe im Jahre … 20846 Mitglieder zählte,[2] im selben Jahre aber von der Stadtverwaltung 11500 … vom Departement 8700 Franken erhielt, so daß auf jedes Mitglied mindestens …ank Unterstützung aus öffentlichen Mitteln entfiel. Dabei betragen die jähr- …ı Verwaltungsauslagen einer Arbeitsbörse nach Angabe Pelloutiers je nach ihrer …ße nur 1620 bis höchstens 8700 Franken.[3] Nun haben sich allerdings gerade wegen …Unzuträglichkeiten, die dieses System für die Arbeitsbörsen im Gefolge hat, neben …en „freie Unionen" gebildet; aber — auch sie „versagen es sich nicht, von Stadt- …inden und Departementsverwaltungen Unterstützungen anzunehmen".[4]

Das ist der Punkt, auf den die Gelben Frankreichs mit Vorliebe ihre Angriffe …ı die freien Gewerkschaften richten. Voll Hohn weisen sie auf den Widerspruch … der hier zwischen den Worten und Taten der Syndikalisten besteht; voll Stolz …nen sie ihre eigene Unabhängigkeit vom Staate, den sie aus voller Seele zu …n behaupten. Zu diesem Hohn und zu diesem Stolz haben sie freilich alle Ur- …; denn als im Jahre 1902 der Stadtrat von Paris der gelben „unabhängigen …itsbörse" eine „erste" Subvention von 38500 Franken bewilligt hatte, versagte …Regierung Millerand diesem Beschluß die Genehmigung und erleichterte den …en dadurch die Wahrung ihrer Prinzipientreue sehr wesentlich.[5] So sonderbar … aber auch gerade den gelben Herrschaften die moralische Entrüstung zu Gesicht … hier haben ihnen die syndikalistischen Organisationen in der Tat den Angriff … gemacht, und daß diese Gelegenheit ausgenutzt wird, ist nur natürlich.

Es ist das aber nicht die einzige Angriffsfläche, die die Schwäche des Syndikalis- … den Gelben bietet: eine zweite ist in der übertrieben revolutionären Phraseologie …zen, deren Äußerungen oft in einem fast komisch wirkenden Kontrast zu den Taten, …tsächlich aber zu den Kräften der Gewerkschaften stehen. Ist doch die syndika- …che Theorie in ihrem Kern überhaupt nichts anderes als die Philosophie des …ses, dem die Trauben einer wirklich kräftigen und geschlossenen Organisation zu …r sind. Die Gewerkschaften Frankreichs besitzen nicht nur meist keine oder nur … unbeträchtliche Unterstützungseinrichtungen, auch ihre Streikkassen sind sehr schwach; …Beiträge der Mitglieder sind sehr niedrig und gehen unregelmäßig ein.[6] Darauf-

[1] Vergl. Paul Louis, Histoire du Mouvement syndical en France. 2. Auflage, …s 1911. S. 218.

[2] Vergl. Paul Louis, a. a. O., S. 227.

[3] Paul Louis, a. a. O., S. 217.

[4] Paul Louis, ebenda S. 226.

[5] Vergl. August Pawlowski, Les Syndicats Jaunes, Paris 1911. S. 26.

[6] Vergl. Paul Louis, a. a. O., S. 170 und 181. Charakteristisch für die „revo- …näre" Tätigkeit des Syndikalismus sind folgende Angaben: Im Jahre 1900 …hen in Frankreich 902 Streiks aus, davon waren an 552 organisierte Arbeiter …ligt, regelmäßige Unterstützungen wurden verteilt in 42 Fällen. Für das Jahr 1905 … die entsprechenden Zahlen: 830, 677 und 56, für 1910: 1073, 837 und 46! Da- …kommt Louis, der dem Syndikalismus sehr sympathisch gegenübersteht, zu dem …usse: „Hauptsächlich ist es der Abschluß von Kollektivverträgen mit den Unter-

hin erklärt der Syndikalismus, daß gefüllte Kassen der Gewerkschaftsbewegung e schädlich als nützlich seien, daß der Klassenkampf durch die Akkumulierung von Fo nur verwässert werde. Allerdings zwingt diese revolutionäre Taktik die Arbe häufig, bei Streiks ihre Zuflucht zur Mildtätigkeit wohlwollender Bourgeois nehmen; aber das braucht ja ihre revolutionären Gefühle und Überzeugungen n zu verletzen.

Die Hohlheit dieser Phraseologie ist zu durchsichtig, der Widerspruch zwisc Worten und Taten zu auffallend, als daß sich nicht viele Arbeiter dadurch ernüch fühlen sollten, und diese suchen nun die Gelben für sich zu gewinnen, während sich dem großen Publikum gegenüber als die Retter vor der syndikalistischen Gef aufspielen, vor der bis vor gar nicht langer Zeit der Kleinbürger zitterte, der gewöhnt ist, große Worte für Taten zu nehmen und an sie zu glauben. Seither auch er allerdings gelernt, die Eisenfressereien der Syndikalisten nach ihrem wah Werte zu schätzen — und zu verlachen.

Dieses Moment der Staatsgefährlichkeit stellt denn auch Herr Pawlowski, Red teur des „Journal des Débats", der neueste Historiker der Gelben Frankreichs, den Vordergrund.[1] Er sieht in den wackeren Gelben die Hoffnung Frankreichs, Rettung vor der roten Gefahr, die er zu diesem Zwecke in einem anderen kürz erschienenen, ebenfalls flott geschriebenen Buche recht fürchterlich ausgemalt hat.[2] T hatte er schon seinen Lobgesang auf die Gelben vorbereitet, indem er seine T stellung mit folgenden Worten schloß:

„Aber der revolutionäre Syndikalismus vermag, dank der Schwäche der aut tären Gewalten, den Fortschritt und die Stetigkeit der Industrie unmöglich zu mac Um dem zu begegnen, würde es genügen, das Gesetz mit aller Energie anzuwen und die Freiheit der Arbeit zu gewährleisten. Sobald die Masse der Arbeiter Eindruck hätte, daß es eine ‚Macht' gibt, um sie vor den Gewalttätigkeiten ei Minorität zu beschützen, wäre es um die Hirngespinste der Syndikalisten gescheh"

Nachdem der ehrsame Spießbürger in dem ersterschienenen Buche das Gru gelernt, findet er nun in dem zweiten Trost und Hilfe.

Auf die Geschichte der gelben Bewegung einzugehen, hätte wohl wenig Inter Sie besteht lediglich aus einer Reihe von Katzbalgereien zwischen den „Führe", aus den Erlebnissen des ehemaligen revolutionären Sozialisten und späteren Spit Biétry und aus einer Reihe von Bankrotten, aus denen aber milde klerikale Hä doch stets wieder einen Ausweg bahnen. Auch über die Stärke der Bewegung ist n viel zu sagen. Auf der einen Seite steht die Behauptung des würdigen Herrn Bié, der schon seit Jahren verkündet, an der Spitze einer Armee von 600 000 Mann zu stel; auf der anderen steht die Antwort, die auf dem Arbeitsamt des französischen Hand ministeriums und in Übereinstimmung damit auf dem Bureau der sozialistischen Fé ration du Livre (Gewerkschaft der Buchdrucker) Frau Latour-Foß erteilt wurde: „ gelben Gewerkschaften? Das gibt's ja gar nicht!"[3] Nach Angabe des Bulletin l'office du travail zählten im August des Jahres 1905 die gelben Arbeitsbörsen g 1730 Mitglieder,[4] während Biétry für dasselbe Jahr einen Bestand von 403 783 A

---

nehmern, wodurch in der Praxis die Gewerkschaften den Lohnarbeitern dienlich si" (S. 181). Die niedrigen Beiträge machen eine kräftige Unterstützung der Mitglie auch der roten Organisationen von vornherein unmöglich und lassen dadurch finanzielle Schwäche der Gelben und ihre Unfähigkeit, etwas für die Mitglieder leisten, weniger scharf hervortreten.

[1] August Pawlowski, Les Syndicats Jaunes. Paris 1911, Felix Alcan. 17 . Preis 2,50 Franken.

[2] August Pawlowski, La Confédération générale du Travail. Paris 1910. F Alcan. 155 S. Preis 2,50 Franken.

[3] Vergl. Leontine Latour-Foß, Die gelben Gewerkschaften in Frankreich. J bücher für Nationalökonomie und Statistik. Oktober 1908. III. Folge, 36. Bd., S.

[4] Paul Louis, a. a. O., S. 213.

ɛrn herausrechnete, und 1908 schätzte Graf Seilhac vom Musée social die Zahl ɟelben auf 80000, allerhöchstens auf 100000.[1] Dabei ist das eine in jeder Hin- ſehr gemischte Gesellschaft. Nach den eigenen Angaben der Gelben waren auf ı zweiten Kongreß im April 1907 Vertreter anwesend von: 37 Gewerkschafts- ınden, 439 Gewerkschaften, 76 landwirtschaftlichen Syndikaten, 87 Unternehmer- katen, 53 Einzelgruppen und Komitees, 148 Genossenschaften oder Teilhaber- ſchaften, 12 gelben Zeitungen und 2 Deputierte. Die sogenannten „gelben rkschaften“ sind eben nichts weniger als Vereinigungen von Proletariern, sondern virres Durcheinander von Unternehmern, Arbeitern, Landwirten usw. unter ıng einiger Intriganten, besonders des Großindustriellen Japy und seines ehe- ɟen Arbeiters und jetzigen Lakaien Biétry.

2. Die ‚Theorie‘ der Gelben.

Vas aber an dieser Bewegung doch ein gewisses Interesse erweckt, das ist ihre, Respekt zu sagen, Theorie, die helle Schlaglichter auf die französischen sozialen, ſchen und ideologischen Zustände wirft. Das eigentliche Programm der Gelben ɟr Führer Biétry allerdings einmal sehr kurz in folgende Worte zusammengefaßt: Was wir wollen, das ist den Sozialismus vernichten, alle Formen des Sozialis- die atheistischen wie die konfessionellen.“

lber für die Agitation genügt dieses ebenso einfache wie schöne Programm lich nicht; da muß die Überlegenheit der gelben Bewegung über die sozia- ɟe ins hellste Licht gerückt werden. Wie geschickt die Gelben neben all dem vor- chten Unsinn und den Entstellungen, die auf die spießbürgerliche Beschränktheit kleinbürgerlichen Publikums zugeschnitten sind, doch auch die Schwächen des utionären Syndikalismus auszunutzen wissen, zeigt besonders die folgende nüberstellung, die dem Organ der Gelben, „Le Jaune“, entnommen ist:[2]

Die Roten und die Gelben.

Rote will die Expropriation.	Der Gelbe will die Teilhaberschaft.
Rote ist Fanatiker und Gewalt- ıſch.	Der Gelbe ist der selbstbewußte und freie Arbeiter.
Rote will das Eigentum vernichten.	Der Gelbe verlangt für die Arbeiter die Mittel, selbst zu Eigentum zu gelangen.
Rote verbündet sich mit den revolu- ıären Politikern gegen die Unter- ımer und gegen die Fabrik.	Der Gelbe verkündet die Einigung mit den Unternehmern, um die Politiker und die Führer zu verjagen, die die Arbeiter ausbeuten, indem sie die Fabriken lahm- legen.
Rote läßt sich verbureaukratisieren, ı em er bei den Stadtverwaltungen ı Regierungen um Unterstützungen ıält; er lebt auf Kosten der Steuer- ɟer.	Der Gelbe wahrt seine Würde und Un- abhängigkeit.
Rote zerstört durch die politischen eiks das eigene Heim und das sei- ı Kameraden.	Der Gelbe verfolgt seine legitimen Forde- rungen, ohne die Arbeit niederzulegen und seine Kinder dem Hunger auszu- liefern.
Rote übt Gewalttat und Tyrannei.	Der Gelbe verabscheut die Tyrannei und kämpft für die Freiheit.
Rote ist der Gottesleugner, der Auf- gler, der Zerstörer.	Der Gelbe ist der Gläubige, der gute Kame- rad, der Schöpfer des Wohlstandes für alle.

[1] Latour-Foß, a. a. O., S. 521.
[2] Zitiert bei Pawlowski a. a. O., S. 163 fg.

Die Gelben setzen also dem Programm der Roten, der Expropriation der E propriateure, ihr Programm der „Teilhaberschaft“ entgegen. Der Gedanke zeich sich nicht gerade durch besondere Originalität aus. Er gehört zu den ältesten Lieb liberaler „Sozialreform“ und spielte besonders in Frankreich von jeher eine gr Rolle, zumal in der Bekämpfung sozialistischer Forderungen. Die Gelben, das he die Herren Japy und Biétry, haben nun diese alte, bereits etwas unscheinbar u anrüchig gewordene Dame wieder neu aufgeschminkt und mit alten und neuen Flitt behängt, und so soll sie wieder auf Eroberungen ausgehen. Es wird jetzt unt schieden zwischen der einfachen Gewinnbeteiligung, auf die man bereits mit ei gewissen Geringschätzung herabsieht, und der Beteiligung der Arbeiter mit Aktien Unternehmens, an dem sie tätig sind. Ein schönes Beispiel von Unternehmergroßm in dieser Richtung, das auch Herr Pawlowski, der Homer dieses gelben Achille wohl zu schätzen weiß[1], hat Herr Japy selbst gegeben, der im Jahre 1900 in d von ihm beherrschten Etablissement, einer großen Uhrenfabrik, 3000 „Arbeiterant scheine“ à 100 Franken an Arbeiter ausgegeben hat, die fünf Jahre in seinem B trieb tätig waren. Diese „Anteilscheine“, die nur mit Einwilligung der Betrie leitung und nur innerhalb des Betriebs übertragbar sind, tragen $4\frac{1}{2}$ Prozent, i Verzinsung steigt aber um 1 bis 4 Prozent, wenn die Dividende des Aktienunt nehmens von 30 auf mehr als 45 Franken steigt. Es handelt sich hier also um besonders schäbiges Prämiensystem; denn diese „Anteilscheine“ waren dabei noch Jahre 1910 rückzahlbar! Herr Pawlowski führt voll Begeisterung noch eine ga Reihe von Beispielen ähnlicher Großmut an, um zu zeigen, wie herrlich weit es Gelben Frankreichs doch schon gebracht.

Es entbehrt aber nicht eines gewissen pikanten Reizes, daß Herr Briand, d einstige Apostel des revolutionären Generalstreiks, im Jahre 1909 einen Gesetzentw einbrachte, der die Ausgabe solcher Arbeiteraktien begünstigte, dabei aber auch die schönen Bestimmungen enthält, daß diese Aktien der ganzen Arbeiterschaft betreffenden Unternehmens kollektiv gehören, so daß kein einzelner ein Verfügun recht über bestimmte Aktien hat, und daß bei Auflösung des Unternehmens die beiteraktien erst zur Einlösung gelangen, wenn die ganzen Kapitalistenaktien zurückgezahlt sind. In diesem Punkte geht dieser Vorschlag sogar noch über die Ge entwürfe der Gelben selbst hinaus.

Durch diese Beteiligung der Arbeiter mit Aktien soll natürlich das Interesse Arbeiter an dem Ertrag des betreffenden Unternehmens geweckt werden. Es ist das moderne Mittel zur Förderung des bereits von Le Play unter dem zwe Kaiserreich so warm befürworteten „Patronagesystems“: das Los der Sklaven darin besser als das der modernen Lohnarbeiter, daß der Herr für die Sklaver sorgen hatte. Wenn also der Arbeiter wieder in die Sklaverei zurückkehrt, wird Herr, der „Patron“, — vielleicht auch für ihn sorgen. Das ist der Grundged dieses von Le Play mit christlich-sozialem Öl überschmierten „Patronagesyster“, das wieder nur eine Karikatur von Gedanken Saint-Simons war. Dieser hatt den „Industriellen“, zu denen er allerdings alle Werktätigen rechnete, die natürl Führer der Gesellschaft gesehen. Le Play wandte diesen Gedanken so, daß die „ dustriellen“, unter denen er nun aber nur die Unternehmer begriff, die Führer Arbeiter ihres Betriebs sein sollten, daß diese willig und unterwürfig jener Füh folgen sollten.

Das gelbe Programm vereinigt nun mit größter Ruhe die manchesterli Forderungen des extremsten Liberalismus mit dem christlichen „Sozialismus“ Le Pl der im bewußten Gegensatz zum Manchesterliberalismus entstanden war, und es lehnt die Waffen zur Bekämpfung des Sozialismus den Rüstkammern der Sozialisten selbst. Manchmal gebrauchen sie dabei sogar ganz die Ausdrucks jener, der sie aber natürlich einen anderen Sinn unterlegen. So heißt es zum spiel in Japys „Ideen der Gelben“ ganz in saint-simonistischer Weise: „Die

[1] Mitgeteilt bei Pawlowski a. a. O., S. 167 ff.

en sollen das wirtschaftliche und soziale Leben des Landes leiten und sich eiten lassen von denen, die nichts erzeugen.“ [1] Hier sind aber unter den „Ar-en“ die Unternehmer verstanden und unter den Müßiggängern die sozialistischen er und die Gewerkschaftsbeamten. Ebenso muß Fourier herhalten, wenn es r auf dem Kongreß der Gelben von 1909 angenommenen Resolution heißt, l, Arbeit und leitende Intelligenz seien die drei Faktoren der Produktion, die entsprechender Weise honoriert werden müßten.[2]

türlich ist diese ganze Theorie nur ein Aufputz, ein Fassadenschmuck, um die lichkeit der eigentlichen Absichten zu verdecken, die allerdings gelegentlich noch genug nicht nur in den Taten, sondern auch in den Worten der Gelben zu-eten. So wird zum Beispiel in dem Arbeiterkatechismus der Gelben Frank- nachdem Weisheitssprüche zum besten gegeben worden sind wie der, „die sei kein Laster, und der Reichtum schließe nicht immer das Glück in sich“, ie Frage der Tarifverträge behandelt. Bei dieser Gelegenheit heißt es dann

ber ... diejenigen Arbeiter, ob organisiert oder nicht organisiert, welche mit Arbeitgeber besondere Verträge abschließen, die sie für gut finden, und die unter den von ihren Kameraden verweigerten oder beanstandeten Bedingungen ten, sind jederzeit frei, auch dann, wenn sie mehr Vorteile bei Anerkennung llektivvertrags gehabt hätten.“

d diesem Grundsatz entsprach denn auch die Streikparole, die zum Beispiel . Feldegg, der Schweizer und später Stuttgarter Apostel Biétrys, in seinem „Gelbe Arbeiterzeitung“ ausgegeben hat. Es heißt da:[4]

rst die Forderungen der organisierten Arbeiter unterstützen, dann abwarten, Verhandlungen scheitern, und der Moment zum Einspringen für die Gelben mmen. Und der Erfolg ist nie ausgeblieben, wo die Arbeitgeber vernünftig waren, uns zu unterstützen.“

wäre ja eigentlich nicht nötig, die edle Gesinnung und Taktik der gelben in Frankreich besonders darzustellen, da wir ja unsere Gelben genügend Aber Herr Biétry und seine Freunde behaupten, immer turmhoch über den des Auslandes zu stehen, und Herr v. Feldegg hat den Lebius, den Führer lben in Deutschland, recht schlecht behandelt. Die Franzosen waren eben auf önes Programm sehr stolz, und wenn sich auch Herr Lebius mittlerweile ein es Paradepferd zugelegt hat, so haben die Franzosen doch die Priorität voraus. ie sehr sich aber die edlen Brüder dies- und jenseits der Grenze ähnlich sehen ürdig sind, das zeigt zum Beispiel folgende Auslassung im „Jaune“ vom zember 1906.[5] Mit Beziehung auf die verhaßten Sozialisten heißt es dort: soll man gegen diese organisierte Bande tun, wenn nicht erstens den persön-Widerstand der einzelnen Opfer der Ungerechtigkeit gutheißen und sodann den ierten Widerstand sehr entschlossener Männer, die ihr Leben dafür einsetzen, n.“

das nicht eine Vorahnung des Hintze mit seinen „Siebenmonatskindern“? r ein Stück hat Herr Biétry fertiggebracht, das doch so ziemlich alles in n stellt, was Lebius und seine Freunde geleistet haben.

Beginn des Jahres 1906, als die russische Reaktion wieder zu Atem kam, der Aufstand in Moskau im Blut erstickt und die Kraft des städtischen Prole- erschöpft war; als in den Städten die Pogroms und auf dem Lande die

---

[1] itiert in „Die Gelben“, Köln 1907, Christlicher Gewerkschaftsverlag, S. 50.
[2] awlowski a. a. O., S. 165.
[3] ergleiche „Die Gelben“, S. 52 ff.
[4] itiert bei Gasteiger, Die gelben Gewerkschaften, München 1909, Sozial- er Verlag, S. 98 ff.
[5] itiert bei Latour-Foß a. a. O. S. 519.

Strafexpeditionen wüteten, da ging Herr Biétry ungerufen zum russischen schafter in Paris, Herrn Nelidoff, und bot ihm seine Hilfe gegen die Revolutio und auf Veranlassung Gringmuths verfaßte Biétry gemeinsam mit Sutschkoff, Führer der „echt russischen Leute," einen „Appell an unsere Brüder, die russ Arbeiter". Herr Pawlowski teilt dieses Schriftstück voll Stolz über diese „glo Tat mit, die „den Gelben Frankreichs in Rußland zu einem so schönen Sieg ve wie sie ihn in der Heimat nie gehabt".[1] Die Niedrigkeit der Gesinnung, die in Manifest zum Ausdruck gelangt, das von den unverschämtesten Aufschneidereien strotzt wie von den schamlosesten Verleumdungen, wird wohl auch dadurch g zeichnet, daß selbst ein Lebius sich gedrungen fühlte, daraufhin von Herrn und seiner Gesellschaft abzurücken.[2]

3. Die gelben und die christlichen Gewerkschaften.

Das sind die Taten, die dem hochtönenden „Programm" entsprechen. Die „S feindlichkeit" findet ihren Ausdruck in freiwilligen Henkersdiensten für den Zar der „Kampf für die Freiheit" mündet in Knechtsdienste für die Unternehmer, i feigsten Verrat an den Klassengenossen.

So hätte die ganze unsympathische Gesellschaft sehr wenig Anspruch auf Interesse, wenn nicht dieses gelbe Programm den einzigen konsequenten V darstellen würde, einer dem Klassenkampf abholden Arbeiterbewegung eine logische Rechtfertigung zu geben. Wenn auch die französischen Syndikalisten die Schwäche der Gewerkschaften, vor allem aber durch den „parlamentar Kretinismus" reformistischer Politiker irregeführt sind, die glauben, die Triebk der Gesellschaft entsprängen im parlamentarischen Karpfenteich, und die nic Eroberung der Staatsgewalt zum Ziele haben, sondern die Erschleichung Vorteile; wenn auch die Syndikalisten infolgedessen die Bedeutung des polit Kampfes verkennen, so sind sie doch wahre Klassenkämpfer, und gerade der das lebhafte Klassengefühl in ihnen geweckte Schwung der Aktion versöhn vielem, was uns sonst nicht nur als verfehlt, sondern geradezu als verderbl scheint.

Die Schwächen der Bewegung erscheinen uns im Brennspiegel des gelben gramms besonders deutlich. Darin erschöpft sich aber auch dessen ganzer p Wert. Gerade die Geschicklichkeit, mit der es unleugbar zusammengestellt ist, Hoffnungslosigkeit des Unternehmens in voller Nacktheit erscheinen, einer Ar bewegung außerhalb des Klassenkampfgedankens ein über die allernächstlie Ziele hinausgehendes Programm zu geben oder auch nur im Widerspruch zu Gedanken überhaupt gewerkschaftlich zu arbeiten. Die deutschen Hirsch-Dunck Gewerkvereine und die katholischen „Fachabteilungen" bestätigen nur diese nehmung. Denn auch sie werden durch ihre innere Haltlosigkeit zum Strei zum Verrat an ihren Klasseninteressen getrieben. Die christlichen Gewerksch sind die einzige ernst zu nehmende Organisationsart außerhalb derjenigen Ge schaften, die sich direkt zum Klassenkampf bekennen. Aber gerade die Christlichen mit voller Schärfe, wie nur das Klassenbewußtsein, die klare Erkenntnis prinzipiellen Gegensätzlichkeit der Klasseninteressen von Unternehmer und die Bürgschaft gibt für eine zielbewußte, konsequente Gewerkschaftspolitik. Zw der oft geradezu revolutionär anmutenden Hervorhebung des Klassencharakters heutigen Gesellschaft und dem feigen Verrat ihrer Klasseninteressen und K genossen schwanken die „Christen" in ihren Forderungen und in den Äuße ihrer Presse haltlos hin und her. Und ebenso steht es mit ihrer Tätigkeit

---

[1] Pawlowski a. a. O. S. 147.

[2] Vergl. „Der gelbe Sumpf", S. 29. Stuttgart 1908. Allerdings hat v. Feldegg, der Stuttgarter Agent Biétrys, dieser moralischen Entrüstung etwas vorgearbeitet, daß er Herrn Lebius einige wohlgezielte Fußtritte vers

ris.[1] Auf der einen Seite steht das meist noch nicht zur Klarheit gekommene ssenbewußtsein der Massen, auf der anderen die diesem Kampfe prinzipiell feind- Ideologie und ihre Vertreter, die mehr oder weniger geistlichen Führer. Aber etwas anderes kommt hinzu. Wenn irgendwo, so gilt im Gewerkschaftskampf Wort: „Deine Rede sei ja ja, nein nein, alles andere ist von Übel.“ Wer in Mitte stehen will zwischen den Gegnern, der ist doch endlich, will er nicht von en Seiten angegriffen werden, gezwungen, sich einem der beiden anzuschließen. schwächeren christlichen Gewerkschaften haben also in großen Kämpfen nur die hl, entweder sofort sich auf die Seite der Unternehmer zu stellen, an der Arbeiter- e Verrat zu üben, oder sich den freien Gewerkschaften anzuschließen. Dann muß aber ihrer Führer das Gefühl bemächtigen, die Führung verloren zu haben, von Bewegung beherrscht zu werden, statt sie zu beherrschen. Ihren Anhängern wollen nun ihre eigene Bedeutung, ihren politischen Freunden ihre Unabhängigkeit von Diktat der führenden Roten zeigen, und die Folge ist Eigenbrödelei, Bruch der ziplin, Bruch der Solidarität, endlich Verrat an der Arbeiterschaft.

Sehr richtig faßt Genosse Umbreit zusammen, woran die christlichen Organi- onen kranken:

„Es ist also gar nicht daran zu zweifeln, daß die christlichen Gewerkschaften npforganisationen sind. Um Klassenkampforganisationen zu sein, dazu gehört ich nicht nur ein Kampf um Verbesserung der Lage der Arbeiter, sondern zugleich Kampf gegen das kapitalistische Ausbeutungssystem selbst, gegen die Klasse Kapitalisten als Klasse der Lohnarbeiter. So weit sind die Gewerkschafts- ten freilich noch nicht, aber sie sind bereits auf dem besten Wege dazu, denn ihr npf gegen das Unternehmertum ist nicht lediglich ein Kampf für soziale Vorteile für die Gleichberechtigung der Arbeiter, sondern er ist durchsetzt von sozia- ischen Tendenzen gegen das Kapital.“

Der scharf betonte, klar bewußte Klassenkampf ist also das einzig mögliche Pro- nm einer konsequenten Gewerkschaftspolitik. Die Jagd nach einzelnen Vorteilen, führe sie auch durch den Kampf mit dem Unternehmer, führt in die Irre, wenn nicht geleitet wird von dem Bewußtsein der prinzipiellen Unvereinbarkeit der eressen und Forderungen der beiden sich im Kampfe gegenüberstehenden Gesell- ftsklassen, wenn sie nicht beherrscht wird von dem Gedanken des sozialistischen ziels.

So wenig aber in der Theorie ein Mittelweg existiert zwischen Rot und Gelb,[2] venig ist in der Praxis Raum für kleinere Organisationen, die durch ihren bloßen tand und das Bestreben, sich selbständig zu erhalten, mit Notwendigkeit dazu ge- ben werden, die Interessen ihrer Klasse zu verraten.

Wie weit aber eine „Arbeiterbewegung“ sinken kann, wenn sie den gesicherten en des Klassenkampfes verläßt, das zeigt uns das abschreckende Beispiel der stischen Henkersknechte, der Gelben Frankreichs.

---

[1] Belege hierfür unter anderem bei Umbreit, Die gegnerischen Gewerkschaften in tschland, Berlin 1907, S. 152 ff., und Erdmann, Die Schwarzgelben, Düsseldorf 1, S. 23 ff.

[2] Daß die Christlichen selbst sich dieses Gefühls der inneren Verwandtschaft mit Gelben nicht ganz entschlagen können, zeigt der Eifer, mit dem sie gegen diese ichstellung protestieren und Merkmale hervorzukehren suchen, die sie prinzipiell jenen unterscheiden. Alle diese Versuche mußten aber fehlschlagen, weil die Wort- er der Christlichen gerade das eine Prinzip nicht für ihre Bewegung in Anspruch nen dürfen, das allein jede ernst zu nehmende, ehrliche Gewerkschaftsorganisation den Gelben grundsätzlich unterscheidet, den Gedanken des Klassenkampfes. Be- nend ist es denn auch, daß die ausführlichsten und eingehendsten Studien über Gelben in deutscher Sprache von christlicher Seite ausgehen. Vergleiche die rten Werke „Die Gelben“, und Gasteiger, „Die gelben Gewerkschaften“.

Literarische Rundschau.

E. Silberling, **Dictionnaire de Sociologie Phalanstérienne.** Guide des œuv complètes de Charles Fourier. Paris 1911, Marcel Rivière et Cie. XI 459 Seiten. Preis 15 Franken.

Fouriers „œuvres complètes“ sind nicht seine „sämtlichen Werke“, außer ihnen, die als solche von 1841 bis 1845 durch die Ecole sociétaire her gegeben wurden, hat Fourier selber noch mehrere größere und kleinere Werke öffentlicht — von seinen zahlreichen Aufsätzen in der „Réforme industrielle“ der „Phalange“ ganz zu schweigen. Und unter jenen größeren Werken befindet vor allem auch „L'Harmonie universelle“, jene „methodische Sammlung ausgewä Stücke“ in 2 Bänden, die für uns besondere Bedeutung erlangt hat, weil guten Teil auf ihr das Buch Bebels fußt. Außer den 6 Bänden der sämtl Werke hat Silberling in seinem Lexikon des Fourierismus nur die 1830 erschie Anzeigeschrift („Livret d'annonce“) zur „Neuen industriellen und sozietären W berücksichtigt. Bei dieser Gelegenheit mag eine Übersicht über die Schriften Fou gegeben werden, zumal da Bebels Angaben nicht vollständig sind.

Die sämtlichen Werke umfassen 6 Bände, der 1. Band enthält die „Théorie quatre mouvements“ (Theorie der vier Bewegungen) von 1808. Band 2 bis 5 b die „Théorie de l'unité universelle“ (Theorie der universellen Einheit), die sprünglich (1822) in 2 Bänden mit dem Titel „Traité de l'Association domest agricole ou de l'Attraction industrielle“ (Abhandlung über die haus- und land schaftliche Assoziation oder über die industrielle Anziehung) erschien. Die vierbä Ausgabe enthält im 1. Bande, also dem 2. Bande der sämtlichen Werke, zu „Le traité du libre arbitre“ (Abhandlung über die Freiheit des Willens), die den Manuskripten gezogen wurde und dadurch wichtig ist, daß sie die „Irrtü Fouriers in den „Vier Bewegungen“ richtigstellt. Weiter bringt derselbe Band Sommaire du Traité de l'Association domestique-agricole“ (Übersicht über di handlung von der haus- und landwirtschaftlichen Assoziation, zuerst 1823 erschie nicht nur verfaßt, wie Bebel sagt) und „L'Avant-propos“ (Vorrede) zu dems Werke. Der 2. Band der „Théorie de l'unité universelle“ (der 3. Band der lichen Werke) enthält die „Théorie en abstrait“, die allgemeine („negative“) Th der 3. Band die „Théorie mixte“, die vermischte, spekulative Theorie, un „Synthèse routinière de l'association“, den praktischen Aufbau der Assozi (Fouriers geniale Fachausdrücke müssen mehr nachgedichtet als übersetzt werden folgt dann im 4. (5.) Bande die „Théorie en concret“, die besondere, angew oder positive Theorie, und im 6. Bande der sämtlichen Werke „Le nouveau m industriel et sociétaire“ (Die neue industrielle und sozietäre Welt, 1829 zue schienen).

Außer diesen Schriften zählt Silberling noch folgende auf, die er aber in sei Buche nicht berücksichtigt: „La fausse industrie morcelée et son antidote l'indu naturelle (Die falsche oder Stückwerkindustrie und ihr Gegengift, die natürlic dustrie, 2 Bände, 1835 und 1836 erschienen); „Pièges et charlatanisme des ct Owen et Saint-Simon“ (Fallstricke und Marktschreierei der Owenschen und in Simonistischen Sekten, 1831); „Mnémonique géographique“ (Geographisch G dächtniskunst, eine kleine Schrift von 1827). Und endlich die schon erwähnte Un verselle Harmonie“, zu der dann die gleichfalls oben genannten Artikel in den id Fourieristischen Zeitschriften kommen. Alle diese Schriften, mit Ausnahme der Un versellen Harmonie“, hat Fourier selber herausgegeben. Hierbei sind die Anga bei Bebel auf S. 34 f. nach Silberling dahin zu berichtigen, daß die „Réfo industrielle“ bis 1834, nicht bis 1833, erschien, während die „Phalange“ zwisc 1836 und 1837 Artikel von Fourier brachte und 1845 bis 1849, wo sie nicht me als „Journal“, sondern als „Revue“ auftrat, sehr viele Manuskripte aus Fourie

hlaß veröffentlichte, die dann 1851 bis 1858 in 4 Bänden herausgegeben wurden. ese Manuskripte bildeten die Vorarbeiten für die von Fourier geplante erweiterte nbändige) Ausgabe seines Hauptwerkes. Aus den Manuskripten sind dann noch f Broschüren zusammengestellt worden, nämlich: „L'Anarchie industrielle et entifique“ (Die Anarchie in Industrie und Wissenschaft); „L'Egarement de la son, démontré par le ridicule des sciences incertaines“ (Die Verirrung der Vernft, nachgewiesen an der Lächerlichkeit der unbestimmten Wissenschaften); „Le canisme de l'Agiotage“ (Der Mechanismus des Wuchers); „L'Esprit irréligieux modernes“ (Der gottlose Geist der Neuzeit); „Cités ouvrières, modifications à roduire dans l'architecture des villes“ (Arbeiterstädte, Änderungen, die in der uart der Städte eingeführt werden können).

Nun zu Silberlings An- und Absichten. Er oder vielmehr sein „Mitschüler“ Alhaiza, der eine Einleitung beisteuert, meint, die Sozietäre Schule, die jetzt ndert Jahre alt ist, habe die Lehren Fouriers in beiden Kontinenten ausgebreitet, oweit sie eine Kampforganisation sei (en tant que groupe militant), fühle sie ihr e nahen, und sie könne beruhigt sein über die Fortführung der Defensivrolle, hauptsächlich die ihrige war. Beruhigt, weil man jetzt in Silberlings Lexikon Buch habe, wo jedermann alphabetisch nachschlagen könne, was er von Fourier sen wolle. Übrigens sei alles, was in unserer Zeit von Kooperation und „sociétarion“ aufkomme, nur eine teilweise Anwendung der Fourierschen Lehre. Anderers habe die „irrige Auffassung“ des Fourierismus, die gleich den verstohlenen Anen der schwierigen Lektüre des „Meisters“ zu danken sei, seine Ausbreitung beträchtigt. Immerhin sei der Geist der Lehre überallhin gedrungen, er walte über „Aufblühen einer Soziologie und einer Wirtschaftslehre reorganisatorischer Art, berufen sind, die Gesellschaft zu erneuern, indem sie zugleich die Gefahren finanziellen Plutokratismus wie die der kommunistischen Sozialirung abwenden“. Da haben wir also den Pferdefuß. Es ist kein Zufall, daß dem he als Motto aus Fourier unter anderem das Wort vorausgeschickt wird: „Die einigung von Kapital, Arbeit und Talent ist das einzige Heilmittel gegen die tische und moralische Anarchie.“ Es ist auch kein Zufall, daß der „wohlverstandene“ rier neuerdings eine gewisse bürgerliche Anhängerschaft findet. Die ungefährliche moniedufelei, die sich solche Leute aus Fouriers System herausklauben, spielt nlich auch in einem unglaublich kindischen Roman von M. Ammon (!) „Das Ei Kolumbus“ die Hauptrolle, der 1909 in Leipzig erschien und im wesentlichen e sinnlose Zusammenstellung der extravagantesten Extravaganzen Fouriers bietet. es, was wir an Fourier als unserer Auffassung verwandt begrüßen, insbesondere ne Kritik der Gesellschaft und seine geschichtliche Dialektik, lassen die Fourieristen heute wie die von gestern liegen, um sich nur an die Zukunftsträume zu halten, ei sie schon deswegen hinter Fourier zurückbleiben, weil sie nicht über ihn hinausen. Wenn es nach ihnen ginge, so würde der Meister heute noch alltäglich zur tagsstunde auf den Kandidaten warten, der ihm das Geld für die Versuchslanx bringen sollte. Kurz, diese bürgerlichen Fourieristen tragen die typischen kmale ihrer Klasse, die instinktmäßige Vorliebe für das Unklare, Ungreifbare den äußersten Widerwillen gegen das Kritische und Historische.

Silberlings Lexikon ist, von den gemachten Ausstellungen abgesehen, eine fleißige eit, die als Nachschlagewerk zu den Hauptschriften Fouriers gute Dienste leistet. lich, da sich Silberling im ganzen auf die einzelnen Stichworte beschränkt, bleibt Buch eben nur Lexikon und trägt wenig dazu bei, das System Fouriers als zes übersichtlicher zu machen. Was wir von Fourier brauchen könnten, wäre eine wahl seiner glänzenden Gesellschaftskritik, um derentwillen Engels von ihm sagt: urier ist nicht nur Kritiker, seine ewig heitere Natur macht ihn zum Satiriker, zwar zu einem der größten Satiriker aller Zeiten.“ Rudolf Franz.

Notizen.

Ein Fabrikgesetz für Indien. Am 1. Juli 1912 soll ein neues Fabrikgesetz i Britisch-Indien in Kraft treten, das bestimmt ist, die bestehenden Fabrikge von 1881 und 1891 zu ersetzen. Das Juliheft der „Sozialen Rundschau“ (Te 1911, Hölder) enthält den Text dieses Gesetzes in deutscher Übersetzung.

Dem Gesetz unterworfen sind nur Fabrikbetriebe, das heißt solche, bei die Dampf, Wasser oder eine andere mechanische Kraft in Anwendung gebracht w und die fünfzig oder mehr Personen gleichzeitig beschäftigen. Von dem Sch ausgenommen sind dabei die Personen, die zwar auf dem Areal einer Fabrik, ausschließlich an solchen Orten verwendet werden, an denen keinerlei mechani Kraft zur Produktion verwendet wird.

In jeder Fabrik sind für jeden Arbeitstag in höchstens sechsstündigen Zwisch räumen mindestens halbstündige Ruhepausen festzusetzen, während denen Arbeit unterbrochen werden soll. Sonntags hat die Arbeit in den Fabriken überha zu ruhen. Kinder dürfen im allgemeinen nicht unter 9 Jahren eingestellt we und müssen mit einem ärztlichen Attest der Tauglichkeit versehen sein. Kin zwischen 9 und 14 Jahren dürfen ebenso wie Frauen in der Zeit zwischen 7 U abends und 5½ Uhr morgens nicht beschäftigt werden. Ihre Maximalarbeitsz beträgt 7 Stunden täglich, die der Frauen 11 Stunden. Der Leiter der Fabrik h für jedes Kind und für jede Frau die Zeit der Beschäftigung festzusetzen. Auße halb dieser Zeit dürfen die betreffenden Personen nicht beschäftigt werden. Es i verboten, Frauen oder Kinder zur Reinigung von Maschinen zu verwenden, s lange diese im Gange sind.

Besondere Bestimmungen gelten für Textilfabriken, für die ein allgemein Maximalarbeitstag von 12 Stunden bestimmt wird. Nachtarbeit zwischen 7 U abends und 5½ Uhr morgens ist hier überhaupt untersagt, Kinder dürfen nic länger als 6 Stunden täglich verwendet werden.

Alle diese Regeln sind durch sehr zahlreiche Ausnahmen durchbrochen, die re Wert sehr einschränken und den Behörden, besonders den Inspektoren, sehr w Spielraum in der Befreiung von den gesetzlichen Bestimmungen gewähren. Inspektoren werden aber nicht nur von den Lokalregierungen „geeignete Pe sonen“ ernannt, sondern die Bezirksamtsrichter sind zugleich von Amts wegen zu Inspektorat berufen. Der Inspektor ist nicht selbst zur Verhängung von Stra befugt, sondern er kann innerhalb sechs Monaten seit der Übertretung des Ges Strafantrag beim Gericht stellen. Dieses kann Geldstrafen bis zu 200 Rupi (etwa 270 Mark) verhängen.

Vergleicht man dieses neue Fabrikgesetz für Indien mit den Bestimmungen des japanischen, das Genosse Katayama an dieser Stelle[1] besprochen hat, so fä übereinstimmend der weite Spielraum auf, der von beiden Gesetzen der behör lichen Willkür gelassen wird. Das japanische Gesetz verbietet die Beschäftigung v Kindern unter 12 Jahren, das indische bloß von solchen unter 9 Jahren. Hingeg bestimmt das japanische Gesetz für Kinder und Frauen einen Maximalarbeitst von 12 Stunden, das indische von 7 resp. 6 und 11 Stunden. Daß das indische G setz für Textilfabriken einen allgemeinen Maximalarbeitstag von 12 Stunden no miert, hat praktisch wenig Bedeutung, da in diesen Betrieben fast ausschließl Frauen und Kinder beschäftigt werden. Ein wesentlicher Unterschied ist e hi gegen, daß dem japanischen Fabrikgesetz prinzipiell alle Fabriken unterworfen sin in denen die Arbeit gefährlich oder gesundheitsschädlich ist und die me a 15 Arbeiter beschäftigen, während das indische Gesetz die Grenze erst bei A beitern zieht.

G.

[1] Neue Zeit, XXIX, 2, S. 918 fg.

Zeitschriftenschau.

n Oktoberheft der Zeitschrift „Der Kampf“ schreibt Karl Renner über **le Demonstrationen“.** Im Kampfe gegen die Teuerung haben wir dieselbe ung gemacht wie früher im Wahlrechtskampf: zuerst bespöttelt und als Er- g oder Utopie verlacht, dann bekämpft, wird unsere Losung durch einen Um- der öffentlichen Meinung endlich Gemeingut fast aller Parteien. Lange ie Sozialdemokratie in dem Kampfe gegen die Teuerung allein; jetzt redet Börse, Mittelstand, Agrarier, Christlichsoziale, Lumpenproletariat von der ung, und jeder preist andere Mittel gegen sie an. Betreten wir jetzt die , um zu demonstrieren, so sehen wir uns unversehens in gemischter Gesell- die uns nachdenklich machen muß — und auch vorsichtig. Der Teuerungs- ist eine Volksbewegung geworden; der gedankenträge Österreicher ist auf- lt worden, und vom Kleinkram der Sprachenkämpfe ist die Aufmerksamkeit ie großen wirtschaftlichen Fragen gelenkt worden. Aber solche Volks- ngen bringen zugleich Konfusion mit sich, da die Grenzen der Klassen und Ziele aufgelöst sind. Im Wahlrechtskampf hat der so erzeugte Überschwang eren eigenen Reihen Schaden gebracht; daher ist die größte Achtsamkeit dann am Platze, wenn eine Bewegung der Arbeiterklasse „Volkssache“ wird. gleitumstände der letzten Teuerungsdemonstration in Wien haben bewiesen, ch unser Kampf gegen die Teuerung diesem Stadium entgegenreift. Mit monstrierten die tiefsten, elendesten Schichten der Gesellschaft, die unseren nicht kennen, aber jetzt aus ihren Spelunken hervorkamen. Sie zu befreien, unsere Aufgabe; für sie kann das Proletariat marschieren, aber nicht mit Dann kamen die halbbürgerlichen Schichten, die, durch die Luegersche Agita- rgiftet, überall das Persönliche suchen, sich an das Greifbare halten, politisch klichkeit völlig ungebildet sind und von den Methoden des Klassenkampfes verstehen. Neue Massen werden uns in dieser Weise zugeführt, aber sie noch geschult werden. Vor allem fehlt ihnen der klare Blick auf den An- unkt unseres Kampfes.

n Wahlrechtskampf war das Objekt klar gegeben und sichtbar; bei der Teue- st es viel schwieriger zu finden, da hier die tiefsten Probleme der Wirtschaft llt werden.

ziale Demonstrationen haben kein persönliches oder dingliches Objekt. Das ariat demonstriert nicht gegen Personen oder Objekte, es demonstriert sich und seinen Massenwillen, seine Zahl, seine Geschlossenheit; es manifestiert genen Aufklärung und zur Warnung der Gegner. Was darüber hinausgeht, ktion, die auch bestimmte organisierte Formen hat. Diese Wahrheiten wider- m besten die Verleumdungen der bürgerlichen Presse, die die Exzesse des ptember der Partei aufhalsen möchten. Gerade weil der Kampf gegen die ng Volkssache geworden ist, müssen wir uns von aller Konfusion scharf ab- ; die neu gewonnenen Anhänger, die oft noch im Banne der Luegerschen ogie befangen sind, müssen wir der Radaupolitik, der blinden Verehrung lagwörter und Personen entwöhnen und zu selbstbewußten Klassenkämpfern .

s Novemberheft enthält einen Artikel von Otto Bauer **„Zum Innsbrucker ag“**, aus dem wir einen Teil, die Ausführungen über Parteitaktik, hier kurz geben.

e Arbeiterbewegung Österreichs ist seit mehr als einem Jahrzehnt vom des Revisionismus erfüllt. Nicht bewußt in der Theorie; aber die besondere hte Österreichs hat uns alle — auch die theoretisch Marxisten sind — mit istischen Illusionen erfüllt. Obgleich schwächer als die preußischen Genossen, en wir das allgemeine Wahlrecht; der Glaube an positive Erfolge wurde bei beitern geweckt, und als diese Erfolge weiter ausblieben, schrieb man das alschen Taktik zu. Der Revisionismus tritt dabei auch in beiden Spielarten,

dem Reformismus und dem Syndikalismus, oft in demselben Kopfe auf; m
sich mit dem ganzen Bürgertum gegen die paar Kartell- und Bodenmagnat
binden und empfiehlt zugleich die Zertrümmerung von Fensterscheiben. Der
revisionismus unserer „Radikalen" (etwas anderes als der deutsche mar
Radikalismus) ist nicht besser als der Revisionismus der Hofgängerei. Sie g
durch eine andere Taktik die Gesetze des Kapitalismus brechen zu können. D
Teuerung liegt im ganzen Mechanismus der Wirtschaft begründet; der Z
ist ein Kompromiß vieler groß- und kleinbürgerlichen Klassen, die sich 1917
zusammenschließen werden, um sich gegenseitig neue Schutzzölle zu gewähr
sie gegen uns zu verteidigen. Alle Interessenten der kapitalistischen Ausb
stehen uns gegenüber, mit der ganzen Staatsgewalt an ihrer Seite; und ge
sind wir nur eine Minderheit. Wir können sie nur besiegen, wenn wir M
werden, und Mehrheit werden wir erst, wenn der Sturm durch Europa zi
Schwerterklirren erweckt.

Die Politik der Illusionen muß notwendig mit Enttäuschung und E
gung enden. Daher müssen wir zurück auf Marx. Die großen Umwä
werden auch das Massendenken umwälzen, aber unsere Aufklärung muß i
dern und beschleunigen.

Über **„Gefahren des Tageskampfes"** schreibt Julius Deutsch: Die Teu
aktion hat einen Mangel sozialistischer Bildung in breiten Massen unser
hänger gezeigt. Viele, die sich Sozialdemokraten nennen, verstehen unser
Ziele nicht. Viele halten den Tageskampf für das Wesentliche und fassen i
als Teil des großen Befreiungskampfes auf. Mitläufer hat ja jede Part
wir haben sie innerhalb unserer Organisation. Die Erklärung bietet die Sch
des österreichischen Staates, wodurch die Regierung es mit keiner Partei ve
darf und jede also auf positive Erfolge hoffen darf. Die Wähler beurtei
Partei nach ihren Erfolgen; und von dieser Erfolghascherei sind auch viele
demokraten angesteckt. Die Schwäche der Regierung ladet geradezu dazu
Erfolge abringen zu wollen. Das bestimmt das Wesen unserer Agitation,
äußerst wenig Werbearbeit für den Sozialismus ist und fast völlig auf der
des Tageskampfes steht. Sie ist vielfach nicht in der Weise mit den Ereigni
Tages verknüpft, daß sie im Anschluß an diese die Erscheinungsformen des
lismus kritisiert, sondern sie faßt großenteils den Tageskampf als Endz

Die Arbeit für den Sozialismus muß in erster Linie belehren, aufklär
Anhänger gewinnen. Die Agitation im Dienste des Tageskampfes geht dar
bestimmte Wirkungen im Tageskampf selbst zu erzielen, Eindruck auf die
lichkeit zu machen. Weil sie nach außen wirken will, muß sie besonders a
werden, groß und mächtig erscheinen; was in diesen Versammlungen ges
ist Nebensache; wichtiger ist, wer es sagt, und daher müssen berühmte Na
allem Abgeordnete auftreten, um als Zugkraft zu dienen. Diese schiefe
Agitation entsteht durch Überschätzung des Tageskampfes, die alles auf
kung nach außen zuspitzt. Demgegenüber muß betont werden, daß die sozi
Aufklärungsarbeit die Hauptsache sein muß, und daß der Tageskampf,
sehr energisch geführt werden kann, sich ihr unterordnet.

Nun sind seit einiger Zeit die Bildungsorganisationen stark emporgek
und zur Verbreitung von Aufklärung energisch tätig. Aber sie erfassen n
sehr kleinen Bruchteil der Parteigenossen. An die breiten Massen kommt
heran; daher muß hier die Agitation eingreifen und in den Dienst der s
schen Aufklärung gestellt werden. Parteiorganisationen, Referenten, da
tariat, das Vortragsdispositionen ausarbeitet, können alle in diesem Sinne
Und auch die Parteipresse hat hier ihre Aufgabe. Durch eine prinzipielle
bekommen wir, was wir brauchen: mehr sozialistische Bildung.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.



3and Nr. 10 Ausgegeben am 8. Dezember 1911 30. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Paul und Laura Lafargue.

Von **Fr. Mehring.**

In wenigen Wochen, am 15. Januar des kommenden Jahres, kehrt r Tag wieder, an dem Paul Lafargue vor siebzig Jahren geboren wurde. Während wir uns rüsteten, den festlichen Tag zu feiern, vor allem ch in den Spalten der „Neuen Zeit“, zu deren ältesten und verdientesten itarbeitern Paul Lafargue gehört hat, ereilt uns die erschütternde Kunde, ß er, gemeinsam mit der treuen Gefährtin seines Lebens, in der Nacht m 25. auf den 26. November den freiwilligen Tod gesucht hat: ehe m, wie er in einem hinterlassenen Schreiben sagt, das unerbittliche reisenalter die Freuden des Daseins, eine nach der anderen, entreißt, n der geistigen und körperlichen Kräfte beraubt, seine Energie lähmt d seinen Willen bricht, ihn zur Last für sich selbst und die anderen acht.

Eine erschütternde und doch auch, wie Jean Jaurès in seinem Nachruf cht mit Unrecht sagt, eine verwirrende Kunde! Denn mehr als je gilt n dem proletarischen Emanzipationskampf, daß der Dienst der Freiheit n strenger Dienst ist, der auch dem reich mit Lorbeeren geschmückten teranen nicht gestattet, seinen Posten zu verlassen, solange ihn noch ein uch von Kraft beseelt. Und welche Fülle der Kraft lebte noch in diesem gendlichen Greise, welch unverwüstliche und zähe Energie, die ihn seit onaten und seit Jahren furchtlos dem Tode ins Auge blicken und doch e große wie kleine Pflicht des Tages sorgsam erfüllen ließ, als läge ch ein langes Leben vor ihm! Sein Tod selbst zeugt wider ihn, wie seine oßen Führer und Lehrer wider ihn zeugen, die auch die Beschwerden s Alters nicht scheuten, um ihrer großen Sache zu dienen bis zum letzten emzug. Aber nur dem strengen Urteil der Geschichte steht das Recht zu, sen Toten nach so großen Verdiensten einer letzten Schuld zu zeihen; nen überlebenden Waffengefährten fehlt dies Recht, denn keiner von ien weiß, ob er dem Tode eine gleich stoische Verachtung bezeigen wird;

uns bleibt nur die Pflicht, wie der deutsche Dichter des Proletariats e mal sagt:

Seinem Irren zu vergeben, sein Verstummen zu beweinen.

In Paul Lafargue mischte sich das Blut dreier unterdrückter Rass die Mutter seines Vaters war eine Mulattin, von den Eltern seiner Mu war der Mann ein Inder, die Frau eine karaibische Indianerin. So hi es in den französischen Nachrufen, die wir weder bestätigen noch bestre können. Sicher ist nur, daß Lafargue Negerblut in den Adern hatte, wo er selbst gern sprach und wovon auch der matte Teint und die großen wei Augäpfel des sonst sehr regelmäßig geschnittenen Gesichtes beredtes Zeug nis ablegten. Und nur diese Blutmischung hat eine gewisse Bedeutung i das Wesen des Mannes gehabt; auf sie mag seine geistige und körperli Gesundheit, seine große Sorglosigkeit, die sich vielleicht noch in der r seines Todes bekundet hat, und auch ein gewisses Maß von Hartnäckig zurückführen, das Marx und Engels gar manches Mal zu ärgerlich-lustig Spotte über den „Niggerschädel" veranlaßt hat.

Geboren in Santiago auf der Insel Kuba, kam Lafargue im Alter v neun Jahren nach Frankreich und machte hier seine Studien für den ärzt lichen Beruf. In der Mitte der sechziger Jahre gehörte er zu der studentisch Opposition gegen das zweite Kaiserreich, zu den „Löwen vom Quarti Latin", die Rogeard besang:

Fünf Könige sind's, die er zerrissen
In des Jahrhunderts langer Qual;
Für so viel Haß ein schmaler Bissen,
Und Zeit ist's für ein neues Mahl.
Wohlan, schon winkt der längst erharrte,
Und sein Gebiß, das dräuend klafft,
  Zeigt keine Scharte;
Ihn hungert auf den Bonaparte,
Den Löwen der Studentenschaft.

Viele dieser Löwen sind im Laufe der Jahre sehr zahm geworden s zahm, daß sie selbst das Fell des russischen Bären teilten. Lafargue aber zog ein besseres Los. Seine Beteiligung an dem Studentenkongreß zu Lüttich im Oktober 1865, verschloß ihm alle Universitäten Frankreichs; er ging nach London, um seine medizinischen Studien zu vollenden und den Doktor grad zu erwerben. Vorher hatte er jedoch schon Karl Marx kennen gelernt als er im Februar 1865 einen Besuch in London abstattete, um dem General rat der Internationalen Arbeiterassoziation, die im September 1864 gegründet worden waren, über deren Fortschritte in Frankreich zu berichten. Tolain, der an der Spitze der französischen Arbeiterbewegung stand, d e in den Tagen der Pariser Kommune verriet, um es dafür bis zum Senator der Bourgeoisrepublik zu bringen, hatte ihm eine Empfehlungskarte an Marx gegeben. Wie Tolain selbst, war der junge Lafargue damals ein An hänger Proudhons, und er pflegte gern zu erzählen, daß er die Karte an Marx nur aus einer einfachen Rücksicht der Höflichkeit abgegeben habe.

Aber bald erkannte er, daß Proudhon nur die Vergangenheit, Marx je doch die Zukunft vertrete. Freilich scheint sich der jugendliche Feuerkopf nicht sofort gefangen gegeben zu haben; dafür hat Marx selbst ein ergötzliches Zeugnis abgelegt. „Dieser verdammte Schlingel Lafargue quält mich mit

[de]m Proudhonismus und wird wohl nicht eher ruhen, bis ich ihm seinen [Hoh]lenschädel gehörig verkeilt habe", schrieb Marx im März 1866 aus [eine]n englischen Seebad nach London an seine Tochter Laura, die sich ein [Jahr] darauf mit Lafargue verlobte. Die Hochzeit fand im Frühjahr 1868 [statt] und führte zur glücklichsten Ehe, deren vollkommene Harmonie nun [auch] durch den gemeinsamen Tod besiegelt worden ist. Getrübt wurde sie [d]urch den Tod zweier Kinder in frühem Alter; seitdem gab Lafargue [die] ärztliche Tätigkeit auf, die ihm durch diesen schweren Schicksalsschlag [verle]idet worden war; er meinte, ohne ein gewisses Maß von Scharlatanerie [sei si]e nicht auszuüben.

[A]n dem Aufstand der Pariser Kommune, in deren Rat viele seiner per[sönli]chen Freunde saßen, nahm Lafargue regen Anteil. In ihrem Auftrag [sollte] er das südwestliche Frankreich insurgieren, und er gab für diesen [Zwec]k eine Zeitung in Bordeaux heraus, doch scheiterte die Mission aus [Grü]nden, die zu bekannt sind, als daß sie hier auseinandergesetzt zu werden [brauc]hten. Durch die Flucht über die spanische Grenze entging Lafargue [den] Schergen der wütenden Bourgeoisie, die darauf seine Auslieferung ver[langt]e, aber damit bei dem Ministerium Castelar abblitzte. In Spanien [widm]ete sich Lafargue sofort wieder der sozialistischen Propaganda, ge[meins]am mit Pablo Iglesias, namentlich im Kampfe mit dem Bakunismus, [dessen] sie doch nicht Herr wurden. Nach dem Haager Kongreß, dem letzten [der I]nternationalen Arbeiterassoziation, für den ihm spanische und portu[giesisc]he Sektionen ein Mandat übertragen hatten, siedelte Lafargue nach [Londo]n über, wo er in den siebziger Jahren sich kümmerlich durchschlug, [als I]nhaber eines photo-lithographischen Ateliers.

[S]eine eigentlich historische Wirksamkeit, die ihm ein unvergängliches [Gede]nken in den Jahrbüchern der internationalen Sozialdemokratie sichert, [begin]n mit dem Anfang der achtziger Jahre, als die französische Arbeiter[bewe]gung zu neuem Leben erwachte und ihm die Amnestie die Rückkehr [nach] Frankreich ermöglichte. In dem Menschenalter, das seitdem verflossen [ist, v]erflicht sich das Leben Lafargues so eng mit dem Leben der franzö[sische]n Schwesterpartei, daß man das eine ohne das andere nicht schildern [kann]. Aufs glücklichste ergänzte Lafargue sich mit Jules Guesde, der ihm als [Agita]tor und Redner überlegen, aber als Theoretiker nicht gewachsen war. [Geme]insam mit Karl Marx entwarfen beide im Jahre 1880 das Programm [der m]arxistischen Partei, des **Parti ouvrier français.**

[Si]e begannen dann eine rastlose Agitation, die ihnen bereits im Jahre [188?] je sechs Monate Gefängnis eintrug. Einige Jahre darauf verfiel [Lafar]gue allein noch einmal der Klassenjustiz. Die Maifeier des Jahres 1891 [hatte] in Fourmies einen von Alkohol und Patriotismus trunkenen Offizier [zu] einem Massaker verleitet, an dem die feiernden Arbeiter so unschuldig [wa]ren, daß selbst die Kammer 50 000 Franken für die Familien der nieder[geschoss]elten Arbeiter auswarf und die sofortige Freilassung der zahlreichen [Gefan]genen verlangte. Um nun die „Ehre der Armee" zu retten, strengte [die Re]gierung einen skandalösen Prozeß gegen Lafargue an, der ein paar [Woche]n vorher in Fourmies und einigen umliegenden Ortschaften für die [Mai]feier agitiert hatte. Er sollte in seinen Reden zur Ermordung der Fa[brikan]ten aufgefordert haben, und in einem Gerichtsverfahren, das an Häu[fung v]on Fälschungen und Meineiden sich mit dem Kölner Kommunisten-

prozeß messen konnte, gelang es in der Tat, den bürgerlichen Geschwo ein Schuldig zu entreißen. Lafargue wurde zu einem Jahre Gefängnis urteilt.

Aber das Verdikt der Geschworenen wurde kassiert durch das allge Stimmrecht. Bei einer Ersatzwahl in Lille erhielt Lafargue das Ma das bisher ein radikaler Deputierter besessen hatte, obgleich die Regi wiederum vor keinem noch so schoflen Mittel zurückschreckte, seinen Si hindern. Entgegen der Praxis, die selbst unter dem zweiten Kaiserrei obachtet worden war, weigerte sie sich, ihn während der Wahlperiode au Gefängnis zu entlassen, und sie bestritt ihm die Staatsangehörigkei die hin sie zwanzig Jahre früher seine Auslieferung von Spanien ver hatte. Keine Verleumdung wurde von den Preßorganen der Regierun schmäht gegen den „Fremden", „den Schwiegersohn des Preußen M der in sein „würdiges Vaterland" zurückgeschleudert werden müsse. alledem wurde Lafargue gewählt; erst bei den allgemeinen Neuwahle Jahres 1893 gelang es der Regierung, durch eine heimtückische Wah geometrie den unbequemen Gegner zu beseitigen. Nicht zum Kumme fargues, dessen parlamentarische Tätigkeit sich auf diese paar Jah schränkte, in denen er, wie Engels von ihm rühmte, „seine Diäten seinen Eisenbahnfreipaß benutzte, um das ganze Land zu bereisen, von bis Toulouse aufzuregen, und zwar mit brillantem Erfolg". Lafargu kannte keineswegs den Nutzen, den der bürgerliche Parlamentarism die Emanzipation der Arbeiterklasse hat, soweit denn dieser Nutzen mag, aber er war eine viel zu selbständige und ursprüngliche Natur, u gern in den parlamentarischen Trott zu schicken.

Man braucht die agitatorisch-rednerischen Leistungen Lafargues ni unterschätzen, um doch zu sagen, daß er in erster Reihe Schriftstelle daß sich sein Geist auf literarischem Gebiet am eigentümlichsten un vollsten entfaltete, daß auf diesem Gebiet die Spur von seinen Erdea am längsten dauern wird. Und insofern darf die „Neue Zeit" mit gerh Stolze sich rühmen, daß er fast ein Menschenalter hindurch ihr sein gegeben hat. Lafargue hat multa geschrieben, aber auch multum, vie aber doch auch viel. Wie ihn sein medizinisches Studium auf dem der Naturwissenschaft heimisch gemacht hatte, so hatte ihn ein so unve licher Lehrer wie Marx durch das Gebiet der Geisteswissenschaft gelei war in vielen Sätteln gerecht. Ob er sich nun in gründlichen Untersuch über die amerikanischen Trusts oder die ökonomischen Funktionen der B verbreitete, ob er die scharf geschliffenen und zierlich befiederten Pfeil Satire im „Recht auf Faulheit", im „Verkauften Appetit", im „Herrn verschoß, ob er kritische Studien über die Anfänge der Romantik im Z der großen französischen Revolution, über Viktor Hugo, Daudet, Zola oder ob er die abstrakten Ideen, die Idee des Guten, die Ideen des Ge und Ungerechten, den Begriff der Seele bis ins Dunkel der Vorzeit verfo schwerlötig blieben seine Arbeiten immer.

Sie ihren Titeln nach hier alle aufzuzählen, hätte keinen Zweck, un da viele von ihnen namentlich den älteren Lesern der „Neuen Zei gegenwärtig sein werden. Von ihnen gilt, was Ossip Zetkin schon vo als zwanzig Jahren über sie schrieb: „Sie verfallen nie einem abstrakt schwerfälligen Doktrinarismus, sie sind voller Leben und Bewegung, i

theoretischen Haltung voll von Beziehungen zu den praktischen Fragen Gegenwart." Lafargues eigene Landsleute, und keineswegs bloß ihm ndlich gesinnte, haben ihn als Schriftsteller mit Diderot verglichen. Und r Tat war Lafargue halb Feinschmecker, halb Volkslehrer, war er ein rener Dialektiker, ein Diderot. Die eigentümliche Gabe des dialektischen ens, die sich durch keinen Scheffel sauren Schweißes erwerben läßt, ist enn auch wohl gewesen, die das geistige Band zwischen Lafargue und r am ehesten und festesten geknüpft hat; die historisch-materialistische hode wurde das Werkzeug, mit dem Lafargue in all seinen historischen, rischen, ökonomischen Untersuchungen gearbeitet hat.

as Werkzeug — ich möchte sagen, wenn es nur nicht in anderem Sinne verständlich wäre: in handwerksmäßigem Sinne. Lafargue hat sich nie-, wie leider manche andere Marxisten, von den bürgerlichen Gegnern das Glatteis philosophischer Haarspalterei über den Begriff des histo-n Materialismus verlocken lassen: mit gutmütigem Spotte fragte er, man wohl von einem Tischler sagen würde, der am Hammer mäkeln e, statt ihn zu gebrauchen. „Der könnte lange schimpfen, denn voll-menes Werkzeug gibt es eben nicht." Lafargue orakelte nicht über den iff des Hammers, sondern nahm den Hammer am Griff und schlug den l auf den Kopf. Mitunter auch wohl daneben. Aber eine historische hode kann nie so genaue Ergebnisse liefern wie ein chemisches Experiment, wenn Lafargue ein Phantast gescholten worden ist, so hätte er mit Fug ern können, daß ein Historiker ohne Phantasie ein krüppelhaftes Wesen Übrigens hat sich dieser angebliche Phantast in mancher seiner Schriften, och im „Herrn Geier", einer beißenden Satire auf den großstädtischen nwucher, sogar als ein sehr geschäftskluger Kopf erwiesen.

her läßt sich der Vorwurf der Paradoxie hören, der ebenfalls oft gegen rgue erhoben worden ist. Er war freilich paradox wie Diderot; er hatte n eigenen Kopf und eigene Gedanken. Niemand konnte tiefer als er von Überzeugung durchdrungen sein, daß die Solidarität der Arbeiterklasse wirksamste Waffe ist, und in allen entscheidenden Augenblicken ist er dieser zeugung gefolgt. Allein deshalb huldigte er nicht dem trostlosen Glauben, sich das geistige Leben einer Arbeiterpartei immer in ausgefahrenen eisen bewegen müsse. Auf seine Paradoxien kann man die Sätze anwenden, denen schon der junge Lessing die Paradoxien Diderots verteidigt hat: ne Träume oder Wahrheiten, wie man sie nennen will, werden der llschaft ebensowenig Schaden tun, als vielen Schaden ihr diejenigen tun, e die Denkungsart aller Menschen unter das Joch der ihrigen bringen en." Der beschränkte Obrigkeitsverstand hat in aller menschlichen Gesell- immer viel größeres Unheil angerichtet als der beschränkte Untertanen-and, und von der freiwilligen Disziplin des modernen Proletariats unter-et er sich wie das höckerige Kamel vom edlen Rosse.

Wie die Diderot und die Lessing gehörte Lafargue zu den Schriftstellern, n ungleich mehr daran liegt, die Gedankenarbeit ihrer Leser anzuregen, vor ihnen den Schulsack der eigenen Weisheit bis aufs letzte Schnipfelchen uschütten. Und er teilte mit ihnen den durchsichtigen und klaren Stil e den feinen Geschmack, womit er die Früchte seines Nachdenkens dar- ohne den Schweiß und Staub der Werkstatt. Von Kant trennte ihn dessen düstere und verkrachte Schulsprache. Er hat diesen Philosophen

einmal einen „bürgerlichen Sophisten“ genannt, was im Munde einer echten Kampfnatur nicht einmal so uneben war: in dem einzigen ernsthaft Konflikt seines Lebens sowie in den Ratschlägen, die er den Aufklärern sein Zeit erteilte, ist Kant wirklich nicht mehr als ein bürgerlicher Sophist wesen. Immerhin — kaum war das allzu kecke Wort dem Gehege sein Zähne entflohen, als Lafargue, wie ich aus brieflichen wie mündlich Äußerungen von ihm weiß, sich deshalb zu beunruhigen begann, und es ein schönes Zeugnis für seine Gewissenhaftigkeit, daß er sich alsbald dar machte, in seiner Abhandlung über das „Problem der Erkenntnis“, ein seiner letzten und reifsten Arbeiten, die Kantische Philosophie in ihr Schwerpunkt einer sachlich so eindringenden wie formell maßvollen Kritik unterziehen.

Eine würdige Lebensgefährtin dieses Mannes war die Tochter von K Marx. Sie hat alle Kämpfe und Leiden mit ihm geteilt; erst nach ih silbernen Hochzeit schuf ihnen ein Erbteil von Engels eine sichere Existe Sie kauften dafür ein Landhaus in der Nähe von Paris, doch ist es e Verleumdung bürgerlicher Gegner, als hätten sie nunmehr das behagli Dasein von Rentiers geführt. Um das ländliche Anwesen mit geringen Hil- kräften im Gange zu erhalten, hatten sie redlich schaffen müssen; drohn- haften Müßiggang haben sie nie gekannt.

Um die Arbeiterbewegung hat sich Laura Lafargue jedoch nicht nur verständnisvolle Gefährtin ihres Mannes, sondern auch dadurch verdient macht, daß sie mehrere Werke ihres Vaters vortrefflich ins Französische üb- setzte und dessen literarischen Nachlaß in großem Sinne verwaltete. Erst wenigen Jahren gab sie die „Kritik der politischen Ökonomie“ von 1859 in ein Übersetzung heraus, die glücklich alle wahrlich nicht geringen Schwierigkeit überwunden hat; nur an der „Heiligen Familie“ drohten ihre Kräfte zu lahmen, wie sie mir einmal klagte. Jedoch wie ich einer Mitteilung des G- nossen Bracke in unserem Pariser Parteiblatt entnehme, ist sie auch dam fertig geworden. Eine echte Tochter ihres Vaters war sie auch als Verwalten seines Nachlasses. Sie hegte gewiß eine gründliche Abneigung gegen alle V- suche, an dem Lebenswerk von Marx und Engels mit grund- und ziellos Zweifeln herumzunergeln, aber der Kritik derer, denen sie zutraute, daß redlich auf der von Marx und Engels gelegten Grundlage fortbauen wollt hat sie nie auch nur einen Strohhalm in den Weg gelegt. Ihnen bewies sie stets ein großherziges Vertrauen; so wählte sie mich zum Herausgeber Briefe Lassalles an ihren Vater, obgleich sie wußte, daß ich über Lassalle wesentlich anders dachte als Marx und Engels.

Sie hat kein schriftliches Zeugnis hinterlassen, weshalb sie freiwillig aus dem Leben schied; wir müssen annehmen, daß sie den Mann nicht üb- leben wollte, mit dem sie mehr als vierzig Jahre gemeinsame Schicksale teilt hat. Aber dann hat sie dem Tode mit so stoischem Gleichmut ins Au gesehen, wie ihr Gatte. In einem lebhaften Briefwechsel, den ich ger im letzten Jahre über Veröffentlichungen aus dem Nachlaß ihres Vat führte, traf sie kluge Dispositionen auf Jahre hinaus, und noch am Tage vor ihrem Tode sandte sie mir einen herzlichen Glückwunsch zur Genesung von schwerer Krankheit. Sie hatte die Güte, hinzuzufügen: „Wir begl- wünschen uns selbst dazu nicht minder; Ihre Abwesenheit von der „Neu Zeit“ war mir sehr lang erschienen.“ Und nun sind die ersten Zeilen, die



seit diesem Briefe für die „Neue Zeit" schreibe, ein Nachruf für die edle und tapfere Frau geworden!

In ihrem privaten Leben waren beide von großer Herzensgüte, aufrichtige Charaktere, noble Naturen. Und wir trauern um sie mit jenem Worte Epikurs, das Karl Marx gern anzuführen pflegte: Der Tod ist kein Unglück für den, der stirbt, sondern für den, der überlebt.

Aus der Vorgeschichte der Marxschen Ökonomie.[1]

Von **Rudolf Hilferding.**

3. Richard Jones.

Richard Jones ist 1790 geboren. 1816 verließ er die Universität Cambridge. Sein Hauptwerk „Die Verteilung des Reichtums und die Quellen der Besteuerung, erster Teil: Rente" erschien 1831 in London. Bald darauf wurde er Professor der politischen Ökonomie am neugegründeten „Kings" College, wo er am 27. Februar 1833 die „Introductory Lecture", seine Antrittsvorlesung, hielt. 1835 wurde er der Nachfolger von Malthus im Indian College of Haileybury. Hier starb er am 20. Januar 1855. Seine Schriften, mit Ausnahme der ersten, sind gesammelt herausgegeben worden unter dem Titel: Literary Remains, consisting of Lectures and Tracts on Political Economy of the late Rev. William Jones. Edited with a Prefatory Notice by the Rev. William Whewell. London 1859. Die Herausgabe selbst ist von John Cazenove besorgt.

Wenn Marx von der Erstlingsschrift Jones rühmt, sie zeichne sich durch das aus, was allen englischen Ökonomisten seit Sir James Steuart fehle, nämlich durch den Sinn für den historischen Unterschied der Produktionsweisen, so feiert ihn sein Freund Whewell, der berühmte Verfasser der „Geschichte der induktiven Wissenschaften", als Begründer des induktiven Systems der politischen Ökonomie im Gegensatz zu Ricardo, dem Vollender der deduktiven Nationalökonomie. Nimmt man hinzu, daß Jones für die spezifisch theoretischen Probleme geringes Interesse bekundet, so kann man ihn mit Recht als den Vater der historischen Schule bezeichnen.[2]

Jones war Mitglied der englischen Staatskirche und stand in engen Beziehungen zu dem Erzbischof von Canterbury und dem Bischof von London. Als ihr Vertrauensmann, als Vertreter der kirchlichen Interessen (und der Konservativen) wurde er Mitglied der Kommission, die die Ablösung der kirchlichen Zehnten vorbereiten sollte. Er war dann als Vertreter des Erzbischofs einer der drei Kommissäre, die die Umwandlung überwachten.

Zeigt dies seine politische Haltung, so ist für seine wissenschaftliche Stellungnahme bedeutsam, daß ihn mit Malthus persönliche Freundschaft verband; in allen seinen Schriften tritt große Achtung vor der wissenschaftlichen Bedeutung und der Persönlichkeit des Malthus zutage. Es ist kein Zweifel,

---

[1] Vergleiche „Neue Zeit", XXIX, 2, S. 572 ff., 620 ff., 885 ff.

[2] Dies tut auch John Kells Ingram in seiner „Geschichte der Volkswirtschaftslehre". Tübingen 1905, 2. Auflage, S. 180 ff. Es ist bezeichnend, daß Böhm-Bawerk von Jones in seiner „Geschichte der Kapitalzinstheorien" nur zu sagen weiß, daß er „nichts Belangreiches über unseren Gegenstand" bringt. (2. Auflage, S. 121.)

daß Jones Malthus über Ricardo gestellt hat, wie übrigens nicht weni seiner Zeitgenossen. Noch wichtiger aber war vielleicht das enge Verhältni das ihn mit so bedeutenden Naturforschern wie John Herschel und Whewe verband. Jones sucht mit vollem Bewußtsein die induktive Methode d Naturwissenschaften auf die Ökonomie als einzig berechtigte zu übertrage Er nimmt im Grunde genommen den ganzen späteren Methodenstreit, d die deutsche historische Schule mit ebensoviel Behagen als geringfügige Ergebnis geführt hat, vorweg. Schon in seinem Rentenbuch druckt er i Anhang als Erläuterung seiner Methode einen Passus aus Herschels „Stu of Natural Philosophy" ab. Die größte und letzte Quelle unserer Erkenntn sei die Erfahrung. Zur Erfahrung komme man durch die Beobachtung u das Experiment. Und in der Einleitung zum „Text Book of Lectures Political Economy etc." stellt er aufs schärfste seine Methode, die von der G schichte und der Beobachtung ausgehe, der herrschenden (das heißt d Ricardos) gegenüber, die aus rein abstrakten Prinzipien die ökonomisch Gesetze ableiten wolle. Und so an vielen anderen Stellen.

Übernahm Jones seine Methode von den damals sich mächtig entwickelnd Naturwissenschaften, so wurde seine historisch-kritische Stellungnahme gege über der Verabsolutierung der kapitalistischen Produktionsweise im Syste Ricardos offenbar hervorgerufen durch seine Studien über die sozialen Z stände Indiens, namentlich über dessen Grundbesitzverhältnisse, die ihm a Lehrer an einem East Indian College besonders nahe lagen. In Indi entdeckt er die Mängel der „abstrakten Prinzipien" und Verallgemeinerung Ricardos und die historische Bedingtheit kapitalistischer Verteilungsgesetze, w sie in der Renten- und Profitlehre Ricardos erscheinen. Es ist aber noch e



anderer unmittelbar praktisch-politischer Grund, der ihn gegen Ricardo a treten läßt. Wie Malthus ist Jones konservativ. Allerdings ist bei ihm nic von jener grob materiellen Interessiertheit zu spüren, die bei Malthus du die pfäffisch-freundliche Phraseologie immer wieder durchscheint. Seine Freu schaft für Malthus hindert ihn durchaus nicht, seine Kritik gegen die unhe vollen „Konsequenzen und Übertreibungen" zu richten, die aus der malthus nischen Bevölkerungstheorie gezogen worden seien, wobei aber in Wirklicht Malthus' Theorie selbst das Objekt der Kritik ist. Und gerade die kleine A handlung Jones' über Bevölkerungslehre zeigt sehr schön die Überlegenht seiner historischen Methode gegenüber der angeblichen „Naturgesetzlichkeit" d Malthusschen Theoreme. Gelangt er auch nicht wie Marx zu der Einsic daß jede bestimmte Gesellschaftsordnung ihr eigenes Bevölkerungsgesetz h setze, daß also für den wirklichen Gang der Bevölkerungsentwicklung bei glei bleibender natürlich-biologischer Grundlage soziale Ursachen entscheidend si so hebt er doch gegenüber dem angeblichen Naturgesetz des Malthus e sozialen Momente scharf hervor. Und er bricht gerade den arbeiterfeindlic Konsequenzen der Lehre, denen in der Armengesetzgebung dann die gesetzli Praxis folgte, die Spitze ab, wenn er der Malthusschen Behauptung, d das Elend der Arbeiter der wichtigste Faktor sei, um sie an schädlicher, al rascher Vermehrung zu hindern, mit allem Nachdruck entgegenhält, daß gera eine verbesserte Lebenshaltung der arbeitenden Massen jene „moralisch Vorbeugungen" bewirke, also die sozialen Faktoren erzeuge, die einer al raschen Vermehrung entgegenwirken. Es folgt unmittelbar aus seiner A fassung, daß Jones die Verbesserung der Lebenshaltung der Arbeiter n

gensatz zur Theorie des Malthus, im Gegensatz auch zu der Lehre vom ehernen" Lohngesetz als möglich und erstrebenswert ansieht.[1]

Ist aber Jones jede arbeiterfeindliche Tendenz fremd, so fühlt er sich doch seinem konservativen Gemüt durch die unbefangene Rücksichtslosigkeit der cardoschen Lehren verletzt. Zeigten doch diese aufs klarste den Antagonismus r großen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft. Profit und Arbeitslohn hen ja nach Ricardo im umgekehrten Verhältnis zueinander; der eine kann r auf Kosten des anderen steigen. Die Grundrente aber ist nur ein Überofit und als solcher ein Tribut, den die Grundbesitzer vermöge ihres onopols an Grund und Boden den produktiven Klassen, Industriellen und pitalisten auferlegen. Im Fortschritt der Gesellschaft muß immer unfruchtrerer Boden zur Befriedigung der Nachfrage nach Lebensmitteln herangezogen werden. Damit steigt die Grundrente. Mit dem Steigen der Lebensttelpreise müssen aber auch die Arbeitslöhne steigen, und infolgedessen fällt Profit. Der Fall der Profitrate hindert oder verlangsamt aber die weitere kumulation, die Vorbedingung jedes gesellschaftlichen Fortschritts. So sind Interessen des Grundbesitzes dem Fortschritt der Gesellschaft durchaus gegengesetzt. Und schon hatten sich diese theoretischen Lehren zu praktischen rderungen verdichtet. Die radikaleren Ricardianer forderten die Aufhebung Grundeigentums als einer überflüssigen Schranke kapitalistischer Entwickg, während die Sozialisten, von dem gegensätzlichen Verhältnis zwischen ofit und Arbeitslohn ausgehend, die Beseitigung des Kapitalverhältnisses langten. Gegenüber diesen Proklamierungen der Klassengegensätze verficht nes die Harmonie der Interessen aller Klassen. Lehnt er die arbeiterfeinden Konsequenzen des Malthus ab, so nicht minder die sozialistischen Fordegen Godwins, dieses „ingenious, but incautious speculator", oder die ndbesitzfeindlichen der Ricardianer. Gegenüber dem Pessimismus, der Ricardianer angesichts des Falles der Profitrate befällt, verkündet er optimistische Lehre, daß mit dem Steigen der Produktivität der Arbeit Anteil aller Klassen an dem gesellschaftlichen Produkt steigen müsse, eine ffassung, die allerdings die Durcheinanderwerfung von Gebrauchswert und rt in sich schließt. Von dieser polemischen Rücksicht des Konservativen gegen ardo und seine radikalen Fortsetzer ist Jones überall bestimmt. Diese emisch-konservative Rücksichtnahme setzt auch seiner historischen Einsicht ihre enze und verleitet Jones, bisweilen den umgekehrten Fehler zu begehen, den Klassiker machen. Übertragen diese kapitalistischen Vorstellungen auf vorkapistische Zustände, so sucht umgekehrt Jones bisweilen aus vorkapitalistischen hältnissen Material zur Polemik gegen die Gesetze Ricardos zu gewinnen. Wenn Jones auch hier in vielen Punkten gegen Ricardo recht behält, so halb, weil die Zusammenhänge der Klassen in der kapitalistischen Gesellft in der Tat komplizierter sind, als sie in der gleichsam mathematisch einfachten Form erscheinen, die ihnen Ricardo gegeben hat. Soweit Jones, esehen von der historischen Einschränkung, die er an den Gesetzen Ricardos nimmt, Ricardo gegenüber recht behält, verdankt er dies der Hervorung des gesellschaftlichen Zusammenhanges der kapitalistischen Klassen gegenr den sie trennenden und einander entgegensetzenden Faktoren.

[1] Vergleiche darüber in den „Literary Remains etc." die „Lectures on Popun" und „A short tract of Political Economy etc." namentlich S. 248 ff.

Von allen Ökonomen vor Marx hat Jones den historischen Charak des Kapitalismus am klarsten erkannt und ausgesprochen. In dem Bu über die Rente zeigt er, daß die kapitalistische Rente, für die allein Ricard Gesetze in gewissem Umfang zutreffen, das kapitalistische Grundeigentu dieses aber die kapitalistische Industrie, die Verwandlung der Arbeit in Loh arbeit, das Auftreten einer selbständigen Kapitalistenklasse, die Ausgleichu der Profitraten voraussetze. Er stellt der kapitalistischen die früheren Ges schaftsformen gegenüber, verfolgt die Rente durch alle Wandlungen ihrer rohesten Gestalt als Fronarbeit bis zu der modernen Geldre (farmers rent) und findet überall, daß einer bestimmten Form Arbeit und ihren Bedingungen eine bestimmte Form der Rente, das ist Grundeigentums, entspricht. In allen früheren Formen war der Gru eigentümer der unmittelbare Aneigner der Mehrarbeit. Erst in der kap listischen Gesellschaft tritt der Kapitalist an seine Stelle.

Wir übergehen hier die Korrekturen, die Jones an Ricardos Ren theorie vornimmt, und die Marx ausführlich erörtert, so wichtig und in essant diese Ausführungen (so zum Beispiel Jones' Polemik gegen das Dog vom abnehmenden Bodenertrag) für die Theorie der Grundrente sind, den historischen Standpunkt Jones' weiter zu verfolgen. Jones macht Er mit der Auffassung des Kapitals als einer historischen Kategorie. Das Kapi ist nicht mehr eine Summe von Produktions- und Lebensmitteln, sondern eine bestimmte Form des Arbeitsfonds, eine bestimmte Art und Weise, den Arbeitern ihre Arbeits- und Lebensmittel zur Verfügung gestellt wer also ein historisch erst spät auftretendes gesellschaftliches Verhältnis. Die ga ökonomische Struktur der Gesellschaft dreht sich um die Form der Arbeit, um die Form, worin der Arbeiter sich seine Lebensmittel aneignet oder en Teil seines Produktes, von dem er lebt. In „Introductory Lecture" heiß

> Unter der ökonomischen Struktur der Völker verstehe ich jene Beziehungen zwischen den verschiedenen Klassen, die in erster Linie durch die Einrichtung des Eigentums am Boden und die Verteilung seines Mehrproduktes begründet und später in größerem oder geringerem Grade modifiziert und geändert werden durch die Einführung der Kapitalisten als Faktoren der Produktion und des Austauschs von Reichtum und der Ernährung und Beschäftigung der arbeitenden Bevölkerung. (Zitiert bei Marx, S. 70.)

Mit großer Schärfe hebt Jones die verschiedenen Formen der Arbeit als die unterscheidenden Kennzeichen der Gesellschaftsformen hervor. Die Lohn arbeit, sagt er zum Beispiel in den „Lectures on Labor and Capital", ist das „große unterscheidende Merkmal unserer gegenwärtigen ökonomischen Lage". (Literary Remains, S. 16.) Auch die Entstehung des Kapitals, die Trennung des Arbeiters von den Produktionsmitteln deutet Jones wenigstens an, indem er die Aneignung des Gemeindelandes durch die Grundbesitzer erhält. Er sieht darin nicht nur eine soziale Ursache für die Verschärfung der Religionskämpfe, sondern in den freigesetzten Arbeitern auch die Proletarier, die als Bettler und Landstreicher die Straßen füllen, bis sie allmählich von den aufkommenden Manufakturen aufgenommen werden. Unsere Darstellung, schließt Jones diesen Abschnitt, hat damit den Punkt erreicht, von dem wir in England das Auftreten einer Klasse von Kapitalisten datieren, die unsere modernen Pächter darstellen.[1]

---

[1] „A short tract of political economy etc." Literary Remains, S. 223 ff. Marx' Bemerkung (S. 482), daß Jones die Trennung der Arbeiter von den Produktions-



Was aber den historischen Ausführungen von Jones erst ihre eigentliche ße Bedeutung verleiht, ist, daß sie aus einer Einsicht in den Zusammeng von Ökonomie und Geschichte fließen, die Jones zu einem der betendsten Vorläufer der materialistischen Geschichtsauffassung hen. Marx zitiert aus dem „Text book“ folgende Stellen:

In dem Maße, in dem ein Gemeinwesen seine Produktivkräfte ändert, ändert otwendigerweise auch seine Sitten und Gewohnheiten. Im Laufe ihrer Entwick finden alle die verschiedenen Klassen eines Gemeinwesens, daß sie mit anderen ssen durch neue Beziehungen verknüpft sind, neue Positionen einnehmen, von en moralischen und sozialen Gefahren und neuen Bedingungen sozialen und po-chen Gedeihens umgeben sind.

Große politische, soziale, moralische und intellektuelle Veränderungen begleiten Änderungen in der ökonomischen Organisation der Gemeinwesen und in den ften und Mitteln, seien sie reichlich oder dürftig, mit denen die Aufgaben der duktion ausgeführt werden. Diese Veränderungen üben notwendigerweise einen rrschenden Einfluß auf die verschiedenen politischen und sozialen Elemente der ölkerung aus, in deren Schoß jene Änderungen vor sich gehen. Dieser Einfluß eckt sich auf den individuellen Charakter, auf Gewohnheiten, Gebräuche, Sitten das Glück der Nationen“ (Marx, S. 493 ff.).

Diese Stellen ließen sich leicht vermehren. So meint Jones, daß für die schiedenheit der Akkumulation bei verschiedenen Völkern auch der Untered der Rasse und des Temperamentes eine Rolle spiele, doch nur eine nge, denn „große Gruppen von Menschen sind gar sehr die Geschöpfe der tände und der Erziehung, die ihnen solche Umstände angedeihen lassen“.[1] iesem Zusammenhang zeigt er auch, daß mit fortschreitender Akkumulation gesetzlichen Hindernisse, die dem Kapitalismus entgegenstehen, fallen und erliche Freiheit und Gleichheit an ihre Stelle treten müssen.[2] „Die Verng des Reichtums,“ heißt es an einer anderen Stelle, „bestimmt stets sozialen und zu allermeist die politischen Beziehungen der menschlichen llschaft; bevor wir diese Verteilung nicht analysiert haben, läßt sich ihr rer Mechanismus (internal mechanism) nicht verstehen“.[3] Die Unterung der Arbeit unter das Kapital, heißt es in den „Lectures on Popum“,[4] bewirkt „soziale und politische Konsequenzen, die nicht geringer sind die ökonomischen und die miteinander in Wechselwirkung stehen (and they t upon each other)“. Und Jones verspottet an einer Stelle nicht übel ideologische Auffassung Montesquieus, der den Widerstand der Grundokratie gegen den monarchischen Absolutismus ihrem Ehrgefühl zuschreibe, rend dafür viel näherliegende (natürlich wirtschaftliche) Gründe vorhanden n, indes dieses Ehrgefühl die Aristokratie durchaus nicht vermocht habe, Bauern gegen die erdrückende Besteuerung zu schützen.

Im ausführlichsten äußert sich Jones an folgender Stelle des „Lectures“:

Wir sehen vor uns die weite Szene, auf der die Völker der Erde unter dem e des Himmels (duree of heaven) ihr tägliches Brot durch ihre Arbeit ernten. Mann ist mit Mann verbunden durch die Bande, die entstehen und sich bilden die Kameradschaft bei ihrer Mühe. Solche Bande und Beziehungen schlingen

In nicht dargestellt hat, trifft also nicht ganz zu; allerdings ist Jones' Darstellung nügend. Marx scheint die hier zitierte, 1859 veröffentlichte Abhandlung nicht ge-zu haben, wenigstens noch nicht zu der Zeit, als er über Jones schrieb (1862).
„Lectures on Labor and Capital.“ Literary Remains, S. 54. [2] Ebenda, S. 60
S. 85. [4] S. 138.

sich von dem Monarchen auf seinem Thron durch all die verschiedenen Teilunge Volkes zu dem Arbeiter und seinem Werke.

Aus diesen natürlichen Bedingungen und moralischen Banden entspringe höchsten öffentlichen und privaten Tugenden, welche die Gesellschaft schmücken schützen können. Wir dürfen diese Bande nicht verachten, noch die physischen Be nisse der Menschen und ihre ursprünglichen sozialen Konsequenzen außer acht l die den erhabeneren Seiten unserer Natur so fremd scheinen. Ebensogut müßte den kostbaren Brillanten verachten, weil er in der Mine aus dem niedrigsten G herausgearbeitet worden ist.

Wir werden dann, ohne von unserem eigentlichen Gegenstand deshal zuschweifen, zu sprechen haben von den Gesetzen und den Gesetzgebern — vo Stimme und dem Arm der Gerechtigkeit, die in geheiligten Institutionen sich körpert, von dem Einfluß selbstaufgelegter Beschränkungen der niedrigeren An unserer Natur, und wir werden sehen, wie unsere Lebensart, unsere Sitten u wertvollsten Energien der Nationen ihren Glanz und ihre Stärke vom K empfangen. Wir werden die Geschichte der Meinungen betrachten und sehen, w Verirrungen des menschlichen Intellektes von ihrer Seite her das Schicksal de schlechter und Nationen beeinflußt haben. Unser Gegenstand wird uns notwen das Gebiet solcher Untersuchungen führen. Aber wenn wir diese philosophi handeln wollen, so müssen wir geduldig ihre innere Natur zu ergründen lerne wir eine Sprache lernen, indem wir bei ihren einfachsten Elementen verweile diese zergliedern. Solch primäre Elemente sind in der ökonomischen und poli Philosophie die Nöte und Bedürfnisse der Menschen und die Bande und Pfli die aus den Anstrengungen, sie zu befriedigen, entspringen. Laßt uns sorgfält beharrlich bei den verschiedenen Völkern, die sich unserer Betrachtung darbieten Dinge studieren, und ich darf versprechen, daß Sie nicht unzufrieden sein w mit der Erhabenheit und Würde der Betrachtungen über Menschen und Gemein über die moralische Herrschaft Gottes und über das Schicksal der Nationen, zu wir schließlich gelangt sein werden.[1]

Allerdings stehen solchen Stellen, die zu variieren Jones in seine schiedenen Schriften, die leider fast alle Skizzen oder Fragmente sind, müde wird, eine andere gegenüber, wo er die Prosperität Englands au freiheitlichen Institutionen zurückführen will, aber diese Stelle bleib einzelt.[2] Daß er nicht zur völligen methodischen Klarheit über das Verh von Ökonomie zur Politik gekommen ist, zeigt auch die häufige Berufu die Kategorie der Wechselwirkung. So heißt es zum Beispiel in charakteri Weise: „Es besteht eine beständige Wechselwirkung (interaction) zwisch politischen und ökonomischen Lage eines Volkes. . . . Die politische Wi (das heißt der kapitalistischen Produktionsweise) war offenbar die Verbr der Ordnung und die Modifikation der aristokratischen Macht durch di führung des demokratischen Elementes in die Regierung.“[3]

Und Jones bleibt trotz seiner Abneigung gegen den Sozialism befangen genug, um die historische Entwicklung nicht nur für die Verg heit, sondern auch für die Zukunft gelten zu lassen, sehr im Gegensatz z Vertretern der historischen Schule, denen die Geschichte nur ihr a posterio

Es mag in der Zukunft einmal ein gesellschaftlicher Zustand bestehen und Teile der Welt mögen ihm entgegengehen, unter dem die Arbeiter und die des akkumulierten Vorrechtes identisch sind. Aber in der Geschichte der N die wir jetzt beobachten, war das bisher noch nie der Fall. . . . Das (das h Trennung der Arbeiter von den Produktionsmitteln) dürfte kein so wünschen

---

[1] Loc. cit. S. 407.

[2] „A short tract etc.“, S. 222. [3] Ebenda, S. 233.

tand sein wie jener, in dem Arbeiter und Kapitalisten identisch sind; aber wir sen ihn hinnehmen als ein Stadium im Entwicklungsgang der Gesellschaft, das jer die Geschichte fortschreitender Nationen kennzeichnet. Zu diesem Stadium sind Völker Asiens noch nicht gelangt. (Textbook, S. 73.)

Und Marx fügt dieser Stelle hinzu:

Hier sagt Jones ganz unumwunden heraus, daß er das Kapital und die kapita-sche Produktionsweise nur als eine Übergangsphase in der Entwicklung der gesell-ftlichen Produktion „hinnimmt“, eine Phase, die einen ungeheuren Fortschritt en alle vorübergehenden Formen bildet, wenn man die Entwicklung der Pro-tivkräfte der gesellschaftlichen Arbeit betrachtet — die aber keineswegs ein End-ıltat bildet, vielmehr in ihrer antagonistischen Form zwischen den „Besitzern des ımulierten Reichtums“ und den „wirklichen Arbeitern“ die Notwendigkeit ihres erganges einschließt. (S. 491.)

Bevor wir nun zu der abschließenden Beantwortung der Frage über nes' Bedeutung in der Ökonomie und über sein Verhältnis zu Marx ge-gen, wollen wir noch das Urteil von Marx wiedergeben:

Der Satz: „Das Kapital oder akkumulierter Vorrat, nachdem es schon ınigfache andere Funktionen bei der Produktion von Reichtum erfüllt hat, rnimmt erst spät jene, dem Arbeiter seinen Arbeitslohn vorzuschießen“ ist der ständige Ausdruck des Widerspruchs, einerseits der richtigen historischen Auf-ıng des Kapitals, andererseits überschattet von der ökonomischen Borniertheit, der Vorrat als solcher „Kapital“ ist. Daher wird der „akkumulierte Vorrat“ Person, die die Funktion übernimmt, den Arbeitslohn an Leute vorzuschießen. ist noch in der ökonomischen Befangenheit, daß Jones sie auffaßt, eine Auf-ng nötig, sobald die kapitalistische Produktionsweise als bestimmte geschicht-aufgefaßt wird und nicht mehr ein ewiges Naturverhältnis der Produk-ist.

Man sieht, welch großer Sprung von Ramsay zu Jones gemacht wird. Ramsay ärt gerade die Funktion des Kapitals, die es zum Kapital macht, das Vor-ßen des Arbeitslohns, für zufällig nur der Armut der großen Masse ge-ldet und dem Produktionsprozeß als solchem gleichgültig. In dieser bornierten m verleugnet er die Notwendigkeit der kapitalistischen Produktions-se. Anders Jones. . . . Jones zeigt, daß gerade diese Funktion (des Vor-ßens des Arbeitslohns) das Kapital zum Kapital macht und das Charakte-ische der kapitalistischen Produktionsweise bedingt. Er zeigt auch, wie diese m erst auf einem größeren Grade der Entwicklung der Produktionsstufe ein-t und dann eine ganz neue materielle Basis schafft. Aber er versteht deswegen die „Aufhebbarkeit“, die bloß historisch vorübergehende Notwendigkeit dieser m in ganz anders tiefer Weise als Ramsay. . . .

Wir sehen hier, wie die wirkliche Wissenschaft der politischen Ökonomie damit t, die bürgerlichen Produktionsverhältnisse als bloß historische aufzu-n, die zu höheren leiten, wenn der Antagonismus, worauf sie beruht, auf-st ist. Durch ihre Analyse bricht die politische Ökonomie die scheinbar gegen-nder selbständigen Formen, worin der Reichtum erscheint. Ihre Analyse geht t schon bei Ricardo so weit, daß

1. die selbständige stoffliche Gestalt des Reichtums ver-indet und er bloß mehr als Betätigung des Menschen erscheint. Alles, was Resultat menschlicher Tätigkeit, Arbeit darstellt, ist Natur und als solches sozialer Reichtum. Das Phantom der Güterwelt zerrinnt, und sie erscheint noch als beständig verschwindende und beständig wiedererzeugte Objektivie-z der menschlichen Arbeit. Aller stofflich feste Reichtum ist nur vorüber-nde Vergegenständlichung der gesellschaftlichen Arbeit, Kristallisation des Pro-ionsprozesses, dessen Maß die Zeit, das Maß der Bewegung selbst ist;

2. die mannigfaltigen Formen, worin die verschiedenen Formen des R
tums verschiedenen Teilen der Gesellschaft zufließen, verlieren ihre schein
Selbständigkeit. Der Zins ist bloß ein Teil des Profits, die Rente bloß
profit. Beide sinken daher in Profit zusammen, der sich selbst in Mehrwert
löst, das heißt unbezahlte Arbeit. Der Wert der Ware selbst aber wird blo
Arbeitszeit aufgelöst. Die Ricardosche Schule kommt sogar so weit, daß sie
der Formen der Aneignung dieses Mehrwertes — das Grundeigentum
Rente) — als nutzlos negiert, soweit sie von Privaten einkassiert wird.
leugnet den Grundeigentümer als Funktionär in der kapitalistischen Produk
Der Gegensatz wird so auf Kapitalist und Lohnarbeiter reduziert. Dieses
hältnis aber betrachtet die Ricardosche Ökonomie als gegeben, als Naturge
worauf der Produktionsprozeß selbst beruht. Die späteren bleiben hierbei
stehen, sondern erkennen, wie Jones, nur mehr die *geschichtliche* Ber
gung dieses Verhältnisses an. Von dem Moment aber, wo die bürgerliche
duktionsweise und die ihr entsprechenden Produktions- und Distributionsver
nisse als *geschichtliche* erkannt sind, hört der Wahn auf, sie als Naturg
der Produktion zu betrachten, und eröffnet sich die Aussicht auf eine neue G
schaft, eine neue ökonomische Gesellschaftsformation, wozu sie nur den Über
bildet (S. 489 ff.).

Wie verhält sich Jones zu Marx? Kein Zweifel, daß er von den
läufern Marxens derjenige ist, der der materialistischen Geschichtsauffas
am nächsten gekommen ist. Gewiß ist sie bei Jones noch nicht system
entwickelt, noch weniger als allgemeines Bewegungsgesetz geschichtl
Geschehens ihm klar bewußt, und die Erkenntnis des Klassenkampfes
Bewegungsform der auf dem Privateigentum beruhenden Gesellsch
formationen fehlt vollständig. Nirgends kommt Jones über die allgem
Formulierung hinaus, auch in den historischen Partien fehlt die syst
tische Anwendung auf die Entwicklung der verschiedenen Entwickl
stufen. Aber Jones unterscheidet sich schon dadurch von den m
anderen, die materialistischen Geschichtsformulierungen nahe gekom
sind, daß er eben von der *Ökonomie* her zu seiner Geschicht
fassung kommt, nicht wie die anderen entweder von einer unbestim
Milieutheorie oder von der Verallgemeinerung offen zutage lieg
politischer oder sozialer Gegensätze, indem sie etwa den Gegensatz von
und reich, von Arbeitenden oder Müßigen, von Stadt- oder Landbewoh
Grundbesitzern oder Gewerbetreibenden zu einem Beweggrund gesch
lichen Geschehens machen. Jones geht unmittelbar von der Form der A
beit aus, die die Eigentumsverhältnisse bedingt, auf der sich dann die ve
schiedenen Beziehungen der Gesellschaftsklassen aufbauen, nach dene
dann ihr Recht, ihr Fühlen und Denken bestimmen. Aber diese Erkenntnis
so wichtig sie an sich ist, so wichtige Ergebnisse gegenüber der unhistor
Auffassung der Klassiker sie wirtschaftsgeschichtlich zeitigt, sie bleib un
mittelbar für die ökonomische Theorie vollständig unfruchtbar. Und
Kautsky in der Vorrede mit Recht sagt, daß Marx anfängt, wo Jones auf
hört, so bedarf das der Ergänzung des Satzes, daß Marx auch dor an
fängt, wo Ricardo aufhört.

Und das ist eben das *prinzipiell* Neue bei Marx, daß er die isto
rische Auffassung, die bei Jones der „abstrakten Methode" Ricardos ent
gegengesetzt wird, mit dieser zu *verbinden* und sie eben dadur zu
vervollständigen und umzuwälzen unternimmt. Jones ist die einfach Ne

tion Ricardos, der rein äußerliche Gegensatz. Er kümmert sich um die
eorie nicht weiter, außer wo er einzelne Ergebnisse Ricardos, namentlich
i der Rententheorie, berichtigt oder ergänzt. Jones operiert ruhig mit der
erttheorie Ricardos oder auch des Malthus fort, ohne sich viel um die
terschiede, die ihm nebensächlich scheinen, zu bekümmern. Für die kom-
zierten Erscheinungen, wie zum Beispiel die Krisen, hat er überhaupt
ne Erklärung. Nirgends der Versuch, von der historischen Be-
reibung zur theoretischen Erfassung fortzugehen. Das
gerade die Leistung von Marx, daß er die Erkenntnis von dem historisch-
ellschaftlichen Charakter der ökonomischen Kategorie in den Dienst der
ngestaltung der Theorie stellt. Wo Jones entweder die Resultate der bis-
rigen Theorie übernimmt oder verwirft, eröffnet sich Marx das Problem.
e Erkenntnis der ökonomischen Verhältnisse als gesellschaftlicher führt
r Aufdeckung des Fetischismus der Begriffe Ware, Geld, Kapital. Die
beit erscheint in ihrer Bestimmtheit als Lohnarbeit und in ihrer gesell-
aftlich notwendigen Form; der ökonomische Produktionsprozeß in seiner
ppelten Gestalt als Arbeitsprozeß und Verwertungsprozeß, die Ware als
brauchswert und Wert. Das Kapital ist nicht mehr ein sachlicher Vor-
, sondern das gesellschaftliche Verhältnis, in dem die Lohnarbeit zu dem
onopol an den Produktionsmitteln steht. Der Arbeiter verkauft seine
beitskraft, das Produkt gehört dem Kapitalisten, dem die Mehrarbeit
fällt. Das Ausmaß der Mehrarbeit, also des Mehrwerts, ist bestimmt
rch die Teilung des geschaffenen Neuwertes zwischen Arbeiter und Kapi-
en, also durch die Höhe des Arbeitslohns oder des variablen Kapitals.
r Unterschied des variablen vom konstanten Kapital ist also damit ge-
en, und in der Entwicklung dieses Verhältnisses der organischen Zu-
mmensetzung des Kapitals wird das wichtigste Bewegungsgesetz des Ka-
alismus gefunden. Die Formunterschiede des fixen und zirkulierenden
pitals, die die Zirkulation erzeugt, werden als sekundäre erkannt gegen-
er denen des konstanten und variablen Kapitals, die aus dem Ver-
rtungsprozeß entspringen. Die Konkurrenz der Kapitalisten um die An-
gesphären bewirkt die Ausgleichung der verschiedenen Profitraten zur
urchschnittsprofitrate, die die Verwandlung der Werte in Produktions-
eise bedingt. Die historisch-gesellschaftliche Auffassung der ökonomischen
tegorien hat ihren Fetischcharakter zerstört und zur Lösung der Pro-
eme geführt, an denen Ricardo und seine Nachfolger gescheitert waren.
us der spezifisch marxistischen Vereinigung der „in-
ktiven Methode" Jones' und der abstrakten Ricardos
t die ökonomische Theorie des wissenschaftlichen
arxismus erwachsen.

Und die einmal entdeckten ökonomischen Kategorien blieben histo-
che; ihr Leben hörte nicht plötzlich auf, nachdem sie entdeckt waren; ihr
ben sollte auch nicht plötzlich gewaltsam beendet werden, wie es der uto-
che Sozialismus wollte, der in seinem Denken ausgebrütete Kategorien
Stelle der wirklichen setzen zu können vermeinte. Denn gerade das ist
das Merkmal des wissenschaftlichen Sozialismus, daß der Sozialismus
r das Ergebnis der vollen Entfaltung der kapitalistischen Ökonomie ist.
ist die Darlegung der Gesetze der kapitalistischen Welt, nicht die
ffindung von Regeln für die Einrichtung sozialistischer Gesellschaften,

die den Sozialismus zur Wissenschaft macht, indem sie seine Notwendi[g]keit als notwendige Stufe sozialer Entwicklung nachweist. Indem M[arx] die „abstrakten Prinzipien" Ricardos mit geschichtlichem Leben bese[elte,] indem die Ökonomie zur Geschichte und die Geschichte zur Ökono[mie] wurde, überwand er den unhistorischen Rationalismus der Klassiker [und] den irrationellen Konservativismus der Historiker zugleich mit dem Uto[pis]mus des älteren Sozialismus.[1] Die Ökonomie war jetzt nicht mehr [die] Lehre von toten Dingen, von der Möglichkeit möglichst großer Produkt[ion] oder möglichst bester Verteilung. Es war die Erkenntnis der gesellsch[aft]lichen Verhältnisse, der Beziehungen der Klassen und der Notwendig[keit] ihrer Kämpfe und deren Ausganges. Aus der Gesetzmäßigkeit der Sel[bst]entwicklung der Idee war die Gesetzmäßigkeit des durch ihre sozialen [Be]ziehungen determinierten Wollens der Klassen geworden, wie sie die [öko]nomistische Wissenschaft erkennen lehrt. Der Entwicklungsgedanke, sei[ner] idealistischen Gestalt entkleidet, hatte sich der Sozialwissenschaft bemächt[igt.]

* * *

Wir sind am Ende. Mit Jones steht die Ökonomie an dem Punkte, [wo] ihre bisherige bewußte oder unbewußte Voraussetzung — die Notwen[dig]keit oder Selbstverständlichkeit der bürgerlichen Form der Produktion- fallen muß, um weiteren Fortschritt der Wissenschaft zu ermöglichen. [Es] ist der Punkt, von dem aus es rückwärts geht zur Vulgärökonomie, [von] deren Rückfall in den schlimmsten Fetischglauben Marx in dem Schl[uß]kapitel eine glänzende Charakteristik gibt, oder vorwärts zum wissensch[aft]lichen Sozialismus.

Es ist eine prächtige Ironie. Da sind seit Erscheinen des ersten Ban[des] des „Kapital" die Versuche unermüdlich wiederholt worden, die Vorlä[ufer] Marxscher Gedankenarbeit zu entdecken. Eine ganze Literatur ist [ent]standen, und nun müssen all die gelehrten Herren erleben, daß sie [auf] falscher Spur waren, müssen erleben, daß erst in seinem posthumen W[erk]

[1] „Es ist also gar nicht zu verkennen, wie die Abhebung seiner eigenen Gr[und]anschauung vom utopistischen Sozialismus für Marx ganz und gar nur d[urch] jenes Denkelement möglich wurde, in welchem die Theorie nicht anders denn [als] unmittelbar gewußte geschichtliche Notwendigkeit zur Erfassung kam, als [zum] Selbstbewußtsein gewordene Gesetzmäßigkeit, als erlebte und verstandene Ka[usa]lität. Man hat das noch keineswegs sich ganz klar gemacht und läuft daher [Ge]fahr, den von Marx so lebendig gefühlten und begrifflich scharf herausgea[rbei]teten Unterschied seines Sozialismus zu jedem Utopismus wieder zu verwis[chen.] Denn nicht das trennt den modernen Sozialismus vom Utopismus, was man [ge]wöhnlich als das unterscheidende Merkmal hervorhebt, daß nämlich seine [po]litische Aktion, also seine soziale Praxis, von wissenschaftlicher Erkenntnis gel[ei]tet wird; denn auch die Utopisten wollten die Welt durch die Wissenschaft umänd[ern,] *und das gerade war die Utopie.* Sondern daß diese theoretische Le[itung] der sozialen Praxis nur die Systematisierung der im sozialen Entwicklu[ngs]prozeß selbst vorhandenen Tendenzen ist, daß diese Wissenschaft, welche den [mo]dernen Sozialismus durchleuchtet, nichts anderes ist als *die reale Mass[en]bewegung selbst, nur auf einen begrifflichen Ausdruck [ge]bracht,* das macht den wesentlichen Unterschied aus. Die Wissenschaft des [Uto]pismus war das System der vernünftigen Willensbestrebungen einzelner gr[oßer] Geister, die Wissenschaft des modernen Sozialismus dagegen ist nichts and[eres] als das bloß im Denken entfaltete System der sozialen Wollungen selbst." (Ma[x] Adler, Marx als Denker, Berlin 1908, „Vorwärts".)

arx ihnen den Weg weist, den er gegangen. Sie waren auf falscher Spur, nn die Entwicklungsgeschichte des wissenschaftlichen Sozialismus ist viel ehr die Entwicklung der Wissenschaft als die des Sozialismus. Deutsche hilosophie, französische Geschichtschreibung, englische Ökonomie — in ihren samten Ergebnissen angeeinigt und vereinigt unter dem unwiderstehlichen range, den großen Problemen, die die revolutionäre Epoche stellte, ihre ssenschaftliche Lösung zu erringen — tantae molis erat, um das Fundaent des wissenschaftlichen Sozialismus zu begründen. Ist's da ein Wunder, ß es so unerschütterlich geblieben ist, daß nicht Neulegung, sondern nur eiterbau die Aufgabe der Wissenschaft bleibt?

Mit einer Sorgfalt und Akkuratesse wie kein Denker vor ihm hat Marx e Geschichte seiner Vorgänger geschrieben. Ist das Werk auch Torso geieben, so sind doch alle wesentlichen Momente der Entwicklung der Wissenaft hervorgehoben. Auch von diesem historischen Werke gilt, was ein derer großer Forscher und Historiker seiner Wissenschaft, was Ernst ach in der Einleitung zur Mechanik als Grund seines Unternehmens anhrt:

Wir wollen nun auf unseren Gegenstand näher eingehen und hierbei, ohne Geschichte der Mechanik zur Hauptsache zu machen, die historische Entwicklung weit beachten, als dies zum Verständnis der gegenwärtigen Gestaltung der chanik nötig ist und als es den Zusammenhang in der Hauptsache nicht stört. gesehen davon, daß wir den großen Anregungen nicht aus dem Wege gehen rfen, die wir von den bedeutendsten Menschen aller Zeiten erhalten können, und zusammengenommen auch ausgiebiger sind, als sie die besten Menschen der genwart zu bieten vermögen, gibt es kein großartigeres, ästhetisch erhebenderes hauspiel als die Äußerungen der gewaltigen Geisteskraft der grundlegenden rscher. Noch ohne alle Methode, welche ja durch ihre Arbeit erst geschaffen wird, d die ohne Kenntnis ihrer Leistung immer unverstanden bleibt, fassen sie und wingen sie ihren Stoff und prägen ihm die begrifflichen Formen auf. Jeder, : den ganzen Verlauf der wissenschaftlichen Entwicklung kennt, wird natürlich l freier und richtiger über die Bedeutung einer gegenwärtigen wissenschafthen Bewegung denken als derjenige, welcher, in seinem Urteil auf das von ihm bst durchlebte Zeitelement beschränkt, nur die augenblickliche Bewegungsrichng wahrnimmt.

Aber die Entwicklungsgeschichte der Wissenschaft ist nicht stets zugleich e Geschichte der Bewußtseinsbildung des einzelnen Denkers. Das geuere Studium der Theorien läßt zweifellos erkennen, daß Marx viele emente seines Denkens bei seinen Vorgängern erst entdeckt hat, nachdem n System im ganzen vollendet war. Aber diese Einzelheiten sind höchns von psychologischem oder philologischem Interesse. Denn welch gewalte Leistung, der sich in der Geschichte aller Wissenschaft nur ganz wenige r Seite stellen lassen, hat Marx vollbracht, auch wenn er die ganze akkuulierte Arbeit der vorausgegangenen Denker in den Dienst seiner Artskraft gestellt hätte! Von Adam Smith sagt Jones die schönen Worte:

Nur diejenigen, die mit dem gewöhnlichen Gang der Erkenntnis gänzlich untraut sind, können denken, es sei für den großen Denker herabsetzend, daß er ht all das Licht selber schuf, das er verwandte; daß er die zitternden und unlkommenen Strahlen, die im allgemeinen Fortschritt des Gedankens andere telligenzen entsendet hatten, sammelte und mit starker Kraft zu vollkommenem ht vereinte; zu einem Licht, welches die Wege der Völker erhellt und nur ver-

schwinden kann, wenn die aufgespeicherte Erkenntnis des Menschengeschlechts schwindet. Denn dies ist die große Aufgabe, die den großen Führern im Reiche Wissenschaft von der Gesellschaft wie von der Natur zugewiesen ist, und ihre endung ist es, die das Menschengeschlecht zu ihren immerwährenden Schuld macht.

Von Marx aber dürfen wir, jetzt, wo wir von ihm selbst erfahren ha wie sein ökonomisches System das glänzende Ende einer glanzvollen wicklung geworden ist, sagen, daß er doch Größeres geleistet. Er hat nur gesammelt und vereinigt, er hat die Intensität und das Feuer Lichtes unendlich vermehrt. Er hat das Werk geleistet, das Hegel von „großen Manne“ verlangt. „Wer, was seine Zeit will, ausspricht, ihr und vollbringt, ist der große Mann der Zeit. Er tut, was das Innere Wesen der Zeit ist, verwirklicht sie.“

So hat Marx das Versprechen erfüllt, das er in der „Rheinischen tung“ gegeben hat: die kommunistischen Ideen, denen er in ihrer damal Gestalt nicht einmal theoretische Wirklichkeit zugestehen konnte, gründlichen Kritik zu unterziehen. Er hat das Versprechen erfüllt, trieben von dem Willen zur Geistesmacht, durchdrungen von der „f Überzeugung, daß nicht der praktische Versuch, sondern die theoretische führung der kommunistischen Ideen die eigentliche Gefahr bildet; auf praktische Versuche, und seien es Versuche in Masse, kann man Kanonen antworten, sobald sie gefährlich werden, aber Ideen, die un Intelligenz besiegt, die unsere Gesinnung erobert, an die der Vers unser Gewissen geschmiedet hat, das sind Ketten, denen man sich nicht reißt, ohne sein Herz zu zerreißen, das sind Dämonen, welche der M nur besiegen kann, indem er sich ihnen unterwirft“.

Schutzzoll und Teuerung.

Von **K. Kautsky.**

Die Agrarzölle wurden eingeführt zu einer Zeit, in der die Preise der me Nahrungsmittel rasch sanken. Als dieses Sinken trotz der Zölle weiter vor ging, erklärten die Schutzzöllner ihren Kritikern: man sehe, daß der Zoll verteuernd wirke. Heute steigen die Preise. Die Schutzzöllner wollen aber einer Aufhebung der Zölle nichts hören. Sie berufen sich darauf, daß die rung eine internationale Erscheinung sei, daß die Preise der Nahrungsmittel in den Ländern des Freihandels stiegen. Die Zölle schadeten also nie den K menten, retteten die Landwirtschaft, ohne Bedrückung der Volksmasse.

Alle diese Argumentationen beweisen nur eines: daß unsere Zöllner g zeitig auch Pharisäer sind. Sie suchen ihre Erpressergelüste hinter einer mehr weniger gut gespielten Arbeiterfreundlichkeit zu verbergen.

Will man die Wirkungen der Zölle erforschen, darf man nicht die Sch kungen der Preise untersuchen. Die Gegner der Zölle haben nie behauptet, diese ein stetes Steigen der Preise herbeiführen. Das Sinken und Steiger Preise auf dem Weltmarkt wird sich stets auch innerhalb des Zollschutzes ge machen. Was die Gegner der Zölle behaupten, ist etwas ganz anderes: Preise innerhalb des Zollschutzes sind stets höher wie dem Weltmarkt. Um die Wirkungen der Zölle zu erforschen, darf man zeitliche, sondern muß man räumliche Vergleiche machen. Dabei ist allerding Frage, ob die Preise steigen oder sinken, nicht bedeutungslos. Der durch den über das Niveau des Weltmarktes erhöhte Preis wird erträglicher bei sinke

reisen. Er macht sich dagegen doppelt schwer fühlbar bei steigenden Preisen. enn es also auch richtig ist, daß die jetzige Teuerung eine internationale Er=)einung ist, die in Ländern des Freihandels ebenso auftritt wie in denen des chutzzolls, so wird sie doch bei weitem schwerer empfunden in diesen Ländern s in jenen. Und die Aufhebung des Zolles würde eine erhebliche Erleichterung ingen.

Einige deutliche Illustrationen dafür finden wir in einer Untersuchung des glischen Arbeitsamtes über die Lage der Arbeiter in verschiedenen Staaten. Sie gann mit Großbritannien, Deutschland und Frankreich. In erstgenanntem ande wurden 94 Industriestädte untersucht, aber nur die Verhältnisse aus 77 tädten in England und Wales mit 1944 Budgets von Arbeiterfamilien zum ternationalen Vergleich herangezogen. Gleichzeitig (Oktober 1905) erfolgte die ntersuchung von 33 solcher Städte in Deutschland (mit Heranziehung von 5046 udgets und Angaben über 107 000 Wohnungen) und in Frankreich (5605 Budgets nd 60 000 Wohnungen). Ihnen folgten Juni 1908 Belgien, 15 Städte, 1859 Bud= ts, 32 000 Wohnungen, und Februar 1909 die Vereinigten Staaten, 28 Städte, 16 Budgets und 90 000 Wohnungen. Die ersten Berichte und vergleichenden arstellungen erschienen 1908 (England und Deutschland). 1909 kam Frankreich an, 1910 Belgien, 1911 Amerika. Im Bulletin des Washingtoner Arbeitsbureaus m März dieses Jahres finden wir eine übersichtliche Zusammenstellung der Er= bnisse dieser Enquete.

Es ist ein Nachteil der Untersuchungen, daß sie nicht alle gleichzeitig statt= nden. Die Vergleichbarkeit der Ziffern leidet darunter. So fand man zum Bei= iel in England, daß dort wohl bei den Bauarbeitern die Löhne 1905 dieselben aren wie 1909, bei den Maschinenbauern waren sie um 1½ Prozent, bei den tzern um 2½ Prozent gestiegen. Andererseits wuchsen die Durchschnittspreise der die Untersuchung einbezogenen Waren in diesem Zeitraum um 4 Prozent.

Immerhin trifft das nicht für das Verhältnis zwischen England, Deutschland, ankreich zu, und dann sind die Unterschiede zwischen 1905 bis 1909 zu gering= gig, als daß sie dort, wo große Verschiedenheiten in den Arbeiterverhältnissen r erforschten fünf Staaten bestehen, diese Differenzen verdunkeln könnten.

Bis zu einem gewissen Grade sind also die gegebenen Ziffern wohl vergleichbar.

In bezug auf Löhne stehen natürlich die Vereinigten Staaten obenan, ihnen lgt England, dann Deutschland, hierauf Frankreich. Belgien macht den Schluß. ber nicht in allen Gewerben sind die Unterschiede gleich groß. Die Untersuchung streckte sich auf zahlreiche Gewerbe, aber nur drei der bestorganisierten mit den chsten Löhnen wurden in die vergleichende Darstellung einbezogen: Baugewerbe, aschinenbau und Schriftsetzerei (Handsatz von Akzidenzsetzern). Es wäre zu um= ändlich, alle die gegebenen Daten hier zu wiederholen. Wir wollen uns auf einige ppen beschränken. Die Geldangaben haben wir in Mark umgerechnet.

Man fand folgende vorherrschende Wochenlöhne (nicht etwa Minimal= id Maximallöhne):

	Bauarbeiter			Maschinenbau			Buchdruck
	Maurer	Zimmerleute	Maler	Metalldreher	Schmiede	Taglöhner	Schriftsetzer
	Mark	Mark	Mark	Mark	Mark	Mark	Mark
gland und Wales (außer London)	38—41	37—40	32—38	32—36	32—36	18—22	28—33
eutschland . . . (außer Berlin)	27—32	28—32	25—30	27—33	29—33	18—22	25—27
ankreich	22—29	25—31	22—27	25—31	25—32	16—20	23—29
lgien	21—25	21—26	19—22	21—25	21—25	13—17	20—23
reinigte Staaten .	111—129	69—92	66—87	65—76	69—87	38—45	70—83

Setzt man die Ziffern für England gleich 100, dann erhält man folgen Verhältnisziffern:

	Maurer	Zimmerleute	Maler	Dreher	Schmiede	Taglöhner	Setze
England	100	100	100	100	100	100	100
Deutschland . . .	75	77	78	88	90	100	83
Frankreich	65	72	69	80	84	87	85
Belgien	58	60	58	66	66	73	69
Vereinigte Staaten .	301	210	217	203	225	203	246

Für die Gesamtheit der untersuchten Arbeiterschichten berechnete man d Verhältnis: England 100, Deutschland 83, Frankreich 75, Belgien 63, Vereini Staaten 232.

Diese Zahlen sind sehr lehrreich. Sie zeigen, daß das Verhältnis der Lohnhö der verschiedenen Berufe zueinander in jedem der verschiedenen Staaten e anderes ist. In England und noch mehr in den Vereinigten Staaten sind Metallarbeiter schlechter gestellt als die Bauarbeiter. In Deutschland, Frankrei Belgien ist das keineswegs der Fall. Besonders bemerkenswert aber ist es, daß unqualifizierten Arbeiter in England keine höheren Löhne beziehen als in Deuts land. Und der Unterschied zwischen unqualifizierten und qualifizierten Arbeite ist in England und Amerika weit größer als in Deutschland, Frankreich, Belgi.

So betrug zum Beispiel der Unterschied zwischen den Löhnen der Maurer u Taglöhner:

	In Mark	In Prozent des Lohnes der Taglöhner rund
England	19—20	100
Deutschland	9—10	50
Frankreich	6—9	40
Belgien	8	50
Vereinigte Staaten	73—84	200

In England ist also der Lohn eines Maurers doppelt, in Amerika sogar d mal so hoch wie der eines Taglöhners. In den drei Industriestaaten des w europäischen Festlandes beträgt jener dagegen nur das Anderthalbfache die. Man sieht, wie in England und Amerika die qualifizierten und organisierten beiter in viel höherem Maße eine Aristokratie bilden wie bei uns. Die Zahl zeigen uns aber auch, inwieweit man aus den hohen Ziffern, die aus England d Amerika über die Lebenshaltung der organisierten Arbeiter mitgeteilt werden, f den Wohlstand der Bevölkerung schließen darf. Dabei sind hier nur Wochenlö e in Betracht gezogen, nicht die Jahreseinnahmen. In England herrscht meist e größere Arbeitslosigkeit als in Deutschland. Die Jahreseinnahmen der unqu fizierten Arbeiter werden also in England noch niedriger sein als bei uns. (Ve gleiche auch Rothsteins Artikel über die englische und deutsche Enquete „Das proletarische Elend in England und Deutschland". „Neue Zeit", XXVII, 1, S. 3.)

Neben den Löhnen wurden die Arbeitszeiten erhoben. Auch da finden wir ge waltige Unterschiede, die Reihenfolge der Staaten ist aber dieselbe. Nehmen ir als Illustration dieselben Gewerbe wie oben bei der Lohnstatistik, dann fin n wir als durchschnittliche Zahl der Arbeitsstunden in der Woche:

	Maurer	Zimmerleute	Maler	Dreher	Schmiede	Taglöhner	Set
England	52½	53	53½	53	53	53	52
Deutschland . . .	59	59	59	59½	59½	59½	54
Frankreich . . .	64½	64	63	60¼	60½	60¼	59
Belgien	67½	67½	68¼	60½	60½	60½	59
Vereinigte Staaten	46	47¾	47½	56¼	56	56¼	49

Die Unterschiede in der Arbeitszeit zwischen den verschiedenen Staaten sind also sehr groß, nicht aber jene zwischen den qualifizierten und unqualifizierten Arbeitern des gleichen Berufs im gleichen Lande, was sich durch die Notwendigkeit des Zusammenarbeitens erklärt. In England und Amerika sind auch in bezug auf die Arbeitszeit die Bauarbeiter besser daran als die Metallarbeiter, dagegen haben diese in Frankreich und Belgien weit kürzere Arbeitszeiten errungen als die Bauarbeiter.

Im allgemeinen bestätigt die Statistik die alte Erfahrung, daß lange Arbeitszeit und knapper Lohn Hand in Hand gehen.

Das tritt klar zutage, wenn man die Relativzahlen von Lohn und Arbeitszeit miteinander vergleicht. Die Zahlen für jeden Beruf in England sind gleich 100 gesetzt.

	Maurer		Zimmerleute		Maler		Dreher		Schmiede		Taglöhner		Setzer		Alle Arbeiter	
	Lohn	Arbeitszeit	Lohn	Arbeitszeit	Lohn	Arbeitszeit	Lohn	Arbeitszeit	Lohn	Arbeitszeit	Lohn	Arbeitszeit	Lohn	Arbeitszeit	Lohn	Arbeitszeit
England . .	100	100	100	100	100	100	100	100	100	100	100	100	100	100	100	100
Deutschland .	75	112	77	111	78	110	88	112	90	112	100	112	83	103	83	111
Frankreich .	65	123	72	121	69	118	80	114	84	114	87	114	85	113	75	117
Belgien . .	58	129	60	127	58	126	66	114	66	114	73	114	69	114	63	121
Ver. Staaten .	301	87	210	90	217	89	203	106	225	106	203	106	246	93	232	96

Hier handelt sich's natürlich nur um Geldlöhne. Um die wirkliche Lage des Arbeiters zu erfassen, müssen wir auch die Preise kennen lernen, die der Arbeiter für seine Lebensbedürfnisse zu zahlen hat. Da finden wir die Lage des amerikanischen Arbeiters nicht ganz so überwältigend günstig, wie sie nach den Zahlen der Geldlöhne erscheint.

Die Hauptausgaben des Arbeiters treffen Wohnung und Nahrung. Aus den Angaben für erstere seien folgende Zahlen der vorherrschenden Mietzinse genommen. Sie gelten für Wohnungen mit drei Räumen (Stube, Kammer, Küche). Sie kosteten wöchentlich:

	Mark	Verhältniszahl	
		Miete	Geldlohn
England und Wales (ohne London) . . .	3,80—4,60	100	100
Deutschland (ohne Berlin)	3,60—4,90	100	83
Frankreich (ohne Paris)	3,00—4,20	86	75
Belgien	2,20—2,90	61	63
Vereinigte Staaten	6,90—9,80	198	232

Am schlechtesten scheint danach der deutsche Arbeiter dran zu sein. Seine Ausgaben für die Wohnung sind ebenso hoch wie die des englischen — bei gleichen Ansprüchen —, sein Geldlohn aber erheblich niedriger. Ja, man kann die deutsche Miete höher ansetzen als die englische, weil in letzterer die Gemeindesteuern inbegriffen sind, die der deutsche Arbeiter gesondert bezahlen muß. Nach Abzug der Gemeindesteuern wäre die englische Vergleichungszahl für Miete auf 81 statt auf 100 anzusetzen. Beim amerikanischen Arbeiter überwiegt die Verhältniszahl seines Lohnes am meisten die seiner Miete. Aber immerhin reicht jene Zahl doch recht nahe an diese heran. Von seinem höheren Lohne kommt ein erheblicher Teil nicht ihm zugute, sondern der Grundrente.

Betrachten wir nun die Preise der Nahrungsmittel im Kleinhandel — jen Preise, die uns heute, angesichts der Teuerung, am meisten interessieren und d uns veranlaßten, uns mit den Ziffern der englischen Enquete zu beschäftigen.

Wie beim Arbeitslohn, der Arbeitszeit und der Wohnung wollen wir auch hi nicht das ganze Material vorführen, das in der Enquete verarbeitet ist, sonde einige Kategorien herausheben, die für den allgemeinen Charakter der unte suchten Erscheinungen von Wichtigkeit sind. Man fand als vorherrschende Prei (die Maße sind englische, 1 Pfund = 453 Gramm, 1 Gallone = 4½ Liter, 1 Qua = 1⅛ Liter):

In	1 Pfd. Zucker	1 Pfd. Butter	7 Pfd. Kartoffeln	7 Pfd. Weizenmehl	1 Quart Milch	1 Pfd. Rindfleisch	1 Pfd. Schweinefleisch	1 Gallo Petro leum
	Pfg.	Pfg.	Pfg.	Pfg.	Pfg.	Pfg.	Pfg.	Pfg.
England und Wales (ohne London)	17	103—120	21—29	68—86	25—26	42—50[1] 63—71[2]	63—71	59—6
Deutschland (mit Berlin)	19—20	110—125	19—26	97—118	21—23	67—76	76—92	80—9
Frankreich (mit Paris)	23—25	95—120	27	105—130	19—23	55—69	65—92	111—1
Belgien	23—32	107—116	21—27	80—86	19	50—59	63—82	57—6
Vereinigte Staaten	23—25	134—149	50—70	97—113	36—40	50—67	50—63	?

Setzen wir an Stelle der absoluten Zahlen Verhältniszahlen, die Preise En lands für jede Warenkategorie gleich 100 gesetzt, so finden wir:

	Zucker	Butter	Kartoffeln	Weizenmehl	Milch	Rindfleisch	Schweinefleisch	Petr leum
England	100	100	100	100	100	100	100	10
Deutschland	119	105	88	140	75	122	123	13
Frankreich	144	94	100	153	71	109	116	18
Belgien	150	98	92	107	64	96	106	9
Vereinigte Staaten	144	126	233	139	129	104	81	?

Also nur Kartoffeln und Milch sind — oder waren wenigstens noch vor einig Jahren — in Deutschland billiger als in England. Alles andere ist bei uns teu als dort und, ausgenommen Zucker, auch als in Belgien. *Unsere Fleisc preise waren schon 1905 die höchsten in Westeuropa*, das Weize mehl bei uns fast anderthalbmal so teuer wie in England. Nur das schutzzöllneris Frankreich darf sich noch höherer Mehlpreise rühmen als das Deutsche Reich. We die Schutzzöllner uns weismachen wollen, daß der Arbeiter beim Schutzzoll a Produzent mehr gewinne, wie er als Konsument verliere, weil der Schutzzoll d Industrie fördere — der industrielle Schutzzoll direkt, der agrarische indirekt du Stärkung der Kaufkraft der Arbeiter —, so wird dies durch das Beispiel Fra reichs widerlegt, wo der Hochschutzzoll wohl hohe Preise erzeugt, keineswegs a hohe Löhne.

Vergleichen wir die Verhältniszahlen für Weizenmehl und Schweinefleisch m denen der Geldlöhne, dann erhalten wir folgende Ziffern:

	Arbeitslohn	Mehl	Schweinefleisch
England	100	100	100
Deutschland	83	140	123
Frankreich	75	153	116
Belgien	63	107	106
Vereinigte Staaten	232	139	81

Die Verteuerung der Lebenshaltung durch den agrarischen Schutzzoll i Deutschland und Frankreich springt hier aufs schärfste in die Augen. Man fi

[1] Überseeisches. [2] Im Lande geschlachtetes.

chzeitig, wie lächerlich es ist, die Teuerung den hohen Löhnen zuzuschreiben. Die dlöhne in Amerika sind fast dreimal so hoch wie die in Deutschland, und trotz= ist dort Mehl nicht teurer und Fleisch billiger als bei uns.

Zum Schlusse untersucht die Enquete, was eine durchschnittliche Arbeiter= ilie in England zu ihrer Ernährung in der Woche bei den dort gegebenen eisen zu verausgaben hat und wie hoch sich die Kosten gleicher Ernährung bei Preisen der anderen Länder belaufen würden. Es wird angenommen, daß Arbeiterfamilie in der Woche 5⅓ Pfund Zucker, 1½ Pfund Speck, ¾ Pfund se, 2 Pfund Butter, 17 Pfund Kartoffeln, 10 Pfund Mehl, 22 Pfund Brot, Quart Milch, 4½ Pfund Rindfleisch, ½ Pfund Schweinefleisch, 1½ Pfund mmelfleisch verbraucht. Die Kosten dafür werden bei den englischen Preisen f 14 Mark berechnet. Nehmen wir an, die Familie benutze eine Wohnung von i Räumen, so hätte sie etwa 4 Mark dafür auszugeben, zusammen also 18 Mark. nem Schriftsetzer, der 28 bis 33 Mark in der Woche verdient, blieben also für Deckung der übrigen Bedürfnisse 10 bis 15 Mark. Führen wir die Ver= ichung für die übrigen Länder fort, dann ergibt sich:

	Ausgaben für		Wochenlohn	Es verbleiben vom Lohne
	Nahrung	Miete	Schriftsetzer	
	Mark	Mark	Mark	Mark
ngland	13,93	3,80—4,60	28—33	10—15
eutschland	16,35	3,60—4,90	25—27	5—7
rankreich	13,78	3,00—4,20	23—29	6—12
elgien	13,79	2,20—2,90	20—23	4—7
ereinigte Staaten . .	19,97	6,90—9,80	70—83	43—56

Die Ziffer für Frankreich ist in der Vergleichung des amerikanischen Arbeits= tes zu niedrig berechnet, da aus Frankreich keine Preise für Speck und Käse gegeben sind. Setzt man sie nach dem belgischen Maßstab an, dann erhöhen sich Lebenskosten in Frankreich von 13,78 Mark auf 15,32 Mark, der Überschuß des chenlohns reduziert sich auf 4 bis 10 Mark.

Der Löwenanteil vom Lohn fällt also überall in Europa den Feld= und Haus= rariern, der ländlichen und städtischen Grundrente zu. Der amerikanische Ar= iter hat 40 Prozent seines Lohnes für Wohnung und Nahrung auszugeben, der glische 60; der deutsche, der französische und der belgische müssen dafür rund Prozent opfern, der belgische wegen seines elenden Lohnes, der deutsche wegen hohen Lebensmittelpreise und Mieten. Nur 20 Prozent bleiben ihm für alles dere übrige — Heizung und Beleuchtung, Mobiliar, Kleidung, Genußmittel, rtbildung, Versicherung gegen Krankheit und Arbeitslosigkeit, Steuern, Straßen= hn usw.

Oder vielmehr, nur 20 Prozent blieben ihm, wenn er ebenso lebte und wohnte e der englische Arbeiter. Da er aber weit mehr als 20 Prozent seines Ein= nmens für die anderen Bedürfnisse zu verausgaben hat, muß er eben schlechter hnen und essen. Und trotzdem bleibt ihm für Produkte der Industrie doch nicht so l übrig als dem englischen oder gar dem amerikanischen Arbeiter. Dabei haben r einen besser bezahlten Arbeiter genommen, nicht einen Taglöhner. Dessen ochenlohn würde in England gerade hinreichen, die Kosten für eine erträgliche ohnung und ausreichende Nahrung zu tragen, aber nicht für mehr. In n Ländern des europäischen Festlandes reicht der Lohn des unqualifizierten Ar= iters nicht einmal dafür aus. Und selbst in Amerika läßt er nur einen geringen erschuß.

Wollte sich der Taglöhner ausreichende Nahrung und Wohnung gestatten, so staltete sich nach der Berechnung der englischen Enquete sein wöchentliches udget folgendermaßen:

	Nahrung und Miete rund Mk.	Wochenlohn Mk.	Überschuß (+) oder Defizit (—) Mk.
England	18	18 bis 22	0 bis + 4
Deutschland	20	18 = 22	— 2 = + 2
Frankreich	19	16 = 20	— 3 = + 1
Belgien	16	13 = 17	— 3 = + 1
Vereinigte Staaten	27	38 = 45	+ 11 = + 18

Dabei sind hier Wochenlöhne gerechnet, nicht Jahreslöhne. Es wird aber wenig[e] Arbeiter geben, die das ganze Jahr hindurch voll beschäftigt sind. Die durch[-]schnittliche Einnahme in der Woche ist also noch geringer als der Wochenlohn. Das völlig Unzureichende der Löhne der unqualifizierten, unorganisierten Ar[-]beiter, also der großen Masse der Arbeiterschaft, ist damit wiede[r] einmal deutlich dargetan. Davon wissen freilich unsere ökonomischen Schönfärbe[r] nichts, denn sie untersuchen fast stets nur die Verhältnisse der Arbeiterelite.

Die Erhebungen, die jene Zahlen lieferten, wurden vor einigen Jahren vor[-]genommen, ehe noch die große Teuerung einsetzte. Deren Einfluß ist in ihnen noch nicht merkbar. Es ist nicht wahrscheinlich, daß sie alle Länder in gleicher Weise erfaßte. In den Ländern des Freihandels scheint sie nicht so schroff auf[-]zutreten wie in denen des Agrarzolls. Sauerbeck gibt folgende Verhältnisziffern der Preise von 45 der wichtigsten Artikel an (die Preise für 1904 gleich 100 gesetzt)

	1904	1905	1906	1907	1908	1909
England	100	103	110	113	104	106
Deutschland	100	104	110	117	110	110
Frankreich	100	106	113	116	110	113
Vereinigte Staaten	100	103	110	116	110	113

Aber selbst wenn sie in allen Ländern in gleichem Maße aufträte, überall di[e] Nahrungsmittel in gleichem Verhältnis verteuerte, so ist es doch klar, daß die Teue[-]rung der Nahrungsmittel bei sonst gleichen Umständen in dem Maße drückende[r] wirken muß, in dem die Ausgaben für Nahrung einen größeren Prozentsatz de[s] Einkommens verschlingen. Die Teuerung muß verzweifelte Zustände schaffen, wenn sie von einer Steigerung der Wohnungsmieten begleitet wird.

Es kann also kein lächerlicheres Argument zugunsten des Agrarzolls geben als den Hinweis auf den internationalen Charakter der Teuerung. Jawohl, sie ist international, sie bedrückt die arbeitenden Massen in der ganzen, dem Kapitalis[-]mus erschlossenen Welt, aber sie bedrückt sie weit mehr in den Ländern des Agrar[-]zolls als in denen des Freihandels. Und sie wirkt viel aufreizender hier wi[e] dort. Denn was bei vorherrschendem Freihandel als ein Ergebnis übermächtige[r] ökonomischer Gewalten erscheint, die nur ein völliger Umsturz der bestehenden Produktionsweise zu überwinden vermöchte, erscheint in den Ländern des Schutz[-]zolls als ein frivoler, künstlich geschaffener Wucher einer kleinen Anzahl Privi[-]legierter, der sofort zu beseitigen ist, wenn diesen Privilegierten die Staats[-]gewalt entrissen wird, durch die allein sie den Hunger erzeugen, um ihn zu einem profitablen Geschäft für sich zu gestalten.

Die Teuerung wirkt, weil sie international ist, in allen Ländern revolutio[-]nierend auf die Volksmassen. Aber nirgends mehr als dort, wo Agrarzölle be[-]stehen.

Das Agrariertum ist der provozierendste, aufreizendste, revolutionierendste soziale Faktor unserer Zeit.

Wenn wir heute Katastrophen näher stehen als je seit vierzig Jahren, so ver[-]danken wir dies in erster Linie den Agrariern.

Kleinstaaterei.

Von **Bruno Bieligh.**

Im grünen Herzen Deutschlands, im schönen Thüringen, liegt Schwarzburg-ndershausen, ein kleiner Staat, der eben wegen seiner Zwerghaftigkeit im ubel des politischen Lebens Deutschlands vollständig zur Bedeutungslosigkeit abgedrückt worden ist und von dessen wirtschaftlichen und politischen Zuständen halb Deutschlands Bevölkerung außerhalb der Grenzen dieses Staates nur nig unterrichtet ist. Es dürfte daher äußerst angebracht sein, diese Zustände ein-l kritisch zu beleuchten, weil sie getreu widerspiegeln, wie sehr solche kleinen Ge-inwesen zum Tummelplatz der reaktionären Machenschaften der herrschenden asse und ihres geschäftsführenden Ausschusses, der sogenannten Regierung, ge-acht werden.

Das Fürstentum Schwarzburg-Sondershausen hat einen Flächeninhalt von 2,11 Quadratkilometer und zählt 89 917 Einwohner. Es zerfällt territorial in ei Teile: die Oberherrschaft, welche die beiden Landratsamtsbezirke Arnstadt Gehren umfaßt, und die Unterherrschaft, die von den Landratsamtsbezirken eleben und Sondershausen gebildet wird. Beide Teile werden durch Preußen einander geschieden. Die Oberherrschaft ist der in der Entwicklung fortge-ittenere Teil des Fürstentums. Sie zählt bei einem Flächeninhalt von 342,96 adratkilometer 48 537 Einwohner, während die Unterherrschaft einen Flächen-alt von 519,15 Quadratmeter umfaßt und 41 380 Einwohner zählt. Die Be-erung der Unterherrschaft weist gegenüber der Volkszählung von 1905 eine Ver-rung um 1428, die der Oberherrschaft um 3437 auf. Fast die gesamte Industrie Fürstentums liegt in der Oberherrschaft. Außer dem in kräftiger Entwicklung enden Kalibergbau ist in der Unterherrschaft wenig Industrie vorhanden. dwirtschaft und Handwerksbetriebe sind hier die Signatur. Von der Bevölkerung en im Jahre 1907 beschäftigt in der Landwirtschaft 13 195, in der Industrie chließlich Handel und Verkehr 19 584. Von den in Industrie, Handel und Ver- Beschäftigten arbeiteten noch 7249 nebenberuflich in der Landwirtschaft. Die ptsächlichsten Industriezweige sind außer dem bereits angeführten Bergbau s- und Porzellanfabrikation, Schuh- und Handschuhindustrie, Maschinenbau, ngießerei, Holzbearbeitungsindustrie. Die größte Stadt des Fürstentums ist stadt mit 17 841 Einwohnern. Sie ist gleichzeitig die einzige Gemeinde mit r als 10 000 Einwohnern.

Über die Lebenslage der Einwohner gibt uns die beste Aufklärung eine Denk-ift der Regierung. Nach dieser Denkschrift hatten im Jahre 1906 im Bezirk Arn-t von allen Steuerpflichtigen 67 Prozent ein Einkommen unter 900 Mark. Der irk Sondershausen zählte 70 Prozent, der Bezirk Ebeleben 77 Prozent und der irk Gehren sogar 80 Prozent der Steuerpflichtigen mit einem derartigen Jahres-ommen. Dieses Bild zeigt uns den größten Teil der Bevölkerung mit einem kommen, das in Preußen noch steuerfrei ist. Die Bezirke, in denen im Jahre die Gewerkschaften fast noch keinen Einfluß hatten, weisen naturgemäß die rigsten Einkommen auf. Seit dieser Zeit ist ja manches gebessert. Dem ver-rten Einfluß der Gewerkschaften im Bezirk Arnstadt und Gehren ist es ge-en, die Verhältnisse zu verbessern durch Lohnerhöhungen. Auf der anderen e ist natürlich durch die wirtschaftspolitischen Vorgänge diese Aufbesserung der e wieder illusorisch gemacht worden.

Die Verwaltung des Landes ist sehr kostspielig. An der Spitze der Regierung der Fürst. Die Regierung wird von ihm ausgeübt unter der Mitwirkung des isteriums und des Landtags. Das Ministerium besteht aus drei stimmführen-Mitgliedern; an seiner Spitze steht der Staatsminister. Jedes Mitglied des isteriums ist für seinen Wirkungskreis verantwortlich. Der Landtag ist befugt, n Mitglieder des Ministeriums bei Verletzung der Verfassung oder bei Amts-tzungen Anklage zu erheben. Die eingehenderen Bestimmungen hierüber sind

einem besonderen Gesetz vorbehalten, das bis jetzt jedoch noch nicht erlasse Außerdem bestehen als untere Verwaltungsbehörden vier Landratsämter.

Schwarzburg-Sondershausen hat keine Zivilliste. Der Fürst bezieht eine mänenrente von 500 000 Mark jährlich. Das Kammergut, aus dem diese Domä rente gezahlt wird, ist fideikommissarischer Besitz des fürstlichen Hauses und un außer den Schlössern und sonstigen Gebäuden, Fischereien usw. 24 Domänen 7704 Hektar und 17 Forstreviere mit einer Gesamtfläche von 17 235 Hektar. Ländereien und Wälder mußten früher mit ihren Erträgnissen natürlich auc Ausgaben für Schule und Wegebauten und alles, was zur Unterhaltung des La nötig war, decken. Bei Regelung des Domänenabkommens sind diese geldforder Teile der Landesverwaltung dem Lande zugewiesen worden, und die geldbrin den blieben Eigentum des fürstlichen Hauses. Der jeweils regierende Fürst die Verwaltung und Benutzung des Kammergutes mit Ausnahme bestimmter standteile, deren Benutzung dem Fürsten vorbehalten bleiben, der Landesver tung übertragen. In diesem Falle sind an den Fürsten die obenerwähnten 50 Mark zu zahlen. Dem Kammerschuldentilgungsfonds sind 96 000 Mark zuzufü Von den Jahreserträgen über 832 000 Mark hinaus sind 30 000 Mark an Kammerschuldentilgungsfonds abzuführen, die zur Bestreitung notwendiger B zu verwenden sind, deren Errichtung dem Staat für Rechnung des Kammer obliegt. Über den Jahresertrag von 862 000 Mark hinausgehende Überschüss hören zu drei Fünfteln dem Fürsten und zu zwei Fünfteln dem Staate. Die waltung des Kammergutes kann der Fürst jederzeit wieder selbst überneh Dann sind aus den Erträgnissen des Kammergutes 300 000 Mark an die Günther-Stiftung abzuführen, die ihre Einkünfte zur Unterhaltung der hö Schulen in Sondershausen und Arnstadt, für die Volksschulen, für kirchliche andere öffentliche Zwecke zu verwenden hat. Die 300 000 Mark müssen in Linie verwendet werden für die Gymnasien und Realschulen in Sondershausen Arnstadt, soweit deren Bedürfnisse nicht gedeckt werden können von dem 90 Mark betragenden Grundstock der Karl-Günther-Stiftung. Der Grundstock sta aus dem Kriegsentschädigungsfonds. Dann sind weiter zu verwenden 30 000 für Gehälter der Geistlichen, 60 000 Mark für die Volksschullehrer und das ü für andere Zwecke im obenbezeichneten Rahmen. Zurzeit ist die Verwaltung Nutznießung des Kammergutes der Landesverwaltung übertragen, und der bekommt deshalb die 500 000 Mark betragende Domänenrente. Dafür hat s verständlich der Staat dann die gesamten Kosten der Landesverwaltung zu streiten.

Der Landtag ist das Muster einer Volksvertretung im Sinne der Agra Das Wahlgesetz stammt vom 14. Januar 1856 und ist abgeändert durch Gesetz 13. April 1881 und 19. April 1904. Die Volksvertretung besteht aus 18 Abg neten, von denen der Fürst 6 auf Lebenszeit ernennt. Weitere 6 Abgeord werden gewählt von den 300 Wahlberechtigten, welche die höchsten direkten St steuern bezahlen. Die übrigen 6 Abgeordneten gehen hervor aus allgeme Wahlen. Das Wahlrecht zu diesen Wahlen ist öffentlich und indirekt. Dank di Wahlrecht ist es bisher nicht möglich gewesen, Vertreter der arbeitenden völkerung in den Landtag zu entsenden. Alle Bemühungen der Sozialdemok auf Abänderungen und Beseitigung dieses elendesten aller Wahlgesetze bisher ohne Erfolg geblieben. Bei Behandlung einer Petition des Lan vorstandes der sozialdemokratischen Partei in der letzten Tagung des Land erklärte der Vertreter der Regierung, die Regierung werde die Übertragung Reichstagswahlrechtes auf die Wahlen zum Landtag für Schwarzburg-Sond hausen so lange ablehnen, solange die Sozialdemokratie darum petitioniere. V versammlungen und Petitionen haben bisher versagt. Demonstrationen auf Straße müssen wirkungslos bleiben, weil trotz einer hohen prozentualen Bet gung der Bevölkerung an diesen eine eigentliche Massendemonstrat eben wegen der Kleinheit unserer Verhältnisse nie zustande kam und nicht

nde kommen wird. Eine Änderung kann nicht eher eintreten, als bis es endlich h gelingen wird, einen Vertreter der Sozialdemokratie in den Landtag zu ihlen, der dann im Landtag der herrschenden Klasse die schreiende Ungerechtig=t so lange vorzuhalten hätte, bis sie endlich doch dem Drange des Fortschritts) nicht mehr verschließt. Im Wahlrechtskampf stand bisher die Sozialdemo=atie allein. Jetzt haben ein Häuflein unentwegter Fortschrittsseelen den Be=luß gefaßt, beim Landtag zu petitionieren wegen Änderung des Wahlrechtes, d gemeint, der Landtag werde sich ihrem Wunsche fügen. Von den Fort=rittlern ist aber sehr wenig zu erwarten. Die haben den Mund immer gehörig ll genommen, sind aber immer sehr bald auf dem Rückzug anzutreffen gewesen. rtschrittler, die für die Reichstagswahlen den verkappten Konservativen Bär=nkel, der sich als nationalliberal bezeichnet, unterstützen, verdienen den Namen rtschrittler schon nicht mehr. Vor diesen Leuten wird die agrarische Clique im ndtag nicht zurückweichen, weil hinter der Forderung ja nicht einmal der ehr=he Wille der Fordernden steht. Die ganze Sache entpuppt sich beim genaueren nsehen als ganz einfache Wahlmache.

Diesen idealen Zuständen entsprechen natürlich auch weiter unsere Gemeinde=nung, unsere Gesindeordnung sowie das Steuergesetz. Die Gemeindeordnung timmt für die Wahlen zu den Gemeinderäten die Dreiklasseneinteilung. Das lbstverwaltungsrecht der Gemeinden steht nur auf dem Papier. Der Landrat in jederzeit Ausgabepositionen für die Schule, Kirche und anderes zwangsweise i den Etat der Gemeinden einstellen, wenn die Gemeindevertretung diese ab=nt. Die Gemeinden haben die Schulen zu bauen und die Unterhaltung der hulen, vor allem die Besoldung der Lehrer zu bestreiten; die Verfügung über Schulen aber haben lediglich Staat und Kirche. Infolge der hohen Schullasten, die Gemeinden aufzubringen haben, müssen diese ungeheuer hohe Zuschläge : Einkommensteuer erheben. Es gibt Gemeinden mit mehr als 200 Prozent meindezuschlag. Wenn der Staat sein alleiniges Abbaurecht für Bergwerke aus=zen würde, hätte er genügend Mittel zur Bestreitung der Ausgaben für die hulen, und die Steuern lasteten nicht in so erdrückender Weise auf den ohnehin anziell schwachen Schultern der arbeitenden Bevölkerung. Die Kalibergwerke, ungeheure Gewinne abwerfen, hat man aber privaten Unternehmern zur Aus=tung überlassen.

Staatseinkommensteuer muß bezahlen, wer 300 Mark und mehr verdient. nd in einem Haushalt mehrere erwachsene Personen, die Verdienst haben, dann rd bei der Einschätzung zur Steuer der Verdienst dieser Familienmitglieder n des Haushaltungsvorstandes zugezählt. Die Folge davon ist, daß der Haus=tungsvorstand in eine höhere Steuerklasse versetzt wird und eine Summe an euern bezahlen muß, die er nicht zu zahlen hätte, wenn jedes Mitglied getrennt geschätzt würde. Anträge der sozialdemokratischen Partei auf Heraufsetzung Steuerfreiheit bis zu einem Einkommen von 900 Mark sind abgelehnt worden, l angeblich eine Änderung des Steuergesetzes in Aussicht sei. Bei einer Aus=ung der Kalischätze durch den Staat wäre auch diese beantragte Änderung chführbar gewesen. Es ist ja auch eine Änderung der Gemeindeverfassung in eit, aber die Staatsbürger bekommen nichts davon zu hören. Kein Entwurf Regierung für irgendwelches Gesetz kommt den Staatsbürgern zur Kenntnis. t wenn das Gesetz bereits fertig ist, wird es der Bevölkerung bekanntgegeben. Landtag erfolgt die Behandlung in einer Kommission, also hinter ver=ossenen Türen. Die Kommissionsbeschlüsse werden fast ausnahmslos im num des Landtags bestätigt.

Einen Ausweg aus diesen Zuständen gibt es vorläufig nicht. Der Landtag seiner Zusammensetzung wird sich noch lange gegen eine Beschneidung der Vor=te der besitzenden Klasse wehren. Es gibt ja Leute, die an eine Änderung uben, sobald eine Verschmelzung der beiden Fürstentümer Schwarzburg=idershausen und Schwarzburg=Rudolstadt zustande kommt. Diese Zusammen=

legung wird aber noch lange auf sich warten lassen, weil durch den Ausfall der Landtagswahlen in Schwarzburg-Rudolstadt nicht die Möglichkeit besteht, die gesamte Verfassung und Verwaltung in Rudolstadt auf das Niveau der Schwarzburg-Sondershäuser Zustände herabzudrücken. Wir haben für Schwarzburg-Sondershausen und für Schwarzburg-Rudolstadt einen Fürsten und einen Staatsminister, aber die Verwaltung ist vollständig getrennt, und allen Vernunftgründen und allen finanziellen Bedenken gegenüber wird man nicht Zustände opfern, die man so gern überall einführen möchte, nicht nur für die Einzelstaaten, sondern auch für das Reich. Das Volk hat eben nichts „tau seggen", bis es sich den herrschenden Gewalten in aller Form und Deutlichkeit in Erinnerung bringt. Dazu ist die Gelegenheit gegeben bei den bevorstehenden Reichstagswahlen. Wenn sich die Empörung der Massen in der Abgabe roter Stimmzettel Luft macht, dann dürfte unsere herrschende Klasse gewarnt und der Vorwärtsbewegung der Weg geebnet sein. Wenn es also den Fortschrittlern wirklich Ernst mit ihren Worten ist, dann müßten sie nun durch Taten den Beweis liefern. Das Volk der Arbeit wird seine Schuldigkeit tun.

Liberale Stichwahldisziplin.

Von **Jean Martin** (Mülhausen i. E.)

Die Redaktion der „Neuen Zeit" hat in einer Fußnote zu der Replik des Genossen Peirotes in Nr. 8 der „Neuen Zeit" auf meinen Artikel in Nr. 6 (Die Landtagswahlen und das Großblockexperiment in Elsaß-Lothringen) an die ursprüngliche Bedeutung des Wortes „Blockpolitik" erinnert, die mit der Bezeichnung von Verständigungen für Stichwahlen als „Großblockpolitik" nicht eigentlich in Einklang zu bringen ist. Es ist anzuerkennen, daß der Ausdruck zu Mißverständnissen führen kann. Wenn er gleichwohl in der politischen Tagespresse Elsaß-Lothringens auf die Parteikonstellation bei den Nachwahlen zum elsaß-lothringischen Landtag allgemein Anwendung gefunden hat, so mag dies dadurch mit herbeigeführt worden sein, daß es sich nach Lage der gesetzlichen Bestimmungen hier nicht um eigentliche Stichwahlen (etwa im Sinne des Wahlgesetzes für den deutschen Reichstag) handelt, sondern um einen einfachen zweiten Wahlgang, bei dem wie bei der Hauptwahl alles, was wählbar ist, sich um das Abgeordnetenmandat bewerben kann, nur mit dem Unterschied, daß jetzt das relative Mehr (an Stelle des absoluten) zur Wahl genügt. Dieser Zustand ermöglicht den Abschluß eines Wahlabkommens für das ganze Land auch in der Weise, daß beispielsweise zum gemeinsam zu unterstützenden Vertragskandidaten der Linken ein Liberaler avanciert, wenngleich der sozialdemokratische Gegenkandidat doppelt soviel Stimmen erhielt als er, oder auch umgekehrt. Das ist doch schon eine merklich intimere Vereinigung, als sie bei Reichstagsstichwahlen stattzufinden pflegt! Andererseits erfolgte das liberal-sozialistische Zusammengehen bei diesen Landtagsnachwahlen in Elsaß-Lothringen am 29. Oktober 1911 nicht etwa ohne programmatische Unterlage. Vielmehr bildeten die Grundlage des Abkommens die folgenden sozialdemokratischen Mindestforderungen, auf welche sich die liberalen Kandidaten öffentlich verpflichteten:

1. Beseitigung der Gemeindewohnsitzklausel und Einschränkung der Landeswohnsitzklausel im Wahlgesetz.
2. Einführung der progressiven Einkommen- und Vermögenssteuer, Abschaffung der indirekten Steuern auf Lebens- und Genußmittel.
3. Ausbau der Gewerbeinspektion, insbesondere gesetzliche Regelung des Bau-, Berg- und Hüttenarbeiterschutzes. Einführung des deutschen Gewerbegerichtsgesetzes, Vermehrung der Gewerbegerichte.
4. Sicherung des Koalitionsrechtes für alle Arbeiter und Angestellten der Privatindustrie, des Staates und der Gemeinde.

5. Bekämpfung aller auf die Klerikalisierung des Staates und seiner Einrich=ıngen, besonders der Schule, gerichteten Bestrebungen.

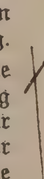
Auf Grund dieser Programmvereinbarung stimmten auch die an der Spitze ɜs radikalen Flügels der Partei stehenden Genossen dem Nachwahlabkommen für en 29. Oktober zu.

Genosse Peirotes bleibt nun dabei, daß die liberalen Wähler bei dieser Nach=ıahl die Wahlparole besser befolgt hätten als die sozialdemokratischen auf dem achen Lande, und er führt zum Beweis dafür an, daß nach dem Abkommen wischen den Parteien der Linken die sozialdemokratischen Wähler in 15 Wahl=reisen die liberalen Kandidaten „zum Siege führen" sollten, geschehen sei dies ber nur in 8 Wahlkreisen. „Sieben liberale Kandidaten blieben auf der Strecke." ein Zweifel daran. Aber es geschah nicht durch Verschulden der Sozialdemo=ratie. Wahlkreis für Wahlkreis fast läßt sich erforderlichenfalls nachweisen, daß ie sozialdemokratischen Stimmen auf den liberalen Vertragskandidaten durch=peg übergingen, und daß der Sieg des Reaktionärs regelmäßig den auch bei dieser lachwahl noch aufgebrachten Zentrumsreserven zu verdanken war. Wenn pirklich ausnahmsweise im Wahlkreis Brumath durch das Versagen eines Bruch=ils unserer Wähler dem Zentrum das Mandat „zugeschanzt" (!) worden sein ollte (bei der Hauptwahl wurden hier für den Liberalen 1817 Stimmen abge=eben und für den Sozialdemokraten 1090, bei der Nachwahl für den Liberalen 955, also mehr als vorher für beide zusammen), so stünden diesem einen Wahl=reis mehrere andere gegenüber, wo die liberalen Wähler beim Eintreten ir den sozialdemokratischen Vertragskandidaten noch ganz anders versagt haben. n Colmar=West=Münster, wo nach der Feststellung von Peirotes „mindestens 00 Arbeiterstimmen auf den Kandidaten der Klerikalen übergegangen" sein sollen, ıurde der von der Sozialdemokratie abkommengemäß unterstützte bürgerliche emokrat, ein Großindustrieller, gewählt. Dagegen wurde beispielsweise in Habs=eim=Landser der sozialdemokratische Vertragskandidat von den liberalen Wählern hmählich im Stiche gelassen: bei der Hauptwahl waren hier auf den Sozialdemo=raten 1793 Stimmen entfallen, auf einen Unabhängigen, der später die Parole benfalls für die Sozialdemokratie ausgab, 705 und auf den Liberalen 968; bei er Nachwahl entfielen auf den Sozialdemokraten 2626, während der Zentrums=andidat seine Stimmen nachweisbar vielfach durch den Übergang von liberalen Wählern von 1860 auf 2658 steigerte. Wenn die liberale Parteiführung bei den Verhandlungen von vornherein erklärte, daß es ihr in Gebweiler und Habsheim=andser unmöglich sein werde, den sozialdemokratischen Kandidaten durchzubringen, o entschuldigt dies keineswegs, daß sie zur Erfüllung der dann trotzdem über=ommenen Verpflichtung in Gebweiler für den sozialdemokratischen Kandidaten ar keinen Finger rührte!

Angesichts aller dieser Tatsachen glaube ich zu meiner Auffassung sehr wohl erechtigt zu sein. Mögen die Leser darüber urteilen! Von einer eingehenden Er=rterung des polemischen Teiles der Replik in Nr. 8 sehe ich in diesem Augenblick nd an dieser Stelle im Einverständnis mit der Redaktion der „Neuen Zeit" ab.

Literarische Rundschau.

obert Grimm, **Demokratie und Sozialismus.** Ein Wort zur Krise in der schweizerischen Sozialdemokratie. Zürich 1911. Im Selbstverlag herausgegeben vom Bildungsausschuß der Arbeiterunion Zürich. 48 Seiten. Preis 20 Pfennig.



Wenn die Anschauung richtig wäre, daß die Verwirklichung der Demokratie icht nur die unerläßliche, sondern auch die zureichende Vorbedingung für den Sieg es Sozialismus ist, dann böte kaum ein anderes Land so günstige Aussichten für ie sozialdemokratische Bewegung wie die freie Schweiz. Grimm zeigt in seiner einen Schrift, wie jener Glaube trügt, wieso gerade die kleinbürgerliche Demokratie

der Schweiz einen besonders ungünstigen Boden für die Entwicklung einer klasse bewußten Arbeiterbewegung bietet. Nicht nur das Vorherrschen der Landwirtsche über die Industrie und des Handwerks innerhalb dieser letzteren hemmen den Sozi lismus, sondern es kommen noch die besonderen Verhältnisse der Schweiz hinzu, w gerade die industriellen, besonders die großindustriellen Arbeiter zum großen Te Ausländer sind, die in der Schweiz keine politischen Rechte genießen, während a der anderen Seite die eingesessenen Arbeiter sich vielfach von der Landwirtscha noch nicht ganz getrennt haben, neben ihrer Lohnarbeit auch noch einen Fetzen Lan ihr eigen nennen. Dazu kommt dann noch die gerade durch die demokratische Ve fassung nahegelegte Versuchung, „praktischen Erfolgen" nachzujagen, das heißt, w Grimm sehr glücklich definiert (S. 25), die Bedürfnisse derjenigen Schichten zu b friedigen, die man für sich zu gewinnen hofft. Da aber die Lebensinteressen de Proletariats mit denen aller anderen Klassen in Widerspruch stehen, drängt da Streben nach praktischen Erfolgen stets dahin, kleinbürgerliche Politik zu mache gegen welche die Widerstände ungleich geringer sind als gegen proletarische. S kommt es, daß der „Grütliverein", der ursprünglich fast ganz vom Kleinbürgertu beherrscht war, dann sich theoretisch zur Sozialdemokratie bekannte, nun einen Rüc fall in die Form einer „nationalen Arbeiterpartei" erlebte. Im „Grütliverein", de größtenteils aus Schweizern Staatsbürgern besteht, und der Ausländer nur al Mitglieder zweiten Ranges aufnimmt, tritt eine nationalistische Strömung imme mehr hervor, die sich gegen die Ausländer auch in der Partei und gegen die vo ihnen vertretene radikalere Richtung wendet.

Grimm, der selbst natürlich durchaus nicht gegen den Kampf für Sozialreforme ist, zeigt, wohin die opportunistische, von kleinbürgerlichem Geist beherrschte Polit führt. Die kleine Schrift ist daher nicht nur denen zu empfehlen, die sich für di Parteibewegung in der Schweiz, sondern auch allen denen, die sich für die Frag der Beziehungen zwischen Demokratie und Sozialismus überhaupt interessieren.

G. Eckstei

Zeitschriftenschau.

In der „Critica Sociale" vom 1. November behandelt ein Redaktionsartike die **„Ergebnisse des Kongresses von Modena"**. Der Artikel lehnt zunächst die Be schuldigung ab, daß in Modena aus opportunistischen Gründen an der Resolutio der Mehrheit Abänderungen und Zusätze vorgenommen worden seien, und daß di Linksreformisten nur aus demagogischen Gründen zum Antiministerialismu übergegangen seien.

Auf den ersten Blick schien es, als ob sich in Modena die Zahl der Fraktione innerhalb der Partei noch vermehrt hätte. Während man früher nur eine Recht und eine Linke kannte, erschienen diesmal die Reformisten selbst in drei Lager ge spalten, und außer ihnen fanden sich noch die Integralisten und die Revolutionäre In Wirklichkeit ist aber nach des Autors Meinung die Partei nie so nahe an de völligen Einheitlichkeit gewesen wie gerade jetzt. „Nur zwei Tendenzen traten in der Diskussion und in der Abstimmung zutage; zwei Parteien in ihren Ansätzen und Grundlinien: die sozialistische Partei als Partei der Arbeiter und Klassenpartei Partei der politischen, ökonomischen und sozialen Umgestaltung, und auf der anderen Seite eine bürgerlich-radikale Partei als Ausläufer, Ergänzung und vielleicht auch als Zentrum neuer Lebenskraft des schlafenden und halb schwindsüchtigen bürgerlich-demokratischen Radikalismus."

Nachdem Turati mit diesen Worten das Tischtuch zwischen sich und den Bissolatianern zerschnitten hat, wendet er sich den Revolutionären zu und konstatiert, daß diese sich wesentlich verändert haben. Ein Artikel Lerdas in der „Soffitta" gilt ihm als Beweis dafür, daß die Revolutionäre heute mit jedem Dogmatismus, jeder Maßlosigkeit und mit der Verherrlichung der Gewalt gebrochen haben. Was nunmehr den Unterschied zwischen ihnen und den Linksreformisten bildet, das seien

Fragen des Mehr oder Weniger. Entscheidende prinzipielle Unterschiede be-
den nicht mehr.

Der Autor bestreitet dann, daß die Linksreformisten sich auf das revolutionäre
iet begeben hätten. Vielmehr sind es die Revolutionäre, die nach des Autors
nung ihre Ansicht wechselten. Schließlich stellt der Artikel in Abrede, daß in
in Modena siegreichen Linksreformisten nur der von Turati verlachte In-
alismus Morgaris wieder auferstehe. Morgari hätte die verschiedenen entgegen-
ɔenden Tendenzen vereinigen und versöhnen wollen, während die jetzt siegreiche
ktion gerade durch Abstoßung der äußersten Rechten und der äußersten Linken
Sieg davongetragen hätte.

Merkwürdig ist, daß der Artikel ausdrücklich darauf verzichtet, die Links-
rmisten als Vertreter der Kongreßmehrheit anzusehen. Er will nur die
mmen, die für die Tagesordnung Modigliani abgegeben wurden, mit denen
Tagesordnung Treves-Turati vereinigt sehen. „Die anderen, die uns bei einer
hwahl hätten zufallen können, geben wir gerne preis." Das bedeutet, in
ern ausgedrückt, daß die Linksreformisten sich begnügen, 9564 Stimmen zu
n gegen 8594 der Revolutionäre, 1986 der Bissolatianer und 1073 der In-
alisten. Einzigartig wie der Artikel ist auch diese Auffassung: ohne die Stimmen
Bissolatianer hätten die Linksreformisten nicht gesiegt, und sie können un-
lich von dieser Tatsache absehen, nachträglich die Splendiden spielen und die
er preisgeben.

Seit dem 19. November erscheint in Rom unter dem Namen „Azione Socialista"
Wochenblatt der Fraktion Bissolati, das wir, wie die revolutionäre „Soffitta",
unsere Zeitschriftenschau einbegreifen werden, obwohl es sich nicht um eine
ue handelt.

Aus der ersten Nummer heben wir einen Artikel Bissolatis hervor, der unter
Titel **„Exkommuniziert?"** die Stellung der äußersten Rechten in der
ei behandelt. Bissolati weist darauf hin, daß der Reformismus in der italie-
en Partei vom Jahre 1908 datiert, also von der Zeit, in der das Koali-
s- und Versammlungsrecht dem Proletariat gesichert wurde. Erst dadurch er-
n die Eroberung von Reformen möglich. Trotzdem konnte die Partei des Prole-
its sich nur dadurch zur Geltung bringen, daß sie sich je nach der Opportunität
ren Parteien anschloß. „Jener Klassenkampf, den das Proletariat allein gegen
kämpfen mußte, solange es galt, sich das Recht auf freie Entfaltung im po-
then Leben zu erobern, wird jetzt durch Transaktionen und Bündnisse fort-
zt: denn das Zusammenarbeiten der Klassen setzt voraus, daß jede Partei der
ren Bedingungen stellt und bestrebt ist, selbst möglichst gut dabei zu fahren.
Kampf verändert die Form, ohne das Wesen zu verändern: jede Partei, auch
ozialistische, erzielt durch ihn so viel Erfolge, als ihren Kräften und ihrer Ge-
theit entspricht. Wer leugnet, daß dies Reformismus sei, muß mit den Re-
ionären gehen." Der Artikel fährt dann fort, daß die Bissolatianer keine
re Schuld hätten als die, dem Reformismus treu geblieben zu sein. Turati
gen ließe ihn fallen, indem er in seiner Resolution erklärt, daß für den Re-
ismus die Transaktion und die Zusammenarbeit der Klassen nur etwas Zu-
ges und Außerordentliches seien. „Nein: solange die Sozialisten nicht die Mehr-
im Lande sind, werden die Transaktionen und die Zusammenarbeit der Klassen
etwas Zufälliges, sondern das Wesen selbst der reformistischen Methode sein.
der Transaktion und der Zusammenarbeit wird diese Methode sich normaler-
gegen den bürgerlichen Charakter der herrschenden Institutionen wenden."

Über die **„Stellung des Reformismus gegenüber der Auswanderung"** schreibt
sse G. M. Serrati in der „Soffitta" vom 1. Oktober. Der Autor, der Sekretär
talienischen Partei in der Schweiz ist, legt zunächst dar, wie sehr die Aus-
derungspolitik der italienischen Bourgeoisie die sozialistische Auffassung be-
zt, daß sich das Bürgertum den sozialen Problemen des Proletariats nur zu-
et, um seine eigene Machtstellung zu stützen. So hätte man angefangen, sich

um die Saisonauswanderung nach Mitteleuropa zu kümmern, nachdem die it nischen Auswanderer im Ausland den Konsuln eine Unmenge von Scherei machten und im Inland als sozialistische Agitatoren und sozialistische Wähler sorgnis erregten. Erst dann erschienen der Bischof Bonomelli und die Seinen ihrem Auswandererschutz auf der Bildfläche, erst dann fand der Staat Geld, die Schutzeinrichtungen dieser Herren, die natürlich konfessionellen Charakter ha zu unterstützen.

Diese Entwicklung hat aber die Reformisten keineswegs belehrt, daß die fängliche Taktik, die Auswanderer im Sinne des Klassenkampfes zu organisie die einzig richtige sei. Vielmehr haben sie, sobald klerikale Organisationen waren, mit ihnen gemeinsam gearbeitet, was zum Beispiel für die reformist „Umanitaria"[1] so weit ging, daß sie den Kampf der italienischen Sozialisten der Schweiz gegen die Anstalten des Bischofs Bonomelli indirekt desavouiert Diese Haltung der Reformisten hat geradezu die Folge gehabt, die Auswand der Organisation zu entfremden. Obwohl die „Umanitaria" in Bern, Zü St. Gallen, Winterthur Auswanderersekretariate unterstützt, sind die italieni Organisationen im Rückgang. Die Arbeiter werden eben dadurch abgestoßen, sie die Reformisten gemeinsam mit den Klerikalen vorgehen sehen. Was die formisten also tun, um Kräfte zu sparen, nämlich mit den Klerikalen gemein vorgehen, das führt tatsächlich zu einer gewaltigen Vergeudung der Kräfte.

Ein typischer Beweis dafür, daß die Reformisten sich von den Klerikalen Schlepptau nehmen lassen, liegt in der Geschichte der Mädchenheime. Die Ur nehmer der Schweiz, die viele Mädchen beschäftigen, bauen diese Heime bringen die in Oberitalien angeworbenen Arbeitskräfte dort unter. Die H werden von Nonnen geleitet und sind natürlich ein vorzügliches Mittel, die Mäd ganz von den Unternehmern abhängig zu machen. Trotz dieser unleugbaren sache hat sich Genosse Cabrini auf dem letzten „Kongreß der Italiener im land" bis zu einer Billigung dieser Mädchenheime bringen lassen, also zu e Stellungnahme, die absolut den Interessen des kämpfenden Proletariats wi spricht. Die Reformisten scheuen sich eben, die Bourgeoisie, soweit sie „g Willens" ist, vor den Kopf zu stoßen. Daß hinter dem guten Willen das Kla interesse steht, lassen sie nicht gelten.

Durch dieses Verlassen des Klassenstandpunktes von seiten der Reformi die in der „Umanitaria" ein bedeutendes Machtmittel in der Hand haben, wa möglich, daß auf dem letzten Kongreß der Italiener im Ausland die Priester Institution Bonomelli gemeinsam mit den Sozialisten stimmten. Die ganze Beschluß erhobene Resolution ist nach Serrati darauf berechnet, den Auswande Sand in die Augen zu streuen. Für die Mädchenheime wird gefordert, daß sie nach Kräften von den Unternehmern unabhängig machen sollen, was natürlich Ding der Unmöglichkeit ist. Weiter sollen die Unternehmer die Tarife einha die bekanntlich in der hier allein in Betracht kommenden Textilindustrie gar existieren. Kein Wort von der Knebelung der freien Arbeiterinnen durch di den Heimen der Unternehmer internierten. Jedes Kriterium des Klassenkam fehlt. Die Reformisten streben nur noch danach, möglichst viel Berührungspu mit den bürgerlichen und klerikalen Philanthropen zu finden, und reden sich ein, diese zu sich hinübergezogen zu haben.

Wie wenig übrigens diese reformistische Politik dazu beigetragen hat, die so listischen Auswanderer dem Reformismus zu gewinnen, das hat die Abstimm in Modena gezeigt: alle italienischen Sektionen des Auslandes haben für die solution Lerda gestimmt.

Oda Olbe

[1] Die „Umanitaria" ist eine philanthropische Stiftung, die ein Herr Loria in land durch eine letztwillige Stiftung von 20 Millionen gegründet hat, und deren Ver tung, die von Mailänder Arbeitern gewählt wird, in den Händen der Reformisten

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.



and Nr. 11 Ausgegeben am 15. Dezember 1911 30. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Parteien und Wahlen.

✗ Berlin, 9. Dezember 1911.

)er Reichstag der Blöcke hat ausgeatmet, des Hottentotten- wie des apsblocks, zweier Gebilde, derengleichen die deutsche Geschichte noch als gesehen hat und hoffentlich auch niemals wiedersehen wird.

s liegt jetzt abermals in der Hand der Wähler, ob sie sich zum so und elten Male nasführen lassen oder sich endlich klar darüber werden n, daß ihnen niemand helfen kann als sie selbst. Gründlich genug haben beiden Blöcke ihnen diese Lektion eingepaukt, der Hottentottenblock weniger als der Schnapsblock, und wer jetzt noch nicht belehrt ist, der , wie zu fürchten steht, in alle Ewigkeit unbelehrbar bleiben.

)er landesübliche Schwindel, mit dem gesinnungstüchtige Wahlen in schland gemacht zu werden pflegen, fehlt diesmal, obgleich nicht ver- t werden darf, daß der Abschluß des Marokkohandels, trotz aller Sünden, enen die Bethmann und Kiderlen in dieser Affäre sich beladen haben, eine kleine Wahlchance eröffnet. Sie verdanken diesen Erfolg nicht sondern der englischen Diplomatie, von der sich inzwischen heraus- lt hat, daß sie ebenso mit Wasser gekocht hat wie die deutsche und nicht gere Schuld als diese daran trägt, daß im vergangenen Sommer ein rieg nur mit knapper Not vermieden worden ist. Für die logisch nden Köpfe folgt daraus zwar nur, daß dem ganzen diplomatischen g und Unwesen, das die Entscheidung über das Schicksal der Millionen e Willkür einiger mittelmäßigen Personnagen stellt, der Kehraus ge- werden muß. Aber logisch zu denken, ist eben nicht die Sache des sters, und der nationale Tamtam über die „würdevolle" Haltung des skanzlers gegenüber den „englischen Anmaßungen" kann vielleicht einige Verwirrung anstiften, zumal da die Katzbalgerei zwischen Beth- und Heydebrand sich, wie es von jedem klar blickenden Politiker

vorausgesehen werden mußte, in den vollkommensten Einklang dieser schö
Seelen aufgelöst hat.

Alles in allem ist das aber doch nur ein beiläufiges Item, aus dem
ein großer Radau nicht machen läßt, und die Gesichter, die die bürgerlic
Parteien in ihren Wahlaufrufen schneiden, verkünden alles andere e
als fröhliche Siegeszuversicht. Das gilt hüben wie drüben, und der W
aufruf der Fortschrittlichen Volkspartei ist vielleicht der matteste von al
Diese edle Partei denkt gar nicht daran, die günstige Gelegenheit zu
nützen und ihren ramponierten Ruf ein wenig aufzufrischen; sie bleibt
der alten Humpelpolitik, wie sie von dem großen Staatsmann Eu
Richter geweiht worden ist; sie bläst nicht warm und nicht kalt, um
Stichwahlunterstützung weder der Reaktionäre noch der Revolutionäre
verlieren. Soweit sie sich noch den Luxus einer eigenen Meinung gesta
neigt sie freilich mehr auf die reaktionäre als auf die revolutionäre Se
einmal, weil ihr Herz sie dorthin stärker zieht, dann aber auch, weil die Ju
keinen Spaß verstehen, während die Sozialdemokraten, ohne irgendeine A
liebe für die schönen Augen des Freisinns, ihn immer noch als Kanonenfu
gegen die Reaktion für gut genug halten. Es wäre unglaublich, wenn
nicht wahr wäre, daß die offizielle Leitung der Fortschrittlichen Volkspa
dieser Tage ein freisinniges Blatt rüffelte, das mit einer gewissen Beh
lichkeit die für seine Partei einzig vernünftige Wahlparole verficht: F
gegen rechts! Aus Angst um die Mandate des Herrn Mugdan und ein
ähnlicher Größen, die nur durch konservative Stichwahlhilfe zu retten s
behandelt diese würdige Partei ihre Fahne als ein Taschentuch, womit
sich je nach dem dringlicheren Gebrauch bald den rechten, bald den li
Nasenflügel putzt, was Ludwig Bamberger schon vor einigen Jahrzeh
für die größte aller politischen Dummheiten erklärt hat.

Von Leuten, denen nicht nur die kleinen Vögel des preußischen Ord
staats, sondern auch die großen Blamagen des Hottentottenblocks aus
Knopflöchern gucken, mag am Ende nichts Besseres zu erwarten ge
sein; jedenfalls aber würde die sozialdemokratische Partei sogar auf
großen Vögel des preußischen Ordensstaats gerechten Anspruch erhe
dürfen, wenn sie sich mit solcher Gesellschaft in einen Großblock einla
wollte. Worauf allein noch gehofft werden darf, das ist die verstän
Einsicht der freisinnigen Wähler, die sich schon bei mehr als einer Nach
offenbart hat, dem Berliner Klüngel von sogenannten „Führern"
Trotz. Es mag ja ein hoher Genuß sein — über den Geschmack ist schlie
nicht zu streiten —, Herrn Mugdan im Reichstag schwatzen zu hören
einen so verdienten Patrioten auf der Treppe der Orden und Titel
Stufe nach der anderen erklimmen zu sehen, aber sich um dieses Gen
willen nochmals auf fünf Jahre der Hungerpeitsche des schwarzbl
Blocks auszuliefern, ist am Ende doch eine allzu arge Zumutung.

Wie von der freisinnigen, so ist auch von der ultramontanen Wäh
schaft zu hoffen, daß sie in beträchtlichen Massen von einer Führerschaft
rückt, die sich je länger je eigennütziger und verräterischer erwiesen hat.

trumskrug ist so lange zu Wasser gegangen, daß man nachgerade zweifeln hte, ob er je zerbrechen würde. Aber auch hier fehlt es nicht an erfreu- n Anzeichen dafür, daß die Fundamente des vielberühmten „Turms" vanken beginnen. Den Arbeitern, die heute noch dem Zentrum hold und ärtig sind, wird es nachgerade zu viel des Lugs und Trugs; auch an n bewährt sich der Hunger, wenn nicht als der beste Koch, so doch als weiseste Ratgeber. Dazu sind die Zeiten längst vorüber, wo das Zentrum igstens in gewissen wichtigen Fragen als das „kleinere Übel" gegenüber eren bürgerlichen Parteien gelten konnte; die Spahn und Konsorten sind zu eng versippt mit den Heydebrand und Konsorten und pfeifen wie je viel zu sehr auf dem letzten Loch, als daß man sich von ihnen nicht jedes ktionären Gewaltstreichs gewärtigen müßte.

Die konservativen Land- und die nationalliberalen Schlotjunker haben e betörten Massen mehr hinter sich, die einen namhaften Zuzug zur aldemokratischen Phalanx stellen könnten; sie herrschen nur durch den rorismus, den sie bei diesen Wahlen rücksichtsloser handhaben werden je. Aber sie dürften auf einen Widerstand stoßen, wie sie ihn auch noch keiner früheren Wahl erfahren haben, und da werden ihnen auch die en Pinselstriche, mit denen sie das rote Gespenst an die Wand zu malen n, nicht viel helfen. Wir schreiben nicht mehr 1887, geschweige denn 3; nicht mehr zieht der Schreckensruf: Gefährdet ist das Palladium des chen Staats, das Eigentum; nun heißt es: Heut helfen euch nicht die tgespinste Der abgelebten Redekünste: Im hungrigen Magen Eingang n Nur Suppenlogik mit Knödelgründen.

Eine sichere Bürgschaft dafür, daß nicht Lasten über Lasten auf ihren en getürmt werden, bietet den Wählern einzig und allein die sozial- okratische Partei, und sie darf dem 12. Januar des kommenden Jahres einer Zuversicht entgegengehen, von der im Lexikon keiner bürgerlichen tei etwas geschrieben steht. Das entbindet sie nicht von der Pflicht, das vorbereitete Feld mit äußerster Anstrengung zu pflügen, aber es ent- et sie von der Notwendigkeit, ängstlich schielende Seitenblicke in das erliche Gewimmel zu werfen. Gewiß ist auch ihr nächstes Ziel der Sturz Schnapsblocks, der, wenn er noch einmal fünf Jahre wirtschaften dürfte, Massen das letzte Mark aus den Knochen saugen würde, aber es wäre chlechteste Weg zu diesem Ziele, wenn die Arbeiter sich in die Obhut iberalen Schafe begeben wollten, um die hungrigen Wölfe abzuwehren. e freisinnige Jammer über die „falschen Stichwahlen", der jetzt schon wieder rechend ertönt, ist keinen Schuß Pulver wert; die Forderung, daß die r iter durch die Hauptwahlen eine Handvoll liberaler Invaliden ins Vorder- e n schicken sollen, schlägt allen Regeln der politischen Kriegskunst ins Ge- ck So dumm waren selbst die feudalen Junker des Mittelalters nicht, daß e re Hörigen in Ritterpanzer steckten, ohne daran zu denken, daß die l en Helden sofort Reißaus nehmen oder gar zum Feinde überlaufen würden.

ie Sozialdemokratie schlägt ihre Schlacht für sich; das bleibt so, wie s nmer gewesen ist. Und auch dabei wird es bleiben, daß sie bei den

Stichwahlen dem kleineren Übel des Freisinns hilft gegen das größere der junkerlichen Reaktion. „Falsche Stichwahlen" haben bisher nur die ralen gemacht, indem sie — mit seltenen Ausnahmen — bei den Stichw den Junkern halfen gegen die Sozialdemokraten. Es hängt also ganz von ihnen ab, „richtige Stichwahlen" zu machen, indem sie die sozial kratischen Kandidaten gegen die junkerlichen Kandidaten herauspauken. sie das, so ist der schwarzblaue Block unter allen Umständen geliefert.

Aber in den Hauptwahlen einigen Dutzend Mugdans zum Siege zu h und dann in aller Gemütsruhe zuzusehen, wie der Freisinn nach gewo Methode in den Stichwahlen einige Dutzend Heydebrands gegen einige Du Bebels in den Reichstag schickt — diese Torheit sollten selbst hochwohlgeb Ritter vom roten Adler vierter Güte der Sozialdemokratie nicht zutrau

---

Die große chinesische Revolution.

Von **Michel Pawlowitsch.**

I. Das tatarische Joch.

1. Der nationale und antidynastische Charakter der revolutionären Bewegung in China.

Noch vor etwa anderthalb Jahren las man aus der Feder des kannten französischen Schriftstellers Jean Rodes, der im Auftrag der graphischen Gesellschaft Frankreichs und als Korrespondent des „Te die Küsten- und Zentralgebiete Chinas nach allen Richtungen hin b hatte, daß mit Ausnahme des kleinen Häufleins von „Jungchinesen" ganze übrige Masse der 400 Millionen-Bevölkerung des Reiches der A für politische Dinge nicht das geringste Interesse hätte und in diese ziehung die größte Gleichgültigkeit und Apathie an den Tag lege. Bekräftigung dieser seiner Ansicht tischte Jean Rodes die schon rec gestandene, von dem Missionspriester Huc herstammende Anekdote die in das Jahr 1850 fällt, in den Augenblick des Hinscheidens des Ka Süan-Asung. Wie Huc erzählt, erreichte ihn die Nachricht von dem Tod Bogdo Chan (des Kaisers) in seinem Gasthaus, wo er in Gesellschaft meh chinesischer Kaufleute beim Tee saß. Er begann das Geschehnis zu mentieren und erging sich in verschiedenen Hypothesen über die Dinge sich in Verbindung mit der Thronbesteigung des neuen Kaisers ere könnten. Die Chinesen fuhren fort, ihren Tee zu trinken, ohne auch die geringste Bemerkung einfließen zu lassen. Der gesprächige Pr suchte trotzdem mit allen Mitteln, weiter seine Gäste zu einer politi Diskussion herauszufordern. Endlich erhob sich einer von den Chinesen seinem Platze und legte Huc freundschaftlich die Hand auf die Schu „Wozu regst du dein Herz auf und ermüdest deinen Geist? Ich wil etwas sagen: Staatsgeschäfte gehen nur die Mandarine an, dafür w sie bezahlt. So mögen sie ihr Geld auch wirklich verdienen. Weshalb wir uns um Dinge bekümmern, mit denen wir nichts zu tun haben? wären Toren, wenn wir uns mit Politik befaßten, wofür uns kein M einen Heller gibt." Und die übrigen Chinesen pflichteten ihm einstim bei: „Das war wirklich weise gesprochen." Liest man nun die Briefe

respondenten des „Temps", die aus den Jahren 1909 und 1910 datieren, könnte man den Eindruck gewinnen, als ob die chinesische Bourgeoisie heute und erst recht die übrige Masse der Bevölkerung jenen chinesischen ıfleuten vom Jahre 1850 in politischer Entwicklung um nichts voraus en und sich nach wie vor durch denselben Gleichmut in politischen Dingen zeichneten.

Um die nämliche Zeit etwa, als Jean Rodes' Artikel über China im mps" erschienen, befand ich mich in London, wo ich die persischen Deleten Dr. Abdul Mirza und Kaufmann Raïm-Zade auf ihren Wandegen durch die Redaktionen der diversen großen englischen Blätter betete. Der Zweck dieser Reise war, die öffentliche Meinung Englands r den wahren Sinn der Bachtiarenbewegung aufzuklären, die einige gesinnte Preßorgane als eine wahre Hunnengefahr darzustellen suchten, gnet, die Früchte der zivilisatorischen Tätigkeit der europäischen Staaten Persien für immer zu vernichten. Ganz zufällig erfuhren die in London nhaften chinesischen Revolutionäre von der Anwesenheit der persischen gation und wurden von dem Wunsche erfaßt, ihre asiatischen Brüder en zu lernen; diese hatten aber London bereits verlassen, als die ıesen, ich weiß nicht mehr auf welche Weise, mich ausfindig machten. erzählte ihnen, so gut ich es verstand, von den persischen Dingen, und wir dann zu China übergingen, sprach ich ihnen von der Charakteristik chinesischen Bourgeoisie, wie sie der „Temps" und mit ihm andere Or- der europäischen Presse brachten. „Welch ein Unsinn!" rief einer von Chinesen aus. „Unsere Kaufleute sind nicht so naiv, um dem erstbesten opäer ihr Herz auszuschütten, noch dazu, wenn er ohne Empfehlung irgend einer revolutionären Partei kommt oder gar als Korrespon- einer konservativen Zeitung eines solchen Landes wie das heutige ıkreich, das gleich eurem Rußland der schlimmste Feind eines freien na ist. Unsere revolutionäre Bewegung konzentriert sich hauptsächlich Süden des Reiches, das Gros unserer revolutionären Armeen befindet am nächsten der Grenzen des französischen China, und es ist daher leicht zu sagen, von welcher Seite her größere Gefahr droht, von dem lutistischen Rußland oder dem republikanischen Frankreich. Natürlich en da unsere vorsichtigen Kaufleute im Gespräch mit französischen Kor- ndenten nicht so bald aus ihrer Reserve herausgehen. Wer weiß es nicht, daß dieselben Kaufleute Hunderttausende von Taels für die re- tionäre Bewegung opfern, daß sie unsere Presse unterstützen, daß viele ihnen regelmäßige Beiträge den revolutionären Kassen zufließen ı? Die Arbeiterklasse in den großen Städten ist zu Vereinen und erschaften organisiert und bildet den Kern unserer Armee. In den päischen Konzessionsgebieten, wo die Fabrikingenieure, grobe und rohe änder, Deutsche oder sonstige Ausländer, mit dem chinesischen Arbeiter nit einem geringer gearteten Geschöpf umgehen, sind die sogenannten Streiks zur Wahrung der Würde und der Ehre" viel häu- g als die zur Erringung eines höheren Arbeitslohnes. Der chinesische etarier von heute steht seinem europäischen Bruder nicht viel nach. die übrige Masse der Bevölkerung angeht, so hält sie zu uns und t beim ersten Signal zu den Waffen. Ihr gegenüber besteht die Auf- al nicht darin, sie zur Erhebung zu bringen, sondern vielmehr darin,

sie bis zum geeigneten Moment zurückzuhalten, damit nicht die Ener der Volksentrüstung in einzelnen fruchtlosen Aufständen verpuffe. Schlüssel der Situation liegt in der Armee. Jedenfalls sind viele Re menter gänzlich auf unserer Seite, und in den übrigen hat ein großer T der Offiziere geschworen, für die Revolution und die Unabhängigkeit Landes ihr Leben zu lassen. Wir steigern unsere Propaganda unter Soldaten, und sie werden mit uns sein. Jedenfalls darf ich Ihnen ru versichern, auch wir werden bald der Welt zeigen, daß wir nicht wen gelten als die Bachtiaren, und wir werden bald auf Peking marschie Beim Aufstehen und beim Schlafengehen denken wir nur daran, w diese Stunde schlagen wird, auf die wir uns vorbereiten, mögen wir China selbst sein oder in Europa oder in Amerika."

Unter dem Einfluß gerade dieses Gesprächs und weiterer Bekan schaften mit chinesischen Revolutionären wie auch auf Grund selbständi Studiums der Frage kam ich bald zu dem Schlusse der Unvermeidlich eines nahen und gewaltigen revolutionären Ausbruchs in China. Di meinen Standpunkt setzte ich in meinem Artikel auseinander, der in Nr. 4 der „Neuen Zeit" (21. April 1911) erschien. Darin sagte ich unter ande folgendes:

... Wenn alles, was bisher in der europäischen Presse über die fieberh fast revolutionäre Tätigkeit der chinesischen Regierung auf dem Gebiet der V waltungsreformen und der militärischen Reorganisation geschrieben worden zum großen Teil als ein Produkt der durch die gelbe Gefahr aufgeregten Ph tasie zu betrachten ist, so muß im Gegenteil allem dem, was über das Wachs der revolutionären Bewegung in China, über das Erwachen der Volksmassen zählt und geschrieben wird, ein ganz anderer Wert beigelegt werden. Eben diesem Gebiet unterschätzt ein großer Teil der europäischen Presse die Tiefe die Wichtigkeit jenes großen geistigen Umschwunges, den das Land der 400 M lionen erlebt; dieselbe Kurzsichtigkeit hat dieser Teil der Presse auch bei der urteilung der persischen und der jungtürkischen Bewegungen, wenigstens bis Besetzung Teherans durch die Bachtiaren und bis zur Absetzung Abdul Ham gezeigt....

Jetzt wächst die revolutionäre Bewegung in China immer mehr. Die sammenstöße zwischen der revolutionären Armee und der kaiserlichen Armee h nicht auf. An vielen Stellen, so zum Beispiel in den Indochina benachbarten P vinzen, haben die Revolutionäre tatsächlich ganze Gebiete in ihrer Gewalt sind im Besitz von Festungen, die sie erobert haben.

In letzter Zeit kommen aber die chinesischen Revolutionäre immer mehr der Überzeugung, daß energischere Kampfmethoden notwendig sind. Alle diese folge und Siege in den entlegenen Provinzen haben gar keinen Einfluß auf Gang der Ereignisse im Reiche. Deshalb beginnen die Revolutionäre ihre g Energie gegen das Zentrum des Reiches, gegen Peking, diese Feste der Bur kratie, zu richten. Die Ereignisse der persischen und der türkischen Revolut die Besetzung Teherans durch die Bachtiaren, Konstantinopels durch die Trup von Saloniki, bestärken viele chinesische Enthusiasten in diesen Plänen. We man nach einigen Erscheinungen urteilen und einigen pr vaten Mitteilungen glauben darf, kann man in nächster Z kunft einen entschlossenen Schritt in dieser Richtung warten....

Die bürgerliche Presse Europas verfolgt mit dem größten Mißtra und Angstgefühl das Erwachen des Orients; weiß sie doch nur zu gut,

neues Asien das Joch des alten Europa nicht dulden wird. Es ist be-
t, wie eifrig die konservative und selbst die liberale Presse Europas,
kein Wort verliert über die Unterdrückung der polnischen Bauern in
tschland, der ruthenischen in Österreich, der Irländer in England, über
Landraub an den Eingeborenen in Algerien und Tunis, die englischen
alttaten in Indien, die Füsilierung von Arbeitern in Europa selbst
usw. — wie eifrig dieselbe Presse alle Fehlgriffe, Irrtümer, kleinen
großen Vergehen der jungtürkischen Regierung registrierte, gleich als
die konstitutionellen Regierungen Europas wirklich an nichts anderes
ten als an das Wohl ihrer Völker — und das alles, um zu beweisen,
das ottomanische Reich einer Wiedergeburt nicht mehr fähig sei. Selbst
sozialistische Presse, die ihre Informationen aus zweiter Hand erhielt,
nn zu behaupten, daß das neue Regime der Bevölkerung der Türkei
s gebracht hätte. Erst nach dem an Zynismus alles überbietenden
fall der Türkei durch Italien und den Greueltaten der Italiener in
polis ging vielen Sozialisten ein Licht darüber auf, daß ein großer Teil
bürgerlichen Presse alle jene Schauermären über die Barbarei der
ken nur zu dem Zwecke verbreitet habe, um die öffentliche Meinung
opas auf die kommenden Vergewaltigungen dieses Landes vorzubereiten.
diese Weise beginnt erst jetzt in der sozialistischen Presse ein mehr oder
der objektives Studium jener Evolution, die sich in der Türkei seit dem
rze Abdul Hamids vollzogen hat. Unzweifelhaft ist, daß das jung-
ische Regime der Bevölkerung des ottomanischen Reiches so viel gegeben
wie ein konstitutionelles Regime in so kurzer Zeit zu geben überhaupt
nde ist — nicht mehr, aber auch nicht weniger. Wir wissen schon jetzt,
iel Tausende von Schulen in den letzten Jahren im türkischen Reiche
net, wie viele Chausseen im Lande neu gebaut wurden, welches die Wir-
des neuen Regimes war auf die Hebung der Arbeiterbewegung, das
hstum der Gewerkschaften in der Türkei (wo zu Beginn des Jahres
die Zahl der organisierten Arbeiter die respektable Ziffer von 180 000
ionen erreichte), auf die ununterbrochene Bildung von neuen und
er wieder neuen Gewerkschaften, so die der Eisenbahnarbeiter (Orient-
, Saloniki-Konstantinopelbahn), der Druckereiarbeiter, der Bäcker,
ffner, Trambahnarbeiter, ferner der Arsenalangestellten, Tabakarbeiter
usw. Wir wissen ferner, daß im Verlauf der zahlreichen Ausstände, die
n letzten Jahren in der Türkei ausgebrochen sind, die jungtürkische Re-
ung eine weit mildere Politik verfolgt hat als jene, die bis jetzt in vielen
itutionell regierten Staaten Europas gang und gäbe ist.

s ist sicher, daß wenn in China eine konstitutionelle Regierung Fuß
sie vor allem mit der Mißgunst der europäischen konstitutionellen
erungen zu kämpfen haben wird, die — Frankreich mit einbegriffen —
der kleinen portugiesischen Republik so große Feindseligkeit bezeigt
n und sich erst recht nicht so leicht mit dem Gedanken werden aussöhnen
en, daß das 400 Millionen zählende China ein republikanisches Re-
haben soll. Man kann im vorhinein ruhig behaupten, daß dieselben
ervativen und liberalen Organe Europas, die die Verbrechen Abdul
ids und der alten chinesischen Regierung verschwiegen oder beschönigten,
darüber schreien werden, daß die chinesische Verfassung ein Unsinn sei,
daß, je energischer sich das neue China gegen das Andrängen einiger

räuberischen internationalen Finanzgesellschaften zur Wehr setzt, um
hässiger und lärmender das Gekläffe vieler liberaler und demokrat
Preßorgane Europas gegen die junge chinesische Konstitution losbrechen

Schon mehr als fünfzehn Jahre, seit dem Chinesisch-Japanischen K
1894/95, ist das Reich der Mitte in ununterbrochener politischer Gä
begriffen. Einen besonders kräftigen Anstoß verliehen der chinesischen
heitsbewegung — wie es auch in der Türkei und in Persien der Fall w
der Russisch-Japanische Krieg und die russische Revolution. Die Tat
daß das kleine japanische Volk das riesenhafte Rußland, den bis dahi
meisten gefürchteten Feind der asiatischen Völker, militärisch zerschme
konnte, machte einen ungewöhnlich starken Eindruck auf die gesamte B
kerung Chinas. Jede neue Kunde von den japanischen Siegen rie
grenzenloses Staunen unter den Chinesen hervor. Die winzigen Ja
ringen die stärkste Militärmacht Europas wie ein Kind zu Boden! Wo
die Erklärung für das Unglaubliche zu suchen? Weil die Japane
Europa selbst in die Schule gegangen waren und sich seine Instituti
zu eigen gemacht hatten. Mithin liegt das Heil in der Verfassung
dem Parlament. Die chinesische Verfassungsidee entstand und wuchs i
Volksmassen Chinas als Folge der blutigen russisch-japanischen Schla
auf den Feldern der chinesischen Mandschurei. Noch größeren Eindru
der Krieg hinterließ in der chinesischen Bevölkerung die russische R
lution. Diese erfüllte bei weitem nicht die Hoffnungen, die die europäi
Sozialisten in sie gesetzt hatten. Dafür aber hatte sie im Leben der asiati
Völker eine ähnliche Bedeutung wie einst die große französische Revol
in dem der europäischen Völker.

Die gesamte konstitutionelle und revolutionäre Bewegung in Chin
gleich wie es in der Türkei und in Persien der Fall gewesen, aufs engst
der *nationalen* Bewegung verquickt, das heißt mit dem Bestreben
heimische Land aus den Krallen der europäischen Regierungen und
hinter ihnen stehenden internationalen Kapitalisten zu befreien, mit
tief wurzelnden unversöhnlichen Hasse gegen die Dynastie der Man
die das Land stückweise an den Meistbietenden losschlug und durch
erhörte Repressalien, Foltern und Massenhinrichtungen die Wiedergebu
Reiches und seine Errettung aus dem fremdländischen Joche zu hem
suchte. Man macht sich nur schwer eine Vorstellung davon, mit welcher
ringschätzung und welchem Hochmut die Vertreter der europäischen M
und des europäischen Kapitals den Chinesen in China selbst behandeln.
bekannt, haben die Ausländer auf Grund der 43 Verträge, die seit
bis heute zwischen der Regierung des Bogdo Chan und den europäi
Mächten abgeschlossen wurden, das Recht, sich an bestimmten Punkten
Reiches anzusiedeln und dort Handel und Gewerbe zu treiben, wobei
sehr vielen Orten sogenannte „Konzessionsgebiete“ besitzen, das heißt
oder minder ausgedehnte Landstriche, wo die ganze administrative
in ihren eigenen Händen ruht. Solche „Gebietskonzessionen“ findet
in Schanghai, Hankau, Tientsin, Kanton usw. usw. Und nun haben
Chinesen im Bereich dieser Konzessionsgebiete die schönste Gelegenheit
durch den Augenschein davon zu überzeugen, welche Folgen der Zerfal
Reiches und sein Übergang in die Hände der „weißen Teufel“ haben w
In Hankau ist es den Chinesen verboten, eine Allee zu betreten, di

omenade der Europäer in Hankau und ihrer Damen bildet. In Schanghai :f kein Chinese seinen Fuß in den Stadtgarten setzen. Auf Schritt und itt findet man in den Konzessionsgebieten Tafeln mit der Aufschrift: unden und Chinesen Eintritt verboten." Es braucht nicht besonders er- hnt zu werden, wie dergleichen Tatsachen, die von der chinesischen Presse häufig berichtet werden, auf die Volksstimmung wirken müssen. Nehmen : dazu die russischen Intrigen in der Mongolei, die unverhüllten Bestre- igen der Imperialisten Rußlands und Japans, die Mandschurei endgültig sich zu reißen, die aggressiven Schritte der Franzosen an den Grenzen dochinas, der Engländer in Birma, der Deutschen in ihrer Einflußsphäre . usw., dann werden wir es leicht begreifen können, weshalb die Flamme Freiheitsbewegung in China keine Minute lang zum Erlöschen kommt. t jedem Tage erstanden immer neue Gesellschaften zum Schutze des ides gegen die fremdländische Flut: „Gesellschaft zur Wahrung des stiges Chinas", „Gesellschaft des einigen unteilbaren China", „Gesell- ft zur Entwicklung *nationalen* Handels und Gewerbes", „Gesell- ft zum Studium der Eisenbahnfrage und der Entwicklung des *natio- len* Eisenbahnbaus in China", „Gesellschaft zum Schutze der obersten hte Chinas in der Mandschurei und den europäischen Konzessions- eten" usw. usw. Das erstaunlich schnelle Wachstum dieser nationalen vegung ist vollkommen begreiflich. Gleich allen in ökonomischer und poli- er Beziehung zurückgebliebenen Ländern tritt China in die Arena der tgeschichte schutz- und wehrlos wie ein Kind. Diesen waffenlosen Koloß ie ganz instinktiv eine entsetzliche Furcht ergriffen vor dem mit allen esten Errungenschaften des Wissens und der Militärtechnik ausge- eten räuberischen Europa. Und dieses Gefühl der Hilflosigkeit erfaßte tliche Klassen der Bevölkerung, drang in die dunkelsten, entlegensten kel des Reiches der Mitte. Alle Chinesen ohne Ausnahme wurden ge- r, daß dort, vom Meere her, eine neue, herrische, kein Hindernis ende Macht gegen sie anrückte.

Das Lied, das wir unten folgen lassen und das in China viel ge- en wird, gibt vortrefflich jene Stimmung der Verzweiflung wieder, die Seele des chinesischen Patrioten beim Anblick der Wüste erfaßt, in der böse Wille der Mandschudynastie und der europäischen Unterdrücker Land verwandelt haben. Das Lied führt den charakteristischen Titel s Stöhnen des toten Reiches". Es lautet:

I.

Wind weht aus dem Westen, ach, welches Leid!
Weh! Das Reich der Mitte ist nichts als ein weiter Kirchhof.
eine schwarze Nacht brechen die Tataren auf ihren Rossen herein.
ahlreich sind sie, daß sie das ganze Land wie mit einer Staubschicht bedecken.
Noch ist die Sonne kaum aufgegangen, und wir mußten schon unsere Kleider wechseln.
lbend ist angebrochen, und man will uns zu Söldlingen der Mandschu machen!
der Komet, der am nördlichen Firmament erscheint,
indet uns den Einsturz des Himmelsgewölbes.
ist in Nacht gehüllt! Kein Mensch, um die Brust zu erleichtern.
den Berghöhen her dringen Stöhnen und Wimmern des Elends.
allen Seiten sieht man nichts als Knochen in schrecklichem Gemenge.
welches Leid!... Ja, wir sind wahrlich nur ein Reich von Toten!...

II.

Der Wind weht aus dem Westen! O, welches Leid!
Wer hat sich erhoben, um das Schwert zu ergreifen?
Ach, die weißen Fahnen sprechen von Knechtschaft, von Unterjochung des Landes.
Finstere Nacht.... Aus Europa brechen Soldaten herein.
Horch nur, im Palast des Kaisers
Hört man die Schritte des Mannes, der mit offenen Armen
Die Fremdlinge aufnimmt und mit ihnen Bündnisse eingeht.
Schlimmer noch, überall schlagen die Fremdlinge mit ihren Konzessionen Bresche.
Seht ihr, das sind die, die unser Blut aussaugen und unsern Schmuck vom Le
reißen,
Ihre Führer verbringen die Zeit in Sang und Völlerei....
Ach, wer wird unser Leid erfassen, wer wird unsern Verzweiflungsschrei erhör?
Ach, welches Leid! Wir sind nichts als ein Reich von Toten!

Ein Gegenstück zu diesem Liede, das so trefflich die Stimmung vie chinesischer Patrioten illustriert und die zahlreichen Selbstmorde unter i jungen Leuten des Landes erklärlich macht, bildet ein anderes, das gle sam den Ausweg aus dem Elend zeigt und zum Kampfe für ein ne Leben aufruft. Dieses Lied finden wir in der Sammlung der Schullie von Kanton, und sein Titel lautet „Hymne an die Freiheit“. Im gegebe Augenblick bildet es gewissermaßen die Marseillaise der siegreichen re lutionären Armeen, nur mit dem Unterschied, daß sein Inhalt viel huma und milder ist als der der berühmten französischen Marseillaise des Jah 1792:

I.

O Freiheit, herrlichste Gabe des Himmels,
Im Bunde mit dem Frieden schaffst du auf dieser Erde
Zehntausend neue Wunder.
Ernst wie die Vernunft, gewaltig wie ein Riese,
Der mit dem Haupte den Himmel berührt,
Auf deinem Streitwagen aus Wolken, von Winden, anstatt von Pferden gezo,
Komme sofort zu uns, um unser Land zu regieren,
Von Mitleid bewegt, zur finsteren Hölle unserer Knechtschaft,
Komm und bring uns den Strahl der Sonne!

II.

O weißes Europa, du bist wahrlich das verwöhnte Kind des Himmels,
Brot und Wein, du hast alles in Hülle und Fülle.
Ich liebe die Freiheit wie meine teure Gattin,
Wie den Tag meiner Gedanken, wie den Abend meiner Nächte.
Ich sehe alles Elend meiner Heimat,
Aber die unbeständige Freiheit entschlüpft meinen Händen,
Und ach, meine Brüder sind Sklaven!

III.

Der Wind ist sanft, der Tau so glänzend,
Die Blumen duften so süß,
Alle Menschen werden zu Königen.
Doch laßt uns nicht vergessen, daß das Volk leidet.
In Peking muß man den Kopf beugen
Vor dem Wolf, unserem Kaiser.
Weh, die Freiheit ist tot....
Das große Asien ist nichts als eine unermeßliche Wüste.

IV.

zwanzigsten Jahrhundert sollen alle danach streben, eine neue Ära zu eröffnen,
zen alle mutigen Leute einmütig die Reform des Himmels und der Erde verlangen
z des Volkes Stimme zu den Höhen des Knan-Lu dringen.
oleon, Washington, ihr Söhne der Freiheit
mmt, um uns mit eurem Geiste zu erfüllen,
-Jun, unser Ahne, führe uns,
nius der Freiheit, nimm uns unter deine Fittiche!

In diesen beiden Liedern, die schon seit einigen Jahren von den Schülern den Studenten der südchinesischen Gebiete gesungen werden, kommt off der Haß gegen die regierende Dynastie zum Ausdruck. In dem ersten ehen, gewaltig wie ein Donnerschlag, drohende Worte an die Dynastie — rte von jener Art, die die magische Kraft besitzen, die von den Fremd- zen geknechteten Volksmassen aus ihrem jahrhundertelangen Schlafe zurütteln und sie auf den Weg des schonungslosen Kampfes gegen die gierung zu drängen: „Horch, hörst du im kaiserlichen Palast die Schritte Mannes, der die Fremdlinge mit offenen Armen aufnimmt?" In dem iten Liede, das von friedfertigerer Stimmung erfüllt ist, wird der ser doch noch der „Wolf" genannt.

Das rasche Wachstum der republikanischen Ideen unter den Millionen Chinesen findet seine Erklärung in dem Beispiel der Vereinigten aaten, wo Hunderte von chinesischen Studenten ihre Bildung schöpften, wo alljährlich Tausende von gelben Arbeitern zurückkehren, die ihren dsleuten von dem gewaltigen Reichtum und der Macht der transatlan- en Republik erzählen; dann in dem Haß gegen die Mandschus und zu cher Zeit in der Unmöglichkeit, selbst bei bestem Willen unter der chine- sen Aristokratie ein Geschlecht zu finden, das seiner Abstammung, seinem fluß nach usw. eine Ausnahmestellung unter der Bevölkerung einnähme sich eines besonderen Prestiges erfreute. Die Dynastie der Ming ist ist verschwunden, ohne irgend einen Sproß zu hinterlassen, und wenn einige in der alten Stumpfheit verbliebene Chinesen bis auf den heu- n Tag noch in dem Glauben leben, daß die Dynastie der Mandschus der wahrhaft nationalen Dynastie der Mings abgelöst werden wird, inden wir andererseits selbst unter den konservativsten Elementen, die der revolutionären Bewegung angeschlossen haben, so unter den Kauf- en, Mandarinen usw., nicht wenige, die unter den gegebenen Verhält- n die republikanische Regierungsform als die für China geeignetste an- n. Und es müßten schon irgendwelche Ausnahmebedingungen ein- en, so zum Beispiel ein siegreicher Feldzug, dessen Verlauf der Welt n chinesischen Bonaparte brächte, um ein Milieu zu schaffen, in dessen men das Erscheinen eines *chinesischen* Prätendenten auf den Thron Bogdo Chan seine Berechtigung hätte. Zurzeit gibt es wohl nicht viele nesen, die die Frage einer Kaiserwahl besonders interessierte. Das dschuregiment hat alle Chinesen nivelliert und sie einander mehr oder der gleich gemacht. Vorläufig wäre im Falle des Sturzes der Mandschu- stie eine Monarchie in China ebensowenig denkbar wie eine jüdische archie in Palästina, wenn einmal das zionistische Reich zur Wirklichkeit en sollte. Und somit ist die Formel: Nieder mit der Dynastie Tsing, ben die Ming! gleichbedeutend mit der Formel: Nieder mit der Mon- e, es lebe die Republik!

Der republikanische Gedanke hat seit langem in den südlichen und eini zentralen Gebieten des Reiches tiefe Wurzeln geschlagen. Während in Ja die nationale Bewegung unter dem Zeichen der Treue zu der Dynastie den monarchischen Ideen ihre Entwicklung nahm, gestaltete sich die na nale Bewegung in China nicht nur zu einem Kampfe wider die gegeb Dynastie, sondern zu einem Kampfe wider jede monarchische Idee üb haupt. Bereits vor fünfzehn Jahren hatte Sun-Yat-Sen in einem Gesp mit Sembat die feste Überzeugung ausgesprochen, daß ein großer Teil chinesischen Volkes zur Republik vorbereitet sei, und er erwies sich Prophet, indem er ankündigte, in China würde die Republik viel eher Einführung gelangen als in Frankreich die sozialistische Gesellschafts nung. Zu jener Zeit mußte eine solche Prophezeiung Sembat als Schim erscheinen. Indes im Laufe der letzten Jahre konnte man deutlich wa nehmen, wie selbst in den zurückgebliebensten Gebieten die Bevölkerun ihren monarchischen Gefühlen sehr schwankend wurde und sich vom A hauch der republikanischen Ideen anstecken ließ. In dieser Hinsicht übrig war all das, was unter dem Siegel der Verschwiegenheit auf allen Kr wegen von der kaiserlichen Familie erzählt wurde, sehr wenig danach getan, das Prestige der Dynastie zu heben. Die Kaiserin Tsu-Hsi, di chinesische Messalina, die eine besondere Leibgarde von Quasi-Eunuch durchweg auserlesenen schönen Männern, um sich schuf, die zu ihren Or immer neue und neue Studenten der Pekinger Universität hinzuzog, einmal in den kaiserlichen Palast gekommen, spurlos unbekannt wohin schwanden, von den seltsamsten, plötzlichsten Todesarten betroffen — di Kaiserin lieferte durch ihre ganze zügellose Aufführung unerschöpfli Stoff zu den allerwunderlichsten Erzählungen über die am Hofe herrsch den Sitten, Erzählungen, die Octave Mirbeau sehr gut als Vorwurf seinem „Irrgarten der Schrecken" hätten dienen können. Es ist beka daß die Kaiserin, die von sehr kräftiger Körperkonstitution war, in letzten Jahren ihrer Regierung von einer Gesichtslähmung betroffen w und offenbare Zeichen von Geistesgestörtheit aufzuweisen begann. Das die Periode der unerhörtesten, erbittertsten Intrigen zwischen den V tretern der einzelnen Kamarillagruppen im kaiserlichen Palast. Da un schreibt die Kaiserin heute nach Anhörung eines Mandarinen irgend Regierungsakte; am nächsten Tage gelingt es einem zweiten Mandari mit Hilfe bestochener Eunuchen, zu einer allerhöchsten Audienz zugela zu werden, und die Kaiserin ruft, nachdem sie ihn angehört hat, aus: „ also werden bei uns die Staatsgeschäfte geleitet! Es ist zum Verzweif Welch ein Glück, daß wir das erfahren haben, denn sonst wäre das Reich grunde gegangen!" Am nächsten Tage wiederholte sich dann etwas ande in dieser Art. Tsu-Hsi stimmte immer demjenigen bei, der als letzter zu sprach, und der „getreue Diener", der ihr die „Augen öffnete" über „al was vorging", hatte zu allem das Ja der Kaiserin. Diese halbblöde Frau, gestern noch stark und aufrecht wie eine Eiche, mit Adlerblick und majestätischer Haltung, und die heute wie eine Ruine auf dem Throne mit tief herabhängender Unterlippe, die ringgeschmückten Hände mit ungewöhnlich langen Fingernägeln weit von sich gestreckt, in kostbare steinbeladene Gewänder gehüllt, diese elende, mitleiderregende Gestalt, der die höchsten Würdenträger des Reiches dem Ritual gemäß in die Kie

ıken, so oft das Wort an sie kam — sie war in der Tat gleichsam das
ımbol der dahinsterbenden Dynastie und der Vergangenheit, die mit ihr
; Grab sank, um nie wieder zum Leben zurückzukehren. Und dann der
glückliche Neffe dieser ausschweifenden und grausamen Frau, der
ıiserliche Schatten" Kuang-Sü! Einst voller glühender Träume von der
edergeburt des chinesischen Reiches, dann nach dem Staatsstreich vom
September 1898, mit einigen Backpfeifen traktiert und in einem ab-
egenen Anbau des kaiserlichen Palastes untergebracht, auf einer kleinen
sel, wohin kein Laut von der Außenwelt zu ihm drang, symbolisierte er
ıerseits mit seinem ganzen Aussehen, seiner Lebensweise und seinen
ndlungen den Verfall der einst an Geist und Körper starken Dynastie.
ıser Sproß kriegerischer Tataren, der im Alter von 38 Jahren das Aus-
en eines in der Entwicklung zurückgebliebenen sechzehnjährigen Jüng-
gs hatte, bot bei allen seinen guten seelischen Eigenschaften, bei aller
ıer Güte und Charakterweichheit dennoch das vollkommene Bild eines
generierten. Dieser edle, aber tief unglückliche Jüngling, der so uner-
tet im Palast von Peking auftauchte, wo die tatarischen Kaiser, von der
kamarilla geknechtet und dem Opiumrausch vergiftet, ein elendes
miendasein führten, leuchtete wie ein Meteor am Firmament des po-
ischen Lebens Chinas auf. Als Mensch und Staatsmann, als Herr der
chicke von 400 Millionen Untertanen, lebte er nur hundert Tage, um
n wie im Märchen auf Geheiß einer bösen Zauberin, der Regentin
ı-Hsi, sich für immer in eine leblose Puppe, in ein „chinesisches
npelmännchen" zu verwandeln. Die Dynastie in der Person ihrer Ver-
er, der halbwahnsinnigen reaktionären Regentin und des liberal ge-
ıten, körperlich und geistig degenerierten Kaisers, mußte jedes moralische
stige einbüßen und symbolisierte nur die Zersetzung des alten Regimes,
Sturz der alten Grundlagen, auf denen das unbewegliche China ruhte.
s entsetzliche Chaos, das dank der Geistesgestörtheit der Kaiserin und
r Unbeständigkeit in der bureaukratischen Maschine Platz griff, fand
eßlich selbst in den Hofkreisen Mißbilligung. Am 14. November
8 verschied der „kaiserliche Schatten", und am nächsten Tage folgte
auch die Regentin Tsu-Hsi. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte man
nd ein stark wirkendes Gift in eines ihrer Lieblingsgerichte getan. Als
ge europäische Diplomaten, durch dieses sonderbare Zusammentreffen
piert (der Kaiser starb am Sonnabend, die Regentin am Sonntag),
Höflinge um nähere Aufklärungen baten, begegneten sie nur aus-
hendem Schweigen oder Antworten, wie zum Beispiel: „Es war eben
g, daß sie starb."

2. Das soziale Wesen des tatarischen Jochs.

Bei oberflächlichem Blicke auf die Ereignisse, die sich zurzeit im Reiche
e Mitte abspielen, könnte es scheinen, als ob es sich vor allem um einen
ssenkrieg handle, um einen Krieg zwischen den Eroberern, den
ndschuren,[1] und den Unterjochten, den Chinesen. Von diesem Gesichts-
kt aus könnte man, bis zu einem gewissen Grade natürlich, die Schlachten
chen den Revolutionären unter Anführung chinesischer Generale und den
serlichen unter tatarischer Führung mit dem Kampfe des alten Rußland

[1] Die Mandschuren bilden einen der Zweige des tatarischen Volkes.

gegen die Horden Mamais vergleichen. Das China von heute liefert gewissermaßen seine Kulikower Schlacht[1] den tatarischen Horden und schüttelt das mongolische Joch ab, wie es Rußland im fünfzehnten Jahrhundert getan hat. Es läßt sich nicht bestreiten, daß der Haupttheoretiker der chinesischen revolutionären Bewegung, Sun-Yat-Sen, durch seine zahlreichen Vorträge in Japan und den Vereinigten Staaten, durch seine Broschüren und Artikel nicht wenig zur Festigung der Ansicht beigetragen hat, wonach die Mandschuren und die Chinesen als zwei feindliche Lager in demselben Staate einander gegenübergestellt werden, als zwei Rassen, zwischen denen eine Aussöhnung unmöglich ist. In der Wirklichkeit aber stellt die Fünfmillionenbevölkerung der chinesischen Mandschurei nichts Homogenes dar. Und schon in den ersten Schlachten zwischen den revolutionären Armeen und den der Dynastie treu gebliebenen Truppen gingen viele Mandschuren auf die Seite des Volkes über. Nach den Versicherungen des revolutionären Generals Li-Yuan-Skin in seinem Schreiben an den Admiral Sah, in dem er ihn zum Übertritt zu den Revolutionären zu überreden suchte, *traten die mandschurischen Frauen und Kinder aus den Häusern auf die Straße, um den Aufständischen Speise und Trank zu reichen.*

Was ist denn nun im Grunde dieses „tatarische Joch", von dem die chinesischen Bürger in ihrer „Proklamation an die Regierungen der ausländischen Mächte" sprechen, in der sie erklären, auf Peking zu marschieren, um die Mandschudynastie zu vertreiben, das tatarische Joch abzuschütteln, die Republik zu errichten, die engsten Beziehungen zu den befreundeten Nationen herzustellen, den allgemeinen Frieden zu festigen und zum Heile der gesamten Menschheit beizutragen?

Wie einige Historiker berichten, wandte sich im Jahre 1644 ein chinesischer General, der den Oberbefehl im Feldzug gegen die Mandschuren hatte, an seine Feinde mit dem Vorschlag, ihm ihre Unterstützung zu leihen, um einen Betrüger zu bestrafen, der sich widerrechtlich zum Kaiser hatte ausrufen lassen. Die tatarischen Reiter langten in Peking an, wurden als Befreier mit Jubel aufgenommen, jagten den Pseudokaiser von dannen und setzten ihren eigenen Vertreter auf den Thron. Wie einst die Waräger im alten Rußland, waren die Tataren, von Einheimischen gerufen, ins Land gekommen und begannen dann nach Gutdünken darin zu schalten und zu walten. Sie beließen wohl die chinesischen Beamten in ihren Stellungen, gaben aber auf den obersten bureaukratischen Stufen jedem Beamten einen Mandschuren bei. An die Spitze der gesamten Verwaltung wurde ein Oberster Rat gestellt, der aus zwei Chinesen und zwei Mandschuren unter dem Vorsitz des Kaisers bestand. Erhalten blieb der Zensorenrat, Tin-Tsa-Yang, die Hauptbehörde für Reichskontrolle, dessen Errichtung noch aus dem zweiten Jahrhundert vor Christi Geburt datiert, und der sich jetzt zur Hälfte aus Chinesen und zur Hälfte aus Mandschuren zusammensetzte (insgesamt 56 Mitglieder). Jeder chinesische Gouverneur erhielt zur Aufrechterhaltung der Ordnung in seiner Provinz einen tatarischen Truppenteil unter Anführung eines tatarischen Generals, in dessen Händen die eigentliche

---

[1] 8. September 1380. In dieser Schlacht schüttelte der russische Großfürst Dmitry, wenn auch nur vorübergehend, das Joch der Mongolen ab.

alt ruhte. Den Chinesen standen sämtliche Zivilkarrieren offen, der mili=
rische Beruf blieb ihnen aber gänzlich verschlossen. Im Gegensatz da=
ı waren den Mandschuren alle Zivilposten verwehrt,
fern sie nicht vorher einen bestimmten militärischen
angerreicht hätten. Auf diese Weise sollten die Mandschuren vor
lem eine Kriegerkaste bleiben, befähigt, die 200 Millionen unterworfener
hinesen im Zaume zu halten. China in seiner Eigenschaft als tatarischer
esitz stellte den Typus von Kolonie dar, wie ihn die kriegerischen Nomaden
ffaßten und so gut zu organisieren verstanden.

Die kaiserliche Garde rekrutierte sich noch bis in die letzten Tage hinein
sschließlich aus Mandschuren, ebenso wie die Miliz in den wichtigsten
ädten des Reiches, die die Aufgabe hatte, die Zentralgewalt im Falle einer
efahr zu verteidigen. Im Zentrum einer jeden Stadt kann man, wenn
an die altersgraue erste Mauer mit ihren Kanonen aus dem fünfzehnten
is sechzehnten Jahrhundert hinter sich hat, eine zweite Mauer sehen. Diese
ıschließt die mandschurische Zitadelle, die sich in jedem Augenblick bereit
lten mußte, sich gegen die Bürger von der ersten Mauer umschlossenen
adt zur Wehr zu setzen. In den Türmen dieser Zitadelle wohnten die
ındschurischen Soldaten, die außer dem Kriegshandwerk kein anderes
iben durften.

Im Prinzip gehören alle Mandschuren zu den „Fahnentruppen", den
uppen der acht Fahnen, deren Aufgabe darin besteht, die Dynastie zu
ützen. Ihnen sind jedes Handwerk und der Ackerbau untersagt; die Re=
rung ist verpflichtet, ihnen einen kleinen Sold zu zahlen, für ihre Woh=
ng und Kost Sorge zu tragen usw. Man braucht sich aber nur zu vergegen=
rtigen, daß die Mandschuren zurzeit 5 Millionen zählen, daß die Regie=
ıg infolge der elenden Finanzlage des Reiches nur einen ganz ge=
gen Teil des rückständigen Soldes auszahlen konnte, daß den Man=
churen das Eingehen von Ehen mit den Chinesen untersagt ist, daß sie kein
ziges Handwerk ausüben dürfen, um zu begreifen, daß der überwiegende
il der mandschurischen Bevölkerung alle Ursache hat, gleich den Chinesen
t der bestehenden Ordnung der Dinge unzufrieden zu sein. Das Dekret
n 27. September 1907, das die Schranke zwischen den Mandschuren und
ı Chinesen aufhob und den erstern das Recht einräumte, Ackerbau und
ndel zu treiben, brachte den Mandschuren keine Erleichterung. Im Gegen=
, viele Soldaten von den Fahnentruppen, die bis dahin einen gewissen
ın auch sehr geringen Gehalt hatten, blieben jetzt ganz ohne Existenz=
tel. Viele unter ihnen begannen in ihrer Verzweiflung und wohl auch
n Zeichen des Protestes zum Selbstmord zu greifen, andere wieder
hten laut mit dem Aufstand. Schließlich wurde die Zahl der Unzufrie=
en im Reiche durch Hunderttausende ins Elend gekommener Tataren ver=
hrt, die zuweilen weder Obdach noch ein Stück Brot hatten, um ihren
nger zu stillen. Auf den Höhen der sozialen Leiter dagegen hatten die
chkommen der Generale und Offiziere, die einst die Armee der Eroberer
ehligt, natürlich alle höchsten Posten am Hofe, in den Ministerien, dem
chsrat, den Stadthaltereien, Provinzialregierungen usw. in ihren Hän=
behalten. Außerdem hatte im Laufe der letzten fünfzig Jahre die Be=
tung des mandschurischen Adels als Landadel noch eine ganz erheb=
e Steigerung erfahren. Die Dynastie hatte nämlich an die obersten man=

dschurischen Beamten als Belohnung für erwiesene Dienste kolossale Lan
strecken verschenkt, und die dort ansässigen Bauern, von ihrer Scholle ve
trieben, mußten zum Bettelstab greifen oder fielen gewissenlosen Agent
in die Hände, die sie in Massen nach Südafrika, Amerika oder Australi
verschleppten, in die dortigen Bergwerke oder Kohlenschächte mit ihren u
erhört schweren Arbeitsbedingungen. In vielen Gegenden Chinas, so zu
Beispiel in der Provinz Yün-Nan, herrschten die mandschurischen Gut
besitzer noch bis in die letzte Zeit hinein als mittelalterliche Feudalherre
und die Vertreter der Zentralmacht waren absolut machtlos, denn hint
diesen Feudalherren stehen wie in Albanien mächtige Clans, bereit, auf d
ersten Wink ihres Herrn zu den Waffen zu greifen.

Wenn die tatarische Horde, die China erobert hat, seit langem in zw
schroff geschiedene Teile zerfallen ist: die mächtigen Grundherren, die g
waltige Landterritorien besitzen, und die besitzlosen Proletarier, das hei
in Unterdrücker und Unterdrückte, so hat die rein chinesische Bevölkeru
von Anbeginn an nie ein homogenes Ganzes gebildet. Auf den oberst
Stufen der bureaukratischen Leiter des Riesenreichs sehen wir Tausende v
Mandarinen *echt chinesischen Blutes*, an der Spitze des Staates
jeder Zeit rassenechte Chinesen, so zum Beispiel am Ende des verflossen
Jahrhunderts den allmächtigen Lenker der Geschicke Chinas, den souverän
Beherrscher ihrer inneren und äußeren Politik, den berühmten Li-Hun
Tschang, den man den chinesischen Bismarck nannte; dann in dem gegenwä
tigen Augenblick eine ganze Reihe mehr oder minder einflußreicher Staat
männer, in deren Händen die Zügel der Regierung ruhen, so Tsen-Tschio
Hin, Tscheng-Tschi-Tong usw., schon ganz abgesehen von dem so aktuell
Yuan-Schi-Kai, diesem würdigen Schüler Li-Hung-Tschangs. Dieser Yua
Schi-Kai, der hervorragendste Staatsmann der letzten Periode der Geschic
Chinas, der berühmte Reorganisator der chinesischen Armee, Finanz- u
Verkehrsminister, spielte eine besonders verhängnisvolle Rolle in der En
wicklung seines Landes, indem er den unglücklichen Kaiser Kwang-Sü ve
riet und der Kaiserin-Witwe die Pläne der Reformatoren denunzierte. Ei
ganze Anzahl anderer Mandarine, in deren Adern chinesisches Blut flie
begrüßte mit Begeisterung den Staatsstreich vom 21. September 1898, i
dessen Folge der reformsüchtige Kaiser in die Haft kam und die Kaiseri
Witwe den Thron bestieg, die einen Teil der Reformatoren foltern, den a
deren hinrichten ließ und die alte Ordnung im Reiche wiederherstellte.

Natürlich war dies alles dem Dr. Sun-Yat-Sen, der der hervorragend
Theoretiker der chinesischen Revolution ist und einen ungeheuren Einfl
auf die lernende Jugend und die ganze chinesische Intelligenz überhau
ausgeübt hat, sehr wohl bekannt. „Das Prinzip des Rassenkampfes“, d
Sun-Yat-Sen in seinem Programm proklamierte, sollte es den Volksmass
erleichtern, sich mit der Idee der Republik vertraut zu machen als der ei
zigen Regierungsform, die den *mandschurischen* Absolutismus a
lösen kann. Der Ruf: Nieder mit den Mandschuren wurde in vielen Städt
ziemlich ruhig aufgenommen, wo die Einwohner selbst ebenso wie die r
volutionären Truppen alle Maßnahmen trafen, um die friedlichen Ma
dschuren zu schützen, während in den chinesischen Dörfern die Bauern s
fort über die Mandschuren herfielen, als die Vertreter des Großgrundadel
als die verhaßten Gutsbesitzer, die alles Land an sich gerissen hatten, u

s zu den schwersten Bedingungen an die Bauern wieder zu verpachten. Es
't da nur zu gut begreiflich, daß das Projekt der Enteignung der Guts-
indereien und ihrer Verteilung unter die Dorfgemeinden von der acker-
autreibenden Bevölkerung des Reiches freudig aufgenommen wurde und
icht wenig zu dem Erfolg der Revolution auf dem Lande beitrug. Somit
t von diesem Standpunkt aus der Kampf gegen die Mandschuren kein
:assen-, sondern ein Klassenkampf, ein Kampf gegen das alte halb-
:udale System, gegen die Großgrundbesitzer, die über kolossale Latifundien
:rfügen, gegen die ganze Junkerherrschaft im Reiche der Mitte. Indes,
ach einigen Symptomen zu schließen, die schon jetzt deutlich wahrnehmbar
nd, wird die große chinesische Revolution die Hoffnungen, die Sun-Yat-
;en und seine Anhänger im Jahre 1907 an sie knüpften (siehe meinen Ar-
kel in der „Neuen Zeit" vom 21. April 1911), nicht rechtfertigen. Sie wird
:n Millionen landloser chinesischer Proletarier das Land nicht wieder-
:ingen, das ihnen im Laufe der letzten Jahrzehnte abgenommen wurde,
: wird aber dennoch der Herrschaft der Landaristokratie einen starken
;toß versetzen und, gleich der großen Revolution vom Jahre 1789 in
rankreich, eine kolossale Rolle in der ökonomischen Evolution des Reiches
:r Mitte zu spielen berufen sein. (Fortsetzung folgt.)

Das neue asiatische Abenteuer Rußlands.

Von **Spectator.**

Noch sind die Wunden, die das ostasiatische Abenteuer dem Körper des
:ssischen Staates geschlagen hat, nicht vernarbt, und schon beginnt die Regie-
:ng ein neues. Zwei Jahre guter Ernte füllten die Staatskassen und hoben
: kriegerische Stimmung der Hofclique, die, nachdem sie anscheinend der
:evolution im Innern Herr geworden, nach einer Revanche an den „Asiaten"
:hzt. Sie kennt seit einiger Zeit im Umgang mit diesen keine andere Sprache,
s die der Kriegsdrohung. Nachdem die russische Regierung erst kürzlich ein
:timatum an China gerichtet hatte, tritt sie jetzt mit zwei auf einander
:lgenden, frech herausfordernden Ultimaten an Persien heran. In unver-
:orener Weise fordert sie von Persien, daß es sich selbst verleugnen, auf
:n Recht, sich Beamte nach eigenem Ermessen zu wählen, verzichten solle,
:as faktisch die Anerkennung des russisch-englischen Protektorats bedeuten würde.

Die Beziehungen zwischen Rußland und Persien beginnen schon im 15. Jahr-
:ndert, bleiben aber bis ins 17. Jahrhundert unbedeutend. Unter Peter I.
:ucht der Plan einer Annexion eines Teiles von Persien auf, und bald gibt
:r Schah, der Sohn Husseins, Tahmasp, Peter dazu Gelegenheit. Ja, vom
:rone gestoßen, ruft er selbst die Hilfe Peters an, der dafür Baku, Derbent
:d den südlichen Teil der Küste des Kaspischen Meeres erhält. Seitdem
:scht sich Rußland immer mehr in die inneren Angelegenheiten Persiens,
:ht dort die Unruhen zu schüren und hindert jeden Fortschritt. Nach dem
:kommen vom 12. Oktober 1813 ward Rußland nicht allein Elisabethpol,
:hirwan, Kuba, Talisch, Daghestan, Grusien und eine Reihe anderer Pro-
:nzen abgetreten, sondern ihm selbst zugleich das Recht der Intervention
: die inneren Verhältnisse Persiens zuerkannt, damit Rußland die „Selbst-
:errschaft und die herrschende Macht" in Persien erhalte. Seitdem ward

Persien immer mehr zum Vasallenstaat Rußlands, das ihm immer neue Ge bietsteile abnahm und es innerlich schwächte.

In dieser Beziehung verdient besonders der fatale Beschluß des Scha Nasir-ed-Din vom Jahre 1879 erwähnt zu werden, russischen Offizieren di Reorganisation des Heeres anzuvertrauen. Selbstverständlich hat die russisch Regierung kein Interesse daran, das persische Heer zu reformieren, davon al gesehen, daß die russischen Offiziere zu dieser Rolle gar nicht taugten. Hat doch eben erst der Russisch-Türkische Krieg bewiesen, wie reformbedürftig da russische Heer selbst war. Durch diese Maßregel wurde die Herrschaft Ruß lands über Persien selbstverständlich nur noch mehr befestigt. Rußland hätt Persien schon lange annektiert, wenn sich dem England nicht entgegengese hätte, das von Süden aus immer mehr nach Norden vorrückte und 188 Rußland offen mit dem Kriege drohte.

Seine Selbständigkeit verdankte also Persien wie die alte Türkei den Gegensatz zwischen Rußland und England. England verdankt es auch d konstitutionelle Bewegung in Persien, daß sie nicht vom Anfang an durc Rußland unterdrückt wurde. Da der Schah es mit Rußland hielt, unter stützte England zunächst die konstitutionelle Bewegung. Die Niederlage Ruß lands in Ostasien ermöglichte schließlich den Konstitutionalisten den Sieg übe den Schah. Allein die erstarkte revolutionäre Bewegung in Indien bewirk eine Umwandlung in der persischen Politik Englands. Einerseits sah Englan ein, daß Rußland kein ernster Gegner mehr ist und die indischen Besitzunge nicht mehr bedrohen kann; andererseits erscholl das Echo der Freiheit, d sich Persien erobert hatte, immer lauter in Indien. Ein Erstarken Persien ließ eine Revolution in Indien und den Verlust der englischen Herrschaft i Persischen Golf befürchten.

Aus diesen Erwägungen heraus entschloß sich die englische Regierun die, nebenbei bemerkt, in der Politik gegenüber Indien mehr die Interesse eines Häufleins der von Pensionen und hohen Beamtengehältern lebende Parasiten, als die Interessen der Handelsklasse vertritt, zu einem Abkomme mit Rußland. Die russische Regierung sah ebenfalls ein, daß sie eines solche bedürfe, da sie gegen England nichts auszurichten imstande ist. Außerdem weiß sie sehr wohl, daß der Kaukasus nie „ruhig" bleiben wird, solang Persien die Freiheit genießt, und sie suchte daher, gestützt auf Englan ihre alte Rolle eines Gendarmen in Persien, wie in Asie überhaupt, wieder aufzunehmen. So kam der berüchtigte Vertrag vo 1907 zwischen England und Rußland zustande, wonach Persien in dr Sphären geteilt wurde. Der nördliche Teil mit den wichtigsten Städte und der Residenz, insgesamt 305000 englische Quadratmeilen mit 6,9 Mi lionen Einwohnern, wurde zur russischen Einflußsphäre erklärt; der südlich fast menschenleere und arme Teil, 137000 Quadratmeilen mit 690000 Ein wohnern, bildete die britische Einflußsphäre; die zwischenliegenden 18800 Quadratmeilen mit 1,91 Millionen Personen machten die „neutrale Sphäre aus. Damit wurde der Anfang vom Ende Persiens gemacht. Englan hat Persien an Rußland ausgeliefert. Denn die russische Einfluß sphäre ist der bedeutendste Teil Persiens, auch seinem Handel und seine Naturschätzen nach. So betragen die Zollerträge in der russischen Sphär 305000 Pfund Sterling, in der englischen nur 50000, also bloß den sechste Teil davon. Der englische Handel mit Persien hat sich fast gar nicht en

ickelt, er stieg von 182,8 Millionen Krans[1] im Jahre 1908/09 auf 184,9 Mil-
onen im Jahre 1909/10, während der russische Handel sich 1908/09 auf
08,6 und 1909/10 auf 489,1 Millionen Krans stellte. Dieses Abkommen,
as zur Schädigung des einheimischen Handels und zur Zuspitzung der inter-
ationalen Lage führte, war diktiert durch den englisch-deutschen Gegensatz,
er die englischen herrschenden Klassen gegenüber den weiteren Folgen dieses
chrittes blind machte.

Wie dem aber auch sei, die Aufteilung Persiens war damit eine besiegelte
ache. Rußland lauerte bloß auf eine passende Gelegenheit, legte der Reform-
ewegung immer neue Steine in den Weg, versuchte kürzlich mit Hilfe des
rschahs Persien zu unterjochen; als aber dies mißlungen war und Italien
uf den Raub nach Tripolis ausging, beeilte sich Rußland, auch Persien ein
nde zu machen. Wenn selbst das „zivilisierte" Land Italien ohne jeden
chein von Berechtigung den Krieg anfangen konnte, warum sollte die bar-
arische Zarenregierung nicht dasselbe tun? Wie Italien ohne jeden recht-
chen Vorwand die Auslieferung von Tripolis forderte, ähnlich stellte die
issische Regierung an Persien das Ansinnen, sich lebendig zu begraben. . . .

Wie man in Italien bloß mit einem „Spaziergang" nach Tripolis
chnete, so stellt sich die Expedition nach Persien den russischen Machthabern
enfalls nur als eine Niedermetzelung aufrührerischer Bauern dar. Italien
t bös hereingefallen. Und wie wird es mit Rußland sein?

Wird die englische Regierung eine Okkupation von Persien gestatten? Die
glische Bourgeoisie ist mit der englischen Politik in Persien längst un-
frieden; die vollständige Okkupation Persiens durch Rußland kann leicht
m Sturze Greys führen. Denn selbst vom militärischen Standpunkt aus
t die Nachbarschaft Rußlands für England äußerst unbequem. England wird
ine indische Armee verdoppeln müssen, während es gerade jetzt sie ver-
indern wollte. Auf die Freundschaft Rußlands kann man naturgemäß
cht bauen. Rußland als Nachbar Indiens kann dort im geheimen wühlen,
ıd die langjährige Politik Englands ging eben nach der Richtung, Ruß-
nd von Indien fernzuhalten. Allerdings ist Rußland jetzt schwach; wer
irgt aber für die Zukunft? Und ist es ganz ausgeschlossen, daß Rußland
h mit Deutschland vereinige? Siehe das Potsdamer Abkommen!

Aller Wahrscheinlichkeit nach wird England doch noch keine Teilung
ersiens zulassen. Es wird wohl bloß dahin streben, Persien noch weiter
seiner Entwicklung zu stören, indem es ihm ein Protektorat beider Mächte
fdrängt. Gibt sich aber die russische Regierung damit nicht zufrieden, was
nn? Jetzt versichert die „Nowoje Wremja", daß Rußland keine Gebiets-
werbung in Persien wünscht. Wenn aber — was zu erwarten ist — Ruß-
nd auf einen erbitterten Widerstand stößt, wird es sich dann bloß mit
nem Protektorat begnügen?

Englands Prestige unter den Muselmanen ist schon sehr gesunken. Der
tzte Handstreich Rußlands muß ihre Feindschaft gegen England stärken, der
volutionären Bewegung in Indien neue Kräfte zuführen; somit wird also
e englische Politik in Persien das Gegenteil von dem erreichen, was sie be-
veckt hat. Und welche Vorteile wird Rußland daraus ziehen? Das Pro-
ktorat wird es nicht allein in der Hand haben, sondern mit England teilen

---

[1] Ein Silberkran ist nominell gleich 75 Pfennig, in Wirklichkeit etwa 35 Pfennig.

müssen. Da in England die Opposition gegen dieses seinen Handelsinteresse zuwiderlaufende Abkommen wachsen wird, muß das Protektorat zu ewige Reibungen führen, die sehr ernste Konflikte nach sich ziehen werden. Dami aber noch nicht genug. Ein Protektorat Rußlands und Englands über Persie verstößt viel härter gegen die Handelsinteressen Deutschlands als das Marokko abkommen mit Frankreich, um so mehr, als Rußland durchaus nicht gewill ist, Handelsfreiheit in Persien zu gewähren. Nicht nur entwickelt sich de deutsche Handel mit Persien trotz aller Hindernisse relativ gut; er versprich erst der Bagdadbahn eine festere finanzielle Grundlage zu geben. So mu das deutsche Kapital mit dem russischen in Persien bald in Konflikt geraten und schon jetzt wetzen die literarischen Wachthunde der deutschen Börse ihr Zähne gegen Rußland, obgleich sie noch nicht beißen, weil Deutschland di Marokkoaffäre noch nicht liquidiert hat.

Persien ist reich an Naturschätzen, aber nicht nach deren Ausbeutung streb Rußland, noch weniger England. Persien liegt am Kreuzwege von drei Welten und müßte mit dem Erwachen Asiens wiederum große Bedeutung erlangen Rußlands Oberherrschaft wird aber jede Entwicklungsmöglichkeit im Keim ersticken. Rußland und England stellen sich der wirtschaftlichen und politische Wiederbelebung Persiens und Asiens überhaupt hindernd in den Weg. Natür lich werden sie diese Entwicklung doch nicht aufhalten können, die ihnen bal über den Kopf wachsen wird. . . .

Schon Persien wird wohl der russischen Eroberungspolitik einen dauernde Widerstand entgegensetzen. Viel wichtiger ist vielleicht, daß mit der Unter drückung Persiens der Fanatismus der Mohammedaner, der schon durc den Italienisch-Türkischen Krieg entfacht wurde, in hellen Flammen empor lodern wird. Ein langdauernder Krieg — und einen solchen darf man tro der Schwäche Persiens erwarten, falls nicht die sehr demoralisierte, teils vo Rußland bestochene persische Bourgeoisie im Kampf die Volksmassen ver raten wird — kann ein Aufleben der revolutionären Bewegung zunächst i Kaukasus und dann auch im übrigen Rußland zur Folge haben. . . .

In seinem Werke über das „Finanzkapital“ sagt Hilferding, indem e die Kräfte analysiert, die einerseits zum Kriege treiben und diesen andere seits verhindern: Der Entscheid über Krieg und Frieden liege nicht allein i der Hand der hochkapitalistischen Staaten, wo die Gegentendenzen gegen di kriegerische Entwicklung am stärksten ausgeprägt sind. Das kapitalistische Er wachen der Nationen des östlichen Europa und Asiens ist von Mach verschiebungen begleitet, die auf die Großstaaten zurückwirken und auch hie die vorhandenen Gegensätze zur Entladung bringen können. . . . Früher al man sich denken konnte, scheint sich diese Voraussagung verwirklichen z wollen. Im Marokkokonflikt sind die hochkapitalistischen Staaten vor einer Kriege zurückgeschreckt. Mit unglaublichem Leichtsinn brennen zwei wir schaftlich zurückgebliebene Staaten an verschiedenen Stellen der Erdkugel di Lunte an, von der aus sich vielleicht ein Weltbrand verbreiten wird. Italie will Tripolis rauben, weil es fürchtet, daß ihm beim Erstarken der Türk diese Beute entgehen könnte. Rußland geht gar auf die Vernichtung vo Persien aus. Diese beiden Kriege haben sehr viel Ähnliches, nicht nur durc die unverschämte, durch nichts mehr verhüllte Gewaltpolitik, mit der sie ein geleitet wurden; nicht nur durch ihre Grund- und Nutzlosigkeit, selbst vo kapitalistischen Standpunkt aus betrachtet, sondern ihrer Folgen wegen. Italie

ill die Türkei schwächen, hat aber schon das Gegenteil erreicht, indem es die ır losen Teile dieses Reiches fester aneinander kettet; Rußland wird vielleicht ersien zu Boden werfen, aber die zukünftigen Folgen werden für Rußland cht minder unangenehm sein wie die des Krieges um Tripolitanien für talien. Der Italienisch-Türkische Krieg muß — wenn nicht alle Zeichen ügen — mit einem Zusammenbruch des jetzigen Regierungssystems endigen. in dauernder Krieg Rußlands gegen Persien wird, wie er auch dort ıden mag, einen neuen Beweis der militärischen Verlotterung und wirt-)aftlichen Unzulänglichkeit des despotischen Regimes erbringen und somit e oppositionelle Bewegung im Lande stärken, der Revolution neue Kraft nflößen. Wie der tripolitanische Raubzug die Gegensätze der Großmächte ıtereinander verschärfen und den Erneuerungsprozeß der Türkei eher rdern wird, so wird auch die Vergewaltigung Persiens den Konfliktstoff ıter den Mächten häufen, aber auch das Aufleben Asiens beschleunigen: ide Kriege zeigen den erwachenden Völkern mit blitzartiger Deutlichkeit, elche Gefahr ihnen droht, und werden sie so aus ihrem gefährlichen chlummer jäh erwecken und zur vollen Klarheit bringen.

Die Agrarzölle und das polnische Gemeinwesen.

Von **Emil Caspari** (Kattowitz).

Bei den Teuerungsdebatten im deutschen Reichstag ist die national-polnische eichstagsfraktion ihrer agrarischen Tradition vollauf treu geblieben, indem sie h auf die Seite der Bewucherer des arbeitenden Volkes durch Agrarzölle stellte. er Hauptredner der Polenfraktion, Graf v. Brudzewo-Mielzynski, selber ein Groß- ırarier, der nach den Angaben des Adreßbuchs der polnischen Großgrundbesitzer in r Provinz Posen im Jahre 1909 Besitzungen im Umfang von 3500 Hektar besaß, rselbe Herr Graf, welcher vor einem Jahre bei den Debatten über den Etat ımens der national-polnischen Reichstagsfraktion der hakatistischen deutschen egierung eine untertänige Offerte mit der Bereitwilligkeit zur gemeinsamen ekämpfung der Sozialdemokratie unterbreitete, begrüßte warm die Erklärungen s Reichskanzlers, daß die Regierung fest entschlossen ist, von der bisherigen chutzzollpolitik nicht im geringsten abzuweichen, und versicherte dabei die schwarz- auen Blockbrüder, daß die polnische Fraktion diese selbstverständlich unterstützen erde, wobei natürlich das Gerede von den gemeinsamen Interessen der polnischen ındwirtschaft nicht fehlen durfte. Als ihren zweiten Redner sandte die polnische eichstagsfraktion ihr jüngstes Mitglied, Herrn Adalbert Korfanty hinaus, der, nach- m er plötzlich seinen national-demokratischen Demagogenmantel abgestreift hat, in s Lager seines erbittertsten Gegners abgeschwenkt ist: seines Fraktionskollegen apieralski, des polnischen Scherl, der die ganze national-polnische Presse Ober-)lesiens in seinem Verlag monopolisiert hat. Vor demselben Napieralski hat aber rselbe Korfanty kurz vor seiner Umsattelung die polnischen Arbeiter als vor dem treuen Berater der polnischen Großgrundbesitzer gewarnt. Über die Rede Kor- ntys war das Organ der polnischen Großgrundbesitzer in der Provinz Posen, r „Dziennik Poznanski", hell entzückt — der beste Beweis, daß seine Rede den lnischen Schlachtschitzen in ihren Kram ausgezeichnet gepaßt hat. Die ganze Wucht r wirtschaftlichen Depression lastet auf den oberschlesischen Montanindustrie- beitern: die Arbeiter des oberschlesischen Steinkohlenbergbaus allein haben im ıhre 1910 gegenüber 1908 eine Lohneinbuße von gegen 7½ Millionen Mark er- ten. Herr Korfanty redete der Regierung ins Gewissen, sie möge doch endlich die ıgünstige geographische Lage des oberschlesischen Steinkohlenbeckens berücksich-

tigen und ermäßigte Eisenbahntarife für die oberschlesische Gaskohle nach Berli zur Verdrängung der englischen Gaskohle vom Berliner Kohlenmarkt bewilliger natürlich auf Kosten der Steuerzahler; denn auch bei den bestehenden Tarife würden die oberschlesischen Grubenherren wohl in der Lage sein, erfolgreich mi der englischen Gaskohle zu konkurrieren, wenn sie sich nur entschließen möchter von den hochgeschraubten Kohlenpreisen etwas nachzulassen. Das wollen jedoch di Kohlenmagnaten nicht, sie versuchen durch ihr fortwährendes Drängen die Re gierung endlich mürbe zu machen, um schließlich die ermäßigten Tarifsätze zu er langen und somit auch Extraprofite durch Kohlenerlös auf dem Berliner Markte Herr Korfanty schlägt sich in dieser Angelegenheit gänzlich auf die Seite der ober schlesischen Großindustriellen, streut den oberschlesischen Arbeitern Sand in di Augen, daß sie ihr Heil von der Ermäßigung der Kohlentarife nach Berlin zu er warten haben, findet jedoch trotz der trostlosen wirtschaftlichen Lage seiner Arbeiter wähler kein Wort der Kritik über das Verwerfliche der Verteuerung der Lebens mittel der breiten Masse der arbeitenden Bevölkerung durch die Agrarzölle. Daro große Freude bei den polnischen Junkern! Graf v. Brudzewo-Mielzynski behauptet sogar, daß die Agrarzölle für das polnische Gemeinwesen eine unerläßliche Not wendigkeit sind.

Untersuchen wir, wem innerhalb des polnischen Gemeinwesens, um das vo Professor Ludwig Bernhard geprägte Wort zu gebrauchen, die Agrarzölle eigentlic zugute kommen.

I.

Nach den Ergebnissen der Bevölkerungszählung vom Dezember 1905 gab es i der preußischen Monarchie 3 646 446 Personen, welche die polnische Sprache al ihre Muttersprache angegeben haben. Davon lebten in den polnischen Landesteile Preußens 3 299 233, der Rest, nämlich 347 213, ist in die deutschen Industrie zentren ausgewandert, hauptsächlich in den rheinisch-westfälischen Industriebezirk wo damals 167 539 Polen gezählt worden sind. Man kann getrost sagen, daß dies polnischen Auswanderer mit winzigen Ausnahmen der Bevölkerungsschicht zuzu rechnen sind, welche ihren Lebensunterhalt aus der industriellen Erwerbsarbei bestreitet. Es sind das Industriearbeiter, für welche die Agrarzölle direkt schäd lich sind.

In den polnischen Landesteilen Preußens haben wir die meisten industrielle polnischen Arbeiter in Oberschlesien. Bekanntlich hat die oberschlesische Montan industrie ihren Sitz in den von der polnischen Bevölkerung bewohnten Kreisen. I den deutschen Kreisen Oberschlesiens, zu denen die Kreise Neiße, Leobschütz, Grott kau und Falkenberg gehören, gab es nach dem Ausweis der Handelskammer fü den Regierungsbezirk Oppeln im Jahre 1898 kaum 7865, rund 7 Prozent der ge samten Arbeiterschaft Oberschlesiens, welche der Gewerbeinspektion unterstell war. Wenn wir annehmen, daß dieser Prozentsatz seit jener Zeit unveränder geblieben ist, so stellt sich für das Jahr 1910 die Zahl der Arbeiter, welche i den polnischen Kreisen Oberschlesiens der Gewerbeinspektion unterstellt waren auf 132 268 Köpfe und zusammen mit denjenigen, welche den Grubenaufsichts beamten unterstellt waren, auf rund 266 000. Davon 10 Prozent auf deutsch Arbeiter gerechnet — in Wirklichkeit wird dieser Prozentsatz nicht einmal s reichlich sein —, haben wir in Oberschlesien allein 240000 in dustrielle polnische Arbeiter.

In der Provinz Posen wurden für das Jahr 1910 von den Fabrik inspektoren 56 876, in Westpreußen 68 039 Arbeiter nachgewiesen. Wenn ge rechnet wird, daß darunter in der Provinz Posen (nach dem Prozentsatz der An gaben über die Muttersprache bei der Bevölkerungszählung vom Dezember 1905 61 Prozent und in Westpreußen 35 Prozent polnische Arbeiter sind, so stellt sich für diese beiden Provinzen die Zahl der industriellen polnischen Arbeiter auf insgesamt 58500.

In den drei benannten polnischen Landesteilen Preußens kann demnach die samte industrielle polnische Arbeiterschaft auf **rund 298500 Köpfe** ge- itzt werden. Wenn wir weiter annehmen, daß auf jeden dieser Arbeiter nur 3 ht erwerbstätige Personen entfallen, so haben wir mit 1194000, und zusammen : den polnischen Auswanderern in den deutschen Gegenden Preußens mit 40000 **Angehörigen der polnischen Bevölkerung** zu rechnen, die die industrielle Lohnarbeit die Quelle des Lebensunterhaltes bildet.

Diese große Masse polnischer Bevölkerung müßte den Agrarzöllen, welche ihr Lebensmittel ungemein verteuern, feindlich gegenüberstehen, wenn sie über en wahren Charakter aufgeklärt wäre. Diese Aufklärung werden selbstredend Führer der Nationalpolen, da sie die Geschäfte der polnischen besitzenden Klasse allgemeinen und insbesondere der polnischen Krautjunker besorgen, nicht ver- iten, diese Aufgabe fällt ganz der Sozialdemokratie zu.

II.

Es ist nunmehr noch zu untersuchen, welche Bewandtnis es mit der Behaup- ng hat, daß die Agrarzölle für „die ganze polnische Landwirtschaft" in den pol- chen Landesteilen Preußens von Nutzen sind. Wir werden uns bei dieser tersuchung nur auf die Zölle auf Brotgetreide (das heißt Roggen und Weizen) hränken, wobei wir die von Dr. Roncador in seinem unlängst erschienenen Buch[1] zewandte Methode zur Feststellung der Nützlichkeit oder Schädlichkeit dieser Zölle : die verschiedenen Kategorien der Landwirte benutzen.

Zu diesem Zwecke wollen wir nach der Roncadorschen Methode berechnen, wie- l Brotgetreide die verschiedenen Kategorien der Landwirte, welche die offizielle dwirtschaftliche Betriebsstatistik unterscheidet, zur freien Verwertung übrig halten.

Im Durchschnitt der letzten fünf Jahre (1905 bis 1909) ergibt sich eine mittlere otgetreideernte Deutschlands von 17,5 Doppelzentner pro Hektar. Speziell für Provinz Posen stellt sie sich für die achtjährige Periode von 1902 bis 1909 auf 13 Doppelzentner pro Hektar, und wenn wir das Mißerntejahr 1906 unberück- tigt lassen auf 16,2 Doppelzentner.

Die Betriebszählung vom Jahre 1907 hat in der Provinz Posen folgende Zahl : Betriebe mit Ackerland in den einzelnen Größenklassen festgestellt:

Größenklasse	Zahl der Betriebe mit Ackerland	Deren Gesamtfläche	Von der Gesamtfläche ist Ackerland: Überhaupt	Davon bestellt mit Brotgetreide
		Hektar	Hektar	Hektar
Unter 2 Hektar . . .	101292	61525	48836	14731
2 bis 5 „ . . .	25611	95785	72774	37078
5 „ 20 „ . . .	51017	643009	489430	237106
20 „ 100 „ . . .	12719	515166	382828	167423
100 Hektar und mehr . .	2290	1113394	786302	301386
Zusammen	192929	2428879	1780170	757724

Unter Zugrundelegung der obigen mittleren Brotgetreideernte von 16,2 Doppel- ntner pro Hektar ergibt sich, daß in der Provinz Posen auf die einzelnen Be- ebe mit Ackerland an geerntetem Brotgetreide zu veranschlagen sind:

[1] Dr. Bruno Roncador, Wesen und Wirkung der Agrarzölle. Jena 1911.

[2] Berechnet auf Grund der statistischen Tabellen über Ernteflächen und Ernte- räge in der Abhandlung von Dr. T. Jackowski, „Materialien zur Geschichte der ndwirtschaft des Großherzogtums Posen vom Jahre 1861 bis zum Jahre 1911" (polnischer Sprache). Posen 1911. Seite 142 bis 143.

Unter 2 Hektar	2,3 Doppelzentner
2 bis 5 „	23,4 „
5 „ 20 „	74,9 „
20 „ 100 „	213,2 „
100 Hektar und mehr	2175,7 „

Der Getreidebedarf einer sogenannten Normalfamilie, die man zu fü Köpfen annimmt, wird in Deutschland auf 10 Doppelzentner gerechnet. Die wenig als 2 Hektar Ackerland besitzenden landwirtschaftlichen Familien müßten demn um nur ihren eigenen Bedarf zu decken, durchschnittlich 7,7 Doppelzentner Br getreide zukaufen. Sie haben von den Brotgetreidezöllen keinen Nutzen, sind vi mehr durch sie direkt benachteiligt. Außerdem ist dabei noch zu berücksichtigen, d die mittleren Ernteerträge pro Hektar infolge der oft mangelhaften Bestellu bei diesen Parzellenbetrieben zu hoch veranschlagt sein dürften.

Bei dem kleinen bäuerlichen Besitz von 2 bis 5 Hektar Ackerland kommen a einen Betrieb im Durchschnitt 23,4 Doppelzentner Brotgetreide, insbesondere a einen Betrieb in Größe von 2 bis 3 Hektar nur 17,3 Doppelzentner. Diesen kle bäuerlichen Besitzern blieben demnach etliche Doppelzentner Brotgetreide zu freien Verfügung übrig. Einen unmittelbaren materiellen Schaden hätten sie a von den Brotgetreidezöllen nicht. Können sie das überschüssige Getreide, wenn s dasselbe nicht einfach verfüttern, was häufig geschehen mag, verkaufen, so hab sie sogar einen gewissen Gewinn.

Was den mittleren bäuerlichen Besitz von 5 bis 20 Hektar Fläche betrifft, s entfällt hier auf den einzelnen Betrieb eine durchschnittliche Ernte von 74,9 Dopp zentner Brotgetreide. Wenn man jedoch berücksichtigt, daß diese Betriebe in d Provinz Posen exklusive des Betriebsleiters im Durchschnitt 3 ständige Arbei kräfte beschäftigen, so stellt sich ihr Konsumbedarf an Brotgetreide höher als a 10 Doppelzentner. Schätzungsweise verfügen sie über 60 Doppelzentner an verkä lichem Brotgetreide, so daß sie aus den Getreidezöllen beträchtlichen Nutzen hab können.

Die großbäuerlichen Betriebe von 20 bis 100 Hektar Fläche beschäftigen in d Provinz Posen durchschnittlich pro Betrieb je 5,3 und die Großbetriebe üb 100 Hektar Fläche je 52,7 ständige Arbeitskräfte.[1] Ganz erheblichen Nutzen hab von den Brotgetreidezöllen die großbäuerlichen Betriebe, den größten Nutzen jed der Großgrundbesitz.

Wie liegen die Verhältnisse in Oberschlesien? Es wurden hier im Jahre 19 festgestellt:

Größenklasse	Zahl der Betriebe mit Ackerland	Deren Gesamtfläche	Von der Gesamtfläche ist Ackerland	
			Überhaupt	Davon beste mit Brotgetreid
		Hektar	Hektar	Hektar
Unter 2 Hektar . . .	80021	64919	53211	19413
2 bis 5 „ . . .	34610	126169	97919	36982
5 „ 20 „ . . .	30183	321748	250582	91710
20 „ 100 „ . . .	3296	126938	96191	32918
100 Hektar und mehr . .	706	326995	207822	65295
Zusammen	148816	966769	705725	246318

In Oberschlesien, speziell in den von der polnischen Bevölkerung bewohnt Kreisen der rechten Oderseite, wo viel sandiger Boden vorhanden ist, sind d Böden weniger ertragreich als in der Provinz Posen. Wenn wir trotzdem a

[1] Siehe Statistik des Deutschen Reichs. Band 212, Ib, Landwirtschaftliche B triebsstatistik, Tabelle 4, Seite 512 bis 513.

Oberschlesien eine mittlere Brotgetreideernte von 16,2 Doppelzentnern pro
tar als Maßstab anlegen, so bekommt man auf die einzelnen Betriebe mit
erland an geerntetem Brotgetreide:

Unter 2 Hektar	3,9 Doppelzentner
2 bis 5 "	14,4 "
5 " 20 "	49,2 "
20 " 100 "	161,8 "
100 Hektar und mehr	1498,2 "

Sogar die kleinbäuerlichen Betriebe von 2 bis 5 Hektar Fläche haben sonach in erschlesien keinen Nutzen von den Brotgetreidezöllen. Die mittleren bäuerlichen riebe beschäftigen im Durchschnitt pro Betrieb je 3,16 ständige Arbeitskräfte. r Überschuß an verkäuflichem Brotgetreide kann für sie auf höchstens 35 Doppeltner geschätzt werden. Die großbäuerlichen Betriebe beschäftigen im Durchschnitt Betrieb je 6,54 und die Großbetriebe je 60 ständige Arbeitskräfte. Die letzteren en auch den größten Nutzen von den Brotgetreidezöllen.

Wenn wir die gleiche Berechnung auf Westpreußen und den Regierungsbezirk nstein, wo die polnisch-masurische Bevölkerung ihre Wohnsitze hat, unter Zundelegung einer mittleren Brotgetreideernte von 13,5 Doppelzentner pro Hektar Westpreußen und von 11,16 Doppelzentner pro Hektar für den Regierungsrk Allenstein anwenden, so stellt sich heraus, daß in Westpreußen die kleinerlichen Betriebe im Durchschnitt pro Betrieb 17,3 Doppelzentner, darunter Betriebe von 2 bis 3 Hektar Fläche nur 12,7 Doppelzentner ernten. Da die eren Betriebe ihren Überschuß an Brotgetreide im allgemeinen verfüttern, so en sie von den Brotgetreidezöllen keinen pekuniären Nutzen. Das gleiche gilt) von den kleinbäuerlichen Betrieben im Regierungsbezirk Allenstein, sie ernten Betrieb im Durchschnitt nur 12,9 Doppelzentner Brotgetreide.

Wir gelangen also zu dem Resultat, daß in Oberschlesien und im Regierungsrk Allenstein erst die mittleren bäuerlichen Betriebe und in der Provinz en und in Westpreußen erst die kleinbäuerlichen Betriebe von 3 Hektar im emeinen an den Brotgetreidezöllen materiell interessiert sein können.

Wenn wir in allen diesen vier polnischen Landesteilen die deutschen Kreise ninieren, so betrug in den polnischen Kreisen derselben im Jahre 1907 die Zahl) landwirtschaftlichen Betriebe überhaupt:

Größenklasse	Posen	Westpreußen	Ostpreußen	Oberschlesien	Insgesamt
Unter 2 Hektar . . .	108160	59244	25380	78917	271701
bis 5 " . . .	24770	17050	10273	29284	81377
" 20 " . . .	48873	28468	15267	22005	114613
" 100 " . . .	11750	8843	8050	1403	30046
Hektar und mehr . .	2228	1349	746	540	4863
Zusammen	195781	114954	59716	132149	502600

deren Fläche:

Größenklasse	Posen	Westpreußen	Ostpreußen	Oberschlesien	Insgesamt
	Hektar	Hektar	Hektar	Hektar	Hektar
Unter 2 Hektar . . .	67207	40078	15009	67095	189389
bis 5 " . . .	100101	72104	34470	108083	314758
" 20 " . . .	632075	422821	153621	254805	1463522
" 100 " . . .	515159	522737	305075	93780	1436751
Hektar und mehr . .	1147200	615209	223686	335758	2321853
Zusammen	2461742	1672949	731861	859521	5726273

In der veröffentlichten Form bietet uns die landwirtschaftliche Statistik Jahre 1907 keine Unterlagen, die genaue Zahl der kleinbäuerlichen Betriebe 2 bis 3 Hektar und deren Fläche in den polnischen Kreisen der Provinz Posen in Westpreußen festzustellen. In der ganzen Provinz Posen zählte man je auf 25 888 kleinbäuerliche Betriebe mit 103 812 Hektar Fläche 10 924 Betr von 2 bis 3 Hektar mit 31 161 Hektar Gesamtfläche. Wenn wir dieses Verhäl auch auf die polnischen Kreise beziehen, so können wir darin die Betriebe 2 bis 3 Hektar auf 10 838 mit 30 047 Hektar Gesamtfläche schätzen. Die gleiche rechnung für die polnischen Kreise Westpreußens ergibt 7229 Betriebe von 2 3 Hektar mit einer Gesamtfläche von 21 888 Hektar.

Auf Grund aller bisherigen Ausführungen gelangen wir zu dem Resultat, im Jahre 1907 von der Gesamtzahl der landwirtschaftlichen Betriebe überh in den polnischen Kreisen vorhanden waren:

	Betriebe mit keinem Nutzen von den Brotgetreidezöllen		Betriebe, welche Nutzen v den Brotgetreidezöllen ha	
	Überhaupt	Von der Gesamtzahl	Überhaupt	Von de Gesamtz
		Prozent		Prozent
In der Provinz Posen .	118998	60,78	76783	39,22
In Westpreußen	66473	57,74	48481	42,26
In Ostpreußen	35653	59,70	24063	40,30
In Oberschlesien . . .	108201	81,87	23948	18,13
Zusammen	329325	65,52	173275	34,48

deren Flächenraum betragen hat:

	Betriebe mit keinem Nutzen von den Brotgetreidezöllen		Betriebe, welche Nutzen v den Brotgetreidezöllen ha	
	Deren Fläche überhaupt	Von der Gesamtfläche aller Betriebe	Deren Fläche überhaupt	Von der Gesamtflä aller Betri
	Hektar	Prozent	Hektar	Prozent
In der Provinz Posen . .	97254	3,95	2364488	96,05
In Westpreußen	61966	3,70	1610983	96,30
In Ostpreußen	49479	6,76	682582	93,24
In Oberschlesien . . .	175178	20,38	684343	79,62
Zusammen	383877	6,70	5342396	93,30

Die meisten landwirtschaftlichen Betriebe, welche keinen Nutzen von den B getreidezöllen haben, befinden sich demnach in Oberschlesien, die wenigsten Westpreußen; und umgekehrt: die meisten landwirtschaftlichen Betriebe, we Nutzen von den Brotgetreidezöllen haben, finden sich in Westpreußen, die wenig in Oberschlesien.

Den größten Nutzen haben von den Brotgetreidezöllen kaum 4863 Großbetri mit einer Gesamtfläche von 2 321 855 Hektar, das heißt 0,96 Prozent der Gesa zahl der landwirtschaftlichen Betriebe überhaupt mit 40,55 Prozent des Gesa areals.

Wenn wir endlich annehmen, daß jeder landwirtschaftliche Betrieb, der kei Nutzen von den Brotgetreidezöllen hat, im Durchschnitt 5 Personen ernähren s so stellt sich die zu dieser Gruppe gehörige Bevölkerung in den polnischen Krei

der Provinz Posen	auf	594 990	Köpfe
Westpreußens	=	332 365	=
des Regierungsbezirks Allenstein . .	=	178 265	=
Oberschlesiens	=	541 005	=

esamt auf 1 646 625 Personen. Es ist schwer festzustellen, wie viele Personen n auf die polnische Bevölkerung entfallen. In der Provinz Posen sollen unter ländlichen Bevölkerung 67,6 Prozent Polen vorhanden sein.[1] Demnach würde die polnische landwirtschaftliche Bevölkerung der Provinz Posen, welche keinen en von den Brotgetreidezöllen hat, auf 402 313 Personen stellen. In den dten der Provinz Posen wird die polnische Bevölkerung auf 316 318 Personen ätzt,[1] so daß wir allein in der Provinz Posen auf 1 186 001 Köpfe polnischer amtbevölkerung 718 631 Personen haben, welche keine Ursache haben, den Brot= eidezöllen freundlich gegenüberzustehen.

Mit der Behauptung der Befürworter der polnischen besitzenden Klasse, daß „ganze polnische Landwirtschaft" und das „ganze polnische Gemeinwesen" an Agrarzöllen interessiert sind, sieht es also ganz windig aus. Den größten en davon hat die kleine Handvoll von 662 polnischen Großgrundbesitzern der inz Posen, welche über ein Areal von 584 738 Hektar verfügen, an deren e der langjährige Vorsitzende der national=polnischen Reichstagsfraktion, der e Fürst v. Radziwill steht, der größte polnische Magnat in der Provinz Posen, allein 15 630 Hektar Grund und Boden sein eigen nennt.

Dieser Handvoll polnischer Großagrarier soll die übergroße Mehrheit der ischen Bevölkerung in Stadt und Land weiterhin durch die Agrarzölle tribut= ztig gemacht werden. Die bisherigen hohen Agrarzölle genügen den adligen ischen Brotwucherern nicht, sie haben sich in der am 8. bis 10. März 1910 in n stattgefundenen Generalversammlung des Polnischen Landwirtschaftlichen onalvereins für die Provinz Posen für die weitere Erhöhung der tgetreidezölle ausgesprochen. Die polnische Reichstagsfraktion wird m Wunsche nach Möglichkeit nachzukommen versuchen.

Mögen beim bevorstehenden Reichstagswahlkampf die polnischen Sozialdemo= n darüber die polnischen Proletarier aufzuklären trachten.

Literarische Rundschau.

essor Dr. August Fischer, **Die moderne Kolonisation und der Besitzstand.** ien und Leipzig 1911, Verlag Hödler. 180 Seiten. Preis 3,60 Mark.

Professor Fischer, der an der Wiener Exportakademie doziert, scheint einer der gen Österreicher zu sein, dem die Ährenthalsche Politik Glück eingebracht hat. Graf Ährenthal das sonderbare Ding, österreichischer Imperialismus genannt, der Taufe hob — „Gott sei Dank," sagt fromm Herr Fischer —, da wurde auch r Wiener Exportakademie ein Katheder für Kolonialpolitik gegründet, und Herr er übernahm das Amt, die Kaufmannschaft zu überzeugen, sie sei berufen, „diese e Politik, die aus vieljährigem Schlafe zu gesundem Schaffen erwacht ist, durch iche Eroberungen zu unterstützen". (S. 9.) Als Produkt dieser Vorlesungen, em Verfasser eine solche Freude zu bereiten scheinen, daß er oft direkt poetisch entstand das rezensierte Büchlein. Aber was Herrn Fischer Nachtigall, ist dem , der irgendwelche ernstere Anforderungen stellt, Eule. Denn der historische Teil Buches ist eine Kinderbucherzählung und keine wissenschaftliche Arbeit: es fehlt Abwägung des speziellen historischen Charakters der Kolonialpolitik einzelner oden und Nationen, und was die imperialistische Periode der Kolonialpolitik an= ft, so kann die Fischersche Behandlung nicht einmal das Urteil beanspruchen, sie Bekanntes wiederholt, denn sie strotzt von Flüchtigkeiten. Daß Herr Fischer deutschen Kolonialpolitik Lob zollt, wie es kein deutscher Kolonialpatriot ris= t würde, soll wahrscheinlich zur Anfeuerung der erst zu entwickelnden Schar der= n Spezies in Österreich dienen, ist aber in einer wissenschaftlichen Arbeit ein

[1] Nach Angaben des Landtagsabgeordneten v. Dewitz in den „Preußischen Jahr= rn".

Skandal. Zuletzt kommt auf die Rechnung der Humor. Der Verfasser erklärt, er w nach seinen historischen Ausführungen „in das geschilderte Material die Sonde boh und zur Statistik übergehen, um so das geschichtliche Material zu erläutern. Mit Statistik dringen wir also zergliedernd in die treibenden Kräfte der Geschehnisse e durch deren vielverschlungene, geheimnisvoll webende Ursachen sie ausführend u kommentierend dient, behufs Erfassung der aus Ursachen fließenden Wirkungen.“ (S.1 An dem ganzen poetischen Gerede ist wahr, daß dem Verfasser sehr vieles gehei nisvoll blieb, und daß es für den Leser ein Geheimnis bleiben wird, wie statisti Zahlen, die sich im besten Falle auf zehn Jahre beziehen, das geschichtliche Mater von fünf Jahrhunderten erläutern, und wie Daten über Fläche, Bevölkerung, Ei bahnen und Handel der Kolonien „viel verschlungene, geheimnisvoll webende Ursach usw. „erklären“ können. Das statistische Jahrbuch könnte dann gänzlich genüg wobei es den Vorzug hat, um die Hälfte billiger zu sein und noch viele andere Da zu enthalten.

Wenn Österreich nur solche Ware exportieren wird, wie das Buch Fischers, d hilft kein Ährenthal: es wird aufs Haupt geschlagen selbst von dem verbünde Deutschland, dessen geistige Produktion — wie schlecht es um sie auch bestellt ist ein vor sechzig Jahren geschriebenes Buch Roschers über Kolonien besitzt, das n heute lesenswert ist, und ein kurzes, an Tatsachen reiches Buch Köbners „Einleit in die Kolonialpolitik“ (Jena 1908) aufweist, hinter welchem — gar nicht gesproc von umfassenden Werken — das Buch Fischers himmelweit zurücksteht, selbst we man es vom Standpunkt der Forderungen beurteilt, die wir an eine von ein Bürgerlichen geschriebene Arbeit zu stellen überhaupt befugt sind. Karl Rad

---

Max Verworn, Bonn, **Die Entwicklung des menschlichen Geistes.** Ein Vortr Jena 1910, Verlag von Gustav Fischer. 52 Seiten. Preis 1 Mark.

Die Broschüre bildet die Wiedergabe eines Vortrags, den Verworn im vori Jahre auf der Versammlung der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Eth logie und Urgeschichte gehalten hat.

Vor allem weist Verworn darauf hin, daß für die Erforschung der Geist entwicklung des Menschen eine Reihe von ganz heterogenen Wissenschaften her gezogen werden müssen, „die in unserem gesamten Wissenschaftsgetriebe niem miteinander Fühlung genommen haben, wie Theologie und Anatomie, wie Eth logie und Physiologie, wie Kunstgeschichte und Embryologie, wie Prähistorie u Pädagogik, wie Zoologie und Technologie“. Im Verfolg des Problems der E wicklung des menschlichen Geistes kann einer dazu kommen, „sich ... mit so heterogen Dingen, wie mit Nervenzellen und mit Feuersteinen, mit Buschleuten und mit phy logischen Apparaten, mit theologischen und technischen Fragen, mit Problemen d Kunst und der Embryologie zu befassen“ — womit übrigens der Verfasser, d früher in Göttingen neben der Physiologie noch ein Kolleg über Urgeschichte l so ungefähr das Gebiet seiner eigenen Forschertätigkeit umgrenzt hat.

Dann folgt eine Diskussion der physiologischen Bedingungen menschlicher Geist arbeit, des „Betriebskapitals, mit dem die menschliche Geistesentwicklung ihre Ar beginnt“, eine ganz vorzügliche Darstellung, die sich vornehmlich an die eige Untersuchungen Verworns und seiner Schüler anlehnt. Das Prinzip der Gedank selektion, dem Verworn schon in einer früheren Arbeit Ausdruck verliehen hat („ Fragen nach den Grenzen der Erkenntnis“, siehe die Besprechung „Neue Ze XXVII, 2), erfährt hier eine ausführlichere Begründung. „Wenn ... der Wirkl keit nicht entsprechende Assoziationen sich direkt in Widerspruch mit der Erfahru setzen oder gar zu Folgen führen, die schädlich oder gefahrbringend sind, da werden sie sofort durch die elektive Wirkung der Erfahrung beseitigt. ... Di Gedankenselektion ist für die Entwicklung des menschlichen Geistes d maßgebende Faktor. Diese Gedankenselektion ist es, die unser logis Denken erzeugt, das heißt eine Gedankenassoziation, die mit der E

rung im Einklang steht. So gewinnt die verblüffende Tatsache, daß die che Gesetzmäßigkeit im Geschehen der Außenwelt wie in unserem logischen Denken ausdrückt, ein geradezu selbstverständliches Ansehen." Kants „Verbindung liegt t in den Gegenständen" steht in schärfstem Gegensatz zur naturwissenschaftlichen rachtungsweise der Gedankenassoziation.

Schon in der oben zitierten Besprechung von Verworns „Frage nach den Grenzen Erkenntnis" war in aller Kürze auf die große Tragweite hingewiesen worden, die Anwendung des Begriffs der Selektion in der Erkenntniskritik zukommt; es wurde t gezeigt, daß Verworn mit dem Begriff der Gedankenselektion im Daseinskampf ältere materialistische Erkenntniskritik von naturwissenschaftlichen Gesichtspunkten in demselben Sinne abgetan hat, wie Marx in einer seiner Thesen über Feuerbach n geschichtswissenschaftlichen Gesichtspunkt aus sich dazu veranlaßt sah: „Der Haupt- ngel alles bisherigen Materialismus . . . ist, daß der Gegenstand, die Wirklichkeit, nnlichkeit, nur unter der Form des *Objektes* oder der *Anschauung* gefaßt d; nicht aber als *menschliche sinnliche Tätigkeit, Praxis*, nicht subjektiv." dieser Richtung geht Verworn nunmehr noch weiter. Das kommt in seinem rsuch zum Ausdruck, in einem Schema „die großen Etappen, den Weg der mensch- en Geistesentwicklung von ihren ersten Anfängen bis heute" zu kennzeichnen, in em Schema, das natürlich auch die Übergänge von Etappe zu Etappe berück- tigt. Namentlich für die Kultur der älteren Steinzeit weist Verworn auf die große deutung der *Arbeit* hin: „Dieses Zeitalter beginnt mit der ersten Herstellung stverfertigter Werkzeuge. . . . An diesem Punkte beginnt die lange Geschichte der ktischen Entdeckungen und Erfindungen." An der Technik dieses Zeitalters, „an Feuersteintechnik rankt sich der menschliche Scharfsinn empor wie der Efeu an er Felswand.[1] Aus der Feuersteintechnik und dem Spiel mit ihr entspringen h die ersten nachweisbaren Regungen eines ästhetischen Geschmacks, und diese cken als starkes Motiv auf die Weiterentwicklung der Technik zurück. Erfindungen Entdeckungen häufen sich." Es hat damit die *Blütezeit der naiv-praktischen obachtungen und Erfindungen und Betätigung eines naiv-ästhetischen nnes* begonnen. (Kultur der älteren Steinzeit — mittleres und jüngeres Dilu- m.) Sehr wertvoll sind hier die Bemerkungen über die Kunst des Jägers der Stein- t, dessen Realismus in der Kunst durch seine engen Beziehungen zur Natur bedingt [2] Zu Ausgang dieses Zeitalters, wo das Vorstellungsleben schon reicher geworden bereitet sich ein Umschwung vor. Es beginnt das *Zeitalter des theoreti- renden Geistes*, dessen erste Etappe des *dogmatisch spekulativen Denkens* jüngere Steinzeit mit ihrem Seelen- und Geisterglauben, Ahnendienst, Dämonen- cht und Götterkult,[3] die Bronze- und Eisenzeit und schließlich griechische und nische Kultur und Mittelalter bilden, dessen zweite Etappe des *kritisch-experi- ntellen Denkens* Renaissancekultur und Gegenwart ausmachen. Allerdings gibt

[1] In seinem russischen Buche „Zur Entwicklung der monistischen Geschichtsauf- sung" bemerkt Plechanoff treffend, daß in der Vorstellung von Marx, der Mensch ändere seine eigene Natur, indem er auf die äußere Natur einwirke, schon der sentliche Kern der marxistischen Geschichtsauffassung enthalten sei, wenn diese Vor- llung auch weiterer Ergänzungen bedürfe (S. 108 der zweiten Auflage).

[2] Eine weitergehende Begründung siehe *Max Verworn*: „Zur Psychologie der imitiven Kunst", Jena 1907; „Die Anfänge der Kunst", Jena 1909.

[3] Kautsky sagt: „Was den Philosophen vom Wilden unterscheidet, ist nicht die tsache des *Beobachtens* der Natur, sondern der Umstand; daß für diesen die tur *selbstverständlich* ist, jenem ein *Rätsel*. . . . Der Mensch mußte erst ge- ssermaßen die Nabelschnur zerrissen haben (durch die Einschaltung der Werkzeugs. r Ref.), die ihn mit der Natur verband, er mußte die Natur bis zu einem ge- ssen Grade beherrschen, sich über sie erhoben haben, ehe er daran denken konnte, philosophisch zu untersuchen." („Was will und kann die materialistische Geschichts- ffassung leisten", „Neue Zeit", V, 1, S. 233.) Hier haben wir dasselbe Prinzip,

Verworn in der vorliegenden Schrift für die Wandlungen innerhalb des „Zeitalte des theoretisierenden Geistes“ keine auf der Ökonomik basierende Erklärung.

Die Lektüre des Vortrags sei allen warm empfohlen. Nicht etwa, weil in il „materialistische Geschichtsauffassung“ propagiert würde — denn das ist nicht der Fa Die große Anregung, die man von dem Vortrag erfährt, liegt einmal in folgende: Der Kernpunkt der marxistischen Auffassung der menschlichen Geistesentwicklung, d die „Sinnlichkeit“ nicht unter der Form der „Anschauung“, sondern nur „als mensc liche sinnliche Tätigkeit, Praxis, subjektiv“ verstanden werden kann, erfährt du: Verworn von physiologischen und prähistorischen Gesichtspunkten heraus ei von der Geschichtsforschung ganz unabhängige Begründung. Das kann nur anrege wirken — und führt zum zweiten: Die Begründung der Verwornschen Au fassung der Entwicklung des menschlichen Geistes ist ein erfolgreich Versuch, die Brücke zu schlagen zwischen einer Theorie der tierisch Entwicklung einerseits und einer Theorie der menschlichen Geiste entwicklung andererseits. Diesem theoretischen Bedürfnis einer einheitlich Auffassung der Entwicklung des Organischen Rechnung zu tragen, scheint mir i nächste und vornehmste theoretische Aufgabe der Zeit.

Geschrieben ist die Broschüre meisterhaft. Lipschü

Zeitschriftenschau.

(Bürgerliche Revuen.)

Das Novemberheft von „Le Monde“ (Brüssel 1911) enthält einen Aufsatz v Baldacci über **„Die koloniale Expansion Italiens“**. Seit seinem Bestehen bemül sich das Königreich Italien für eine Kolonie zur Deportation von Verbrechern u suchte ein zu diesem Zwecke geeignetes Gebiet durch Unterhandlungen mit versch denen Mächten, besonders mit Portugal, zu gewinnen. Doch alle diese Versu blieben erfolglos. Die Notwendigkeit einer solchen Strafkolonie erschien um dringender, als im Jahre 1865 die Todesstrafe in Italien abgeschafft wurde. En lich erteilte die Regierung am 15. November 1869 den Befehl, Assab an der afrik nischen Küste des Roten Meeres zu besetzen.

Bis zum Jahre 1882 blieb diese Kolonie in der Verwaltung der Schiffahrt gesellschaft Rubattino. Die Regierung hoffte bis dahin immer noch, auf dem We der Verhandlungen etwas Besseres erlangen zu können.

Im Jahre 1885 besetzten die Italiener Massaua, und dadurch erhielt auch Ass mit seinem Hinterland erhöhte Bedeutung. Von nun an versuchten die Italien die Grenzen ihres Kolonialreichs, das nun den Namen Erythräa erhielt, vorz schieben, besonders gegen Abessinien. Dies brachte sie naturgemäß in Konflikt n dem Negus Johannes von Abessinien. Am 26. Januar 1887 vernichtete der R Alula die starke italienische Besatzung von Dogali, worauf die italienische Reg rung 20000 Mann nach Erythräa sandte, die das verlorene Gebiet zurückeroberte Als Johannes im Jahre 1889 im Kriege gegen den Mahdi gefallen war, verhalf die Italiener ihrem Parteigänger Menelik auf den Thron. Dieser trat im Vertr von Utschali einen Streifen abessinischen Landes an Italien ab und anerkannte Oberhoheit dieser Macht über ganz Abessinien. Als aber die Italiener immer wei ins Innere des Landes vordrangen, kündigte Menelik den Vertrag von Utscha und es kam zum Kriege, der zur furchtbaren Niederlage der Italiener bei Ad (1896) führte. Im Friedensvertrag erkannte Italien die völlige Unabhängigk

---

das dem Verwornschen Schema zugrunde liegt, nur daß bei Verworn die Einteilu mehr spezialisiert ist, indem den Anfängen des theoretisierenden, philosophisch Denkens schon zu Ende der älteren Steinzeit und namentlich beim jüngeren Ste zeitmenschen nachgespürt wird.

ssiniens an und verzichtete auf jedes Vordringen über die Linie Moreb=Belessa aus.

Wenige Wochen nach der Besetzung von Massaua hatte die italienische Regieg ein Kriegsschiff nach Sansibar geschickt, um mit dem Sultan dieses Landes erhandlungen wegen Landabtretungen zu pflegen. Diese Verhandlungen zogen ergebnislos bis zum Jahre 1889 hin. In diesem Jahre schickte die italienische ierung drei Linienschiffe an die Küsten von Sansibar, da sie, wie Herr Bali treuherzig erzählt, von einigen Häuptlingen um Schutz gebeten worden war. en eine Jahresrente von 120 000 Rupien an den Sultan von Sansibar erwarb lien mit Zustimmung Englands die Souveränität über die Küsten des südlichen nalilandes (Banader). Diese koloniale Erwerbung brachte Italien nicht viel ck. Sie stand abwechselnd in der Verwaltung von Handelsgesellschaften und in der Regierung selbst, ohne aber irgendwelche Vorteile zu bringen. Hingegen es zu zahlreichen Scharmützeln mit den Eingeborenen, die oft schwere Verluste beiführten, im Jahre 1896 das Gemetzel von Lafolé, bei dem eine ganze ienische Karawane unter Anführung des Hauptmanns Cecchi aufgerieben wurde.

Die „Bibliothèque Universelle et Revue Suisse“ (Lausanne 1911) schreibt der **„Italienischen Chronik“** ihrer Novembernummer über den Kriegszug nach polis. Dieser hat in der gesamten Öffentlichkeit Italiens die ungeteilteste Beterung ausgelöst. Wieso kommt dieser gewaltige Umschwung in der öffentlichen inung gegenüber dem Jahre 1896, wo sich nicht nur wütende Plebejer und verifelte Familienväter, sondern auch wohlerzogene junge Leute, Akademiker, auf Schienen warfen, um den Abgang der Militärzüge zu verhindern? Die Hauptache liegt in dem Niedergang des italienischen Sozialismus. Dessen Glanzzeit vorüber seit dem Tode des Königs Humbert und der Anbahnung einer demoischen Politik durch Zanardelli und Giolitti. Diese führte zu einer Spaltung italienischen Sozialismus, und nun bekämpfen sich die Reformisten auf der en Seite, die Revolutionäre und Syndikalisten auf der anderen mit der größten itterung, was den Sozialismus überhaupt um sein Ansehen in der öffentlichen inung gebracht hat. Die Jugend, die vor zwanzig Jahren in Marx einen Wegser in höhere Regionen, in eine reine Luft gesehen hatte und dann eine Zeitg ganz desorientiert war, wendet sich jetzt — glücklicherweise, wie der ungente Verfasser meint — wieder dem scheinbar schon veralteten Patriotismus d der Religion zu.

Freilich sagen die Demokraten, wichtiger als die Eroberung von Tripolis wäre Verwendung der dafür erheischten riesigen Summen für Zwecke der Bodenliorationen und sonstiger Reformen in Italien selbst. Das kann aber nur sagen, in den Anschauungen der materialistischen Geschichtsauffassung befangen ist. chtiger als das Geld ist für eine Nation die Begeisterung, die Überwindung Kleinmuts, wie er heute besonders in der italienischen Intelligenz vorherrscht.

Auch das „Giornale degli Economisti e Rivista di Statistica“ (Rom 1) beschäftigt sich in der Chronik seiner Septembernummer unter der Überschrift **„ch Tripolis“** mit dem von den Demokraten gegen das Tripolisunternehmen erenen Einwand, daß die ungeheuren Summen, die der Krieg verschlingt, besser Italien aufgewendet worden wären. Dieses Argument ist nur dann richtig, nn man annimmt, es sei die Aufgabe der Regierung, den Wert eines benmten Stückes Land zu erhöhen. Wenn aber die Regierung aus den Steuerrägen Mittel für Unternehmungen aufwendet, von denen niemand weiß, wiel sie kosten und wieviel sie tragen werden, die aber in der Regel die Kosten nicht einbringen, dann ist es tatsächlich vom ökonomischen Standpunkt (das heißt dem des extremen wirtschaftlichen Liberalismus. G. E.) gleichgültig, ob diese fwendungen in Italien gemacht werden oder in Tripolitanien. Wir untermen fortwährend Bodenmeliorationen, Eisenbahn= und Hafenbauten, von denen bestimmt wissen, daß sie sich nicht rentieren werden. Wenn aber auf dem ge=

waltigen Gebiet von Tripolitanien auf Kosten, wenn auch nicht unter der R der Regierung nur das Notwendigste geschieht, eröffnet sich dem Kapital und Arbeit ein ganz anderer Spielraum, als ihn das kleine Italien bietet, das Demokraten beschimpfen, wenn es sich um seine Ehre handelt, das sie aber einmal heiß lieben, wenn es sich um sein Geld handelt.

Wenn Tripolis uns nur daran verhindert, zu viel Geld in Italien au geben, ist das schon ein großer Vorteil. Italien hat, wie Maffeo Pantaleoni richtig sagt, in Tripolitanien lediglich die öffentliche Ordnung und eine Polizei herzustellen, vor allem aber die vollständigste Freiheit der Arbeit (woru natürlich nicht die Freiheit der Arbeiter zu verstehen ist, denn diese beeinträc ja bekanntlich die wahre „Freiheit der Arbeit", das heißt der Ausbeutung. G.) und des Handels zu verbürgen. Alles andere, auch der Bau und Betrieb Eisenbahnen, Telegraphen, Bewässerungsanlagen usw., muß dem internation Privatkapital überlassen bleiben, das alle diese Unternehmungen am besten sehen wird, wenn nur die italienische Bureaukratie, die staatlichen Rücksichten die niedere Mißgunst (basse invidie) der Sozialisten es nicht unmöglich mac

Im Novemberheft von „The Contemporary Review" (London 1911) sp D. E. J. Dillon über **„Auswärtige Angelegenheiten".** Italien wurde erst d das täppische Auftreten der deutschen Regierung in der Marokkofrage zu dem Z nach Tripolis gedrängt. Es mußte zugreifen, bevor andere die Hand nach Trip ausstreckten. Allerdings enthält der Dreibundsvertrag eine Bestimmung, daß Status quo im Mittelmeer erhalten bleiben solle; aber diese Garantie wurde durch vereitelt, daß sich England und Frankreich das Hinterland von Tripolitar aufteilten. Daher sah sich Italien genötigt, mit Frankreich ein besonderes kommen zu treffen, in dem Italien auf jede Einmischung in Marokko verzicht wogegen sich Frankreich verpflichtete, die Grenzen von Tripolis nicht zu ü schreiten. Damit hatte, meint Dillon, Tripolis aufgehört, türkische Provinz zu s Tatsächlich hatte schon die Besetzung Ägyptens durch die Engländer den Zusamm hang zwischen Tripolis und der Türkei aufgehoben, da diese über keine kan fähige Flotte verfügt.

An Gründen zur militärischen Expedition nach Tripolis fehlte es der ita nischen Regierung nicht, die sich darüber beklagen konnte, daß das Vorgehen Banco di Roma in Tripolis behindert worden war, und daß die Türken in oste tiver Weise Küstenbefestigungen dort anlegten. Es war aber ein Fehler der ita nischen Regierung, daß sie der Türkei in aller Form den Krieg erklärte. Hätte es so gemacht wie zum Beispiel seinerzeit die Engländer in Ägypten oder Russen in der Mandschurei, hätte sie mitten im Frieden in den tripolitanis Hafenstädten Truppen gelandet und die italienische Flagge dort gehißt, so we das als internationales „Mißverständnis" aufgefaßt und auf diplomatischem We beigelegt worden: die Türkei hätte das Land, vermutlich gegen Entschädigung, Italien abgetreten. So aber hat San Giuliano der Türkei den Krieg erklärt dies den Mächten mitgeteilt. Nun ist es viel schwieriger, wieder zum Frieden gelangen.

Dem jungtürkischen Regime hat der tripolitanische Krieg wahrscheinlich Todesstoß versetzt. In der türkischen Regierung herrschen Verwirrung und fähigkeit. Besonders ließ sich der Großwesier Hakki Pascha dermaßen von italienischen Geschäftsträger überlisten, den er für seinen intimsten Freund hi daß er noch vor wenigen Monaten, trotz Mahmud Schefkets Bedenken, einen gro Teil der Truppen aus Tripolis nach dem Yemen versetzte. Das „Komitee für E heit und Fortschritt", das heute die eigentliche Herrschaft in der Türkei aus auch über den Sultan, gerät immer mehr in Mißkredit. Eine konstitution Türkei ist ein innerer Widerspruch. G.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.



and Nr. 12 Ausgegeben am 22. Dezember 1911 30. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Noch lange nicht genug!

↗ Berlin, 16. Dezember 1911.

Die Taktik der Regierung in der gegenwärtigen Wahlbewegung unter-
det sich auffallend von ihrer Taktik bei den Reichstagswahlen von 1907.
Während damals Fürst Bülow die „Paarung zwischen Karpfen und Ka-
nen" als eine neue Heilsära des Vaterlandes verkündigte, Herr Dern-
aus seiner Kiste getrockneter Datteln einen tropischen Urwald empor-
ßen ließ und das offiziöse Hauptorgan feierlich erklärte, es sei eine ten-
iöse Lüge, daß die Regierung umfangreiche Steuervorlagen plane,
n die Bethmann Hollweg und Genossen die Zügel vollständig am Boden
fen. Höchstens wiederholt die Regierungspresse, was Herr Wermuth
im Reichstag auszuführen bemüht gewesen ist, daß nämlich die so-
nnte „Finanzreform" die Reichsfinanzen wirklich „saniert" habe, was
ns niemand glaubt, zumal der Herr Wermuth selbst noch „einen kräf-
Ruck" angekündigt hat, und was zweitens der ausgeplünderten Masse,
er angeblich vermiedene Reichsbankrott keineswegs über den eigenen
krott beruhigt, ein sehr magerer Trost ist.

icht genug aber mit dieser Indolenz der Reichsregierung, hält wenig-
die Regierung eines Einzelstaats die Wahlen für den geeigneten Zeit-
t, ihre Bereitwilligkeit zu neuen Ausnahmegesetzen gegen die Arbeiter-
zu verkünden. Die königlich sächsische Regierung macht aus ihrem
en keine Mördergrube; sie will dem Koalitionsrecht an den Kragen,
es ist natürlich nur ein Spiel mit Worten, wenn sie ihre mörderischen
hten nicht in Gestalt eines Sondergesetzes, sondern auf dem Boden des
henden Rechtes, durch Abänderung der Gewerbeordnung und des Straf-
buchs verwirklichen will. Das ist eine formale Unterscheidung, an der
reisinnige Denker erlustieren mögen, wie denn der freisinnige Sprecher
ächsischen Landtag sofort auf den Köder angebissen hat; der tatsächlichen
kung nach lassen sich Ausnahmegesetze auch auf dem Boden des gemeinen

Rechtes basteln, namentlich in einem Lande mit so hochentwickelter Klassen-
justiz, wie Deutschland ist. In einer Wahlbewegung aber Ausnahmegeset
gegen die Arbeiterklasse anzukündigen, widerspricht aller bisherigen Praxi
der deutschen Regierungen, abgesehen von dem Ausnahmefall, daß sich di
Wahlen selbst, wie im Jahre 1878, um die Frage eines Ausnahmegesetze
bewegen. Den Dresdener Staatsmännern zuzutrauen, daß sie sozusage
in naiver Dummheit, ohne zu wissen, was sie tun, just im „roten König
reich“ Öl ins Feuer schütten, würden wir geradezu für ein Verbreche
halten.

Auch der schwarzblaue Block geht mit seiner Wahlagitation keineswe
so ins Zeug, wie man es sonst von ihm gewohnt ist. Seine Kerntruppe, d
Bund der Landwirte, veröffentlicht einen recht nichtssagenden Wahlaufru
der sich mit abgedroschenen Redensarten, die längst keinen Hund mehr vo
Ofen locken, gegen die Sozialdemokratie wendet, und sein Organ, d
„Deutsche Tageszeitung“, stolpert gleich kläglich einher. Wir haben d
Knuten-Örtel nie für ein Genie gehalten, aber soviel Grips haben wir ih
allerdings bisher zugetraut, daß er nicht mit den gefälschten Reichsverband
zitaten arbeiten würde, mit denen er jetzt tagtäglich herumhausiert. (
sollte doch wissen und weiß auch recht gut, daß die Sozialdemokratie, we
sie mit dem Zitatensack erschlagen werden könnte, den schon der selige Pu-
kamer mit so staatsmännischer Geberde schwenkte, längst tot und begrab
sein würde.

Sucht man sich nun diese und ähnliche Erscheinungen zu erklären, s
scheint die Antwort auf flacher Hand zu liegen: die herrschende Reaktion g
ein Spiel auf, das für sie ein für allemal verloren ist. Die Erbitterung d
Massen über die Wirtschaft des Schnapsblocks ist so groß, daß sie sich du
keine noch so hochtönenden Versprechungen für die Zukunft mehr beschw-
tigen läßt. Das ist so weit auch ganz richtig gedacht. Aber diese Erwägung
würde die Ritter und die Heiligen nicht hindern, sich mit Nägeln und
Zähnen an die Macht zu klammern, die noch in ihren Händen ist. Wenn sie
mit scheinbarer Gleichgültigkeit ihrer drohenden Niederlage entgegengehn,
so denken sie eben weiter und rechnen damit, daß ihnen gerade ihre Nieder-
lage ein Schlachtfeld schaffen wird, auf dem sie den Kampf mit größerer
Aussicht auf Erfolg aufnehmen können als gegenwärtig. Mit anderen
Worten: sie wollen die „rote Flut“ so anschwellen lassen, daß den biederen
Bürgersmann doch wieder ein Grauen überkommt und ihn zum willenlosen
Opfer jedes reaktionären Streiches macht; was sie mit einigen Millionen
Reichsverbandszitaten nicht ergattern können, das hoffen sie mit einigen
Millionen sozialdemokratischer Stimmen zu erreichen.

Dieser offenkundigen Taktik der Regierung und der reaktionären Par-
teien gegenüber könnte es fraglich erscheinen, wie die sozialdemokratische
Wahltaktik einzurichten sei. Oder vielmehr: es ist gar nicht fraglich, wenn
wir auf die freisinnigen Staatsmänner hören wollen, die bekanntlich alle
politische Weisheit mit Löffeln gegessen haben. Die sagen uns: Nicht zu sehr
siegen! denn sonst kommt ihr in die Teufelsküche. Dieser glorreiche Gedanke

es sogar, mit dem die freisinnige Wahlagitation hauptsächlich hantiert, em sie sagt, wer sozialdemokratisch wähle, arbeite der Reaktion in die nde, da ein großer Sieg des Proletariats nur allerlei reaktionäre Hand- d Staatsstreiche fördern würde. Wer also den friedlichen und gesetz- ßigen Fortschritt wolle, der müsse die freisinnigen Biedermänner wählen, reaktionäre Gewaltstreiche in äußerst wirksamer Weise dadurch abzu- hren wissen, daß sie sich der Reaktion freiwillig zu allen Handlanger- nsten erbieten.

Auf solchen Wegen kann und wird sich aber die deutsche Arbeiterklasse mals ertappen lassen. Für sie kann die hinterhaltige Wahltaktik der reak- nären Parteien und der von ihnen abhängigen Regierung nur ein An- z mehr sein, den letzten Hauch von Kraft an diese Wahlbewegung zu setzen. unsinnig es ist, mutwillig Ausnahmegesetze zu provozieren — schon weil jedes Ausnahmegesetz gegen seinen tatsächlichen Urheber kehrt —, so innig würde es sein, aus Angst vor Ausnahmegesetzen auch nur um aresbreite von dem Wege der politischen Pflicht abzuweichen. Würde die derne Arbeiterschaft nichts weiter erstreben, als was der bäuerlichen isse auf den mittelalterlichen Landtagen beschieden war: die Stellung ier geborenen Minderheit, die hier und da einige Kleinigkeiten durchsetzen, r nie die Hand auf den Hebel der Regierung legen konnte, so hätte es h einigen Sinn zu sagen: Ihr habt jetzt so ungefähr, was ihr wollt, und setzt nicht das Gewonnene aufs Spiel, indem ihr nach Mehr verlangt. er dieses Mehr ist gerade das, was die Arbeiterschaft will, und sie würde selbst aufgeben, wenn sie sich durch die Drohung mit Gewalt zwingen e, ihr historisches Erbe um ein Linsengericht zu verkaufen.

Eine je größere Stimmenzahl die Sozialdemokratie in diesen Wahlen nstert, um so schwieriger wird es für die Reaktion, Ausnahmegesetze durch- ühren, und um so zweischneidiger werden diese schoflen Waffen für sie st sein. Gewiß, am letzten Ende wird es dazu kommen, denn daß die rschenden Klassen jemals, sobald das allgemeine Wahlrecht eine sozial- okratische Mehrheit in den Reichstag schickt, mit höflicher Verbeugung en werden: Wohlan, meine Herren Arbeiter, Sie haben gewonnen, und richten Sie sich, bitte, nach Ihrem Belieben ein — daran glaubt natür- kein Mensch, der noch über seine fünf Sinne gebietet. Über kurz oder z werden die besitzenden Klassen ein verwegenes Spiel beginnen, und diesen Fall gerüstet zu sein, ist ebenso eine Notwendigkeit für die arbei- en Klassen, wie es eine Torheit von ihnen sein würde, durch ihre Ab- ung die Lage der Gegner zu erleichtern. Es kann nur zu ihrem Vorteil schlagen, wenn sie immer zahlreichere Streitkräfte um ihr Banner sam- n, auch dann, und dann erst recht, wenn sie dadurch den historischen Gang Dinge beschleunigen.

Lassalle pflegte seinen Anhängern im vertraulichen Gespräch zu sagen: n ich vom allgemeinen Stimmrecht spreche, so müßt ihr darunter immer Revolution verstehen. Und als ein revolutionäres Werbemittel hat die tei das allgemeine Stimmrecht stets aufgefaßt. Das Anwachsen ihrer

Stimmenzahl hat ihr immer in erster Reihe gestanden, im Gegensatz den bürgerlichen Parteien, denen es ja in erster Reihe auf die Erober von Mandaten ankommt. Insofern liegt denn auch eine Art Nemesis da daß die Sozialdemokratie mit ihrer Ziffer an Mandaten im Verhältnis Zahl ihrer Stimmen immer viel schlechter abgeschnitten hat als alle bür lichen Parteien. Jedoch deshalb hat sie sich niemals graue Haare wac lassen. Sie hat gern die Mandate mitgenommen, die sie bekommen kon ohne ihren Prinzipien untreu zu werden, und sie hat diese Mandate ei benutzt, um von den herrschenden Klassen herauszuschlagen, was irgend ihnen herauszuschlagen war. Aber sie hat sich nie der Illusion hingege daß der entscheidende Kampf auf dem Boden des bürgerlichen Parlame rismus geschlagen werden wird. Diesen Kampf können und werden nur Massen entscheiden, die sie mit dem allgemeinen Stimmrecht wirbt.

Die defensiv-offensive Taktik, die höchste Form der Kriegführung, ist immer die Taktik der Sozialdemokratie gewesen. Sie appelliert von aus niemals an die Gewalt, und sie provoziert nicht mutwillig Ausnah gesetze, allein wenn ihr Gewalt angetan oder wenn sie durch Ausnah gesetze geknebelt werden soll, so widersetzt sie sich und geht nur um so sichtsloser zum siegreichen Angriff vor. Unter diesen Umständen hat sie Drohung mit Ausnahmegesetzen nicht zu fürchten, die, wenn damit wir Ernst gemacht werden sollte, den Weg zu ihrem Endziel nur abkü würden. Die Beseitigung des schwarzblauen Blocks wäre ein entschiede Vorteil für die Arbeiterklasse, aber eine Förderung der revolutionären wicklung wäre sie noch lange nicht, zumal da jede andere bürgerliche Pa konstellation an den Heeres- und Flottenausgaben, an den indir Steuern und Lebensmittelzöllen usw. festhalten würde. Aber wie an wenn ein frivoles Attentat auf das bißchen Koalitionsrecht, das die deut Arbeiter noch besitzen, neue Scharen auf Scharen in die kampfbereite Pha des Proletariats führen würde.

In den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hatte sich die gerliche Demokratie den Wahlspruch erkoren: Nondum, das heißt auf de Noch nicht; selbst der alte Ziegler hat eine seiner Novellen so getauft. wollte nicht „drängeln“, sondern in patriotischer Ergebenheit abwarten bi ihr die gebratenen Tauben in den Mund flögen. Da aber kam Bismarck trieb sie zu Paaren, indem er nach dem altmärkischen Wahlspruch Familie handelte: Noch lange nicht genug! Mit dieser hausbackenen heit hat es der Mann immerhin zu etwas in der Welt gebracht.

Wenn auch in nichts anderem, so dürfen wir ihn uns darin schon Muster nehmen. Wir können den Wahlkampf nur in dem Sinne fü daß wir noch lange nicht genug Stimmen haben, wenn wir selbst Stimmenzahl erreichen, auf die die Reaktionäre ihre heimtückischen nungen setzen.

Die Strafrechtswissenschaft gegen die Arbeiterklasse.

Von **Siegfried Weinberg.**

Es sind nun zwei Jahre verflossen, seitdem der offiziöse Vorentwurf zu em deutschen Strafgesetzbuch das Licht der Öffentlichkeit erblickt hat. Im Jahrgang der „Neuen Zeit“ (1. Band, Seite 721 ff.) habe ich dargelegt, zshalb dieser Entwurf für unsere Partei aufs schärfste zu bekämpfen und Ausnahmegesetz gegen den politischen und gewerkschaftlichen Emanzi-ionskampf der Arbeiterklasse abzulehnen ist. Ich habe dort auch bereits die günstigen Kritiken hingewiesen, die der Entwurf in allen bürger-ien Lagern gefunden hat. Diese günstige Beurteilung findet man auch den Kreisen der bürgerlichen Strafrechtswissenschaft, und zwar ohne terschied der verschiedenen Strafrechtsschulen, die sich bisher so bitter be-upft haben.

> Was sich noch jüngst in blutigem Haß getrennet,
> Das teilt entzückt die allgemeine Lust!

Schon auf der Tagung der deutschen Mitglieder der Internationalen minalistischen Vereinigung, der „Revolutionäre“ der Strafrechtswissen-cift, die im April 1911 stattfand, ist es zum Ausdruck gekommen, daß der rentwurf der Regierungskommission ganz brauchbar sei. Die Freude r den Regierungsentwurf hat nun einige führende Männer der Inter-ionalen kriminalistischen Vereinigung, nämlich die Professoren Liszt, ienthal und Goldschmidt, veranlaßt, sich mit dem reaktionären Professor hl, dem Vater des Irrlehregesetzes, zu einer brauchbaren Redigierung des ierungsentwurfes zusammenzutun. Diese Umredigierung bezeichnet sich ur als „Gegenentwurf“, doch ist diese Bezeichnung irreführend. In dem wort (Seite 3) wird ausdrücklich darauf hingewiesen, daß der Vor-wurf die „geeignete Grundlage“ des neuen Entwurfes abgegeben habe, der von den Verfassern des sogenannten Gegenentwurfes weitergebaut ist. Der „Gegenentwurf“, dessen Text bereits vor einem halben Jahre ver-ntlicht wurde, dessen Begründung jedoch erst jetzt vollständig erschienen ist, llt zweifellos rein wissenschaftlich einen Fortschritt gegenüber dem gelten-Rechte und dem offiziösen Vorentwurf dar. So zeigt der Gegenentwurf, ein Beispiel hervorzuheben, mit welcher Leichtigkeit sich die vielen straf-tlichen Nebengesetze in das Strafgesetzbuch einarbeiten lassen, ein Unter-gen, das bekanntlich die Verfasser des Regierungsentwurfes als über Kraft gehend bezeichnet haben. Die Tatbestände der einzelnen Straf-n sind zu einem großen Teile glücklicher und knapper gefaßt, und die stematik ist eine logischere. Dies sind gewiß erhebliche Vorzüge, die aber uns, die wir der dogmatischen Strafrechtswissenschaft nur eine sehr ergeordnete Bedeutung beimessen können, nicht entscheidend ins Gewicht en. Wir wissen, daß nicht nur das gegenwärtige Strafsystem im kapita-ischen Staate die Verbrechen als Massenerscheinung nicht beseitigen kann, dern daß auch eine radikale Umgestaltung des Strafrechtes ohne eine ikale Umgestaltung unserer gesamten sozialen Verhältnisse nichts Wesent-ies wird erreichen können. Ist demnach der Nutzen, den eine Strafrechts-orm bei den jetzigen allgemeinen Zuständen stiften kann, nicht gar zu anzuschlagen, so ist doch der Schaden, der durch sie herbeigeführt den kann, sehr beträchtlich. Ist doch das Strafrecht mehr und mehr ein

Mittel geworden, politische Nebenzwecke der herrschenden Klassen zu v wirklichen und insbesondere den politischen und gewerkschaftlichen Ema zipationskampf nach Möglichkeit zu behindern. Dies bringt es mit s daß wir uns bei jeder Strafrechtsreform zunächst die Frage vorleg müssen, ob sie als ein Mittel zur Niederhaltung der Arbeiterklasse m braucht werden kann. Durch Erfahrungen gewitzigt, dürfen wir uns hierb nicht etwa auf die Untersuchung beschränken, ob mit den zur Diskussi stehenden Vorschlägen reaktionäre politische Nebenabsichten verfolgt werd sondern wir müssen uns auch die Frage vorlegen, ob die neuen Vorschlä durch ihren Wortlaut auch in Zukunft die Möglichkeit jedes politisch Mißbrauchs ausschließen. Mit bloßen Versprechungen dürfen wir uns h nicht abspeisen lassen. Wie lange es dauern kann, bis sich die politische V wendbarkeit eines Paragraphen im Sinne der Reaktionäre herausste dafür gibt der Erpressungsparagraph des geltenden Strafgesetzbuchs drastisches Beispiel. Dieser war schon ein halbes Menschenalter in Gülti keit, ehe er zum erstenmal gegen ehrenwerte Arbeiter wegen ihrer gewe schaftlichen Betätigung angewendet wurde. Heute wissen unsere Zeitun ständig von derartigen Mißbräuchen dieses Paragraphen zu berichten.

Wenn wir unter diesem Gesichtspunkt an die Prüfung des Geg entwurfes herantreten, so kommen wir gar schnell zu dem Resultat, daß — ebenso wie der Regierungsentwurf — ein gefährliches Attentat ge Sozialdemokratie und Gewerkschaftsbewegung darstellt. Man kann vi leicht zweifeln, welcher von den beiden Entwürfen in dieser Richtung gefä licher ist, darüber aber kann kein Zweifel bestehen, daß die jetzigen, wahr nicht idealen Zustände durch jeden der beiden Entwürfe noch wesentlich v schlechtert würden.

Schon bei der Bekämpfung des Regierungsentwurfes mußten wir in diesem vorgesehene Etablierung der richterlichen Willk rügen. Jetzt, nach Kenntnis des Gegenentwurfes, erscheint der Vorentw fast als eine Kette von Beschränkungen des Strafrichters. Der Geg entwurf hat den gesetzlichen Strafrahmen so gut wie völlig abgesch Ohne Übertreibung kann man sagen, daß dem Richter die freie Wahl e lassen wird, zwischen Straflosigkeit und lebenslänglicher Einsperrung erkennen. Wenn man bei Erörterung des Strafrechtsproblems von dem a gemeinen Charakter unserer Gesellschaft absieht, so mögen solche Vorschläge vernünftig und empfehlenswert erscheinen. Vom ganzen Volke gewä Vertrauensmänner — so könnte man es sich ausmalen — entscheiden o jede Fessel aus der Volksüberzeugung heraus über die Strafe, die für antisoziale Tat eines Schädlings verhängt werden soll. In der Wirk keit unseres Klassenstaats macht sich die Sache nun aber leider etwas and Hier sind es ausschließlich aus den herrschenden Klassen entnommene, m deren Ansichten erfüllte Richter, die zu Gericht sitzen. Da ist die Klassenju selbst bei bestem Willen zur Unparteilichkeit nicht nur eine Gefahr, sond eine Selbstverständlichkeit. Je weiter die Paragraphen gefaßt sind und Strafrahmen ist, den sie zulassen, desto größer ist auch die Gefahr Klassenjustiz.

Besser als alle abstrakten Erörterungen mag ein praktisches Beispiel zeigen, mit welch unerträglicher Konsequenz der Gegenentwurf den Grund satz der richterlichen Willkür durchführt. Als Beispiel diene die Bemessung

Strafe für die Beleidigung, die ja trotz der vielen Konkurrenz auf
sem Gebiet noch immer das eigentliche und vor allem das bei weitem
ufigste politische Delikt ist.

Der ordentliche Strafrahmen des Gegenentwurfes für die einfache Be-
digung ist Gefängnis von einer Woche bis zu zwei Jahren oder Geldstrafe
1 3 Mark bis zu 10 000 (zehntausend) Mark. Das geltende Strafgesetzbuch
ht nur Geldstrafe von 3 bis 600 Mark oder Haft und erst in letzter Stelle
fängnis von einem Tage bis zu einem Jahre an. Der Gegenentwurf ist
schon in seinem gewöhnlichen Strafrahmen für Beleidigung weit dra-
ischer als das geltende Recht. Ja, er läßt sogar noch den Regierungsent-
rf hinter sich, der die zulässige höchste Geldstrafe für den Normalfall der
eidigung auf 3000 Mark bemißt. Der reaktionäre Schrei nach Verschär-
g der Beleidigungsstrafen hat also bei den Verfassern des Gegenent-
rfes ein sehr bereitwilliges Echo gefunden.

Der Gegenentwurf bestimmt nun aber ferner, daß „in besonders
weren Fällen“ eine Erhöhung der angedrohten Strafe eintritt, und
r im Unterschied vom Regierungsentwurf bei sämtlichen Delikten. Dem
enden Strafrecht ist eine solche Bestimmung fremd. Die angedrohte
hststrafe für Beleidigung z. B. beträgt in diesem Falle fünf Jahre (im
ierungsentwurf drei Jahre) Gefängnis. Ein „besonders schwerer Fall“
t nach dem Gegenentwurf vor, „wenn die verschuldeten Folgen der Tat
eutend sind oder der verbrecherische Wille des Täters besonders stark und
verflich erscheint“ (§ 89), was bei den Redakteuren und Agitatoren der
tei und der Gewerkschaften sicherlich oftmals von den Richtern ange-
mmen werden würde.

Doch damit nicht genug der vorgesehenen Straferhöhungen. Im Gegen-
zum geltenden Rechte, das nur bei bestimmten gänzlich unpolitischen
aftaten den Rückfall besonders schwer bestraft, sieht der Gegenent-
f eine derartige schwere Bestrafung des Rückfalls bei allen, zum Beispiel
den politischen Straftaten vor. Da nun bei politischen Delikten die
afe ihren „Besserungszweck“ regelmäßig verfehlt, kommen hier „rück-
ge Verbrechen“ besonders häufig vor. Im Rückfall befindet sich nach § 95
t nur derjenige, der dieselbe Straftat mehrfach hintereinander begangen
sondern auch derjenige, der verschiedene Straftaten (Verbrechen oder
ätzliches Vergehen) verübt hat, die auf derselben Neigung beruhen, zum
piel also auf der Neigung, die staatlichen Autoritäten oder die Autorität
Arbeitgebers oder Streikbrechers herabzusetzen. In solchen Fällen tritt
its im ersten Rückfall nach einer Freiheitsstrafe, falls seit ihrer Ver-
ung nicht mehr als drei Jahre verstrichen sind, eine erhebliche Straf-
hung nach Art der für die „besonders schweren Fälle“ angedrohten ein.
dritten und ferneren Rückfall ist bei Vergehen, die sonst im Höchstfall
Gefängnis von mehr als sechs Monaten bedroht sind, also zum Beispiel
bei Beleidigungen, Koalitionszwang und sonstigen Straftaten des poli-
en und gewerkschaftlichen Tageskampfes, auf Zuchthaus von zwei bis
Jahren zu erkennen. Zuchthaus bis zu zehn Jahren für rückfällige
z- und Streiksünder! Wahrlich, die Blütenträume unserer ärgsten Reak-
äre reifen!

Dieselben barbarischen Rückfallsstrafen finden auch Anwendung, wenn
Verurteilung wegen eines Verbrechens oder vorsätzlichen Vergehens (also

gleichfalls wieder zum Beispiel wegen Beleidigung, Koalitionszwang, Ni gung) festgestellt wird, daß es sich um einen „gewerbs- und gewoh heitsmäßigen" Verbrecher handelt. In der Begründung (S. 130) w ausdrücklich hervorgehoben, daß diese Bestimmung in erster Linie auch „Ehrabschneider" gemünzt ist. Da viele unserer Führer und Redakteure den Augen unserer bürgerlichen Richter nichts als Ehrabschneider si würde in Zukunft die Zuchthausstrafe bald eine Normalstrafe für politi und gewerkschaftliche Sünder werden. Doch diesen würden in Zukunft n ganz andere Wonnen bevorstehen. Der § 98 des Gegenentwurfes droht ihn unter Umständen neben der Strafe noch lebenslängliche Einsperrung einer Verwahrungsanstalt an. Er bestimmt:

> Begeht jemand, der schon vielfach, mindestens aber fünfmal, wegen Verbre oder vorsätzlicher Vergehen (zum Beispiel Beleidigung) Freiheitsstrafe, darun mindestens einmal Zuchthausstrafe (zum Beispiel wegen Beleidigung im Rückf) erlitten und die letzte Strafe vor nicht länger als drei Jahren verbüßt hat, neue ein Verbrechen oder vorsätzliches Vergehen, das ihn in Verbindung seinen Vorstrafen als gewerbs- oder gewohnheitsmäßigen und für die Rechtssich heit gefährlichen Verbrecher erscheinen läßt, so kann das Gericht neben der St auf Unterbringung des Verurteilten in eine Verwahrungsanstalt erkennen. Auf Grund der gerichtlichen Entscheidung hat die Landespolizeibehörde für Unterbringung zu sorgen.... Die Landespolizeibehörde bestimmt auch über Dauer der Verwahrung und über die Entlassung.... Die Entlassung darf ime nur eine vorläufige sein!

Wenn man bedenkt, daß unter dem heute geltenden Strafrecht Arbei die nichts getan haben, als unter Androhung des Streiks eine Lohnerhöh zu fordern, nicht nur wegen Erpressung bestraft, sondern daß ihnen sc von den Richtern die bürgerlichen Ehrenrechte abgesprochen werden, du gehört es durchaus nicht zu den Unmöglichkeiten, daß die Voraussetzun des vorgeschlagenen § 98 von den Gerichten des Klassenstaats bei „gewe mäßigen" politischen und gewerkschaftlichen Sündern als gegeben era werden. Die Unterbringung in der Verwahrungsanstalt ist von u stimmter Dauer, also unter Umständen lebenslänglich! Anerkenn sei hervorgehoben, daß die Verhängung der Todesstrafe wegen bloßer leidigung, wegen Koalitionszwang oder ähnlicher leichter Straftaten, mit dem Emanzipationskampf der Arbeiterklasse in Beziehung stehen, Gegenentwurf auch für den Rückfall des Sünders nicht vorgesehen is

Dem so gut wie unbegrenzten Straferhöhungsrecht des Richters spricht auf der anderen Seite ein so gut wie unbegrenztes Strafm rungsrecht für „besonders leichte Fälle". Der Richter kann nämlich (§ 8 in besonders leichten Fällen die Strafe nach freiem Ermer mildern, insbesondere auf bloßen Verweis erkennen. Ja, wo dies drücklich zugelassen ist (zum Beispiel bei Beleidigung, Übertretungen u kann von einer Strafe überhaupt abgesehen werden. Daß unsere Ri infolge ihrer Erziehung und ihres Milieus beim besten Willen, unpartei zu sein, oft geneigt sein werden, in einem Unternehmer oder bürgerli Politiker einen Kämpfer gegen sozialdemokratischen Terrorismus zu se dessen Straftat als ein „besonders leichter Fall" anzusehen ist, währen dem Vorkämpfer der Arbeiterklasse diese Rechtswohltat kaum jemals zu gestehen werden, darf man wohl als sicher annehmen.

Die vorstehende Übersicht zeigt, daß tatsächlich, zum Beispiel bei der Be=idigung, der gesetzliche Strafrahmen, abgesehen von der Ermächtigung, on Strafen überhaupt abzusehen, vom Verweis bis zu zehn Jahren Zucht=ıus und lebenslänglicher Einsperrung geht. Eine ähnliche, wenn auch nicht berall so krasse Spannung zwischen Strafminimum und Strafmaximum ndet sich bei allen Straftaten. Ist schon die generelle Zulässigkeit der trafloserklärung politisch nicht unbedenklich, so sind die vorgesehenen bar=ırischen Straferhöhungen eine schwere politische Gefahr.

Auch sonst herrscht der Grundsatz der richterlichen Willkür im Gegen=ıtwurf vor. Manche andernfalls nützlichen Bestimmungen werden dadurch ıtwertet, daß ihre Anwendung dem freien Ermessen des Richters anheim=stellt wird. So der Grundsatz, daß bei Vergehen auf Haft statt auf Ge=ngnis soll erkannt werden können, wenn die Tat nicht aus ehrloser Ge=ınung hervorgegangen ist. Wenn auch der „Ehrbegriff" der verschiedenen evölkerungsklassen teilweise ein verschiedener ist, so wäre doch die vorge=)lagene Bestimmung, wenn ihre Anwendung zu einer obligatorischen ge=acht würde, mit Sympathie zu begrüßen.

Der „Allgemeine Teil" des Gegenentwurfes macht sich im allgemeinen e Vorschläge des Regierungsentwurfes mit mehr oder minder bedeutenden bänderungen zu eigen. Es dürfte deshalb nicht erforderlich sein, an dieser telle nochmals auf sie einzugehen. Es sei in dieser Beziehung nur auf den ngangs erwähnten Aufsatz über den Regierungsentwurf und auf meine ı Stuttgarter Parteiverlag erschienene Broschüre „Die Arbeiterklasse und r Strafgesetzentwurf" verwiesen. Hervorgehoben sei, daß auch die deutsche trafrechtswissenschaft des zwanzigsten Jahrhunderts nicht glaubt, auf die arbarei der Todesstrafe verzichten zu können. In den Allgemeinen Teil ıd auch die Grundzüge eines Reichsstrafvollzugsgesetzes eingearbeitet, obei das Besserungssystem mit seiner Einteilung der Sträflinge in ver=)iedene Disziplinarklassen zugrunde gelegt ist. Eine verschlimmerte Drang=lierung der politischen Gefangenen bedeutet es, daß der Gegenentwurf e Statthaftigkeit der Selbstbeschäftigung der Gefangenen auf=ebt, weil hierdurch „der Unterschied zwischen Gefängnis und Haft völlig rmischt" werde (Begründung S. 79). Die Verfasser des Regierungsent=urfes hatten die Zulassung der Selbstbeschäftigung für Gefangene noch r „selbstverständlich" erklärt (Begründung zum Vorentwurf S. 66).

Eine dem deutschen Rechte bisher unbekannte Neuerung stellt das so=nannte „Friedensgebot" dar, das eine Abart der in manchen aus=ndischen Staaten (zum Beispiel England, Italien, schweizerischer Straf=setzentwurf) eingeführten Friedensbürgschaft darstellt. Nach § 78 kann imlich das Gericht, wenn die begründete Besorgnis besteht, daß jemand ne strafbare Handlung (eine bloße Übertretung genügt!), mit der er ge=oht hat, begehen oder eine begangene wiederholen werde, ihm auf Antrag s Bedrohten oder Verletzten die ausdrückliche Verpflichtung auferlegen, h der Begehung oder Wiederholung der angedrohten oder begangenen ıd einer ähnlichen Handlung sowie ihrer Androhung zu enthalten. Die rfüllung der Verpflichtung ist durch Hinterlegung von Geld oder Wert=ıpieren oder durch sonstige Sicherheit oder aber durch Androhung einer efängnisstrafe von drei Monaten bis zwei Jahren sicherzustellen. Auch enn zunächst nur die Stellung einer Sicherheit angedroht ist, so tritt an

deren Stelle, wenn die Sicherheit, zum Beispiel wegen Vermögenslosigkeit nicht in der bestimmten Frist geleistet wird, die Androhung der Gefängnis strafe. Handelt der Verpflichtete binnen zwei Jahren der ihm auferlegter Verpflichtung zuwider, so verfällt die geleistete Sicherheit, und die ange drohte Gefängnisstrafe ist zu vollstrecken. Daneben ist dann noch die durc die Straftat verwirkte sonstige Strafe zu verbüßen. Der Nutzen, den da „Friedensgebot“ durch Verhütung von Straftaten stiften kann, erscheint namentlich wenn man die größtenteils wenig befriedigenden Erfahrunge des Auslandes berücksichtigt, von geringer Bedeutung. Wer trotz der all gemeinen Strafdrohung zu einer Straftat entschlossen ist, wird sich auc durch irgendwelche besonderen Strafandrohungen schwerlich davon ab bringen lassen. Wohl aber erscheint diese Maßregel aus vielen Gründe sehr gefährlich. Zunächst gewährt sie ein neues Besitzprivileg, indem si dem Reichen gestattet, mit ein paar Mark abzutun, was der Arme mit seine Freiheit büßen muß. Sodann besteht die große Wahrscheinlichkeit, daß si sich zu einer Gefahr für die gewerkschaftlichen — vielleicht auch politischen – Kämpfe der Arbeiterklasse entwickeln wird. Werden doch die Unternehme alles aufbieten, um durch „Friedensgebote“ die „Hetzer“ bei Arbeitskämpfe möglichst bald unschädlich zu machen. Die Friedensbürgschaft ist gewisser maßen das strafrechtliche Korrelat der zivilrechtlichen „Einstweiligen Ver fügungen“ und Arrestbeschlüsse. Wie diese schafft sie die Gefahr einer Ga loppjustiz. Soll das Friedensgebot nicht zu spät kommen, so wird sein Verhängung kaum mit den erforderlichen Garantien ausgestaltet werde können. Über das Anordnungsverfahren sagt die Begründung so gut wi gar nichts.

Schon bei der dem Reichstag vorgelegten sogenannten kleinen Strafgeset novelle und bei dem Regierungsentwurf trat das Bestreben zutage, nebe den erhöhten Freiheitsstrafen auch noch Geldstrafen in einer Höhe, daß si einer Vermögenskonfiskation gleichkommen, anzudrohen. Weit übertrif aber auch hier der Gesetzentwurf seinen Vorgänger. Und zwar insbesonder auch bei den Straftaten, die für politische und gewerkschaftliche Kämpfer be sonders in Betracht kommen. Der exorbitanten Geldstrafe, die für Be leidigung angedroht ist, ist bereits gedacht. Das Vereinsvergehen des § 18 (Teilnahme an verbotenen Vereinen), der Koalitionszwang und der ein fache Hausfriedensbruch werden mit Geldstrafen bis zu 5000 (fünftausend Mark oder Gefängnis bedroht. Wenn mildernde Umstände vorliegen, s kann in allen Fällen, in denen — auch die kleinste — Gefängnisstrafe an gedroht ist, an Stelle derselben auf Geldstrafe bis zu 10 000 (zehntausend Mark erkannt werden. Am weitesten geht § 85, der bei allen Handlungen die auf Gewinnsucht beruhen, Geldstrafen bis zu 50 000 (fünfzigtausend Mark neben der Freiheitsstrafe, auf die außerdem zu erkennen ist, zuläß Es besteht die Gefahr, daß auch manche Streikvergehen als auf der Ge winnsucht der Arbeiter beruhend angesehen werden. Dieses System de riesigen Geldstrafen bedeutet namentlich für unsere Partei- und Gewer schaftspresse eine schwere Gefahr.

An derartigen Gefahren für den Emanzipationskampf der Arbeiterklas ist auch der „Besondere Teil“ des Gegenentwurfes reich, wenngleich sein Verfasser eine große Anzahl der im Vorentwurf enthaltenen Knebelbestim mungen verdientermaßen in den Orkus geworfen haben.

Hauptsächliches Kampfmittel gegen die Arbeiterkoalitionen ist zurzeit § 153 der Gewerbeordnung. Dieser bedroht mit Gefängnis von einem e bis drei Monaten, wer andere durch Gewalt, Drohung, Ehrverletzung Verrufserklärung bestimmt, an Verabredungen zur Erlangung gün- r Lohn- und Arbeitsbedingungen teilzunehmen. Dieser Paragraph ist offenes Ausnahmegesetz, das Handlungen, die sonst straffrei sind, nur alb unter Strafe stellt, weil sie in Wahrnehmung berechtigter Inter- verübt sind. Dennoch hat der Gegenentwurf in § 278 diese Bestimmung nur übernommen, sondern noch wesentlich verschärft, indem er eine bis achtmal höhere Strafe, nämlich Gefängnis von einer Woche bis inem Jahre, und bei besonders schweren Fällen oder im Rückfall bis zu Jahren — wohlweise neben Geldstrafe bis zu 5000 Mark — androht. vird ferner vorgeschlagen, im Unterschied vom geltenden Recht auch die nderung der Teilnahme an derartigen Vereinbarungen unter dieselbe afe zu stellen, was, wenn einmal der § 153 der Gewerbeordnung in das Strafrecht übernommen werden soll, eine selbstverständliche Forde- g sein dürfte.

Der reaktionären Forderung nach strafrechtlicher Beschränkung Koalitionsrechtes der Arbeiter der öffentlichen triebe hat der Gegenentwurf — ebenso wie schon der Vorentwurf — itwilligst Gehör geschenkt. § 222 bestimmt:

Wer den Betrieb einer dem öffentlichen Verkehr oder einer zur öffentlichen rgung mit Wasser, Leucht- oder Heizgas oder elektrischem Strome dienenden lt stört, wird mit Gefängnis bestraft.

Nach der Begründung soll unter diesen Paragraphen nur die Arbeits- llung unter Vertragsbruch, nicht aber diejenige unter Einhaltung der digungsfrist fallen. Aus dem Wortlaut des vorgeschlagenen § 222 er- sich eine derartige Beschränkung jedoch nicht.

Zu den empörendsten Angriffen gegen das Koalitionsrecht gehört die ndung des jetzigen Erpressungsparagraphen gegen ehren- , im gewerkschaftlichen Kampfe stehende Arbeiter. Zu den vielen Ver- n, diese mißbräuchliche Anwendung des Erpressungsparagraphen gegen werte Arbeiter durch Änderung seines Wortlautes auszuschließen, t auch der vorgeschlagene § 320, der für den Tatbestand der Erpressung Erstreben eines dem Recht zuwiderlaufenden Vermögensvorteils vor- Es ist zu fürchten, daß auch dies nicht ausreichen würde, da die s vermutlich jeden Vermögensvorteil, auf den ein zivilrechtlicher An- nicht besteht, und der durch Androhungen erreicht werden soll, als Recht zuwiderlaufend erachten wird. Auch das in § 320 ferner vor- ne Erfordernis der Vermögensbeschädigung genügt nicht, um in Zu- die Anwendung des Erpressungsparagraphen auf den Lohnkampf der ter auszuschließen. Eine wirkliche Hilfe kann hier nur eine ausdrück- Hervorhebung im Gesetz bringen, daß der Erpressungsparagraph auf rohung mit Streik, Boykott und Sperre keine Anwendung findet.

In eine kurze Übersicht über sonstige politisch wichtige, vom Gesetz- rf vorgeschlagene Neuerungen zu geben, sei zunächst darauf hin- en, daß auch der Gegenentwurf — ebenso wie die sogenannte kleine gesetznovelle und wie der Vorentwurf — eine Lex Eulenburg

enthält, das heißt das Verbot des Wahrheitsbeweises bei Beleidigunge soweit es sich um „Verhältnisse des Privatlebens“ handelt. Die Wahr nehmung berechtigter Interessen soll nach dem Gegenentwu nur im Falle der sogenannten üblen Nachrede, nicht aber bei gewöhnlich Beleidigung Straflosigkeit gewähren. Die Strafbarkeit der sogenannt „Verächtlichmachung von Staatseinrichtungen“ soll Zukunft nicht mehr wie bisher an das Vorliegen der Absicht, verächtlich machen, geknüpft sein. Dabei sind auch hier die Strafen sehr verschär Die sogenannten „Religionsvergehen“, deren Abschaffung v allen — auch von wirklich religiösen — Seiten gefordert worden ist, werde vermutlich auf Veranlassung Kahls, beibehalten und unter schwere Str (Gefängnis bis zu zwei Jahren, in schweren Fällen fünf Jahren od Geldstrafe bis 10 000 Mark) gestellt.

Der jetzt zu allen möglichen Schikanen gegen die Arbeiterbewegu herangezogene „Grobe Unfug-Paragraph“ findet nach dem Muster des R gierungsentwurfes vollwertigen Ersatz durch die vorgeschlagene Str drohung gegen Belästigung des Publikums durch ungebü liches Verhalten.

Im vorstehenden ist nicht mehr als eine kleine Blütenlese der V schläge zusammengestellt, die der Gegenentwurf zur Abänderung des g tenden Strafrechtes macht. Daß daneben noch die zur politischen Knebelu verwendbaren Bestimmungen des geltenden Rechtes fast lückenlos bei- halten sind, bedarf keiner besonderen Hervorhebung.

Das Urteil der Arbeiterklasse über den Gegenentwurf ist deshalb i aller Anerkennung der von seinen Verfassern geleisteten, nicht unbeträ- lichen wissenschaftlichen Arbeit leicht gefällt. Es ist ihr gleich, ob sie v der Bureaukratie gebraten oder von der Strafrechtswissenschaft gesot werden soll. Das Volk wird seinen Gegenentwurf am 12. Januar 19 präsentieren!

Die Viehzucht in den landwirtschaftlichen Groß- und Kleinbetrieben.

Von **Jakob Piletzky.**

1. Die Produktionsverhältnisse.

Über die Bedeutung der Viehzucht für die verschiedenen Arten der la- wirtschaftlichen Betriebe sowie über deren relative Eignung zu diesem P- duktionszweig sind auch innerhalb der sozialdemokratischen Literatur le- Ansichten geteilt. Wir wollen diese Fragen an der Hand der kürzlich ve- öffentlichten Reichsstatistik einer neuerlichen Prüfung unterziehen.

Die letzten statistischen Erhebungen für das ganze Reich beziehen sich auf das Jahr 1907. Diese waren, wie wir aus der weiteren Übersicht r- sehen werden, bereits veraltet, bevor noch ihre Bearbeitung vollendet war; begnügen.
vorläufig gibt es noch keine anderen, wir müssen uns mit den vorliegen

Eine fruchtbare Vergleichung der einzelnen landwirtschaftlichen Be- triebsgruppen ist nur möglich, wenn man alle Vieharten zugleich in Rh- nung zieht, nicht nur einzelne, etwa das Rindvieh allein herausgreift. Da

…er die Gattungen des Nutzviehs sowohl in ihren Produktionskosten als …i ihrem Nutzertrag sehr verschieden sind, wäre die Vergleichung außer…dentlich kompliziert und schwierig, in mancher Hinsicht geradezu un…öglich. Um dieser Schwierigkeit zu entgehen, hat sich in landwirtschaft…lichen Berechnungen der Brauch eingebürgert, die verschiedenen Vieh…gattungen in ein gewisses Zahlenverhältnis zueinander zu setzen, um auf …ese Weise zu einheitlichen Ansätzen zu gelangen. Die gebräuchlichen …rmen sind folgende: 1 Pferd = 1, 1 Stück Rindvieh = 2/3, 1 Schwein = 1/4, 1 Schaf = 1/10, 1 Ziege = 1/12. Auf Grund dieser Umrechnung ergibt sich für …n Viehbestand (Pferde + Rindvieh + Schweine + Schafe + Ziegen) folgende …hlen:

Größenklasse der Betriebe	In 1000 Stück			In Prozent		
	1882	1895	1907	1882	1895	1907
Bis 2 Hektar	1895	2162	2311	100	114	122
2 bis 5 Hektar	2407	2754	3113	100	114	129
5 „ 20 „	5689	6559	8334	100	115	147
20 „ 100 „	4972	5375	5893	100	108	118
…00 und mehr „	2877	2795	2989	100	97	104
Zusammen	17840	19645	22722	100	110	128

Aber auch diese Zahlen geben keine bestimmte Vorstellung über die Ver…änderung des Viehbestandes innerhalb der Betriebe verschiedener Größe. …s haben nämlich während dieser Zeit auch Veränderungen in der Boden…fläche der einzelnen Gruppen stattgefunden.

Die verschiedenen Größenklassen betrugen in Prozent				Die Größenveränderungen seit 1882 in Prozent		
Größenklasse	1882	1895	1907	1882	1895	1907
Unter 2 Hektar	5,4	5,6	5,8	100	104	107
2 bis 5 „	9,5	9,6	10,0	100	101	105
5 „ 20 „	28,6	28,9	31,9	100	101	111
20 „ 100 „	30,9	30,4	29,3	100	98	95
…00 und mehr „	25,6	25,5	23,0	100	99	90
Zusammen	100	100	100	—	—	—

Um Vergleiche anstellen zu können, müssen wir berechnen, wieviel an …ieh den Gruppen zukommen würde, falls die Flächen dieser Gruppen ihre …nfangsgröße vom Jahre 1882 beibehalten hätten. Die Berechnung ergibt …lgende Zahlen:

Größenklasse	In Prozent 1882	1895	1907
Bis 2 Hektar	100	110	114
2 bis 5 „	100	113	123
5 „ 20 „	100	114	133
20 „ 100 „	100	110	125
100 und mehr „	100	98	116

Als Resultat dieser komplizierten Hin- und Herzählung ließ es sich fest…stellen, daß der Viehbestand in Betrieben aller Größe seit 25 Jahren zuge…nommen hat. Man kann noch hinzufügen, daß das größte Wachstum — 33 Prozent — den mittleren Bauernbetriebe zukommt; um ein wenig kleiner

war die Zunahme in den großen und kleinen Bauernbetrieben, am ge-ringsten in den Parzellen- und ganz großen Betrieben.

Diese Tatsachen widerlegen die Meinung, der Kleinbetrieb förder die Viehzucht am meisten. Es ergibt sich, daß der sogenannte Bauern-großbetrieb — 20 bis 100 Hektar — im selben Grade zur Entwicklung de Viehzucht beiträgt wie der Kleinbetrieb von 2 bis 5 Hektar.

Nun ist in den Großbetrieben die Anwendung fremder Arbeitskräft sehr häufig: am 12. Juni 1907 waren in diesen neben 833 000 Familien-angehörigen 1 237 000 fremde Arbeitskräfte tätig, das Verhältnis diese beiden Kategorien von Arbeitskräften war also 40 und 60 Prozent.

Das wichtigste Argument für die Behauptung, daß der Kleinbetrie schon deswegen in der Fähigkeit zu einer intensiveren Viehzucht dem Groß-betrieb überlegen sei, weil die Viehzucht einen größeren Aufwand von Sorg-falt verlangt, als von fremden Arbeitskräften geleistet wird, ist also hin-fällig.

Die Legende von der größeren Anpassungsfähigkeit der Kleinbetrieb an die Erfordernisse der Viehzucht verliert aber völlig allen Sinn, wen wir die einzelnen Vieharten betrachten. Setzt man die Zahlen für da Jahr 1882 gleich 100, so erhält man für das Jahr 1907 folgende Ver-hältniszahlen:

Größenklasse	Pferde	Rindvieh	Schafe	Schweine
Unter 2 Hektar	124	82	57	210
2 bis 5 „	119	121	49	209
5 „ 20 „	124	142	54	239
20 „ 100 „	100	128	42	268
100 und mehr „	111	151	38	289
Durchschnitt	119	129	42	224

In den beiden Hauptarten, Rindvieh und Schweine, war die größt Zunahme in den allergrößten Betrieben zu verzeichnen. Nur die Zahl de Pferde hat hier weniger als die Durchschnittsgröße zugenommen.

Die hauptsächliche Ursache der langsamen Zunahme des allgemeinen Vieh-bestandes der Grobetriebe liegt im starken und unaufhörlichen Sinken de Schafzucht; in den Großbetrieben ist die Zahl der Schafe von 11,5 Mil-lionen auf 4,4 Millionen gesunken, in ganz Deutschland von 21,1 Mil-lionen Stück auf 8,9 Millionen. Was bedeutet aber dieser Rückgang de Zahl der Schafe? Den Rückgang der extensiven Viehzucht. Was bedeute die starke Zunahme an Rindvieh und Schweinen? Die Entwicklung de intensiven Wirtschaft. Der Großbetrieb hat eben in den abgelaufene 25 Jahren den sehr komplizierten Prozeß der Liquidierung der alten Wirt-schaftsbedingungen und der Gestaltung neuer Wirtschaftsweisen durch-gemacht. Ungeachtet der großen Schwierigkeit dieses Prozesses erwiese sich die Ergebnisse, wie wir sehen können, als sehr bedeutend.

Damit ist noch nicht alles gesagt. Vom Standpunkt der gesellschaft-lichen Ökonomie ist es sehr wichtig, nicht nur das Wachstum und die Ent-wicklung eines bestimmten Produktionszweigs, sondern auch die Beständig-keit dieses Wachstums und die Dauerhaftigkeit der Produktionsentwicklun festzustellen. Vom Standpunkt der in kapitalistischen Begriffen befangene Produktionsteilhaber ist bloß die Beständigkeit und Dauerhaftigkeit de durch die Produktion bedingten Erträge, das heißt Profite und Renten

ichtig. Der Kleinbetrieb erhält seinen Ertrag nur mittels Anwendung er maximalen Arbeitsmühe. Zudem ist dieser Ertrag nicht dauerhaft.

Daß die Ergebnisse der Viehzucht der Bauernbetriebe durchaus nicht glänzend sind, wie es in der Presse und von den Politikern aller Richungen, außer den Sozialdemokraten, behauptet wird, geht schon aus den itgeteilten Zahlen hervor, es findet aber auch seine Bestätigung in folendem.

In Preußen werden seit 1906 jährliche Viehzählungen vorgenommen. as bisherige Ergebnis lautet:

	1904	1906	1907	1908	1909	1910
	In 1000 Stück					
Rindvieh	11156	11647	12011	12089	11763	11591
Schafe	5661	5435	5409	5260	4975	4632
Schweine	12564	15356	15096	13422	14162	16492
	In Prozenten					
Rindvieh	100	104	108	109	105	104
Schafe	100	97	96	93	88	82
Schweine	100	122	120	107	112	131

Bei den Schafen ist ein ununterbrochener Rückgang zu verzeichnen: im ufe von 7 Jahren hat ihre Zahl um 18 Prozent abgenommen. Nur enig besser steht es um das Rindvieh. Nur die Jahre 1907 und 1908 ben eine Zunahme von 8 bis 9 Prozent. Seitdem hat sich die Lage verlimmert und schließlich, im Jahre 1910, gab es bloß 104 Prozent Rindeh, mit anderen Worten, noch weniger als in den drei vorhergehenden ihren, und nur um 4 Prozent mehr als im Jahre 1904.

Während dieser Zeit hat die Bevölkerung in Preußen um 8 Prozent genommen, so daß der Bevölkerungszuwachs doppelt so groß ist wie der is Rindviehs. Von einem Fortschritt kann hier jedenfalls keine Rede sein. agegen wiesen die Schweine eine erstaunliche Zunahme auf: in der Zeit n 7 Jahren ist ihre Zahl um 31 Prozent gestiegen. Jedesmal, wenn die rteidiger des gegenwärtigen Wirtschaftssystems wie auch manche naive timisten ihre Gegner vernichten wollen, muß ihnen diese bescheidene und nz anspruchslose Viehgattung zum Schwurzeugen dienen.

Wenn wir uns aber die vorhandenen Ziffern genau betrachten, bennmen wir über diesen eigenartigen Fortschritt eine ganz andere Vorllung.

In der Zeit von nur 7 Jahren hat die Schweinezucht zwei Zeiten der ise und zwei des Aufschwunges durchgemacht: die erste Krise war im hre 1904, hierauf folgten 2 oder 3 Jahre des Aufschwunges (für das hr 1905 fehlt es an Auskunft), nachher wieder 2 Jahre der Krise und chmals ein neuer Aufschwung.

Von einem Produktionszweig der Industrie, der solchen immerfort in hohem Maße wechselnden Konjunkturen ausgesetzt ist, würden wir ien, daß er sich äußerst ungesund entwickelt, daß er ganz im Banne der ekulation steht und daß solche Schwankungen in einem Produktionszeig sehr schädlich auf die gesamte Volkswirtschaft einwirken können und ch einwirken. Allerdings, die Industrie ist auch Krisen und Produktionsschränkungen, manchmal sogar sehr bedeutenden, ausgesetzt, wir haben

aber noch niemals von einem so rapiden und fieberhaften Wechsel de beiden Entwicklungsphasen gehört, wie es hier, in der vielgerühmte Schweinezucht, der Fall ist. Wer hatte durch diese Krise zu leiden? We trug ihre ganze Schwere? Die preußischen Statistiker schreiben darüber

Man muß versuchen, den Ursachen dieses Rückganges nachzuspüren. Da Jahr 1908 brachte sehr hohe Futterpreise bei gleichzeitig, wenn auch im allge meinen nicht gerade sehr tiefstehenden, aber doch im Vergleich zu den letzten Jahre wesentlich niedrigen Schweinepreisen. Beide Umstände zusammen veranlaßte viele, namentlich kleinere Schweinebesitzer, die Schweinehaltun einzuschränken oder selbst ganz abzugeben.

Die Antwort lautet sehr klar und kategorisch: das ganze Übel der Miß ernte und Preisschwankungen hatten die am wenigsten besitzende Bauernschichten zu tragen, das heißt die zahlreichste Gruppe de Bauerntums. Der vielgerühmte „Fortschritt" dieser Gruppen bleibt stocke und verwandelt sich in einen Rückschritt.

Und diese von den Statistikern in einigen Worten mit der ruhige Härte eines preußischen Beamten geschilderte Krise bedeutet nichts andere als den Untergang und die Zerstörung einer großen Anzahl von Betrieben Wo ist denn hier eigentlich der fortdauernde Wohlstand?

Jetzt wollen wir uns Bayern zuwenden. Leider wurden hier keine al jährlichen Viehzählungen vorgenommen, infolgedessen bekommt man kei so klares Bild. Die Zählungen ergaben:

	In 1000 Stück			In Prozent		
	1904	1907	1910	1904	1907	1910
Rindvieh	3506	3725	3486	100	106	99
Schweine	1858	2056	2236	100	111	120
Schafe	680	735	638	100	108	94

Auch hier ist die Zahl der Schweine während der 7 Jahre um 20 Pr zent gestiegen, aber um die höher bewertete Viehart, das Rindvieh, steht schlimm, noch schlimmer sogar als in Preußen. In den 7 Jahren hat si der Rindviehbestand nicht nur nicht vergrößert, sondern sogar um 1 Pr zent vermindert. Auch die bayerischen Statistiker, wie die preußischen, b trachten diese Erscheinung als eine zufällige. Sie schreiben:

Einer der Hauptgründe dieser Erscheinung ist die an Menge und Güte auß gewöhnlich geringe Futterernte des Jahres 1909. Sie war mit einem Gesan ertrag von 71 Millionen Doppelzentner und einem Hektarertrag von 44 Dopp zentner weitaus die schlechteste während der letzten zehn Jahre.

Der durchschnittliche Gesamtertrag war 80,5 Millionen Doppelzentn und 50 Doppelzentner pro Hektar.

Gut, wir wollen es den offiziellen Forschern zugeben, daß die Ursach dieser Schwankungen bloß vorübergehend sind. Wieso werden aber du diese „vorübergehenden" Ursachen im Laufe eines Jahres die Ergebni einiger „Fortschritts"jahre völlig vernichtet? Spricht diese Tatsache ni dafür, daß dieser Fortschritt nicht dauerhaft ist? Vielleicht ist sogar d was als dauernder Fortschritt auftritt, nur eine vorübergehende, du eine Reihe von zeitweiligen günstigen, aber häufig wechselnden Zuständ herbeigeführte Erscheinung?

Ganz kurz wollen wir nur noch auf eine von unseren Schutzzöllne verbreitete Lüge eingehen. Wieviel wurde doch debattiert und geschrieb

ie englische Viehzucht kann den Vergleich mit der deutschen absolut nicht ufnehmen; die englische Landwirtschaft, die keine Zölle kennt, kann unöglich mit den Vereinigten Staaten oder Argentinien konkurrieren; die eutsche Viehzucht ist in blühendem Zustand, während die englische staniert usw.

Alle diese Behauptungen dienen nur zur Täuschung und Verwirrung es großen, mit der Wahrheit nicht vertrauten Publikums. Im selben ahre 1907, auf das sich die letzten Erhebungen für ganz Deutschland beiehen, war der Viehbestand des Vereinigten Königreichs (Englands, Schottnds und Irlands) folgender:

	In 1000 Stück		In 1000 Stück
Pferde	2079	Schafe	29232
Rindvieh	11588	Schweine	3956

Wenn wir diesen ganzen Viehbestand nach der Art, wie wir es oben mit em Deutschlands gemacht haben, auf einheitliche Größen bringen, dann ekommen wir eine Gesamtzahl von 13 516 000 Stück. Nur 13 Millionen! iumphiert der Schutzzöllner, indem er stolz auf die Zahl 22 722 000 des eutschen Viehbestandes hinweist.

Aber um Vergleiche anstellen zu können, dürfen nur gleichartige rößen genommen werden. Im Vergleich zu Holland oder Dänemark nnte Deutschland noch mehr imponieren. Um gleichartige Größen zu erelen, müssen gleichartige landwirtschaftliche Flächen genommen werden. ie landwirtschaftliche Fläche Großbritanniens betrug im Jahre 1907 873 000 Acres oder 18 977 000 Hektar, die landwirtschaftliche Fläche eutschlands 31 835 000 Hektar, das ist 1,68mal mehr. Folglich müßte im Vergleich der englische Viehbestand um das 1,68fache vermehrt werden. uf diese Weise erhalten wir 22 707 000, das ist dieselbe Ziffer wie für eutschland.

Wenn man noch hinzufügt, daß die englische Landwirtschaft keine fieberften Abweichungen nach der einen oder anderen Richtung hin kennt, daß i einer Mißernte ihrer Futtermittel sie diese vom offenen Weltmarkt beeht, daß der Viehbestand langsam und allmählich zunimmt, dann kann s Resultat der gesunde Zustand und die Dauerhaftigkeit der englischen ndwirtschaft festgestellt werden, was wir von unserer durchaus nicht haupten können.

Tatsächlich geben also die Resultate unserer Untersuchungen ein ganz deres Bild als das von den Schutzzöllnern entworfene.

2. Die Absatzverhältnisse.

In der sozialdemokratischen Literatur wurde bis jetzt die Frage des Abzes der landwirtschaftlichen Produkte sehr wenig erörtert. Sie ist aber serer Meinung nach von großer Bedeutung. Im Moment des Absatzes, i der Realisierung seiner Produkte, spürt der Landwirt im allgemeinen d der kleine Bauer besonders seinen Zusammenhang mit der Außenlt, mit den kapitalistischen Wirtschaftsbedingungen des ganzen Landes. urch die verkauften Produkte realisiert er seinen Ertrag, und die Höhe eses Ertrags ist von den Preisen abhängig, die der Produzent für seine rodukte erhält.

Jedes ungünstig verkaufte Schwein, jede unter dem Wert abgesetzte uh bringt eine verschwiegene Unzufriedenheit mit sich. Die Sprache des

Marktes versteht auch der Bauer sehr wohl. Sollte unsere, hier allerdings nur in ihren Hauptzügen wiedergegebene Untersuchung ergeben, daß der Kleinbauer durch die Organisation des kapitalistischen Marktes selbst be- nachteiligt ist, gegen die ihm auch die Genossenschaft nicht hilft, so müssen wir diese Erkenntnis auf die Dörfer hinaustragen; auf die Agitation wirt- schaftlichen Inhalts reagiert der Bauer am leichtesten.

Die offizielle Statistik liefert Erhebungen seit 1905 über die Viehschlach- tungen für ganz Deutschland. Dann gibt es noch Berichte über die Vieh- preise in den einzelnen Städten während einer längeren Zeitdauer. Diese letzteren geben keine Vorstellung über die Preise, die von den Konsumenten gezahlt wurden, aber die sind für uns momentan nicht wichtig. Dagegen sind uns die von den Produzenten realisierten Preise wichtig. In dieser Be- ziehung sind die von den Schlachtviehhöfen verzeichneten Preise denen am nächsten, welche die Landwirte selbst erzielen.

Beobachtet man die in den einzelnen Quartalen vorgenommenen Vieh- schlachtungen, so ergeben sich für die 6 Jahre 1905 bis 1910 folgende Durch- schnittszahlen:

	In 1000 Stück					In Prozent				
	Erstes Jahres- viertel	Zweites Jahres- viertel	Drittes Jahres- viertel	Viertes Jahres- viertel	Zu- sammen	Erstes Jahres- viertel	Zweites Jahres- viertel	Drittes Jahres- viertel	Viertes Jahres- viertel	Zu- samme
Schweine	3963	3409	3527	4308	15267	26,0	22,7	23,1	28,2	100
Kühe . .	430	402	416	444	1692	25,4	23,7	24,6	26,3	100
Kälber .	1141	1338	1109	1009	4597	24,8	29,1	24,1	22,0	100

Die Viehschlachtungen, folglich auch das Angebot und die Nachfrage gestalten sich äußerst ungleichmäßig in den verschiedenen Jahreszeiten. Da es unmöglich erscheint, daß das Bedürfnis an Fleisch in den verschiedenen Jahreszeiten irgend wesentlichen Schwankungen ausgesetzt sei, kann jeden- falls nicht angenommen werden, daß die Nachfrage nach Schweinefleisch etwa im Dezember um 25 Prozent höher sein sollte als im April (wie e das Angebot tatsächlich ist). Wir müssen also schließen, daß diese Schwan- kungen der Zahl des zum Markte gebrachten Viehes größtenteils nicht vo den Veränderungen der Nachfrage, sondern von denen des Angebots ab- hängig sind. Maßgebend für die Zahl der zum Markte gebrachten Pro- dukte ist der ländliche Produzent und nicht der städtische Konsument.

Das hat für den Produzenten gute und schlechte Folgen. Wenn au dem Markte wenig Vieh vorhanden ist, steigen die Marktpreise unverhält- nismäßig, ist es aber in genügender Menge vorhanden, können die Prei erheblich fallen.

Wir müssen also, um ein maßgebendes Bild der Verhältnisse zu b kommen, die Absatzgröße den Viehpreisen gegenüberstellen. Aber hi stoßen wir bei Bearbeitung des Materials auf eine ganze Reihe groß Schwierigkeiten. Die Statistik der Preise ist überhaupt einer der schlimmste Zweige der Statistik (obgleich noch nicht der allerschlimmste), außerde sind die Preise in verschiedenen Städten zu verschiedenen Zeiten nic gleich. Um die Sache zu vereinfachen und zugleich die möglichste Genaui keit der Folgerungen zu verbürgen, haben wir folgendes Verfahren a gewendet:

Es wurden drei bedeutende Märkte gewählt — Berlin, Frankfurt a. M. nd München — und bei einem jeden wurden die vierteljährlichen Schwan- ıngen der Viehpreise genau verfolgt, das heißt, ob sie höher, gleich oder iedriger als der Durchschnittspreis des betreffenden Jahres waren. In erlin zum Beispiel waren die Preise für 1 Doppelzentner Schweine im ahre 1910 folgende: für das erste Quartal des Jahres 143 Mark, für das veite 133 Mark, das dritte 144 Mark, das vierte 140 Mark, der Durch- hnittspreis für das ganze Jahr beträgt demnach 140 Mark, das heißt, im sten Vierteljahr waren die Preise höher, im zweiten niedriger, im dritten öher als der jährliche Durchschnittspreis, im vierten gleich diesem. Indem ir die Angaben aus 9 Jahren in dieser Weise verwerten, erhalten wir die ahl der Fälle, in welchen der vierteljährliche Preis durchschnittlich höher, eich und niedriger als der jährliche Durchschnittspreis war.

	Schweine											
	Berlin				Frankfurt a. M.				München			
	1.	2.	3.	4.	1.	2.	3.	4.	1.	2.	3.	4.
	Vierteljahr				Vierteljahr				Vierteljahr			
öher als der Durchschnittspreis .	3	—	9	4	2	—	9	5	2	4	9	4
eich dem Durchschnittspreis . .	2	—	—	—	2	—	—	1	—	—	—	—
edriger als der Durchschnittspreis	4	9	—	5	5	9	—	3	7	5	—	5

Für alle drei Märkte waren in den 9 Jahren die Preise im dritten ertel (Juli bis September) höher. In den übrigen Jahreszeiten sind e Schwankungen im Vergleich zum jährlichen Durchschnittspreis größer, sonders für das erste und zweite Viertel. Vergleichen wir diese Tabelle it der oben angeführten der Schweineschlachtungen. Die größte Zahl chweine wird im ersten und letzten Viertel (26,0 und 28,2 Prozent), die ringste im zweiten und dritten (22,7 und 23,1 Prozent) Vierteljahr zu arkte gebracht. Es ergibt sich eine äußerst ungünstige Zusammenstellung ir die Produzenten: wenn die höheren Preise herrschen, sind sie gerade n wenigsten imstande, Ware zu liefern; die Preise werden nicht durch e Nachfrage, sondern durch das Angebot bestimmt.

Die scheinbaren und falschen Freunde der Bauern bemühen sich, sie zu erzeugen, daß vieles gewonnen wäre, wenn die Organisation des Ab- zes verbessert würde. Allerdings, einiges könnte schon auf diesem Wege essert werden, aber das ganze Übel läßt sich nicht beseitigen.

Die Schweinezucht wird besonders von den kleinen Bauern betrieben. enn der kleine Bauer bis zum Winter ein Schwein aufmästet, ist er ge- zungen, es zu verkaufen, da dieser Verkauf einen bedeutenden Teil nes Jahresertrags bildet und eine weitere Mästung mittels zugekaufter ttermittel nicht so einträglich erscheint. Keinerlei Absatzgenossenschaften nen es den kleinen Bauern ersparen, so zu handeln und ihre Produkte tgedrungen möglichst schnell realisieren zu müssen; keinerlei Vereinen es möglich, noch wird es je möglich sein, solange das Privateigentum d die kapitalistische Produktion herrschen, das Angebot so zu regulieren, z die Preise nicht sinken, wenn die große Masse der kleinen Besitzer zu tverkäufen gezwungen ist.

Sehr schlimm ist die Lage der kleinen Bauern in den Jahren der Miß-ernte, wie etwa im jetzigen. Der Reichskanzler erklärte bei den Verhand-lungen der Teuerungsfrage unter lebhaftem Beifall der Rechten, daß nach den letzten Berichten im September dieses Jahres mehr Schweine ge-schlachtet wurden als im vorigen Jahre.

Worüber freuten sich eigentlich die Herren Großgrundbesitzer? Aller-dings, nicht von ihnen wurde diese reichliche Menge von Schweinen ge-liefert; dazu waren die kleinen Bauern genötigt, die ihre nicht voll ge-mästeten Schweine zu sehr ungünstigen Preisen verkaufen mußten, da es ihnen in diesem Jahre an Futtermitteln fehlte.

Wir sahen, daß gewöhnlich im dritten Quartal eine kleinere Zah[l] Schweine als die jährliche Durchschnittsgröße verkauft wird, was auc[h] selbstverständlich ist, da gerade in dieser Zeit, besonders bei den kleine[n] Bauern, die Mästung sich vollzieht. Die Ernte ist gesammelt, und das Vie[h] wird mit dem eigenen Futter gemästet, ohne das teure zugekaufte ge-brauchen zu müssen. Bei der diesjährigen schlechten Kartoffelernte ware[n] die kleinen Bauern häufig gezwungen, ihre nicht ganz ausgemästete[n] Schweine zu verkaufen. Auf diese Weise bedeutet der starke frühzeitig[e] Verkauf von Schweinen den Rückgang der Kleinbetriebe und nicht dere[n] Entwicklung.

Einige aufs Geratewohl herausgegriffene Zeitungsberichte werden dies[e] Behauptung bestätigen. Am 10. November wurde der „Münchener Post[“] aus Breslau mitgeteilt, daß die kleinen schlesischen Bauern in große[n] Mengen gezwungen sind, ihr Vieh, besonders Schweine, zu verkaufen, d[a] sie kein Futter besitzen. Am 16. November war im „Bayerischen Woche[n]-blatt“ folgende Mitteilung zu lesen:

> Aus Niederbayern wird berichtet: Der schlechte Ausfall der Rüben- und Ka[r]-toffelernte veranlaßt viele Schweinezüchter, ihre Zuchtsauen um einen Spottpre[is] an Händler und Metzger abzugeben, um sie nicht mit teurem zugekauften Futt[er] überwintern zu müssen. Diese Verschleuderung der Zuchtsauen wird später ho[he] Ferkel- und Schweinepreise zur Folge haben.

Aus zwei entgegengesetzten Punkten des Reiches lauten die Berich[te] gleich. Doch wir begreifen die Freude und das Händeklatschen der Gut[s]-besitzer im Reichstag. Ihnen ist die Möglichkeit der Ausdauer gegebe[n], sie können warten, bis das billige Bauernvieh vom Markte wegkommt, d[as] Angebot also abnimmt, dann können die Gutsbesitzer mit ihrem teure[n] Vieh auftreten und kolossale Preise erzielen.

Vorläufig jedoch ist es ihnen möglich, das teure Futtermittel zu ve[r]-kaufen. Zu ihrem Glück haben auch die Bundesstaaten, unter dem Vorwa[nd] der Hilfeleistung für die notleidende Landwirtschaft, die Frachttarife f[ür] Futtermittel sehr bedeutend reduziert, wodurch den Großgrundbesitzern d[ie] Möglichkeit einer Erhöhung der Verkaufspreise um dasselbe Maß des red[u]-zierten Tarifs gegeben wurde.

Die Schweinezucht ist in den Kleinbetrieben sehr verbreitet, und de[s]-wegen hatte dieser Zweig der Viehzucht bei der Berührung des landwi[rt]-schaftlichen Betriebs mit dem kapitalistischen Markte am meisten zu leid[en]. Mit den anderen Vieharten verhält es sich ein wenig besser. Wir woll[en], um uns kurz zu fassen, nur zwei Arten betrachten: Kühe und Kälber. [In] jedem Vierteljahr während der 9 Jahre von 1902 bis 1910 waren die Pre[ise]

höher oder niedriger als der jährliche Durchschnittspreis in folgenden Fällen:

	Kühe											
	Berlin				Frankfurt a. M.				München			
	1.	2.	3.	4.	1.	2.	3.	4.	1.	2.	3.	4.
	Vierteljahr				Vierteljahr				Vierteljahr			
höher als der Durchschnittspreis .	1	3	7	9	2	—	9	6	1	—	9	7
gleich dem Durchschnittspreis . .	1	—	—	—	—	—	—	1	—	1	—	1
niedriger als der Durchschnittspreis	7	6	2	—	7	9	—	2	8	8	—	1

Wie man es aus der früher vorgeführten Tabelle ersehen kann, fällt die größte Zahl der verkauften Kühe auf das letzte (26,3 Prozent) und erste (25,7 Prozent) Viertel des Jahres, die kleinste auf das zweite (23,7 Prozent) und dritte (24,6 Prozent). Das letzte Viertel des Jahres fällt auf allen drei Märkten für den Landwirt günstig aus, da größtenteils die Preise in dieser Zeit höher sind als der jährliche Durchschnittspreis; in Berlin waren sie es sogar in den ganzen 9 Jahren.

Aber schon im anderen Maximum, im ersten Viertel, ist die Lage nicht glänzend, da während 7 bis 8 Jahren (von den 9) die Preise immer fielen und niedriger als der jährliche Durchschnittspreis waren.

Für Kälber waren die Preise:

	Berlin				Frankfurt a. M.				München			
	1.	2.	3.	4.	1.	2.	3.	4.	1.	2.	3.	4.
	Vierteljahr				Vierteljahr				Vierteljahr			
höher als der jährl. Durchschnittspr.	1	3	2	9	2	9	4	3	1	9	5	2
gleich dem jährl. Durchschnittspreis	—	—	—	—	—	—	—	1	2	—	1	—
niedriger als d. jährl. Durchschnittspr.	8	6	7	—	7	—	5	5	6	—	3	7

Da man unter Kälbern das einige Monate alte Vieh versteht, und da die meisten Kühe im Winter und Vorfrühling kalben, ist es selbstverständlich, daß die größte Verkaufszahl dem zweiten Viertel des Jahres zukommt. Tatsächlich werden im zweiten Viertel 29,1 Prozent der jährlichen Gesamtzahl an Kälbern verkauft, die allerkleinste Zahl — 22 Prozent — im zweiten Viertel.

Ausgenommen Berlin, sind die höchsten Preise auf den zwei anderen Märkten bei der allergrößten Verkaufszahl zu bemerken, das heißt im zweiten Vierteljahr. Wenn man daher zugibt, daß die Realisierung der Kälber dank den einen oder anderen Umständen sich verhältnismäßig günstig vollzieht, bleibt es dennoch unbestritten, daß die Realisierung der Schweine, (deren Zahl $3^1/_2$mal höher ist als die der Kälber), und daß die Realisierung der Kühe (dem Preise nach eine so bedeutende wie die der Kälber) sich unter Bedingungen vollzieht, die für die Bauernbetriebe nicht günstig sind.

Je intensiver der Bauernbetrieb sich entwickelt, desto mehr Produkte werden von ihm auf dem Markte realisiert. Je mehr Produkte auf dem Markte realisiert werden, desto größer wird die Abhängigkeit der Betriebe vom Markte, das heißt von den allgemeinen Bedingungen der kapita-

listischen Entwicklung des Landes. Der Kleinbetrieb wird immer mehr in den kapitalistischen Strom hineingezogen und wie jeder Kleinbetrieb gerät er unvermeidlich, direkt oder indirekt, in die Macht des Kapitals.

Die Befreiung von dieser Macht ist nur mit der Aufhebung des Kapitalismus möglich. Aber diese Aufgabe muß unvermeidlich die Annäherung der großen Masse der kleinen Bauern an die des Proletariats herbeiführen. Hier eröffnet sich uns ein ungeheures Feld für unsere Agitation.

Zur Statistik der Reichstagswahlen.

Von g.

Bei den allgemeinen Wahlen zum deutschen Reichstag im Jahre 1907 erhielt die sozialdemokratische Partei 29 Mandate. 28 hiervon hatte sie am Schlusse der vorigen Legislaturperiode inne gehabt, 1, welches sie allerdings früher schon besessen hatte (Mülhausen i. E.), gewann sie. Bei den Stichwahlen gelang es ihr, 14 weitere Mandate zu erhalten. Von ihnen hatte sie am Schlusse der vorigen Legislaturperiode 7 im Besitz (Bochum, Dortmund, München II, Speyer, Pforzheim, Karlsruhe, Mainz), 4 hatte sie früher schon im Besitz gehabt (Hanau, Homburg, Offenbach, Straßburg St.), 3 eroberte sie zum erstenmal (Bielefeld, Wiesbaden, Duisburg[1]). Bei den in der gegenwärtigen Legislaturperiode stattgefundenen Ersatzwahlen gelang es ihr, 10 Mandate hinzuzuerobern, und zwar sind dies: Landau, Koburg, Halle, Eisenach, Ückermünde, Friedberg, Cannstatt, Zschopau, Frankfurt a. O., Düsseldorf.

5 von diesen Mandaten hatte die nationalliberale Partei, 2 die Fortschrittliche Volkspartei inne, je 1 besaß die Wirtschaftliche Vereinigung, die Reformpartei und das Zentrum. 3 von diesen Mandaten (Halle, Zschopau und Frankfurt a. O.) besaß die sozialdemokratische Partei schon früher, die übrigen 7 eroberte sie zum erstenmal. Sie verfügt zurzeit also über 53 Mandate.

Ordnet man die Wahlkreise überhaupt nach dem Prozentverhältnis der bei den allgemeinen Wahlen des Jahres 1907 für die Sozialdemokraten abgegebenen Stimmen, so erhält man die Reihenfolge der nachstehenden Tabelle. In dieser standen die 10 Mandate damals an folgender Stelle: 1. Halle 44, 2. Cannstatt 57, 3. Zschopau 6[illegible], 4. Frankfurt a. O. 86, 5. Eisenach 100, 6. Düsseldorf 107, 7. Friedberg 112, 8. Koburg 122, 9. Ückermünde 144, 10. Landau 194 (!).

Die nachfolgende Übersicht gibt das Prozentverhältnis der bei der Hauptwahl und Stichwahl im Jahre 1907 für die sozialdemokratische Partei abgegebenen Stimmen wieder, soweit es **wenigstens** 20 Prozent betrug. Zum Vergleich sind dann die Ergebnisse der Wahlen von 1903 und 1898 herangezogen. Bei den letzteren ist, falls die sozialdemokratische Partei an der Stichwahl beteiligt war, dieses Prozentverhältnis, im übrigen das der Hauptwahl angeführt. Dann ist auch noch die Partei bezeichnet, welche zurzeit das Mandat besitzt. Bei den sozialdemokratischen Inhabern sind die Namen zugefügt. Am Schlusse sind noch diejenigen Wahlkreise aufgeführt, in denen die sozialdemokratische Partei zwar 1907 nicht 20 Prozent der abgegebenen Stimmen erhielt, in denen dieses aber 1903 bezw. 1898 der Fall war.[2]

---

[1] Duisburg war bereits von 1869 bis 1871 im Besitz der sozialdemokratischen Partei. Seit Begründung des Deutschen Reiches wurde dieser Wahlkreis 1907 zuerst wiedererobert.

[2] Die Bedeutung der gebrauchten Abkürzungen ist folgende: K Konservativ, Rp Reichspartei, WV Wirtschaftliche Vereinigung, A Antisemit (Reformpartei), Pl Pole, Wlf Welfe, Elf Elsässer, UL Unabhängiger Lothringer, Nl Nationalliberal, F Fortschrittliche Volkspartei, S Sozialdemokrat, Z Zentrum, Lib Liberal, Wld Wild (fraktionslos), H Hauptwahl, St Stichwahl.

		1907		1903	1898	Das Mandat hat inne
		Hauptwahl	Stichwahl			
1	**Berlin IV** (Büchner)	75,6	—	77,0	73,1	S
2	**Hamburg II** (Dietz)	72,2	—	72,8	72,3	S
3	**Berlin VI** (Ledebour)	71,7	—	71,2	67,5	S
4	**Hamburg I** (Bebel)	66,2	—	67,2	63,9	S
5	**Altona** (Frohme)	64,4	—	69,4	70,8	S
6	**Niederbarnim** (Stadthagen)	61,0	—	60,0	54,4	S
7	**Chemnitz** (Noske)	59,3	—	66,9	62,5	S
8	**Leipzig-Ld.** (Geyer)	58,1	—	69,0	64,9	S
9	**Berlin V** (Schmidt)	56,6	—	58,6	St 49,9	S
10	**Stollberg** (Schöpflin)	56,5	—	67,7	59,9	S
11	**Dresden-Ld.** (Horn)	56,0	—	65,8	54,8	S
12	**Hamburg III** (Metzger)	55,5	—	56,2	57,8	S
13	**Glauchau** (Molkenbuhr)	55,2	—	71,1	60,7	S
14	**Nürnberg** (Südekum)	55,2	—	57,1	61,9	S
15	**Zwickau** (Stolle)	55,1	—	67,1	60,4	S
16	**Berlin III** (Heine)	55,0	—	60,0	St 52,8	S
17	**Mittweida** (Stücklen)	54,1	—	62,6	48,0	S
18	**Berlin II** (Fischer)	53,2	—	55,6	[1] St 50,0	S
19	**Teltow** (Zubeil)	52,2	—	55,6	St 52,9	S
20	**Mülhausen** (Emmel)	52,0	—	St 43,6	[2] 58,0	S
21	**Calbe** (Albrecht)	51,4	—	51,6	[2] St 50,3	S
22	**Kiel** (Legien)	51,2	—	56,3	St 47,9	S
23	**Stuttgart** (Hildenbrand)	51,2	—	54,7	51,0	S
24	**Solingen** (Scheidemann)	50,9	—	57,1	St 42,5	S
25	**Mannheim** (Frank)	50,8	—	St 56,9	St 57,0	S
26	**Waldenburg** (Sachse)	50,7	—	54,9	St 50,1	S
27	**Lübeck** (Schwartz)	50,6	—	55,1	55,3	S
28	**Hannover** (Brey)	50,5	—	54,6	52,2	S
29	**Dresden r. E.** (Kaden)	50,4	—	60,1	St 53,8	S
30	**Hanau** (Hoch)	49,5	51,4	St 48,1	55,1	S
31	**Offenbach** (Ulrich)	49,2	55,4	St 47,9	55,0	S
32	Reichenbach i. V.	49,1	—	59,5	53,2	Nl
33	**München II** (v. Vollmar)	49,0	64,1	56,2	51,7	S
34	Sonneberg	49,0	—	56,1	51,1	F
35	Bremen	48,4	48,5	51,1	46,6	F
36	Breslau-West	48,0	—	53,9	53,4	F
37	Wanzleben	47,8	48,2	St 49,1	St 44,0	WV
38	Döbeln	47,4	47,0	54,4	[3] St 47,2	Nl
39	Magdeburg	47,3	—	St 52,3	51,3	Lib (Wld)
40	Frankfurt a. M.	47,1	47,8	St 52,0	50,8	F
41	Gmünd	47,0	—	St 65,1	St 49,1	F
42	Königsberg	46,8	—	St 51,5	52,1	F
43	Pirna	46,7	—	58,9	45,9	WV
44	[4] *Halle	46,5	—	51,2	St 55,1	S (Kunert)
45	Braunschweig	46,3	—	52,2	St 52,3	Rp
46	Brandenburg	46,1	48,4	50,2	[5] St 49,6	Nl
47	**Speyer** (Binder)	45,9	58,0	St 99,2	St 55,1	S
48	Gotha	45,9	—	50,1	51,7	Rp
49	Elberfeld	45,8	46,7	51,1	52,1	Rp
50	Stettin	45,4	45,8	St 55,6	St 47,0	F
51	Pinneberg	45,3	45,5	52,4	52,7	F
52	Meißen	45,3	45,4	55,1	St 47,7	WV
53	Altenburg	45,3	46,5	[6] 51,6	45,5	Rp
54	**Pforzheim** (Eichhorn)	45,1	53,6	St 53,5	St 55,2	S

[1] 1899 erobert. [2] 1900 verloren. [3] 1902 erobert. [4] Ein * vor dem Ortsnamen zeigt an, daß der Wahlkreis in der gegenwärtigen Legislaturperiode erobert wurde. [5] 1900 erobert. [6] 1904 verloren.

		1907		1903	1898	Das Mandat hat inne
		Haupt-wahl	Stich-wahl			
55	**Mainz** (David)	45,1	51,6	St 55,0	St 48,2	S
56	Reuß j. L.	45,1	—	55,1	58,1	Nl
57	*Cannstatt	45,0	—	St 44,5	St 41,4	S (Keil)
58	Darmstadt	44,7	47,0	51,3	St 51,5	Nl
59	Dresden l. d. E.	44,3	45,5	55,0	St 51,5	Nl
60	Erlangen	44,3	49,7	St 46,6	St 57,3	F
61	Hof	43,9	—	St 49,4	St 45,0	F
62	Annaberg	43,8	45,6	56,6	46,6	Nl
63	Rudolstadt	43,8	—	53,6	St 47,9	Nl
64	Randow	43,6	44,6	50,1	39,3	K
65	Naumburg	43,6	—	53,3	St 50,5	F
66	Kassel	43,3	45,6	St 48,6	St 48,4	WV
67	Erfurt	43,3	43,8	St 49,9	St 48,1	Nl
68	*Zschopau	43,3	—	[1]57,9	St 50,2	S (Göhre)
69	Reichenbach i. Schl.	43,2	44,6	53,3	45,3	Z
70	Bernburg	43,1	—	48,9	St 50,3	Nl
71	Rostock	43,0	46,7	51,0	St 51,1	Nl
72	Zittau	43,0	44,8	50,5	St 51,2	F
73	Eßlingen	42,7	—	St 51,4	[2]30,8	Nl
74	Breslau-Ost	42,6	—	St 54,2	St 55,2	Rp
75	Reuß ä. L.	42,5	—	50,5	55,1	K
76	Sorau	42,2	—	46,4	St 51,0	Nl
77	**Homburg** (Brühne)	42,1	54,6	St 49,3	St 45,7	S
78	**Dortmund** (Bömelburg)	42,0	59,4	St 50,2	St 48,1	S
79	Löbau	42,0	—	53,2	St 49,9	Nl
80	Potsdam	42,0	45,9	St 49,3	St 45,5	K
81	Holzminden	41,7	44,1	St 45,4	St 50,6	WV
82	Lennep	41,5	44,6	St 52,0	St 48,4	F
83	Weimar	41,3	41,5	St 51,7	St 51,5	WV
84	Hagen	41,3	47,8	St 41,7	St 36,2	F
85	Dessau	41,0	—	St 44,3	St 46,2	F
86	*Frankfurt a. O.	40,7	40,7	[3]St 50,8	St 45,0	S (Faber)
87	**Straßburg** (Böhle)	40,3	50,3	St 48,7	41,6	S
88	Görlitz	40,1	39,4	St 49,7	St 42,9	F
89	Halberstadt	40,0	40,1	St 47,3	St 44,1	Nl
90	Freiberg	39,2	—	St 52,4	38,6	K
91	Hameln	39,1	44,2	St 42,9	St 48,1	Nl
92	Borna	38,7	43,2	St 54,3	38,1	Rp
93	Oschatz	38,5	42,2	St 50,4	32,0	K
94	Berlin I	38,3	36,4	St 48,5	St 32,3	F
95	Plauen	38,1	38,8	51,6	St 49,1	F
96	Bayreuth	38,1	42,0	St 47,4	St 39,6	Nl
97	**Karlsruhe** (Geck)	37,8	51,2	St 51,1	St 50,4	S
98	Oberbarnim	37,8	43,1	St 46,9	St 48,7	Rp
99	Harburg	37,8	42,8	St 42,1	St 47,1	Rp
100	*Eisenach	37,6	49,2	St 47,8	St 42,3	S (Leber)
101	Leipzig-Stadt	37,2	—	St 54,9	St 45,8	Nl
102	Dithmarschen	36,9	40,3	St 44,8	St 45,5	Nl
103	Jever	36,8	35,0	St 40,6	St 33,7	F
104	Schwerin	36,7	39,9	St 49,7	St 47,1	K
105	**Bielefeld** (Severing)	36,6	52,9	St 48,4	St 38,3	S
106	Bitterfeld	36,4	39,6	St 47,8	St 44,9	Rp
107	*Düsseldorf	36,2	43,1	St 46,7	St 35,7	S (Haberlan
108	Jüterbog	36,0	36,7	St 47,0	St 44,7	Rp
109	Nordhausen	35,9	36,2	St 40,1	31,7	F

[1] 1904 verloren. [2] 1899 erobert. [3] 1904 verloren.

		1907				
		Haupt-wahl	Stich-wahl	1903	1898	Das Mandat hat inne
0	Jena	35,6	39,9	St 49,2	St 45,5	Wld (Nl)
1	Köln-Stadt	35,2	46,0	St 45,2	St 35,6	Z
2	*Friedberg	35,2	42,5	St 37,2	St 39,1	S (Busold)
3	Neuhaus a. O.	35,1	40,7	St 44,0	St 41,1	K
4	Sondershausen	35,1	—	St 39,5	St 40,4	Nl
5	Wolmirstedt	34,8	36,4	38,6	30,3	Nl
6	Kottbus	34,7	38,2	St 44,0	St 53,1	Rp
7	Goslar	34,5	37,0	St 44,5	St 45,5	WV
8	Lauenburg	34,3	33,6	St 52,3	St 46,4	F
9	München I	34,1	47,2	St 62,6	St 46,3	Nl
0	**Bochum** (Hue)	33,8	**50,8**	St 50,4	26,6	S
1	Eschwege	33,5	38,7	St 40,5	St 41,1	WV
2	*Koburg	33,4	37,8	St 48,5	St 44,3	S (Zietsch)
3	Striegau	32,6	36,2	St 44,5	St 42,5	K
4	Köln-Land	32,5	—	35,1	29,7	Z
5	Güstrow	32,4	34,1	St 43,1	St 45,5	K
6	Torgau	32,0	34,6	St 41,8	18,9	Nl
7	Gebweiler	32,0	—	34,1	33,0	Z
8	Metz	31,6	—	26,2	St 37,5	UL
9	**Wiesbaden** (Lehmann)	31,5	**51,7**	St 45,3	St 40,8	S
0	Schaumburg-Lippe	31,3	39,4	St 41,6	18,1	Rp
1	Altena	31,1	42,9	[1]St 36,5	26,3	F
2	Essen	31,0	44,4	St 45,5	—	Z
3	Liegnitz	31,0	—	St 44,6	St 35,6	F
4	Heilbronn	30,8	—	St 47,0	St 42,7	F
5	Böblingen	30,5	—	St 50,6	16,4	WV
6	Merseburg	30,4	35,5	St 39,9	26,9	K
7	Oldenburg	30,4	32,5	St 41,7	26,4	F
8	Hirschberg	30,0	28,6	St 33,8	27,8	F
9	Strelitz	29,9	34,9	St 43,1	29,0	Rp
0	Kalau	29,9	—	St 39,7	24,6	K
1	Hagenow	29,9	—	St 45,0	St 43,5	F
2	**Duisburg** (Hengsbach)	29,7	**52,8**	St 45,1	14,7	S
3	Parchim	29,7	—	St 41,1	St 39,7	F
4	*Ueckermünde	29,6	—	St 40,9	24,2	S (Kuntze)
5	Hildesheim	29,3	—	St 47,0	St 33,1	K
6	Einbeck	29,2	35,9	St 40,4	St 43,1	Nl
7	Helmstedt	29,1	—	St 38,5	26,0	Nl
48	Ulm	28,9	41,1	St 40,7	19,4	F
49	Jerichow	28,8	—	St 39,9	27,2	K
50	Malchin	28,5	31,4	34,4	30,4	K
51	Bautzen	28,5	—	St 42,3	29,9	A
52	Stade	28,4	30,4	St 37,0	St 28,4	Nl
53	Krefeld	28,0	—	29,6	25,6	Z
54	Gießen	27,9	—	St 42,5	St 38,2	WV
55	Kaiserslautern	27,8	48,2	St 46,2	St 48,1	K
56	Guben	27,8	—	St 32,1	25,1	Nl
57	Breslau-Land	27,7	27,9	37,0	St 35,6	K
58	Göttingen	27,5	—	St 38,9	29,1	Wlf
59	Balingen	27,4	—	26,3	19,8	F
60	Bunzlau	27,4	—	St 41,0	16,3	F
61	Ansbach	27,2	—	St 42,2	20,1	K
62	Bensheim	26,7	—	St 38,7	St 43,1	Nl
63	Würzburg	26,7	—	St 46,5	St 41,6	Z
64	Mühlhausen i. Th.	26,5	—	29,5	26,9	K

[1] 1906 erobert.

		1907 Haupt-wahl	1907 Stich-wahl	1903	1898	Das Manda hat inne
165	Ruppin	26,4	—	St 40,2	22,1	K
166	Sangerhausen	26,2	—	St 42,0	St 39,2	Rp
167	Flensburg	26,1	40,1	St 52,6	St 40,1	Nl
168	Danzig-Stadt	26,0	37,4	St 38,2	St 30,9	F
169	Grünberg	26,0	32,8	23,8	19,8	K
170	Schleswig	25,8	—	St 45,4	25,1	F
171	Elbing	25,7	28,8	St 45,4	24,1	K
172	Rinteln	25,3	25,7	St 29,7	29,4	WV
173	Königsberg i. d. Neumark	25,3	—	32,6	St 36,1	K
174	Königsberg-Land	25,1	—	40,9	St 43,3	K
175	Jauer	25,0	—	St 35,8	23,1	F
176	Kolmar	24,9	—	St 40,3	6,2	Els
177	Mansfeld	24,8	—	33,5	11,6	Rp
178	Stendal	24,8	—	30,9	19,1	Nl
179	Rotenburg i. L.	24,7	—	20,0	11,5	Nl
180	Heidelberg	24,7	—	22,2	16,0	Nl
181	Landsberg	24,5	—	St 35,8	24,8	K
182	Celle	24,5	—	26,5	22,3	Nl
183	Thann	24,2	—	20,3	19,3	Els
184	Rappoltsweiler	24,1	—	25,1	18,6	Els
185	Molsheim	23,6	—	27,7	9,0	Els
186	Reutlingen	23,4	—	St 33,8	15,4	F
187	Wittenberg	23,3	—	18,7	11,9	F
188	Sagan	22,6	—	20,4	11,3	K
189	Herford	22,2	—	St 33,9	17,6	Nl
190	Meiningen	22,0	—	23,8	21,1	F
191	Westpriegnitz	21,8	—	St 29,3	17,5	Rp
192	Mülheim a. Rhein	21,5	—	St 29,5	18,8	Z
193	Schlettstadt	21,5	—	29,1	12,7	Z
194	*Landau	21,3	—	21,3	16,7	S (Huber)
195	Arnswalde	21,2	—	St 22,6	10,4	A
196	Freudenstadt	21,2	—	13,3	5,1	F
197	Lippe-Detmold	21,2	—	St 32,6	17,9	F
198	Rosenheim	20,9	—	19,2	14,8	Z
199	Freiburg	20,7	—	16,8	10,9	Z
200	Hamm	20,7	—	19,1	7,9	Z
201	Augsburg	20,5	—	22,5	19,1	Z
202	Straßburg-Land	20,0	—	17,4	17,0	Z

Von den 202 angeführten Wahlkreisen besitzt die sozialdemokratische Partei 5[…] die übrigbleibenden 149 verteilen sich wie folgt (die Zahlen in Klammern geben de[…] Gesamtbestand an): K 25 (60), Rp 16 (25), WV 11 (18), A 2 (3), Wlf 1 (2), Els 4 (5[…] UL 1 (3), Z 14 (102), Lib 1 (1), Nl 34 (51), F 39 (49), Wld 1 (5), Pln 0 (20[…] S 0 (53). Summa 149 (397).

Folgende 49 Wahlkreise waren schon sozialdemokratisch vertreten (die Ziffer[…] hinter den Ortsnamen bedeuten die fortlaufenden Nummern der Tabelle):

1 Reichenbach i. V. (32)
2 Sonneberg (34)
3 Bremen (35)
4 Breslau-West (36)
5 Döbeln (38)
6 Magdeburg (39)
7 Frankfurt a. M. (40)
8 Gmünd (41)
9 Königsberg i. P. (42)
10 Pirna (43)
11 Braunschweig (45)
12 Brandenburg (46)
13 Gotha (48)
14 Elberfeld (49)
15 Stettin (50)
16 Pinneberg (51)
17 Meißen (52)
18 Altenburg (53)
19 Reuß j. L. (56)
20 Darmstadt (58)
21 Dresden l. d. E. (59)
22 Erlangen (60)
23 Annaberg (62)
24 Rudolstadt (63)
25 Randow (64)
26 Naumburg (65)
27 Reichenbach i. Schl. (69)
28 Bernburg (70)
29 Rostock (71)
30 Zittau (72)

Eßlingen (73)
Breslau-Ost (74)
Reuß ä. L. (75)
Sorau (76)
Löbau (79)
Holzminden (81)
Lennep (82)
38 Weimar (83)
39 Freiberg (90)
40 Borna (92)
41 Oschatz (93)
42 Plauen (95)
43 Leipzig-Stadt (101)
44 Kottbus (116)
45 Herzogtum Lauenburg (118)
46 München I (119)
47 Altena (131)
48 Böblingen (135)
49 Flensburg (167)

Die folgende Übersicht zeigt diejenigen Wahlkreise, in denen die sozialdemokra-
che Partei 1903 bezw. 1898 mehr, bei der Wahl von 1907 weniger als 20 Prozent
r abgegebenen Stimmen erhielt.

	1907	1903	1898	Das Mandat hat inne
Memel	18,4	St 42,3	19,7	Nl
Labiau	19,2	35,6	St 42,2	F
Rastenburg	11,6	19,0	21,5	K
Tilsit	19,0	St 38,0	15,1	K
Ragnit	12,9	24,3	21,8	K
Prenzlau	19,9	28,0	22,8	K
Züllichau	18,6	21,4	18,0	Rp
Rügen	19,5	22,1	20,9	F
Namslau	16,7	21,4	15,7	K
Ohlau	15,9	St 23,1	14,1	K
Beuthen	12,0	St 30,4	24,1	Pl
Kattowitz	11,0	22,4	32,3	Pl
Glogau	16,4	20,7	16,9	F
Plön[1]	19,4	26,9	16,2	F
Osnabrück	18,8	21,1	12,5	Z
Lüneburg	19,2	24,6	23,1	Nl
Recklinghausen	19,4	20,2	—	Z
Minden	17,4	St 28,6	15,7	K
Aachen-Stadt	19,4	23,0	24,0	Z
Kronach	18,6	21,1	St 31,4	Z
Hall	16,1	20,1	13,1	WV
Waldeck	10,0	20,2	16,4	F
Zabern	12,4	—	23,7	Rp
Diedenhofen	13,8	27,9	30,9	UL
Saargemünd	8,7	20,8	15,8	Z

Von diesen 25 Wahlkreisen haben heute im Besitz: K 7, Rp 2, WV 1, UL 1,
n 2, Z 5, Nl 2, F 5.

Literarische Rundschau.

Matthieu, **Die Hauptströmungen der Arbeiterbewegung in ihrem Verhältnis zum modernen Kulturproblem.** Sozialpolitische Zeitfragen der Schweiz, Heft 16/17. Zürich 1911, Verlag der Buchhandlung des Schweizerischen Grütlivereins. 63 Seiten. Preis 1 Franken.

aul Kampffmeyer, **Weltanschauung und Sozialdemokratie.** Süddeutsche Volksbücher, Heft 1. München 1911, Verlag G. Birk & Co., G. m. b. H. 62 Seiten. Preis 40 Pfennig.

r. F. Lifschitz, **Was ist Anarchismus?** Bern 1911, Max Drechsel. 32 Seiten. Preis 1 Mark.

Das verbreitetste Mißverständnis der materialistischen Geschichtsauffassung steht in dem Glauben, diese betrachte den Menschen als einen Automaten, der h nach den Gesetzen der Mechanik bewegt; die psychischen Erscheinungen seien

[1] Plön war 1874 bis 1877 im Besitz der sozialdemokratischen Partei.

[illegible] S. 398

demgegenüber völlig wirkungslos. Diese sonderbare Vorstellung hängt jedenfalls mit dem zweiten Mißverständnis zusammen, daß die materialistische Geschichtsauffassung eine Anwendung des vulgären Materialismus auf die Menschengeschichte darstelle. Wenn nun nach dem berühmten Ausspruch Vogts das Denken lediglich eine Absonderung des Gehirns ist wie der Urin eine Absonderung der Nieren, so wäre, wird weiter gefolgert, das Denken, Fühlen und Wollen der Menschen auch nur eine gleichgültige Begleiterscheinung ihrer nach den Gesetzen der Mechanik verlaufenden Geschichte, ohne Einfluß auf diese.

Es ist hier nicht nötig, auf die Frage näher einzugehen, ob auch nur diese letzte Schlußfolgerung richtig ist; denn sowohl Engels als insbesondere Marx haben sich wiederholt energisch gegen diese Gleichsetzung ihrer Weltanschauung und ihrer Methode mit jenem alten mechanistischen Materialismus gewehrt. An der berühmten Stelle in „Zur Kritik der politischen Ökonomie" heißt es ja auch: „Es ist nicht das Bewußtsein des Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt." Das gesellschaftliche Sein besteht aber in den psychischen Beziehungen zwischen den Mitgliedern der Gesellschaft. Die Insassen eines Zellengefängnisses bilden keine Gesellschaft, außer wenn es ihnen gelingt, etwa durch Klopfzeichen miteinander in psychische Beziehungen zu treten. Die materialistische Geschichtsauffassung besagt also nichts über die alte Streitfrage der Metaphysik, ob das Denken das Sein oder das Sein das Denken bestimmt, sie stellt nur fest, daß das Bewußtsein der Menschen von ihren gesellschaftlichen Beziehungen, von der Rolle abhängt, die sie im gesellschaftlichen Produktionsprozeß spielen. Das schließt aber durchaus nicht aus, daß die Formen, in die das Bewußtsein der Menschen durch ihre soziale Situation gegossen wird, wieder auf das soziale Geschehen zurückwirken.

Das sind alles Wahrheiten, die schon oft und oft wiederholt worden sind; es ist aber leider notwendig, sie immer wieder darzulegen, da selbst Männer, die sich eingehend mit den Lehren Marx' beschäftigt haben, und die von Lobpreisungen des „gigantischen Genies" überströmen, gerade hier noch immer die erstaunlichsten Fehlgriffe begehen und innere Widersprüche konstatieren wollen, die sich nicht bei Marx, sonderen lediglich bei den Kritikern selbst finden. So behauptet zum Beispiel Matthieu (S. 12): „Bei Marx wird die Entwicklung zu einer Art Fatum, welches die Rolle des schöpferischen Wollens und der persönlichen Gestaltungskraft nicht zu ihrem Rechte kommen läßt. Naturprodukt der kapitalistischen Produktion, stürzt das Proletariat die kapitalistische Weltordnung mit der Wucht einer Naturgewalt." Diese Auffassung Marx', die, wie Matthieu hinzufügt, allerdings nicht die notwendige Folgerung aus der materialistischen Geschichtsauffassung sei, stehe notwendig im stärksten Widerspruch mit der revolutionären Tatkraft und Wirksamkeit des Meisters.

Dieser innere Widerspruch hat nach Matthieu zur Entstehung der verschiedenen Richtungen in der modernen sozialistischen Bewegung geführt. Die neueren Marxisten legen das Hauptgewicht auf das fatalistische Moment, für sie ist die Entwicklung eine Naturnotwendigkeit. Allerdings entbehrt auch diese Richtung nicht des Idealismus. Aber der Widerspruch liege darin, „daß eherne Gesetz gleichsam mit Naturnotwendigkeit im Sinne und Dienste des Ideals wirksam sind" (S. 18).

Demgegenüber betonen der Anarchismus, der Revisionismus und der Syndikalismus die Macht der Persönlichkeit, das Recht der frischen, ursprünglichen, persönlichen Tat.

Die Überwindung dieses Widerspruchs sieht Matthieu darin, „daß man im Anschluß an echt Marxsche Gedanken, aber mit stärkerer Betonung der idealen Seite der Entwicklung den Fortschritt darin erblickt, daß das Ideal sich mit der Realität organisch verbindet" (S. 31). Es ist allerdings gewiß nicht leicht zu ergründen, was mit diesem Rätselwort gemeint ist; nur so viel ist klar, daß sich

Natthieu für keine der bestehenden Richtungen entscheiden kann und deshalb aus llen zusammen ein schmackhaftes Ragout brauen will.

Er selbst steht auf rein ideologischem Standpunkt. Geht er doch sogar so weit, ie Erklärung dafür, daß der Liberalismus nicht auch den Proletarier von der rbeitsfron befreit hat, in „den ungenügend fundierten und zu wenig dem wahren Besen des Menschen und des sozialen Organismus Rechnung tragenden ortho-oxen Theorien der Aufklärungskultur" zu finden (S. 6). Infolge dieser rein ideo-ogischen Auffassung, die auch in der oft recht verstiegenen Ausdrucksweise der Bro-chüre zum Ausdruck kommt, ist Matthieu die Darstellung des ebenfalls rein ideo-ogisch denkenden Anarchismus am besten gelungen. Wir erfahren daher über essen Wesen aus seinen kurzen Ausführungen ungleich mehr als aus der sehr berflächlichen Schrift Liffschitz', die sowohl über die Sozialdemokratie als über den narchismus ohne jedes tiefere Eingehen lediglich abgestandenen Kohl aufwärmt, on der Kasernenordnung im Zukunftsstaat und von dem chemischen Laboratorium pricht, durch das der Weg von der heutigen zur anarchistischen Gesellschaftsordnung ührt. Von Liffschitz' engherziger Auffassung, der sich sichtlich darüber entrüstet, daß im Zukunftsstaat geniale Denker und Künstler ökonomisch gleichgestellt sein sollen mit Handlangern und Schornsteinfegern (S. 27), unterscheiden sich Matthieus Aus-ührungen über Anarchie und Syndikalismus sehr zu ihrem Vorteil. Besonders er Nachweis, daß diese beiden Geistesrichtungen durchaus nicht zusammenfallen, vie so oft angenommen und behauptet wird, ist wohl das Wertvollste an Matthieus Schrift.

Aber gerade sein ideologischer Standpunkt hat ihn verhindert, Marx' Lehren ichtig zu erfassen und den Punkt zu sehen, auf den es bei der Diskussion mit dem heoretischen Revisionismus in erster Linie ankommt. Nach Marx hängt das Be-wußtsein der Menschen von ihrer gesellschaftlichen Funktion ab; nach der Auf-assung der Revisionisten wird es in erster Linie durch Argumente bestimmt, durch Belehrung. Das ist nicht nur theoretisch der springende Punkt, sondern auch in der Praxis, in der Agitation zeigt sich die grundlegende Bedeutung dieses Unterschieds. Die Marxisten wollen das Proletariat a u f k l ä r e n über seine wahren Inter-essen, sie wollen sein Bewußtsein von den Resten aller bourgeoiser Ideologien frei machen, damit es sich lediglich von den Einflüssen der gesellschaftlichen Stellung und Funktion des Proletariats bestimmen lasse. Die Revisionisten wenden sich an die Menschen im allgemeinen, um sie von der Gerechtigkeit der sozialen Forde-rungen, eventuell auch von der Schönheit eines sozialistischen Gemeinwesens zu ü b e r z e u g e n.

Diese Auffassung tritt besonders deutlich in Kampffmeyers Schrift hervor. Diese verrät ein noch viel geringeres Verständnis des Marxismus als die Bro-chüre Matthieus. Glaubt doch Kampffmeyer (S. 38), gegen eine Ableitung der Wandlungen der Ethik aus den Veränderungen der „materiellen Produktivkräfte" einwenden zu können, daß es „keine rein materiellen Produktivkräfte im eigent-lichen Sinne des Wortes gibt, weil in diesen „materiellen" Kräften durchweg zahlreiche intellektuelle und ethische Energien stecken". Diese Verwechslung von Technik und Wirtschaft verbindet sich bei Kampffmeyer mit einer Verwechslung logischer und ethischer Urteile, wie sie Windelband und Rickert in die Erkenntnis-theorie eingeführt haben, und so gelangt er zu einer ethisch-religiösen Auffassung des Sozialismus, von der er vermutlich annimmt, daß sie in Süddeutschland einen besonders empfänglichen Boden finden wird. „Eine allgemein verurteilte Pro-duktionsordnung", meint er (S. 44), „kann nicht mehr bestehen; sie geht an dem allgemeinen Unwillen zugrunde.... Das Verdammungsurteil über den Kapita-lismus geht dessen tatsächlicher Verdammung weit voraus. Erst muß dieses Urteil in den Herzen von Millionen einen wahren Aufruhr erregt und die revolutionären Massenempfindungen müssen sich zu einer revolutionären Massenkraft konzentriert haben, ehe die Produktionsmethoden als veraltet beseitigt werden können."

Es kommt also nicht darauf an, das Proletariat über die dem Kapitalism innewohnenden notwendigen Klassengegensätze und über dessen Entwicklun tendenzen aufzuklären, sondern darauf, in der Allgemeinheit sittliche Entrüstu über die Schändlichkeiten des heutigen Wirtschaftssystems hervorzurufen. N Aufklärung ist unsere Waffe, sondern Predigt, weshalb denn auch Kampffme mit besonderer Freude den Beitritt verschiedener Geistlicher zur Sozialdemokra begrüßt. Nicht ökonomisches Wissen ist nach dieser Auffassung das erste Erforderi unserer Agitation, sondern ein genügender Vorrat von ethischer Salbung und s licher Entrüstung. G. Eckstei

---

Zeitschriftenschau.

„The International Socialist Review“ vom Oktober enthält einen kur Aufsatz von Kelleter d'Aachen über **„Die bevorstehende ökonomische Revoluti in Abessynien“.** Abessynien ist das einzige Land Afrikas, das seine Unabhängigk aufrecht erhalten hat. Allerdings ist es ein sehr reiches Land, das auch die A gierde der Kapitalisten geweckt hat; das Klima gestattet in den Tälern, alle s tropischen Produkte anzubauen; außerdem hat es viele mineralische Schätze, n Eisen, Kohle, Gold, Kupfer, Quecksilber. Aber der Negus Menelik hielt das La für die fremden Kapitalisten geschlossen; mit Geschick, einmal auch mit Waffe gewalt gegen die Italiener, wußte er die Fremdmächte draußen zu halten, we er auch die Küstenstriche verlor. Eisenbahnen ließ er nicht zu; er wußte, was bringen würden; wiederholt kamen Großkapitalisten und Gesandte und hielten u Konzessionen an, aber immer wurden sie abschlägig beschieden. Jetzt wird sich d ändern. Menelik ist tot, und damit ist der Wall gegen das Eindringen des Ka talismus gefallen. Die Reichsgrößen und Stammführer haben unter der Form d konstitutionellen Regierung die Macht an sich gerissen. Sie werden den Kapitali mus einlassen, weil sie sich selbst dabei zugleich außerordentlich bereichern könne sie werden mit den fremden Konzessionsjägern die Beute teilen, und die Bevöl rung wird dann gemeinsam von einheimischen und ausländischen Kapitalisten au gebeutet werden.

„Das heutige amerikanische Zeitungswesen“ (These Days in american Jou nalism) ist ein Aufsatz von Charles Edward Russel überschrieben: Viele Le glauben, daß einem freien Lande auch notwendig eine freie Presse entspricht. Da die Amerikaner auf freie Institutionen Wert legen, wird von manchem vernein sicher ist es, daß so etwas wie eine freie Presse in Amerika nicht mehr besteht. D Tagesblätter teilen sich in verschiedene Klassen:

1. Diejenigen, die direkt Eigentum einer kapitalistischen Gesellschaft sind; d Eisenbahn, oder die Straßenbahn, oder die Gasgesellschaft sind zugleich Besitz des lokalen Tageblatts. Der Leser ahnt nichts davon, daß alle Nachrichten, die ih beim Frühstück aufgetischt werden, im Interesse dieser Gesellschaft zurechtgema sind; denn der Herausgeber ist als ein achtenswerter, makelloser Bürger bekan Wenige kennen das Verhältnis; es entstand, als für eine durch Bestechung g wonnene Konzession die Beeinflussung der öffentlichen Meinung nötig war; u seitdem ist es bestehen geblieben. Da aber diese Gesellschaften sich immer mehr den Händen einiger Großkapitalisten konzentrieren, gebietet diese Gruppe üb Straßenbahnen und öffentliche Meinung der entferntesten Städte.

2. Die Zeitungen, die durch ihre Geschäftsverbindungen mit den Großkapit listen solidarisch sind. Mr. Pulitzer, der Besitzer der „New York World“, w früher ein aufrichtiger Radikaler, der gegen die großen Einkommen donnerte u in seinem Blatte die Interessen des Publikums vertrat. Als er immer mehr Ge verdiente, mußte er es anlegen; als Kapitalist kam er in immer engere Berührun mit den Großkapitalisten, fühlte ihre Interessen als die seinigen; er wurde nic

kauft, sondern kaufte sich selbst und vertritt jetzt die „großen Interessen“, die ch die seinigen sind.

3. Die Zeitungen, die von den „großen Interessen“ finanziert werden. Um Blatt zu gründen und zu erhalten, sind viele Millionen Dollar nötig; daher rden auch so wenig neue Blätter gegründet. Während des Sommers, wenn die nnoncen abnehmen, braucht das Blatt Kapital, um durchzukommen, und dieses in es nur von den Banken bekommen, die es aber nur dann hergeben, wenn e großen Interessen nicht kritisiert werden. Neulich wurde Hamptons „Magane“ in New York gewarnt, einen Artikel gegen Morgan und die Newhaven senbahn zu bringen; es brachte den Artikel dennoch und sah sich dann von allem nkkredit abgeschnitten; obgleich das Geschäft blühte, konnte es nicht ohne Kredit skommen und mußte verkauft werden. So herrscht über die Herausgeber eine acht der Zensur, gewaltiger als die des Zarenregiments.

4. Dann kommen noch die Zeitungen, die durch ihre Annoncen abhängig sind; s sind alle. Fast jede Zeitung würde mit Verlust arbeiten, wenn die Annoncen ht da wären; das Abonnementsgeld kann kaum das Papier bezahlen; alles dere, auch der Profit, hängt von Annoncen ab. Diese müssen meistens von den arenhäusern kommen, die selbst von dem Großkapital abhängig sind; annoncieren in mißliebigen Blättern, so verlieren sie ihr Kapital.

So hat das Großkapital mit seinen Interessen die ganze Presse in fester Gelt; nur ein paar ruhmvolle Ausnahmen wirklich unabhängiger Herausgeber t es noch, aber wie lange werden sie es aushalten? Ohne Geld können auch sie ht bestehen. Das wichtigste Mittel, das die Presse besitzt, das Publikum im nne des Großkapitals zu bearbeiten, besteht in der „Nachrichtenpolitik“. Bei itartikeln weiß man, daß man bestimmte Ansichten liest; aber Nachrichten hält n für objektive Tatsachen. Leitartikel liest ja auch keiner; daher wird gerade rch die bestimmte Aufmachung der Nachrichten ein bestimmter Eindruck geweckt d so die öffentliche Meinung bestimmt. Der Bleistift des Berichterstatters wird ttels unsichtbarer Fäden durch das Großkapital gelenkt. Neun Zehntel aller egraphischen und Kabelnachrichten gehen der Presse mittels des Bureaus ssociated Preß“ zu. Diese riesenhafte Macht zur Beeinflussung des Publikums ben sich die Großkapitalisten nicht entgehen lassen; Morgan und seine Freunde ieten darüber und sorgen dafür, daß nichts Revolutionäres oder der Religion indliches in die Nachrichten hineinkommt. So wurde die Hinrichtung Ferrers nge verschwiegen und endlich in einer Form gebracht, die ihn als einen gefährhen Verbrecher hinstellte; dieser erste Eindruck ist dann trotz aller späteren Darllungen für die meisten Leser bestimmend geblieben. Man fühlt, daß hier eine nahe unfaßbare Macht, die Geister der Menschen zu beherrschen, vorliegt, undlich viel größer als je ein Autokrat oder eine Inquisition besessen hat. Noch Beispiel: Im Januar wurde ein glänzender, vielversprechender Autor, David raham Phillips, von einem Irrsinnigen ermordet. Ein Blatt in New York schrieb, ß er von einem Sozialisten ermordet wurde, weil er ihrer Sache nicht beitreten llte, und trotz aller Zuschriften weigerte sich das Blatt, eine Berichtigung aufnehmen; die Leser glauben es jetzt wohl noch alle. In ähnlicher Weise werden e Nachrichten zurechtgestutzt; alles wird sorgfältig in die Form gebracht, die n großen Geldinteressen entspricht. Die alte Romantik des Zeitungswesens, die eltgeschichte dem Publikum am besten und interessantesten vorzuführen, ist verwunden; nichts anderes herrscht heute als das schmutzigste Geschäft. Das einzige ittel, sich dieser Wirkung zu entziehen, bildet das Lesen der sozialistischen Presse, e nicht zum Geldverdienen bestimmt ist.

In der Oktobernummer des „Social Democrat“ beschäftigt sich A. A. Watts t dem Artikel von Quelch über **„Die Torheit des Krieges und die Möglichkeiten d Gefahren des Friedens“** (Vergl. „Neue Zeit“, XXIX, 2, S. 943). Wenn auch r Krieg zur Revolution führen mag, so wollen wir doch diesen Preis nicht

zahlen. Quelch will zu viel beweisen. Er sagt, auch wenn die Waffen zu Wer zeugen umgeschmiedet sind, kann die Klassenherrschaft noch bleiben. Aber wora soll diese sich stützen, wenn die Armeen nicht mehr da sind? Eine internationa Polizei, fähig, die Völker niederzuhalten, müßte dazu so zahlreich sein, daß eine Armee darstellen würde, die auch anderweitig verwandt werden könnte. W können nicht bei dem Einerseits-Anderseits stehen bleiben, wir müssen wähle für oder wider den Krieg und alles, was ihn fördert. Wenn wir die Gefahren d Krieges und des Friedens gegeneinander abwägen, wählen wir den Frieden; sei Gefahren werden wir durch sozialdemokratische Propaganda aufheben; den Sozi lismus können wir auf friedlichem Wege bringen.

Darauf antwortet H. Quelch in der Novembernummer in einem Aufsatz **„D Frieden und seine Gefahren“**: Genosse Watts hat den Sinn meiner Ausführung gar nicht verstanden. Es handelt sich nicht darum, zwischen Krieg und Frieden z wählen; natürlich ist jeder Sozialdemokrat für den Frieden, und so steht es m fast allen Parteien. Aber ihre und unsere Wünsche bestimmen die Zukunft nic Es handelt sich darum, die Möglichkeiten der Zukunft objektiv zu untersuchen; w des Morgens die Aussichten auf schönes oder schlechtes Wetter betrachtet, ka dem Vorwurf, daß er nicht entschieden genug den Wert des schönen Wetters b tonte, kein Gewicht beimessen. Es handelt sich also um folgendes. Ein Frieden vertrag oder Bund der Großmächte wäre nicht unmöglich. Dann könnten d Armeen und Flotten abgeschafft werden; aber bei diesem Weltfrieden könnte d Lage der Massen noch unerträglich sein, während jede Möglichkeit der Empöru ausgeschlossen wäre. Hier wird also die gewöhnliche orthodox-sozialistische Au fassung, daß der Krieg unter dem Kapitalismus unausrottbar ist, angezweife Früher redeten wir über die Anarchie der Konkurrenz als das größte Übel d Gesellschaft; jetzt wird sie durch die Trusts immer mehr beseitigt, aber zugle wird ein Arbeiterkampf gegen diese Gebilde aussichtslos. So wäre auch eine A beiterrevolte gegen den Trust der Weltmächte aussichtslos. Denn bei der A schaffung der Armeen bleibt eine Polizeimacht, die gerade stark genug gema wird, jede Revolte niederzuschlagen. Wenn Watts glaubt, eine solche Polizeima müßte außerordentlich stark sein, sonst könne sie einen allgemeinen Aufstand ni bezwingen, so kann dem entgegnet werden, daß ein Aufstand nicht allgeme werden kann, da er sofort im Keime erstickt werden würde. Die revolutionär Vorkämpfer würden festgenommen und verurteilt werden, während die durch e bißchen Sozialreform zufrieden gehaltene, ziemlich gut genährte und versorg Masse verständnislos und vielleicht zustimmend beiseite stehen würde. Diese Mö lichkeiten soll man sich vor Augen halten, nicht um deshalb den Krieg zu wähle sondern um im voraus Vorkehrungen zu treffen gegen die Gefahren eines solch Friedens. Es wird immer zu viel über den Frieden (in Industrie und in Polit und zu wenig über die Befreiung des Proletariats, über den Sozialismus gered Der industrielle Frieden bedeutet die Festigung der Lohnsklaverei. In Engla gehen wir immer rascher dem Sklavenstaat entgegen; wenn man sieht, wie d Massen sich durch die barbarische geist- und herzlose Bureaukratie widerstandsl unterjochen und einspinnen lassen, und wie einige unserer Freunde das als „au bauenden Sozialismus“ begrüßen, könnte man alle Hoffnung verlieren. Und na außen sieht man ähnliches: alle neuen Schandtaten und Raubzüge der Mäc sind nur durch ihre internationale Verständigung möglich gemacht worden.

Berichtigung. Im Ergänzungsheft Nr. 11 „Kapitalismus und Kriegsrec ist ein sinnstörender Korrekturfehler zu berichtigen. Auf Seite 29 soll es in d oberen Tabelle unter der Rubrik „Deutschland“ richtig heißen: „Im Jahre 1908/ zusammen 339118349 Mark“ (und nicht 399118349 Mark), weiter „Zunahme d Gesamtausgaben 60099811 Mark“ (und nicht 99811 Mark).

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Feuilleton der Neuen Zeit

ummer 46 o o o o o o o o o Ausgegeben am 22. Dezember 1911

haltsverzeichnis: Pariser Museen. Von John Schikowski. Der Klassenkampf auf r Bühne. Von Julie Romm. — Bücherschau: Otto Bauer, Geschichte Österreichs. Ed. Biermann, Karl Georg Winkelblech (Karl Marlo). August L. Mayer, El Greco. rceval Gibbon, Was Vrouw Grobelaar erzählt. Karl Petersson, Sonnenblicke. Cervantes, Don Quichotte.

Pariser Museen.

Von **John Schikowski.**

Der Platz der Mona Lisa ist leer. Vier Nägel bezeichnen melancholisch e verwaiste Stätte im weltberühmten Saal Carré des Louvres. Aber rch den rätselhaften Diebstahl des Bildes ist die kritische Aufmerksamkeit r ganzen Welt auf die Verwaltung der Pariser Kunstsammlungen ge- nkt worden. Man macht den verantwortlichen Männern die schwersten orwürfe, und jetzt spottet das Publikum von ganz Europa über die jäm- erlichen Zustände, die der künstlerischen Jugend Frankreichs bereits seit hren Anlaß zu immer wiederholten und nie erhörten Klagen gegeben ben.

Vier Wochen nach dem Verschwinden der Mona Lisa besuchte ich das uvremuseum. Als ich die Apollogalerie betrat, bemerkte ich eine zahl- iche Menschenmenge, die in heiterster Stimmung um den glasbedeckten isch versammelt war, der den Rest der alten französischen Kronjuwelen thält. Bei näherem Zusehen ward mir die Ursache des Frohsinns kund. er uniformierte Wächter, der innerhalb des eisenvergitterten Raumes m Schutze der aufgestapelten unschätzbaren Kostbarkeiten postiert ist, war f seinem bequemen Sessel in tiefen Schlaf versunken. Der „Regent“, der s der schönste Diamant der Welt gilt und einen Wert von 10 bis 12 Mil- onen repräsentiert, der rosenrote „Mazarin“ und der berühmte große ubin in Drachenform leuchteten und funkelten im Sonnenschein, der be- ntete Hüter dieser Herrlichkeiten schnarchte und das Publikum wollte sich sschütten vor Lachen. Es war ein charakteristisches und lehrreiches Bild.

Die Saumseligkeit der Verwaltung ist aber keineswegs der einzige angel, der dem Besucher der Pariser Museen in die Augen fällt. Es bt hier Dinge, die ungleich beklagenswerter und verhängnisvoller sind, d die nicht nur den Pariser und den Franzosen, sondern jeden Kultur- enschen angehen, dem das Schicksal dieser unvergleichlich reichen und ertvollen Kunstsammlungen am Herzen liegt.

Der stolze Riesenbau des Louvres, das alte Königsschloß am Seine- er, die Stätte zahlloser Verbrechen und Niederträchtigkeiten, ist an sich wiß nicht geeignet, irgendwelche erfreulichen Erinnerungen oder er- benden Empfindungen zu erwecken. Trotzdem war es gut, daß die große evolution es bestehen ließ, denn es repräsentiert als architektonische chöpfung ein umfangreiches und bedeutendes Stück französischer Kunst- schichte. Viele Jahrhunderte haben an dem Bau gearbeitet und die ößten Meister ihm den Stempel ihres Geistes und ihrer Zeit aufgedrückt.

Nur gerade zu einem Museum hätte man ihn nicht machen dürfen. Dem der Komplex von Palästen, der auf dem alten Rendezvousplatz der Wolfs jäger entstand, war lediglich als Burg, Schloß und fürstliche Wohnstätt gedacht und geschaffen. Die himmelhohen Riesensäle, die prunkende Galerien und halbdunklen Eckzimmer eignen sich zu jedem anderen Zweck besser als zur Unterbringung von Kunstsammlungen. Das Louvre war als es 1793 eröffnet wurde, das erste Museum im modernen Sinne un hat zahlreichen späteren Schöpfungen dieser Art als Vorbild gedient. Abe unseren heutigen Ansprüchen genügt es ganz und gar nicht mehr. Wer sic sei es als flüchtiger Tourist, sei es zum Zwecke ernsthafter Studien, auc nur eine Stunde in diesen Räumen aufgehalten hat, der wird eine körper liche und geistige Ermüdung verspüren, die den Genuß und die Belehrun erheblich beeinträchtigen. Die beschwerliche Wanderung auf dem alte unebenen und spiegelglatt gewichsten Parkettfußboden, die durch da Fehlen zweckmäßiger Kataloge erhöhte Schwierigkeit, sich in dem system losen Labyrinth zurechtzufinden, und die ungeschickte Aufstellung der ein zelnen Kunstwerke machen den Besuch des Louvres zu einer wahren Tortu In der Antikensammlung ist nur die Venus von Milo gut placiert. Zwa befindet sie sich in einem kleinen düsteren Eckzimmer, aber da das Licht de einzigen Fensters voll auf sie fällt, der Raum im übrigen leer ist und al der Abschluß einer langen Flucht von Sälen und Korridoren erscheint, kann man das Werk als Ganzes und in allen Details, in seiner Nah- un seiner Fernwirkung bequem betrachten und genießen. Alle anderen Räum sind mehr oder weniger unzulänglich, und ihre baulichen Mängel werde wie gesagt, durch die unzweckmäßige Anordnung der Kunstwerke noch füh barer gemacht. So hat die Museumsleitung es für gut befunden, in ein zelnen schlecht beleuchteten Zimmern umfangreiche plastische Gruppen u mittelbar vor die Fenster zu rücken, wodurch nicht nur die spärliche Lich quelle beschränkt, sondern auch die Betrachtung der betreffenden Grupp die nur als schwarze Silhouette erscheint, unmöglich gemacht wird. Ähnli miserable Zustände herrschen in der Gemäldegalerie des Louvres. Einwan frei ist eigentlich nur der große moderne Rubenssaal, der mit seiner festli stimmungsvollen Dekoration und dem schönen Oberlicht den vornehme repräsentativen Zwecken vollkommen entspricht, denen die hier unterg brachten Darstellungen aus dem Leben der Maria von Medici dienen solle In dem Saale Carré und in der Grande Galerie, in denen sich die Meiste werke und Prunkstücke der italienischen, spanischen, flämischen, niederlä dischen und deutschen Schulen befinden, schlägt ein Stück das andere to Und ähnlich sieht es in den französischen Sälen aus, wo die Gemälde hohen Riesenwänden in drei bis vier Reihen übereinander und wahll durcheinander gehängt sind. Wer die Meister des französischen Barocks un Rokokos und die des neunzehnten Jahrhunderts kennen lernen will, d findet hier das Material fast lückenlos beisammen. Und doch wird ih das Studium nirgends so schwer gemacht wie in dieser umfangreichst und wertvollsten Sammlung. Ein Skandal ist es zum Beispiel, wie m Courbets berühmtes „Begräbnis zu Ornans" an eine Wand gehängt h auf die zu keiner Tages- und Jahreszeit auch nur der bescheidenste Lic schimmer fällt. Als ich das Werk vor zirka einem Jahrzehnt zum erst Male an dieser Stelle sah, war es eben ins Louvre gekommen, und al

elt machte sich bereits über die Ungeheuerlichkeit dieser Plazierung lustig. er bis heute hat die Museumsleitung es nicht für nötig befunden, Abfe zu schaffen.

Noch schlimmer fast als im Louvre sieht es im Cluny-Museum s, das die reichhaltigste Sammlung kunstgewerblicher Gegenstände, nantlich des Mittelalters und der Renaissancezeit, beherbergt. Auch hier ndelt es sich um ein historisch und architektonisch interessantes Bauwerk. einem kleinen schattigen Garten mitten im Quartier Latin erheben sich Ruinen des alten römischen Kaiserpalastes, in dem Julian der Abinnige von seinen Soldaten zum Imperator ausgerufen wurde und iter die ersten fränkischen Könige residiert haben. Von dem antiken last sind nur noch die großen, hochgewölbten Thermen erhalten, an deren chtige Mauerreste sich ein graziöses spätgotisches Gebäude anlehnt, das ist den Äbten von Cluny als Pariser Absteigequartier diente. Es ist ein nuß, in diesen stimmungsvollen Räumen zu weilen, über die steilen, gen Treppen zu steigen, durch die winkeligen holzgetäfelten Zimmer und heimnisvollen Gänge zu wandern und durch die Bogenfenster in die ünen Bäume des Vorgartens hinauszublicken. Aber als Museum ist das bäude schlechterdings unmöglich, und wer jemals den Versuch gemacht t, etwa die hier untergebrachten wertvollen Renaissancewebereien und ickereien zu studieren, der wird das Unternehmen schon nach wenigen inuten aufgegeben haben, falls er nicht in der Lage war, mit Lupe und endlaterne zu arbeiten. Dazu kommt, daß die Anordnung womöglich noch zweckmäßiger ist als im Louvre. Man hat durchgängig weder nach chronogischen Gesichtspunkten, noch nach dem Material, noch nach dem Gebrauchseck gruppiert, sondern das meiste willkürlich durcheinander geworfen. Daben herrscht der aus England importierte Unfug, die Schenkungen hochstellter Mäzene pietätvoll beisammen zu lassen, anstatt die einzelnen egenstände den betreffenden Abteilungen des Museums einzuordnen. ieser Unfug scheint neuerdings übrigens auch in unsere staatlichen Kunstnmlungen Eingang zu finden: das Berliner Kaiser-Friedrich-Museum gt bereits ein „James-Simon-Zimmer".

Handelt es sich beim Louvre und Cluny um Gebäude, die ursprünglich deren Zwecken zu dienen bestimmt waren, so haben wir in der Luxemırg-Galerie einen regelrechten Museumbau vor uns. Freilich einen u, der weniger den Charakter des Monumentalen als den eines provirischen Ausstellungshauses trägt. Und sein eigentlicher Zweck ist in der t auch ein provisorischer. Hier sollen nämlich diejenigen modernen Kunstrke, die der französische Staat als der Unsterblichkeit würdig befunden t, aufbewahrt werden, ehe sie endgültig ins Louvre übersiedeln, das heißt etwa zehn Jahre nach dem Ableben ihrer Schöpfer. Dieses Prinzip verg man aber aus praktischen und anderen Gründen nicht immer durchführen. Es gelingt den staatlichen Kunsträten häufig nicht, die Unsterblkeit eines Künstlers rechtzeitig zu entdecken. So kam zum Beispiel der gründer der modernen Freilichtmalerei, Eduard Manet, erst mehrere hrzehnte nach seinem Tode ins Luxemburg-Museum. Und andererseits i das Louvre schon dermaßen überfüllt, daß man für die fällig werdenden dernen kaum noch Raum schaffen kann. Daher verbleibt ein großer Teil d Kunstwerke weit über die gesetzliche Frist hinaus an der provisorischen

Stätte und macht diese schlechterdings zur Karikatur eines Museums. O die Räume des Luxemburg an sich für Museumszwecke geeignet sein könnten kommt gar nicht in Frage. Der Besucher glaubt sich in ein Vorratsmagazi versetzt, bei dessen Ausnutzung allein der praktische Zweck maßgebend is in die vorhandenen Räume möglichst viele Gegenstände einzuschachteln. Hie konnte nicht einmal der leiseste Versuch gemacht werden, die Werke na irgendwelchen historischen oder ästhetischen Gesichtspunkten zu gruppieren

Dieselben oder ähnliche Zustände wie im Louvre, im Cluny und i Luxemburg herrschen in den übrigen weniger wichtigen Pariser Kunstsamm lungen. Man kann ohne Übertreibung behaupten, daß es in der fra zösischen Hauptstadt gegenwärtig nicht ein einziges Museum gibt, das de modernen Ansprüchen auch nur annähernd genügt. An die mannigfache technischen Forderungen, die durch unsere Bode, Lichtwark und den jüng verstorbenen Tschudi für die Organisation von öffentlichen Kunstsamm lungen aufgestellt worden sind, darf man angesichts dieser primitiven U kultur gar nicht denken. Die Museen Deutschlands und Englands und sog die des kleinen Holland haben die französischen hinsichtlich ihrer inner Einrichtung längst überflügelt. Das ist um so auffallender, als die Fra zosen im lebendigen Kunstschaffen noch immer an der Spitze marschiere. Über die Ursachen dieses Widerspruchs kann man verschiedener Meinu sein. Vielleicht liegen sie in dem Volkscharakter des Franzosen, den, w man behauptet, die Gegenwart und die Zukunft wichtiger dünken als d Vergangenheit, und der daher auf die Registrierung und Magazinieru der Kunst von gestern und vorgestern weniger Gewicht legt. Viellei spricht auch der Umstand mit, daß die Franzosen allerdings in dem, w man früher die „hohe Kunst“ nannte, in der Malerei und Plastik, n heute die Stilmoden allen übrigen Kulturvölkern diktieren, daß sie aber i den Zweckkünsten, im Kunstgewerbe und in der sogenannten Raumku mit der modernen Entwicklung keineswegs Schritt gehalten haben u längst ins Hintertreffen gedrängt sind. In diesem Falle könnte man sich e Vernachlässigung der Museumstechnik aus dem geringen Interesse r raumkünstlerische Probleme im allgemeinen erklären. Wahrscheinlich a wirken alle diese Faktoren zusammen und erzeugen die oben geschilder Zustände, die uns heute so überaus kläglich erscheinen und die wir d auch bei uns erst seit etwa einem Jahrzehnt nach schweren Kämpfen üb wunden haben.

Auch in Paris führen jetzt die vorgeschrittenen Künstler- und Literat kreise den Kampf gegen den stupiden Bureaukratismus, der in den M seumsverwaltungen herrscht. Man ficht mit dem gewohnten frisch-fröhlic Elan und mit äußerst schneidigen, oft allzu schneidigen Waffen. So ist z Beispiel von einem Teile der Streiter neuerdings die kühne Behaupt aufgestellt worden, die jetzt verschwundene Mona Lisa sei nur noch e wertlose Kopie gewesen, die echte habe man bereits, ohne daß die Museu verwaltung es bemerkt habe, vor Jahr und Tag gestohlen, nach Ame verkauft und durch eine Nachbildung ersetzt. Woran dann die düstere Fr geknüpft wird, ob die Louvre-Galerie heute überhaupt noch Originale e sitze. Da an der Spitze einiger Museumsverwaltungen Juden stehen, schließlich auch noch die französischen Antisemiten auf dem Kampfplatz schienen, die die Ursache der Misere nicht in bureaukratischer Bumm

und Unfähigkeit sehen wollen, sondern ein bösartiges Komplott zur systematischen Ausraubung des nationalen Kunstschatzes wittern.

Wie sich unter diesen Umständen die Dinge gestalten werden, ist schwer vorauszusagen. Daß die Opposition schließlich Siegerin bleiben muß, unterliegt keinem Zweifel, aber der Kampf kann lange dauern. Bis jetzt ist nichts Wesentliches gebessert worden, und die ersten „Reformen“, zu denen sich die amtlichen Kunstbonzen bequemt haben, sind von absonderlicher Art. So hat die Louvredirektion die Bestimmung getroffen, daß hinfüro alle Stöcke und Schirme in der Garderobe abgegeben werden müssen, und daß die Aufseher ein wachsames Auge auf das Publikum haben sollen. Infolgedessen konnte ich in der assyrischen Abteilung beobachten, wie eine Dame, die einen zentnerschweren Granitblock leise mit dem Finger berührte, vom Saaldiener derartig angeschnauzt wurde, daß wir deutsche Touristen uns plötzlich ganz wie zu Hause fühlten.

Inzwischen bleibt der Platz der Mona Lisa leer; vier Nägel bezeichnen melancholisch die verwaiste Stätte im Saale Carré, das Begräbnis zu Ornans hängt in der Dunkelkammer, und in der Apollo-Galerie schnarcht der Wächter der Kronjuwelen.

Der Klassenkampf auf der Bühne.

Von **Julie Romm.**

Die zeitgenössischen Dramatiker brauchen um neue Motive nicht verlegen zu sein. Unsere waffenklirrende Zeit, in der die Klassengegensätze immer schroffer, immer rücksichtsloser aufeinanderprallen, zeitigt Konflikte, die an Wucht und Größe hinter den klassischen Mustern der Tragödie großen Stils nicht zurückstehen. Gibt es einen tragischeren Konflikt als das Aufeinanderplatzen zweier Weltanschauungen? Vorausgesetzt natürlich, daß es der Dichter verstanden hat, die Träger dieser Weltanschauungen zu lebendigen Menschen zu gestalten, nicht zu blassen, blutarmen, mit dem Verstande ausgeklügelten Geschöpfen, an die wir nicht glauben.

Auch in mehr als einer Tragödie früherer Zeiten standen einander zwei Weltanschauungen feindlich gegenüber. So zum Beispiel in Hebbels Maria Magdalena, wo die kleinbürgerlich beschränkte Weltanschauung Meister Antons mit ihrer engen, gradlinigen Moral und ihrem starren Ehrbegriff all das keimende Leben vorwärts drängender Jugend unbarmherzig zertritt. Aber immer war der Konflikt auf die Person, auf die Familie beschränkt. Heute erst, mit dem Erstarken der Arbeiterbewegung, die eine neue Ethik, neue Grundlagen der Moral geschaffen hat, spielt der Konflikt auf ein anderes, ein größeres Gebiet hinüber, wird aus dem individuellen Konflikt ein sozialer. Die proletarische Ethik, die Ethik des Klassenkampfes tritt in scharfen, in bewußten Gegensatz zu der herrschenden Moral.

Zwei Ausländer sind es, ein Franzose und ein Engländer, die in ihren Dramen den Kampf zwischen Kapital und Arbeit behandeln. Der Franzose Paul Bourget hat in seinem Drama „Die Barrikade“ ein Tendenzstück geschaffen, das zwar nicht uninteressant ist, aber entschiedenen Mangel an Kraft und Größe bekundet. Es verflacht allmählich zu einem sentimentalen Rührstück. Wie bei dem reaktionären Bourget nicht anders zu erwarten war, gehören all seine Sympathien den Leuten diesseits der Barrikade, der Bourgeoisie. Er ist ein sehr ernsthafter Herr, der Akademiker Paul Bourget. Er hat sich sogar gemüßigt gesehen, über den sozialen Gehalt seines Dramas einen langen Vortrag zu halten, worin er ausführte, was ihn dazu veranlaßt habe, „Die Barrikade“ zu schreiben. Er wurde nämlich

von verschiedenen Seiten heftig angefeindet wegen der angeblichen Tendenz seine Dramas. Während die französischen Kritiker fast einstimmig den literarische und szenischen Wert des Stückes hervorhoben — mehr als dieses eigentlich ver dient —, machte man ihm einerseits den Vorwurf, Licht und Schatten unglei verteilt, die Vertreter der Bourgeoisie in gar zu leuchtenden Farben geschildert z haben. Und andererseits warf man ihm das Verbrechen vor, Arbeiter und Unter nehmer zum Kampfe gegeneinander zu hetzen, sich zum Apostel der brutalen Ge walt zu machen.

Was er auf diesen Vorwurf antwortet, ist interessant genug, zumal au seinem Munde: „Die Frage lautet nicht, ob der soziale Frieden dem Klassenkamp vorzuziehen sei, ob dieser Kampf schrecklich und verabscheuungswürdig ist, sonder ob er tatsächlich existiert. Und er ist da, und seine sich immer mehr häufenden, sic unaufhörlich erneuernden Episoden beweisen, daß es sich dabei nicht um ein vor übergehendes lokales Phänomen handelt, sondern um ein unter gewissen Um ständen dauerndes, sehr ernstes und unabweisliches, mit dem man sich abfinde muß wie ein Mann.... Die einen sagen, ich hätte das Kreuz auf der Barrikad aufrichten sollen. Sie sprechen von dem, was sein sollte. Ich habe einen andere Ehrgeiz gehabt — das auszusprechen, was ist.... Man mag diese Lage der Ding verwünschen, diesem Rückfall in die Barbarei fluchen. Ich schließe mich dem an Aber all diese Verwünschungen können die Tatsache nicht aufheben. Sie ist da, un sie ist nicht wegzudiskutieren. Der Verfasser der Barrikade hat sie nicht geschaffen indem er sie anerkannte. Vielleicht hat er einen gewissen Mut bewiesen, inder er sie in ihrer trostlosen Grausamkeit zeigte. Mag sein. Aber wo steht es ge schrieben, daß alle Wahrheiten tröstlich sind? Es gibt deren tragische. Die von de Notwendigkeit des Klassenkampfes ist eine solche.... Für die meisten Kritiker be deutet, einer Klasse sagen: Seid stark! soviel wie: Tötet! Ich bin, wie Sie sehen weit davon entfernt, an die brutale Gewalt zu appellieren. Aber wir müssen den unversöhnlichen Hasse der Klasse, welche die unsere stürzen will, das Recht de unseren entgegensetzen. Und dazu bedürfen wir des energischen Sichzusammen fassens, welches der Kampf in den Rassen erweckt, die noch fähig sind, zu siegen... Ich wollte in der Barrikade auf die Gefahr hinweisen, die uns droht. Und wen mir das gelungen sein sollte, glaube ich meiner Klasse und folglich auch meinen Vaterland genützt zu haben."

Das ist alles ganz logisch, und es ließe sich vom Standpunkt Bourgets kaum etwas dagegen sagen. Aber wenn man nun mit diesem Maßstab an das Dram herantritt, so drängt sich einem sofort die Wahrnehmung auf, wie sehr der Auto gerade in seiner Lieblingsgestalt gegen seine Logik verstößt.

In der großen Kunsttischlerei Breschard bricht ein Streik aus. Die Arbeite fühlen sich eigentlich sehr wohl in dem Hause. Breschard ist ein humaner, wohl wollender Mann, der in einem patriarchalischen Verhältnis zu seinen Arbeitern steht. Sein Sohn Philipp ist mit dem jugendlichen Vormann Langouët, einen fanatischen Syndikalisten und Anhänger der Sabotage, direkten Aktion usw. eng befreundet. Das heißt, die Freundschaft datiert aus einer Zeit, wo Langouët sic noch nicht zur Philosophie des Klassenkampfes bekannte, sondern mit dem schwär merisch veranlagten Fabrikantensohn gemeinsam sich an schönen Worten berauschte Daß die Milch seines rosenroten Sozialismus sich in das gärende Drachengift des Klassenkampfes verwandelte, das hat seine eigene Bewandtnis.

Es sind ganz persönliche und recht banale Gründe, die ihn so weit gebrach haben — die Eifersucht auf seinen Chef. Eine junge Arbeiterin, Luise Mairet die, wie alle wissen, die Geliebte Breschards ist, liebt im Grunde genommen Lan gouët und wird auch von ihm geliebt. Sie wurde die Geliebte Breschards, weil e sich ihrer und ihrer todkranken Mutter aufs wärmste angenommen hatte. Sie hatte die Dankbarkeit, die sie ihrem Wohltäter gegenüber empfand, für Liebe gehalten und die Vereinsamung, in welche der Tod der Mutter sie versetzt, hatte sie ir

eschards Arme getrieben. Als sie dann Langouët kennen lernte, erkannte sie en Irrtum zu spät.

Langouët hat die Arbeiter aufgewiegelt. Der Delegierte des Syndikats, uboeuf, erscheint, um mit Breschard zu unterhandeln. Breschard weist ihn roff zurück. Er will mit seinen Arbeitern einzeln verhandeln. Das Syndikat ernt er nicht an. Er räumt keinem Dritten das Recht ein, sich in seine Angelegenten zu mischen. Und so bricht der Streik aus. Ein einziger von seinen Arbeitern, alte Gaucherond, der seit vierzig Jahren für Breschard arbeitet, der Lehrister Langouëts, hält zu ihm.

Das Haus Breschard steht unmittelbar vor einer Krise. Es hat Aufträge übernmen, die zu einem bestimmten Termin ausgeführt sein müssen, sonst geht das us zugrunde. Das weiß Langouët, und das weiß Gaucherond. Und Gaucherond ietet sich, Leute zu finden, die in einem verschwiegenen Winkel von Paris in r Heimlichkeit die Möbel fertigstellen und verschicken.

Breschard geht auf diesen Vorschlag mit Freuden ein. Und nun wird in einem rovisierten Atelier, das Gaucherond in einem ehemaligen Kloster eingerichtet mit fieberhafter Hast und unter tausend Vorsichtsmaßregeln, um jede Überpelung auszuschließen, gearbeitet. Die Möbel werden fertiggestellt und sind Versand bereit, als Langouët und Thuboeuf an der Spitze der Streiker erinen. Sie haben das Versteck entdeckt und bereiten sich vor, die Möbel zu zermmern. Die Streikbrecher sind eingeschüchtert zu ihnen übergegangen. Nur ucherond, den Revolver in der Hand, verbarrikadiert sich in dem Atelier, in chem die Kisten aufgespeichert sind, und denkt nicht daran, ihnen den Weg zugeben.

Auf Anregung Thuboeufs beschließen sie, Feuer anzulegen, um den alten hs auszuräuchern. Langouët übernimmt es, dies zu tun, während die anderen entfernen. Er kämpft einen schweren Kampf. Die Liebe und Achtung, die er seinen alten Lehrmeister empfindet, lassen ihn diesen beschwören, die Tür zu nen und sich zu retten. Gaucherond verhöhnt ihn hinter der geschlossenen Tür. Langouët, zum Äußersten getrieben, schickt sich eben an, den Feuerbrand in aufgehäuften Sägespäne zu schleudern, als Luise Mairet erscheint und ihm in Arm fällt. Sie hat durch einen Zufall erfahren, wo Langouët ist. Sie weiß, sen er in seinem Fanatismus fähig ist, weiß, welcher Gefahr er sich aussetzt, sie ist hergestürzt, um ihn zu retten. Sie kämpft mit ihm, und in der furchten Aufregung, in der sie sich befindet, in ihrer Todesangst um ihn entschlüpft das Geständnis ihrer Liebe. Und inmitten des Geständnisses ihrer gegenseitigen be und Luises leidenschaftlichem Versuch, Langouët von seinem Vorhaben abzugen, erscheint Breschard mit dem Polizeikommissär. Gaucherond und die Möbel gerettet. Langouët wird verhaftet, aber bald wieder entlassen.

Der Streik ist verloren. Die Führer sind auf die Schwarze Liste gesetzt worden, kein Mitglied des Unternehmerverbandes darf Langouët beschäftigen. Luise iret, die mit Breschard gebrochen hat und Langouëts Frau geworden, beschwört schard, den Namen Langouëts von der Liste zurückzuziehen. Wenn man es ihm röglich mache, Arbeit zu finden, zwänge man ihn, agitatorisch tätig zu sein. wäre gezwungen, sich untätig in Wirtschaften herumzutreiben und würde anzen zu trinken. Und er würde sie brutal behandeln. Der Anfang sei bereits acht.

Breschard will und kann den Namen Langouëts von der Schwarzen Liste nicht r zurückziehen. Da hat Gaucherond eine Idee. Ein vornehmer Klient hat ihm Vorschlag gemacht, mit einer Gruppe Arbeiter ständig für ihn zu arbeiten. Er ihm geantwortet, daß er keine Lust habe, das Haus Breschard zu verlassen. wäre es, wenn man eine kleine Kooperativwerkstatt einrichtete, mit Langouët er Spitze. Breschard habe nur das nötige Geld zur Einrichtung zu geben. Und chard gibt das Geld unter der Bedingung, daß sein Name nicht genannt werde.

Wie aus dieser knappen Inhaltsangabe zu ersehen ist, fällt alles Licht auf [d]ie Vertreter der Bourgeoisie und auf Gaucherond, den Arbeiter nach dem Herz[en] Bourgets, übrigens der einzig lebendigen und wirkungsvollen Gestalt des Dram[as]. Aber gerade Gaucherond widerspricht den Ausführungen Bourgets, die ich an- führt habe und die seine soziale Einsicht, sein Verständnis für die Notwend[ig]keit und die Bedingungen des Klassenkampfes beweisen. Denn Gaucherond ist [ein] Verräter an seiner Klasse, der aus egoistischen und sentimentalen Beweggründ[en] zu seinem Herrn hält und seinen kämpfenden Klassengenossen in den Rücken fä[llt]. Hier gibt es nur ein Entweder — Oder. Entweder der Klassenkampf ist eine N[ot]wendigkeit, und dann ist Gaucherond im Unrecht. Oder Gaucherond hat recht, [und] es ist nur Böswilligkeit und Unverstand der Arbeiter, welche die Segnungen [des] Kapitalismus nicht anerkennen wollen. Diese Konsequenz hätte Bourget zieh[en] müssen, wenn seine Ausführungen mehr sein wollen als rhetorische Floskeln.

Daß bei der Aufführung der „Barrikade" das Publikum mit all seiner Sy[m]pathie auf seiten Gaucheronds stand, ist erklärlich.

Die Arbeiter kommen in der Darstellung Bourgets nicht allzu gut fort. [Sie] sind zumeist schwache, wankelmütige Burschen, die sich von einem jeden betö[ren] lassen, der ihnen zum Munde redet. Der Vertreter des Syndikats, Thuboeuf, [ist] eine vollendete Karikatur, ein Anachronismus aus jener Zeit, wo man die Arbei[ter]führer als lächerlich aufgeblasene Hohlköpfe hinzustellen pflegte, die von [den] Arbeitergroschen ein faules und behagliches Leben führten und sich feige jeder V[er]antwortung entzogen.

Langouët selbst ist in der Anlage gut gesehen. Ein feuriger, von heilig[em] Ernst durchdrungener junger Arbeiter mit starkem Verantwortlichkeitsgefühl, [st]ets bereit, seine ganze Persönlichkeit für seine Überzeugung einzusetzen. Daß [die] Formen des Kampfes, wie er sich bei unseren französischen Brüdern abspielt, [uns] nichts weniger als sympathisch sind, uns verkehrt und verderblich scheinen, [darf] unser Urteil über den einzelnen, der diesen Kampf mit rücksichtsloser Energie [und] Hingabe führt, nicht beeinflussen. Aber wie verflacht Langouët im Laufe [des] Dramas! Wie schwächlich wirkt das Motiv seiner Bekehrung zum Syndikalism[us]! Von der Höhe des bewußten Klassenkämpfers sinkt er zum banalen Liebh[aber] herab, den rein persönliche Gründe leiten. Und zuguterletzt tritt er dem gun[...], edlen, von Hochherzigkeit überfließenden Breschard gar berauscht gegenüber, [oh]ne Halt und ohne Würde. Nein, Bourget hat sich die Sache gar zu leicht gemacht.

Da packt der Engländer John Galsworthy in seinem Drama „Kampf" [da]s Problem ganz anders an. Ohne Umschweife und überflüssige Episoden, die nur [ver]wirrend wirken könnten, ernst, fast nüchtern, und dabei erfüllt von einer drän[gen]den Leidenschaft, die sich dem Leser mitteilt, spielt sich ein erschütternder Ausschnitt aus den Arbeiterkämpfen der Gegenwart vor uns ab. Alles lebt. Man spürt [den] Pulsschlag eines fieberhaft erhöhten, gesteigerten Lebens in diesen Mensch[en], welche ihre Kräfte im Kampfe messen, und deren Herzen erfüllt sind von Haß [und] Bitterkeit und heimlicher Furcht. Mit gestraffter Energie drängt die Handlung [vor]wärts. Die Sprache ist knapp, lebhaft bewegt, mitunter epigrammatisch zugesp[itzt].

Der Inhalt ist schnell erzählt. In den Trenartha Zinkblechwerken wird [seit] Monaten gestreikt. Unter den Arbeitern herrscht ein namenloses Elend. Die [Ge]werkschaft hat sich von den Streikenden zurückgezogen, da diese den Streik gegen [den] Willen der Gewerkschaft unternommen und Forderungen aufgestellt haben, we[lche] an sich zwar gerecht, aber im gegebenen Moment unausführbar sind. Es ist [Fe]bruar. Der Verwaltungsrat der Aktiengesellschaft ist von London herübergekom[men], um aufs neue mit den Ausständigen zu unterhandeln. Die Entbehrungen [des] langen Winters, Hunger und Kälte haben, wie sie hoffen, die Arbeiter mürbe [und] gefügig gemacht.

Auch ein Vertreter der Gewerkschaft, Simon Harneß, ist gekommen. Er [bie]tet den Ausständigen die tatkräftige Hilfe der Gewerkschaft, wenn sie die [strittigen]

Forderung fallen lassen und es ihm überlassen, mit den Unternehmern zu verhandeln. Unter den Arbeitern, die mit Frau und Kindern langsam verhungern, herrscht eine verzweifelte Stimmung. Gar viele unter ihnen würden unter dem Drucke der Umstände, die einen allen Widerstand aufgegeben, wieder andere dem Vorschlag des Gewerkschaftsdelegierten zugestimmt haben, wenn nicht an ihrer Spitze ein Mann stünde, der durch seine überragende Persönlichkeit einen geradezu hypnotischen Einfluß auf sie ausübt. Der Maschinist David Roberts, der leitende Geist des Streikkomitees, ein Mann von ungezügeltem Temperament und unbeugsamer Energie, von glühendem Hasse gegen die Unternehmer erfüllt; eine starke Persönlichkeit voller Kraft und Intelligenz, voll schneidenden Hohns und bitterer Verachtung für alles, was ihm Halbheit und Schwäche erscheint, will weder von dem einen noch von dem anderen Vermittlungsvorschlag wissen. Er ist überzeugt, daß die Herren nachgeben werden, nachgeben müssen, wenn die Ausständigen nur noch eine ganz kurze Spanne Zeit aushalten würden.

Aber auch der Verwaltungsrat ist uneins. Es sind nicht humane Gründe, nicht Erbarmen mit den furchtbaren Leiden der Ausständigen, um derentwillen die Herren das Ende des Streiks herbeisehnen. Es sind die großen Verluste, welche die Kompanie erleidet; es ist die Furcht vor dem Unwillen der Aktionäre, wenn die fetten Dividenden ausbleiben, und ein wenig auch die Furcht, wie die öffentliche Meinung die Hartnäckigkeit der Gesellschaft gegenüber dem grauenhaften Elend ihrer Arbeiter aufnehmen wird, die den Verwaltungsrat in seiner Mehrheit einer Beilegung des Streiks geneigt machen.

Aber an der Spitze des Verwaltungsrats steht ein Mann in der Mitte der Siebziger, John Anthony, der würdige Gegner Roberts'. Er hat die Zinkblechwerke aus kleinen Anfängen zu ihrer jetzigen Höhe gebracht. Es ist die Arbeit seines Lebens, und er fühlt sich damit eng verwachsen. Er wurzelt fest in seiner Weltanschauung, die der Roberts' diametral entgegengesetzt ist. Klar und unzweideutig vertritt er den Herrenstandpunkt, hart und einseitig und ohne Furcht:

„Man sagt, die Zeiten seien andere geworden. Wenn dem so ist, ich bin derselbe geblieben. Und ich werde es bleiben. Man hat gesagt, daß Arbeiter und Unternehmer gleich seien. Phrase! Nur einer kann Herr im Hause sein. Wo zwei Männer zusammen sind, wird der Bessere herrschen. Es ist gesagt worden, daß Kapital und Arbeit die gleichen Interessen hätten. Phrase! Ihre Interessen gehen so weit auseinander wie die Pole. Es ist gesagt worden, daß der Verwaltungsrat nur ein Teil einer Maschine sei. Phrase! Wir sind die Maschine. Wir sind ihr Gehirn und ihre Muskeln. An uns ist es, zu leiten und zu bestimmen, was zu tun ist und dies zu tun ohne Furcht und ohne Rücksicht. Furcht vor den Arbeitern! Furcht vor den Aktionären! Furcht vor unserem eigenen Schatten! Ehe ich so werde, hoffe ich zu sterben.... Es gibt nur einen Weg, den Arbeitern gegenüberzutreten — mit eiserner Hand. Diese Halbheit im geschäftlichen Leben, die Halbheit und Schwächlichkeit dieser Generation hat alles dies verschuldet.... Diese weinbürgerliche Sentimentalität, oder Sozialismus, oder wie Sie es nennen wollen, ist faul. Herren sind Herren und Arbeiter sind Arbeiter. Bewillige ihnen eine Forderung, und sie stellen sechs neue. Wäre ich an ihrer Stelle, ich täte dasselbe. Aber ich bin nicht an ihrer Stelle....“

Und so spielt sich der Kampf eigentlich zwischen diesen beiden starren und starken Vertretern zweier Weltanschauungen ab. Bis die Lage eine so kritische geworden, daß beide Seiten ihre den Konflikt bis zur äußersten Konsequenz treibenden Wortführer über Bord werfen und die Vorschläge des Gewerkschaftsdelegierten annehmen.

Harneß. ... und die beiden besten Männer gebrochen.

Tench (Sekretär der Kompanie). Und wissen Sie, Herr, diese Bedingungen, es sind dieselben, die wir, Sie und ich, zusammen ausgearbeitet und beiden Seiten unterbreitet haben, ehe der Kampf begann. Alles dieses, alles dieses — und wofür?

Harneß. Das ist eben der Humor davon!

Das ganze Drama spielt sich im Laufe eines Tages ab. Aber in den si drängenden Ereignissen dieses Tages, in den Sitzungen des Verwaltungsrats w in den Versammlungen der streikenden Arbeiter, in den behaglichen Räumen de Geschäftsführers, dessen Frau die Tochter John Anthonys ist, wie in der kahlen von allem entblößten Wohnung Roberts, in welcher Roberts junge, zarte Fra durch Hunger und Kälte entkräftet, einem alten Herzleiden erliegt: überall ist d Schilderung gleich gegenständlich, voller Leben und Kraft. Mit schneidendem Hohn werden die Mitglieder des Verwaltungsrats in ihrer inneren Haltlosigkeit, ihre Verlogenheit und Feigheit gezeichnet. Die erschütternden Gestalten der hungernde und frierenden Frauen, von denen keine trotz aller Leiden zu einem faulen Friede rät, und unter denen die kraftvolle Madge Thomas in ihrem ungebrochenen Tr und der Herbheit ihres proletarischen Empfindens plastisch hervortritt neben d sanfteren, rührenden Gestalt Annie Roberts, die voller Stolz auf ihren rauhe charaktervollen Gatten, ohne ein Wort der Klage stirbt, sind ohne alle falsche Se timentalität, voll individuellen Lebens.

Eine Gestalt voll köstlicher Ironie ist Simon Harneß, der Typus des klare selbstbewußten, mit einem Blicke die Situation überschauenden und niemals sei Geistesgegenwart verlierenden englischen Gewerkschaftsbeamten, der Freund u Feind mit der gleichen kühlen Ruhe entgegentritt — die Verkörperung leide schaftsloser Sachlichkeit gegenüber dem Heißsporn Roberts mit seiner überschä menden Leidenschaft und starken Subjektivität.

Anthony. Wenn die Leute nachgeben, wollen wir sehen, was sich für s tun läßt.

Harneß (ironisch). Das klingt sehr aristokratisch, sehr von oben herab. J glaubte, diesem Tone wären wir entwachsen.

Anthony. Es ist der Ton, in welchem die Leute reden. Bleibt abzuwarte wer es länger aushält — sie ohne uns oder wir ohne sie.

Harneß. Es nimmt mich wunder, daß Sie als Geschäftsleute sich dieser Kraf vergeudung nicht schämen, meine Herren. Sie wissen doch, wie es enden wird.

Anthony. Und wie?

Harneß. Mit einem Kompromiß, wie immer.

Scantlebury. Können Sie die Leute nicht überzeugen, daß ihre Interess mit den unseren zusammengehen?

Harneß. Ich könnte sie davon überzeugen, wenn dies tatsächlich der Fall wär

Wilder. Ach, Harneß, Sie sind ein gescheiter Kopf. Sie glauben gar nicht a all den sozialistischen Schwindel, der heutzutage geschwatzt wird. Es ist ja g kein Gegensatz zwischen Ihren Interessen und den unseren.

Harneß. Ich möchte Ihnen nur eine einzige kleine Frage stellen. Werd Sie Ihren Arbeitern auch nur einen einzigen Pfennig mehr zahlen, als die Sie zu tun zwingen?

Wanklin. Ich habe in meiner Einfalt immer geglaubt, daß es das Abc d geschäftlichen Lebens sei, nicht mehr zu zahlen als notwendig.

Harneß. Ja, Herr, das scheint auch wirklich das Abc des Geschäftslebens z sein. Und eben dieses Abc steht zwischen Ihrem Interesse und dem der Arbeit

* * *

So klipp und klar die Frage hier gestellt wird, so wird der Konflikt in all Schärfe vor uns aufgerollt, ohne Beschönigung, ohne störende, die scharfen Ko turen verwischende Zwischenfälle, ernst und düster, ein Kulturbild voller Kr und Größe. Und wenn der französische Autor mit seinen Sympathien ganz u gar auf seiten der Bourgeoisie steht, sich mit deren Ideengang völlig identifizi und keine rechte Fühlung findet mit den Kämpfen und der Ideenwelt der A beiterklasse, so ist es unzweideutig das kämpfende Proletariat, dem die Sy pathien des englischen Poeten gehören. Aber nie und nirgends macht sich eine a

ingliche Tendenz geltend. Es sind die Tatsachen, die sprechen. Es sind die Menen, in welchen dies Aufeinanderplatzen zweier Weltanschauungen gewissermaßen eisch und Blut angenommen hat, die mit eindringlichem Ernste die Morgenmmerung einer neuen Zeit künden. Und diese Menschen sind so lebendig geaut, so virtuos wiedergegeben, daß man trotz aller persönlichen Stellungnahme ht anders kann, als ihnen mit dem lebhaftesten Interesse folgen.

Kann es eine kernigere Natur geben als diesen greisen John Anthony? Man nn ihn hassen, ihn mit allen Mitteln bekämpfen, aber man muß ihn achten. d er ist eine tragische Gestalt so gut wie es David Roberts ist. Ja vielleicht noch hr. Denn Roberts muß es zwar erleben, daß die Waffen, mit denen er den mpf geführt, seinen Händen entwunden werden. Aber der Kampf selbst lebt t, wenn auch die Formen wechseln, und der Sieg ist sicher — es ist nur eine age der Zeit. Anthony aber sieht sein Lebenswerk in Stücke gehen. Er sieht n Boden wanken und eine neue Zeit hereinbrechen, die über ihn und seineseichen hinwegschreitet.

Bücherschau.

tto Bauer, **Geschichte Österreichs.** Eine Anleitung zum Studium der österreichischen Geschichte und Politik. Wien 1911, Verlag von Robert Danneberg. 47 Seiten. Preis 60 Heller.

Im vorigen Feuilletonheft mußten wir eine ablehnende Stellung zu den chtbildervorträgen einnehmen, die die Zentralstelle für das Bildungswesen der utschen Sozialdemokratie in Österreich herausgibt, und wir müssen leider gehen, daß der neueste dieser Vorträge, der die Revolution von 1848 behandelt, sere Bedenken noch ganz wesentlich verstärkt hat. Was da geleistet wird, sollte der Tat nicht unter sozialdemokratischer Flagge segeln.

Um so größere Freude macht es uns, ein anderes Unternehmen derselben ntralstelle freudig zu begrüßen, die Sammlung von Unterrichtsanleitungen, von c uns das zweite Heft, die Geschichte Österreichs von Otto Bauer, zur Beechung vorliegt. Das Wirrsal der österreichischen Geschichte auf so wenigen iten in so durchsichtiger, klarer und allgemein verständlicher Weise klarzulegen, s ist eine Leistung, die nicht hoch genug geschätzt werden kann. Das kleine Heft ein Muster solcher Anleitungen zum Geschichtsunterricht für Arbeiter, indem in sorgsamer Abwägung für alle Perioden der österreichischen Geschichte die scheidenden Gesichtspunkte hervorhebt und durch nicht minder sorgsame Aushl der Quellennachweise den Weg zu eingehenderer Kunde bahnt.

Wenngleich Genosse Bauer zunächst für die österreichischen Genossen gerieben hat, so sollte seine wertvolle Arbeit in keiner deutschen Arbeiterbibliothek len. Hängen doch deutsche und österreichische Geschichte aufs nächste zusammen, e die Arbeiterpartei beider Reiche aufs engste miteinander verknüpft sind.

---

¹ Ed. Biermann, **Karl Georg Winkelblech (Karl Marlo).** Sein Leben und sein Werk. Band I: Leben und Wirken bis zum Jahre 1849. Mit Bildnis und Faksimile Winkelblechs. 378 Seiten. Preis 7,80 Mark. — Band II: Die deutsche Handwerker- und Arbeiterbewegung des Jahres 1848. Winkelblechs Leben und Wirken bis zu seinem Tode 1865. Mit Bildnis Winkelblechs. Leipzig 1909, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Nachf. 511 Seiten. Preis 10 Mark.

² Ed. Biermann, **Aus Karl Georg Winkelblechs (Karl Marlos) Nachlaß.** Leipzig 1911, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Nachf. 161 S. Preis 3 Mark.

Die zweite dieser Veröffentlichungen, die eben jetzt erschienen ist, erinnert ²uns an die erste, die schon seit zwei Jahren ihrer Rezension in der „Neuen Zeit" harrt: ein Versäumnis, wegen deren uns ein gerechter Vorwurf trifft. Doch

dürfen wir uns damit trösten, daß unsere sträfliche Bummelei den Verfasser nic geschädigt hat; wenn er sich auf dem Titelblatt der ersten Veröffentlichung ei Privatdozent an der Universität Leipzig nennen durfte, so ist er auf dem Tite blatt der zweiten schon zum außerordentlichen Professor vorgerückt.

Und eine Entschuldigung haben wir am Ende auch für unsere Saumseligkei die berechtigte Abneigung, an tausend Seiten über das Leben eines Mannes z lesen, das sich gut und gern auf zehn Seiten erschöpfend behandeln ließe, soweit sich um eine für die Nachwelt wissenswerte Kunde handelt. Es ist sicherlich ei erfreuliche Erscheinung, daß sich die Söhne großer Industrie- und Handelskapitä dem sozialpolitischen Studium zuzuwenden beginnen, aber dieser Lotos hat, w Schopenhauer zu sagen pflegte, auch seinen Stengel. Denn da diese hoffnung vollen Jünger der Wissenschaft nicht an die Bedürfnisse und Möglichkeiten d Bücherverlags gebunden sind, so schreiben sie, wie der alte Fritz zu sagen pfleg dem Teufel ein Ohr ab und lassen gleich den Riesendampfer eines Lexikonband vom Stapel, wenn es sich um eine Gedankenfrucht handelt, die der leichte Ka eines Revueaufsatzes auch getragen hätte, ohne zu kentern.

Jedoch was Herr Biermann in dieser Hinsicht leistet, übertrifft noch weit d Leistungen Hammachers oder Sombarts. Winkelblech war Lehrer der Chemie a der höheren Gewerbeschule in Kassel, der mit einer für seine Zeit ganz achtbar Einsicht die ausbeuterischen Tendenzen des Kapitalismus bekämpfte, aber ihn nicht anders zu begegnen wußte, als mit einer ein wenig modernisierten Wied belebung der christlich-germanischen Zunftverfassung. Die Theorie Winkelble ist ein völlig wurzelloses Durcheinander von Gedanken oder sogenannten G danken, die er teils aus mittelalterlichem Moder, teils aus englischen Ökonom wie Malthus, teils aus französischen Sozialisten, wie Fourier und Louis Bla zusammengesucht hat, um sie auf ein veredeltes Kurfürstentum Hessen als „Z kunftsstaat" zu visieren. Winkelblechs praktische Tätigkeit aber erschöpfte sich dar daß er in den Revolutionsjahren die reaktionär-zünftlerische Handwerkerbewegu förderte, und zwar namentlich dadurch, daß er den Klassenkampf zwischen Meiste und Gesellen zu vertuschen suchte, wobei er eine gewisse Gewandtheit entwicke die Gesellen übers Ohr zu hauen. Vielleicht wurde er dadurch ermutigt, sich a eine Arbeiterversammlung zu wagen, aber es geschah einmal und nicht wied Stefan Born führte den Weltbeglückungsplänen des Kasseler Denkers einen s grausamen Tanz auf, daß Winkelblech für immer auf eine agitatorische Täti keit verzichtete.

Über diesen Mann nun hat Herr Biermann bereits drei Bände heraus geben, und einen vierten kündigt er noch an, worin erst eine „zusammenhänge Darstellung der Nationalökonomie und Sozialphilosophie Winkelblechs" gege werden soll. Wann dieser Band erscheinen wird, wagt Herr Biermann noch ni zu bestimmen; wenn er damit meinen sollte, daß die Leser an den bisheri Bänden einstweilen genug hätten, so kann man ihm nur zustimmen. Und a sie wären völlig ungenießbar, wenn Herr Biermann für die Langeweile, die u sein Winkelblech bereitet, nicht in seiner achtbaren Person einen gewissen Er böte. Er gehörte früher zu den ärgsten Sozialistentötern, wobei er jedoch tr Erfahrungen mit den Leipziger Genossen machen mußte. Seien es nun diese E fahrungen oder andere Rücksichten — genug, Herr Biermann urteilt jetzt wo wollender über den Sozialismus, versteht sich, soweit ein waschechter Patriot darf. Kaum hat er eine Ansicht geäußert, die die Hühneraugen einer hohen Ob keit empfindlich zu berühren geeignet ist, als er ängstlich über die Schultern zur blickt und eine Schutzgarde von Professoren herbeiwinkt, um zu zeigen, daß nichts gesagt hat, als was einem Professor in Amt und Würden zu sagen e laubt ist.

So meint er, das Jahr 1848 sei doch nicht so dumm gewesen, als man frü wohl angenommen habe; den bahnbrechenden Arbeiten der Professoren Max Le

nd Erich Marks sei es gelungen, eine günstigere Auffassung des „tollen Jahres" ı begründen. Immerhin genügen die beiden Schwurzeugen Herrn Biermann och nicht, und er peitscht nun das „tolle Jahr" tot, indem er ein geschlagenes albtausend Seiten lang Seite für Seite diesen törichten Ausdruck wiederholt. in andermal lobt Herr Biermann das Buch von Engels über die Lage der eng-ischen Arbeiterklasse als „eine geniale Konzeption", aber sofort müssen drei Pro-essoren vorrücken, um ihn zu decken: Hildebrand, Held und Treitschke, „dem doch ahrlich keine Sympathie mit dem modernen Kommunismus nachgesagt werden nn". Das genügt aber auch wieder nicht; an einer anderen Stelle kommt Engels n so schlechter fort. Nach Herrn Biermann ist der Professor Georg Adler der eister der sozialen Geschichtschreibung. Danach kommt Bernstein, mit dem es so la la steht. Dann folgt meine Wenigkeit, die nur mit großer Vorsicht zu nießen ist, aber doch noch einen richtigeren historischen Blick als der arme ngels hat.

Solche Scherze beleben ein wenig die bleierne Öde, die über dem Werke des errn Biermann lastet, aber auf die Dauer werden sie freilich auch salzlos, und an endet die Lektüre mit aufrichtigem Bedauern über eine Masse verlorener Zeit.

---

ugust L. Mayer, **El Greco.** München 1911, Delphinverlag. 50 Abbildungen.

Keine Frage hat so viel Erregung in die neuere Kunstforschung gebracht wie s Grecoproblem. Theotokopulos el Greco, ein Meister der Malerei, der mit Tinto-tto und Velasquez wetteifert, vielleicht der größte Klassiker der spanischen Gegen-formation, wird erst in unseren Tagen entdeckt — dreihundert Jahre nach seiner üte.

Die Entdeckung erregt das leidenschaftlichste Interesse nicht nur bei den Histo-ern, sondern auch beim Publikum und zumal bei den schaffenden Künstlern. aum ist er entdeckt, so wird er zur Formel für die Bestrebungen der jüngsten unst; Zuloaga gab das erste Beispiel der Nacheiferung, aber seither wird Greco on viel weniger wörtlich, viel weitherziger verstanden. Die Entdeckung Grecos kein Zufall. Das Werk des Künstlers war immer da und konnte in Toledo und adrid gesehen werden. Es mußte gesehen werden, als man ihn brauchte. Die ntdeckung Grecos ist so wenig ein Zufall, wie die Resultate der Entdeckungs-hrten des sechzehnten Jahrhunderts Zufälle waren. Es ist eine Zeitnotwendigkeit. e bürgerliche Kunst der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts kannte r eine relativ enge Orientierung: den ästhetischen Kultus des Endlichen. Man eb — seit Courbet, der trotz der stofflich-sozialistischen Tendenz seiner Kunst ne sehr bürgerliche Kunstform hatte — wesentlich Phänomenologie. Man war nz naturwissenschaftlich. Die Analyse der Erscheinung bis ins letzte der sinnlich grenzten Welt hinein — aber beileibe nicht um ein Haar breit weiter — war es. Die Seele des Künstlers war geradezu auf eine optische Sensation reduziert. ese Sensation war die äußerste Konsequenz des bürgerlichen Lebens. Dies Leben t nichts an universalen Steigerungen. Es reizte höchstens zum Aperçu. Und es ang jeden bürgerlichen Geist, der sich selbst achtete, zu einem extremen Sub-tivismus. Die Welt war für die Kunst nun das, was sie für die momentanste, ferenzierteste, subjektiveste Erregbarkeit einer individuellen Netzhaut bedeutete.

Gegen diesen naturwissenschaftlichen und nervösen, in der Öde bürgerlichen seins zu einer hypertrophischen Reizbarkeit getriebenen Rationalismus setzt in seren Tagen eine Reaktion ein. Sie kann nur synthetisch werden, nur Irratio-les wollen, nur Ruhe verlangen. Hier stellt sich Greco als Vermittler ein. Er hält noch die nötige Sensibilität, die ihn der neuropathischen Empfindungs-nheit der bürgerlichen Künstler zugänglich macht, und zugleich das Zusammen-schlossene, von dem sie die Erlösung erwarten. Diese Bewegung begann, un-hängig von Greco, schon mit Marées, Cézanne, Gogh, Hodler. Da ist mehr als änomenologie, mehr als illusionistischer Naturalismus. Da ist mehr als Wissen-

schaftlichkeit. Die Bewegung setzt sich mit Franzosen wie Matisse fort; sie trei als Reaktionsbewegung direkt einen instinktiven Kultus des im Sinne des Il sionismus Unrichtigen und beruft sich dabei gern auf Greco. Man will jetzt me als eine Sensation des Auges. Man will eine ganz universale Erschütterung, ei neue, den ganzen Menschen erfüllende Vitalität. Was Impression gewesen w wird jetzt Expression: das rezeptive Verhältnis zur Welt wird nun produktiv u die Kunst wird aus einem Reflexaggregat eine Dichtung. Dichtung führt imm übers Endliche der Erscheinung hinaus und ins Metaphysische — wenn sie auch g keine positive metaphysische Lösung der Lebensrätsel anerkennt. Es handelt sich h um Stimmung, um Gefühl, nicht um Theologie: es handelt sich um Kunst. U nicht der Theologe Greco, nicht der Historiker der Inquisition interessiert Gegenwart, sondern der starke Künstlerdrang nach einer mehr als sinnli begrenzten Gewalt der Form und der Farbe.

Dies etwa ist die Bedeutung Grecos. Wir erhalten soeben eine Grecomo graphie; sie ist die Arbeit eines sehr gediegenen Grecokenners. Leider gibt u Mayer aber gar nichts von einer Orientierung im sozialästhetischen Sinne. versuchte hier, die Möglichkeit einer solchen Behandlung anzudeuten. Greco wi uns von Mayer rein in einer — allerdings in gutem Sinne — philologischen We nähergebracht: wir lernen Lebensumstände, Werke, Stilentwicklung kennen. D ist gewiß sehr dankenswert. Aber es bedeutet doch wohl nur die Vorarbeit zu ein synthetischen Grecomonographie, die zeigen müßte, wie Greco sozial bedingt und wie vielleicht das, was man etwas bequem Grecomode taufte, nichts ist eine bürgerlich gefaßte Vorahnung des synthetischen Kunststils der Zukunf gesellschaft, einer Gesellschaft, die selber synthetisch sein wird. Hausenste

---

Parceval Gibbon, **Was Vrouw Grobelaar erzählt.** Aus dem Englischen üb setzt von Marie Franzos. Frankfurt a. M., Verlag der Literarischen Ans Rütten & Löning. 249 Seiten.

Vrouw Grobelaar ist eine wackere Burenfrau, die eine sehr ausgedehnte Far besitzt, dort Kinder und Enkel in großer Zahl um sich vereinigt hat und sie mit bunt Erzählungen aus dem Leben auf einsamen Farmen, wie sie es von ihrer Kindh bis ins Alter beobachtet und geteilt hat, abwechselnd erschaudern und lachen ma

Aus diesen kleinen Erzählungen tritt uns die Eigenart des ländlichen Bur volkes lebendig entgegen, und sie wird uns vollkommen verständlich, wenn die zählerin uns daran erinnert, wie die Vorfahren dieses Volkes einst wilden Kaffe stämmen den Boden ihrer Heimat entrissen und sie zu Sklaven gemacht haben. Söhne der Überwinder, die noch heute von Sklavenarbeit leben und sich schnell reichern, sind keinen Augenblick sicher vor der Tücke, den Meutereien und grausamen Racheakten der Unterworfenen. Dieser Zustand fordert von ihnen ihren Frauen Mut, Geistesgegenwart und Brutalität, Eigenschaften, die ihnen her in erster Reihe als Tugenden gelten neben zähem Fleiß, Schlauheit im Verk mit dem Feinde und einer gewissen primitiven Ehrlichkeit im Handel und Wan mit den Weißen.

Sehr anschaulich zeigt uns der Dichter die Gefühls- und Denkungsweise, sich unter solchen Verhältnissen herausbilden mußte. Die weite Entfernung einzelnen Farmen voneinander bei völligem Mangel aller Kommunikationsmi mit Ausnahme von Pferden und Ochsen, das höchst eintönige, aber ungebund verantwortungslose und zum größten Teil auf der Herrschaft der physischen walt beruhende Leben ließ die Abkömmlinge eines hochzivilisierten Volkes in ei Zustand der Barbarei zurückfallen, der sich nicht nur durch Grausamkeiten, son auch durch den rohesten Aberglauben bekundet, welcher mit der Bibelgläubig eine seltsame Vereinigung bildet und sich von der Barbarei solcher Volksstäm die sich direkt aus dem Zustand der ursprünglichen Wildheit erhoben haben, d nicht viel mehr als den mächtig entwickelten Rassenhochmut unterscheidet.

Die mit wenigen charakteristischen Zügen sehr sympathisch geschilderte Frau obelaar selbst rühmt sich der Abstammung aus besonders edlem und reinem hol= dischen Blute. Daß sie weder lesen noch schreiben kann, das tut ihrer Vornehm= t durchaus keinen Abbruch. Ihre jüngeren Volksgenossen haben diese Künste hl erlernt und bedürfen ihrer auch, um die Bibel zu lesen und um eilige Nach= hten an ihre Nachbarn zu senden, wenn diese zu Schutz und Trutz zusammen= ufen werden sollen. Vrouw Grobelaar ist eine sehr gutherzige Frau, die keiner icke und auch keinem Pavian und keinem Kaffer was zuleide tun könnte, aber sucht solche Schwäche nicht nur vor anderen, sondern auch vor sich selbst zu ver= gen. Ist es doch ihr Stolz, eine rechte Burenfrau zu sein, und als solche ist sie rzeugt, daß Kaffern so wenig wie Affen Menschen seien, und daß es sich zu= len nicht umgehen lasse, dem einen oder anderen von ihnen einen Denkzettel zu en oder den Garaus zu machen. Sie weiß auch, daß man alle Kraft daran setzen ß, der Stärkere zu bleiben, und sich darin nicht durch Gewissenszweifel beirren en darf, denn der Sieger kennt kein Erbarmen.

Das Buch bietet ohne Zweifel manche Belehrung über Lebensverhältnisse, die st noch selten mit gleicher Anschaulichkeit geschildert worden sind, und künstle= hen Genuß, wenn auch manche der kurzen Erzählungen nicht unbedeutende An= derungen an die Nervenkraft des Lesers stellen. Therese Schlesinger.

---

rl Petersson, **Sonnenblicke,** Verse. Hamburg, Auer & Co. Preis 2 Mark.

Der proletarische Nachwuchs hat uns in den letzten Jahren manches Talent henkt, dessen Dichtungen wohl verdiente Beachtung fanden. Nicht nur durch n Inhalt fesseln die hier und da in Parteiblättern veröffentlichten Strophen er jugendlichen Arbeiterdichter, sondern auch die Form schien die alten Fesseln ngen und sich in neue Gewänder kleiden zu wollen.

Auch Karl Petersson gehört zu diesen Poeten, auf die man von Jahr zu Jahr ner mehr aufmerksam wurde. Nun liegt ein erstes Versbuch von ihm vor, das den Titel „Sonnenblicke" getauft ist. Dieser Titel und das den Gedichten vor= estellte Bild — eine Reproduktion nach Steinlens „Das gute Jahr" — sind doppelten Sinne symbolisch für den Inhalt des Buches, denn der Dichter weist nicht nur die Sonnenblicke, die in sein persönliches Leben fallen, sondern er t uns auch diejenigen, die das Dasein seiner Kampfgenossen durchleuchten. Petersson ist ein Kind des Hamburger Landes, dessen reiche Eigenart sich in ganzes Wesen gegossen hat. Das tut sich auch in seinen Gedichten kund, aus n eine starke Heimatliebe und ein zäher, niederdeutscher Willen zur Besser= altung aller proletarischer Lebensverhältnisse sprechen. Aber nur dort, wo der hter seine Klassengenossen zum Kampf anfeuern will, findet er Worte flammen= Zornes. In der Hauptsache spricht sich in seinen Gedichten jene stille Art freu= n Erlebens aus, die jeder Stunde ein Fünklein Sonne abzulauschen versteht. se sonnige Lebensfreudigkeit verklärt dem Dichter die Nöte seines Alltags, folgt in die dumpfe Enge der Werkstatt, gießt ihren Glanz über sein proletarisches n und sein Familienleben. Seine Art und seine Lebensauffassung, wie sie sich en Gedichten dokumentieren, sind dazu angetan, die proletarische Gefühls= und pfindungswelt zu veredeln und zu vertiefen. Denn nirgends trennen sich die e wahrer Volkskunst und schwülstiger Modedichtung unverkennbar als dort, eine tiefinnerlich schürfende Persönlichkeit starke und doch schlichte Worte findet.

Der künstlerische Wert der Peterssonschen Dichtungen dürfte in der ungewollten ichtheit der Strophen zu suchen sein. Nirgends ist dem Worte des Reimes oder Versbaues halber Zwang angetan. Die Form ist nicht vernachlässigt, aber doch wenig beiseite geschoben. Das erhöht den Reiz des Ursprünglichen an diesen tungen, in denen eine reiche Musik mitklingt, wie man sie im Wellenspiel eines ses oder im Rauschen eines Röhrichtes zu hören meint. Bei den reinen Natur=

schilderungen gewinnt dieser Wohlklang die Oberhand. Niemals jedoch hat der In-
halt darunter zu leiden. Und auf diesen Inhalt kommt es dem Dichter am meisten an,
denn seine Lieder sind ihm mehr als eine Lebensbeichte. Wie er sich in ihnen selb
Mut zu neuem Daseinskampf zugesungen hat, so sollen auch andere aus ihne
Nutzen und Stärke ziehen:

Möge es euch nun auch gelingen,
in die Herzen derer zu dringen,
die im Kampf mit des Lebens Not
ringen um das tägliche Brot,
daß auch sie voll Zuversicht
recken ihre Stirnen ins Licht,
und mit neubeseeltem Vertrauen
hoffnungsfroh in die Zukunft schauen!

Die Zeit der sozialen Elendsmalerei in der Kunst ist vorüber. Peterssons Ge-
dichte sind uns ein neuer Beweis dafür. Das Bewußtsein der Stärke, der Wille
zur Macht, das Verlangen nach Lebensfreude sprechen sich immer deutlicher un
immer lauter im proletarischen Volkstum aus. Schon hat die nach großzügiger Bi-
dung hungernde Masse sich von den Bildungs- und Kunstdarbietungen des Bürge-
tums emanzipiert und diese Bestrebungen in die eigene Hand genommen. Und s
hat gut daran getan, denn aus ihren eigenen Reihen sind ihr Männer und Fraue
erstanden, die dem künstlerische Form und Inhalt zu geben wissen, was an Kun-
sehnsucht in den im Klassenkampf ringenden Arbeiterschichten lebt. Karl Peterssc
ist einer von ihnen; seine „Sonnenblicke“ haben den Beweis dafür erbracht. L.

Cervantes, **Don Quichotte.** Nach der Tieckschen Übertragung herausgegeben v
Alexander Benzion. Mit 15 Bildern nach Kupfern von Chodowiec
Straßburg i. E., Verlag von Josef Springer. 638 Seiten. Preis Pappba
3 Mark, Halblederband 4,50 Mark.

Der berühmteste Roman der Weltliteratur teilt mit Klopstocks Versen d
Schicksal, sehr gepriesen, aber wenig gelesen zu werden. Das ist auch durchaus e
klärlich. Bekanntlich hat Cervantes mit seinem Roman nur eine Satire auf die
jener Zeit grassierende Mode alberner Ritterromane schreiben wollen. Wenn a
diese Satire den ersten großen Erfolg des Buches entschieden haben mag, so hän
sie ihr heute und schon seit lange nur noch als ein schweres Bleigewicht an. Den
nur der versteht sie zu würdigen, wer die spanischen Ritterromane aus den Tag
des Cervantes kennt, und eine wie verschwindend geringe Zahl von Spezi
forschern ist das!

Ein Versuch, „Leben und Taten des scharfsinnigen Junkers Don Quicho
de la Mancha“ als Roman aus der satirischen Hülle zu schälen, den unsterblich
Kern des Werkes aus seiner halb vermoderten Schale zu lösen, scheint uns d
halb durchaus berechtigt zu sein. Im ganzen und großen ist Herr Benzion d
mit dem nötigen Geschmack und Takt verfahren, und es könnte nur fraglich e
scheinen, ob er statt der Tieckschen nicht besser die Kellersche oder Zollersche Übe
setzung gewählt hätte. In der Übersetzung Tiecks machen sich die Marotten et
fühlbar, die die romantische Schule in das Werk des Cervantes trug, indessen h
sie vor allem den Don Quichotte in Deutschland heimisch gemacht, und dieser G
sichtspunkt spricht auch mit.

Eine angenehme Zugabe sind die Bilder nach Kupfern Chodowieckis, wie d
die Verlagshandlung das Buch vortrefflich ausgestattet und einen verhältnismä
wohlfeilen Preis angesetzt hat.

Für die Redaktion des Feuilletons verantwortlich: Franz Mehring, Steglitz.



and Nr. 13 Ausgegeben am 29. Dezember 1911 30. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Von starken Bettlern.

↗ Berlin, 21. Dezember 1911.

Als sich im Jahre 1852 die englische Bourgeoispresse, teils aus Klassen-inkt, teils auch getäuscht durch die Lügen der preußischen Polizei, in mähungen über die deutschen Kommunisten erging, schrieb Ferdinand iligrath an Karl Marx: „Als ob die Esel ihre „bürgerliche Freiheit" t auch den sturdy beggars (den starken Bettlern) des siebzehnten und zehnten Jahrhunderts zu verdanken hätten." Man wird unwillkürlich dies treffende Wort erinnert, wenn man heute die freisinnige Presse in ähligen Wahlartikeln gegen die Arbeiterpartei donnern hört, als sei ch diese die bürgerliche Freiheit gefährdet.

Das Elend der deutschen Geschichte, im Vergleich zu der englischen und nzösischen Geschichte, wurzelt gerade darin, daß die deutsche Bourgeoisie mals die Courage gehabt hat, sich nicht etwa selbst die bürgerliche Frei-t zu erobern — denn das hat die englische und die französische Bour-isie auch nie fertig gebracht —, sondern sich von den sturdy beggars bürgerliche Freiheit erobern zu lassen. Es waren nicht Bourgeois-ger, sondern Arbeiterfäuste, die am 18. März 1848 die Berliner Barri-en errichteten und die preußischen Garderegimenter aus der Hauptstadt rieben. Ihnen und ihnen allein hatte die Bourgeoisie zu verdanken, sie das Steuerruder des Staates ergreifen konnte, und obgleich die urgeoisie vom ersten Augenblick an Verrat auf Verrat gegen das Prole-at spann, waren es wiederum die Arbeiter Berlins, die sich bereit er-ten, den drohenden Staatsstreich mit der Kraft ihrer Arme abzuwehren, die Bourgeoisie durch die feige Erfindung des „passiven Widerstandes" itelte.

Ganz ähnlich ging es dann in den preußischen Konfliktsjahren, wo der rgeoisie zehnmal mehr daran lag, die Arbeiter zu nasführen, als die ht des König- und Junkertums zu brechen. Aus Angst vor den Ar-

beitern gab sie das allgemeine Wahlrecht preis, das, wenn anders Prei
ein „Rechtsstaat“ sein soll, damals wie heute noch gültiges Gesetz ist,
lieber nahm sie demütig die Fußtritte Bismarcks hin, ehe sie die Hand
Arbeiterklasse ergriff, die sich ihr bereitwillig entgegenstreckte. Die
maligen Arbeiter verlangten zunächst gar nichts mehr, als die Erlau
der Bourgeoisie, für die „bürgerliche Freiheit“ zu kämpfen. Erst als sie
kannte, daß die Fortschrittspartei in diesem Kampfe vollständig vers
nur um die Arbeiter nicht als ebenbürtige Bundesgenossen anerkenne
müssen, taten sie sich als eigene Partei auf, die zunächst auch nichts and
verfolgte, als die Erkämpfung bürgerlicher Rechte. An diesem histori
Tatbestand ist schlechterdings nichts zu drehen und zu deuteln; die Mär
seligen Eugen Richter, daß die Spaltung der bürgerlichen Opposition d
die Etablierung einer selbständigen Arbeiterpartei den Sieg Bismarcks
des Junkertums entschieden habe, ist eben eine Mär. Die Schuld an
Siege des Junkertums fällt „ganz und voll“, um dies greuliche Sch
wort der fortschrittlichen Beredsamkeit ausnahmsweise einmal zu
brauchen, auf die Schultern der Bourgeoisie.

Neuerdings haben nun aber einige gescheitere Leute, als der selige E
war, diese historische Schuld in milderem Lichte darstellen wollen. Herr
mann Oncken hat durch Abdruck von Protokollen des Nationalverein
einer wissenschaftlichen Zeitschrift darzulegen versucht, daß diese Bourg
körperschaft, die ein einiges Deutschland unter preußischer Führung erstr
nur in „sehr bedingter“ Weise den „Vorwurf“ verdiene, die Interesse
Arbeiterklasse mißachtet zu haben. Was er aber beweist, ist nichts al
längst bekannte Tatsache, daß der Nationalverein, der die Arbeiter absic
aus seinen Reihen ausschloß, indem er sich weigerte, die monatliche R
zahlung der Mitgliederbeiträge zuzulassen, im Jahre 1862 ganze
Gulden, etwa 3600 Mark, opferte, um zwölf deutsche Arbeiter auf die
doner Weltausstellung zu senden. Ausgewählt wurden diese Arbeiter
ein spezifisches Unternehmerorgan, den „Arbeitgeber“ in Frankfurt a
Es ist richtig, daß manche dieser Arbeiter in London ihren Tag von Da
kus fanden, aber das war nicht das Verdienst des Nationalvereins, so
sein Kummer.

Außer diesem dürftigen Almosen, das die vollen Geldsäcke des Nati
vereins mit prahlerischer Gebärde vor aller Welt der Arbeiterklasse zuw
teilt Herr Oncken als urkundlichen Beweis für seine Behauptung noc
Protokoll einer Sitzung mit, die der Ausschuß des Nationalvereins a
1. Februar 1863 gehalten hat. Darin wurde die Unterstützung einer
beiterzeitung“ beschlossen, die der Geschäftsführer des Vereins, der Kob
Rechtsanwalt Streit, bereits seit Beginn des Jahres herausgab, und f
wurde beschlossen, daß die Arbeiterbewegung vom Nationalverein zwar
direkt und offiziell, wohl aber mittelbar durch seine Mitglieder und L
im Interesse gesunder, mit der nationalen Bewegung in harmonischem
sammenhang bleibender Entwicklung zu fördern sei. Dieses Prot
worin die Bennigsen, Miquel, Schulze-Delitzsch und ähnliche Größen

sheit über die Arbeiterfrage zum besten gaben, ist allerdings recht inter-
it und ein ganz wertvoller Beitrag zur Geschichte der damaligen Zeit,
im Sinne des Herrn Oncken würde es nur etwas beweisen, wenn es
1. Februar 1860 oder 1861 oder etwa noch 1862 abgefaßt worden wäre.
1. Februar 1863 hatte es nur noch den Sinn und den Zweck, die Bestre-
gen des Leipziger Zentralkomitees lahmzulegen, das seit dem Herbste
2 die Einberufung eines Arbeiterkongresses betrieb und sich gerade da-
s an Lassalle wandte, dessen Offenes Antwortschreiben vom 1. März 1863
ert ist. Das von Oncken veröffentlichte Protokoll gewährt also nur einen
dankenswerten Einblick in die hinterhaltigen Machenschaften des Na-
alvereins, der sich — bis auf jenes Almosen — mehr als drei Jahre lang
chterdings nicht um die Beschwerden der Arbeiterklasse gekümmert hatte,
erst als er merkte, daß den Arbeitern nachgerade der Geduldsfaden riß,
er beginnenden Bewegung noch schnell einen Knüppel zwischen die
ne zu werfen versuchte. Man kann heute noch in der Wochenschrift Streits
n, in wie gehässiger Weise sie das Leipziger Zentralkomitee und Lassalles
enes Antwortschreiben traktierte.

In einer anderen Weise versucht Klein-Hattingen in seiner „Geschichte
Liberalismus“ die Bourgeoisie zu entlasten. Dieser liberale Historiker
vor Jahren ein in mancher Beziehung recht lesbares Werk über Bis-
rck herausgegeben; auf Anregung des Herrn Naumann hat er sich dann
eine Geschichte des Liberalismus gewagt, die ihm nicht so gut gelungen
trotz aller Reklame, die Herr Naumann dafür macht. Klein-Hattingen,
leider noch in rüstigem Alter gleich nach Vollendung des zweiten und
en Bandes gestorben ist, hat es sich ein wenig zu bequem gemacht, in-
er nirgends auf die tieferen Wurzeln der historischen Entwicklung
ückging, sondern den Liberalismus nur nach dessen oberflächlichen Er-
inungen registrierte. Immerhin aber war er ein ehrlicher und ent-
edener Liberaler, der — zum großen Kummer des Herrn Naumann —
Nationalliberalismus nur als reaktionäre Spielart behandelte, was
n freilich nicht nur seine Stärke, sondern auch seine Schwäche bekundete.
n welche nationalliberale Sünde könnte man heute aufrufen, ohne daß
der von Klein-Hattingen gefeierte Freisinn nicht mit einem Hier! zu
den hätte.

Die vernichtenden Urteile dieses Historikers über den Nationallibera-
nus sind in den letzten Tagen denn auch von unseren Parteiblättern
rt worden, um die Fortschrittliche Volkspartei zu beschämen, die Arm
Arm mit der nationalliberalen Partei den Wahlkampf führt. Uns kommt
ier jedoch auf Klein-Hattingens Urteil über die Stellung des Libera-
nus zur Sozialdemokratie an. Er ist ehrlich genug, anzuerkennen, daß
Fortschrittspartei in den Tagen des preußischen Konflikts der Arbeiter-
e die politische Ebenbürtigkeit nicht zugestanden habe, aber er meint,
sei ein nebensächliches Versäumnis gewesen. Der Liberalismus habe
Arbeitermassen nicht durch seine Fehler, nicht durch seine „Greisenhaftig-
, sondern durch das elementargewaltige Vordringen des Marxismus

verloren, durch die unbedingte Verneinung der liberalen Staatsverfass die die marxistischen Agitatoren in der Arbeiterwelt herbeigeführt hät „Nur dann, wenn die Fortschrittspartei sich selbst verloren hätte, wenn sozialistisch geworden wäre, hätte sie die Arbeitermassen nicht verloren. „Doktrinarismus“ gegenüber dem Sozialismus hat den Liberalismus dem Sich-selbst-verlieren, vor dem Untergang bewahrt.“

Es liegt auf der Hand, daß hier die Streitfrage völlig verschoben Kein vernünftiger Mensch hat je behauptet, daß sich ein ewiger F zwischen Bourgeoisie und Proletariat herstellen ließe; um was es sich a handelt, ist die Frage, ob und inwieweit diese beiden Klassen, die gemein auf dem Boden der modernen Gesellschaft stehen, gemeinsam käm können gegenüber den Gewalten historisch rückständiger Gesellschaft stände. In dieser Frage hat die Bourgeoisie wieder und wieder versagt den Tagen von 1848 und versagt sie auch in den gegenwärtigen Wah Während die deutsche Arbeiterklasse nicht nur ihre besonderen Klassenin essen, sondern auch die Forderungen der „bürgerlichen Freiheit“ stets rücksichtsloseste vertreten hat und vertritt, hat die Bourgeoisie eine d Forderungen nach der anderen preisgegeben. Ihr „doktrinäres“ Gesch über den Sozialismus soll ihr von Herzen gern gegönnt sein; weder Spar-Agnes noch die Strampel-Annie des von Klein-Hattingen aten bewunderten Eugen Richter hat der Sozialdemokratie auch nur ein gekrümmt. Aber was dem Liberalismus den Untergang beschert hat, ist sein Verrat an der „bürgerlichen Freiheit“ gewesen, die zu erobern historischer Beruf war.

Freiligrath hat schon recht: solange es eine Geschichte gibt, ist „bürgerliche Freiheit“ den sturdy beggars zu verdanken gewesen. Unterschied ist nur der, daß sie in Deutschland den Kampf für die „bür liche Freiheit“ nicht nur gegen König- und Junkertum, sondern auch g die Bourgeoisie zu führen haben. Deshalb ist der Sieg um so schwerer z ringen, aber dafür wird er auch um so gründlicher sein.

Ehrlichen Liberalen ist gegenüber der sinnlos-verräterischen Taktik freisinnig-fortschrittlichen Parteileitung nur der eine Weg gewiesen, fü sozialdemokratischen Kandidaten zu stimmen; auf anderem Wege ist „bürgerliche Freiheit“ in Deutschland nicht zu erringen.

Konsumenten und Produzenten.

Von **K. Kautsky.**

In der modernen handelspolitischen Literatur kehrt immer wieder Scheidung der Gesellschaft in Konsumenten und Produzenten wieder, wären das zwei Klassen, in die die Gesellschaft zerfällt. Der Freihandel gefordert im Interesse der Konsumenten. Der Schutzzoll in dem der duzenten. Unwillkürlich liegt dabei der Gedanke nahe, daß das Produzen interesse das höhere ist. Die Konsumenten, das sind die Leute, die essen

…en, die Produzenten sind jene, die im Schweiße ihres Angesichtes sich …ühen.

Verschlemmen soll nicht der faule Bauch,
Was fleißige Hände erwarben.

…Man mag die Überlegenheit des Produzenteninteresses auch wissenschaft… …r fassen und sagen: wir können nur konsumieren, was produziert …en ist. Das Gedeihen der Gesellschaft hängt vom Gedeihen der Pro… …ion ab, das Interesse der Produzenten ist also das Interesse der Ge… …haft. Im Produzenteninteresse liegen aber hohe Preise: je mehr die …se steigen, desto besser gedeiht die Gesellschaft.

…Das klingt ganz marxistisch. Sagt doch Marx in seinem berühmten Vor… … zur „Kritik der politischen Ökonomie“: „Die Produktionsweise des …riellen Lebens bedingt den sozialen, politischen und geistigen Lebens… …eß überhaupt.“

…Max Schippel, der es mitunter liebt, sich als der wahre Marxist zu …irden, verwirft denn auch mit Entschiedenheit den „reinen Kon… …entenstandpunkt“, weil „in der Produktionssphäre die entscheidenden …rfel über die Gegenwart wie über die Zukunft des Proletariats fallen“ …undzüge der Handelspolitik, S. 338).

…Schon in Stuttgart, 1898, erklärte er als Referent über die Handels… …tik:

…Das Endziel, die höhere Entwicklung der Industrie, ist uns alles. Das bißchen …sbewegung und Preiserhöhung kann für uns nichts bedeuten. Nicht als Kon… …nten haben die Arbeiter darüber (über den Schutzzoll) zu urteilen, sondern … Teilnehmer an dem heutigen Produktionsorganismus (Protokoll des Stutt… …er Parteitags, S. 179).

…Man schämt sich ordentlich, ein so schlechter Marxist zu sein und in einer …erungsdebatte gegen das „bißchen Preiserhöhung“ vom Konsumenten… …dpunkt aus zu Felde zu ziehen!

…Zum Glück hat Marx bloß von der gesellschaftlichen Übermacht der Pro… …tionsweise und nicht von der des Produzenteninteresses gesprochen. …des ist aber keineswegs dasselbe. Im Interesse des einzelnen Produ… …en liegt es sicher, möglichst hohe Preise für seine Produkte zu erzielen. …r es ist ein Unsinn, zu glauben, das Gedeihen der Produktion hänge …on ab, daß allgemein hohe Preise herrschen.

…Was heißt denn produzieren? Nichts anderes als *produktiv kon*…*nieren*. Man vergesse nicht, daß es zwei Arten Konsum gibt: den …önlichen — Verbrauch von Nahrung, Kleidung und dergleichen — und … produktiven — Verbrauch von Werkzeugen, Rohmaterialien und der… …chen. Jeder Produzent ist Konsument, nicht bloß außer der Arbeit, …dern auch während der Arbeit. Hohe Preise bedeuten für ihn nicht bloß … Preise der Produkte, die er verkauft, sondern auch hohe Preise der …dukte, die er genießt und verarbeitet. Ebensoviel wie er auf der einen …te als Produzent durch hohe Preise gewinnt, verliert er auf der anderen, …t bloß als Konsument im engeren Sinne, sondern auch als Produzent.

…Von einem Schutzzoll, der die Preise aller Waren gleichmäßig erhöht, … man dasselbe sagen, was Marx von jener Auffassung sagt, die den …rwert aus einem Aufschlag der Kapitalisten auf den Wert erklärt.

Wenn jeder Kapitalist diesen Aufschlag beim Verkauf seiner Ware vo nimmt, kann keiner gewinnen. Die Preise steigen, nicht aber der Wert u Mehrwert, den die einzelnen Kapitalisten einsacken.

Zu dem Glauben, ein allgemeines Steigen aller Warenpreise förde die Gesamtheit der Produzenten, kann man nur kommen, wenn man ni marxistisch den gesamten Produktionsprozeß verfolgt, sondern vulgä ökonomisch aus einer alltäglichen Einzelbeobachtung Schlüsse auf die G samtheit zieht. Weil der einzelne Produzent um so besser daran ist, je hö der Preis für seine eigenen Produkte, soll er auch besser daran sein, we alle anderen Produzenten, auch die seiner Produktions- und Konsumtion mittel, die Preise für ihre Produkte erhöhen!

Verlieren tun sie dabei freilich nichts. Jedoch nur dann, wenn die Ve teuerung eine allgemeine ist. Der Schutzzoll schneidet aber den Markt zwei Hälften: in den inneren Markt und den äußeren, den Weltmarkt. J den inneren erhöht er, wenn er gleichmäßig wirkt, alle Preise ohne jed Vorteil für die Produzenten. Aber er vermag nicht die Preise auf d Weltmarkt zu erhöhen. Auf diesem beschränkt der Schutzzoll für die Pr duzenten ihre Konkurrenzfähigkeit, weil die Produktionsmittel, die sie k sumieren, zu teuer sind. Das „Konsumenteninteresse" mit seinem Absch vor dem „bißchen Preiserhöhung" schlägt hier um in ein starkes Prod zenteninteresse, und das Produzenteninteresse, das den Schutzzoll sch wird zu einer Schranke der Produktion.

Das gilt freilich nur dort, wo der Schutzzoll gleichmäßig alle Ware preise in die Höhe treibt. Das muß aber nicht notwendigerweise sei Folge sein.

Die Schutzzöllner der alten Schule forderten in der Regel nur den Sch der Industrie. Die Landwirtschaft blieb vielfach ungeschü Deren Preise erhoben sich also nicht über den Weltmarktpreis, sondern n die der Industrieprodukte. Der Konsum der industriellen Produzenten fuhr keine Verteuerung, weder der persönliche Konsum (an Nahrun mitteln) noch der produktive (an Rohstoffen), soweit er durch die Landwi schaft befriedigt wurde. Unter solchen Umständen gewannen wohl die dustriellen Produzenten, aber auf Kosten anderer Produzenten, der La wirte. Der angebliche Gegensatz zwischen Konsumenten und Produzen entpuppt sich hier, wo ein wirklicher Vorteil einer Produzentenschicht tage tritt, als der Gegensatz zweier Klassen von Produzenten

Dasselbe wäre der Fall dort, wo die Industrie ungeschützt bliebe u nur die Landwirtschaft geschützt würde, nur wäre das Verhältnis hier u kehrt: die Produzenten der Landwirtschaft gewännen auf Kosten der J dustriellen.

Ein derartiger reiner Schutz der Landwirtschaft bei völligem Freihan für die Industie hat wohl bisher kaum irgendwo bestanden. Aber eine A näherung an diesen Zustand tritt dort ein, wo mäßige Industriezölle hohen Agrarzöllen Hand in Hand gehen.

Auch im Deutschen Reiche betrugen 1910 zum Beispiel die Zölle auf G treide 28 Prozent des Wertes der Ware, dagegen auf Eisenwaren du schnittlich 13 Prozent, auf Baumwollwaren 17 Prozent.

In jedem Lande bleibt ein Teil der eingeführten Waren zollfrei. 1 waren von den im Deutschen Reiche eingeführten Nahrungs- und Gen

tteln nur 9 Prozent (nach dem Werte gemessen) zollfrei, von Fabrikaten gegen 44 Prozent.

Man kann also sehr wohl sagen, daß bei dem heutigen Zollsystem in utschland wenigstens ein Teil der Industrie durch den Agrarschutz benachteiligt ist.

Aber freilich, es ginge zu weit, wollte man die Gegnerschaft gegen das tsche Schutzzollsystem bloß aus dem Gegensatz zwischen den Produzenteninteressen in der Industrie und denen in der Landwirtschaft erklären. r sehen, daß die Zahl der Industriellen, die sich dabei wohl fühlen, eine r erhebliche ist. Und doch sollte man meinen, daß die meisten unter en als Konsumenten landwirtschaftlicher Produkte durch den agrarischen llschutz zum mindesten ebensoviel verlieren, wie sie durch den industriellen llschutz als Produzenten gewinnen. Wie ist es nun möglich, daß landrtschaftliche und industrielle Produzenten gleichzeitig durch eine Erhung der Preise auf allen Gebieten begünstigt werden?

Ein Gewinn dieser Art wird nur dann begreiflich, wenn es eine Bevkerungsschicht gibt, die auf dem Markte bloß Waren kauft, ohne Waren verkaufen. Eine solche Schicht hat das größte Interesse daran, daß die aren so billig als möglich sind. Andererseits werden jene Warenverkäufer, dieser Schicht ihre Waren verkaufen, einen um so größeren Gewinn erlen, je höher die Preise. Denn die Käufer können sich dafür nicht durch e Erhöhung der Preise ihrerseits revanchieren.

Der Gegensatz zwischen Konsumenten- und Produzenteninteresse, der, solcher genommen, unsinnig ist, erhält also einen Sinn nur dann, wenn n unter den Konsumenten bloß jene Schichten der Bevölkerung bechnet, die auf dem Warenmarkt ausschließlich als Käufer und nicht als rkäufer auftreten.

Es muß eine zahlreiche Bevölkerungsklasse sein, wenn ihre Ausbeutung hohe Gewinne abwirft, daß dadurch die gesamte Klasse der Produzenten en Gewinn in einer Höhe erzielt, der die sonstigen Nachteile eines allmeinen Schutzzolls für sie erheblich überwiegt. Wo finden wir solche Konmenten?

Wenden wir uns um die Beantwortung der Frage an Max Schippel, r vielleicht den klügsten Vertreter der Verteuerungspolitik darstellt, die s proletarisches Produzenteninteresse aufzutreten sucht. Er sagt:

Die Preise, wenn der Arbeiter als Einkäufer seiner Lebensmittel, als „Konment“ auftritt, sind nichts, der „Tausch der Arbeit gegen das Kapital“, der Verf der Arbeitskraft an das produzierende Kapital ist alles. Für diesen Verkauf och ist entscheidend die allgemeine Produktionsverfassung der Gesellschaft.... er wenn so die Entscheidung über den realen Arbeitslohn ... auf dem Gebiet Produktion fällt, warum soll sich ... der Arbeiter dazu hergeben, in erster Reihe den Konsumentenstandpunkt zu fechten?

Gewiß gibt es in der bürgerlichen Gesellschaft breite Bevölkerungsschichten, usende, Zehntausende und Hunderttausende, deren Einkommen auch für längere t nahezu unbeweglich ist, für die somit die Preisbewegung die erste und größte rge bildet: kleine Zinsrentner; Beamte mit festem Gehalt und festbesoldete mtenähnliche Angestellte der Privatbetriebe, wie Direktoren, Techniker, Proisten, Kassierer, Buchführer und höhere Handlungsdiener aller Art; dazu die nen Trödler und Krämer, die oft ihre Aufschläge und damit ihr Einkommen ade dann am wenigsten steigern können, wenn die Großpreise steigen. Das sind

die gegebenen Kerntruppen einer Konsumentenpartei. Hier sind die geborene Wortführer des reinen Konsumentenstandpunktes zu finden. Hier steckt noch an meisten ein wirkliches Lebensinteresse hinter der einzigen Lösung: billig, billi billig! Hier ist das wahre Nest der Nörgler über jeden Preisaufschlag, sei diese auch durch eine Lohnerhöhung der Arbeiter, durch Arbeitszeitverkürzung, durch Ver drängung billigerer Kinderarbeit oder sonstwie zum Nutzen der Produzenten un der Produktion erfolgt (Grundzüge der Handelspolitik, S. 336, 337).

Sehen wir uns die bunte Reihe an, die Schippel als die Kerntruppe des Konsumenteninteresses vorführt.

Mit Ausnahme einiger Direktoren und hoher Beamten sind es über wiegend kleine, sehr kleine Leute. Da sind „kleine Trödler und Krämer als Leute angeführt, deren Einkommen „nahezu unbeweglich“ ist. Warum „Weil sie oft ihr Einkommen gerade dann am wenigsten steigern können wenn die Großpreise steigen.“

Was soll das heißen „oft“? Will Schippel etwa behaupten, daß regel mäßig die Detailpreise langsamer steigen als die des Großhandels? Nu ein Beispiel. In dem Statistical Abstract of the United States für 191 findet man eine Vergleichung des Steigens der Preise von Nahrungs mitteln im Zwischenhandel und Großhandel. Wird der Durchschnitt de Preise von 1890 bis 1899 hier wie dort gleich 100 gesetzt, dann betrugen di Preise von Nahrungsmitteln:

Jahr	Zwischen-handel	Groß-handel	Jahr	Zwischen-handel	Groß-handel
1890 . . .	102,1	112,4	1899 . . .	99,6	98,3
1891 . . .	103,4	115,7	1900 . . .	101,5	104,2
1892 . . .	101,8	103,6	1901 . . .	105,5	105,2
1893 . . .	104,1	110,2	1902 . . .	110,9	111,3
1894 . . .	100,3	99,8	1903 . . .	110,9	107,1
1895 . . .	98,2	94,6	1904 . . .	111,6	108,7
1896 . . .	95,8	83,8	1905 . . .	112,5	112,6
1897 . . .	96,3	87,7	1906 . . .	116,2	117,8
1898 . . .	98,5	94,4	1907 . . .	120,7	—,—

Man sieht: im Zwischenhandel sinken die Preise nicht so tief wie in Großhandel. Von 1902 bis 1903 sinken die Preise des letzteren, nicht die de ersteren. Am Steigen der Preise beteiligt sich aber in der Regel der Zwischen handel ebenso wie der Großhandel, und blieb der Zwischenhandel von 189 bis 1900 hinter dem Steigen zurück, weil seine Preise eben vorher nich so tief gefallen waren, so macht er seitdem die Steigerung des Großhandel energisch mit.

In der Tat, der Zwischenhandel als Verfechter des Konsumentenstand punktes und Schwärmer für billige Preise — oder gar für ein Sinken de Preise —, das ist eine Vorstellung, die schwer ernst zu nehmen ist.

Und nun die festbesoldeten Beamten in öffentlichen und privaten Be trieben. Die sollen sich vom Lohnarbeiter dadurch unterscheiden, daß ihr Lage unabhängig ist von dem Gedeihen der Produktion, das angeblich au hohen Preisen entspringt. Diese Unabhängigkeit soll daher rühren, daß si fest besoldet sind. Aber das macht sie bloß unabhängig von den Schwan kungen rasch vorübergehender Konjunkturen. Der Schutzzoll erhöht abe die Preise dauernd über den Weltmarktpreis, übt eine dauernde Wirkung Wenn nach Schippel der Schutzzoll die Produktion so anfeuert, daß die Lag der Arbeiter dadurch dauernd verbessert wird, kann das nicht ohne Rück

kung auf die Lage der festbesoldeten Beamten bleiben. Die Einkommen „Direktoren, Technikern, Prokuristen, Kassierern, Buchführern und eren Handlungsgehilfen aller Art“ hängen wesentlich davon ab, ob solche ute gesucht werden oder sich im Überfluß anbieten, also vom Stande der oduktion. Und andererseits, wenn die Preise der Lebensmittel dauernd h bleiben, werden sich die Ansprüche und Geldlöhne dieser Art Arbeiter mindesten im gleichen Maße erhöhen wie die der gewöhnlichen Lohneiter. Es ist nicht abzusehen, warum die letzteren gar kein Interesse am nsumentenstandpunkt haben, die ersteren dagegen die gegebenen „Kernppen“ einer Konsumentenpartei sein sollen.

Als „reine Konsumenten“ unter den Beamten bleiben im besten Falle im Staats- und Kommunaldienst angestellten übrig. Die Zahl der Erbstätigen im Kriegs-, Hof-, Staats- und Gemeindedienst beträgt 20 785. Davon gehen ab rund 600 000 gemeine Soldaten, bleiben 000, darunter eine ganz erkleckliche Anzahl keine festangestellten Beten, sondern Lohnarbeiter. Die Zahl der Erwerbstätigen bei Post und enbahnen macht 667 000 aus, darunter auch zahlreiche Lohnarbeiter, die e Beamte sind. Wenn man die Gesamtzahl der „Festangestellten“ im ats- und Gemeindedienst auf 1½ Millionen veranschlagt, wird man h gegriffen haben. Sie machen vielleicht nur eine Million aus.

Zu diesen „reinen Konsumenten“ wären nun noch zu gesellen die einen Zinsrentner“. Von großen spricht Schippel nicht. In der Tat mmen als Leute mit „unbeweglichem Einkommen“ neben jenen, die ers- oder Invalidenrenten beziehen, nur solche „Zinsrentner“ in Becht, die ausschließlich Wertpapiere mit festen Zinsen besitzen — Schuldschreibungen des Staates und der Gemeinden, Pfandbriefe usw. Die itzer von Aktien industrieller Gesellschaften, Banken oder privater Eisennen sind am Gedeihen der Industrie sehr interessiert, also auch an hohen eisen, wenn diese nach Annahme der Schutzzöllner den Produktionsprozeß dern. Damit steigen auch ihre Dividenden. Die Zahl der von eigenem rmögen, von Renten und Pensionen Lebenden wird 1907 auf 2 278 022, gegeben. Nehmen wir an, daß diejenigen unter ihnen, die keine Aktien wechselnden Dividenden besitzen, sondern nur eine feste Rente oder nsion beziehen, rund 2 Millionen ausmachen. Dann würde die Gesamtt der „reinen Konsumenten“ im Deutschen Reiche ganze 3½ Millionen ragen, darunter etwa 3 Millionen höchst dürftige Existenzen, Volksschulrer, Arbeiterinvaliden, verabschiedete kleine Beamte usw. Dagegen chen die Erwerbstätigen in Landwirtschaft, Industrie und Handel an Millionen aus.

Ist es denkbar, daß diese 3½ Millionen — drei Viertel davon äußerst nselige Konsumenten — durch die Preise, die sie für ihren Konsum anen, entscheidend darauf einwirken, ob die Produktion der Produzentenölkerung von 25 Millionen mit Gewinn oder mit Verlust vor sich geht? l die bessere oder schlechtere Existenz dieser 25 Millionen wirklich davon hängen, ob die 3½ Millionen die Produkte, die sie kaufen, um 10 oder Prozent teurer bezahlen? Sollten diese 3½ Millionen wirklich die „Kernppen“ des Kampfes gegen die Schutzzölle abgeben? Sollten die enerchsten Bekämpfer unserer Zollpolitik die Offiziere, hohen Beamten, Geisten, Lehrer, Rentner oder auch die Bankdirektoren, Ingenieure, Trödler

und Krämer stellen? Und endlich, sollten die $3^1/_2$ Millionen Konsumente imstande sein, eine Massenbewegung von solcher Kraft zu entfalten, daß si imstande wäre, als ernsthafter Gegner der 25 Millionen Produzenten au zutreten?

Es ist offenbar, daß die Auffassung der Konsumenten im Schippe schen Sinne die Kraft des Gegensatzes zwischen Konsumenten und Pr duzenten, der in der heutigen Gesellschaft tobt, und den großen Gewin den die Produzenten aus der Schröpfung der Konsumenten durch die Schu zölle ziehen, in keiner Weise erklärt. Die Konsumenten dieser Art könne nur einen Teil der großen Konsumentenarmee bilden, die existieren mu soll der Schutzzoll für die Produzenten von fühlbarem Nutzen sein.

Wo diese Armee aber finden?

Wir haben bereits gesehen, daß der Gewinn der Produzenten aus de Schutzzöllen nur erklärlich wird, wenn es eine ausgedehnte Bevölkerung schicht gibt, die auf dem Markte bloß Waren kauft, ohne Waren zu ve kaufen. Sind Zinsrentner, Pensionäre und festangestellte Beamte d einzigen Warenkäufer dieser Art? Gehören nicht alle Lohnarbeiter daz Bilden die festangestellten Beamten nicht bloß eine besondere Kategor unter ihnen mit einem besonderen Entlohnungssystem, einem für länge Zeit fixierten Lohn?

Die Lohnarbeiter aller Arten, vom Taglöhner bis zum Bankdirekt verkaufen keine Waren auf dem Warenmarkt. Sie haben nur eine einzi Ware zu verkaufen, ihre Arbeitskraft. Die bringen sie aber nicht auf d Warenmarkt. Sie wird auch durch keinen Schutzzoll geschützt. Sind die fe angestellten Beamten reine Konsumenten, dann sind es die übrigen Loh arbeiter nicht minder.

Oder soll wirklich die Fixierung des Lohnes einen so tiefgehenden Unt schied zwischen diese beiden Kategorien der Lohnarbeiter und der An stellten herbeiführen, daß die einen dadurch zu Konsumenten gema werden, die anderen zu Produzenten, die im schroffsten Gegensatz zu ihn stehen? Hätte Schippel recht, dann müßte ein wütender Klassenkam zwischen Lohnarbeitern und Angestellten die Folge sein. Zum Glück merk wir nichts davon.

Die Schippelsche Auffassung beruht offenbar auf folgender Erwägun Wenn die Warenpreise steigen, steigt auch der Lohn der Lohnarbeiter, ni der der Beamten.

Es wurde schon oben darauf hingewiesen, wie es in diesem Punkte m den Beamten steht. Eine vorübergehende Steigerung der Warenpre können sie freilich nicht sofort in eine Lohnerhöhung umsetzen, bei ein dauernden Hochhalten der Preise, wie es der Schutzzoll fördert, können e dagegen mindestens in demselben Ausmaß eine Erhöhung des Preises ih Ware Arbeitskraft erlangen, wie die im Tages- oder Wochenlohn Arbeit den. Die hohen Beamten sind in der Regel diejenigen, die am ersten m Teuerungszulagen bedacht werden. Selbst eine Zivilliste ist nicht für e Ewigkeit festgesetzt, sondern wächst mit steigenden Preisen.

Die Schutzzöllner, die die Lohnarbeiter als Produzenten und Verkäu der Ware Arbeitskraft zu den Warenproduzenten rechnen, vergessen, d die Produktionsbedingungen der Ware Arbeitskraft ganz eigenartige, v denen aller anderen Waren ganz verschiedene sind. Die Arbeitskraft i

nerhalb des kapitalistischen Produktionsprozesses die einzige Ware, die von ren Verkäufern nicht um eines Profits willen produziert wird. Die deren Waren werden produziert, um einen Profit zu erzielen. Wirft der rkaufspreis einer Warenart nicht den Durchschnittsprofit ab, weil zu viel n ihr auf den Markt gebracht wurde, was ihren Preis senkt, so wird ihre roduktion eingeschränkt, bis die Verringerung des Angebots den Preis eder so weit erhöht hat, daß der normale Profit erzielt wird. Steigt dererseits ihr Preis über dies Niveau, dann zieht der erhöhte Gewinn ues Kapital an, die Produktion der Ware wird ausgedehnt, was den reis senkt.

Von alledem ist bei der Produktion der Ware Arbeitskraft nichts zu rken. Man kann diese Produktion in doppeltem Sinne fassen: einmal s tägliche Reproduktion, als Wiederherstellung der im Tage verauchten Arbeitskraft des Individuums. Dann als Reproduktion der eneration, als Ersetzung der absterbenden Individuen durch neue, vie durch Bildung neuer, zusätzlicher, arbeitender Individuen.

Weder die eine noch die andere Art der Reproduktion wird zu Zwecken s Profits betrieben; weder das Essen und Schlafen, noch die Erzeugung d Aufziehung von Kindern zählen zu den profitablen Geschäften. Sie geren zum Lebensprozeß des Arbeiters, sie werden unter allen Umständen llzogen, ohne jede Rücksicht auf Nachfrage und Angebot. Es fällt dem Arites nicht ein, die Reproduktion seiner Arbeitskraft einzustellen, wenn die öhne sinken; er sucht nach wie vor sich selbst und seine Kinder zu ernähren, gut es geht. Er muß dies tun, weil er und seine Kinder leben wollen. arin beruht die Schwäche seiner Position gegenüber dem Käufer seiner beitskraft. Seine Ware ist mit seinem Leben identisch, die anderen Waren gegen stehen in gar keinem Zusammenhang mit dem Leben ihrer Verufer. Ihre Produktion kann aufhören, und ihre Verkäufer können ganz t weiterleben.

Die Lehre vom ehernen Lohngesetz nahm an, die Produktion der Ware beitskraft unterliege denselben Bedingungen wie die jeder anderen Ware. ird zu viel davon produziert, dann sinkt ihr Preis, der Lohn; die Folge eine Verringerung der Produktion von Arbeitskraft; ihre tägliche Reoduktion wird eingeschränkt durch erhöhte Sterblichkeit, die Reproduktion r Generation durch Verringerung der Eheschließungen und Geburten. e Einschränkung der Produktion der Ware Arbeitskraft hebt wieder ren Preis, der Lohn steigt, damit wird ihre Reproduktion gefördert, die erblichkeit geht zurück, Eheschließungen und Geburten mehren sich und der eislauf kehrt zum Ausgangspunkt zurück, um von neuem vor sich zu gehen.

Marx hat diese Anschauung bereits widerlegt. Die Schwankungen des beitslohns hängen vor allem vom Wechsel der Konjunktur ab, der sich i viel kürzeren Zwischenräumen vollzieht als der Wechsel der Generationen. e Krise kommt und senkt den Lohn, längst ehe die in der Zeit der Prorität gezeugten Kinder zur Arbeit reif werden. Andererseits ist die verhrte Sterblichkeit in der Zeit der Krise auch vorwiegend Säuglingssterbkeit. Beim zehnjährigen Zyklus zwischen Prosperität und Krach wird i Depression überwunden, ehe die vermehrte Kindersterblichkeit eine Abhme der Arbeitskräfte und damit ein Steigen des Lohnes herbeiführen unte.

Wir sind hier von der Voraussetzung ausgegangen, die Annahmen, a denen das eherne Lohngesetz beruhe, seien richtig, bloß die Schlußfolgerung falsch, die daraus gezogen wurden. Aber auch diese Voraussetzung stimm nicht. Wohl vermehrt die Prosperität die Zahl der Eheschließungen u Geburten. In der Zeit der Krise nehmen beide ab. Aber mitunter sin gleichzeitig auch die Sterblichkeit, eine auffallende Erscheinung, an der d Rückgang der Geburtenzahl beteiligt ist, da mit der Häufigkeit der G burten auch die Säuglingssterblichkeit zurückgeht, die Hauptursache d hohen Sterblichkeit im Proletariat.

So zählte man im Deutschen Reiche auf 10 000 Einwohner:

Jahr	Eheschließungen	Geborene	Gestorbene	Überschu der Geburt über die Todesfäl
1872	103	411	306	105
1873	100	413	299	114
1874	95	418	284	134
1875	91	423	293	130
1876	85	426	281	146
1877	80	416	280	136
1878	77	405	278	126
1879	75	405	272	133

Der jüngste Wechsel von Prosperität und Krise lieferte folgende Zahle

Jahr	Eheschließungen	Geburten	Gestorbene	Im ersten Lebensjahr Gestorbene (auf 1000 Lebend Geborene)	Übersch der Geburt über d Todesf
1904	80	352	207	196	145
1905	81	340	201	205	132
1906	82	341	192	185	149
1907	81	332	190	176	142
1908	79	330	190	178	140
1909	77	319	181	170	138

Mit der Verminderung der Zahl der Geburten geht also auch eine i Sterbefälle Hand in Hand.

Die Voraussetzungen des ehernen Lohngesetzes stimmen demnach eben-wenig mit der Wirklichkeit überein wie seine Schlußfolgerungen.

Die Reproduktion der Ware Arbeitskraft unterliegt ganz anderen B-dingungen als die Produktion und Reproduktion der übrigen Waren. D gleiche ist der Fall mit der Bestimmung ihres Wertes.

Der Wert einer Ware wird in letzter Linie bestimmt durch die zu ihr Herstellung gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit — wir sehen hier ab v dem Produktionspreis und der Profitrate, die für unsere Frage belang sind. Unter gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen ist dieser Wert techn genau bestimmt.

Anders steht es dagegen mit dem Werte der Ware Arbeitskraft. Er w bestimmt durch den Wert der Lebensmittel (das Wort im weitesten Umf genommen, also nicht bloß Nahrungsmittel), die zur Reproduktion die

are in dem doppelten oben erwähnten Sinne — zur täglichen Reproduktion wie zur Reproduktion der Generation erheischt sind, also in letzter nie durch die für die Produktion dieser Lebensmittel gesellschaftlich notendige Arbeitszeit. Auch diese Arbeitszeit ist unter gegebenen gesellschafthen Bedingungen eine technisch genau bestimmte Größe. Keineswegs ist es aber der Fall mit der Menge und Art der Lebensmittel, die zur Reoduktion der Arbeitskraft erheischt sind.

Man kann wohl berechnen, wie viele Kalorien der Arbeiter bei einer stimmten Arbeit aufwendet und welcher Mengen von Eiweiß, Fett, ohlenhydraten er bedarf, um diesen Kraftverbrauch wieder zu ersetzen. ber mit deren Zufuhr ist noch nicht seine Arbeitskraft wiederhergestellt. iese ist an seine Person gebunden, sie kann nur reproduziert werden, enn er seine Persönlichkeit reproduziert. Darunter ist nicht bloß ein atürlicher Mechanismus zu verstehen, sondern ein gesellschaftliches Wesen, n Produkt der Gesellschaft, das von ihr gesellschaftliche Bedürfnisse und esellschaftliche Pflichten erhält, deren Befriedigung für die Fortdauer iner Persönlichkeit und damit für die Reproduktion seiner Arbeitskraft enso notwendig ist wie die ausreichende Zufuhr von Nahrung.

So hat zum Beispiel die Sitte, Schuhe zu tragen, technisch mit der Reroduktion der Arbeitskraft des Arbeiters nichts zu tun. Im Sommer enigstens mag es noch gesünder sein, barfuß zu gehen als in Stiefeln. ber in einer Gesellschaft, in der alle Welt Stiefel trägt, gelten sie als ein ebensbedürfnis. Der Arbeiter, dessen Entlohnung so gering ist, daß er h keine Beschuhung anzuschaffen vermag, hat die Empfindung, daß sein ohn nicht ausreicht, ihm ein normales Leben zu gewähren, und diese Empndung wird keine subjektive sein, sondern von jedermann geteilt werden, er den Fall kennen lernt. So sagt denn auch Marx:

> Der Umfang sogenannter notwendiger Bedürfnisse wie die Art ihrer Beiedigung, ist selbst ein historisches Produkt und hängt daher großenteils von der ulturstufe des Landes, unter anderem auch wesentlich davon ab, unter welchen edingungen und daher mit welchen Gewohnheiten und Lebensansprüchen die lasse der freien Arbeiter sich gebildet hat. Im Gegensatz zu den anderen Waren ithält die Wertbestimmung der Arbeitskraft also ein historisches und moralisches lement (Das Kapital, 1. Band, 3. Auflage, S. 148).

Dieses Element ist ein überliefertes, gewohnheitsmäßiges, konseratives. Es bewirkt, daß der Wert der Ware Arbeitskraft sich weit hwerer ändert als der der anderen Waren.

Und nicht bloß bei der Wertbestimmung macht sich dies konservative lement geltend, sondern auch bei der Bestimmung des Preises der Arbeitsaft, das heißt der Geldmenge, in der sich ihr Wert realisiert.

Die gewohnheitsmäßigen Bedürfnisse sind wohl ein sehr feststehender, ber kein genau umgrenzter Begriff. Sie sind zahlenmäßig schwer zu fassen. er Geldlohn dagegen ist eine genau bestimmte Größe. Jede seiner Vernderungen tritt sofort meßbar in Erscheinung. Das konservative Element n Lohne, das Streben nach Festhaltung des Lohnes auf einem bestimmten iveau, das beim Reallohn als Bedürfnis, als Streben des Arbeiters aufitt, macht sich beim Geldlohn als bestimmte Forderung geltend.

Natürlich äußert sich der konservative Charakter der Lohnforderungen eim Arbeiter nur nach unten: der herkömmliche Lohn ist die unterste

Grenze, unter die herabzugehen er sich auf das entschiedenste wehrt und d
er mit allen Mitteln, oft den Entbehrungen monatelanger individuelle
oder solidarischer Arbeitslosigkeit zu behaupten sucht. Gegen die Steigerun
des Lohnes nach oben hat der Arbeiter freilich nichts einzuwenden, wol
aber der Unternehmer, der ihn beschäftigt. Gerade weil der Arbeiter si
gegen jede Lohnsenkung aufs äußerste wehrt, sucht der Unternehmer jed
erhebliche Lohnerhöhung größerer Arbeitermassen so lange als mögli
abzuwehren, denn was er einmal bewilligt hat, vermag er nicht so leic
wieder rückgängig zu machen. Es müssen schon gewaltige Änderungen ei
treten, starke und anhaltende Preissteigerungen, die eine erhebliche Senkun
des Reallohns bedeuten, oder eine starke Prosperität, die die Reservearme
der Arbeitslosen einschränkt, die Nachfrage nach Arbeitskräften in die Höh
schnellt oder endlich eine bedeutende Verschiebung in den Machtverhältnisse
namentlich durch den Übergang der Arbeiter vom unorganisierten ins o
ganisierte Stadium oder durch Erweiterung und Verbesserung ihrer g
werkschaftlichen Organisation, soll der Unternehmer zu großen, umfassende
Lohnerhöhungen gedrängt werden.

Das Schwanken der Löhne geht daher in ganz anderer Weise, aber au
in ganz anderem Maße vor sich als das Schwanken der Warenpreise. Die
sind in der Regel in unaufhörlichem Wechsel begriffen, sie schwanken vie
fach von Tag zu Tag, steigen heute, um morgen zu sinken, und ihre B
wegung vollzieht sich ganz geräuschlos unter dem Wirken von Nachfra
und Angebot, automatisch. Die Löhne dagegen haben für längere Zeit d
Tendenz, gleich zu bleiben — das heißt, nicht die Jahreseinnahmen des A
beiters, die vom Grade seiner Beschäftigung abhängen, wohl aber der Loh
für eine bestimmte Beschäftigung innerhalb eines bestimmten Zeitabschnitt
etwa einer Woche. Veränderungen der Löhne treten weit seltener ein a
solche der Warenpreise. Sie vollziehen sich in der Regel nicht geräuschlo
sondern als Kraftproben, die vielfach zu langen und schweren Kämpfe
führen. Und dabei zeigen die Arbeitslöhne weit weniger als die Ware
preise die Tendenz zu großen Sprüngen, sie bewegen sich in der Regel
weit engeren Grenzen als diese.

Das ist eine Beobachtung, die man vom ersten Auftreten einer Klas
von Lohnarbeitern bis heute machen konnte. Thorold Rogers sagt von Englan

Wenn die Lebensmittelpreise steigen, steigen damit nicht auch die Löhne. Sel
unter den günstigsten Verhältnissen für den Arbeiter ist dies nicht der Fall. .
Im Vergleich zu den Verhältnissen vor[1] 1640 sank der Arbeitslohn in der erst
Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts auf den tiefsten Stand, denn der Preis d
Nahrungsmittel stieg, indes der Lohn auf der gleichen Höhe blieb. Im Verhältn
zu den ersten drei Vierteln des achtzehnten Jahrhunderts war der Arbeitslo
wieder sehr tief während des letzten Viertels des achtzehnten und des erst
Viertels des neunzehnten Jahrhunderts, wo ebenfalls die alten Lohnsätze fo
bestanden, während der Weizenpreis in die Höhe ging, denn der Durchschnitt
preis zwischen 1801 und 1810 belief sich auf 96 Schilling 4 Pence oder auf me
als das Doppelte des Preises, der im schlimmsten Jahrzehnt der ersten Hälfte d
siebzehnten Jahrhunderts herrschte (Geschichte der englischen Arbeit, deutsche Au
gabe, 1896, S. 338).

[1] In der deutschen Übersetzung des Werkes steht durch einen Druckfehler „vo
statt „vor", wodurch der Satz seinen Sinn verliert, denn das Jahr 1640 liegt
der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts.

Die Verhältnisse haben sich seitdem vielfach geändert, aber wenn nicht erhebliche Verschiebungen der Machtverhältnisse oder der Konjunktur eintreten, bleiben auch heute noch die Löhne den Warenpreisen gegenüber ein konservativer Faktor. Manchen Kartellen ist es wohl gelungen, die bisherigen Schwankungen der Preise ihrer Waren einzuschränken und sie dauernd hochzuhalten, aber mir ist kein Beispiel von Festsetzung des Preises einer Ware für mehrere Jahre bekannt, die der Fixierung des Arbeitslohnes gleichkäme, wie sie in den Tarifverträgen für eine stets zunehmende Masse von Arbeitern auf drei und selbst auf fünf Jahre hinaus vorgenommen wird.[1] Solche Festsetzungen wären unmöglich und würden durch die Logik der Tatsachen immer wieder durchbrochen, wenn sie nicht in der Natur der Sache eine Stütze fänden.

Der Unterschied zwischen den „Festangestellten", die Schippel als die Träger des „Konsumenteninteresses" betrachtet, und den Lohnarbeitern in Bezug auf die Ständigkeit der Lohnhöhe ist also nicht so groß, wie es auf den ersten Blick erscheint — das heißt freilich nur, soweit es sich um die Höhe des für eine bestimmte Zeitspanne, etwa eine Woche, gezahlten Lohnes handelt, nicht um die Höhe des Jahreseinkommens. In der Stetigkeit der Beschäftigung und des Einkommens sind die Angestellten den anderen Lohnarbeitern vielleicht noch voraus. Aber auch in der Beziehung verwischen sich die Unterschiede zwischen beiden Kategorien immer mehr, wenn die Reservearmee der Angestellten wächst in unheimlichem Maße. Der größeren Stetigkeit ihrer Entlohnung entspricht eine längere Dauer der Arbeitslosigkeit, wenn eine solche eintritt. Das „Reichsarbeitsblatt" verzeichnet als durchschnittliche Dauer der Arbeitslosigkeit 1910 bei Mitgliedern der Fachverbände 16 bis 18 Tage, bei Verbänden der Privatangestellten dagegen 54 bis 59 Tage.

Was Schippel von den Angestellten allein annimmt, gilt für die ganze Arbeiterklasse: ihre Löhne sind schwerer beweglich als die Warenpreise. Große Veränderungen in den Machtverhältnissen, wie sie zum Beispiel der Übergang vom unorganisierten zum organisierten Stadium bedeutet, vermögen wohl erhebliche Sprünge des Lohnes hervorzurufen, die die Veränderungen der Warenpreise überholen oder sich gar in entgegengesetzter Richtung zu ihnen bewegen. Veränderungen der Warenpreise, die nicht von solchen Änderungen der Machtverhältnisse begleitet sind, werden den Geldlohn nur wenig affizieren, denn die Produktion der Ware Arbeitskraft geht unter anderen Bedingungen vor sich als die der anderen Waren, und das Wertgesetz setzt sich bei ihr in anderer Weise durch als bei diesen.

Das Konsumenteninteresse, das ist im Grunde das Interesse der Arbeiterklasse. Das Produzenteninteresse, das ist das Interesse der Kapitalistenklasse. Nicht die dünne Schicht der Angestellten und kleinen Rentner, sondern die große Zahl der Lohnarbeiterschaft neben ihnen, sie bilden die gewaltige Masse der Konsumenten, deren Ausbeutung durch den Schutzzoll sich für den kapitalistischen Produzenten lohnt.

[1] Eben wie vorliegende Ausführungen in Druck gehen sollen, bringt das „Korrespondenzblatt" der Gewerkschaften eine Statistik der deutschen Tarifverträge. Danach gab es 1910 im Deutschen Reiche 33 Tarifverträge, die auf 5 Jahre, 3 sogar, die für länger als 5 Jahre abgeschlossen waren. Bei 973 ist die Geltungsdauer 3 Jahre.

Die Lohnarbeiter samt Angehörigen machten 1907 im Deutschen Reich 32 375 000 Köpfe aus, die Angestellten 3 068 000, die in häuslichen Diensten Stehenden 793 000, die Staatsangestellten und freien Berufe 3 407 000, die Berufslosen 5 175 000, zusammen rund 45 Millionen. Werden unter den 5 Millionen Berufsloser manche sein, die mehr ein Produzenten- als Konsumenteninteresse haben, wie etwa Fabrikanten- oder Agrariersöhne, die studieren, so sind unter den 17 Millionen „Selbständiger" (die Angehörigen immer mitgerechnet), die wir als Vertreter des „Produzenteninteresses" betrachten, sicher noch weit mehr, bei denen tatsächlich das „Konsumenteninteresse" überwiegt, zum Beispiel Heimarbeiter. Die übergroße Mehrheit des deutschen Volkes, fast drei Vierteile, stehen innerhalb des Bereichs des sogenannten Konsumenteninteresses. Nur dadurch, daß die Zahl der Konsumenten, das heißt der Verkäufer von Arbeitskraft, in so hohem Maße die der Produzenten, der Warenverkäufer, überwiegt, erklärt sich der Profit, den die Produzenten aus dem Schutzzoll auch dann ziehen, wenn er ein allseitiger, nicht bloß industrieller, sondern auch agrarischer ist, trotzdem ein solcher ihnen alle Waren verteuert, die sie bei ihrer Produktion selbst verbrauchen. Er ist gleichbedeutend mit einer Herabsetzung des Lohnes – einer Herabsetzung durch die Staatsgewalt, heimtückisch, hinterrücks vollzogen unter dem Vorgeben des Erweisens einer Wohltat. Würde diese Herabsetzung des Lohnes nur die Angestellten treffen, und hätte sich in den dadurch gewonnenen Betrag die ganze Masse der übrigen Bevölkerung zu teilen, so käme so gut wie nichts für die Kapitalisten und Grundbesitzer dabei heraus. Ganz anders, wenn die Lohndrückerei durch den Schutzzoll die gesamte Arbeiterklasse trifft und nur die „Selbständigen" sowie noch etwaige Besitzer industrieller Aktien daraus Vorteil ziehen. Bei mehr als 20 Millionen Arbeitern macht eine allgemeine Lohnherabsetzung etwas aus. Und daß sie der Unternehmer nicht zu erkämpfen braucht, daß der Staat sie für ihn durchsetzt, das macht sie um so schmackhafter. Daher die Begeisterung der Industriellen für ihn, trotz der Agrarzölle. Der Schutzzoll ist in seinem ersten Stadium, als industrieller Erziehungszoll, ein Mittel des Klassenkampfes des Profits gegen die Grundrente. Heute, als allgemeiner agrarischer wie industrieller Zoll, ist er ein Mittel des Klassenkampfes des Profits und der Grundrente gegen den Arbeitslohn.

Wer das bestreiten will, möge gefälligst angeben, aus welcher Quelle die Erhöhung der Profite und Grundrenten fließt, die der heutige Schutzzoll unleugbar mit sich bringt. Gibt es noch eine andere als den Arbeitslohn?

Der Einfluß des Zolltarifs vom Jahre 1902 auf die Lebensmittelpreise in Deutschland.

Von **Spectator.**

Die Teuerung ist eine internationale Erscheinung. Das steht fest. Aber ebenso klar ist es für jeden, der kein Interesse hat, die Tatsachen einfach abzuleugnen, daß der berüchtigte Zolltarif von 1902 die allgemeine Teuerung in Deutschland durchaus verschärft haben muß. Läßt sich aber diese Tatsache auch statistisch feststellen? Man kennt die Schwierigkeit einer vergleichenden Preisstatistik. Die Preiserhebungen werden in den verschie

denen Ländern nach verschiedenen Methoden vorgenommen; die Preise beziehen sich meist auf Artikel verschiedener Qualität, und mit Durchschnittszahlen läßt sich wenig anfangen. Uns scheint es indes, daß man zu einer annähernden Antwort kommen kann, wenn man die Bewegung, die Veränderung der Preise beobachtet. Indem wir nicht den Stand, sondern die Bewegung der Preise untersuchen, können wir nicht nur die Ungenauigkeit der Preisnotierungen in jedem Lande, sondern auch die Verschiedenheit der statistischen Feststellungen in den einzelnen Ländern ignorieren und die Ursachen herausfinden, die diese Bewegung im allgemeinen und in jedem Lande insbesondere beeinflussen. Tritt in irgend einem Lande eine stärkere Preisbewegung ein als auf dem Weltmarkt, so kann man diese Tatsache doch nur auf spezielle Ursachen zurückführen, die in diesem Lande gewirkt haben müssen. Umgekehrt, wenn wir die Wirkung einer Erscheinung untersuchen wollen, so ist es notwendig, nachzuforschen, ob durch sie eine andere Preisbewegung verursacht worden ist als jene, die wir auf dem Weltmarkt konstatieren können.

Auf diese Weise wollen wir den Einfluß des Tarifs von 1902 feststellen. Er trat bekanntlich 1906 in Kraft. Wenn wir die Preise der früheren Jahre mit denen der darauffolgenden vergleichen, so werden wir gewissermaßen den Einfluß feststellen, den der neue Zolltarif auf dem Lebensmittelmarkt in Deutschland gehabt hat. Das Jahr 1905 war in vieler Hinsicht ein anormales Jahr. Wir wählen also das Jahr 1904 zum Ausgangspunkt unserer Vergleichungen.

Nach den „Vierteljahrsheften zur Statistik des Deutschen Reichs“ waren die Durchschnittspreise in den Jahren

		1901 bis 1905	1906 bis 1910	1906 bis 1910 mehr als 1901 bis 1905
Für Roggen:	Berlin	120,8	173,2	52,4
	Odessa	93,0	122,4	29,4
Für Weizen:	Berlin	167,4	208,5	41,1
	London	131,0	150	19,0
Für Hafer:	Berlin	140,6	165,7	25,1
	London	129,4	132,0	2,6

In Berlin sind also die wichtigsten Lebensmittel im Jahrfünft 1906 bis 1910 gegenüber dem Jahrfünft 1901 bis 1905 stärker im Preise gestiegen als auf dem Weltmarkt, und zwar bei Roggen um 23 Mark, bei Weizen um 22 Mark und bei Hafer um 22,5 Mark. Vergleicht man diese Zahlen mit den Zollerhöhungen, so erhält man folgende lehrreiche Tabelle:

	Zoll von 1891	Zoll von 1902	Zollerhöhung	Preisdifferenz zwisch. Berlin und London resp. Odessa
Roggen	35	50	15	23,0
Weizen	35	55	20	22,1
Hafer	20	40	20	22,5

Daraus geht also hervor, daß die Zollerhöhung im Preise ganz zum Ausdruck gekommen ist. Beim Roggen trat eine noch bedeutend stärkere Preiserhöhung ein, was wohl darauf zurückzuführen ist, daß mit der Er-

höhung der Zölle bei gleichzeitiger Beibehaltung des Einfuhrscheinsystem die Roggenausfuhr besonders vorteilhaft und der innere Markt dadur völlig entblößt wurde. Wenn früher der Roggenzoll nicht ganz im Prei zum Ausdruck kam, so ist es jetzt anders geworden. Der Roggen wird s lange ausgeführt, bis der innere Preis den Weltmarktpreis um die vol Höhe des Zolles übersteigt.

Nach amtlichen Berechnungen liefern 78 Kilogramm Roggenmehl 10 Kilo bestes Brot; 65 Kilo Roggenmehl entsprechen einer Ausbeute au 100 Kilo Roggen. Mithin ist 1 Kilogramm Brot gleich 1,20 Kilo Rogge Ein 2 Kilobrot trägt also einen Zoll von 12 Pfennig, wobei 3 Pfenni auf Rechnung des neuen Tarifs zu setzen sind.

Um den Einfluß des Zolltarifs auf die Vieh- und Fleischpreise fes zustellen, vergleichen wir die Viehpreise in Kopenhagen und in Berlin.

Es kosteten in Kopenhagen und in Berlin 100 Kilo Leben gewicht in Mark:

	1910	1909	1908	1907	1906	1910 bis 1906	1904	1906/10 me od. wenig als 190
Kopenhagen, Ochsen .	94,2	89,3	92,7	102,2	101,9	**96,1**	**90,7**	**+ 5,**
Kopenhagen, Kühe . .	59,6	45,6	46,5	66,5	75,9	**58,8**	**65,1**	**— 6,**
Berlin, Rinder . . .	145,0	131,6	139,0	146,6	147,7	**142,0**	**131,5**	**+ 10,**
Kopenhagen, Schweine	108,1	98,5	83,0	92,6	98,4	**96,1**	**75,5**	**+ 20,**
Berlin, Schweine . .	128,0	138,2	116,3	110,3	133,8	**129,3**	**98,0**	**+ 26,**
Kopenhagen, Kälber .	100,2	92,4	97,4	105,8	107,5	**100,7**	**89,4**	**+ 11,**
Berlin, Kälber . . .	187,9	163,3	162,5	162,2	168.5	**168,9**	**144,3**	**+ 24,**

Durchweg ein weit stärkeres Anziehen der Preise in Berlin als in Kope hagen, das keine Agrarzölle kennt. Bei Ochsen trat in Kopenhagen ei Preiserhöhung von 5,4 Mark ein; dagegen sank der Preis der Kühe u 6,3 Mark. Der Rinderpreis in Berlin ist aber um 10,5 Mark pro 100 Kil gramm gestiegen. Der Zoll beträgt hier 8 Mark pro Doppelzentner, w bei einem Durchschnittsgewicht von 6 Doppelzentnern 48 Mark pro Stü ausmacht, gegenüber dem früheren Zoll von 25,5 Mark somit eine E höhung um 22,5 Mark pro Stück oder 3,7 Mark pro Doppelzentner b deutet. Die Preiserhöhung ist also weit über die Zollerhöhung hinau gegangen. . . .

Der Zoll auf Schweine wurde von 5 Mark auf 9 Mark pro 100 Kil gramm hinaufgesetzt; der Preis ist aber in Berlin um fast 6 Mark mehr g stiegen als in Kopenhagen. Der Zoll für Jungvieh ist auf 8 Mark fe gesetzt worden. Ein Durchschnittsgewicht von 3 Doppelzentnern ang nommen, haben wir einen Stückzoll von 24 Mark gegenüber dem frühere Zoll von 5 Mark, was eine Erhöhung um 19 Mark bedeutet. In diese Falle ist die Preiserhöhung nicht so hoch gegangen; immerhin ist der Be liner Preis für Kälber um 68 Mark höher als der Kopenhagener, also etw achtmal soviel, als der Zoll beträgt.

Man sieht daraus, was die berüchtigten „sanitären" Maßnahmen f die Preiserhöhung bedeuten. Sie sind ein viel wirksamerer Schutzzoll a die Zölle selbst.

Noch interessanter ist die Bewegung des Fleischpreises. Na einer Tabelle, die Dr. v. Tyszka in dem Novemberheft der „Conradsch

Jahrbücher" zusammenstellt, betrug die Differenz der Fleischpreise der Jahre 1904 und 1910 in London und in Berlin:

Berlin (Preise pro 50 Kilogramm).

	Differenz in Mark	1904 bis 1910 in Prozent
Ochsenfleisch erster Qualität	13,13	21,51
Ochsenfleisch zweiter Qualität	15,59	29,15
Rindfleisch dritter Qualität	15,45	32,78
Rindfleisch minderer Qualität	17,57	44,88
Durchschnitt der Qualitäten	**15,44**	**30,76**

London (Preise pro 50,8 Kilogramm).

	in Schilling	
Schottisches Rindfleisch erster Qualität	2,70	3,88
Englisches Rindfleisch zweiter Qualität	3,90	7,19
Nordamerikanisches, in England geschlachtetes	6,80	14,05
Amerikanisches gekühltes, erster Qualität	4,20	7,29
Argentinisches gekühltes	1,10	2,04
Durchschnitt der Qualitäten	**3,30**	**6,09**
Schweinefleisch:		
Berlin, allgemeines	16,13	32,32
London, britisches, erster Qualität	15,40	28,74
Kalbfleisch:		
Berlin, erster Qualität	18,80	24,—
London, britisches Kalbfleisch	4,—	5,99

Die absoluten Preisdifferenzen lassen sich hier nicht ganz vergleichen; bei der Betrachtung des prozentuellen Wachstums der Preise seit 1904 tritt der gewaltige Unterschied zwischen London und Berlin sehr deutlich hervor. Rindfleisch steigt in Berlin um 30 Prozent, in London um 6 Prozent; Kalbfleisch in Berlin um 24 Prozent, in London um knapp 6 Prozent. Das Schweinefleisch ist auch in London relativ stark im Preise gestiegen, weil es sich hier um englisches Fleisch handelt. Schweinefleisch wird aber in England im Gegensatz zu Deutschland wenig konsumiert. An seine Stelle tritt das Rind- und Hammelfleisch, welch letzteres im Preise sogar *zurückgegangen* ist, weil hier die Konkurrenz Argentiniens und Australiens sich besonders fühlbar macht. In Berlin ist Hammelfleisch um 7,3 Mark oder um 12,7 Prozent im Preise *gestiegen*, in London dagegen um 3,1 Schilling oder um 5,9 Prozent *gesunken*. Die Londoner Arbeiterbevölkerung hatte also selbst in dem teuren Jahre 1910 noch billigeres Fleisch als 1904, worauf übrigens schon längst der Londoner „Economist" hingewiesen hat.

Auch hier tritt also die Rolle des Zolltarifs klar zutage. Selbst in London ist das englische Fleisch oder in England geschlachtetes Fleisch stark gestiegen; dagegen ist aber das überseeische Fleisch fast durchaus im Preise gesunken. Und das billige Auslandsfleisch hält naturgemäß auch das Ansteigen der Preise von anderen Fleischsorten in engen Grenzen. *Während die billigeren Fleischsorten in Berlin um 45 Prozent und 33 Prozent gestiegen sind*, weil der Fleischverbrauch dieser Sorten bei einer allgemeinen Teuerung naturgemäß zunimmt, ist die *höchste Preissteigerung in London nur 14 Prozent. Das Fleisch für die ärmeren Volksschichten ist also in Berlin*

gewaltig verteuert worden (um ein Drittel bis die Hälfte des Preises von 1904); das Fleisch für die ärmeren Schichten Englands ist selbst 1910 billiger gewesen als 1904.

Um die allgemeine Verteuerung der Lebenshaltung durch den letzten Tarif zu illustrieren, benutzen wir die von Tyszka wiedergegebene Tabelle des englischen Board of Trade über die allgemeine Bewegung der Preise von Fleisch, Speck, Schinken, Butter, Brot und Kartoffeln, verglichen mit den Preisen von 1900, die als 100 gesetzt werden. Danach ergibt sich:

Jahr	Berlin	London	Jahr	Berlin	London
1904	102	105	1908	119	109
1905	109	105	1909	121	109
1906	115	103	1910	119	111
1907	117	106			

In England sind die Preise der wichtigsten Lebensmittel von 105 au 111, oder um rund 6 Prozent, in Berlin dagegen von 102 auf 119, oder un rund 17 Prozent gestiegen.

In Berlin sind also die Lebensmittelpreise bedeutend, um 11 Prozen stärker gestiegen als in London.

Daß diese Angaben des englischen Board of Trade im allgemeine stimmen, geht aus vielen Preiserhebungen der letzten Jahre hervor.

So, um nur zwei Beispiele anzuführen, wollen wir die Preise de Bayerischen Landesamtes und der Kruppschen Konsumanstalt hier wieder geben. Die bayerische Statistik umfaßt die Periode 1881 bis 1910, gib die absoluten und relativen Zahlen im Verhältnis zu den Preisen vo 1881, die gleich 100 angenommen werden. Danach ergibt sich in Prozen der Preise von 1881:

	Weizen	Weizenmehl	Roggen	Roggenmehl	Roggenbrot	Gerste	Hafer	Ochsenfleisch	Kalbfleisch	Schweinefleisch	Kartoffel	Milch	Butter	Schmalz	Eier	Sommerbier	Steinkohle
1904	74,6	85	63	87	93	89	92	129	144	110	102	106,0	107	114	111	100	11
1907	87,9	90	92	100	100	109	127	146	162	122	104	106,0	115	120	119	100	1[illegible]
1908	85,7	95	85	107	107	107	119	146	156	125	93	112,5	118	123	119	100	1[illegible]
1909	91,6	100	80	107	107	94	113	146	160	137	99	112,5	122	130	136	100	1[illegible]
1910	87,1	95	74	100	107	91	106	154	172	142	112	112,5	128	136	126	104	1[illegible]

Das Ansteigen der Preise in den Jahren 1904 bis 1907 ist gerade enorm, eine direkte Folge des neuen Zolltarifs. 1910 stand dann das Br um 15 Prozent, Schweinefleisch um 29 Prozent, Butter um zirka 20 Pr zent usw. höher im Preise als 1904.

Charakteristisch dabei ist, daß die Lebensmittelpreise heuer höher sin zum Teil sogar sehr bedeutend höher als vor 30 Jahren: der ganze For schritt der Kultur ist folglich ausgetilgt.

Der Weizen- und Roggenpreis ist 1900 allerdings etwas niedriger g wesen; aber das Roggenmehl kostete 1910 ebensoviel wie 1881. De technische Fortschritt im Mühlengewerbe kommt als dank der Müllervereinigung nicht dem Konsumente

sondern dem Produzenten zugute. Der Brotpreis stand sogar noch etwas höher als der von 1881.

Daß aber nicht die Bäcker an der Teuerung des Brotes allein schuld sind, beweist die Tatsache, daß in der Kruppschen Konsumanstalt in Essen die Preise fast ebenso hoch gestiegen sind wie die Preise im Kleinhandel.

Auch hier führen wir bloß die Relativzahlen an, die bei Speck, Kartoffeln und Brot in Prozenten der Preise von 1871 und bei Rind- und Kalbfleisch in denen des Jahres 1875 ausgedrückt sind. Danach waren die Preise:

	Rindfleisch	Kalbfleisch	Speck	Kartoffeln	Schwarzbrot
1904	110	130	108	85	80
1907	127	148	119	84	94
1908	124	150	123	89	111
1909	126	156	129	96	111
1910	131	162	134	90	107

Die Preise für Rindfleisch standen also 1907 bis 1910 durchschnittlich um 15 Prozent, für Kalbfleisch um ungefähr 11 Prozent, für Speck um 16,6 Prozent und Schwarzbrot gar um 32 Prozent höher als 1904. Die Preise für 1910 überstiegen hier die von 1904 bei Brot, also noch bedeutender als im Kleinhandel in Bayern, bei Kalbfleisch um 25 Prozent gegenüber ungefähr 20 Prozent im bayerischen Kleinhandel. Dagegen ist der Kartoffelpreis im Kleinhandel stärker angestiegen als der in der Konsumanstalt.

Durch diese wenigen Angaben soll natürlich nicht die Bedeutung der Konsumvereine irgendwie herabgesetzt werden. Wenn sie uns vor Nahrungsmittelfälschung schützen, so haben sie schon viel getan. Wir bestreiten nur, daß sie ein wirksames Mittel sind gegen die Teuerung, wo diese nicht durch den Zwischenhandel künstlich verschärft wird.

Wie dem aber auch sei, zweifellos ist, daß der neue Tarif eine Preissteigerung der Lebensmittel von mindestens 10 bis 15 Prozent, bei Fleisch aber bis 30 Prozent verursacht hat.

Welchen Einfluß der neue Tarif auf die Preise der Industriewaren gehabt hat, läßt sich nicht ohne sehr komplizierte Berechnungen angeben. Dabei fehlen vielfach die Unterlagen für solche Berechnungen. Es kann aber kein Zweifel bestehen, daß er auch hier bedeutend verteuernd gewirkt hat. Man kann sich vorstellen, wie dieser Tarif auf die Lage der übrigen Arbeiter gewirkt hat. Wie er die Lage der Beamten beeinflußt hat, geht aus folgendem hervor.

Das Kaiserliche Statistische Amt hat kürzlich zwei Wirtschaftsrechnungen von Familien höherer Beamten veröffentlicht. Die Wirtschaftsführung der einen Familie umfaßt die Periode von 1899 bis 1910. Es handelt sich um eine junge Familie, die 1898 begründet wurde und sich in rascher Folge durch Geburten vermehrt hat. Es wurden geboren im August 1899 und September 1900 je ein Mädchen, im September 1901 und März 1906 je ein Knabe und im April 1907 wiederum ein Mädchen. Die Familie bestand somit 1904 aus 5 Köpfen, 1907 und 1910 aus 7 Köpfen. 1904 hatten die Kinder ein Alter von rund 5, 4, 3 Jahren erreicht; 1907 war das Alter der Kinder 8, 7, 6, 2 und 1 Jahr und 1901 11, 10, 9, 5 und 4 Jahre. Die Ausgaben für Nahrungs- und Genußmittel stellten sich 1904 auf 1567,8 Mark, 1907 auf 2670 Mark und 1910 auf 2770 Mark. Die Ausgaben dieser

Beamtenfamilie für Nahrungsmittel stiegen also 1907 gegenüber 1904 um 1102 Mark oder um 70 Prozent, 1910 gegenüber 1904 um 1202 Mark oder um 76,6 Prozent an. Berechnet man diese Ausgaben pro Kopf der Familienmitglieder, so erhält man folgende Posten: 1904 (1568 : 5) 313,6 Mark, 1907 (2670 : 7) 381,4 Mark und 1910 (2770 : 7) 396 Mark. Die Ausgaben pro Familienmitglied sind also gestiegen von 1904 bis 1907 um 67,8 Mark oder um 21,3 Prozent, bis 1910 um rund 82 Mark oder um 26 Prozent. Man darf also daraus folgern, daß die Ausgaben für Lebensmittel durch die Teuerung um mindestens 20 Prozent erhöht worden sind. Man sieht auch daraus, wie dadurch die Lage selbst höherer Beamten ungemein erschwert wurde. Ihr Lebensunterhalt verschlingt, falls die Familie sich nur um zwei Kinder vermehrt, fast doppelt so viel wie früher.

Die Arbeiter, Angestellten, Beamten und „kleinen Leute" überhaupt werden also bei den Wahlen dafür sorgen müssen, daß der Tarif von 1902 wiederum rückgängig gemacht wird.

Zur Entwicklungsgeschichte des Separatismus in Österreich.

Von **Paul Umbreit.**

Die Spaltung, die der tschechoslawische Separatismus in die österreichische Gewerkschaftsorganisation und nicht minder in die Parteibewegung hineingetragen hat, hat bereits die Gewerkschaftskongresse, Parteitage, internationalen Gewerkschaftskonferenzen und internationalen Sozialistenkongresse beschäftigt und selbst dem Jenenser Parteitag 1911 blieben einige Reflexe davon nicht erspart. Es erscheint begreiflich, daß mancher Leser, der sich früher mit dem tschechischen Krakeel weniger beschäftigt hat, sich eingehender um die Natur und den Entwicklungsgang dieses jahrelangen Streites unterrichten möchte. Dazu kommt, daß der tschechische Separatismus auch für uns Reichsdeutsche nicht so ganz interesselos ist, als es für manche erscheinen möchte. Zehntausende tschechischer Arbeiter arbeiten in deutschen Werkstätten, Fabriken und Grubengebieten, Tausende sind Mitglieder unserer Gewerkschaften, und wenn diese auch außerstande wären, die Einheit der letzteren zu gefährden, so könnten sie doch so viel Hader und Widerstand stiften, um einer Gewerkschaftsleitung das Leben so sauer als möglich zu machen. Dazu kommt, daß wir noch mehr als mit tschechischnationalen Neigungen zu rechnen haben mit separatistischen Gelüsten reichsdeutscher Polen, die bisher zwar noch nicht gefährlich werden konnten, aber aus dem tschechischen Separatismus unserer Bruderbewegung sicherlich neue Kräfte ziehen. Wir überschätzen diese Gefahr keineswegs, denn bisher sind unsere Gewerkschaftsleitungen mit der polnisch redenden Arbeiterschaft noch leidlich gut ausgekommen. Auch kann uns der Separatismus wenig schrecken; das beweist das Schicksal der lokalistischen Separation von Halberstadt (1892) bis Mannheim (1906). Immerhin kann man aus den Ereignissen in Österreich vieles lernen, um später vor ähnlichen unangenehmen Überraschungen bewahrt zu bleiben.

Wir sind daher dem Österreichischen Metallarbeiterverband zu Danke verpflichtet, daß er in einer reichhaltigen Literatur genaue Aufklärung über die separatistische Bewegung gegeben hat. Vier Bücher jenes Verbandes liegen vor uns, die die weiteste Beachtung auch in der Arbeiterbewegung anderer Länder verdienen.[1]

„Die Revolte des Separatismus" (52 Seiten, 40 Heller) betitelt sich das erste, das die separatistischen Bestrebungen lediglich im Rahmen des Metall-

[1] Sie sind allesamt im Selbstverlag des Verbandes in Wien erschienen.

rbeiterverbands behandelt. Sie führten zur Sprengung der Verbandseinheit und ründung eines „Verbandes tschechischer Metallarbeiter" unter Führung von Rud. ayerle, einem der Redakteure des Verbandes. Allein in Böhmen verlor der österreichische Verband 10 254 Mitglieder. In Mähren suchten sich die Separatisten ebels 70. Geburtstag aus, um den Keil in die alte Organisation hineinutragen. Neuerdings ist der Kampf sogar nach Wien verpflanzt worden, wo Zehnausende von Tschechen Mitglieder der Reichsgewerkschaften sind. Durch Zufall urde der Plan verraten, daß in Wien eine Filiale der Prager separatistischen Geerkschaftskommission errichtet werden solle, die ihr Zerstörungswerk dann mitten n der Hochburg der Gewerkschaften fortsetzen soll.

Im Schlußkapitel wird der Nachweis geführt, daß der tschechische Separatisnus nicht bloß eine gewerkschaftliche, sondern in ebenso hohem Maße eine politische Gefahr sei — woran angesichts der Haltung der Separatisten zu den ürgerlichen Tschechen heute kaum noch ein Genosse in Österreich zweifelt.

Das zweite Buch ist der Tätigkeitsbericht des Verbandes für ie Jahre 1908 bis 1910 (336 S.), von dem die erstgenannte Schrift ein apitel darstellt. In diesem Bericht wird der Nachweis geführt, wie schädlich und emmend der tschechische Separatismus gewirkt hat. Ende 1907 zählte der Verband 3 790 Mitglieder, Ende 1909 nur noch 50 858; seitdem ist eine kleine Steigerung ingetreten. Der Verlust trifft hauptsächlich die Industriegebiete Böhmen, Mähren und Schlesien. In Böhmen gingen 9161, in Mähren 2961, in Schlesien 444 verloren. Der tschechische Verband hat nur 8940 Mitglieder vereinigt. Noch größer als der Mitgliederverlust ist der Schaden durch die nationale Verhetzung der Mitglieder und die Wehrlosmachung der Arbeiter gegenüber dem strafforganisierten Unternehmertum. In Böhmen sank der Durchschnittsverdienst eines Arbeiters in der Gruppe „Metallverarbeitung" von 910,71 Kronen (1908) auf 898,88 Kronen (1909); n der Gruppe „Maschinen und Werkzeuge" betrug 1907 der Durchschnittsverdienst 1259,67 Kronen, 1909 nur noch 1022,04 Kronen. In Mähren fiel von 1908 auf 1909 er Durchschnittsverdienst eines Hüttenarbeiters von 1226,87 Kronen auf 1209,51 Kronen, der eines Maschinenarbeiters von 1080,67 Kronen auf 1069,70 Kronen, während die Metallverarbeitung eine kleine Steigerung von 837,71 auf 852,19 Kronen verzeichnet. Aus Schlesien liegen die bezüglichen Zahlen nicht vor; die der Unfallversicherungsstatistik entnommenen Nachweisungen sind mit denen Mährens vereinigt. Indes klagt der Bericht über die ungünstige Geschäftslage, die die Geverkschaften in die Defensive zwang, während Fabrikdirektoren und höhere Beamte sich als Organisatoren gelber nationalistischer Vereine betätigen, ein korruptes Spitzelsystem züchten und die Arbeiter in ihre Vereine hineinpressen. Unter diesem Gesichtswinkel erscheine die eigenbrödlerische Minierarbeit der tschechischen Separatisten noch verbrecherischer.

Ungünstig ist auch die Finanzkraft des Verbandes beeinflußt. Die Einnahmen gingen von 1908 bis 1910 von 1 410 401 auf 1 169 106 Kronen zurück, ebenso das Verbandsvermögen von 1 140 753 auf 1 115 835 Kronen. Wenn es auch nicht gelungen ist, die Organisation widerstandslos zu machen, so hat sie doch eine erhebliche Schwächung erfahren, von der nur das Unternehmertum den Vorteil hat.

Die systematische Organisation und Aktion des Unternehmertums behandelt ein besonderes Kapitel des Berichtes, das ebenfalls als Sonderabdruck unter dem Titel „Die Organisation der Unternehmer" (40 Seiten, 40 Heller) erschienen ist. Es verdient allgemeines Interesse, da es nicht bloß die Organisation der Metallindustriellen würdigt, sondern die Gesamtorganisation der Unternehmerverbände Österreichs, ihre Zusammensetzung, Ziele und Mittel schildert. Da ist zunächst die Hauptstelle industrieller Arbeitgeberorganisationen, der 42 Verbände mit 3000 meist großindustriellen Betrieben, die 540 000 Arbeiter beschäftigen, angehören. Dann kommt der „Österreichische Arbeitgeberhauptverband", meist mittlere und kleinere Betriebe umfassend, weiter die „Vereinigung der Arbeitgeber Öster-

reichs". Alle diese Organisationen arbeiten nicht bloß gleich den deutschen Unter-nehmerverbänden, nach deren Muster sie gebildet sind, mit Schwarzen Listen, Ar-beitsnachweis- und Kontrollbureaus, Streikentschädigungskassen, Massenaussper-rungen und Terrorismus, sondern haben sich auch international kartelliert, um vereint mit den Arbeitgebern anderer Länder die Gewerkschaften niederzuringen. Bezeichnenderweise hört man im Unternehmerlager nichts von nationalistischem Separatismus. Dafür begünstigt das Unternehmertum die nationalistische Zer-splitterung der Arbeiter soviel in seinen Kräften steht. Und die tschechische Arbeiter-schaft, anstatt aus diesen Vorgängen zu lernen, daß *einheitliche* Organisa-tion die Voraussetzung ihres erfolgreichen Kampfes gegen das Unternehmertum sein muß, unterstützen diese Zersplitterung und lassen sich obendrein von jung-tschechischen Führern unter der Parole „Förderung der tschechischen Industrie und des tschechischen Gewerbefleißes" vor den Wagen ihrer Ausbeuter spannen. Trat doch ein tschechisches Parteiblatt (Právo Lidu) sogar für die Erhaltung der separa-tistischen Organisation der *Brauereien* Böhmens ein mit der Motivierung, daß durch Gründung eines Reichsverbandes der Absatz des böhmischen Bieres in Österreich gehindert und eine *falsche Tendenz* unterstützt werde, die „nur den einzigen Zweck haben könne, *den Kampf zwischen Unternehmern und Arbeitern zu verschärfen*". (Právo Lidu, 10. Juli 1910.)

Den dokumentarisch belegten Nachweis für diese ganze unglückselige Kette von Verirrung und Verwirrung führt das vierte Buch des Metallarbeiterverbandes, das den Titel „*Dokumente des Separatismus*" führt (166 S.). Es ist für diejenigen Genossen, die des Tschechischen nicht mächtig sind, doppelt schwer, wenn nicht unmöglich, sich zuverlässig über die Entwicklungsgeschichte dieses Streites zu unterrichten. Der Österreichische Metallarbeiterverband hat sich daher durch die Herausgabe dieser Dokumente ein internationales Verdienst erworben. Diese Doku-mente bestehen in der Veröffentlichung von Anträgen, Resolutionen, Beschlüssen und Preßstimmen, meist der sozialistisch-tschechischen Presse, in deutscher Über-setzung, geordnet nach dem geschichtlichen Werdegang des ganzen Streites. Wir zweifeln nicht daran, daß diese tschechischen Preßpolemiken, die fast immer unver-kürzt wiedergegeben werden, sinngetreu übersetzt sind, wenngleich sich der Ver-bandsvorstand wegen der „Holprigkeit" der Übersetzung entschuldigt. Vielleicht wäre es doch besser gewesen, der Nachprüfung halber das tschechische Original eben-falls abzudrucken, denn solange den tschechischen Zersplitterern ihre wüste Hetze nicht schwarz auf weiß in ihrer Muttersprache vorgehalten wird, werden sie ständig über „Fälschung" schreien. Dabei haben sie selbst von Anbeginn den Kampf für ihre nationalistische Autonomie mit *Fälschungen* eingeleitet. Zuerst fälschten sie die Resolution des Internationalen *Stuttgarter Kongresses* 1907 über die „Beziehungen zwischen Partei und Gewerkschaften", indem sie in ihrer Presse (Právo Lidu, 1907) jene Stellen unterschlugen, die von der *Notwendigkeit der Einheitlichkeit der Gewerkschaftsorganisation* sprechen. Als dann der Kopenhagener Kongreß (1913) die Stuttgarter Resolution ausdrücklich anerkannte und dahin interpretierte, daß sie die Einheitlichkeit der Gewerkschafts-organisation *in jedem Staate* fordere, erklärte dieselbe Právo Lidu (15. Sep-tember 1910), für die früher der ganze Absatz von der Einheitlichkeit der Gewerk-schaftsorganisation *gar nicht existiert* hatte: Der Kongreß habe jetzt die Stuttgarter Resolution *verschärft*, und diese müsse jetzt richtig die Kopen-hagener Resolution heißen. Durch die Kopenhagener Korrektur sei die Stuttgarter Resolution ein Widerspruch geworden. Die ersten zwei Absätze sprächen über das einheitliche Zusammenwirken von Partei und Gewerkschaften, und der dritte Absatz in seiner geänderten Fassung spreche jetzt von der Einheit der Gewerkschafts-organisation in jedem Staate. Da aber nicht überall die Begriffe Staat und Nation sich decken und manche Staaten mehrere Nationen haben, so sei der Inter-nationale mehr gelegen an der Einheitlichkeit der Gewerkschaftsorganisation als

der Einheit der politischen und gewerkschaftlichen Organisation und an ihrem nträchtigen Vorgehen im Klassenkampf der ganzen Nationen. Die Internationale habe sich so durch den Einfluß der deutschen Genossen gegen die Lebensinteressen der kleineren Nationen estellt. Noch ein solches Urteil und die Internationale höre uf, die Zuflucht der Ausgebeuteten und Unterdrückten zu in — sie werde zum Bollwerk der großen Nationen gegen e kleinen!

Die gleiche Rabulistik und Unehrlichkeit durchzieht alle weiteren Polemiken, ensowohl gegen die Internationale als auch gegen die deutsche Sozialdemokratie terreichs, wobei besonders gesucht wird, den Genossen Adler persönlich zu inken. Der Ton, der hier angeschlagen wird, wird höchstens noch übertroffen rch die Polemik gegen die Wiener Gewerkschaftszentrale und ihre rtreter. In einem Artikel des Právo Lidu vom 10. Oktober 1910 werden die ewerkschaftssekretäre als eine ganz besondere Abart Menschen bechnet, die weder Tschechen noch Deutsche seien, keine politische Überzeugung hätten, alle kulturellen Bande mit der ganzen Welt zerrissen und nur e Verpflichtung hätten, den Wiener Befehlen blind zu gehorchen. Die erwiegende Mehrzahl seien geborene Diener, die von Zeit zu Zeit Zuge bekommen und dafür schweigen und dienen. Aber wenn man nen sage: „Das Spiel werden schließlich doch wir gewinnen, weil eure rmee auseinanderläuft. Und ohne Armee hören Sie auf, Sekretär zu n und müssen dann von ihrer Höhe herabsteigen unter die gewöhnlichen Sterbhen." Dann glotze der Sekretär ganz verdutzt. Das habe ihn gebrochen. Um nen Sekretärposten kommen? Was werde dann aus ihm werden? Er habe ine Kenntnisse, keine Überzeugung, sei auf seinem Platze nur s Ausführer fremden Willens und fremder Befehle. Daher erkläre sich auch die zurechnungsfähige Wut solcher Sekretäre und ihr Streben, mit Schimpfen und chmähen die Partei zu spalten, auf deren Trümmern sie ihre zweifelhafte ekretärsexistenz festzustützen hoffen. (Právo Lidu, 10. Oktober 1910.)

Wahrlich, das Gefühl der Klassenkampfgemeinschaft, der Solidarität muß llig geschwunden sein, wo eine solche Sprache der Verhetzung Platz greifen kann. s kann daher nicht mehr befremden, daß dasselbe Blatt nationale Unternehmerganisationen empfahl, um der falschen Tendenz der Verschärfung des Kampfes wischen Unternehmern und Arbeitern entgegenzuwirken. Dabei ist es nicht geieben. Der Proletar veröffentlichte ein Schreiben des separatistischen Sekretärs alousek in Olmütz an tschechische Brauereien, worin er vor dem Zentralverband r Brauereiarbeiter in Wien warnt und um eine Bevorzugung tschechischer rbeiter „im Interesse der tschechischen Arbeiterschaft und der ganzen tscheischen Sache überhaupt" ersucht. Ein bürgerlich-tschechisches Blatt Cas t den Lithographieunternehmern, mit der tschechischen Organisation rieden zu schließen, mit der Begründung: „Auch vom nationalen Standnkt sollten unsere Unternehmer der Arbeiterschaft entgegenkommen, die in der tografiska Beseda vereinigte graphische Arbeiterschaft hat zuerst egen Wien die Selbständigkeit der tschechischen Organitionen verteidigt, zu ihrem Schaden, nur um den tschechischnationalen Standpunkt zu vertreten. Das sollte nicht veressen werden. Wenn der Lohnkampf von Wien aus geführt ürde, ständen die Unternehmer vielleicht noch vor höheren orderungen."

Auch zum organisierten Streikbruch hat der Kampf der Separatisten reits geführt. Im Schneidergewerbe bot der tschechische Verband die Hand zu sem Vorgehen. Nicht minder ist es auch schon zu Boykottbruch gemmen.

Daß der Separatismus auch in politischer Beziehung nicht auf halbe Wege stehen blieb, wird bewiesen durch das mährische Kompromiß, d eine Vereinigung mährischer Reichsratsabgeordneter aller Parteien zur Besorgu bestimmter, speziell Mähren betreffender Angelegenheiten (tschechische Uni versität, Schulgesetz, Wasserstraßen, Bahnen, Posten, Telegraphen, Ko munikationen, Beamtenfragen usw.) darstellt und auf Antrag des Pr fessors Masaryk unter dem Namen „Mährischer Landtag“ geschaffen wurde. D Präsidium dieser Vereinigung gehört der Abgeordnete Tusar (tschechischer Sozi demokrat) an. Über jenes mährische Kompromiß sagte Dr. Stransky, der Füh der mährischen Volkspartei, auf der Landeskonferenz seiner Partei (13. August 191

„Wir können es uns als Erfolg anrechnen, daß es uns gelungen ist, d tschechische Sozialdemokratie von Adler loszureißen. A wir sahen, daß die tschechischen Sozialdemokraten mit den deutschen im Kam sind, konnten wir sie nicht im Stiche lassen, denn es bestand die Gefah, daß in Mähren die Zentralisten die Oberhand gewinnen.“

Eines Kommentars bedarf diese Solidaritätserklärung der bürgerlich Tschechen wohl kaum. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, uns an dieser Ste über die Lösung des österreichisch-tschechischen Konfliktes zu verbreiten. Wahrsche lich sind die Gegensätze bereits derart unüberbrückbar geworden, daß sie au gekämpft werden müssen. Wie und wann aber dieser Streit auch beent werden möge — es muß jedenfalls allen, die ein Interesse daran haben, seine U sachen, Entwicklung und Wirkungen näher kennen zu lernen, willkommen se durch die genannten Schriften des Österreichischen Metallarbeiterverbandes e gehende und aktenmäßig belegte Aufschlüsse über diese Dinge zu erhalten.

Literarische Rundschau.

Wilhelm Bölsche, **Der Mensch der Vorzeit.** Erstes Bändchen: Der Mens in der Tertiärzeit und im Diluvium. Zweites Bändchen: D Mensch der Pfahlbauzeit. Veröffentlichungen der Gesellschaft „Ko mos“. Stuttgart, Franckhsche Verlagsbuchhandlung. Preis pro Bändchen b schiert 1 Mark, gebunden 1,80 Mark.

Wilhelm Bölsches Schriften haben in der deutschen populär-naturwissensch lichen Literatur einen glänzenden Ruf erlangt. Wenige verstehen so anschau und plastisch zu schildern, wenige mit solcher spielenden Sprachgewandtheit spröden Stoff zu meistern und den Leser, ohne daß dieser angestrengt mit arbeiten braucht, in schwierige Wissensgebiete einzuführen. Während sonst a in populär-naturwissenschaftlichen Darstellungen der Leser meist mit mehr o minder langen begrifflichen Erklärungen und allerlei Systematik geplagt w entrollt Bölsche vor seinen Lesern, indem er an irgendwelche bekannten Vorgä anknüpft, in oft künstlerischer, poetischer Fassung eine Reihe beschaulicher Nat und Kulturentwicklungsskizzen, die dem naiven, nicht fachmännisch vorgebilde Leser als realistische Lebenswahrheiten erscheinen und seine Sinne völlig e fangen nehmen.

Es ist deshalb begreiflich, wenn Bölsches Arbeiten die höchste Anerkennu gefunden haben, besonders von Laien, und zwar vornehmlich von solchen, d wohl eine gewisse allgemein-literarische Bildung, aber keine eigentlichen F kenntnisse besitzen. Dagegen findet die Fachkritik, so willig sie auch Bölsches D stellungstalent anerkennt, manches an seinen Schriften auszusetzen. Und m Recht, denn seinen Vorzügen stehen verschiedene Nachteile gegenüber. Ich re dazu nicht, daß seine Schreibweise sich nicht selten in einer gewissen Manierit heit gefällt und seine starke Phantasie mit Vorliebe grelle Farben häuft, d

ht, daß er im wesentlichen sich auf die Darstellung bekannter Forschungsergeb-
se anderer beschränkt und selbst erforschtes Eigenes nicht bietet; denn die
pulär-wissenschaftliche Literatur hat nach meiner Ansicht keineswegs die Auf-
be, vor dem Leser strittige Probleme aufzurollen, die dieser durchaus nicht zu
rteilen vermag. Was ich an Bölsches Arbeiten und vornehmlich an jenen, die
mit dem Entwicklungsgang des primitiven Menschen beschäftigen, auszusetzen
be, liegt auf anderem Gebiet: erstens schaut er alle soziale Lebenstätigkeit des
menschen durch eine stark konvex gekrümmte Kulturbrille, und zweitens greift
in dem Bestreben, möglichst lückenlose Entwicklungsreihen nachzuweisen, öfters
den gewagtesten Konstruktionen und Hypothesen.

Von den meisten Lesern werden freilich diese Fehler gar nicht als Nachteile,
ndern eher als Vorzüge der Bölscheschen Schilderungskunst empfunden. Der
utige Kulturmensch, der nicht durch lange Beschäftigung mit der Vorstellungs-
lt des sogenannten Naturmenschen ethnologisch sehen und denken gelernt hat,
trachtet sich stets als Normalmenschen und überträgt in seinem Urteil über
n Naturmenschen auf diesen unbewußt seine eigenen Vorstellungen und Emp-
ndungen, nur daß er sich den sogenannten „Wilden" einfältiger, sorgloser, roher
rstellt. Mit anderen Worten: der sogenannte „Wilde" gilt ihm als geistig zurück-
bliebener, vereinfachter Kulturmensch. Deshalb wird einem solchen Normal-
enschen auch stets eine Schilderung des primitiven Menschen mehr zusagen, die
ssen Leben unter seinem eigenen kulturellen Gesichtswinkel betrachtet und in
m Lesenden gewissermaßen die Empfindung weckt, daß alles das, was er liest,
gentlich nur eine Variation seiner eigenen Lebensauffassung sei, als eine Dar-
llung, die ihm erklärt, daß der „Wilde" nicht nur aus einem ganz anderen
bens- und Anschauungskomplex heraus anders denkt und folgert, sondern auch
esentlich anders empfindet als der heutige Kulturmensch, weshalb jeder, der die
yche der Wilden verstehen wolle, zunächst mit dem „Wilden" aufs neue sehen
d denken lernen müsse. Und ganz ebenso selbstverständlich ist es, daß ein Autor
enig stolze Befriedigung erweckt, wenn er dem stets nach gesicherten wissenschaft-
hen Entwicklungstatsachen verlangenden Leser immer wieder offen eingesteht,
s und jenes seien nur strittige Hypothesen, und da und dort klafften heute noch
oße, unausfüllbare Lücken in unserem Wissen. Bölsches beschwingte kombi-
atorische Phantasie leitet den Leser dagegen sicher und gewandt über tiefe Ab-
ründe hinweg, meist ohne daß dieser die gähnende Tiefe ahnt.

Charakteristisch ist für Bölsches Darstellungsweise, daß er das erste seiner
bengenannten Hefte über den Menschen der Vorzeit damit beginnt, die Anfänge
enschlicher Kultur aus den Lebensbedürfnissen abzuleiten, die sich zunächst bei
em isolierten Robinson und dann später bei seinem Gefährten Freitag ein-
ellen — genau nach demselben Schema, nach dem einst die liberale Vulgär-
onomie in der total ungeschichtlichen Auffassung, daß die ökonomischen Kate-
orien des heutigen kapitalistischen Wirtschaftslebens uranfängliche Ergebnisse
s ersten menschlichen Zusammenlebens seien, aus dem Leben Robinsons und
ines Freitag die natürliche Entstehung der Lohnarbeit, des Unternehmertums,
s Profits, der Kapitalhäufung usw. zu erklären suchte.

Selbstverständlich gelangt auch entsprechend der heutigen Durchschnittsauf-
ssung der Bölschesche Urmensch nicht durch Häufung der sich ihm aus seinem täg-
chen Leben aufdrängenden einfachsten Erfahrungstatsachen zu seinen technischen
ortschritten, sondern durch „Gehirnkombinationen", wie denn auch
hon der tief unter dem Australneger stehende Urmensch ein philosophischer
rübler ist, der in seiner Einsamkeit über „ernste Fragen des allge-
einen Daseins, über Gott und Welt" nachdenkt. „Schauerlich und
ch auch wieder tröstend", so versichert uns Bölsche (S. 11), „wird diese tiefere
ewußtheit, die den Grundstein aller Religion und aller Philosophie von je ge-
ldet hat, ihn überkommen."

Aber der Urmensch ist nicht nur schon ein Philosoph, der über das „wechs volle Weltgeschehen" und über die „Weltschicksale" nachgrübelt, sondern auch Ethiker, der in seinem Busen bereits die ethischen Gefühle der Vertrag treue und Dankbarkeit (in Wirklichkeit müßte es Anhänglichkeit heiß hegt, und zwar entstehen nach Bölsches Darstellung diese Gefühle nicht etwa aus dem Gemeinschaftsleben, sondern sie sind früher da als dieses, gewissermaß etwas Naturgegebenes, und demnach die „Basis alles menschlichen Genossenschaftsleben

Dazu kommt, wie schon erwähnt, daß Bölsche eine gewisse Vorliebe besi sich möglichst geschlossene Entwicklungsreihen zu konstruieren. Wohl lassen sich den alten Steingerätfunden Westeuropas deutlich verschiedene Typen erkenn und es läßt sich auch mit ziemlicher Sicherheit schließen, daß schon zu der Z als die in Saint-Acheul, Chelles und im Vezeretal gefundenen Steinwerkze entstanden sind, in Westeuropa jene diluviale Menschenrasse existierte, die m als Neandertaler bezeichnet. Doch ob diese Neandertaler eine einheitliche R bildeten, ob sie selbst wieder in verschiedene abweichende Rassen zerfielen, ob u welche dieser Rassen die Verfertiger der verschiedenen Werkzeuge sind, wie n der eine Steingerätetypus sich aus dem anderen entwickelt hat oder beide u gefähr gleichzeitig nebeneinander aus verschiedenen natürlichen Bedingungen h vorgegangen sind: alle diese und manche andere Fragen lassen sich heute noch n mit einiger Bestimmtheit beantworten. Bölsche aber sieht in diesen verschieden Typen nicht nur ohne weiteres den Ausdruck verschiedener technischer Entwicklun phasen der Neandertalmenschen, sondern er weiß uns auch bereits über die sozia Verhältnisse und die Ethik der Neandertaler allerlei mitzuteilen. Aus der T sache, daß 1908 in einer Felsnische im Vezeretal (Südfrankreich) das Ske eines Jünglings der Neandertaler in Schlafstellung gefunden worden ist, anscheinend einst dort von Menschenhand bestattet wurde (bestimmt läßt sich natürlich nicht behaupten, denn der Jüngling kann sich dort auch selbst nied gelegt haben und vom Tode überrascht worden sein), folgert nämlich Bölsche: der Gefundene bestattet worden ist und eine Waffe bei sich liegen hatte, so müß damals schon Totengebräuche bei den Neandertalern bestanden haben. Das a läßt weiter darauf schließen, daß sie auch schon einen Unsterblichkeitsglau hatten, also an das Fortbestehen der Seele glaubten. Sie waren also auch sch „reif für die ganze Folgeentwicklung von Religion und Philosophie", mindest aber verstanden sie, wie Bölsche uns versichert, schon damals so viel davon wie heutigen Australier (S. 51).

Doch weiter: aus der Bestattung läßt sich schließen, daß auch zu Lebzei schon der Gefundene mit Menschen verbunden war, die für ihn sorgten. Es müß also auch schon die Anfänge eines Gemeinschaftslebens vorhanden gewesen s das heißt: ein engeres Verhältnis zwischen Eltern und Kindern bestanden, Menschen in größeren Horden zusammengelebt und „eine gewisse primitive Fo der Ehe" existiert haben, die, wie Bölsche behauptet, nur eine Art Einzelehe wesen sein kann (S. 51).

Sicherlich eine erstaunliche Kombinationsverwegenheit, die behende die tiefs Wissenslücken überbrückt — nur mit exakter Wissenschaft hat sie nichts zu tun

In ähnlicher Weise sucht Bölsche auch zwischen den Neandertalern und Menschen der schweizerischen Pfahlbauzeit allerlei kulturelle Zusammenhänge konstruieren und aus den verschiedenen Stein-, Bronze- und Eisenfunden je Periode schöne Entwicklungsreihen abzuleiten.

Trotz dieser allzu starken Dosis überquellender Phantasie, die in Bölsc Schriften hervortritt, möchte ich den beiden oben angezeigten Bändchen je keineswegs ihren Wert absprechen. Zur Einführung in das Gebiet der Prähisto eignen sie sich wie wenige andere Schriften dieser Art; nur darf der Eingefüh nicht bei dem Gebotenen stehen bleiben, er muß weiter vordringen, beträcht weiter.

Heinrich Cunc

…a Freudenberg, **Die Frau und die Kultur des öffentlichen Lebens.** …Leipzig 1911, C. F. Amelangs Verlag. 332 Seiten.

… Die Literatur zur Frauenbewegung wächst immer mächtiger an und hat es mit …r anderen gemein, daß es Mühe kostet, das wenige Wertvolle, das hervorgebracht …d, aus dem Wust minderwertiger Neuerscheinungen herauszufinden. Was aber …ie Aufgabe auf dem Gebiet der Frauenbewegung ganz besonders erschwert, ist … Tatsache, daß auch ein erheblicher Teil der guten Arbeiten, die hier geleistet …rden, ungewöhnliche Ansprüche an die Geduld des Lesers stellen, so daß die …blizistik über eine Frage, der gewiß kein an der Kulturbewegung Interessierter … eminenteste Bedeutung absprechen kann, viel weniger beachtet wird, als die …eratur zu mancher Sache von viel geringerer Bedeutung. Die Erklärung für die …ngeweile, die viele sachlich wichtigen Schriften über die Frauenfrage ausströmen, … ihren Grund zum Teil darin, daß die Frauenbewegung noch immer gegen die …ernsten Philistervorurteile anzukämpfen hat, zum größeren Teil aber in dem …tum, dem so viele der Autorinnen ausgesetzt sind, daß man keine einzige Schrift …r irgend eine Seite dieser vielverzweigten Materie und natürlich noch weniger …r die Richtlinien der ganzen Bewegung schreiben dürfe, ohne immer wieder alle …gumente gegen die Frauenemanzipation anzuführen und zu widerlegen, die jemals … männliches oder weibliches Spießbürgergehirn zutage gefördert hat.

Man stelle sich nur einmal diese Praxis auf irgend eine andere Materie über…gen vor, und man wird zugeben müssen, daß auf solche Weise die Literatur über …e Reformbewegung ganz unlesbar gemacht werden könnte.

In die Reihe solcher Bücher, die trotz der beachtenswerten Summe von prak…hem Wissen, die darin niedergelegt ist, und trotz vieler klugen Beobachtungen, …lche die Autorin über ihr Thema anstellt, doch recht schwer zu lesen sind, gehört …ch das vorliegende Buch. Das mitunter recht interessante Material, das es zum …turellen Aufstieg der Frauen aller bürgerlichen Schichten beibringt, entbehrt leider …nz der Übersichtlichkeit, weil es durch allzuviel Rhetorik über die sittliche Be…htigung jenes Aufstiegs auseinandergerissen ist.

Auch stehen durchaus nicht alle Teile des Buches auf gleicher Höhe. Neben sehr …chtenswerten Reformvorschlägen finden wir auch eine ganz laue Befürwortung …d mitunter sogar ein nur wenig maskiertes Zurückweichen bei Forderungen, die …ngst nicht nur von dem vorgeschrittensten, sondern auch von einem sehr gemäßigten …il der Frauenrechtlerinnen aufgestellt worden sind.

Mit Recht hält Ika Freudenberg die ungenügende Fachbildung der meisten er…rbenden Frauen für einen der Gründe, die deren erhöhte Ausbeutung ermöglichen; …tt aber darum für die Mädchen die gleichen Bildungsmöglichkeiten zu fordern, die …h den Knaben bieten, verlangt sie die Errichtung von Fachschulen, in denen die …hülerinnen in verhältnismäßig kurzer Zeit zu den untergeordneten Funktionen der …ien Berufe ausgebildet, oder sagen wir besser angelernt, werden sollen. Daß solche …aßnahmen, die ja leider schon vielfach getroffen werden, weit davon entfernt, dem …el zu steuern, vielmehr das bequemste Mittel sind, um Lohndrückerinnen zu züchten, …s müßte ihr doch ohne weiteres klar sein.

Mit ähnlicher Zaghaftigkeit behandelt sie die Forderung nach gemeinsamer Er…hung der Kinder beiderlei Geschlechts, und für das Zölibatsgebot der Lehrerinnen …d Beamtinnen macht sie, ohne es gutzuheißen, doch allerlei Beschönigungsversuche.

Sehr treffend dagegen zeichnet sie den bisherigen Gang der bürgerlichen Frauen…wegung, die, von naturrechtlichen Prinzipien ausgehend, nur zu bald dem liberalen …anchestertum verfiel, um sich dann langsam wieder loszuringen und auf den Boden …r Sozialpolitik zu stellen.

In bezug auf den politischen Radikalismus, der sich jetzt mehr und mehr in der …auenbewegung aller Richtungen, der freiheitlichsten wie der reaktionärsten, geltend …acht, bemerkt sie sehr richtig, daß er seine Ursache in der absoluten Rechtlosigkeit …r Frauen habe und darum mit Sicherheit zu erwarten sei, daß diese im Besitz

politischer Rechte viel mehr als bisher den Bedingungen der Klasse, der sie gehören, sich werden unterworfen fühlen und unter dem Druck der Verantwort von den Wählern kaum viele Forderungen erheben werden, die zu jenen der Män ihrer Klasse im Widerspruch stehen. Therese Schlesing

The seventh annual statistics of the city of Tokio. Compiled by the Statisti Department, the Tokio Municipal Office. 1910.

Für die Einführung in das soziale Leben des modernen Japan und insbesond Tokios besteht ein ausgezeichnetes Hilfsmittel in der Form des Statistischen Jahrbu der Stadt Tokio. Uns liegt der neueste Band für das Jahr 1908 vor, ein stattlic Buch von über 1300 Seiten. Alle Angaben sind nebeneinander in japanischer u englischer Sprache enthalten. Nur Vorwort und Einführung, die für Europäer n minder wichtig sein werden als für Japaner, finden sich leider nur in japanisc Lettern — ein Mangel, der hoffentlich beim nächsten Jahrgang beseitigt wird. Inhalt, der alle für eine moderne Stadt in Betracht kommenden Einzelzweige Statistik berücksichtigt und der in seiner Einteilung sich den entsprechenden Veröffe lichungen europäischer Städte anschließt, bietet in seiner Reichhaltigkeit den Bew daß Tokio sich in der Blütezeit kapitalistischer Entwicklung befindet. Das zeigt zunächst in der raschen Bevölkerungszunahme von 813000 Einwohnern im Jahre 1 auf 2168000 im Jahre 1908 (Berlin wuchs 1875 bis 1905 von 830000 auf 2040 Seelen). Das bezeugen weiter die Ausdehnung eines fein verzweigten Schul- u Bildungswesens, die Entwicklung des Verkehrswesens, die Einrichtungen für „öffe liche Gesundheit" (Wasserwerke, Kanalisation), das Beleuchtungswesen. Um ei Anhalt für den Umfang des Bank- und Börsenwesens, des Tokier Handels, der duſtrie, der verschiedenen Unternehmungsformen zu gewinnen, sind ebenfalls reich Zahlen vertreten. Neben Angaben über Berufskörperschaften (zum Beispiel Handelskammer) und Berufsvereinigungen finden sich solche über Vereinswesen, ü Lebensversicherungsgesellschaften. Einen nicht geringen Raum nimmt das Kap „Finanzen" ein; wird doch speziell das Proletariat Tokios neben den Staatssteu durch eine Unmenge von direkten und indirekten Abgaben ausgesogen. Wie möglich ist, klären die Tabellen über das Stadtparlament (Municipal Assembly), Bezirksparlamente (Ward's Assemblies) und über die Zusammensetzung des Ob und Unterhauses (House of Peers und House of Representatives) auf. In städtischen Körperschaften herrscht die Dreiklassenwahl. Bei den Wahlen 1908 ha jede Klasse zehn Abgeordnete zum Stadtparlament zu küren; die dritte Klasse bra 13630 Stimmen, die zweite 1756 und die erste Klasse 467 Stimmen auf! Wo das Geld verwandt wird, deuten Tabellen über das Militär und die Marine Daß das kapitalistische Tokio auch der sonstigen Machtmittel der Bourgeoisie bed geht aus den umfangreichen Kapiteln über Polizei und Gefängnis hervor. Zur öffe lichen Gesundheit gehört unter anderem die echt kapitalistische Tatsache, daß im Ja 1908 294168 körperliche Untersuchungen an 6710 öffentlichen Prostituierten vor nommen wurden, wobei insgesamt 12660 Krankheitsfälle notiert wurden.

So gewährt das Jahrbuch eine gute Gesamtübersicht über die allgemeinen V hältnisse Tokios, die sich zu einem Einblick in Detailfragen vertiefen läßt. Zum Studi japanischer Zustände ist es jedenfalls unentbehrlicher und wertvoller als die Mehrza der Reisebeschreibungen, die nur auf das Exotisch-Aussehende fahnden. Ernst Li

---

Zeitschriftenschau.

„Le mouvement socialiste", die syndikalistische Monatsschrift, enthält i ihrem Aprilheft einen Artikel von E. Poisson über **„Munizipalsozialismus u Syndikalismus"**: Der Gemeindesozialismus ist nicht so weit, wie es auf den erst Blick scheinen mag, von dem Arbeitersozialismus der Syndikalisten entfernt. Be verneinen, daß die parlamentarische Aktion das einzige Mittel zur Befreiung

letariats ist; beide wollen den Gegensatz zwischen Theorie und Praxis auf-
n; beide stehen auf dem positiven Standpunkt des Aufbauens und Schaffens.
s trennt sie? Erstens die Tatsache, daß nicht überall Arbeiter, sondern oft
gerliche Politiker und Konservative (wie Chamberlain in Birmingham) den
meindesozialismus durchführen. Aber die Tatsache ist das Entscheidende, daß
ei der Profit seinen privaten Charakter verliert, also ein Schritt in der Rich-
g des Sozialismus gemacht wird. Die bürgerlichen Politiker benutzen die ge-
ndlichen Unternehmungen nur, um die Gemeindekassen zu füllen. Wir können
etwas anderes damit machen: durch Verbesserung der Arbeitsbedingungen,
ch Bewilligung der Forderungen der Gewerkschaften, durch Beratung mit ihnen
Feststellung von Lohn und Arbeitszeit können die Gemeindeverwaltungen viel
Förderung des Syndikalismus beitragen. Nun wird oft mit Recht gegen diese
meindemonopole der Vorwurf der Unfähigkeit der leitenden Beamten erhoben
ie des Mangels an einer richtigen und billigen Verwaltung, weil Verluste nicht
den Beamten selbst, sondern von der öffentlichen Kasse getragen werden. Hier
n gerade die aktive Mitwirkung des Personals Abhilfe schaffen, die zum Wesen
Syndikalismus gehört. Allerdings engt der Staat durch bureaukratische Vor-
iften diese Möglichkeiten sehr ein; um so mehr ist es dann nötig, gegen diese
lementierungen anzukämpfen und den Kommunen in ihrem Kampfe für die
entralisation und gegen die Staatsallmacht beizustehen.

„**Unsere Schutzherrschaft in Tunis**“ (Comment nous protegeons la Tunesie)
ein Aufsatz von Goudhaux-Brunschvieg im Juniheft überschrieben,
Einblicke in die „friedliche“ Kolonialpolitik des Kapitalismus gewährt. In
Gegend von Sfax und Kairuan sind ausgedehnte Länderkomplexe in die Hände
Parlamentariern gespielt worden, worüber eine Interpellation im Parlament
tfinden wird. Es waren zuerst die sogenannten Siala-Länder, die früher der
milie Siala gehörten, aber 1871 vom Bey konfisziert wurden; nach arabischen
schauungen ist der Bey Herr alles Landes und kann alles nehmen. Diese für
äume geeigneten Länder wurden in Parzellen verkauft, seit 1893 zu 10 Franken
Hektar. Seit 1898 tritt an die Stelle des Verkaufs in kleinen Stücken die Zu-
sung großer Komplexe an auswärts wohnende französische Minister und Par-
mentarier. Dazu reichten die Siala-Länder nicht aus, andere benachbarte wur-
hinzugeschlagen und mit demselben Namen belegt, ohne irgendwelches Recht.
Jahre 1905 geschah das mit dem Gebiet Cherahil, das schon dicht bevölkert war;
Rechte der Bewohner wurden einfach vergewaltigt, die Regierung verkaufte
errechtlich ihren Besitz und bestimmte bloß, daß in den ersten fünf Jahren keine
here Pacht gefordert werden durfte als auf dem benachbarten Regierungsland.
zt, im Jahre 1911, sind sie also dem neuen Besitzer auf Gnade und Ungnade
sgeliefert. Solche Verletzungen des Eigentumsrechtes sind leicht möglich, da ein
onderes „gemischtes Tribunal“, aus französischen und arabischen Richtern be-
iend, über die Anträge auf Eintragung des Eigentumsrechtes in die Register
scheidet. Es fällt sein Urteil selbständig, ohne Rücksicht auf Feststellungen der
öhnlichen Gerichte, und daher kann jedes wirkliche Recht durch die unwiderruf-
e Eintragung eines anderen Besitzers durch das Tribunal umgestoßen werden.
bei werden sogar die durch internationale Verträge festgesetzten Rechte anderer
ropäer völlig illusorisch gemacht.

Dieses Tribunal hat die Regierung in weitem Umfang benutzt, um sich selbst
ungeheuren Landstrecken zu bereichern; Tunis ist nämlich eines der reichsten
osphatländer der Welt. Im Jahre 1896 erklärte die Verwaltung, daß alles
renlose Land und das sogenannte „tote Land“ dem Staate gehöre; zu diesem
ten Lande“ gehörte, nach einem Dekret von 1901, alles „kollektive Stammes-
d“. Wenn Ansiedler ihr Eigentumsrecht an Äckern, die sie schon längst besaßen,
n Tribunal eintragen lassen wollten, wurde ihnen das verweigert, weil es
ammesland sei. Wenn aber die Stämme selbst ihr Recht auf dieses Land geltend

machen wollten, wurde ihnen geantwortet, daß die Stämme keine anerkann rechtsfähigen Vereine seien und deshalb kein gemeinsames Eigentum besitzen kö ten. Daher gehöre das Land dem Staate. Alle Versuche europäischer Ansiedler, Rechte vor den gewöhnlichen Gerichten zu verteidigen, wurden durch Dekrete Verwaltung vereitelt. Die ganze Theorie des gemeinsamen Stammeslandes di nur zur Beschönigung des riesigen Landraubs zugunsten des Staates. Der S kann dieses Land verkaufen oder verschenken.

Angeblich war das Ziel dieser Manipulationen, die Spekulation mit P phatländern zu verhindern. Das geschah in solcher Weise, daß 1896 das Besitzr von 30 000 Hektar Phosphatland ohne Gegenleistung an einen Privatmann, hi dem die Gesellschaft der Gafsa-Phosphatlager stand, verschenkt wurde, mit Rechte, noch viel weitere Gebiete in der Umgegend auszubeuten. Was das deutet, zeigen folgende Zahlen: die Weltproduktion an Phosphat betrug 1 4 256 000 Tonnen; davon fallen auf Tunis 1 065 000 Tonnen und davon auf Gafsa-Gesellschaft allein 750 000 Tonnen. Um die Opposition gegen dieses erhörte Monopol zu beschwichtigen, wurde der Gesellschaft 1909 eine Abgabe 1,50 Franken pro Tonne auferlegt, zugleich aber ihre Konzession verlängert.

Ähnlich steht es mit den Konzessionen der Bergwerke, der Eisenbahnen, Fischerei, der Salzgewinnung usw. Es ist eine richtige Ausplünderung Tunesi zugunsten von politischen Günstlingen. Die Fiktion des bloßen Protektorats, nach der Bey alle diese Akte zeichnet und verkündet, soll diese Plünderung den E geborenen schmackhafter machen.

„Über den Marxismus in Italien" schreibt A r t u r o L a b r i o l a im F heft aus Anlaß eines Buches von Robert Michels über diesen Gegenstand: Schlußfolgerungen von Michels, daß der Marxismus über den Weg des Baku mus in Italien eingedrungen ist, daß der Marxismus hier etwas ganz and bedeutet als in Deutschland, und daß er hier nur in der Gestalt eines revolu nären und eines reformistischen Revisionismus besteht, sind zweifellos ric Aber sie hätten den Anfang statt den Schluß der Untersuchung bilden müssen. der Marxismus auf die italienische Arbeiterbewegung keinen Einfluß ausg hat, kommt wenig in Betracht, da eine auf dem Marxismus beruhende bestim Praxis nur in dem Wahne einiger russischer Sozialisten besteht.

Der Marxismus wurde nach Italien durch die junge Intelligenz der In nationale gebracht; Cafiero übersetzte zuerst das Kapital. Sie fanden in Marxismus ein Ideensystem, das die Arbeiterklasse intellektuell und mora hob, und durch viele Zeitschriften und Broschüren propagierten sie diese Id Jetzt ist der Sozialismus regierungsfreundlich und hat viele Abgeordnete, von einer Propaganda marxistischer Ideen durch Buch und Zeitschrift ist ka noch etwas zu finden. Der heutige Sozialismus mit seinem deutschen Urspr der in Mailand das Zentrum hat, legt sich den Namen Marxismus als Ornam zu. Aber in Wirklichkeit sind die Schriften von Marx und Engels in Italien, a sehen von einigen vereinzelten Gelehrten, wie Antonio Labriola, fast völlig bekannt. Die Ursache liegt darin, daß alle Führer der italienischen Sozialdemokr (Ferri, Turati, Bissolati) in der Schule des Positivismus aufgewachsen sind. der Geist des Marxismus ist dem des Positivismus genau entgegengesetzt.

Der Marxismus ist die Lehre des kämpfenden Proletariats, weil er de wissenschaftlichem Bedürfnis entspricht. Ohne Marxismus fehlt der Arbei bewegung die nötige moralische Höhe, sinkt sie zum beschränktesten Eigen herab. Darin liegt das Übel des italienischen Sozialismus. Aber der Marxism genügt nicht; während einerseits seine Maschen so weit sind, daß er allerh Opportunismus zuläßt, ist er vom intellektuellen Standpunkt zu eng. Der Sy kalismus, der die marxistischen Lehren von veralteten Teilen zu reinigen su ist dem alten Marxismus viel näher geblieben als der reformistische Revisionism

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.



. Band Nr. 14 Ausgegeben am 5. Januar 1912 30. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Wahlarabesken.

↗ Berlin, 28. Dezember 1911.

Der philosophische Reichskanzler hat nun doch das Wort zu den Reichs-agswahlen ergriffen, und zwar schon vor drei Wochen: bürgerliche Blätter eröffentlichen einen Erlaß, den er an die Beamten gerichtet hat. Darin vird es für die patriotische Pflicht aller staatstreuen Bürger erklärt, ihr Bahlrecht zu gebrauchen, und „insbesondere" werden die wahlberechtigten Beamten aufgefordert, sich rechtzeitig davon zu überzeugen, daß sie in die Bählerlisten eingetragen sind.

Das soll ein Wink mit dem Zaunpfahl sein, ist aber tatsächlich doch nur in Wink mit dem Zahnstocher, den jeder vernünftige Beamte mit dem Gruße Bismarcks empfangen wird: Dor lach' ick äwer! Einstweilen haben vir noch die geheime Wahl, und wenn die Vaterhand des Reichskanzlers ie Beamten bis an die Tür des Wahllokals geleitet, so wird denjenigen Beamten, die, getreu den Interessen des Gemeinwohls und ihrer eigenen Klasse, sozialdemokratische Stimmzettel abgeben, die Erfüllung ihrer poli-ischen Pflicht noch versüßt durch die Gewißheit, daß sie damit einer schon icht mehr verschämten Anmaßung eine gepfefferte Backpfeife erteilen.

Deshalb vermögen wir in dem Erlaß des Reichskanzlers nicht sowohl, vie manche Parteiblätter, „abscheuliche Unehrlichkeit" zu erkennen, obgleich ewiß auch diese mitspielt, als vielmehr eine mitleiderregende Hilflosigkeit, ie Herrn v. Bethmann Hollweg sicherlich nicht den Beifall der dunklen Ge-alten eintragen wird, denen er mit Leib und Seele verschrieben ist. Sie heuen sicherlich nicht vor dem bösen Willen zurück, der zwischen den Zeilen es reichskanzlerischen Erlasses hervorschielt, aber sie sind tief durchdrungen on der taktischen Weisheit, daß man den bösen Willen, dem man keine raktische Folge geben kann, nicht verraten darf. Sie würden erbarmungslos eden Beamten abwürgen, den sie auf handfester Tat ertappen könnten, aber a sie keinen dieser Nürnberger hängen können, sie hätten ihn denn zuvor,

so wird ihnen der Erlaß des obersten Reichsbeamten nicht einmal ei Birne für den Durst sein.

Da geht Herr v. Heydebrand ganz anders ins Zeug. Er hat die Z geständnisse kundgetan, die die Konservativen von den liberalen Kandidat verlangen, die sie in der Stichwahl gegen sozialdemokratische Kandidat herauspauken wollen. Es sind ihrer drei, und eins ist immer schöner das andere. Erstens sollen sich diese Unglücklichen verpflichten, sich an keine Versuch zur Einschränkung des persönlichen Regiments zu beteiligen, zw tens sollen sie helfen, den Brot- und Fleischwucher noch immer mehr steigern, und drittens sollen sie bei allen Ausnahmegesetzen gegen Sozialdemokratie hilfreiche Hand leisten. Herr v. Heydebrand geht wirkli wie er es schon vor Monaten verheißen hat, aufs Ganze; er meint, daß Massen, die bisher nur mit Geißeln gepeitscht worden sind, fortan Skorpionen gezüchtigt werden sollen, und so läßt er in farbenfrischer De lichkeit die drei Federn von dem Geßlerhut nicken, den er aufgepflanzt h

Bei aller sonstigen Genialität handelt er aber doch erzdumm, wenn zu seiner feinen Taktik, die auch sein schwarzer Bundesgenosse durch d Mund der „Germania" begeisternd preist, durch das sozialdemokratische V bild gezwungen sein will. Das dialektische Becherspiel, das er dabei treiben versucht, ist so plump, daß es sogar den Spott der liberalen Pr erregt hat. Die Sozialdemokratie stellt an die Liberalen, die ihre Hi bei Stichwahlen gegenüber dem Schnapsblock beanspruchen, nur sol Forderungen, die dem liberalen Programm entsprechen; sie verlangt ihnen keine Verpflichtung auf irgend eine Forderung, die dem sozialden kratischen, nicht aber dem liberalen Programm eigentümlich ist; sie ric an sie einfach die Frage: Seid ihr Ehrenmänner, die sich selbst und ih Sache getreu sind? Und sich selbst als Ehrenmann zu bekennen, ist niemanden eine Demütigung. Dagegen verlangt Herr v. Heydebrand den liberalen Kandidaten, die durch die Ritter und die Heiligen in Stichwahl gegen die Sozialdemokratie unterstützt werden sollen, nicht m und nicht weniger als einen Verrat an ihren eigenen Prinzipien; er fr sie einfach: Seid ihr Schufte, die bereit sind, um eines elenden Mand willen auf die eigenen Grundsätze zu speien? Und erst nachdem sie ein Ansinnen entsprochen haben, wie es schamloser noch nie an politi Männer gestellt worden ist, will er sie für würdig erklären, auf dem Schi des Schnapsblocks gerettet zu werden.

Mit dem sozialdemokratischen Vorbild, durch das Herr v. Heydebr in eine so peinliche Klemme gebracht worden sein will, ist es also nich Mit diesem Humbug schlägt er sich nur selbst ins Gesicht und macht Sozialdemokratie ein ausnehmendes Vergnügen, indem er mit epigramm tischer Klarheit und Schärfe den abgrundtiefen Unterschied zwischen Sittlichkeit der Junker und Pfaffen auf der einen, der Arbeiterklasse der anderen Seite beleuchtet. Es versteht sich, daß uns auch sonst sein St wahlprogramm nur recht sein könnte, gleichviel, ob sich die Liberalen i versagen oder nicht. Die liberale Presse hat es wenigstens in einzel

Organen mit verdientem Hohne abgefertigt, aber damit ist noch nicht gesagt, was im Rate der Kopsch und Mugdan beschlossen werden wird. Diese großen Denker leben, was politische Gesinnung und Konsequenz anbetrifft, ja im Reiche der unbegrenzten Möglichkeiten.

Im Hinblick auf diese Ritter vom roten Adler vierter Güte mag Herr v. Heydebrand nicht mit Unrecht meinen, daß ein Schreckschuß sich am Ende lohne. Sonst freilich wird man gut tun, seine Drohungen nicht auf die Goldwage zu legen. Sie sind im Grunde nur der offenherzige Ausdruck derselben Hilflosigkeit, deren schüchterner Ausdruck der Wahlerlaß des Reichskanzlers an die Beamten ist. Den Genuß einer prinzipiellen Stichwahltaktik kann sich nur eine prinzipientreue Partei wie die Sozialdemokratie gönnen; für die bürgerlichen Parteien sind die Stichwahlen einzig ein prinziploses Schachergeschäft, bei dem jede die getreue Freundin und Nachbarin nach allen Noten übers Ohr zu hauen bemüht ist. Davon machen auch die um Heydebrand keine Ausnahme, und sie am allerwenigsten; von dem Ausfall der Hauptwahlen wird es abhängen, wie sie sich dann drehen und wenden werden, und ihre vorzeitige Proklamation einer Stichwahlparole bedeutet deshalb nicht mehr als eine vorzeitige Blamage, die denn freilich als gutes Vorzeichen begrüßt werden darf.

Wenn man sich, schon aus politischen Gründen, vor solchen unsittlichen Mitteln des Wahlkampfes hüten muß, wie die Bethmann Hollweg und Heydebrand mit ihren versteckten und offenen Drohungen anwenden, so muß man sich freilich auch vor aller Sentimentalität hüten, wie sie namentlich in dem Wahlkreis Bielefeld-Wiedenbrück zu spuken scheint, wo vier reaktionäre Parteien (Konservative, Zentrum, Christlich-Soziale, Nationalliberale) den Grafen Posadowsky als gemeinsamen Kandidaten gegen den Genossen Severing aufgestellt haben. Daneben stellt die Fortschrittliche Volkspartei einen eigenen Kandidaten auf, der nicht die geringste Aussicht hat, gewählt zu werden oder auch nur in die Stichwahl zu kommen, aber der, wenn es zur Stichwahl kommt, für den Grafen Posadowsky den Ausschlag geben kann. Diese Gefahr liegt um so näher, als sich der Kandidat der reaktionären Parteien in seinen Wahlreden den Scherz geleistet hat, eben diesen Parteien einige ganz nette Wahrheiten zu sagen, wie er überhaupt weniger als Parteimann, denn als Mann für sich aufgetreten ist, der um seiner persönlichen Bedeutung willen gewählt sein will. Eine Argumentation etwa des Sinnes, daß einem mehr oder weniger unbekannten Arbeiter ein namhafter Staatsmann vorzuziehen sei, der sich unter den preußisch-deutschen Ministern als weißer Rabe hervorgetan habe und keineswegs ins Horn des schwarzblauen Blockes stoße, läßt jedes fortschrittliche Spießerherz vor Wehmut zerfließen wie Butter an der Sonne.

Unter diesen Umständen kann man nur mit Dank anerkennen, daß Herr Heinz Potthoff heute im „Berliner Tageblatt" die Frage Posadowsky-Severing unter prinzipiellem Gesichtspunkt betrachtet und aus seinen fortschrittlichen Anschauungen heraus in überzeugender Weise deduziert, daß der unbedeutendste Sozialdemokrat im Reichstag immer noch mehr leisten

würde als der Graf Posadowsky. Will dieser wirklich ein Mann für si bleiben und sich keiner Partei anschließen, so bleibt er trotz seiner Berühm heit und trotz seiner Gescheitheit das fünfte Rad am Wagen, denn parl mentarisch kann man nur innerhalb eines Parteirahmens wirken. Ur wenn Graf Posadowsky auch die sogenannte „Finanzreform“ von 19 kritisiert und den Agrardemagogen diese oder jene bittere Wahrheit sa so wird der Befürworter der Zuchthausvorlage, der Intimus des schar macherischen Zentralverbandes, der Vater des Zolltarifs von 1902 doch allen entscheidenden Fragen mit der konservativ-klerikalen Gruppe geg den Liberalismus stimmen. Ja, auch in denjenigen sozialpolitischen Frage in denen sich Posadowsky noch am ehesten den Ruf erworben hat, ein weiß Rabe unter preußischen Ministern zu sein, wird er im Reichstag nicht me leisten als hundert andere auch. Denn für seine bescheidenen Forderung ist der wirkliche Stein des Anstoßes viel mehr der Bundesrat als d Reichstag.

In seinen beredten Darlegungen vergleicht Herr Potthoff den Graf Posadowsky flüchtig mit Herrn Naumann. Wir begreifen wohl, weshalb als Liberaler in einem liberalen Blatte, seinen Vergleich nicht näher au führt, aber an dieser Stelle braucht der springende Punkt des Vergleic nicht verhehlt zu werden. Wie die parlamentarische Rolle des Herrn Na mann sich darin erschöpft, jeweilig durch eine tönende Rede die Umfälle d Kopsch und Mugdan ein wenig zu vertuschen, so würde sich die parlame tarische Rolle des Grafen Posadowsky darin erschöpfen, den schäbig Streichen der Heydebrand und Oldenburg denselben Liebesdienst zu e weisen.

Seit lange haben wir in der liberalen Presse keinen so verständigen A tikel gelesen wie diesen Leiter des Herrn Potthoff. Er ist so verständig, d ihm das „Berliner Tageblatt“, so sehr es die „Front gegen rechts“ predi doch einen leichten Klaps mit auf den Weg gibt von wegen mangelnd Ehrfurcht vor „starken Persönlichkeiten“. Aber das empfiehlt den Arti nur um so mehr.

Die Eifelbauern.

Zur Geschichte des Niederganges des landwirtschaftlichen Kleinbetriebs

Von **Ernst Andrée.**

1. Geschichtliches.

Eine der interessantesten Landschaften des Deutschen Reiches ist zweif los die Eifel. Sie umfaßt den gebirgigen südwestlichen Teil der Rhei provinz. Schon dem flüchtigen Wanderer, der die landwirtschaftlich vielen Stellen reizvolle Gegend besucht, fallen die eigentümlichen Besitzv hältnisse auf, die sich als die verkümmerten Reste einer längst vergangen Produktionsepoche zäh bis in die heutige Zeit hinein erhalten haben; all dings in einer Form, die die ursprünglichen Eigentumsverhältnisse n noch schwer erkennen läßt.

Das Typische in der Agrarverfassung des südlichen Rheinlandes, insbesondere der Eifel, ist die Parzellenwirtschaft in Gemengelage. Schon 1866 betrug die Durchschnittsgröße eines Grundstücks in den Regierungsbezirken Trier und Koblenz nur 3,2 bis 2 Ar. In vielen Fällen sind die Parzellen noch kleiner, besonders die Wiesenparzellen, deren es welche von 2 Quadratmeter Größe gibt. Welche Zerstücklung die Parzellenwirtschaft für die einzelnen landwirtschaftlichen Betriebe bedeutet, ergibt sich daraus, daß Güter von 4 oder 5 Hektar Gesamtfläche in hundert und mehr Parzellen zerfallen. Unter diesen Umständen ist selbstverständlich der landwirtschaftliche Kleinbetrieb vorherrschend.

Um eine ausreichende Erklärung für diesen Stand der Eigentumsverhältnisse zu finden, muß man sich die wirtschaftsgeschichtliche Entwicklung von anderthalb Jahrtausenden vergegenwärtigen. Man muß in jene Zeit zurückblicken, in der das römische Weltreich in den Gauen des Rheinlandes sein Herrschaftsbanner aufgepflanzt hatte. Es ist wahrscheinlich, daß die römischen Eroberer das Land nach dem Vorbild ihrer Heimat mit Sklaven und Kolonen bewirtschafteten; Lamprecht hält die Anlage großer römischer Ansiedlungen wenigstens längs der Heerstraßen für Tatsache.[1] Während der Völkerwanderung rückten die ripuarischen Franken über den Rhein, eroberten das ganze Flußgebiet der Mosel bis nach Frankreich hinein und gründeten überall entsprechend ihrer gentilgenossenschaftlichen Geschlechterverfassung Dorfniederlassungen. Ein privates Eigentumsrecht an Grund und Boden war diesen Völkerschaften unbekannt; alles Land war vielmehr im gemeinschaftlichen Besitz. Sie teilten das angebaute Land je nach Lage und Bodenqualität in eine Anzahl Gewanne und jedes Gewann wieder in so viel gleiche Teile — lange schmale Streifen —, als vollberechtigte Dorfgenossen vorhanden waren. Die einzelnen Streifen wurden dann in der Weise verlost, daß jeder Genosse in jedem Gewann, also von jeder Lage und Bodenqualität, ein gleich großes Stück erhielt. Das übrige unbebaute Land, Wald, Weide usw. blieb im Gemeinbesitz zur gemeinschaftlichen Nutzung.

Diese urwüchsige Agrarverfassung hat sich in vielen Orten der Eifel, allerdings nur in verkümmerter Form, bis in die letzten Jahrzehnte des vergangenen Jahrhunderts erhalten. In der Moselgegend und auf dem Hunsrück bildete die große Masse der Orte noch bis vor wenigen Jahren unter dem Namen der Gehöferschaften solche Verbindungen mit Gemeinbesitz. In vielen dieser Gehöferschaften hatten sich die überlieferten Besitzverhältnisse so zäh konserviert, daß ein privates Eigentum nur am Wohnplatz und dem dazu gehörigen Hofgarten bestand; in Saarhölzbach (Kreis Merzig) beispielsweise bis zum Jahre 1863.[2] Der gesamte übrige bebaute Besitz, darunter sämtliche Äcker, wurde periodisch, alle drei, sechs, neun oder zwölf Jahre von neuem unter die Anteilsberechtigten verlost. Erst in den Jahren 1811 bis 1834 gingen bei Gelegenheit der Katasteraufnahme die Äcker endgültig in Privateigentum über.

Indessen hat die Entwicklung des Privateigentums am Acker nicht überall so lange gedauert. In den meisten Gegenden der von den Germanen

---

[1] Lamprecht, Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter.
[2] Meitzen, Der Boden und die landwirtschaftlichen Verhältnisse Preußens.

eroberten Römerprovinzen, so auch im Eifel- und Moselgebiet, wird da Privateigentum am bebauten Land sich im allgemeinen schon früh heraus gebildet haben, und zwar hauptsächlich unter dem Einfluß der römische privatwirtschaftlichen Produktionsweise.

Um so fester hat sich dagegen der gemeinsame Besitz am un bebauten Land, Wald, Weide usw. erhalten. Noch im Jahre 190 gehörten von allen Forsten im Regierungsbezirk Trier 53,8 Prozent de Gemeinden und Genossenschaften, 25,3 Prozent dem Staate und n 20,9 Prozent privaten Besitzern; im Regierungsbezirk Koblenz waren 67,8, 10,2 und 22 Prozent.

Es mag auffällig erscheinen, daß gerade in den vom römischen Rec und vom Privateigentum am Boden beherrschten rheinischen Röme provinzen sich die Reste der urwüchsigen markgenossenschaftlichen Eige tumsverhältnisse am längsten erhalten haben. Diese Erscheinung erklä sich jedoch wohl daraus: Die Germanenstämme konnten ihre pol tische Herrschaft in den eroberten Landstrichen nur aufrechterhalten u festigen auf der Grundlage eines ökonomischen Zusammenhaltes. D blutsverwandtschaftliche Band ihrer Gentilverfassung gab zwar im Krie ihren Gevierthaufen eine Stoßkraft, der die bunt gewürfelten und n durch die strengste militärische Disziplin zusammengehaltenen römisch Legionen nicht zu widerstehen vermochten, aber im wirtschaftliche Verkehr mit der eingesessenen römischen Bevölkerung lockerte sich dieser Z sammenhalt notwendigerweise. Es bedurfte daher eines wirtschaftlich starken Bandes, um so mehr, als die fränkischen Eroberer an Zahl bedeute schwächer waren und auch ihr Ackerbau bei weitem nicht die Stufe d römischen Agrarkultur erreichte. Dieser Rückhalt war gegeben im gemei schaftlichen Eigentum am unbebauten Land, Wald, Weide usw.

Eine weitere Ursache für die Konservierung der ursprünglichen Besi verhältnisse im Rheinland war zweifellos die Geschlechterverfassung der G manen selbst. Im Verkehr mit den Römern erhielt sich zwar der gen lizische Charakter der germanischen Markgenossenschaft nicht in seiner u sprünglichen Reinheit, aber das Gefühl der Zusammengehörigkeit und d demokratische Instinkt blieben noch lange lebendig und verliehen den frä kischen Völkern im Westen Deutschlands auch in den folgenden Ja hunderten eine innere Widerstandskraft von nicht zu unterschätzender B deutung. Der Osten Deutschlands dagegen wurde erst seit dem späte Mittelalter von Bauern aus aller Herren Ländern und Gegenden kolonisie Die oben genannten Nachwirkungen des verwandtschaftlichen Zusamme haltes fehlten diesen Bauern ganz, und das nach fränkischem Muster a gelegte Kolonistendorf hatte für sie nur die Bedeutung eines rein ter torialen Korporationsgebildes. Es war daher ganz natürlich, daß hier v zeitiger als im westlichen Deutschland das Gemeineigentum dem Priv besitz Platz machte.

Wie die ersten Jahrhunderte der fränkischen Ansiedlung, ist auch Periode der Festigung des Großgrundbesitzes zum Verständnis Eigenart der gegenwärtigen rheinischen Agrarverfassung von hoher Bed tung. Wie im Süden, wurden auch im Westen Deutschlands die fre Bauern, die durch die ewigen Kriegszüge der fränkischen Könige auß ordentlich geschwächt waren, sehr bald von den Großen des Landes unt

ocht und in Hörige oder Leibeigene verwandelt. Aber zunächst bedeutete die örigkeit kein drückendes wirtschaftliches Ausbeutungsverhältnis. Im egenteil. Wie die sich selbst genügende germanische Markgenossenschaft, der die auf die Deckung des Familienbedarfes gerichtete römische Sklavenirtschaft in ihrer Blütezeit, so war der grundherrliche Fronhof mit seinen eibeigenen Bauern und Handwerkern zunächst eine in sich abgeschlossene, ur zur Befriedigung ihrer eigenen Bedürfnisse produzierende Gemeinchaft, die organische Weiterbildung markgenossenschaftlicher Verhältnisse uf der neuen Grundlage des Privateigentums mit dem ökonomischen auptmerkmal aller urwüchsigen Bedarfswirtschaft: der planmäßigen egelung der Gütererzeugung. Die Kapitularien Karls des Großen geben in anschauliches Bild, mit welch sicherem Vorbedacht die Produktion der ebensmittel so geregelt wurde, daß für alle Glieder seiner Fronhöfe auseichend gesorgt war.

Gewalt über Grund und Boden war in der Zeit der Naturalwirtschaft ornehmlich Mittel zur Festigung politischer Macht; den weltlichen und eistlichen Herren kam es vornehmlich darauf an, ihren Herrschaftsbereich u erweitern. Daher war ihr ganzes Streben darauf gerichtet, über immer ehr Land und Leute zu gebieten. In diesem Bestreben tat sich besonders die irche hervor, deren erste Diener gleichzeitig die größten Grundbesitzer aren. Schon zu Karls des Großen Zeiten besaß die Kirche ein volles Drittel llen Bodens in Franken. In der Mosel- und Eifelgegend waren Kirchenüter von 9000 bis 18 000 Morgen die Regel, solche von 30 000 bis 60 000 orgen keine Seltenheit. In späteren Zeiten hat sich der Grundbesitz der irchen und der Klöster noch bedeutend vergrößert. Daneben machte auch ie Entwicklung des adligen Großgrundbesitzes riesige Fortschritte; im sechehnten Jahrhundert bereits wurde ein weiteres Drittel des Bodens als itterschaftlich bezeichnet. Nach Dronke gab es am Ende des achtzehnten ahrhunderts in der Eifel 80 Abteien und Klöster und 320 Geschlechter des ohen und niederen Adels, abgesehen von den außerhalb wohnenden, im ande nur begüterten Fürsten und Grafen. Fast in jedem Dorf gab es einen der gar mehrere Grundherren, und schon Zimmermann erwähnt in seinem auernkrieg, daß der Rheingau die wahre Heimat des Adels und das Paraies der Pfaffen genannt wurde.

Es wäre aber für die weltlichen und adligen Herren sinnlos gewesen, mit er Aneignung der politischen Macht auch die überkommene Markverfassung zerstören. Nicht nur das! Die Markverfassung war überhaupt die daals einzig mögliche Form des Ackerbaues, auch für den Großgrundbesitz, nd wo die Grundherren neue Höfe anlegten, erfolgte die Ansiedlung der auern nach markgenossenschaftlichem Vorbild; die einzelnen Höfe wurden en Bauern zur Nutzung gegen Zins und Fron übergeben. Und so erhielt ch im Westen Deutschlands das ursprüngliche Anteilsrecht am Besitztum der emeinde als Anteilsberechtigung am Eigentum der Familie. So weit an auch ins Mittelalter zurücksieht — im ganzen Moselland herrschte diese emokratische Gleichberechtigung am Grundeigen des Erblassers, die ihre atürliche Widerspiegelung im fränkischen Erbfolgerecht fand.

Die Warenproduktion, die sich seit dem vierzehnten Jahrhundert ntwickelte, bedeutete für den Bauern den Anfang der schlimmsten Ausutung. In welch empörender Weise die adligen Quälgeister die rheini-

schen Bauern aussaugten, zeigt deren große Beteiligung am Bauernkrie von 1525. Bekanntlich endete dieser Kampf mit der Niederlage der Aufstän dischen, und es brach nun auch für die rheinischen Bauern eine Zeit de Drangsalierung an, gegen die die frühere Bedrückung harmlos war. Jedoc in dieser Zeit der fürchterlichsten Ausbeutung bot die Markgenossenschaft den ausgepreßten westdeutschen Bauern ein wirksames Widerstandsmittel, s daß sein Los im Vergleich zu dem seines Bruders im Osten immer noc begünstigt war. Trotzdem war die Lage der rheinischen Bauern so trost los, daß sie sich aus eigener Kraft nicht mehr erheben konnten; erst die fran zösische Revolution brachte ihnen Rettung.

Durch die Friedensschlüsse von Basel und Lüneville (1795 und 1801 kam das Gebiet links des Rheins an Frankreich. Damit schlug für di rheinische bäuerliche Bevölkerung die Stunde der Befreiung aus den Fessel des Feudalismus. Gründlich wurde mit den adligen Grundherren durch d revolutionäre französische Agrargesetzgebung aufgeräumt. Die Feudalrech wurden ohne Entschädigung aufgehoben, mit Ausnahme derjenigen Le stungen, die nach Maßgabe von Belehnungs-, Zins- und Erbpachturkunde lediglich als Grundzinsen oder Reallasten zu betrachten und erweisli der Preis für Überlassung von Grundstücken gewesen waren. Die Geltun des Code Napoléon im Rheinland blieb auch dann noch bestehen, nachde die Gebietsteile links des Rheins 1815 wieder Preußen einverleibt word waren. Das war allerdings durchaus nicht nach dem Sinne der preußisch Machthaber, aber Preußen wäre dieser Gebiete nicht sicher gewesen, wenn den Rheinländern die Errungenschaften der französischen Revolution wied genommen hätte. Entsprechende Versuche hat die preußische Regierun selbstverständlich gemacht, aber sie hat weiter nichts damit erreicht, als da sie die rheinische Bevölkerung noch mehr gegen sich aufbrachte; kein Mens sei in Koblenz, der nicht Gott auf den Knien danken würde, wenn das Lan wieder unter französischer Botmäßigkeit stände, so meldete sogar ein am licher Bericht an den Staatskanzler Hardenberg, den noch jahrelang d Gespenst des Abfalls der Rheinlande an Frankreich schreckte. Die preußisc Regierung wurde zwar ständig von den übriggebliebenen rheinischen Adel geschlechtern angespornt, die alten Feudalrechte wiederherzustellen, ab ihre eigenen, aus dem Osten nach dem Westen geschickten Beamten warnt vor derartigen Maßnahmen: Die Rheinländer verständen in dieser Hi sicht absolut keinen Spaß.

2. Das Eindringen des Kapitalismus.

Doch die Revolution brachte nicht nur die Befreiung der Bauern, ebnete vor allem dem modernen Kapitalismus die Wege zur un hinderten Entwicklung. Der Kapitalismus drückte dem ganzen Wirtschaf leben seinen Stempel auf; er beherrscht heute nicht nur die Industrie, so dern auch die Landwirtschaft. An die Stelle der alten bodenständigen E werbsverhältnisse hat er die freie Konkurrenz gesetzt, in der der Sta Sieger bleibt, und auch auf dem Lande behauptet sich im freien Spiel d Kräfte der wirtschaftlich Stärkere, das heißt der Großbetrieb.

Wenn irgendwo, dann läßt sich die Zurückdrängung der Kleinen auf d wirtschaftlichen Kampfplatz bei den Eifelbauern verfolgen, die um eher im Konkurrenzkampf zu Boden gedrückt wurden, als sie im Ring

ms Brot durch die ungeheure Zersplitterung ihres Grundbesitzes in Parellen sowieso schon außerordentlich geschwächt waren. So notwendig und egensreich, wie oben ausgeführt wurde, die Gemengelage des Grundeigenums in vergangenen Jahrhunderten war, in der jetzigen Zeit der Konzenration aller Betriebsmittel mußte die Zerstückelung des Grundbesitzes den leinbetrieb noch ungünstiger im Konkurrenzkampf stellen. Und tatsächlich ermag sich der Eifelbauer nur unter der unerhörtesten Ausnützung seiner rbeitskraft und unter unsäglichen persönlichen Entbehrungen notdürftig m Leben zu erhalten.

Aus der folgenden vergleichenden Zusammenstellung der landwirtschaftchen Betriebe in den einzelnen Provinzen Preußens ergibt sich zunächst ie Vorherrschaft der kleinbäuerlichen und der Zwergbetriebe im Rheinland: Bei der landwirtschaftlichen Betriebsstatistik vom Jahre 1907 wurden ezählt:

Provinz	Parzellenbetriebe unter 2 Hektar	Kleinbäuerliche Betriebe von 2—5 Hektar	Mittelbäuerliche Betriebe von 5—20 Hektar	Großbäuerliche Betriebe von 20—100 Hektar	Großbetriebe über 100 Hektar
stpreußen . . .	114647	32525	43982	24795	3296
estpreußen . . .	86051	21033	35910	13431	2012
randenburg[1] . .	150755	37897	48239	20543	1994
ommern	104946	19824	38203	12228	2678
osen	112956	25888	51065	12738	2305
chlesien	183993	80566	84662	14753	2875
achsen	221412	34676	45545	15428	1617
chleswig-Holstein .	97069	14994	25004	21021	922
annover	219185	67013	64586	19107	614
estfalen	286130	47492	39664	10550	238
essen-Nassau . .	137836	51820	36570	3791	253
heinprovinz . . .	**381699**	**82742**	**66403**	**7302**	**307**

Für die einzelnen Regierungsbezirke der Rheinprovinz stellen sich die ahlen wie folgt:

Provinz	Parzellenbetriebe unter 2 Hektar	Kleinbäuerliche Betriebe von 2—5 Hektar	Mittelbäuerliche Betriebe von 5—20 Hektar	Großbäuerliche Betriebe von 20—100 Hektar	Großbetriebe über 100 Hektar
oblenz	62570	24885	15121	446	17
üsseldorf	144763	10047	13245	3446	72
öln	62668	11118	9403	1199	140
rier	65345	25550	18188	1151	26
achen	46353	11142	10446	1060	52

Schon diese Zahlen geben ein Bild von der großen Verbreitung der äuerlichen Kleinbetriebe im Rheinland, insbesondere in den Regierungsezirken Koblenz und Trier. Durch die überragende Zahl der Kleinetriebe im Regierungsbezirk Düsseldorf darf man sich nicht täuschen ssen. Zunächst aus dem Grunde nicht, weil Düsseldorf der größte Regieungsbezirk der Rheinprovinz ist. Hauptsächlich aber ist zu beachten, daß

[1] Mit Berlin.

der Regierungsbezirk Düsseldorf stark industriell ist und daß deshalb die Mehrzahl der Zwergbetriebe nicht von Landwirten, sondern von Industriearbeitern bewirtschaftet wird, die sich ihre Feld- und Gartenfrüchte selbst ziehen. Dasselbe gilt vom Regierungsbezirk Köln. Tatsächlich ist denn auch der bäuerliche Kleinbetrieb, wie er in den Regierungsbezirken Koblenz und Trier charakteristisch ist, im nördlichen Teile der Rheinprovinz viel weniger vertreten, was sich auch zahlenmäßig feststellen läßt, wenn man nur die landwirtschaftlichen Betriebe von 1 bis 2 Hektar berücksichtigt. Betriebe dieser Größe wurden gezählt im Regierungsbezirk

Koblenz	15714	Betriebe mit	31701	Hektar Fläche
Trier	17189	= =	34427	= =
Aachen	7762	= =	14766	= =
Köln	9983	= =	21371	= =
Düsseldorf	9819	= =	23405	= =

Welch ungeheure Zersplitterung der Betriebe aber das Parzellenwesen hervorruft, geht aus folgender Aufstellung hervor:

Nach der vom Finanzminister im Jahre 1870 — neuere Zahlen stehen mir leider nicht zur Verfügung — veröffentlichten Grund- und Gebäudesteuerveranlagung zerfiel der Grundbesitz im

Regierungsbezirk	Bei Hektar Größe	In Parzellen[1]
Koblenz	576689	4255590
Trier	692881	3809779
Aachen	398432	1251023
Köln	378087	1813410
Düsseldorf	505303	843498
	2551392	11973300

Infolge der Erbteilung ist dieses Verhältnis bis heute sicher noch ungünstiger geworden, trotz des in den achtziger Jahren auch im Rheinland zur Einführung gebrachten Zusammenlegungsverfahrens, auf das ich noch zurückkommen werde. In einzelnen Gemeinden muß man sogar die Größe der Parzellen nach Quadratmetern statt nach Ar oder Hektar bestimmen. Bedeutet die Parzellenwirtschaft an sich schon eine Kräftevergeudung, so wird die ungünstige wirtschaftliche Lage des Eifelbauern noch gesteigert durch die wenig ertragreiche Bodenqualität in fast allen Kreisen, mit geringen Ausnahmen, zum Beispiel im Kreise Bitburg. Nach Beck sind im Kreise Prüm unter 68499 Morgen Ackerlandes

218	Morgen	1.	Klasse	mit einem	Grundsteuerreinertrag	von	9	Ma[rk]
7578	=	2.—4.	=	=	=	=	6,6—2,7	=
19932	=	5.	=	=	=	=	1,8	=
25760	=	6.	=	=	=	=	1,2	=
13011	=	7.—8.	=	=	=	=	0,9—0,6	=

Bedeutete nun wirklich der landwirtschaftliche Kleinbetrieb die vollkommenste Form der Agrarkultur, verbürgte er in der Tat all die Vorteile für den einzelnen sowohl wie für die Gesamtheit — in der Rheinprovinz, dem klassischen Lande des Kleinbetriebs, müßten die angenehmen Folgen weithin sichtbar in die Erscheinung treten. Wir werden aber sehen, daß das Gegenteil der Fall ist.

[1] Wald und Wiese sind inbegriffen.

Die Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise hat auch den
lbauer mit aller Wucht getroffen. Mögen einzelne Dörfer noch so ab-
gen sein, ihre Bewohner spürten den alles zersetzenden Einfluß der kapi-
tischen Warenwirtschaft. Hatten sie früher nur so viel produziert,
sie zur Fristung ihres Lebensunterhaltes und zur Leistung der Zinsen
Abgaben an den Grundherrn benötigten, so änderte sich das im ver-
genen Jahrhundert gründlich. Zwar besteht auch jetzt noch in einigen
teckten Nestern ein Tauschhandel in der Form, daß der Kaufmann mit
n, Butter oder anderen Naturalien für seine Waren bezahlt wird, aber
allgemeinen kann man wohl sagen, daß auch der Eifelbauer heutzutage
Möglichkeit für den Verkauf, statt für den eigenen Gebrauch produ-
t, um Geld in die Hände zu bekommen. Und bares Geld hat der Eifel-
er so notwendig wie das liebe Brot. Hypothekenzinsen und Steuern
sen entrichtet werden, und all die vielen Bedarfsartikel des täglichen
ens, die auch der Eifelbauer haben muß, und die früher in eigener Wirt-
ft hergestellt wurden, müssen bar bezahlt werden. Ferner muß er, weil
uch Viehzüchter ist, Futtermittel in großen Mengen zukaufen und diese,
der allenthalben bestehenden Einkaufsgenossenschaften, teuer bezahlen;
muß das deshalb, weil es mit dem natürlichen Futtermittel der Wiesen
ger bestellt ist — die Wiesenfläche in der Eifel macht nur 10 bis 15 Pro-
des Ackerlandes aus — und weil der Futterbau seines ohnehin gering
essenen Grundbesitzes nicht ausreicht, den Bedarf zu decken. Dazu be-
en sich die hauptsächlich in den Tälern des Gebirges gelegenen Wiesen
fach in einem jämmerlichen Zustand und können nur unter hohen
ten verbessert werden. Der kleine Bauer hat aber kein Geld, diese Re-
ierungsarbeiten ausführen zu lassen, oder keine Zeit, sie selbst vorzu-
men. Aus demselben Grunde ist auch die Waldkultur in den meisten
genden verwahrlost und die Bewirtschaftung des Ackerlandes total rück-
dig. Noch heute herrscht als Begleiterscheinung der Gemengelage der
rzwang, und der Boden wird, aller Entwicklung zum Trotz, meistens
jahrhundertealter Methode bearbeitet.[1] Maschinen werden nur in
ingem Maße verwendet, zunächst aus dem Grunde, weil den kleinen
uern die materiellen Mittel zur Anschaffung von Maschinen fehlen, dann
r auch, weil der Parzellenbetrieb die Verwertung der Maschinen un-
glich macht. Es ist ein Glück, daß der Eifelbauer nicht auf Körnerbau
in angewiesen ist; er wäre sonst längst der Konkurrenz der Groß-
iebe erlegen.

[1] Hierhin gehört vor allem das „Schiffeln" des Ödlandes, eine der primi-
en Formen des Ackerbaus, die viel Ähnlichkeit mit den in Süddeutschland und
gen Landstrichen des Alpengebiets noch vielfach üblichen „Reutbergen" hat.
Ödland bleibt bis zu fünfzehn Jahre lang liegen. Dann wird das in dieser
gewachsene Unkraut und Gestrüpp abgebrannt und die Asche untergepflügt,
auf der so bearbeitete Boden in drei aufeinander folgenden Jahren mit
gen, Hafer und Kartoffeln bepflanzt wird. Hierdurch wird der Boden so ent-
tet, daß er wiederum fünfzehn Jahre bis zur nächsten Prozedur liegen bleiben
. Es wird die Ansicht vertreten, daß dieses Ödland bei sachgemäßer Bearbei-
g in Dauerweiden verwandelt werden könnte. Aber wo soll der arme Eifelbauer
Mittel hernehmen, um derartige kostspielige Kulturarbeiten ausführen zu
n?

Der Eifelbauer war übrigens bis vor gar nicht langer Zeit nicht einm Eigentümer des Viehes, mit dem er wirtschaftete. Es bestand bis vor etn fünfzehn Jahren in der Eifel noch allgemein das System der sog nannten Viehleihe. Der Bauer lieh sich ein Stück Vieh vom Händle Der Verleiher blieb Eigentümer, der Bauer hatte nur die Nutznießung d Viehes, ferner behielt er die Milch, und der Nachwuchs wurde zwischen ih und dem Händler geteilt. Meistens aber nahm der Händler das Vi bereits fort, wenn es herangewachsen war oder wenn es gekalbt hatte. Se der Mitte der neunziger Jahre stellt zwar die Landesbank der Rheinprovi den armen Viehhaltern Darlehen zur Verfügung, um die Umwandlu des Leihviehs in Eigenvieh zu ermöglichen, indes ganz abgeschafft ist d System der Viehleihe immer noch nicht. Der Bauer kann jetzt durch Ve mittlung der Bank eigenes Vieh erwerben, aber es wird ihm durcha nicht geschenkt, sondern wenn er Vieh kauft, so kann er das meistens n indem er Schulden macht.

Daß unter solchen Umständen von einer blühenden Viehzucht nicht g sprochen werden kann und eine der Haupterwerbsquellen des Eifelbaue wenig ertragreich ist, liegt auf der Hand. Tatsächlich wird, mit Au nahme des Rindviehs, im Rheinland im allgemeinen und in der Eifel i besonderen trotz des überwiegenden Kleinbetriebs bedeutend wenig Vieh produziert als in anderen Provinzen Preußens. Das ergibt s mit voller Klarheit aus der Viehstandsstatistik im preußischen Staate.[1]

So war es denn eine ganz natürliche Erscheinung, daß die Lage d Eifelbauern sich von Jahr zu Jahr verschlechterte. Jede Mißernte brac ihnen nicht nur empfindlichen Schaden, sondern Tausenden von ihnen d Ruin. Den geringen Bareinnahmen auf der einen Seite stehen hohe Ge ausgaben auf der anderen Seite gegenüber. Hypotheken- und Pachtzins Staats- und Gemeindesteuern nehmen den Bauern einen großen Teil ihr Einnahmen fort. Zumal die Gemeindeabgaben sind in der Eifel meist außerordentlich hoch. Gibt es doch Orte, die 200 bis 300, ja sogar 400 P zent Gemeindeumlagen auf die Einkommensteuer und 600 Prozent r Realsteuern aufbringen. Diese Steuerlast wird von den Bauern begre licherweise recht drückend empfunden, zumal gar nicht selten Fälle v kommen, wo auswärts wohnende Großgrundbesitzer von ihrer Einkomm steuer einen Betrag an die Gemeinde zahlen, der geringer ist als der meisten ansässigen Kleinbauern. Leider ist aus der Statistik nichts über e Höhe der Pachtpreise zu ersehen, und auch die sporadischen Äußerungen r Landwirtschaftskammer für die Rheinprovinz geben keinen allgemeinen A haltspunkt. Ebensowenig ist Genaueres über die Kaufpreise in Erfahrg zu bringen. Immerhin besteht aber die Tatsache, daß die Kauf- und Pa preise besonders in den letzten Jahren eine starke Steigerung aufweisen, e in der Hauptsache mit dem infolge der höheren Vieh- und Getreidepreise stiegenen Bodenwert zusammenhängt.

Als besonderer Grund für die Steigerung kommt aber noch hinzu: n der Eifel ist jeder Besitzer mit allen Kräften bestrebt, seinen Grundbesitz u vergrößern. Das ererbte Land nährt in der Regel nicht oder nur notdürg

[1] Statistisches Jahrbuch für den preußischen Staat für das Jahr 1909, S. 76 bis 77.

ıen Mann. Es iſt daher nicht das alle Bauern beherrſchende Beſtreben h ſicherer Anlage der etwa zur Verfügung ſtehenden Kapitalien, auch ht die vielgerühmte Anhänglichkeit an die Scholle oder ein anderer ideeller weggrund, ſondern es iſt Hunger im wörtlichen Sinne, der den Land- nn in der Eifel dazu treibt, ſeine ganzen Erſparniſſe, wo ſich nur Ge- enheit bietet, für den Ankauf von Nachbarparzellen aufzuopfern, oder t, wo er Kredit hat, mit geliehenem Gelde Grund und Boden zu verben. Natürlich kauft der Bauer unter dieſen Umſtänden meiſtens viel teuer, und die Folge iſt, daß ihm von dem Ertrag ſeines Grundſtücks hts oder faſt nichts übrigbleibt.

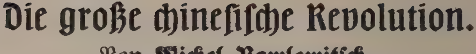
Dieſe Folgerungen aus den Tatſachen der landwirtſchaftlichen Betriebs- hältniſſe finden überdies ihre Beſtätigung durch die vom Landwirtſchaft- en Verein für Rheinpreußen im Jahre 1898 auf Veranlaſſung des Reichs- tes des Innern vorgenommene Enquete über die Rentabilität typiſcher ndwirtſchaftsbetriebe. Aus 130 Ertragsberechnungen, die ſich auf ganz einland verteilen, ergibt ſich, daß bei 79 von ihnen (gleich 60,7 Prozent) rhaupt kein Reinertrag vorhanden iſt; bei Nichtanrechnung eines Ar- tsentgeltes für den Wirtſchafter und ſeine Familienangehörigen geht ſe Zahl auf 52 (gleich 40,7 Prozent) herunter. Und vergleicht man die zelnen Größenklaſſen miteinander, ſo zeigt ſich aus der intereſſanten Er- ung, daß die kleinbäuerlichen und Zwergbetriebe den prozentual größten teil an der Defizitwirtſchaft haben.

Die Enquete des Landwirtſchaftlichen Vereins zeigte bei den einzelnen ößenklaſſen folgende Verzinſung des Grundkapitals:

Verzinſung Prozent	A. Ohne Anrechnung eines Arbeitsentgeltes für den Wirtſchafter und ſeine Angehörigen									B. Mit Anrechnung eines Arbeitsentgeltes für den Wirtſchafter und ſeine Angehörigen								
	Zahl der Wirtſchaften mit einem landwirtſchaftlich nutzbaren Areal von Hektar																	
	über 100	100 bis 75	75 bis 50	50 bis 30	30 bis 20	20 bis 10	10 bis 5	unter 5	im ganzen	über 100	100 bis 75	75 bis 50	50 bis 30	30 bis 20	20 bis 10	10 bis 5	unter 5	im ganzen
iſchen 9 bis 8 .	—	—	—	—	—	—	2	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—
„ 8 „ 7 .	—	1	—	—	—	—	1	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—
„ 7 „ 6 .	—	—	1	—	—	1	—	1	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—
„ 6 „ 5 .	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1
„ 5 „ 4 .	2	—	—	—	2	1	1	—	6	—	—	1	—	—	—	1	—	2
„ 4 „ 3 .	—	3	3	1	2	5	2	—	16	2	1	1	—	—	—	1	—	5
„ 3 „ 2 .	1	1	3	2	3	3	2	—	15	—	2	3	1	1	1	—	—	8
„ 2 „ 1 .	3	1	1	5	3	4	1	2	20	2	1	2	—	2	4	2	2	15
Unter 1 .	—	1	1	6	1	2	3	—	14	2	3	2	3	5	3	2	—	20
izit	2	1	1	5	4	22	14	3	52	2	—	1	15	7	30	20	4	79
	8	8	10	19	15	38	26	6	130	8	8	10	19	15	38	26	6	130

Natürlich geſtattet dieſe Enquete noch keine allgemeine Folgerung auf Lage der rheiniſchen Landwirtſchaft, immerhin aber iſt ſie eine inter- nte Stichprobe.

(Fortſetzung folgt.)



Die große chinesische Revolution.

Von **Michel Pawlowitsch.**

(Fortsetzu)

II. Die Reformen und die Revolution.

1. Regierung und Reformen. Yuan-Schi-Kai.

Der Russisch-Japanische Krieg mit seinem so unvermuteten Ausgan der völligen Niederlage des gewaltigen, jedoch rückständigen Rußland u den glänzenden Siegen des konstitutionellen Japan hinterließ einen stark Eindruck in den herrschenden Kreisen des Reiches der Mitte. Es bildet sich drei Regierungsparteien um den Thron: 1. Die reaktionä Mandschupartei mit dem Prinzen Tsin, dem Ältesten der he schenden Dynastie, an der Spitze. Sie setzte sich aus den fortschrittfein lichsten Elementen zusammen, man traf hier viele Minister, die einst in geheim den berühmten Boxeraufstand angeführt hatten, dann sämtliche ei flußreichen chinesischen Schwarzhundertler. Als echtes Haupt einer reakti nären Partei und typischer Vertreter der chinesischen Bureaukratie zeichne sich Prinz Tsin durch große Bestechlichkeit aus. Jeder Anwärter auf irge einen mehr oder minder bedeutenden Regierungsposten hatte an d Prinzen einen Tribut zu entrichten, dessen Höhe von der Wichtigkeit u der Einträglichkeit des betreffenden Postens abhing. 2. Die for schrittliche Mandschupartei mit dem Prinzen Su, dem Vizekönig T Fang, dem Herzog Tsai-Tse und vielen anderen einflußreichen Mandsch Auf dem Programm dieser Gruppe standen die Aufhebung jeder trennend Schranke zwischen den Mandschus und den Chinesen und die unbedin Durchführung einer Reihe von Reformen; jedoch war für diese letzteren ei gewisse Stufenfolge vorgesehen, indem zunächst nur mit einer Provinz, u zwar der Mandschurei, begonnen werden sollte. 3. Die Regierung partei der chinesischen Reformisten; ihre Hauptvertre waren Tscheng-Sche-Tong, der Vizekönig der beiden Provinz Hu-Pe und Hu-Nan, Tsen-Tscheon-Hien, der Vizekönig der beid Kwang-Provinzen, und eine Reihe anderer Würdenträger echt chinesisc Herkunft. Diese Hofpartei war gewissermaßen die Fortsetzerin des Werk Kang-Yu-Weis, das im Jahre 1898 eine so tragische Unterbrechung erfahr hatte. In Treue zu der Dynastie verharrend, bekannten sich die Mitglie der Reformistenpartei zu der Notwendigkeit weitgehender Reformen f das gesamte Reich, insbesondere auf dem Gebiet des Bildungswesens. E forderte die Einführung der allgemeinen Schul- und Wehrpflicht u anderes mehr. Tscheng-Sche-Tong vor allem spielte eine hervorrage Rolle in der Sache der Volksbildung in China. Es ist dies eine sehr m kante Persönlichkeit, bei der es ein wenig zu verweilen verlohnt, um d neue China kennen zu lernen. Im Jahre 1898 veröffentlichte Tscheng-Sc Tong seine berühmte „Aufforderung zur Bildung", die dem Kaiser der gefiel, daß er sämtlichen Gouverneuren je ein Exemplar zugehen ließ m der Empfehlung, die Broschüre drucken und unter der Bevölkerung v breiten zu lassen. Indes Tscheng-Sche-Tong begnügte sich nicht mit blo schriftstellerischer Tätigkeit. In seiner Residenz Wu-Tschang, dem admi strativen Hauptzentrum der beiden Provinzen Hu-Pe und Hu-Nan, ließ auf einem Hügel jenseits der schmutzigen Altstadt eine neue origine

[S]tadt aufbauen, die ausschließlich aus Schulanstalten der mannigfaltigsten [A]rt bestand. Auf der Spitze des Hügels lag eine Schule für kleine Kinder; [u]nten am Fuße eine Anstalt für Rechtskunde, die von 200 Jünglingen be-[s]ucht wurde; weiter eine Sprachakademie, wo erwachsene junge Männer, die [v]orher die russische, japanische, englische und andere Sprachen erlernt, unter [L]eitung ausländischer Professoren ihre Ausbildung vollendeten; es folgten [d]ann eine nach der anderen, eine Kriegsschule, eine Bergbauschule, eine Eisenbahn-[sc]hule, in der amerikanische Professoren Vorträge und Übungen abhielten, eine [P]olizistenschule, eine Kunst- und Gewerbeschule, ein chemisches Institut sowie ein [a]gronomisches Institut, eine Mädchenschule, eine Schule für Geologie und [a]ndere mehr. Mit einem Worte, eine wahre Schulstadt, die in den Dämmer-[st]unden, wo die Schultore sich öffneten und die Jugend auf die Straße [st]römte, von Hunderten frischer Stimmen widerhallte. Als Tscheng-Sche-[T]ong die Stadt Wu-Tschang verlassen mußte, um sich nach Peking zu be-[g]eben, trat die gesamte Bevölkerung der Altstadt, die ihrem Gouverneur [f]ür seine Bemühungen um die Bildung der Kinder Dank wußte, auf die [S]traße; man stellte mit rotem Tuche, dem Symbol guter Wünsche, bedeckte [T]ische vor die Türen; viele weinten, indem sie dem scheidenden Gouverneur [d]as Geleite gaben, andere ließen ihm zu Ehren Raketen aufsteigen und [ä]hnliches mehr. Tscheng-Sche-Tong suchte der Anschauung Geltung zu ver-[sc]haffen, daß von zehn bestehenden Tempeln sieben zu Schulen verwandelt [w]erden müßten. Desgleichen forderte er, daß sieben Zehntel der Summen, [d]ie der Unterhalt der Mönche verschlang, zu Schulzwecken verwandt werden, [i]ndem er erklärte, ohne Schulbildung wäre China rettungslos dem An-[st]urm der äußeren Feinde preisgegeben. In religiöser Beziehung war [T]seng-Sche-Tong vollkommen Freidenker; seine Ansicht war, daß die chine-[si]schen Religionen, der Buddhismus und der Taoismus, über kurz oder [la]ng dem Christentum Platz machen müßten. Mit seinem Scheiden aus [W]u-Tschang trat in der Entwicklung des Schulwesens in den beiden ihm [u]nterstellten Provinzen dank den Quertreibereien der Administration ein [m]erklicher Rückschritt ein. Sein Tod im Oktober 1909 bedeutete einen [sc]hweren Verlust für die Sache der Volksbildung in China, die er stets als [d]as mächtigste Mittel zur Wiedergeburt des Landes und zum Schutze seiner [S]elbständigkeit gegen Angriffe von außen her betrachtet hatte. Die An-[si]chten dieses Staatsmannes entsprachen vollkommen den neuen Stim-[m]ungen, die sich in der chinesischen Gesellschaft mit ungewohnter Macht [f]ühlbar machten.

Der Drang nach Bildung ist der hervorstechendste Charakterzug der [ch]inesischen Gesellschaft des letzten Dezenniums. In keinem einzigen anderen [L]ande erfreut sich der Gebildete eines solchen Ansehens wie gerade in dem [fi]nsteren, rückständigen China. Das Erscheinen von zwei oder drei aus Tokio [z]urückgekehrten Studenten in irgend einer Stadt genügte, damit die Vize-[g]ouverneure sogleich die alarmierendsten Rapporte nach Peking einsandten. [D]ie Anzahl der Leute aber, die dringend den Wunsch nach Bildung be-[k]undeten, wuchs von Tag zu Tag. Im Jahre 1904 zählten die japanischen [L]ehranstalten nur 591 chinesische Zöglinge, im Jahre 1905 2406, im Jahre [1]906 8620 und im Jahre 1907 gab es nicht weniger als 10 000 chinesische [S]tudenten in Japan. Man konnte geradezu von einem elementaren Cha-[r]akter der auf Bildung abzielenden Bewegung sprechen, bei der die private

Initiative eine bedeutend größere Rolle spielte als die der Regierung. Auf der „Pestkonferenz" äußerten sich die deutschen Ärzte folgendermaßen: „China hat in dem kurzen Zeitraum von drei bis vier Jahren in intellektueller Beziehung einen Schritt vorwärts gemacht, zu dem andere Nationen mehrere Jahrzehnte gebraucht hätten." Ich wüßte nichts anzuführen, was die Verehrung von Wissenschaft und Bildung, wie man sie in der chinesischen Gesellschaft beobachten kann, besser kennzeichnete als der Brief einer jungen Chinesin namens Tsu, die ihrem Leben ein Ende machte aus Gram über den Tod ihres Mannes, den sie selbst mit Diphtheritis angesteckt hatte. Ehe sie Hand an sich legte, richtete Frau Tsu folgenden Brief an ihre Eltern:

Teure Eltern! Ich bin mir meiner Schuld bewußt. Ich weiß wohl, daß ich meine Pflicht Euch gegenüber erfüllen und Euch helfen müßte, meinen jüngeren Brüdern eine Bildung angedeihen zu lassen. Aber mein Los ist bitter. Mein Mann ist tot und ich mag nicht länger auf dieser Erde schmachten. Ich habe ihm bereits gesagt, er solle mich erwarten, denn ich will ihm folgen, damit die zwei Jahre unserer Liebe nicht spurlos verschwinden. Aber es macht mir Schmerz, mich mit dem Gedanken aussöhnen zu müssen, daß ich Euch nicht dabei helfen kann, meine jüngeren Brüder zu gebildeten Menschen zu machen. Ich weiß, meine Sünde ist groß, aber meine Gattentreue zwingt mich, das zu vernachlässigen, was ich Euch und meinen jüngeren Brüdern schulde.... Ich bitte Euch um eine letzte Gnade. Bestattet mich an demselben Tage und im gemeinsamen Grabe mit meinem geliebten Gatten. Laßt nicht die üblichen abergläubischen Zeremonien und Gebräuche erfüllen. Die 600 Dollar, die ich hinterlasse, und alle meine Schmucksachen widmet für Schulzwecke. Ich möchte Euch vieles sagen, aber in meinem Herzen ist eine tiefe Wunde, und ich finde keine Worte. Lebt wohl, meine innigstgeliebten Eltern! Eure Euch liebende Tochter.

Auf dem Grabe beider Gatten wurde eine Reihe von Reden gehalten, und wenngleich die meisten Redner für die junge Selbstmörderin nur die schmeichelhaftesten Worte hatten, ließen einige dennoch den Gedanken durchblicken, daß jeder einzelne Mensch, sei es Mann oder Frau, der umgebenden Gesellschaft gehöre und daher kein Recht habe, seine Pflichten gegenüber den übrigen Menschen von sich zu werfen, indem er unter dem Einfluß selbst eines natürlichen und legitimen Leides zum Selbstmord greife.

Auch auf dem platten Lande bricht sich der Bildungsgedanke immer mehr Bahn, wie dies unter anderen zum Beispiel auch der Generalkonsul der Vereinigten Staaten zu Hongkong in seinem Bericht bestätigt. So finden wir selbst in einem so weltentlegenen Winkel Chinas, wie in dem Bezirk Se-Ukonan an der tibetanischen Grenze, eine Anzahl von Elementarschulen, wo Chinesisch, Rechnen und Erdkunde gelehrt werden. In einigen größeren Dörfern trifft man selbst Schulen mit Englisch und Turnen auf dem Lehrplan. Das Verständnis für die Bedeutung der Volksschulbildung dringt in alle Schichten der Bevölkerung, und die reichen Kaufleute spenden nicht mehr wie einst für Tempel, sondern für Schulzwecke. In Schanghai zum Beispiel vermachte unlängst der Kaufmann Yan-Se-Tschun ungefähr 500 000 Taels[1] für die Errichtung von Schulen in der Stadt.

Ich hatte eingangs auf drei Regierungsgruppen hingewiesen, die mit Hilfe von allerlei Hofintrigen einander aufs heftigste befehdeten, um das

[1] 1 Schanghai-Tael Silber gleich ungefähr 2,70 Mark.

Staatsschiff in das eine oder das andere Fahrwasser zu lenken. Einer unter den chinesischen Staatsmännern allein wußte sich allen Parteien unentbehrlich zu machen, indem er heute hierhin, morgen dahin neigte, bald den enragiertesten Reformator spielte, bald als eifrigster Verfechter des Althergebrachten und der Interessen der reaktionären Clique auftrat — das war Yuan-Schi-Kai. Dieser dicke, sich nur mit Mühe fortbewegende kleingewachsene Mann mit den vollen schlaffen Wangen und den fetten runden Schultern, dem jede Bewegung Schmerz zu verursachen schien und in dem nur die klugen, durchdringenden Augen von unbezähmbarer Energie und eiserner Willenskraft sprachen, war in seiner Art der Witte Chinas. Die Bourgeoisie des Reiches der Mitte schenkte ihm, trotz all seiner Treubrüche und Wankelmütigkeiten, lange Zeit hindurch ihr Vertrauen und betrachtete ihn als ihren Mann schon deshalb, weil sie wußte, wie sehr ihn die Partei der mandschurischen Schwarzhundertler haßte und fürchtete. Der eigentliche Beginn der glänzenden Karriere Yuan-Schi-Kais fällt in das Jahr 1898, als er die Pläne des jungen Kaisers Kwang-Sü dem Führer der Reaktionspartei Yün-Lu (den er selbst zu verhaften auf sich genommen hatte) verriet und so zur Palastrevolution vom 21. September 1898 und dem so tragischen Abschluß der Periode der hundert Tage beitrug. Es folgte dann die Zeit der härtesten Repressalien und Verfolgungen, Folterungen und Hinrichtungen. Die Kaiserin erhob Yuan-Schi-Kai zur Belohnung für die geleisteten Dienste zum mächtigsten und einflußreichsten Würdenträger im Reiche. Nach den japanischen Siegen in den Jahren 1904 und 1905, als die Einsicht von der Notwendigkeit einiger Reformen selbst in den herrschenden Kreisen Eingang fand, wandte die Bureaukratie ihre Blicke auf Yuan-Schi-Kai, als den einzigen Staatsmann, fähig, das Reformwerk durchzuführen, ohne die Privilegien der Mandarinen und der herrschenden Clique anzutasten. Yuan-Schi-Kai war nicht nur Vizekönig der wichtigsten Provinz, er hatte in seinen Händen auch das Kommando über die sechs Divisionen der reorganisierten Nordarmee und die Leitung des Finanz- und des Verkehrsministeriums. Das Jahr 1905 sah ihn als Veranstalter und Leiter der ersten großen Manöver in China, denen ausländische Offiziere als Gäste beiwohnten und die in Europa und Amerika großes Aufsehen erregten. In China selbst, wo man so sehr den äußeren Feind fürchtete, machten diese Manöver einen großen Eindruck und trugen nicht wenig bei zur Erhöhung des Ansehens Yuan-Schi-Kais selbst in jenen Kreisen, die ihn wegen seiner Teilnahme an dem Staatsstreich von 1898 haßten. Am Hofe steigt der Einfluß Yuan-Schi-Kais aufs höchste. Er wird zur mächtigsten Persönlichkeit im Reiche. Um die gleiche Zeit beginnt eine kurzfristige Epoche der Reformen von oben her. Vor allem entsendet die Regierung zwei außerordentliche Missionen nach Europa sowie nach den Vereinigten Staaten, die die verschiedenen Staatsformen, die konstitutionellen Gesetze, die Organisation der Volksbildung und der Armee usf. an Ort und Stelle studieren sollten. Es erfolgt der Erlaß über Abschaffung der Folter als Hilfsmittel der gerichtlichen Untersuchung, ein Erlaß, der übrigens nur in Peking und einigen anderen großen Städten mit europäischen Kolonien in Kraft trat, im übrigen Reiche hingegen bis in die letzte Zeit hinein völlig wirkungslos blieb. Ein fernerer Erlaß betraf die Reorganisation der Kriegsschulen, die Einführung europäischer Uniform im Heere und die Eröffnung einer Reihe

neuer Schulen in den verschiedenen Provinzen des Reiches. Es wurden desgleichen Maßnahmen getroffen, um den Opiumkonsum einzudämmen. Zum ersten Male begegnen wir der offenen Nennung des Wortes „Konstitution" in der chinesischen Presse im Jahre 1905, und das erste kaiserliche Dekret, das von der baldigen Einführung der Konstitution sprach, erschien im September 1906. Inzwischen aber wuchs die Unzufriedenheit im Lande von Tag zu Tag. Überall flammten mehr oder minder ernste Unruhen auf. Verschiedene Klassen der Bevölkerung wollten sich nicht länger mit den Halbmaßregeln der Regierung begnügen und forderten die unverzügliche Proklamierung der Verfassung. Endlich brach im Frühjahr 1906 in sechs südlichen Provinzen des Reiches ein grandioser Aufstand aus. In der Provinz Kuang-Tung allein bildete sich eine gewaltige, 60 000 Mann zählende Armee, die den kaiserlichen Truppen eine Reihe von Schlachten lieferte. Der Aufstand wurde unterdrückt, den Revolutionären glückte es aber, Waffen und Munition in Sicherheit zu bringen.[1]

Dieser Aufstand verursachte eine gewaltige Aufregung in den Regierungskreisen und verschärfte den Kampf zwischen der Hofpartei der Reaktionäre und der Gruppe der „fortschrittlichen Beamten". Der terroristische Akt vom 6. November 1907, die Ermordung des Generalgouverneurs der Provinz Ngan-Hwei durch den Direktor der Polizistenschule, den Chinesen Si-lin, der bewaffnete Widerstand der zukünftigen Polizisten gegen die militärische Macht, das Eingeständnis des Attentäters, er habe den Posten nur deshalb angenommen, um mit größerer Leichtigkeit seine revolutionären Pläne ausführen zu können — all das machte einen außergewöhnlichen Eindruck auf die gesamte Bevölkerung Chinas und rief eine beispiellose Panik in den obersten Sphären hervor. Bei der ersten Nachricht vom Attentat in Ngan-Hwei wurde der kaiserliche Palast sofort von Truppen umgeben, die niemand auf eine Entfernung von 500 Metern herankommen ließen. In ihrer Angst ließ die Kaiserin sofort Yuan-Schi-Kai und den bereits oben genannten Tscheng-Sche-Tong (Gouverneur der Provinzen Hu-Pe und Hu-Nan) zu sich rufen. Die Komödie mit den Reformen begann von neuem. Ein besonderer Erlaß verkündete die Bildung einer neuen bureaukratischen Institution, der „Kammer für administrative Kontrolle", die die konstitutionellen Gesetze ausarbeiten sollte, eine neue Mission wurde nach dem Ausland entsandt, um die konstitutionellen Gesetze zu studieren, endlich rief man in sämtlichen Gouvernements sogenannte „Provinziallandtage" ins Leben. Aber bei der Bestechlichkeit und der Korruption die in China herrschten, diente jede neue Reform, anstatt dem Volke irgend einen Nutzen zu bringen, nur als Einnahmequelle für die chinesischen Beamten. Wie bekannt, hat sich im Reiche der Mitte noch bis auf den heutigen Tag, wenn auch in verhüllter Form, das System des Kaufes öffentlicher Ämter erhalten. So erstand vor kurzem noch der Gouverneur der Provinz Schantung sein Amt um $1^1/_2$ Millionen Rubel, der Gouverneur von Helonkiang in der Mandschurei bezahlte für seinen Posten dem Prinzen Tschir 180 000 Rubel usw. usw. Wenngleich auch derartige Summen ausgegeben

[1] Nähere Details über diesen Aufstand, die Rolle, die die Bauernschaft und die handeltreibende und gewerbliche Bevölkerung in ihm spielten, und über den terroristischen Akt vom 6. November 1907 siehe in meinem erwähnten Artikel in der „Neuen Zeit" vom 21. April 1911.

werden, um einen hohen administrativen Posten zu erlangen, so ist das Gehalt zu gleicher Zeit geradezu nichtig. Der Gouverneur der beiden Provinzen Kwang z. B., die zusammen an Umfang und Bevölkerungszahl Frankreich weit übertreffen, erhält nicht mehr als 600 Rubel an offiziellen Gehältern — die weniger wichtigen Gouverneurs- und Mandarinenposten sind natürlich noch schlechter dotiert. Selbstverständlich benutzen nun die Behörden jede erdenkbare Gelegenheit, um die Bevölkerung mit immer neuen Steuern zu belegen, die sich stets gerade auf die notwendigsten Gebrauchsartikel (Tee, Zucker, Reis, Tabak) erstrecken. Die neuen wichtigen administrativen Reformen liefern hier den gewünschten Vorwand, um die Steuerschraube immer fester anzuziehen. In einigen Gebieten, so zum Beispiel in Kin-Tscheon, wurden die Abgaben auf Fleisch, Brot, Heizmaterialien und ähnliches derart erhöht, daß die Bevölkerung aus Verzweiflung zum Aufstand griff, und man braucht sich nicht darüber zu verwundern, daß an vielen Orten die Einwohnerschaft die Regierungsschulen demolierte, weil man sich dieser bediente, um die Abgaben ins Unerträgliche zu steigern. Man höre zum Beispiel, wie ein einfacher Staatsbeamter namens Scheng-Kia-Nei in seinem Bericht an die Regierung sagt:

Unter den gegebenen Verhältnissen ist es klar, daß China zugrunde gehen muß, wenn die Verfassung nicht eingeführt wird. In diesem Jahre allein wurden anläßlich der Reorganisierung der Truppen und einiger anderer Neueinführungen die Steuern um das Fünffache gegenüber den Vorjahren erhöht. Die Revolutionäre der südlichen Provinzen sind aufs neue bereit, sich zu erheben, und das Gebiet Kwangsi ist noch immer nicht zur Ruhe gekommen. Doch wenn die Bevölkerung sich den Rebellen anschließt, so tut sie das nicht aus Lust am Rebellieren, sondern aus dem einfachen Grunde, weil das Land an den Bettelstab gebracht ist.... In der Provinz Petschili allein sind der Bevölkerung 700 000 Taels auferlegt worden. Bei Aufrechterhaltung eines solchen Systems wird die Bevölkerung in den neun Jahren, die laut Zusage noch bis zur Einführung der Verfassung bleiben, Hunderte Millionen von Taels zu entrichten haben. Ich fürchte, daß das Volk, der Möglichkeit zum Leben beraubt, sich empören wird. . . . Ich flehe Ew. Majestät an, den Mandarinen zu befehlen, daß sie größere Sparsamkeit üben, um Aufständen vorzubeugen.

Auf diese Weise, wie wir sehen, waren all die Neueinführungen der Regierung sehr wenig geeignet, dem Volke Erleichterung zu verschaffen, und dienten vielmehr nur dazu, die ohnehin schon schwere Steuernlast nur noch drückender zu machen. Zugleich damit stiegen die Furcht und das Mißtrauen der äußersten Reaktionäre, die schließlich einen entscheidenden Schlag vorzubereiten begannen. Am 2. Januar 1909 verließ Yuan-Schi-Kai den kaiserlichen Palast in besonders guter Laune. An diesem Tage hatte der Prinzregent den großen Staatsmann mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit empfangen und ihn mit allen möglichen Zeichen seiner Gnade überhäuft, indem er von seinen Verdiensten um das Vaterland, seiner Bedeutung für dasselbe usw. in den überschwenglichsten Worten sprach. Als Yuan-Schi-Kai zu Hause anlangte, fand er ein kaiserliches Dekret vor, worin es hieß, daß, da er an Rheumatismus leide und ein krankes Bein habe, ihm zum Zeichen der allerhöchsten Gnade befohlen sei, alle seine Ämter und Würden niederzulegen und sich auf seine Güter zurückzuziehen, um daselbst Heilung zu suchen. So endete im Januar 1909 die glänzende Laufbahn des chinesischen

Witte. Yuan-Schi-Kai mußte sich auf seine Güter begeben, ohne Erlaubnis, sie eigenmächtig verlassen zu dürfen, und zu seinem Nachfolger wurde der Vertreter des vereinten mandschurischen Adels und der Strohmann der Hofkamarilla, der rassereine Mandschu Natong ernannt.

2. Die Petitionskampagne.

Die Gärung im Volke währte aber inzwischen unaufhörlich fort. Das ganze Land war in höchster Erregung, von dem Bauer, dem städtischen Arbeiter und dem Studenten an bis herauf zu den Vertretern der Großkaufmannschaft und selbst vielen Mitgliedern der oberen Bureaukratie. Diese Stimmung kam mit besonderem Nachdruck in der berühmten Petitionskampagne zum Ausdruck, die in der Geschichte der letzten beiden Jahre eine so große Rolle gespielt und die konstitutionellen Ideen bis in die entlegensten Winkel des Reiches getragen hat. Im Januar 1910 beschlossen die Provinziallandtage, die auf der Grundlage eines äußerst rigorosen Zensussystems gewählt waren und sich daher nur aus sehr vermögenden Bürgern zusammensetzten, dem Throne eine Petition zu unterbreiten, worin um Beschleunigung der Einberufung des Parlamentes und der Einführung der konstitutionellen Formen ersucht werden sollte.

Um von der sozialen Zusammenstellung dieser Provinziallandtage eine Vorstellung zu geben, wollen wir als Beispiel die Provinz Kwang-Tung wählen. Hier, gleich wie in den übrigen Gebieten, fand die erste Session des Landtags am 14. Oktober 1909 statt. Die gesamte Provinz Kwang-Tung zählte 111 929 zensusbesitzende Personen, die die 94 Delegierten zum Landtag zu wählen hatten. Da nun die Provinz 25 Millionen Bevölkerung zählt, so besaß nur je einer auf 223 das Wahlrecht. Fügen wir hinzu, daß der erste Wahlgang unter der Kontrolle des Unterpräfekten und unter seinem Drucke vor sich ging, der zweite in der Präfektur unter der Kontrolle des Präfekten selbst, und daß Mitglied des Provinziallandtags nur der sein durfte, der irgend einen Mandarinentitel oder 5000 Dollar[1] besaß, so werden wir es begreifen, daß die Regierung von dieser Seite her weniger einen Angriff erhoffte, als vielmehr die tatkräftigste Unterstützung im Kampfe mit dem neuen Geiste, der durch das Land ging.

Zu Beginn des Jahres 1910 trafen in Peking 45 Delegierte von zwölf Landtagen ein, um die Petition zu überreichen. Die Bevölkerung Pekings empfing die Delegierten mit außerordentlicher Feierlichkeit. Es wurden unter anderem zahlreiche Meetings veranstaltet, wo ein großer Teil des Publikums, wie das in China in ähnlichen Fällen sehr häufig beobachtet wird, laut über die traurige Lage des Landes weinten. Der Prinzregent schlug es ab, die Delegation zu empfangen. Trotzdem gelang es dieser, durch Günstlinge des Prinzregenten ihm die erste Petition zukommen zu lassen, in der es hieß, das Parlament müsse sofort einberufen werden, wenn das Land von allen Übeln befreit werden solle. Als Antwort auf diese Petition erschien am 30. Januar ein Erlaß, demzufolge in Erfüllung des Willens der verstorbenen Monarchen und zwecks Vorbereitung der Bevölkerung zu dem neuen Staatsregime die Konstitution nach neun Jahren zur Einführung gelangen sollte. Da aber eben dieselbe Frist bereits in dem

[1] Mexikanische Dollars = ungefähr 2 Mark, dienen in Ostasien vielfach als Währungsgeld.

Ende 1908 veröffentlichten Dekret als Termin für die Einführung der Konstitution angegeben worden war, erschien diese, gleichsam zur Strafe für die Petition, noch um ein Jahr hinausgeschoben. Dieses Dekret vom 30. Januar 1910 wurde von der Bevölkerung als Beleidigung und Verhöhnung aufgefaßt. Die Delegierten kehrten heim. Von neuem begann im Lande die Agitation. Die Geheimgesellschaften regten sich. Im Juni desselben Jahres wurde eine neue Petition unterbreitet, worin gesagt wurde, die Unreife der Bevölkerung sei nur ein Vorwand, um die Mandarinen noch weitere neun Jahre in Ruhe stehlen und rauben zu lassen. „Je länger und eifriger sich die Mandarinen zur Konstitution vorbereiten, um so eher wird der endgültige Ruin des Landes eintreten." Als Antwort auf diese Anregung erließ der Prinzregent ein neues Dekret, worin er nochmals seinen festen Willen kundgab, die Konstitution nicht eher als in neun Jahren einzuführen, und unter der Androhung schwerster Strafen jede Einreichung oder Annahme von Petitionen untersagte. Diese Sprache machte niemanden mehr Furcht und steigerte nur die Aufregung im Lande. Die Delegierten der Provinziallandtage beschlossen, eine dritte Petition einzureichen, und kamen zum zweiten Male in die Hauptstadt (im Dezember 1910). Diesmal waren sie unter anderem von 2000 Studenten begleitet, die speziell zu diesem Zwecke aus der Mandschurei und Tientsin eingetroffen waren. Eine gewaltige Volksmenge näherte sich dem Schlosse und überreichte dem Regenten die dritte und letzte Petition, die mit Blut geschrieben war. Zu diesem Zwecke hatte sich einer der Studenten einen Finger abgeschnitten, ein zweiter die Handfläche durchbohrt, und einer wollte sich gar den Leib aufschlitzen und sterben, nur damit die Petition mit seinem Blute geschrieben sei. Man verhinderte ihn noch rechtzeitig daran, er hatte aber noch Zeit, sich eine Schulterwunde beizubringen und einen Teil seines Blutes für die Volkssache zu opfern.[1] Die gewaltige Volksmenge veranstaltete eine Kundgebung vor dem Palast. Diesmal gab der erschreckte Prinzregent nach und ließ erklären, daß die Petition dem Senat zur Prüfung unterbreitet werden würde. Bald darauf aber wurde er anderen Sinnes. Er erteilte dem Minister des Innern und dem Gouverneur einen scharfen Verweis und befahl, die Delegierten aus der Stadt auszuweisen. Der Organisator und die Seele der Petitionskampagne, der Vorsitzende des Geheimbundes Tongtsche, wurde verhaftet und nach dem chinesischen Turkestan verschickt. Inzwischen hatte der „Provisorische Senat", in den die Regierung alle ihre Hoffnungen im Kampfe gegen die Opposition setzte, seine Arbeit begonnen. Dieser Senat, der sich zur Hälfte aus vom Regenten ernannten Mandarinen und Prinzen kaiserlichen Geblüts wie sonstigen hochgestellten Personen zusammenzusetzen hatte und zur Hälfte aus Mitgliedern, die von den Provinziallandtagen gewählt und von den Vizekönigen beziehungsweise Gouverneuren bestätigt wurden, bildete in der Vorstellung der reaktionären Partei den zuverlässigen Schutzhort der Regierung. Tatsächlich war auch seine Zusammensetzung die folgende:

[1] In dergleichen extremen Fällen schreiben die Chinesen ihre Petitionen, Proteste usw. durchweg mit Blut oder bespritzen auch einfach das mit gewöhnlicher Tinte geschriebene Dokument mit Blut.

16 Prinzen und Herzöge; 12 Mitglieder der mandschurischen und chinesischen Aristokratie; 14 Fürsten und Adlige aus den Grenzländern Mongolei, Tibet, Ostturkestan; 6 Vertreter aus den Reihen der kaiserlichen Anverwandten; 32 Ministerialbeamte; 10 Vertreter der Wissenschaft; 10 Großkapitalisten; 100 Vertreter aus den Provinzen; im ganzen 200 Personen.

Und nun, obgleich die eine Hälfte der Mitglieder vom Regenten selbst ernannt und die andere von den konservativsten Elementen gewählt und von den Generalgouverneuren bestätigt war, billigte der „Senat" die von den Provinziallandtagsdelegierten ausgearbeitete Petition und beschloß seinerseits, um die Kürzung der Frist von neun Jahren einzukommen. Der erzürnte Regent befahl, den Senat sofort nach Ablauf der vom Gesetz auf drei Monate festgesetzten Session aufzulösen. Der Senat löste sich auf, erklärte aber, daß er eine „permanente Kommission" an seiner Stelle in Peking zurücklasse, die den Kampf um die Reorganisierung des Landes fortsetzen sollte. So wurde es klar, daß selbst die konservativsten Elemente des Landes, der Adel und die Großbourgeoisie, aus Furcht vor der heranrückenden Revolution und der äußeren Gefahr den alten Absolutismus verwarfen und Konzessionen an den neuen Zeitgeist für unerläßlich hielten. Selbst alle Vizekönige, mit Ausnahme derer von Schansi und den beiden Kwang, reichten Berichte ein, in denen sie offen heraussagten, das Land brauche eine Verfassung, wenn es nicht gänzlich zugrunde gehen solle.

Der Bruder des Regenten selbst, der junge Prinz Tsai-Tao, der vor kurzem aus dem Ausland zurückgekehrt war, sprach sich für die Konstitution aus. Die durch alle diese Ereignisse eingeschüchterte Kamarilla änderte ihre Taktik, am 5. November 1910 nahm der Prinzregent sein Dekret zurück und erklärte allergnädigst im Namen des kaiserlichen Knaben, daß die Konstitution nach drei Jahren eingeführt werden würde.

3. Der allgemeine Aufstand.

Aber dieses Versprechen konnte niemand mehr befriedigen. Es war ja auch nicht mehr möglich, noch länger zu warten. Die russisch-japanische Annäherung, die von allen Chinesen als eine gegen das Reich der Mitte offen gerichtete Feindseligkeit angesehen wurde, der russisch-chinesische Konflikt, der fast zu einem Krieg geführt hätte — das alles ließ die Unruhe in der Bevölkerung steigen und sprach für die Unaufschiebbarkeit entschlossener Schritte. Die chinesische Presse bringt alarmierende Artikel über die Überschwemmung der Mandschurei durch russische und japanische Truppen, über die eigenmächtige strategische Umformung der Andun-Mukdenbahn durch die Japaner, wodurch ihren Truppen der Einfall ins Zentrum des Reiches erleichtert wird, über die gewaltsame Besetzung von 46 chinesischen Dörfern am Amur durch die Russen, über das ganz willkürliche Vorgehen des Mikado, der 40 000 Chinesen ohne weiteres als japanische Untertanen erklären ließ usw. Das ganze Land, bis in die entlegensten Winkel hinein, wird von Aufrufen der verschiedensten Geheimgesellschaften überschwemmt, als da sind „Der himmlische Drachen", „Die rote Lampe", „Die himmlische Waffenbrüderschaft", „Das einige China" usw. Diese Aufrufe sprechen von der Gefahr von außen, von der Volksarmut, von dem Mißerfolg der Petitions-

ampagne, die selbst die Blinden habe sehen lassen, daß die Mandschu-ynastie zu Zugeständnissen an den Volkswillen nicht gesonnen sei, daß sie ie Chinesen nur einschläfern und täuschen wolle, und daß man selbst zu en Waffen greifen müsse, um die Volksverräter auszurotten, die das Land n die Fremdlinge verkaufen und sich an chinesischem Blute mästen. Alle Geeimgesellschaften beginnen sich zu vereinigen, zugleich wird die Korrepondenz mit den im Ausland, in San Franzisko, London, Paris befindichen chinesischen Organisationen immer intensiver. Anfang April berichtet er chinesische Gesandte in Washington, daß einige Führer der chinesischen evolutionären Bewegung Amerika verlassen hätten, um sich nach Peking zu egeben. In demselben Monat bricht in Kanton mit der Ermordung des Tatarengenerals Fuki durch den Revolutionär Yen-Ling ein verfrühter Aufstand aus, der sich auf die anliegenden Gebiete überträgt und einen ewaltigen Umfang annimmt. Von überallher treffen Nachrichten ein von em Übertritt der Truppen auf die Seite der Aufständischen. Endlich unterrückt die kaiserliche Armee unter dem Admiral Li den Aufstand, wobei an en Rebellen schonungslose Rache geübt wird. Dieser Mißerfolg vermag jeoch die Bevölkerung nicht zu entmutigen. In den Zentralgebieten und in Peking selbst beginnt eine erhöhte Propaganda unter den Truppen. An alle Soldaten, Offiziere und Generale werden Schreiben und Aufrufe abgechickt, in denen an ihr patriotisches Gefühl appelliert und der Überzeugung Ausdruck gegeben wird, daß sie dem Volke helfen werden, die Mandschu-ynastie samt ihren Anhängern aus dem Lande zu jagen. Im Juli, in Verbindung mit der Entsendung des deutschen Kriegsschiffes nach Agadir und er Zuspitzung der deutsch-englischen und deutsch-französischen Beziehungen, eginnen in den chinesischen revolutionären Zirkeln im Ausland und in China selbst wie in der gesamten chinesischen Presse Diskussionen über die Möglichkeit und selbst Unvermeidlichkeit eines Weltkrieges. Viele Chinesen erlassen eiligst San Franzisko, New York, London usw. Zu Beginn des Monats Oktober veröffentlichen die chinesischen Blätter Telegramme über en türkisch-italienischen Konflikt, die Beschießung der türkischen Küste durch ie Italiener, die Spannung zwischen Österreich und Italien usw. In den evolutionären Klubs wird darauf hingewiesen, den europäischen Regierungen seien jetzt auf lange die Hände gebunden, Rußland würde in Anbetracht der Komplikationen in Europa keine Feindseligkeit gegen China unternehmen, die Vereinigten Staaten seien nach den Versicherungen der ort lebenden chinesischen Revolutionäre der republikanischen Bewegung in China gewogen, so daß es keinen günstigeren Moment geben könne als den vorliegenden, zumal da das Volk und selbst die Truppen mit Ungeduld des Augenblicks harrten, um zu den Waffen zu greifen usw. Diese besondere Aufmerksamkeit, mit der die internationale Lage in Europa verfolgt wurde, hatte ihre guten Gründe: lebte doch noch in aller Gedächtnis der Taiping-aufstand, der etwa 15 Jahre währte (1850 bis 1864) und mit der Intervention europäischer Truppen endete, die unter Anführung des bekannten (später bei Khartum umgekommenen) englischen Generals Gordon die Aufständischen zerschmetterten und sie zu Tausenden niederschossen und hinrichteten. Desgleichen besann man sich noch sehr wohl des Jahres 1900 und der Rolle, die die europäischen Truppen in der Unterdrückung des Boxeraufstandes gespielt hatten. Man mußte mithin im Falle eines plan-

mäßigen Aufstandes stets mit der möglichen Haltung der europäische Mächte rechnen.

Am 9. Oktober 1911 brechen in Verbindung mit der Entdeckung ein revolutionären Zentrums und einer Bombenwerkstätte auf dem russische Konzessionsgebiet in Hankau und der darauffolgenden Hinrichtung von vi Revolutionären Unruhen in dieser Stadt aus, die plötzlich auf die a grenzenden Gebiete überspringen und sich zu einer an Organisation, Vo bereitung und Umfang nie dagewesenen revolutionären Bewegung en falten.[1] Die kleine revolutionäre Armee, die sich zunächst aus einigen Ta senden von Studenten, Mitgliedern von Geheimgesellschaften und Militä zusammensetzt, wächst wie eine Schneelawine. Vor allem bemächtigt sie si der Residenz des Vizekönigs, der obengenannten Universitätsstadt W Tschang. Am Tage darauf geht der die Garnison von Han-Yang befehligen General unter dem tollen Jubel seiner Soldaten zu den Aufständischen üb und läßt über dem Arsenal die blau-weiß-rote Fahne hissen, die alsba über den drei wichtigsten Städten von Süd- und Zentralchina flattert. D Land wird von Aufrufen überschwemmt: „Wir haben den Samen des he ligen Zornes über das ganze Reich verstreut. Jetzt ist die Saat aufgegange die roten Feuer der Rache an den Mandschuren, unseren Knechtern, flamm überall auf! Erhebt euch!" Gleich in den ersten Tagen vermehrt sich die rev lutionäre Armee gewaltig, denn ihr schließen sich 25000 Eisenbah arbeiter an. An Waffen ist kein Mangel. In den letzten Monaten hatt die Zollbehörden in den Häfen und an der Landesgrenze fast wöchentlich g waltige Partien von Waffen, Bomben und Pulver zu konfiszieren Gelege heit gehabt. Es wurde ferner von der Polizei entdeckt, daß eine ganze Rei von Personen, die allerlei Zeugnisse von europäischen Missionsgesellschaft bei sich hatten, das Land bereisten und in ihren Körben unter den Büche und Broschüren heiligen Inhaltes Brownings, Mauser und Patronen m sich führten. Die Besetzung des kolossalen Arsenals von Han-Yang, des wi tigsten nach dem von Schanghai, und der Übertritt ganzer Regiment trugen ungeheuer viel zur Verbreitung der Bewegung bei. Die Regieru sah bald ein, hier handelte es sich nicht um einen der so häufigen partiell Ausbrüche des Volkszornes, sondern um eine regelrechte planmäßige Re lution, die das ganze Land ergriffen hatte. Sie verlor den Kopf angesic des rapiden Anschwellens dieser Flut, sie sah sich von einem Teil der Arm und der Flotte verlassen, und als nun gar die mächtige zweite Nordarm die den Befehl erhalten hatte, gegen die Rebellen zu ziehen, statt dessen e Ultimatum stellte: Ausrufung der Konstitution, Entfernung aller M glieder der kaiserlichen Familie aus den Ministerien, Amnestie für alle po tischen Vergehen — da veranlaßte die Hofkamarilla den Prinzregenten, d

[1] Dennoch war auch dieser Aufstand, wie das gewöhnlich der Fall, „vorzeiti" um zwei Wochen früher, als es der Plan vorsah, ausgebrochen. Die Sache verhi sich folgendermaßen: Bei der Entdeckung der Bombenwerkstätte in Hankau und i darauffolgenden Verhaftungen fielen den Behörden sehr wichtige Dokumente in Hände, darunter der Plan eines Angriffs auf die Stadt Wu-Tschang, das ch rierte Verzeichnis der Generale und Offiziere, die zu den Revolutionären gehört ein solches sämtlicher Orte, an denen Explosivstoff und Waffen versteckt waren u anderes mehr. Diese Tatsache veranlaßte den Generalstab der Revolutionäre, Zeichen zum sofortigen Beginn des Kampfes zu geben.

. Oktober im Namen des fünfjährigen kaiserlichen Knaben ein erniedri-
ndes Edikt zu veröffentlichen, worin dieser das Volk voller Demut um
erzeihung für alle seine Sünden an demselben bat und feierlichst versprach,
t ihm zusammen am Heile des Landes arbeiten zu wollen. In ihrer Not
ollte die ratlose Regierung die Verteidigung des Thrones dem im Jahre
09 verabschiedeten Yuan-Schi-Kai anvertrauen, aber der schlaue General
nkte für die kaiserliche Gnade, indem er auf sein noch immer nicht ge-
iltes Bein hinwies, um dessentwillen er im Jahre 1909 seine Demission
be nehmen müssen. Diese Antwort Yuan-Schi-Kais, der im Jahre 1898
h nicht gescheut hatte, das Reformwerk zu verraten, obwohl der Kaiser
bst dahinter stand, um diesen letzteren sogar in die Hände der Reaktionäre
liefern, zeigte zur Genüge, welchen gewaltigen Fortschritt die revolu-
onäre Bewegung seither genommen, und zugleich, wie verzweifelt schlecht
um den Thron stand. Und es bedurfte erst der flehenden Bitte des
enats, um Yuan-Schi-Kai zu bewegen, zur Rettung des Vaterlandes
nen Wohnsitz aufzugeben und nach Peking aufzubrechen.

Bisher war die internationale Situation höchst ungünstig für den
riumph der Befreiungsbewegung im Reiche der Mitte gewesen, denn die
ropäischen Staaten, wie zum Beispiel Frankreich, das einen so wichtigen
ategischen Stützpunkt gegen die südchinesischen Revolutionäre in seinem
dochina besitzt, hatten die Hände frei. Daher verlangten noch im letzten Früh-
r die nüchterner denkenden Köpfe unter den Revolutionären, man solle einen
eigneteren Moment abwarten. Die Diplomaten der Revolution gewannen
mals die Oberhand über die Generale der Revolution, und der Aufstand wurde
fgeschoben. Doch als Frankreich seine Truppen auf Fez vorrücken ließ, als der
treich von Agadir fiel und es in Europa nach Pulver zu riechen begann,
begann ein fieberhafter Briefwechsel zwischen China und den im Aus-
nd lebenden Revolutionären, und eine Reihe hervorragender Revolu-
onäre machte sich schleunigst auf den Heimweg nach China. Und es be-
rfte nur des ersten Schusses vom italienischen Linienschiff auf das kleine
rkische Kanonenboot, damit Tausende Kilometer weit vom albanischen Prevesa,
nseits der legendären chinesischen Mauer, die gelben Bataillone wie aus
r Erde schossen und gegen die verhaßte Dynastie der Ai-Sien-Dscho-Lo
ckten, auf ihrem Siegeszug Städte und Provinzen und Arsenale mit
underttausenden von Gewehren und Patronen eroberten und immer höher
e lichte Fahne der großen chinesischen Revolution emporhoben. Ja, das
ue China hat nichts gemein mit dem alten China, dem China des Boxer-
fstandes, damals, als der Volkshaß gegen die weißen Teufel zu den wil-
sten Exzessen gegen einzelne Europäer führte. Im Gegenteil, die Leiter
r Volksbewegung von heute wachen sorgsam über die Unantastbarkeit von
ben und Habe der Ausländer; aber dennoch weiß das neue China, welche
efühle Europa für das erwachende 400 Millionen-Volk hegt, das weder
n Russen, noch den Franzosen, noch den Deutschen ihre Raubpolitik im
eiche der Mitte mehr gestatten wird. Man brauchte nur einige Artikel
lesen, die in diesem Jahre in der französischen Kolonialpresse unter den
iteln „Die gelbe Gefahr in Indochina“, „Die chinesischen Wirren“, „Die
ersetzung Chinas“, „Die chinesischen Räuber“ erschienen sind, um selbst,
ne darüber unterrichtet zu sein, was Frankreich an den Grenzen Indo-
inas treibt, sofort zu begreifen, mit welchem Unbehagen und Übelwollen

selbst ein so fortschrittliches europäisches Land wie Frankreich das Erwache des „gelben Drachen" verfolgt. Was soll man dann erst von den andere Mächten erwarten, von dem halbfeudalen Deutschland, dem despotische Rußland? Man sieht, die chinesischen Revolutionäre mußten sich beeile mit dem alten Regime abzurechnen, und die Feindseligkeiten durften nic auf die lange Bank geschoben werden.

Wenn die europäischen Mächte heute mit solchem Fiebereifer über de schwarzen Kontinent herfallen und ihn zerstückeln, so liegt der Grund nic zu guter Letzt in der Wiedergeburt der Türkei und dem Erwachen der musel manischen Bevölkerung Afrikas. Die herrschenden Klassen sehen sehr woh daß die türkische Revolution nicht nur in Algerien, Tunis, Marokko, Tri polis den Muselman aus seinem trägen Schlummer gerüttelt hat, nei auch weit im Innern Afrikas, irgendwo in Borku oder Tibesti. Also heiß es rasch zugreifen, sonst wird's zu spät, und die gleiche Aufgabe könnte un überwindlichen Schwierigkeiten begegnen. Und wenn erst Tripolis un Marokko, der französische Kongo usw. parzelliert sind, dann kommen di afrikanischen Besitzungen der kleinen Mächte daran, Belgiens, Portugal usw. Und dann gehen die unersättlichen deutsch-österreichischen und englisc russischen und die sonstigen Räuber an die endliche Teilung Persiens, de Ottomanenreichs, Abessiniens und des so besonders verlockenden unermeß lichen Reiches der Mitte, und wer weiß, auf wen da das erste Los falle wird.

Die chinesischen Patrioten durften nicht zögern und mußten sich gege einen in naher Zukunft möglichen Überfall rüsten. Und zu diesem Zweck mußte man vor allem mit der Dynastie und dem alten Regime abrechne das der ökonomischen, politischen und militärischen Wiedergeburt de Landes im Wege stand und es unaufhaltsam demselben Schicksal zuführt dem Korea, Indochina und das 300 Millionen zählende Indien bereits ver fallen waren. (Schluß folgt

---

Die Berufszählung in Frankreich.

Von **Paul Louis** (Paris).

Die Resultate der Berufszählung in Frankreich, die soeben veröffentlic worden sind, nehmen einen Band der „Statistischen Ergebnisse der allgemeine Volkszählung vom 4. März 1906" ein. Man braucht sich darüber nicht zu ver wundern, daß die Regierung mehrere Jahre gebraucht hat, um sie bearbeiten un im Druck erscheinen zu lassen. Die Veröffentlichungen der französischen Ministerie kommen nun einmal mit einer fürsichtigen Langsamkeit, mit einer bureaukratische Würde heraus, über die man sich schon unendlich oft beschwert hat, und stets m demselben Mißerfolg; um so begreiflicher die Verzögerung dieses „Zensus", de ein tüchtiges Stück Arbeit umfaßt. Er bringt nicht nur zur Darstellung, wie si die Einwohner Frankreichs auf die verschiedenen Berufe verteilen; er gibt au einen Überblick über die Verteilung der erwerbstätigen Bevölkerung — ich versteh hierunter alle Produzierenden — auf die Betriebe der Industrie, des Handel und der Landwirtschaft. Eine solche Arbeit mußte für die Sozialisten von größte Interesse sein.

Allerdings muß man sofort auf zwei Bedenken aufmerksam machen: einma wegen der Vergleichbarkeit der offiziellen Statistiken, zweitens wegen der Ge nauigkeit der Angaben, die sie enthalten.

Wenn man zwei Statistiken vergleicht, die in einem Zwischenraum von vierzig hren verfaßt sind, die von 1866 und 1906 (und wir wollen hier hauptsächlich die hlußfolgerungen betrachten, die sich aus diesen beiden Aufnahmen ergeben), issen wir stets im Auge behalten, daß das angewendete Verfahren in beiden llen nicht dasselbe war. Dieselben Rubriken umfassen nicht dieselben Arbeiter-egorien; daher rühren zum Beispiel die besonderen Schwierigkeiten, auf die m stößt, wenn man die Veränderungen in der Zahl der Erwerbstätigen, die usliche Dienste leisten, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ver-gen will.

Übrigens darf man nicht vergessen, daß die Statistik von einer Staatsverwal-g ausgeführt wird, die eifrigst bemüht ist, das herrschende soziale Regime zu ützen, und die infolgedessen Wahrheiten zu verheimlichen oder zu färben sucht, deessen Prestige schädigen könnten; sie geht daher darauf aus, die Zahl der Eigen-mer soviel wie nur irgend möglich hinaufzuschrauben. Man rechnet daher zu den bständigen Erwerbstätigen (patrons) die kleinen Handwerker, die direkt für den nsum arbeiten, die man zwar eigentlich nicht Lohnarbeiter nennen kann, die er noch weniger Unternehmer sind. Man rechnet zu den Grundbesitzern die ichter oder Halbpächter, die jedoch tatsächlich nur das Nutzungsrecht auf dem an-ufähigen Boden haben, ohne ihn rechtlich zu besitzen; und alle diese Verwechs-ngen, die mehr oder weniger beabsichtigt sind, erschweren jedem die Arbeit, der Berufszählung untersucht, um aus ihr ein genaues Bild der sozialen Verhält-sse zu gewinnen. Manchmal, wie in der Landwirtschaft, erscheint die Arbeit über-upt unausführbar.

Nach diesen einschränkenden Vorbemerkungen will ich dem Leser eine Reihe von ldern vorführen.

Die Bevölkerung Frankreichs wurde zur Zeit der Volkszählung von 1906 auf 252 245 Köpfe geschätzt. Zu dieser Zeit betrug die Zahl der sogenannten erwerbs-tigen Bevölkerung — der Unternehmer, Arbeiter, Angestellten und der Arbeiter Alleinbetrieben (travailleurs isolés) — insgesamt 20 720 879. Von dieser Ge-amtsumme sind 13 027 467 Männer und 7 693 412 Frauen. Im Verhältnis zur Ge-mtbevölkerung betrug die erwerbstätige Bevölkerung 53,3 Prozent gegen 50,6 Pro-nt im Jahre 1901, 49,3 Prozent im Jahre 1896 und 40 Prozent im Jahre 1866. vischen 1866 und 1906 ist der Unterschied sehr merklich; er ist zwischen 1901 und 06 bedeutender als zwischen 1896 und 1901. Diese paar Ziffern drängen einem n Gedanken auf, daß die Zahl der Personen, die in Produktion und Handel be-äftigt sind, die Tendenz hat, rasch zu wachsen.

Das Kontingent der „erwerbstätigen" Männer stieg von 10 500 839 im Jahre 366 auf 12 559 270 im Jahre 1896, auf 12 910 565 im Jahre 1901, auf 13 027 467 n Jahre 1906. Das Kontingent der berufstätigen Frauen erhöhte sich von 642 617 im Jahre 1866 auf 6 411 223 im Jahre 1896, auf 6 804 510 im Jahre 1901 nd auf 7 693 412 im Jahre 1906. Hier war also das Wachstum viel stärker als i den Männern, und man kann mit Recht und ohne Übertreibung behaupten, daß n Eindringen der Frauen in die meisten Berufe stattfindet. Wir werden übrigens urch eine eingehendere Prüfung der Statistik konstatieren, daß das sogenannte chwache" Geschlecht seine ökonomische Bedeutung mit einer Kraft durchgesetzt hat, e man ihm nicht zugetraut hätte.

7 231 683 Personen lebten im Jahre 1866 von der Landwirtschaft, 8 901 689 im ahre 1896, 8 244 341 im Jahre 1901, 8 855 000 im Jahre 1906. Im Vergleich zur esamten erwerbstätigen Bevölkerung ging die landwirtschaftliche Bevölkerung von 3 Prozent im Jahre 1866 auf 43 Prozent im Jahre 1906 zurück, und diese Erschei-ung wird niemanden überraschen. Denn die industrielle Entwicklung trägt meistens n Sieg über die Ausdehnung der Landwirtschaft davon und vollzieht sich zum chaden der letzteren. Die Gesamtsumme der in diesem Zweige beschäftigten länner hat kaum geschwankt: 5 356 768 im Jahre 1866, 5 741 101 im Jahre 1896,

5 580 980 im Jahre 1901 und 5 525 042 im Jahre 1906. Aber die Zahl der Frau hat sich beträchtlich vermehrt: sie erreicht in den angegebenen Jahren die Höhe d folgenden Zahlen: 1 874 915, 2 759 829, 2 663 353, 3 300 011. Die industrielle B völkerung betrug 1866 30 Prozent der erwerbstätigen Bevölkerung gegen 35 Proze im Jahre 1906; sie betrug 4 647 504 Personen im Jahre 1866, 6 374 277 im Jah 1896, 6 993 202 im Jahre 1901 und 7 224 875 im Jahre 1906. Die entsprechend Zahlen für die Männer allein sind: 3 343 250, 4 303 990, 4 623 502 und 4 706 47 und für die Frauen: 1 304 254, 2 068 784, 2 359 600 und 2 518 402. Die Zahl d Männer hat sich also um ein Drittel vermehrt, die der Frauen dagegen ve doppelt.

Die im Handel beschäftigte Bevölkerung betrug 1866 6 Prozent und 1906 Prozent der erwerbstätigen Bevölkerung, ihre Zahl war in den Jahren 1866, 18 1901 und 1906: 972 793, 1 655 911, 1 881 462 und 2 068 620. Die Zahl der Männ hat sich im Laufe dieser 40 Jahre nicht ganz verdoppelt — sie stieg von 783 113 i Jahre 1866 auf 1 289 456 im Jahre 1906 —, die der Frauen dagegen verdreifach 241 680 im Jahre 1866 und 779 164 im Jahre 1906. Im Jahre 1906 gehört 8 Prozent der erwerbstätigen Bevölkerung den freien Berufen und Staatsdienst an gegen 6 Prozent im Jahre 1866: 1 626 040 gegen 999 365. Es sind 1 332 9 Männer gegen 834 793 und 293 100 Frauen gegen 164 572.

In der Kategorie der Dienenden ist die Gegenüberstellung schwierig, wer nicht unmöglich. Denn 1866 wurden Arbeiter als Dienende gezählt, die 1906 den landwirtschaftlichen Lohnarbeitern gerechnet wurden. Die Zahl für 1906 b trägt 946 293, ist also noch immer sehr bedeutend.

Eine kurze Übersicht über die Industriezweige wird uns erlauben, diejenig unter ihnen aufzuzählen, die den schnellsten Aufschwung genommen und das zah reichste Personal an sich gezogen haben.

1866 umfaßte die Kategorie der im Bergbau Beschäftigten 78 311 Persone sie vermehrte sich auf 156 376 im Jahre 1896 und 205 898 im Jahre 1906. Die E schließung der Eisengruben im Osten erklärt diese so bedeutende Steigerung den letzten zehn Jahren. Hingegen zeigt sich in den Marmorbrüchen ein vollständig Stillstand: 1866 74 075 und 1906 75 129 Arbeitskräfte.

Die Lebensmittelbranche beansprucht infolge der Arbeitsteilung und der Ei bürgerung verschiedener Gewohnheiten einen wachsenden Teil der erwerbstätig Bevölkerung: 1866 308 451 Unternehmer und Lohnarbeiter, 1906 deren 479 0 Gegen 33 242 Frauen bei der ersten Zählung stellte man bei der zweiten 90 0 fest. Die Natur der Industrie selbst erklärt dieses so charakteristische Wachstu

Die chemische Industrie hat einen beträchtlichen Aufschwung genommen, o gleich sie in Frankreich weniger entwickelt ist als in Deutschland oder in den Ve einigten Staaten. In ihr waren 1866 48 971 Personen beschäftigt, 1896 84 0 und 1906 124 644. Die Kautschuk- und Papierindustrie, die in einer Rubrik z sammengefaßt sind, weisen keine geringere Entwicklung auf: 25 136, 58 332 u 84 655 in den angegebenen drei Jahren, wobei sich das weibliche Element in vierz Jahren verdreifacht hat. Es hat sich ebenfalls in der Buchdruckerei verdreifacht, eine Menge Frauen beschäftigt sind. Das ganze Kontingent des Buchdruckgewerb ist von 37 717 Personen im Jahre 1866 auf 82 535 im Jahre 1896 und 107 481 i Jahre 1906 angewachsen.

Wir wollen noch auf einige größere Zahlen hinweisen, die, abgesehen v ihrer Größe, charakteristische Besonderheiten aufzuweisen haben. Die Zahl d Erwerbstätigen der Textilbranche betrug im Jahre 1866 1 071 834, 1906 dageg nur noch 913 989, das heißt, diese starke Armee hat um mehr als ein Achtel unt der Einwirkung der immer weiter vordringenden Maschine abgenommen; da hat aber trotz der Verminderung der Gesamtzahl das weibliche Element, das je an erster Stelle steht, ein merkliches Wachstum erfahren: von 483 827 im Jah 1866 auf 510 682 im Jahre 1906.

Im Bekleidungsgewerbe hat sich die Zahl der Arbeiter ungefähr verdoppelt: 66 761 484 und 1906 1 593 699. Die Frauen haben die Gewerbszweige, die in ser Rubrik vereinigt sind, beinahe monopolisiert: ihre Zahl allein betrug 3 965 im Jahre 1866 und 1 399 114 im Jahre 1906.

Die Zahl der Arbeiter in der Verarbeitung von Häuten und Fellen hat mlich wenig geschwankt: sie betrug 285 616 im Jahre 1866, 334 702 im Jahre 96, 334 203 im Jahre 1906; ähnlich steht es um die Holzindustrie: die Zahl er Arbeitskräfte betrug 671 219, 677 593 und 704 695 in den Jahren 1866, 1896 d 1906. Hingegen springt das Anwachsen des Kontingents, das in der Metall- dustrie beschäftigt ist, in die Augen. Die Zahlen für jene drei Jahre sind: 9 973, 659 021 und 803 233, das heißt, es hat sich ungefähr verdoppelt, wobei Frauenarbeit langsam sogar bis in die großen Fabriken eindrang. Die Erd- beiten, mit 550 130 Erwerbstätigen im Jahre 1906 gegen 443 409 im Jahre 66, und die Industrie der Steine und Erden, mit 166 831 gegen 110 453, bieten nen Stoff für besonders interessante Beobachtungen. Aber die Vermehrung der asse der Transportarbeiter ist bedeutsam und bezeichnet den Fortschritt des Ver- rs: 237 534 im Jahre 1866 und 492 325 im Jahre 1906. Davon waren 1866 Prozent und 1906 7 Prozent Frauen.

In einem zweiten Teil versucht die Statistik, die Erscheinungen der Konzen- tion oder der Zersplitterung des Kapitals darzustellen, und hierauf beziehen sich Bemerkungen, die wir oben über die Versuche statistischer Schönfärberei ge- cht haben.

Wenn man sich auf die Angaben verließe, die sich aus der Erhebung ergeben, wäre die Zahl der Unternehmer von 23,5 Prozent im Jahre 1896 auf 31,2 Pro- t im Jahre 1906 gestiegen; aber wenn man gleich anfangs bemerkt, daß von 86 507 Betriebsinhabern im Jahre 1906 allein 4 767 403 auf die Landwirtschaft fallen, so begreift man sofort die fundamentalen Fehler der angewandten Be- hnungsmethode. Der Anteil der Halb- und Teilpächter, der Pächter, der Ge- äftsführer der Warenhäuser sowie der Leiter der Filialen an den angegebenen 2 Prozent der Betriebsinhaber oder Unternehmer muß ein ungeheurer sein, d die Vermutungen, zu denen man berechtigt ist und die sich von selbst ergeben, nügen, um alle die Schlußfolgerungen umzustoßen, die manche zugunsten der dwirtschaftlichen oder industriellen Dezentralisation zu ziehen geneigt wären.

Die Statistik versucht außerdem, in diesem zweiten Teile die Schnelligkeit Konzentration des Kapitals zu zeigen, die für die Industrie kennzeichnend ist, d die augenscheinlich in einigen Produktionsarten besonders stark hervortritt. Die Durchschnittszahl der Arbeiter einer Kohlenmine ist von 857 im Jahre 96 auf 984 im Jahre 1906 gestiegen; sie wuchs in den Flußeisenwerken von 698 f 903, in den Waffenfabriken von 155 auf 863 — man beachte die schwindel- regende Steigerung —, in den Stahlhütten von 508 auf 711, in den Wollkämme- en von 366 auf 694, in den Spiegelglasfabriken von 423 auf 551, in den Jute- nnereien von 209 auf 461, in der Fabrikation von Metallfedern von 282 auf 3, in der Kupferblechfabrikation von 225 auf 381, in den Webereien von Mode- hen in Wolle und Tuchen von 118 auf 341, in den Hüttenwerken von 225 auf), in den Zuckerraffinerien von 245 auf 301, in den Baumwollspinnereien von) auf 234, in den Fensterglasfabriken von 105 auf 214, in den Porzellan- briken von 95 auf 150, in den Kerzenfabriken von 60 auf 140, in den Linoleum- briken von 22 auf 118 und in den Drahtziehereien von 44 auf 102. Man be- ke, daß diese Steigerung in zehn Jahren vor sich gegangen ist, daß wir sie in er ganzen Reihe von Industrien feststellen, die bedeutende Masse von Arbeitern d Arbeiterinnen beschäftigen, und man muß schließen, daß trotz der Statistik Unternehmer, die wir oben erwähnten und nur mit Vorbehalt wiedergaben, Proletarisierung in Frankreich ebenso stark ist wie in Deutschland oder gland.

Wir müssen übrigens in die Statistik von 1906 noch etwas tiefer eindringe Die Landwirtschaft wird in ihr durchaus als dem Großbetrieb widerstrebend da gestellt; wer aber Frankreich auf Reisen aus eigener Anschauung kennen geler hat, der weiß, daß die großen landwirtschaftlichen Betriebe, die ein zahlreich Personal beschäftigen, in manchen Gegenden sehr häufig geworden sind. Landwir schaftliche Betriebe mit 1 bis 10 Lohnarbeitern gab es nur 1 313 331 im Jah 1906 gegen 1 461 683 im Jahre 1896, solche mit 10 bis 100 Lohnarbeitern nur no 10 893 gegen 13 261 und die mit mehr als 100 Lohnarbeitern nur mehr 27 geg 31 im Jahre 1896. Nun widerspricht aber diese letzte Angabe ganz offensichtlich d Wahrheit, wenn man bedenkt, daß jetzt ungeheure Landgüter von Aktiengese schaften betrieben werden. Es ist offensichtlich, daß man als getrennte Unte nehmungen nicht nur die Betriebe gerechnet hat, die von ein und demselben B sitzer an verschiedene Pächter und Halbpächter vergeben werden, sondern auch d Teile eines Betriebs, die verschiedenen Gemeinden zugehören.

Dieselben Schwierigkeiten konnten in der statistischen Erfassung der ind striellen Betriebe nicht auftauchen oder konnten sich wenigstens nicht in demselb Maße bemerkbar machen. Die Erhebung ergibt, daß die Betriebe mit wenig als 10 Arbeitern von 550 111 im Jahre 1896 auf 582 182 im Jahre 19 gestiegen sind, also um 6 Prozent, dagegen die mit 10 bis 100 von 33 545 a 37 798, also um 13 Prozent; die mit mehr als 100 Arbeitskräften zeigen eine Ve mehrung um 28 Prozent, 4649 gegen 3649, und die mit mehr als 1000 eine St gerung um 40 Prozent, 215 gegen 157.

Der Handel zeigt, obgleich er mit seinen Zweiggeschäften und Filialen wie d Landwirtschaft Gelegenheit zum Irrtum bietet, dieselben Erscheinungen wie d Industrie. Es gab im Jahre 1906 268 000 Geschäfte, die 1 bis 10 Personen beschä tigten, gegen 225 410 im Jahre 1896, also ein Wachstum um 17 Prozent; d Steigerung betrug für die Geschäfte mit 10 bis 100 Angestellten 3428 oder 43 Pr zent, für die mit mehr als 100 Angestellten 129 oder 90 Prozent.

Von besonderem Interesse ist es noch, zu untersuchen, wie sich die Lohnarbeit in jedem der drei großen Zweige von Produktion und Handel auf die großen u kleinen Betriebe verteilen, wobei wir uns stets an die Unterscheidungen halt müssen, die die Statistik macht.

In der Landwirtschaft ist die Zahl der Arbeiter in den Betrieben mit 1 b 10 Lohnarbeitern in den Jahren von 1896 bis 1906 von 3 072 592 auf 2 498 401 g sunken, das heißt um 18 Prozent. Die der Arbeiter in den Betrieben mit mehr a 10 Angestellten hat sich von 187 033 auf 162 686, also um 13 Prozent, verminde Die Zerstücklung, die das offizielle Dokument zugunsten der kleinen Bauern ko statiert, die ihr Grundstück selbst ohne Hilfe von Lohnarbeitern bebauen, wäre al hauptsächlich auf Kosten der unbeträchtlichsten kapitalistischen Unternehmung vor sich gegangen.

Ganz anders und viel mehr mit den Voraussagungen des Sozialismus übe einstimmend sehen die Dinge auf dem Gebiet der Industrie aus. Die Betriebe m 1 bis 10 Arbeitern beschäftigten 1 174 361 Arbeiter im Jahre 1896 und 1 231 0 im Jahre 1906; die Vermehrung war also minimal, sie betrug nicht mehr a 5 Prozent. Die Betriebe mit mehr als 10 Arbeitern hingegen beschäftigt 2 130 575 Arbeiter im Jahre 1896 und 2 640 577 im Jahre 1906; die Steigeru beträgt also hier mehr als 20 Prozent. Fügen wir noch hinzu, daß 40 Proze der Gesamtsumme der industriellen Lohnarbeiter sich in den Betrieben mit me als 100 Personen befinden und daß dieser Prozentsatz im Bergbau 95 Proze beträgt, in den chemischen Fabriken 50 Prozent, in den Fabriken von Kautsch und Papier 60 Prozent, in der Metallverarbeitung 47 Prozent und 62 Proze in der Töpferei und Glasfabrikation.

Im Handel vermehrte sich das Personal der Geschäfte mit weniger als 10 A gestellten von 446 587 im Jahre 1896 auf 517 650 im Jahre 1906, also um 16 Pr

ıt, das der Geschäfte mit mehr als 10 Angestellten von 210 870 auf 268 187, o um 28 Prozent.

Man kann also aus dieser Untersuchung folgende Schlüsse ziehen:

1. Die erwerbstätige Bevölkerung nimmt fortwährend an Bedeutung zu im rhältnis zur Gesamtbevölkerung.

2. Das weibliche Element vermehrt sich in den verschiedenen Berufsarten neller als das männliche.

3. Die Konzentration des Kapitals, die sich in der Industrie und, wenn auch niger rapide, im Handel zeigt, tritt zwar in den Ziffern der offiziellen Statistik der Landwirtschaft nicht hervor, aber gerade in diesem Punkte müssen die ößten und entschiedensten Bedenken über den Wert dieser Statistik abermals rvorgehoben werden.

Literarische Rundschau.

etzner, Dr. Max, **Die soziale Fürsorge im Bergbau** unter besonderer Berücksichtigung Preußens, Sachsens, Bayerns und Österreichs. Jena 1911, Verlag von G. Fischer.

Die Literatur über Bergbau- und Hüttenwesen ist, zumal im letzten Jahrnt, fast unübersichtlich angeschwollen. Den Löwenanteil an diesen Publikanen nahmen solche in Anspruch, die verfaßt sind, um die Interessen der Bergd Hüttenherren verschämt oder unverschämt wahrzunehmen. Das montanindusielle Kapital ist gewaltig stark, es findet auch Persönlichkeiten mit klangvollen teln bereit, ihre Federn in seinen Dienst zu stellen, von den zahlreichen obskuren hmocks gar nicht zu reden. Wenn irgendwo das Wort aus dem Kommunistischen anifest: Das Kapital korrumpiere auch die wissenschaftliche Forschung, zutrifft, nn bei dem in den Gruben- und Hüttenanlagen investierten. Man muß daher um höher das Erscheinen eines Buches anschlagen, das zwar nicht von unserem andpunkt aus geschrieben ist, ihn vielmehr wiederholt bekämpft, aber doch eine Zeitalter der mächtigen kapitalistischen Verbindungen fast selten gewordene abhängige sozialpolitische Gesinnung des gutbürgerlichen Verfassers bekundet.

Es gibt gründlichere, umfassendere Bücher über die moderne Bergarbeiterschutzetzgebung als die Schrift Dr. M. Metzners. Er hat sich auch manche, die Akılität seiner Arbeit erhöhende statistische und arbeiterrechtliche Quelle nicht erlossen. Aber er hat mit sicherem Blicke das Urübel der modernen Bergarbeitersere erkannt: die Beseitigung des alten, aus dem Bergvolke rausgewachsenen Sozialrechtes durch die neuzeitliche, auf der ahnvorstellung eines „freien Arbeitsvertrags" beruhende Gesetzlosigkeit. Während zum Siege der individualistisch-„liberalen" Auffassung in unseren Berggesetzen Bergordnungen den Bergknappen als den schwer arbeitenden Schutzbedürftigen nigstens gegen „übermütige" Ausbeutung betreuten, warf die um die Mitte des ınzehnten Jahrhunderts mit steigendem Erfolg propagierte „Bergbaufreiheit", e sie von dem nach Entfesselung schreienden Kapital verstanden wurde, nach d nach das ganze alte Bergarbeiterrecht in die Rumpelkammer. Die Beschränkung Schichtzeit wurde aufgehoben, weil man dem Arbeiter die „Freiheit", solange schuften, wie er wolle, nicht nehmen dürfe; die Folgen waren 10, 11, 12 und hrstündige Schichten, statt der althergebrachten Achtstundenschicht. Die althergebrachte Festsetzung eines auskömmlichen Normallohns, das auf die wirtschaftje Schwäche des einzelnen Knappen Rücksicht nehmende arbeiterfreundliche Gegerecht vertrug sich auch nicht mit der manchesterlichen Fiktion eines „freien Artsvertrags". Also wurden diese „Beschränkungen der Arbeitsfreiheit" beseitigt, e auch die wohlbewährte Kontrolle des Arbeiterschutzes durch die zum großen il aus der Bergbaupraxis hervorgegangenen „Geschworenen". Ganz richtig be-

merkt Metzner, diese „vollkommene Freiheit bedeutete aber nichts anderes als ei schrankenlose Ausbeutung des Schwächeren durch den Stärkeren, des Arbeite durch den Unternehmer". Und: „Die Arbeitszeit wurde immer länger, Über- u Nebenschichten standen an der Tagesordnung, die Zahl der Unfälle und Erkra kungen wurde immer größer, die Behandlung der Arbeiter verschlechterte sich v Tag zu Tag." An einer anderen Stelle sagt Metzner über die Wirkung des Sieg der „induvidualistisch-physiokratischen Anschauung" über das alte bergmännis Recht auf die Lohnzahlung: „Bei der Festsetzung der Löhne war nicht mehr d Prinzip der Auskömmlichkeit und Gerechtigkeit maßgebend, sondern die Absatzve hältnisse und das Verhältnis von Angebot und Nachfrage nach Arbeitskräften. Wi kürliche und plötzliche Änderung der Lohnsätze, harte und häufige Strafen, unb zahlte Nebenarbeiten und dergleichen mehr waren an der Tagesordnung." Es w ein schreckliches Erwachen der über dem Gedudel von den „großen Segnungen d freien Arbeitsvertrags" eingeschlafenen Bergknappen, als sie sich in der Wirkli keit dieser Freiheit der Ausbeutung wieder fanden. Die Bergarbeite streiks in Westfalen 1858, 1872, in Schlesien 1869, in Sachsen 1872 usw. offenbart bereits den für die Arbeiter unheilvollen Umschwung in ihrem Vertragsverhältn Aber diese Auffladung des Knappengrimms machte auf die Gesetzgebung und B hörden nur den Eindruck von „böswilligen Unbotmäßigkeiten". Erst mußten d Massenausstände in Deutschland 1889 und 1905, in Österreich 1900 kommen, da revidierten die Parlamente wenigstens einigermaßen die Bergarbeitergesetze zur auf die Linie des völlig verworfenen alten Knappenrechtes. Metzner erklärt wah heitsgemäß die seit zwanzig Jahren in Deutschland und Österreich vorgenommen gesetzlichen Einschränkungen des sagenhaften „freien Arbeitsvertrags" als Folg der großen Bergarbeiterstreiks. Sowenig die Bergarbeiterforderung gesetzlich erfüllt sind, auch das Wenige haben sich die Arbeiter durch opferrei Kämpfe erzwingen müssen. Diese Tatsache von einem bürgerlichen Schri steller, angesichts der neuerlichen Versuche, die Koalitionsfreiheit der Arbeiter ei zuschnüren, konstatiert zu finden, ist auf alle Fälle erfreulich.

Wir müssen darauf verzichten, auf den Inhalt des empfehlenswerten Buch ausführlicher einzugehen, möchten aber doch nicht unterlassen, noch zu vermerk, daß Metzner den Leuten, die von der „unerreichten Sozialgesetzgebung Deuts lands" fabeln, harte Kopfnüsse gibt. In Deutschland gibt es noch kein Gesetz, d allgemein die Schichtzeit der Grubenarbeiter beschränkt. Dagegen besteht i Frankreich seit 1909 die gesetzliche Achtstundenschicht für alle in den Kohle gruben Beschäftigten, in Österreich seit 1901 die gesetzliche Neunstundenschi für den Kohlenbergbau, in Belgien seit dem 1. Januar 1911 die gesetzli Neunstundenschicht für die Kohlenbergarbeiter, in Großbritannien s 1908 die gesetzliche Vorschrift, daß kein Bergwerksarbeiter unter Tage innerh 24 Stunden mehr als 8 arbeiten darf. Metzner hätte noch anführen können, d auch in Spanien durch Gesetz vom 27. Dezember 1910 die Schichtzeit al Untertagsarbeiter auf höchstens 9 Stunden festgesetzt wurde. Ferner ist für Südafrikanische Union (britisch) durch Gesetz vom 15. April 1911 Zahl der Arbeitsstunden auf 8 innerhalb 24 Stunden oder auf 48 Stunden Zeitraum von 7 aufeinanderfolgenden Tagen für die Bergwerksarbeiter beschränt worden. Also selbst im „wilden" Südafrika ist man mit der Bergarbeiterschu gesetzgebung weiter gekommen als im „Lande der Sozialreform". Hier herrsch die Industriemagnaten und bedrohen jeden Minister mit Maßregelung, der einfallen läßt, ein Gesetz, das den deutschen Bergleuten ihr altes Recht, die Ac stundenschicht, wieder gibt, zu vertreten. Bei uns machte man Gesetze à la „we Salbe" und blieb hinter dem Ausland in der praktischen Bergarbeiterschutzges gebung weit zurück. O. J.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.



Band Nr. 15 Ausgegeben am 12. Januar 1912 30. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die Unfälle der letzten Stunde.

✗ Berlin, 6. Januar 1912.

Der Reichskanzler hat dem ungestümen Drängen seiner schwarzblauen iarier nachgegeben und zum neuen Jahre so etwas wie ein Wahlmanifest ;gelassen: in einem Artikel der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“. Aber ht hat er es ihnen damit doch nicht gemacht; im Gegenteil fallen sie noch l zorniger über ihn her, und was ihm einzelne Blätter, wie die „Ham= rger Nachrichten“, ins Stammbuch schreiben, ist eine Fraktur, die sich in nem parlamentarischen Komplimentierbuch findet.

Ein wenig höflicher ist die „Deutsche Tageszeitung“. Sie erkennt an, daß : Reichskanzler in der Sache nur wiederholt, was ihm der Schnapsblock die Feder diktiert, aber der „Ton“ paßt ihr nicht; er ist ihr lange nicht ;ch genug, und sie fürchtet, daß die Wahlparole der Regierung sich als : Schlag ins Wasser erweisen werde. Diese Furcht hat ihre guten Gründe, ein weshalb verlangt man auch von Herrn v. Bethmann Hollweg eine istung, die ihm selbst die sieben Weisen Griechenlands nicht vormachen inten. Ein „Ton“, der einen nennenswerten Bruchteil der Wähler ins iktionäre Garn scheuchen könnte, ist so leicht nicht auf dem Finger ge= ffen; er läßt sich so wenig aus der Bescherung hervorlocken, die der warzblaue Block in seiner mehrjährigen Herrschaft angerichtet hat, noch s der Bescherung, die er anrichten würde, falls es ihm beschieden sein lte, siegreich aus den Wahlen hervorzugehen.

Neue Kähne, neue Regimenter, neue Steuern, die Aussicht auf einen :ltkrieg, vor dessen Schrecken selbst die Schrecken des Dreißigjährigen ieges erbleichen würden, und als Gegenleistung die gewaltsame Beseiti= ng der paar Volksrechte, die es in Deutschland noch gibt — das ist ein ogramm, mit dem nicht einmal der dümmste Philister vom Ofen zu locken

Diese Einsicht hat das Wahlmanifest des Reichskanzlers zu einem, wie : „Vorwärts“ mit Recht sagt, naiven Geschwätz gemacht, zu einer ledernen

Wiederholung der schon seit Miquels Tagen abgedroschenen Sammelparo aller staatserhaltenden Parteien. Es ist deshalb auch nicht wahrscheinli wenn liberale Blätter meinen, der Reichskanzler halte sich zurück, weil sich nicht mit seinem ganzen Hab und Gut auf dem schwarzblauen Brand einschiffen wolle, der in acht Tagen explodieren könne. Er kann sich do nicht einbilden, daß er als einsame Fahnenstange in der Luft schweb bleiben wird, wenn der Bau zusammenkracht, der ihn getragen hat. steht und fällt mit dem schwarzblauen Block, und nur so viel möchte fragl sein, ob er der Mann sein wird, die Desperadopolitik durchzuführen, zu d die Heydebrand und Oldenburg an ihrem Teil entschlossen sind.

Recht zur passenden Zeit kommt eine Enthüllung zweier Professoren, d Herren Ulmann und Delbrück, über die Staatsstreichpläne, an denen Bi marck umgekommen ist. Man wußte längst, daß dieser geniale Staatsma die Arbeiterfrage nur noch als eine „militärische Frage" betrachtete, daß mit dem Plane umging, die Arbeiterbewegung im Blute der Arbeitermass zu ersticken, und daß er, um die Arbeiter auf die Straße zu treiben, ein Staatsstreich gegen das allgemeine Wahlrecht plante. Aber über das nähe Drum und Dran seines Staatsstreichs war bisher noch nichts bekannt, u dieses Rätsel lösen jetzt jene Professoren. Speziell Herr Delbrück erzählt u Bismarck habe weder einen Zensus noch eine Klassenwahl, noch ständis Ordnungen, noch Delegationen aus den Landtagen, sondern ein Ausnahm gesetz geplant, das allen notorischen Sozialdemokraten, die den Umsturz d bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung bezweckten, das aktive und pass Wahlrecht entziehen sollte. Um dies durchführen zu können, habe er an Stelle der geheimen die öffentliche Abstimmung setzen wollen. Die Behörd hätten dann Listen der notorischen sozialdemokratischen Wähler angelegt; e unparteiische richterliche Behörde — nach dem Muster der „Reichsgal kommission" zur Zeit des Sozialistengesetzes — hätte etwaige Beschwerd entschieden und dafür gebürgt, daß das Gesetz nicht auf andere Parteien a gedehnt werde. Wenn allen in dieser Weise Geächteten die politischen Rec aberkannt worden seien, habe es in der Hand der Regierung gelegen, ob die sozialdemokratische Partei ganz aus dem Reichstag verschwinden las oder sie auf eine kleine Gruppe von Harmlosen reduzieren wolle.

Der Herausgeber der „Preußischen Jahrbücher" macht diese Enthüll mit einem lachenden und einem weinenden Auge. Er findet, daß Bism als historische Persönlichkeit durch die Enthüllung seines geplanten Sta streichs nur gewinnen könne, gegenüber der älteren Auffassung, die in i überhaupt einen positiven Gedanken nicht mehr entdecken konnte und in i nur den alten Mann sah, der nicht mehr wußte, was er tun sollte. N in dem langsamen Absterben und Verlöschen des Philisters sei er dah gegangen, sondern in dem tragischen Ende des Heros, das er sich selbst reitet habe.

Es ist echt professoral, in dem ruchlosen Blödsinn, den Herr Delb von Bismarck erzählt, einen „positiven Gedanken" zu entdecken und gar „das tragische Ende des Heros" darin, daß Cartouche oder Schin

nnes bei einem letzten Einbruch von der Leiter stürzen und sich das Genick echen, statt wie ehrbare Philister in ihrem Bette zu sterben.

Auf der anderen Seite freilich gibt Herr Delbrück zu, daß Bismarck mit r Ausführung seines „positiven Gedankens“ das neudeutsche Reich in den grund kutschiert haben würde, und damit trifft er gewiß den Nagel auf n Kopf. Es war der einfachste Selbsterhaltungstrieb, der den Kaiser zwang, nen Staatsmann zum Geier zu schicken, der ihm ein frivoles Spiel um ne Krone anriet. Mit Recht sagt Herr Delbrück: „Gewalt ruft immer wieder walt hervor.“ Aber wenn er alle gewaltsamen Staatsstreichpläne verwirft, fügte er hinzu, daß sie heute auch ganz überflüssig seien. Freisinnige und tramontane, die zu Bismarcks Zeit in Steuer- und Wehrfragen noch bock- inig gewesen seien, hätten sich bekehrt; sie seien ganz zahm geworden und en der Regierung aus der Hand. Und in der Sozialdemokratie sei das volutionäre Feuer längst erloschen; von ihm seien nur noch „die Schlacken d einige Kohlen“ übrig, „die revolutionären Redensarten und der alte rr Bebel“. Worauf man Herrn Delbrück nur antworten kann, was er nem Mitenthüller Ulmann zuruft, der sich vor seiner eigenen Entdeckung wenig fürchtet: O selig, wer so hoffen kann!

An dieser Hoffnungsseligkeit leiden die ostelbischen Junker nun aber ganz d gar nicht. Sicherlich spielt in ihrem Krebsen mit dem roten Gespenst l Lug und Trug mit, aber daß es ihnen so gleichgültig sein sollte, wie Herr lbrück behauptet, ob die Sozialdemokratie in den bevorstehenden Wahlen ndert Mandate und mehr für den Reichstag und mehr als vier Millionen immen gewinne, das kann sich nur ein deutscher Professor einreden. Die nker wälzen längst den „positiven Gedanken“ Bismarcks in ihrem un- eligen Gemüt, und deshalb kommt ihnen die Enthüllung der Delbrück d Ulmann sehr ungelegen. Ihre Blätter streiten auf Tod und Leben ab, ß Bismarck je solche Pläne gehegt habe, und sie sind pfiffig genug, den wachen Punkt in der Enthüllung der beiden Professoren herauszufinden. e fragen nämlich, wie es möglich sein solle, an einigen Millionen Wählern umstürzlerische Gesinnung festzustellen, aber sie verplappern sich zugleich, em sie dem geplanten Staatsstreich Bismarcks „die einzig mögliche Formu- rung“ geben, „daß nämlich Stimmen, die für einen notorischen Anhänger er umstürzlerischen Partei abgegeben würden, einfach nicht zu zählen seien“. s ist eine Kolumbusidee von genialer Einfachheit, die ein recht reifliches chdenken über diese delikate Frage bekundet. Und wenn die junkerlichen ätter auch dicht vor den Wahlen jedes praktische Attentat auf das all- neine Wahlrecht leugnen, so verhehlen sie doch nicht, daß sie ihm an den agen wollen, sobald die Sozialdemokratie im Reichstag stark genug werden lte, um die Hand auf den Hebel der Regierung zu legen. Und das genügt, die Wähler zu orientieren.

Zu den Unfällen der letzten Stunde gehören für den schwarzblauen Block ch die Enthüllungen des „Vorwärts“ über die braven Leute, die als Kämpen s Reichsverbandes im Vorkampfe für die „heiligsten Güter“ stehen. Es ist richtige Falstaffgesellschaft in ihren ewigen Geldnöten und mit ihrem

Dortchen Lakenreißer, und es ist nicht ohne Humor, wie sie die prominente Männer der schweren Industrie um die Hundertmarkscheine erleichtern. Abe schließlich überwiegt doch der Ekel, wenn man bedenkt, daß alle bürgerliche Parteien sich mit dieser Rasselbande eingelassen haben, um die moder Arbeiterbewegung zu verschimpfieren.

Überraschend sind die Enthüllungen des „Vorwärts“ freilich nicht, den der herrliche Kampf für „Thron und Altar“ hat von jeher alle faule Früchte angezogen, wie das Licht die Motten. Vielleicht hat die Sache eine sehr edlen und erhabenen Zusammenhang, indem das Bibelwort erhärt werden soll, daß der Herr sich gerade in den Schwachen mächtig erweis Jedoch da dieser Beweis regelmäßig mißglückt, so erklärt sich das Phänome wohl einfacher dadurch, daß überlebte Mächte ihre eifrigsten Verteidiger i jenen faulen Schichten der Gesellschaft finden, die sich vor dem herben Ate der Revolution fürchten wie der Dieb vorm Richter.

Ferdinand Simon.

Von **H. Lux.**

Am 4. Januar starb in Zürich an Blutvergiftung infolge eines Mäus bisses der praktische Arzt Dr. Ferdinand Simon, der Schwiegersohn Augu Bebels.

Wie tückisch doch das Schicksal arbeitet! Er wurde das Opfer sein eigenen Lebensarbeit, die ihn seit mehr als zwanzig Jahren im Ban hielt, der er all die karge freie Zeit opferte, die ihm die ärztliche Berufspfli übrig ließ. „Ich will kein Feld- und Wiesenarzt werden! Ich kann mi nicht damit begnügen, immer nur den Kohl weiter zu grasen, um für d Heute zu schuften. Ich habe ein Ziel!“, so rief er aus, als er nach glänze bestandenem ärztlichen Diplomexamen auf unsere gemeinsame, enge St dentenbude oben am Zürichberg heimkam. Und dann entwickelte er seiner kurz abgehackten, aber scharf pointierten Sprechweise das Program einer Serumtherapie, die damals ein kaum erst beackertes Versuchsgebi der Medizin war. Hier forschend weiterzuarbeiten, das war sein Lebensz Erreicht hat er es nicht. Mitten aus seiner Lebensarbeit wurde der stä mige, elastische Mann gefällt, dessen Lebenskraft unverwüstlich schien, fällt durch eine lächerliche Maus, der er Streptokokken eingeimpft hatte, u dem Scharlacherreger auf die Spur zu kommen und dann eine Serum therapie gegen diese tückische Kinderkrankheit auszuarbeiten. Sein Leben werk bleibt unvollendet und verloren, unwiederbringlich verloren sind d Resultate langjährigen, unermüdlichen Fleißes; denn in seiner streng Selbstkritik konnte er sich zu vorläufigen Veröffentlichungen, nur um sei Prioritätsrechte zu sichern, nicht entschließen. Er wollte nur das der Öffe lichkeit übergeben, was er selbst als hieb- und stichfest erkannt hatte. U so figuriert manches Ergebnis seiner bakteriologischen Forschung in d Wissenschaft unter fremden Namen, das er selbst vorher in seinem eigen Laboratorium, freilich nur für sich, festgestellt hatte. Es war eben eine ec Gelehrtennatur, dem jede Professoreneitelkeit fremd war. Er forschte u der Forschung willen; am Ende des Lebens würden sich die Resultate sch

einem festgefügten Ringe zusammenschließen, davon war er fest über-
ugt. Und nun bleibt dieser Ring doch ungeschlossen. Das ist Berufstragik.
Von der Tragik im Menschenschicksal spreche ich nicht, das hieße wühlen
Schmerze seiner Frau und seines Sohnes, und das hieße noch mehr
ühlen im Herzen unseres August Bebel, dem er Sohn und Freund zu-
eich war. Der Alte, nachdem vor kurzem erst seine Frau von ihm ge-
ngen, ist nochmals heimatlos geworden.
Nur wenige haben Ferdinand Simon wirklich gekannt. Für die meisten,
it denen er in flüchtige Berührung kam, war er nur der Schwiegersohn
ebels. Was hinter dem stillen, ernsten Manne steckte, der gegen Fremde
heu verschlossen war, das wissen nur wenige.
Eine gute Strecke unseres Lebenswegs, die schönste Zeit unserer Stu-
ntenjahre sind wir zusammengegangen. Die Zeit steigt vor mir wieder auf.
Als ich ihm im Jahre 1883 begegnete und in seinen Freundeskreis auf-
nommen wurde, zu dem auch Gerhart Hauptmann und dessen Bruder
arl gehörten, war ich noch ein blutjunger Fuchs. Er, der Dreiundzwanzig-
hrige, war aber bereits Doktor der Philosophie.
Hervorgegangen aus einer schlichten Handwerkerfamilie — sein Vater
ar Malermeister in Neumarkt i. Schl. —, hatte er nur unter großen Ent-
hrungen seine Schulzeit auf dem damals berühmten Realgymnasium
m Zwinger in Breslau durchbringen können. Nicht geringer waren die
ntbehrungen, die er sich auf der Universität Jena auferlegen mußte, wo
, angezogen durch die Persönlichkeit Häckels, Biologie studierte. Obgleich
an Wissen bereits ein gereifter Mann und dem krassen Fuchs auch an
ebenserfahrung weit überlegen war, zog er doch gerade mich ganz nahe zu
h heran, und wir erlebten die Sturmjahre der Jugend, die für ihn erst
ach Abschluß der Studienjahre begannen, gemeinsam. Entzündet wurde
r Sturm in uns durch ein heute fast verschollenes Buch Karl Kautskys:
Der Einfluß der Volksvermehrung auf den Fortschritt der Gesellschaft".
urch Kautskys Untersuchungen kamen wir im Jahre 1883 zum erstenmal
Berührung mit den Theorien des Sozialismus. Wer die Zeiten des
ozialistengesetzes nicht selbst durchgemacht hat, der hat heute gar keinen
egriff mehr davon, wie hermetisch damals die studierende Jugend von
len sozialistischen Schriften abgeschlossen war. Das ernste, gelehrte Buch
autskys stand zwar auch auf dem Index der verbotenen Bücher, trotzdem
ar es durch den regulären Buchhandel erhältlich, und mit wahrem Heiß-
unger warfen wir uns auf diese Schrift, die fast wie eine Offenbarung
uf uns wirkte, indem sie uns die Augen öffnete.
Über Kautsky kamen wir zu Marx, und ein gemeinsamer Freund, der
amals in Zürich Nationalökonomie studierte, machte uns bald auch die
ropagandaschriften der Sozialdemokratie zugänglich. Auf meiner Bude in
reslau verschlangen Simon, der damals in Breslau seine Militärjahre
bdiente, und ich den zwar wöchentlich herausgegebenen, aber doch recht un-
gelmäßig erscheinenden „Sozialdemokrat". Denn unter allerlei Vorsichts-
aßregeln mußte ich ihn erst aus einer abgelegenen, elenden Kneipe, in der
le vierzehn Tage Genossen zusammenkamen, heimholen. Aber der langsame
ang der Entwicklung, wie er aus den Marxschen Theorien folgte, wollte
ns jungen Brauseköpfen so ganz und gar nicht gefallen. Wir konnten das
iel des Sozialismus nicht erwarten. Die alte Welt schien uns abgetan, sie

mochte ohne uns fertig werden. Wir wollten eine neue Gesellschaft auf de Basis des wissenschaftlichen Sozialismus auf freier Erde begründen. Mar hatte uns nur aufgerüttelt, aber nicht belehrt; und so gründeten wir alle Ernstes eine „Gesellschaft Ikarien", die die Bedingungen für die praktisch Durchführung des Sozialismus in den Vereinigten Staaten von Amerik untersuchen sollte.

Eine bunt zusammengesetzte Gesellschaft, diese neuen Ikarier. An de Spitze stand Alfred Ploetz, der bekannte Rassenhygieniker. Gerhart Haup mann, damals noch Bildhauer und mit dem Entschluß ringend, ob er Schau spieler oder Dichter werden sollte, war unser dichterischer Seher und be geisterte uns durch seine Römerdramen. Karl Hauptmann, der Philosoph ferner ein Botaniker, ein Forstmann, ein Maler, ein Nationalökonom, de Sohn eines bekannten Breslauer Bankiers, ein Student der Medizin, ei veritabler Bauer, Dr. Simon, der Biologe, und ich selbst, damals Studen der Mathematik, bildeten die Truppen. Keiner von uns gehörte damals de Partei an, und so sicher waren wir mit unseren utopistischen Bestrebunge dem Sozialistengesetz nicht ins Gehege zu kommen, daß wir unsere Gesel schaft mit allen unseren Mitgliedern sogar der Polizei anmeldeten.

Mit unseren kärglichen Mitteln rüsteten wir den unabhängigsten unsere Kreises aus und sandten ihn über das große Wasser. Zunächst sollte er de Rest der übrig gebliebenen alten Ikarier aufsuchen, um dort seine praktisc ökonomischen Studien zu beginnen. Dann wollten wir anderen, die in zwischen eine eifrige Werbetätigkeit entfalteten und noch eifriger Wissen schätze aufspeicherten, um als fertige Männer den Urboden eines freie Landes beackern zu können, alle unserem Pionier folgen.

Die neue Gesellschaft sollte erstehen, ohne die Schlacken der alten als u nützen Ballast mit sich zu schleppen. Die chinesische Mauer, die den Kapitali mus und die alte Gesellschaft umgab, die machte uns wenig Sorge. W würden sie schon einreißen oder überspringen. An Elan fehlte es uns ja nic und auch nicht an hoffnungsmutiger Zuversicht.

Die ersten Berichte unseres Pioniers lauteten auch zuversichtlich. Lan würden wir an einer der großen transamerikanischen Bahnen schon unen geltlich erhalten; mit seinen Erträgnissen würden wir weiterbauen; an de Erträgnissen könnte es aber nicht fehlen, zählte doch ein Bauer und ein Hör der Landwirtschaftlichen Hochschule zu unserem Kreise, die das Ackerba departement schon in Ordnung halten würden, zumal der Landwirt a unseren Wunsch sich auch als Geometer ausbildete. Woran könnte es un dann sonst noch fehlen!

Aber schon der zweite amerikanische Bericht unseres Freundes laute weniger optimistisch. Er war inzwischen bei den Ikariern angelangt. Er s mit eigenen Augen das klägliche Leben, das die Adepten Cabets zu führ gezwungen waren. Er sah, wie die harte Arbeit für das Morgen ihnen d Heute elend verkümmerte, wie sie in der grauen Alltagssorge weder Freu kannten, noch die Freiheit empfanden, unter deren Fahne sie sich zusamme geschart hatten.

Und dann kam lange kein weiterer Bericht; auf einmal aber ein Te gramm aus Antwerpen: „Bin Sonntag in Breslau." — Wie wirkte dama dieses nüchterne Telegramm auf uns! Simon fluchte auf den „feig Kneifer". Sofort sollten nach seinem Wunsche neue Mittel zusamme

bracht werden, und ich sollte die verlassene Arbeit energisch wieder auf-
hmen. — Es war eine trübselige Sitzung, als unser Pionier uns dann
rsönlich Bericht erstattete. Die eigene Erfahrung hatte ihm Dialektik ein-
paukt, und nun paukte er sie uns ein. Aus der Lektüre des Kommu-
tischen Manifestes hätten wir um einen geringeren Kaufpreis die gleiche
eisheit schöpfen können. Aber was gilt der Jugend die Erfahrung des
ters. Wie käme ihr auch anders die eigene Kraft zum Bewußtsein, wenn
nicht jedesmal selbst Mauern einreißen müßte! — Aber unbelehrbar
ren wir nicht, und die Logik der Tatsachen sprach doch auch eine zu beredte
prache gegen jedes utopistische Streben.

Also vorwärts an die Arbeit. Der Sozialismus war uns über dem
heitern unseres heiligen Planes nicht verloren gegangen. Und die Losung
utete: „In Reih' und Glied“, um auch an der bescheidensten Stelle, die uns
s Leben bieten sollte, für den Sozialismus zu wirken.

Ferdinand Simons Plan, die akademische Karriere zu ergreifen, war
on mit der neugewonnenen sozialistischen Erkenntnis gefallen, noch ehe
utopistischen Ideen eines neuen Ikariens uns ergriffen hatten. Um
nen Platz in der Neuen Welt ausfüllen zu können, hatte er dann be-
lossen, von vorne anzufangen und Medizin zu studieren. Als er den
nten Rock auszog, wanderte er wieder als Schüler in den Hörsaal, in den
eigentlich als Dozent hatte einziehen wollen. Wegen der Berechtigungs-
wierigkeiten, denen damals noch in Deutschland die Realgymnasiasten
terworfen waren, konnte er nur nach der Schweiz gehen; und er wählte
rich, das ihm später zur zweiten Heimat werden sollte.

Freilich blieb er zunächst nicht ganz freiwillig in Zürich; denn die
rischen Pläne unreifer Köpfe waren der Breslauer Polizei gefährlich
ug erschienen, um darauf den großen Breslauer Geheimbundprozeß
n Jahre 1887 aufzubauen. Und die Justiz arbeitete unter Freytag, un-
gen Angedenkens, prompt, wenn auch nicht gerade schnell. Die einen
f sie mit harten Gefängnisstrafen und noch härterer Untersuchungshaft;
anderen wurden vergrämt. In Zürich fanden sich dann wieder die meisten
„Ikarier“ zusammen. Freilich von der Jugendtorheit sprachen wir
ht mehr; nun galt uns nur noch der Kampf in der Partei, Schulter an
hulter mit dem ringenden Proletariat. In der Schweiz beendeten wir
n auch alle, die von den deutschen Universitäten verfemt worden waren,
sere Studien.

Und da hausten wir, Simon und ich, oben in Oberstraß und arbeiteten.
d wenn der Bücher- und Stumpendunst uns die Köpfe ganz verschlagen
te, da stiegen wir hinauf auf den Adlisberg; vorher aber holten wir
ida Bebel aus ihrer kleinen Studentenbude, die so ganz anders freundlich
sah als die unsere, und die unseren Ferdinand Simon wie ein kleines
enreich anmutete. Kein Wunder, daß die beiden sich bald zusammen-
den. War sie ihm doch ein lebendiger Teil des alten Recken Bebel, der
s vollbrachte, was wir Jüngeren nur so glühend heiß gewollt hatten.
nn wir an Deutschland dachten und die Fortschritte sahen, die trotz des
rnen Druckes von oben die Sozialdemokratie machte — es war die Zeit
roten Wahlnummer des „Sozialdemokrat“ —, da konzentrierte sich all
sere Dankbarkeit auf August Bebel, der vorn im Kampfe stand, während
nur von ferne still zuschauen konnten.

Nach Beendigung seiner medizinischen Studien in Zürich ging Simo zu seiner weiteren Ausbildung nach Paris im Jahre 1891; nachdem er i zwischen schweizerisches Bürgerrecht erworben hatte, ließ er sich mit sein jungen Frau zunächst in St. Gallen als praktischer Arzt nieder, vertausch seinen Wirkungskreis aber bald mit Zürich, wo er zunächst in dem A beiterbezirk Außersihl eine segensreiche Tätigkeit entfaltete.

Unermüdlich als Arzt tätig, fand er doch noch Zeit für schriftstellerisc Arbeiten und eigene wissenschaftliche Forschungen. Namentlich interessier er sich lebhaft für die Bekämpfung des Alkoholismus. In seinem Buc „Die Gesundheitspflege des Weibes", das bereits die siebente Auflage e reichte, hat er durch die Betonung der individuellen und sozialen Schäd gungen, denen insbesondere die Proletarierin ausgesetzt ist, wissenschaftlic Aufklärung in die breiten Massen des Volkes hineingetragen und ist d durch unseren Genossinnen ein bewährter Freund und Berater geworde Daneben betrieb er bakteriologische Forschungen, die ihm zum Verhängn werden sollten.

In den politischen Kämpfen der Gegenwart hat Simon nie eine führen Rolle gespielt. Ihm war die Gabe der freien Rede versagt. Er, der im i timen Kreise fesselnd und sarkastisch zugleich dozieren konnte, ihm versagte die Worte, wenn er vor einem größeren Kreise frei sprechen sollte, und de halb resignierte er freiwillig auf jede öffentliche politische Betätigung; u doch lebte seine Seele mit in diesen Kämpfen, so still und zurückgezogen auch in dem Kreise seiner Familie und ganz hingegeben seinem Beruf u seiner wissenschaftlichen Forschung lebte.

Nun ist er ganz still geworden, der stille, bedachtsame Mann. In Bebe Herzen und in seiner zweiten Heimat ist eine klaffende Lücke aufgerisse Öde und leer ist nun das Haus — ohne Glanz und ohne Leuchten.

Separatismus, Nationalismus und Sozialismus.

Von **K. Kautsky.**

Der tschechische Separatismus scheint ein rein österreichisches, lokal Problem zu sein. Aber würde er siegen, so müßte er nicht nur die gesam Arbeiterbewegung Österreichs völlig umwälzen und aufs tiefste schädige sondern er würde zu einem Element der Auflösung für die Einheitlichk des Klassenkampfes überall dort, wo Arbeiter verschiedener Sprachen inne halb eines Staatswesens zusammen zu arbeiten haben.

Nicht nur die Bedeutung des österreichischen Proletariats für die g samte Internationale, sondern auch die Notwendigkeit der allseitigen G schlossenheit des Klassenkampfes nötigt uns daher, dem tschechischen Separ tismus unser Augenmerk zuzuwenden.

War bis zum Innsbrucker Parteitag der Kampf gegen den Separati mus nur als gewerkschaftlicher geführt worden, hatte die sozialdemokratisc Organisation bis dahin Neutralität zu bewahren gesucht, so ist auch sie je in den Kampf gegen den Separatismus eingetreten. Dieser Schritt war u vermeidlich und längst notwendig geworden. Aber man begreift das Zöge der leitenden Parteigenossen. Denn der Kampf kann ein schwerer werd und unserer Sache tiefe Wunden schlagen.

Bisher war unter den Genossen außerhalb Österreichs über den Sepa-
atismus nur wenig bekannt. Ja selbst die nichttschechischen Genossen in
sterreich wußten nicht viel über ihn, dank ihrer Unbekanntschaft mit der
chechischen Sprache. In jüngster Zeit sind nun zwei Publikationen er-
hienen, die geeignet sind, weitere Kreise mit dem tschechischen Separatis-
us bekannt zu machen. Vor dem Innsbrucker Parteitag wurden vom
terreichischen Metallarbeiterverband „Dokumente des Separatismus“ her-
usgegeben, die deutsche Übersetzung einer Reihe von Artikeln und sonstigen
nunziationen der Separatisten, begleitet von einem ausführlichen Kom-
entar. Auf die Bedeutung dieser Publikation hat uns schon Umbreit hin-
ewiesen (im 13. Heft). Kürzlich erschien dann das Protokoll des Parteitags
on Innsbruck, das zahlreiche Materialien zur Frage des Separatismus
nd der Nationalitätenfrage in Österreich enthält und die Debatten aus-
hrlich wiedergibt, in denen das Problem ebenso eingehend wie sachkundig
handelt wurde. Beide Publikationen sind jedem zu empfehlen, der die
rage des Separatismus studieren will.[1]

Wenn man sie liest, so gewinnt man aus ihnen, namentlich aus den Doku-
enten des Separatismus, den Eindruck, daß die tschechischen Separatisten
soweit recht hatten, als sie erklärten, der internationale Kongreß von
openhagen habe über die Frage des Separatismus entschieden, ohne die
hechischen Separatisten genau zu kennen. Dessen bedurfte er freilich nicht,
eil er nicht über die tschechischen Separatisten im besonderen urteilte, sondern
n allgemeines Prinzip für die gewerkschaftliche Organisation aufstellte.

Indes ist es sehr wohl möglich, daß der Kopenhagener Kongreß seinem
eschluß eine andere Fassung verlieh, wenn die Internationale die Sepa-
tisten genauer kannte. Aber die Änderung wäre nicht etwa in der Weise
ngetreten, daß der Kongreß den Separatisten mehr entgegen kam, sondern
er in der Weise, daß er sie schroff verurteilte. Denn wenn man davon
den wollte, daß die deutschen Genossen Österreichs die Internationale
er den Separatismus falsch informierten, dann zeigen die „Dokumente
s Separatismus“ aufs unverkennbarste, es sei dies nur in der Weise ge-
ehen, daß sie die Separatisten in zu günstigem Lichte darstellten, daß sie
ese nach Möglichkeit schonten und ihr schützendes Schild über sie hielten.
as Motiv dazu ist leicht zu erkennen: man wollte ihnen den Rückweg er-
chtern, ihnen goldene Brücken bauen. Man glaubte, ihr internationales
d sozialistisches Empfinden sei stark genug, daß der einmütige Spruch
r Internationale sie zur Einkehr mahnen werde.

Wenn die leitenden Genossen der Sozialdemokratie Österreichs sich in
eser Erwartung täuschten, sind nicht sie es, denen das zur Unehre gereicht.

Allerdings bezeugten die Kundgebungen tschechischer Separatisten schon
r dem Kopenhagener Kongreß einen erschreckenden Mangel an internatio-
lem Empfinden. Auf Schritt und Tritt äußern sie einen wilden Haß gegen
e deutschen Proletarier, die als die Unterdrücker und Ausbeuter des tsche-
schen Proletariats hingestellt werden.

---

[1] Dokumente des Separatismus. Herausgegeben vom Österreichischen Metall-
beiterverband zum zehnten ordentlichen Verbandstag. Wien, Verlag des Öster-
chischen Metallarbeiterverbandes. 146 Seiten.

Protokoll des Parteitags, abgehalten in Innsbruck vom 29. Oktober bis 2. No-
mber 1911. Wien, Volksbuchhandlung. 382 Seiten. 1 Krone 20 Heller.

Der Abgeordnete Nemec, Mitglied des Internationalen Bureaus, hat den Mut, zu schreiben (im tschechischen Zentralorgan „Pravo Lidu“, an 20. August 1910):

Die deutschen Genossen in Wien kennen nur ein Gebot: entweder werden si die tschechischen Sozialdemokraten bedingungslos überall und in allem unterwerfen sich mit der Rolle eines bloßen tributpflichtigen und willenlose Stimmaterials begnügen, oder sie werden uns bekämpfen und bis zu völligen Ausrottung vernichten.... Seine Zugehörigkeit zur großen Armee de klassenbewußten und der sozialdemokratischen Internationale verbundenen Prol tariats soll der tschechische Arbeiter damit erkaufen, daß er sich aller Selb ständigkeit und Mannhaftigkeit als Proletarier, als Sozialdemokr und als Tscheche entledigt und sich auf Gnade und Ungnade den deutschen Genosse ergibt....

Und was versprechen uns die Wiener Genossen für unsere bedingungslo Unterwerfung unter ihre Gebote? Was lehrt uns die bisherige Praxis? In wir schaftlicher Beziehung versprechen sie uns zwar, auch für die Hebung der Leben haltung der tschechischen Arbeiter zu sorgen, aber nur dann, wenn sie es für g finden, auf jeden Fall aber erst dann, wenn die deutschen Arbeite ihre Verhältnisse geregelt haben werden.

In politischer Beziehung verlangen sie, daß wir uns den politischen Bedür nissen der Deutschen unterwerfen, daß wir, die Angehörigen einer politisch u kulturell unterdrückten Nation, die Politik der herrschenden, kulturell saturiert Nation machen sollen.

In kultureller Beziehung verlangen sie, daß wir den tschechischen Arbeit ohne jeden Schutz seinem deutschen Ausbeuter preisgebe der ihm für elenden Lohn außer seiner Arbeitskraft seine Nation und das Rec auf Erziehung seiner Kinder nimmt.

Mögen uns die deutschen Genossen zeigen, welche der Bestimmungen der Inte nationale vorschreibt, daß die Arbeiter einer Nation vollständig und durchaus v der Arbeiterschaft einer anderen Nation abhängig, ihr tributpflichtig und unte geordnet sein sollen (Dokumente des Separatismus, S. 77, 78).

So malt sich in dem Kopfe eines der klügsten und tüchtigsten Separ tisten die Forderung, tschechische und deutsche Arbeiter sollten sich in Öste reich gemeinsam gewerkschaftlich in derselben Weise organisieren, wie es d Arbeiter aller anderen Staaten auch tun!

Aber nach Kopenhagen gehen die Separatisten noch weiter. Sie hab den traurigen Mut, nun auch alle anderen Nationen zu verdächtigen u den tschechischen Proletariern als ihre Feinde hinzustellen.

Bereits 1905 hatte sich die Amsterdamer internationale Konferenz d Gewerkschaftssekretäre einstimmig gegen jede separatistische Gewerkschaft organisation ausgesprochen und erklärt, in jedem Staate könne nur ei Gewerkschaftszentrale anerkannt werden.

Da scheute sich das „Pravo Lidu“ nicht, die Motive der Gewerkschaft aus dem Deutschen Reiche, die wie alle anderen für den Antrag gestimm zu verdächtigen und zu erklären, sie hätten es nicht aus sachlichen E wägungen, sondern aus nationalem Tschechenhaß getan:

Daß für Huebers Antrag die Deutschen aus dem Reiche stimmten, versteht s von selbst. Sie taten es aus nationaler Solidarität, wie das die Deutschen über tun; ihre nationale Gemeinbürgschaft stellen die Deutschen immer üb alle Prinzipien (Dokumente des Separatismus, S. 12).

Nach dem Kopenhagener Kongreß wurde in gleicher Weise die gesamte [In]ternationale herabgesetzt und der Prinzipienlosigkeit geziehen:

Die Internationale hat sich durch den Einfluß der deutschen Genossen in [Ge]gensatz zu den Lebensinteressen der kleineren Nationen gestellt. Sie hat sich in [Wid]erspruch gesetzt zu ihrem wesentlichsten Prinzip, der Bekämpfung jeglicher Privi[leg]ien und Vorrechte der Nationen, des Geschlechtes, der Geburt, des Besitzes und [der] Abstammung.... Noch ein solches Urteil, und die Internationale hört auf, die [Zuf]lucht der Ausgebeuteten und Bedrückten zu sein, und sie wird das Boll[we]rk der großen Nationen gegen die kleinen.

In dieser Weise wagte es das Zentralorgan des tschechischen Separatis[mu]s, redigiert von dem Mitglied des Internationalen Bureaus Nemec, den [Be]schluß des internationalen Kongresses aufzufassen, der die Einheitlichkeit [der] Gewerkschaftsorganisation in jedem Staate für unerläßlich erklärt, jeden [Ve]rsuch der separatistischen Zerschlagung einer derartigen Organisation ver[urt]eilt, dabei aber ausdrücklich fordert:

In vielsprachigen Staaten müssen selbstverständlich die einheitlichen Gewerk[scha]ften den sprachlich kulturellen Bedürfnissen aller ihrer Mitglieder Rechnung [tra]gen.

Man greift sich an den Kopf, wenn man diesen Beschluß mit dem auf[g]egten Gerede über die Bedrohung der Lebensinteressen (!) der [klei]nen Nationen durch die Internationale und über den Verrat an ihrem [Pr]inzip der Bekämpfung aller nationalen Vorrechte vergleicht. Wie ist es [mö]glich, daß ein vernünftiger Mensch derartiges schreibt? Und wie möglich, [da]ß nicht alle vernünftigen Leser ihn auslachen?

Aber das „Pravo Lidu" geht noch weiter. Es muß ja zugeben, daß in [Ko]penhagen nicht etwa die großen Nationen gegen die kleinen gestimmt, [son]dern daß sie sich alle in gleicher Weise gegen den Separatismus gewendet [hab]en. Um das zu erklären, muß das Separatistenorgan seinen nationali[sti]schen Wahnsinn noch um einen Grad höher schrauben:

Es haben uns alle Slawen verurteilt, so wie die Germanen. Man hat uns [n]irgends gerne. Den großen Nationen sind wir ein revolutionäres Ferment, [wir] beunruhigen sie beständig. Die kleinen Nationen überholen wir in der Ent[wic]klung; sie können uns nicht nachkommen, und deshalb treten sie so feindselig [geg]en uns auf (Dokumente des Separatismus, S. 29).

Damit ist wohl der Gipfel nationalistischen Größen- und Verfolgungs[wa]hns erreicht. Die gesamte Internationale wendet sich also nicht gegen das [Pr]inzip des Separatismus, sondern gegen die tschechischen Arbeiter oder [geg]en die tschechische Nation. Und warum? Die Tschechen beunruhigen durch [ihr]e revolutionäre Haltung die Sozialisten der großen Nationen, Frank[rei]chs, Englands, Amerikas, die gern ihre Ruhe hätten und es mit Ingrimm [seh]en, daß die tschechischen Separatisten die Welt in Flammen setzen. Die [klei]nen Nationen aber, die Belgier, die Dänen usw., können nicht schlafen [au]s Neid über die Lorbeeren, die sich die tschechischen Separatisten errungen.

Man weiß nicht, soll man weinen oder lachen, wenn man sieht, welchen [Unf]sinn man dem tschechischen Proletariat vorsetzen darf.

Und das sind nicht etwa zufällige Entgleisungen in der Hitze des Ge[fech]tes. Nein. Eben erst fand in Prag der Parteitag der tschechoslawischen [Pa]rtei statt. Über die internationale Solidarität des Proletariats und die

tschechoslawische Sozialdemokratie referierten unter allgemeiner Zustim-
mung Nemec und Tomaschek, ohne etwas anderes vorzubringen als Wiede
holungen der hier vorgeführten Gedanken. Auch auf diesem Parteitag d
klarierte sich der tschechische Separatismus als eine Strömung, die i
Gegensatz nicht bloß zu den deutschen Sozialdemokraten Österreichs, sonder
zu der gesamten Internationale steht. Tomaschek erklärte (nach dem Beric
der „Wiener Arbeiterzeitung"):

Wir sehen, daß sich auch die Weltinternationale in Kopenhagen gegen unse Forderung gewendet hat; aber ich habe den Eindruck, daß in der Internationa in ihrer jetzigen Form, in dem Zustand, in dem sie sich uns darstellt, etwas U gesundes ist; ich habe den Eindruck, daß sie so vorgeht, als ob sie bloß von d großen Nationen gepachtet wäre, als ob sie den Beruf hätte, bloß auf die Bedür nisse und Interessen der großen Nationen Rücksicht zu nehmen. Aber neben d großen Nationen sind in der Internationale, und vielleicht in größerer Zahl, au die kleinen Nationen vereinigt, die ihre bestimmten Bedürfnisse, Forderungen u Interessen haben. Und da sind wir zu der Anschauung gekommen, daß die Inte nationale nicht nur von den großen Nationen gepachtet sein kann, sondern daß s wenn sie ihre Weltmission erfüllen soll, auch auf die Forderungen, Bedürfnisse u Interessen der kleinen Nationen Rücksicht nehmen muß. Die Internationale wi sich klar werden und das Problem der kleinen, unselbständigen Nationen, die na ihrer Selbständigkeit streben, lösen müssen.

Welches Problem das ist, verriet uns Tomaschek nicht. Vergeblich fra man sich, wodurch denn die Proletarier der großen Nationen die der klein unterdrücken? Niemals haben sich in der Internationale auch nur die g ringsten Anzeichen dafür bemerkbar gemacht, daß sich in ihr irgend ei Nation „unterdrückt" fühle. Weder die Belgier, noch die Holländer, d Dänen, die Schweizer, die Bulgaren und Serben fühlen sich durch d Deutschen und Franzosen, Engländer, Amerikaner, Russen „unterdrück Und worin sollte diese Unterdrückung bestehen?

Die Internationale beruht auf der Anschauung, daß die Proletarier al Länder die gleichen Interessen haben; ja, mehr noch, daß die Proletar eines jeden Landes und einer jeden Nation das größte Interesse dar haben, daß die der anderen Länder und Nationen so frei, selbständig u kraftvoll dastehen als möglich. Die Errungenschaften zum Beispiel d deutschen Proletarier sind um so mehr gefährdet, je geringer die Löhne, e länger die Arbeitszeit, je schwächer die gewerkschaftlichen Organisation je geringer die politischen Rechte der italienischen und slawischen Arbeit Die alte Internationale entsprang daher direkt aus dem Streben der Pro- tarier der ökonomisch und politisch fortgeschritteneren Nationen, die Pro- tarier der zurückgebliebenen Nationen in ihren Kämpfen um eine Bess stellung zu unterstützen, um dadurch die eigene Stellung zu kräftigen u sich weitere Fortschritte zu erleichtern. Und das gleiche Streben beseelt neue Internationale. Wo sollte da eine Unterdrückung der kleineren N tionen aufkommen können? Und was hat die Kleinheit und Größe Nationen überhaupt mit ihrer Selbständigkeit innerhalb der Internatio- nale zu tun?

Die Redner und Schriftsteller der tschechoslawischen Sozialdemokra können zu ihren Auffassungen nur dadurch kommen, daß sie die Ansch ungen des bürgerlichen Nationalismus unbesehen akzeptieren. Alle i Argumente sind jedem, der mit den österreichischen Dingen Bescheid w

r vertraute Dinge. Es sind die herkömmlichen Redensarten des bürger-
hen Nationalismus.

Die Separatisten gehören zu jener Sorte Sozialdemokraten, die ein
rkes proletarisches Empfinden oder doch starke proletarische Sympathien
ben, die aber nicht imstande sind, sich in ihrem Denken von ihrer bürger-
hen Umgebung unabhängig zu machen. Derartige Elemente finden wir
erall. Je nach der Natur der sie umgebenden Bourgeoisie nehmen sie ver-
iedene Formen an. In England verfallen sie in eine Überschätzung dessen,
s der Liberalismus für das Proletariat leisten kann, in Frankreich werden
durch die Erinnerungen an die große Revolution hypnotisiert, in Öster-
h suchen sie den Nationalismus ins Sozialistische zu übertragen. Genossen
ser Art sind in jeder der österreichischen Nationen anzutreffen. Aber
h nur vereinzelt. Es ist das Verhängnis des tschechischen Proletariats,
ß sie in seinen Reihen die große Mehrheit bilden. Die tschechische prole-
ische Bewegung ist bereits zu stark geworden, als daß sie in ihrem Denken
h von der deutschen beeinflußt würde. Sie hat sich von ihr losgemacht,
mit aber auch vom Einfluß des theoretischen Wissens befreit, das die
tsche Sozialdemokratie ihr brachte, ohne daß doch in den Reihen der
echischen Genossen genügende theoretische Durchbildung zu finden wäre,
sie instand setzen würde, des Einflusses der deutschen Theorie ohne
hädigung entraten zu können. Sie macht sich in ihrem Denken „national
ständig", um in vollständige geistige Unselbständigkeit gegenüber der
urgeoisie ihrer Nation zu verfallen.

In der Tat ist das Niederdrückendste bei der Lektüre der „Dokumente
Separatismus" nicht einmal so sehr der gänzliche Mangel an inter-
tionalem Empfinden, den sie bekunden, wie der unglaubliche geistige Tief-
nd, den sie verraten.

Nur selten findet man Ansätze zu einer theoretischen Begründung des
paratismus. Ihr Wert steigt nicht mit ihrer Seltenheit.

Da hat zum Beispiel der Abgeordnete Vanek in Brünn unter dem Titel
ollen wir unter Vormundschaft stehen oder frei sein?" eine Broschüre
öffentlicht, „die sich sozusagen als die wissenschaftliche Begründung des
paratismus gibt", wie der Kommentator sagt. Darin wird unter an-
em die nationale Trennung auch für die Konsumvereine verlangt:

In letzter Zeit greift diese Entwicklung in Böhmen und Mähren stark ein. Die
ener Großeinkaufsgesellschaft und der Verband der Konsumvereine fördern das
chstum der Konsumvereine und Produktivgenossenschaften, freilich wieder mit
ng zentralistischer Tendenz. Die tschechischen Leute bilden in solchen Konsum-
ernehmungen 90 bis 100 Prozent. Für ihre blutig erschundenen Gelder wird
lich nur bei deutschen Fabrikanten die Ware gekauft. Vom tschechischen Produ-
ten oder Großhändler kann nicht gekauft werden, bei dem ist schon im vorhinein
s schlecht und teuer. Und so kommen Millionen von Geld, mit denen es möglich
e, der tschechischen Arbeiterschaft einen gewaltigen Einfluß im wirtschaftlichen
politischen Leben zu gewinnen, einseitig dem deutschen Kapital zugute, das den
echen nur bei der schwersten und schlechtest bezahlten Arbeit beschäftigt, und
ei ihn und seine Familie politisch und national vergewaltigt. Wir sind fest
rzeugt, daß es ihn überhaupt nicht beschäftigen würde, wenn es nicht müßte,
n für ihn ein Ersatz da wäre.

Wie soll denn die tschechische Genossenschafts- und Produktionsbewegung ge-
en, wenn der tschechische Arbeiter das, was er entbehren konnte, den Zentral-

verbänden nach Wien geschickt hat? Wie kann er für seine Kinder eine tschechisc Schule verlangen, wenn er für sein Geld bei seinen nationalen Gegnern War eingekauft hat, die dann auf ihre Tasche schlagen und sagen: „Wir haben verdien wir zahlen Steuern, wir werden über dich entscheiden, und wenn du dich kauf läßt, werden wir dir zu essen geben?!"

Wie kann ein tschechischer Arbeiter erwarten, daß er sein Söhnchen oder Töc terchen noch vor der Durchführung der Regenerierung der Gesellschaft vor de Untergang rettet und ihnen eine etwas bessere Zukunft bereitet, als er sie sel hatte, wenn der tschechische Gewerbetreibende, Kaufmann u Industrielle von den Konsumkräften des eigenen Volkes vernachlässigt i

Und wie kann die tschechische Arbeiterschaft erwarten, daß ihr im zukünftig Staate Recht werde, daß sie politisch, sozial und national gleichberechtigt sein wi wenn sie den anderen ihre wirtschaftliche Grundlage überläßt, die Produktion macht, die Kraft des Geldes zur Benutzung den Genossen der anderen Nation fr stellt? (Dokumente des Separatismus, S. 28, 29.)

Der beste Weg für den tschechischen Arbeiter, seine Lage zu verbessern, also nicht der, sich mit dem deutschen Arbeiter zu gemeinsamem Kamp gegen die Kapitalisten aller Nationen zu verbinden. Nein, der tschechisc Separatismus weiß das besser. Man muß die Millionen, über die tschechischen Arbeiter verfügen, dazu benutzen, tschechische Millionäre züchten, denn diese werden den Bedürfnissen der tschechischen Arbeiter w- liger entgegenkommen als die deutschen. Die Konsumvereine sind nicht da da, den Arbeitern billigere oder bessere Lebensmittel zu verschaffen, sonde dazu, Industrielle und Kaufleute der eigenen Nation zu fördern. Und dar dürfen die tschechischen Arbeiter nicht schon bestehenden großen Konsu- vereinen beitreten, in denen sich deutsche Mitglieder befinden, sondern müss lieber eigene nationale Zwergvereine gründen, die zwar weniger leistun- fähig sind, dafür aber die Emanzipation des Proletariats dadurch vor- reiten, daß sie nach dem Rufe handeln: Kauft nur bei Tschechen!

Meist wagen sich indessen die Separatisten nicht einmal auf das Eis d- artiger sozialistischer Theorien. Viel bequemer ist es, zu beschimpfen und verleumden. Und das besorgen sie ohne jede Originalität. Es ist das a Lied von den Arbeitergroschen, von denen sich die Arbeiterführer mästen, da variiert wird, indem man eine nationalistische Note hineinbringt: zentralistischen Gewerkschaftsbeamten wollen sich mit dem Gelde mäst das sie den tschechischen Arbeitern abnehmen.

So hatten zum Beispiel in Olmütz 1910 die Separatisten eine separ Maifeier veranstaltet, die einen tschechischnationalen Charakter trug, Gegensatz zu jener der Zentralisten, an der Tschechen wie Deutsche t- nahmen. Vor der Teilnahme an der zentralistischen Maifeier wurden tschechischen Arbeiter durch Flugblätter gewarnt. In einem derselben hieß

Mit jedem Heller, den ihr beitragt zur Feier der Wiener Aufrührer, Re- gaten und Verräter der Arbeitersache, begeht ihr eine Sünde. Der tschechische Soz demokrat hat nichts zu suchen bei der Trugfeier der Renegaten und Ausbeuter Arbeiterschaft. Laßt die Leute unter sich, die auf die Arbeiterschaft spucken, Arbeiterschaft bestehlen, sich auf ihre Kosten mästen.

Der Ton, der gegen die Gewerkschaftsbeamten angeschlagen wird, spo oft jeder Beschreibung. So schrieb die Brünner „Rovnost" am 13. April 19

Die zentralistischen Sekretäre sind die größten Schurken unter der So denen nichts heilig ist. Sie bringen es zuwege, einen Menschen materiell zu

ichten, moralisch hinzurichten, und dabei tun diese Bestien noch so, als ob sie ns im Namen des unverfälschten Sozialismus täten (Dokumente des Separatis- us, S. 134).

Der Ton wie die Höhe der theoretischen Auffassung stehen ganz auf dem iveau des beschränktesten Antisemitismus, nicht des internationalen Sozia- smus. Es sind nur dürftige Reste aus früheren, besseren Zeiten, die der eparatismus mit diesem noch gemein hat.

Wäre das alles der Internationale in Kopenhagen bekannt gewesen, nn hätte sich leicht ihr Urteil strenger gestalten können.

Vor allem lag es nahe, angesichts dieser Haltung die privilegierte Stel- ng aufzuheben, die die tschechischen Sozialisten bisher in der Internatio- ale einnahmen. Sie, die sich überall als die Unterdrückten und Mißhan- elten gebärden, haben es erreicht, daß man ihnen in der Internationale ne Ausnahmestellung einräumte, wie sie keine andere Sozialistengruppe nießt. Sie sind die einzigen, die als Sprachgemeinschaft dort vertreten sind.

Nach der Wiener „Arbeiterzeitung" hatte sich Genosse Ludo Hartmann i der Berichterstattung über den Innsbrucker Parteitag gegen dessen ehrheit gewendet und dabei bemerkt:

> Sie verkennt, daß außerhalb Österreichs überall die Nation das Organi- tionsprinzip auch der Sozialdemokratie ist; denn es gibt eine deutsche, franzö- che, holländische usw. Sozialdemokratie, die erst zusammen die Internationale lden.

Hat er sich wirklich so ausgedrückt, dann ist seine Auffassung eine irrige. enn nirgends in der Sozialdemokratie, und auch nicht in der Internatio- ale ist die Nation das Organisationsprinzip, wenn man als Nation eine prachgemeinschaft versteht. Die Grundlage jeglicher sozialistischen Partei, e im Internationalen Bureau vertreten ist, bildet nicht die sprachliche, ndern die staatliche oder wenigstens territoriale Gemeinschaft. Die ation bildet ihr Organisationsprinzip im westeuropäischen Sinne, wonach sie e Bevölkerung eines besonderen Territoriums umfaßt. So gibt zum eispiel der Diktionär Mozin folgende Definition des Wortes Nation: otalité des personnes nées ou naturalisées dans un pays, qu'elles vivent ou n sous le même gouernement; zu deutsch: die Gesamtheit der in einem ande geborenen oder naturalisierten Personen, mögen sie alle unter der- lben Regierung leben oder nicht.

Die Angelsachsen fassen die Nation ebenso auf.

In den Vereinigten Staaten heißen dementsprechend „nationale Ge- erkschaften" solche, die das gesamte Gebiet der Vereinigten Staaten um- ssen, nicht etwa solche, die sich auf Arbeiter einer bestimmten Sprache be- ränken. Im Gegensatz dazu sind dort internationale Gewerk- aften jene, die ihren Wirkungskreis über die Grenzen der Vereinigten taaten hinaus auf andere Staaten, auf Kanada oder Mexiko, ausdehnen.

Auch das Kommunistische Manifest ruft: Arbeiter aller Länder, ver- nigt euch. Es wäre seinen Verfassern nie eingefallen, zu rufen: Arbeiter des Landes, separiert euch, wenn ihr verschiedene Sprachen sprecht.

Auf den internationalen Kongressen sind daher auch nicht Sprachgemein- aften vertreten, sondern Länder. Der offizielle Bericht über den Kopen- gener Kongreß führt zum Beispiel auf als dort vertretene Länder: Deutsch- nd, Dänemark, Schweden, England, Österreich, Frankreich, Böhmen, Ruß-

land usw. (S. 12). Es fällt den Französisch sprechenden Schweizern und Belgiern nicht im geringsten ein, mit den Genossen Frankreichs eine gemeinsame Organisation zu bilden, noch denken etwa die Flämen daran, auf den internationalen Kongressen eine besondere Organisation außerhalb der allgemeinen belgischen zu verlangen.

Diese Organisation nach Staaten ist vollständig gerechtfertigt. Das Objekt des Kampfes jeder politischen Partei ist die politische Macht. Die ist in jedem Staate etwas Einheitliches, in der Regierung Zentralisiertes. So muß auch eine Partei, die bestimmte Klasseninteressen im Staate zur Geltung bringen will, danach trachten, alle Mitglieder dieser Klasse im Staate zu umfassen. Nur so können Klasse und Partei ihre volle Kraft entfalten.

Außerhalb Österreichs sind daher alle sozialistischen Parteien auf staatlicher, nicht auf sprachlicher Grundlage organisiert. Sie haben wohl in Nationalitätenstaaten aus praktischen Gründen Unterabteilungen nach sprachlichen Gesichtspunkten eingerichtet, aber die Sozialdemokratie eines jeden Staates bildet eine Gesamtpartei mit gemeinsamer zentraler Exekutive, und auf den internationalen Kongressen tritt jede als einheitlicher Körper auf.

Das gilt zum Beispiel auch von den Russen. Die Organisationen der Letten, Armenier, Juden usw. treten auf den internationalen Kongressen nicht als besondere Körperschaften auf, sondern als Bestandteile der russischen Sozialdemokratie. Man wird auf die Finnländer hinweisen, aber die repräsentieren ein besonderes Land mit besonderer Verfassung und Regierung, sie wollen nicht als eigener Sprachstamm vertreten sein. Sie umfassen Schweden wie Finnen.

In Österreich kann man dasselbe von den Organisationen Ungarns, Kroatiens und Bosniens sagen. Auch ihre Vertretung in der Internationale ist auf dem territorialen, nicht dem personalen Prinzip begründet. Eine besondere bosnische Nationalität gibt es nicht, und in der Sozialdemokratie Bosniens sind nicht bloß Serben und Kroaten zu finden, sondern auch Deutsche und Italiener.

Ja, selbst der Vertretung der Polen in der Internationale liegt der Gedanke an einen besonderen Staat zugrunde. Der Protest gegen die gewalttätige und heimtückische Zerstücklung des polnischen Staates, die Forderung der Vereinigung der getrennten Teile, wenigstens soweit sie von Polen bewohnt sind, und der Wiederaufrichtung eines selbständigen polnischen Gemeinwesens — diese Gedanken bewegten bereits die Gründer der ersten Internationale. Sie wurden von der zweiten übernommen. Die polnische Delegation in der Internationale vertritt die Proletarier des ideellen polnischen Staates. Das hindert jedoch nicht, daß wenigstens die eine der polnischen sozialistischen Organisationen, die sozialdemokratische Partei Polens und Litauens, organisatorisch mit der russischen Sozialdemokratie zu gemeinsamem Kampfe verbunden ist, eines ihrer Glieder bildet, ihre Kongresse beschickt und deren Beschlüsse ebenso wie die Weisungen der Gesamtexekutive anerkennt, in der sie vertreten ist.

Die tschechische Parteiorganisation ist auf den internationalen Kongressen die einzige, die nicht als Vertretung eines bestimmten Gebietes, sondern einer bestimmten Sprachgemeinschaft auftritt. Das offizielle Protokoll führt sie freilich wie die jeder anderen Delegation als die Vertretung

eines bestimmten Landes auf, als Vertretung Böhmens. Das ist aber ein Irrtum. Sie vertritt nicht die deutschen Gebiete Böhmens, dafür umfaßt sie unter anderem auch Vertreter tschechischer Organisationen aus Niederösterreich. Sie ist die einzige in der Internationale durch eine selbständige Delegation vertretene Parteiorganisation, die nicht auf dem Territorialprinzip, sondern auf dem Personalprinzip beruht.

Und ebenso einzig ist ihre politische Haltung. Die Separatisten weisen mit Genugtuung darauf hin, daß sie nicht die einzigen sind, die die Sozialdemokratie ihres Reiches spalten. Auch die Russen und Bulgaren, die Holländer, Engländer, Amerikaner seien gespalten. Warum gerade den Österreichern dies Vergnügen mißgönnen?

Die Separatisten vergessen bei dieser famosen Argumentation nicht nur, daß überall, wo eine starke gewerkschaftliche Organisation besteht, die Parteigenossen deren Einheitlichkeit aufs gewissenhafteste respektieren und sich hüten, durch ihre Zwistigkeiten die Gewerkschaften zu spalten. In England fällt es auch den schärfsten Kritikern der Arbeiterpartei nicht ein, den ihr angeschlossenen Gewerkschaften besondere Gewerkschaften entgegenzustellen, und in Amerika haben die Versuche, den heute noch in ihrer Mehrheit sozialistenfeindlichen Gewerkschaften eigene sozialistische Gewerkschaften gegenüberzustellen, bei der Masse der Parteigenossen selbst stets entschiedene Ablehnung erfahren.

Ganz abnorm wird aber die Haltung der Separatisten dadurch, daß sie die einzigen Sozialisten in der Internationale sind, die die Sozialdemokratie ihres Reiches aus n a t i o n a l e n Gründen spalten. Wo sonst Spaltungen vorkommen, entspringen sie taktischen, organisatorischen oder prinzipiellen Differenzen. Die Separatisten sind die einzigen, die die sozialistische Organisation ihres Reiches sprengen, weil sie darin das einzige Mittel sehen, die Proletarier tschechischer Zunge vor der Knechtung und Ausbeutung durch Proletarier, die eine andere Sprache sprechen, zu bewahren. Sie sind die einzigen, die die internationale Solidarität durch internationales Mißtrauen, ja internationalen Haß ersetzen.

Das könnte Grund genug sein, Sozialisten dieser Art aus der internationalen Gemeinschaft auszuschließen. Wer nicht mit den anderen Nationen arbeiten will, sondern gegen sie; wer in steter Angst lebt, von den Genossen anderer Nationen übervorteilt, ausgebeutet, um sein Recht gebracht zu werden — wie kann der noch ersprießlich in der Internationale wirken?

Auf jeden Fall sollten die Separatisten sich dessen bewußt sein, daß sie in der Internationale eine Ausnahmestellung einnehmen, zu der sie nur gelangen konnten dank der Unbekanntschaft der meisten nichtösterreichischen Genossen mit den verzwickten Verhältnissen Österreichs und dank der Gutmütigkeit der deutschen Sozialisten dieses Landes.

Auf den ersten Kongressen der neuen Internationale trat die Sozialdemokratie Österreichs noch geschlossen als ein Körper auf, sowohl in Paris 1889 wie in Brüssel 1891 und in Zürich 1893. Zum erstenmal auf dem Londoner Kongreß 1896 lösten sich die Tschechen als besondere Organisation von der Gesamtpartei los. Die Internationale nahm dies ruhig hin, da die Sozialdemokratie Österreichs diesen Vorgang billigte.

Ein tschechisches Mandat wurde damals beanstandet. Das Protokoll meldet darüber:

Gegen einen Antrag auf Überweisung der Prüfung dieses Mandats an die österreichisch-ungarische Gesamtdelegation wendet sich Adler-Wien: Für den Fernerstehenden mag es schwer sein, zu begreifen, wieso sich innerhalb Österreich-Ungarns je eine selbständige tschechische, kroatische, polnische und ungarische Organisation bilden konnte. Das hängt zusammen mit der historischen Entwicklung und liegt im eigenen Interesse der Arbeiterbewegung; gerade in Böhmen haben wir eine große, in schneller Entwicklung begriffene ausgezeichnete Arbeiterbewegung.... Übrigens könne er zur Beruhigung mitteilen, daß es in Österreich-Ungarn wohl verschiedene sozialdemokratische Organisationen, aber nur eine Sozialdemokratie gebe, und er wünsche nur, daß dieselbe Einigkeit auch in den Ländern herrsche, wo nur eine Sprache gesprochen werde (S. 11).

Das war nicht etwa die Ansicht Adlers allein, sondern die eines jeden, der die österreichischen Verhältnisse kannte. Und Adler sprach damit nur aus, was tatsächlich bestand. Die Gesamtpartei funktionierte ausgezeichnet, trotz der nationalen Sonderorganisationen. Allerdings hätte uns damals schon der Drang der tschechischen Genossen nach einer selbständigen Vertretung in der Internationale stutzig machen müssen, da für sie ja nicht dieselben Motive gelten konnten wie für Ungarn, Kroaten und Polen, die ein besonderes Gemeinwesen oder Territorium vertraten. Aber man sah darin eine nebensächliche Äußerlichkeit, ja man erwartete von dem Entgegenkommen an die tschechischen Bedürfnisse nach Autonomie einen besonderen Erfolg: Vertrauen müsse Vertrauen erzeugen und freiwillige Disziplin stehe höher als durch Majorisierung erzwungene.

Der Erfolg schien auch, wie gesagt, eine Zeitlang diese Taktik des Entgegenkommens für die richtige zu erklären.

Allerdings kann man heute, wo man durch eine Reihe bitterer Erfahrungen klüger geworden ist, wohl der Ansicht sein, daß man damals das Entgegenkommen übertrieb. Namentlich in den Bestimmungen über die Zusammensetzung der Leitung der Gesamtpartei. Das Organisationsstatut der Sozialdemokratie Österreichs bestimmt darüber:

Die Gesamtvertretung setzt sich aus den Exekutivkomitees der deutschen, tschechischen, polnischen, ruthenischen, italienischen und südslawischen Organisationen zusammen. Insoweit einzelne Exekutivkomitees ihren Sitz nicht am Sitze der Gesamtvertretung haben, soll ihre Vertretung durch eigens dazu gewählte Delegierte geschehen, die am Sitze der Gesamtvertretung wohnen. Diese Mitglieder der Gesamtvertretung sind auf Antrag der einzelnen Exekutivkomitees auf den Nationalparteitagen zu wählen und als Mitglieder des Exekutivkomitees zu betrachten.

Der Vorstand der Gesamtpartei wird also nicht vom Gesamtparteitag gewählt, sondern von den Nationalparteitagen. Seine Mitglieder sind nicht dem Gesamtparteitag verantwortlich. Dieser kann sie höchstens tadeln, aber ihre Wiederwahl nicht verhindern, wenn sie den Beifall der nationalen Organisationen finden, die sie gewählt. Die Vertreter der einzelnen Nationen im Parteivorstand sind von vornherein in eine Stellung versetzt, die es ihnen nahelegt, sich nicht als die Vertreter des Gesamtinteresses gegenüber den partikularen Interessen, sondern als Verfechter der letzteren gegenüber dem ersteren zu fühlen.

Diese Organisationsform, die auf dem Wiener Parteitag 1897 begründet und auf dem Brünner 1899 nur unerheblich modifiziert wurde, bedeutete eine bedenkliche Schwächung der Bande, die die Gesamtpartei zu-

sammenhielten. Aber man ginge zu weit, wollte man den Erfolg des Separatismus bloß auf das Konto der Organisationsform setzen. Bei genügendem internationalen Empfinden brauchten ihre Schattenseiten nicht zutage zu treten. Andererseits wäre eine geschlossenere Form der Gesamtpartei nicht imstande gewesen, sie zusammenzuhalten, wenn der nationalistische Geist bei einzelnen nationalen Gruppen einmal den internationalen verdrängte. Man darf im Gegenteil annehmen, daß eine geschlossenere Organisationsform den Bruch mit dem Separatismus noch früher herbeigeführt hätte. Die jetzige Organisationsform erlaubte, den Bruch länger zu verschleiern. Nur darf man zweifeln, ob das ein Vorteil war.

Der Innsbrucker Parteitag gab der Vertretung der deutschen sozialdemokratischen Partei in Österreich den Auftrag, mit den Exekutiven der anderen sozialdemokratischen Parteien zusammen zu geeigneter Zeit zusammenzutreten, um die Gesamtpartei wieder aufzurichten, die nicht formell aufgelöst, aber tatsächlich außer Betrieb gesetzt worden ist.

Die gesamte Internationale muß wünschen, daß die Versuche des Neuaufbaus ein günstiges Resultat liefern, und zwar recht bald. Ihr Gelingen bietet die einzige Möglichkeit, die Sozialdemokratie Österreichs in der machtvollen Stellung zu erhalten, die sie bisher errungen.

Ein Neuaufbau der Sozialdemokratie Österreichs in einer Weise, die ein kraftvolles Handeln ermöglicht, ist auf separatistischer Basis ausgeschlossen. Der Separatismus kann nur auflösen und zerstören, nicht zu gemeinsamem Wirken vereinigen. Auf der Basis des nationalen Mißtrauens ist keine gemeinsame Arbeit möglich. Ein Sieg des Separatismus in Österreich bedeutete für seine Sozialdemokratie dasselbe, was vor vierzig Jahren der Sieg des Bakunismus in der Internationale verschiedener Länder bewirkte: die völlige Lähmung und Auflösung eines kraftvollen Organs des Proletariats.

Auch der Bakunismus hatte die Internationale ruiniert im Namen der Autonomie der Slawen und Romanen, die er zum Kampfe aufrief gegen Autoritarismus und Zentralismus des Deutschen Marx!

Die Situation unserer österreichischen Bruderpartei wird von Tag zu Tag kritischer. Der Separatismus macht Schule. Seine Hoffnung auf Sieg kann nur darauf beruhen, daß es ihm gelingt, das separatistische Gift auch den Proletariern der anderen Nationen einzuimpfen. So haben sich denn auch die Ruthenen bereits gespalten.

Aber damit nicht genug. Dauert der Separatismus in Österreich noch länger an, macht er gar Fortschritte, dann droht er auch auf andere Staaten mit gemischtsprachiger Arbeiterbevölkerung überzugreifen. Auf dem tschechoslawischen Parteitag in Prag kam ein Herr Leo Rybalka zum Worte, der angeblich im Namen der ukrainischen Sozialdemokraten aus Rußland sprach. Er führte aus:

Die tschechische Partei ist mustergebend für die ruthenische. In der Ukraina wirkt auch und hat großen Einfluß die russische Sozialdemokratie, aber sie hat kein Verständnis, nimmt keine Rücksicht auf unsere nationalen Verhältnisse und benimmt sich gegen uns ebenso, ja noch ärger als die deutsche Sozialdemokratie gegen euch. So will sie uns nicht einmal das Recht der nationalautonomen politischen Organisation zubilligen. Indem sie uns des Chauvinismus und des Nationalismus beschuldigen, stürzen sie sich auf uns, weil wir die ukrainische Arbeiterschaft als ukrainische organisieren wollen.

Man sieht, der Separatismus versucht, die ganze Internationale zu durchseuchen und aufzulösen. Sie hat allen Grund, mit ihm ein kräftig Wörtlein zu reden und ihn von sich abzuschütteln.

Damit kann es jedoch nicht abgetan sein. Das tschechische Proletariat ist zu wichtig für den proletarischen Emanzipationskampf in Österreich, als daß man darauf ausgehen dürfte, jede Gemeinschaft mit ihm abzubrechen. Wir müssen es wiedergewinnen für die Internationale, das kann aber nur geschehen durch gründliche, theoretische Aufklärung. Die Krisis des Separatismus ist zum großen Teile eine Krisis der Unwissenheit. Hoffen wir, daß jene tschechischen Proletarier, die auf dem Boden der internationalen Solidarität verblieben sind, die Zentralisten, die Kräfte und Fähigkeiten besitzen, die notwendige Aufklärung ihrer Brüder durchzuführen. Sie in diesem schweren Werke zu unterstützen, ist eine dringende Aufgabe aller, denen die Internationale am Herzen liegt.

Die Eifelbauern.

Zur Geschichte des Niederganges des landwirtschaftlichen Kleinbetriebs.

Von **Ernst Andrée.**

(Fortsetzung.)

3. Die Verschuldung des Grundbesitzes.

Es ist selbstverständlich, daß die rheinischen Bauern bei dieser mißlichen finanziellen Lage stark verschulden. Die große preußische Verschuldungsstatistik von 1902 hat den Grad der Bodenbelastung in ganz Preußen zu erfassen versucht. Versucht, denn das Resultat ergibt nicht im entferntesten ein getreues Bild der tatsächlichen Verschuldung, wenigstens nicht, soweit die Rheinprovinz in Betracht kommt.

Im Rheinland, so heißt es in der Einleitung des statistischen Quellenwerkes, ist die Durchschnittsverschuldung der selbständigen Landwirte im Hauptberuf mit 9,9 vom Hundert — also nicht ganz einem Zehntel — des gesamten Vermögenswertes geringfügig und unter allen preußischen Provinzen am niedrigsten. Sie bleibt auch in den höheren Grundsteuerreinertragsklassen, in denen sie, und zwar in derjenigen von 1500 bis 3000 Mark, bis zu einem Sechstel des Gesamtvermögens ansteigt, um sodann in der höchsten auf wenig über ein Neuntel zurückzusinken, durchaus mäßig. Die Zahl der Schuldfreien ist in der Rheinprovinz mit fast vier Fünfteln aller Besitzer weitaus am größten in Preußen.... Das Rheinland weist von den Provinzen Preußens das niedrigste ländliche Verschuldungsprozent und nächst Hessen-Nassau auch verhältnismäßig die wenigsten hoch verschuldeten Besitzer auf.

Indessen dieses Urteil, so folgerichtig es sich aus der Verschuldungsstatistik selbst ergibt, kennzeichnet die Lage der rheinischen bäuerlichen Bevölkerung durchaus falsch, schon deswegen, weil die Statistik nur die 90 330 Eigentümer von Grundstücken mit mehr als 60 Mark Grundsteuerreinertrag umfaßt. Im Rheinland gab es aber nach der landwirtschaftlichen Betriebsstatistik von 1907 nicht weniger als 538 453 landwirtschaftliche Betriebe. Nimmt man an, daß ein kleiner Teil der von der Verschuldungsstatistik berücksichtigten Grundeigentümer mehr als einen Betrieb bewirtschaftet, so zeigt sich, daß immer noch mindestens vier Fünftel der Eigentümer landwirtschaftlicher Betriebe im Rheinland für die Verschuldungs-

statistik ausgeschieden sind. Aber auch von den 159 455 Hauptbetrieben wurden nur knapp 56,6 Prozent erfaßt. So ist zu begreifen, daß nach der Statistik notorisch arme Eifelkreise hinsichtlich ihrer Verschuldung ungleich günstiger dastehen als die landwirtschaftlich reicheren mittel- und ostpreußischen Gegenden.

Zur Erklärung der merkwürdigen Erscheinung, daß die reichen Agrarier des Ostens nach der Statistik bedeutend höher belastet sein sollen als die armen Kleinbauern in der Eifel, muß ferner die Tatsache berücksichtigt werden, daß die Herren Großgrundbesitzer in Ostelbien bekanntlich ihr Vermögen und ihr Einkommen der Steuerbehörde viel zu gering angeben. Erinnerlich sind die Enthüllungen des Professors Delbrück, der vor zwei Jahren anläßlich der parlamentarischen Kämpfe um die Reichserbschaftssteuer nachwies, daß die Agrarier ihr Vermögen um etwa 65 Prozent oder, in Zahlen ausgedrückt, um zirka 63 Milliarden zu gering eingeschätzt haben. Dem kleinen Eifelbauer ist diese Verschleierung seines Vermögens zum Zwecke der Steuerhinterziehung nicht möglich; er muß es bis auf den letzten Groschen angeben, sofern er solches überhaupt hat. Würden die verheimlichten 63 Milliarden Vermögen der ostelbischen Großgrundbesitzer ebenfalls ihren Schulden entgegengestellt, dann würde die Stastistik schon ein anderes Gesicht bekommen; dann würde sich zeigen, daß im Verhältnis zu seinem Gesamtvermögen der kleine Bauer im Rheinland bedeutend höher belastet ist als der mittel- und ostdeutsche Agrarier.

Eine geradezu vernichtende Kritik aber erfuhr die amtliche Verschuldungsstatistik durch die Landwirtschaftskammer für die Rheinprovinz. In ihrem Jahresbericht von 1906 nimmt die Kammer Stellung zu der Stastistik. Sie stellt zunächst fest, daß in der Rheinprovinz fast ein volles Viertel (22,9 Prozent) der landwirtschaftlich benutzten Fläche mit einem Reinertrag von mehr als 60 Mark — im Regierungsbezirk Koblenz sogar fast ein Drittel — von der Verschuldungsstatistik nicht erfaßt worden ist. In einzelnen Kreisen ist das Resultat noch ungünstiger. So gibt die Statistik im Kreise Adenau nur Auskunft über das Schicksal eines Siebentels der Landwirte. Die Landwirtschaftskammer bezeichnet es als „gänzlich irreführend“, wenn die Verschuldungsstatistik auf die gesamte rheinische Landwirtschaft bezogen werde; sie umfasse nur einen Teil, in manchen Kreisen nur einen Bruchteil der Landwirtschaft treibenden Bevölkerung. Die Kammer hat daher in einer Anzahl von Kreisen Nacherhebungen veranstaltet. Und wie weit die Ergebnisse der Untersuchungen auseinandergehen, zeigt beispielsweise folgende Aufstellung:

Die Schulden der Personen mit Haupterwerb aus Land- oder Forstwirtschaft im Kreise ...... im Jahre 1902 betrugen:

In der Grundsteuerreinertragsklasse	Nach der offiziellen Statistik	Nach der Erhebung der Landwirtschaftskammer
von 60 bis 90 Mark . . .	17665 Mark	794545 Mark
„ 90 „ 150 „ . . .	66620 „	701996 „
„ 150 „ 300 „ . . .	73953 „	308358 „
„ 300 „ 750 „ . . .	39168 „	39693 „
Zusammen	197406 Mark	1844592 Mark

Die von der Landwirtschaftskammer ermittelten Schulden waren also im Durchschnitt zehnmal so hoch als die von der Statistik angegebenen; in der niedrigsten Grundsteuerreinertragsklasse waren sie sogar 45mal so hoch. Und doch sind in der Wirklichkeit die Schulden noch bedeutend höher, denn, so sagt die Landwirtschaftskammer, „bei der Nacherhebung ließen sich nur die Darlehen ermitteln, die entweder im Grundbuch eingetragen oder von Sparkassen des Kreises gegeben worden waren; alle nicht eingetragenen Privatschulden blieben auch dieser Nachermittlung verschlossen". Wohlgemerkt, man muß beachten, daß die Nacherhebungen der Landwirtschaftskammer sich ebenfalls nur auf die Eigentümer mit mehr als 60 Mark Grundsteuerreinertrag beziehen. Und da, wie das oben angeführte Vergleichsbeispiel deutlich zeigt, die kleinen Güter am stärksten verschuldet sind, so kann man sich einen Begriff machen, wie schlimm es erst bei den ganz kleinen Bauern aussieht. Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß die von der Landwirtschaftskammer in einem Kreise ermittelte 30prozentige Verschuldung der kleinen Besitzer mit weniger als 60 Mark Grundsteuerreinertrag viel zu niedrig gerechnet ist. Diese Annahme ist um so berechtigter, als die vielfach beträchtlichen sogenannten schwebenden Schulden, die sich aus den laufenden Haushalts- und Wirtschaftskosten sowie aus den Steigpreisen für angesteigertes oder angekauftes Land ergeben, von der Verschuldungsstatistik ebenfalls nicht einbegriffen worden sind.

Die Gründe für die Unzuverlässigkeit der amtlichen Statistik erblickt die Landwirtschaftskammer in der Scheu des rheinischen Kleinbauern, seine Schulden zu bekennen.

> Das Verschweigen der Schulden geschieht auch vielfach auf Wunsch der Gläubiger, die im Interesse ihrer Steuerveranlagung nur dann Geld ausleihen, wenn die Geheimhaltung durchaus gesichert ist. Mit derartigen Geldgeschäften gibt sich aber eine ganze Reihe von Personen ab; zumal in den Städten und größeren Landgemeinden sind viele Privatleute vorhanden, die die Abneigung des Bauern gegen Hypotheken- und Bürgschaftsbestellung und die Scheu vor dem Bekanntwerden seiner Schulden sich zunutze machen.

Daß diese privaten Geldverleiher sich vom Bauern Wucherzinsen zahlen lassen, ist selbstverständlich.[1]

Wie schnell die Verschuldung zunimmt, zeigt die Hypothekenbewegung in den letzten Jahren. Im Jahre 1907 wurden in den ländlichen Bezirken des Rheinlands im ganzen 174,4 Millionen Mark Hypotheken eingetragen, aber nur 100,4 Millionen Mark getilgt, so daß der Mehrbetrag der Eintragungen in dem einen Jahre sich auf rund 74 Millionen Mark beläuft. Im ganzen betrug die Mehrverschuldung auf dem

---

[1] Zu denjenigen, die die amtliche Verschuldungsstatistik von 1902 unbesehen hinnehmen, gehört auch der Genosse A. Schulz. In den „Sozialistischen Monatsheften" (1911, Heft 18 bis 20) führt er gegenüber dem Genossen Kautsky an, es sei falsch, anzunehmen, daß die Kleinbauern besonders stark verschuldet seien. Es sei daher „naiv, zu meinen, die kleinen und mittleren Bauern sehnten sich danach, sich zu Staatspächtern herabdrücken zu lassen, nur um ihre relativ erträglichen Hypothekenschulden los zu werden". Auf wessen Seite die Naivität zu suchen ist, kann nach den oben gemachten Ausführungen nicht mehr zweifelhaft sein.

ande von 1886 bis 1909 $1^1/_3$ Milliarden Mark. Die Rheinprovinz eht mit dieser Steigerung der ländlichen Hypotheken an der Spitze ller preußischen Provinzen.

Die hohen Verschuldungsziffern besagen nun an sich nicht allzuviel für ie prekäre Lage der rheinischen Landwirtschaft. Will man ein klares Bild ewinnen, so muß man wissen, welcher Art die Schulden sind, ob sie ertbildende oder Not- respektive Erbschulden sind. Werden zum Beispiel uf ein Gut 5000 Mark für Anschaffung von Maschinen oder zur Verbesserung der Bodenkultur aufgenommen, die eine Wertsteigerung bewirken, sind diese Schulden natürlich anders zu bewerten, als wenn 5000 Mark ur Deckung eines Defizits oder zur Abfindung der Erben angeliehen erden. Über diese Frage aber schweigt sich die amtliche Statistik aus; auch ie Nacherhebung der Landwirtschaftskammer macht diesen Unterschied icht. Beide Ermittlungen haben daher nur einen bedingten Wert. Um er Wahrheit einigermaßen näher zu kommen, muß daher an die Stelle des laren Zahlenbeweises die logische Schlußfolgerung aus den Tatsachen der andwirtschaftlichen Produktionsverhältnisse im Rheinland treten.

Für die Rheinprovinz und speziell für die Eifel kommt als Hauptquelle er Verschuldung das hier geltende Erbrecht in Frage, das die Erben uf der Grundlage der Realerbteilung völlig gleichstellt. Aber wie ie Entwicklung der Produktivkräfte überall die jeweiligen Rechtsverhältnisse überholt, so hat auch in der Eifel die Realerbteilung heute lange nicht nehr die Bedeutung wie etwa vor einem halben Jahrhundert.

Die zunehmende Zerstückelung der Betriebe in Zwergwirtschaften, die hren Mann nicht mehr nährten, einerseits und der gewaltige Fortschritt der Industrie andererseits veranlaßte immer mehr Landbewohner, den heimatichen Staub von ihren Füßen zu schütteln und sich in der Industrie eine Existenz oder wenigstens die Fristung des Lebens zu suchen. Alljährlich wanern daher Tausende von Eifelbewohnern in die lothringisch-luxemburgichen und rheinisch-westfälischen Industriezentren. Wie Landrat v. Groote, er Vorsitzende der rheinischen Landwirtschaftskammer, im März dieses Jahres auf dem Rheinischen Provinziallandtag in Düsseldorf mitteilte, hat n den ländlichen Teilen der Provinz die Abwanderung die Bevölkerungszunahme überstiegen; nicht weniger als 19 Kreise hätten Abwanderungsverluste von mehr als 70 Prozent ihres Bevölkerungsuwachses erlitten. In einigen westlichen Eifelkreisen sei dieser Abvanderungsverlust auf 100 Prozent und mehr getiegen. Es muß schon schlimm um die Ernährungsmöglichkeit auf dem latten Lande bestellt sein, daß das Leben in den menschenmordenden Stätten der Industrie der ländlichen Bevölkerung immer noch verlockender rscheint als die Daseinsbedingungen des landwirtschaftlichen Kleinbetriebs — des „sozialen Ideals" mancher Sozialpolitiker. Viele dieser Abgevanderten kehren zurück, wenn ihre Kräfte verbraucht sind; natürlich ohne ie „großen Ersparnisse", die sie nach der Behauptung gewisser Lobredner gemacht haben sollen.

Die Abgewanderten müssen nun in Geld entschädigt werden von denenigen, die die elterlichen Betriebe übernehmen. Das aber kann in der Regel nur durch die Aufnahme von Schulden geschehen. Auch die Rheinische Landwirtschaftskammer stellt in einem ihrer jüngsten Jahresberichte fest,

daß *in erster Linie* das in dem größten Teil der Rheinprovinz üblich Erbrecht als Quelle der Verschuldung anzusprechen ist:[1]

Eine weitere bedeutsame Ursache der Verschuldung ist der chronisch Notstand der Eifelbauern, der gelegentlich durch Mißernten, Elementar ereignisse usw. so gesteigert wurde, daß Staat und Provinz schon seit Jahr zehnten zu besonderen Hilfeleistungen greifen mußten, um eine Katastroph zu verhüten. Aber diese Unterstützung der öffentlichen Verbände kann be greiflicherweise nur eine geringe Wirkung haben. Die Hauptlast hat de Bauer selbst zu tragen. In der Eifel werden daher in ungleich höheren Maße als in anderen Gegenden Notschulden dieser Art gemacht.

Wertsteigernde Schulden dagegen werden in der Eifel nur in sehr be schränktem Maße aufgenommen. Der kleine Bauer ist hier gar nicht in de Lage, kostspielige Bodenkulturen ausführen zu lassen; vor allem hindert ih hieran der Parzellenbetrieb, dann aber auch seine Mittellosigkeit. Wo der artige Arbeiten verrichtet werden, ist der mittlere oder der Großbetrieb de Auftraggeber. Aus denselben Gründen kann der kleine Eifelbauer Ma schinenarbeit nur in sehr bescheidenem Maße anwenden. Auch der *ge nossenschaftliche* Bezug von Maschinen ist minimal. Selbst dort wo die gemeinschaftliche Verwertung von Maschinenarbeit am weitesten fortgeschritten ist, in den genossenschaftlichen Molkereibetrieben, können kompliziertere und leistungsfähigere Maschinen nicht angeschafft werden weil sie zu teuer sind.[2]

Nach alledem dürfte man zu dem Schlusse berechtigt sein, daß di Schulden der kleinen Eifelbauern *in der Hauptsache Erb- un Notschulden* sind und daß nur ein verhältnismäßig kleiner Teil de Schulden wertsteigernd angelegt ist. Die Landwirtschaftskammer der Rhein provinz hat zweifellos recht, wenn sie gegenüber der amtlichen Verschul dungsstatistik schreibt:

> Sollte es wirklich richtig sein, daß die tatsächlichen Schulden in den armen Ge birgskreisen stellenweise niedriger sind als in der wohlhabenderen Niederung, s wird es sich fragen, ob nicht der Grund dieser Tatsache nicht sowohl die gute al vielmehr die *schlechte* Lage der Leute ist, *die so arm sind, daß ihne überhaupt niemand etwas borgt*, während in die besseren Niederungs gegenden das Geld gern hinströmt.

In der Tat! Wegen seiner Armut ist es dem Eifelbauern nur unter er schwerenden Umständen möglich, Geld zu leihen; er ist dem Geldgeber au Gnade und Ungnade preisgegeben, und wenn er einmal gezwungen is

---

[1] Es sind daher Bestrebungen am Werke, die die Einführung eines den rheini schen Anschauungen entsprechenden Intestatanerbenrechtes zum Ziele haben.

[2] In diesem Zusammenhang ist eine Äußerung der Landwirtschaftskamme von Interesse, die auf einen Erlaß des Oberpräsidenten der Rheinprovinz, be treffend die Anschaffung von Milcherhitzungsapparaten in den Molkereibetrieben in einer Denkschrift antwortete: „Eine allgemeine Verordnung zur ständige Sterilisierung der Milch in Molkereien würde gleichbedeutend mit dem Rui vieler kleiner und bisher besonders für die kleinbäuerliche Bevölkerung in de ärmeren gebirgigen Gegenden mit unverkennbarem Nutzen arbeitenden Molkere genossenschaften in der Provinz sein.“ (Siehe Jahresbericht für 1900.) Also au in *volksgesundheitlicher* Beziehung erweist sich der Kleinbetrieb nach de Zeugnis der Landwirtschaftskammer als rückständig.

chulden aufzunehmen, muß er Wucherzinsen zahlen. Der Code Napoléon annte keinen Real-, sondern nur einen Personalkredit. Der Eifelbauer onnte daher bis vor wenigen Jahren nur sehr schwer und nur unter der efahr Schulden machen, daß er von Haus und Hof vertrieben wurde, enn er die Lasten nicht in kürzester Zeit — meistens in fünf Jahren — stieß. Nach der Einführung des preußischen Grundbuchsystems im Jahre 388 und unter der Hilfeleistung der Landesbank der Rheinprovinz hat der ifelbauer jetzt zwar langfristigen Realkredit, aber da er auch unter dem reußischen System Schulden machen und diese Schulden schließlich doch nmal bezahlen muß, so geht er langsamer zwar, aber desto sicherer seinem ntergang entgegen. Und wo der Eifelbauer sich dennoch aufrecht hält, da nn er es nur durch Erleidung der größten Entbehrungen und durch eine nerhörte Ausnutzung seiner Arbeitskraft.

4. Die Degeneration der Bevölkerung.

Den Anstrengungen der kleinbäuerlichen Arbeit ist der stärkste Körper auf die auer nicht gewachsen, wenn die Ernährung völlig ungenügend ist. Um bares eld in die Hände zu bekommen, müssen die Eifelbauern die guten, kräf- gen Produkte ihrer eigenen Wirtschaft nach Möglichkeit auf den Markt ingen und sich mit minderwertigen Surrogaten begnügen. Besonders ifft das auf die Milch zu, die, soweit es möglich ist, bis zum letzten ropfen an die Molkereigenossenschaften abgeliefert wird. Die Bauern ehmen die übrig gebliebene Magermilch zurück, aber für die Ernährung ommt diese ausgezogene Milch nicht mehr in Betracht. Um so mehr wird afür Schnaps getrunken. In keiner Gegend des Rheinlandes wird be- anntlich so viel Schnaps konsumiert wie in der Eifel.

Die Folgen dieser Lebensweise: Überarbeitung auf der einen, Unter- nährung und Alkoholismus auf der anderen Seite, äußern sich denn auch Anzeichen zunehmender Degeneration. Um nicht in den Verdacht geraten, nach „sozialdemokratischer Manier" zu übertreiben, sei an dieser telle auf das Werk eines bürgerlichen Arztes hingewiesen,[1] der an der and von Tatsachen den zwingenden Nachweis führt, daß die Lebenskraft r ländlichen Bevölkerung infolge der Verschlechterung der Ernährung hwindet. Dr. Kaup untersucht unter anderem auch die Militärtauglichkeit Bereich des achten (rheinischen) Armeekorps nach Herkunft und Beschäf- gung; er schreibt darüber:

Die Entwicklung der Tauglichkeitsziffern ist für das achte Korps ungefähr eselbe wie für das siebente westfälische. Auch hier ist in den einzelnen Jahres- uppen ständig ein Rückgang der Tauglichkeit, und zwar schließlich um 4,9 Pro- nt gegenüber 5,9 Prozent beim westfälischen Korps, eingetreten. Für die drei auptgruppen der Gestellungspflichtigen zeigen sich jedoch immerhin einige be- erkenswerte Eigentümlichkeiten. Die Tauglichkeit der Landgeborenen und in der andwirtschaft Tätigen ist innerhalb der Jahresgruppen gleichmäßig zurück- egangen, die Tauglichkeit der Landgeborenen und anderweit Tätigen innerhalb r letzten Jahresgruppen wesentlich mehr als innerhalb der beiden ersten,

---

[1] Ernährung und Lebenskraft der ländlichen Bevölkerung. Tatsachen und orschläge von Dozent Dr. med. J. Kaup. Schriften der Zentralstelle für Volks- ohlfahrt, Heft 6 der neuen Folge der Schriften der Zentralstelle für Arbeiter- ohlfahrtseinrichtungen. Berlin 1910, Karl Heymanns Verlag.

und die Tauglichkeit der Stadtgeborenen und in Industrie und Hand Tätigen ist nur innerhalb der beiden ersten Jahresgruppen stark, um 4,3 Prozen zurückgegangen, in den letzten vier Jahren ist jedoch ein weiterer Rück gang nicht mehr eingetreten. Wer Einblick in die weitgehende Fü sorge für die schulpflichtige und schulentlassene männliche Jugend gerade in de Städten der Rheinprovinz gewonnen hat, muß annehmen, daß in den letzten Jahre die degenerativen Erscheinungen unter der städtischen Jugend im Rückgan begriffen sind. Auf dem Lande scheinen jedoch bestimmte, die Volkskra schwächende Faktoren noch immer am Werke zu sein.

Die Gründe für diese Erscheinung sind, im Gegensatz zur Meinung de Verfassers, vielmehr darin zu suchen, daß die städtische Arbeiterschaft si bessere Existenzbedingungen erkämpft hat, wohingegen die Bevölkerung a dem Lande noch schutzlos allen schädigenden Einflüssen der Überarbeit u Unterernährung preisgegeben ist. Und wo in den Städten Fürsorg maßnahmen für die schulpflichtige und schulentlassene Jugend getroffe worden sind, da wurden die Stadtverwaltungen und Vertretungen meiste durch die stürmisch begehrende Arbeiterschaft vorangedrängt. Das we jeder, der nur einigermaßen die kommunalpolitischen Kämpfe der organ sierten Arbeiter in den größeren rheinischen Stadtgemeinden kennt.

Die Säuglingssterblichkeit ist in den Städten sowohl wie a dem Lande zurückgegangen, aber der Rückgang war in den Städten b deutend größer als auf dem Lande.

Besondere Aufmerksamkeit widmet Dr. Kaup der Frage, welchen Ei fluß die Molkereien auf die körperliche Entwicklung der Bevölkeru haben. Aus einer Enquete der Ärztekammer der Rheinprovinz teilt er fo gende Berichte der praktischen Ärzte mit:

Birkesdorf, Kreis Düren. Wegen Benachteiligung der Kinder du Mangel an Milch ist nicht zu klagen, aber durch die von den Frauen ausgeü Fabrikbeschäftigung hat sich die Pflege der Kinder verschlechte.

Aachen berichtet, daß die Molkereien keinen Einfluß ausüben, daß a die Ernährung des Volkes zurückgehe, da man den Wert der Milchernährung ni verstehe, daß man Milch für unnötig, „für Luxus" erachte; die Bevölkerung ve liere an Gesundheit und Kräftezustand, weil die Kinder zu früh an d Arbeit kommen.

Stromberg. Die nächste Molkerei sei in Simmern; es sei Milch gen vorhanden, aber die Ernährung der Bevölkerung gehe zurü. Der Berichterstatter führt den Grund auf eine erbliche Belastung in der Bevöl- rung zurück. Die zu frühe Jugendarbeit, schlechte Beköstigu und Alkoholgenuß haben schlechten Einfluß, der sich von Generation Generation immer mehr bemerkbar macht.

Simmern. Die Molkereien haben schädlichen Einfluß auf d Volksernährung. Den Haushaltungen wird die Milch entzogen, nicht n den Säuglingen, sondern auch den größeren Kindern und den Erwachsenen. wird berichtet, daß es auch begüterten Einwohnern schwer werde, sich genüge Milch zu verschaffen.

Seeheim, Kreis Zell (Hunsrück). Seitdem die Molkereien bestehen, die Ernährung der Familien zurückgegangen; es fehlt an Mi und Butter; man schätzt den Wert der Milch und Butter nicht.

Tholey, Kreis Ottweiler. Seit Einführung der Molkereien ist ein en- schiedener Rückgang in der Ernährung der Bevölkerung ei- getreten; darüber klagen alle verständigen Leute. Es wird viel Ziegenmi produziert, aber auch viel Surrogate werden gebraucht.

Konz (bei Trier). Keine Molkereien, aber alle Milch geht nach Trier; für iuglinge iſt einwandfreie Milch nicht zu haben; an deren Stelle ten Surrogate. Bei den Militäraushebungen iſt die Zahl der Zurück- ſtellten erheblich.

Gillenfeld (Eifel, Kreis Daun). Die Molkereien ſind hier eingegangen. iſt eine große Tuberkuloſeſterblichkeit vorhanden.

Manderſcheid. Die Molkereien haben den Säuglingen keinen Schaden bracht, da 80 Prozent der Mütter ſtillen. Die Ernährung der anderen enſchen ſcheint allerdings nicht gut zu ſein. Leider iſt der canntweingenuß ſehr verbreitet.

Zum Schluſſe ſei noch folgende charakteriſtiſche Äußerung des Beigeord- ten einer kleinen Landbürgermeiſterei im Kreiſe München-Glad- ıch angeführt, die hinſichtlich der Lage der Frauen in den kleinen land- rtſchaftlichen Betrieben im großen und ganzen auch auf die Verhältniſſe der Eifel zutrifft:

Die Frauen der Fabrikarbeiter ſind nicht mit häuslichen Arbeiten erladen. Sie haben ſich, da ihre Männer ſchon ſeit Jahren große Löhne ver- nen, ein bequemes Leben und eine gute Koſt angewöhnt, zumal der Sparſam- itsſinn dieſer Frauen zumeiſt ſehr gering iſt. Dazu kommt, daß ſie auf dem nde geſunde und geräumige Wohnungen haben und, da ſie Zeit im Überfluß ben, von ſelbſt dazu kommen, ihre Kinder, ſolange es geht, in natürlicher Weiſe ſtillen. Bei den Handwerkerfrauen liegt die Sache nicht viel weniger nſtig, und ſelbſt bei den Frauen der Taglöhner und Dienſtboten liegen die Ver- ltniſſe heute bedeutend günſtiger als in früheren Zeiten.

Ganz anders dagegen iſt die Lage der Frauen in kleinen landwirt- ıaftlichen Betrieben, in ſolchen bis zu 10 Hektar. Hier iſt das Los der au durchgängig ein wenig beneidenswertes, in vielen Fällen adezu **armſeliges**. Die Frau des kleinen Landwirtes hat ſämt- lche Hausarbeiten zu verrichten, ihr liegt die Wartung des ehes ob, und ſie muß dazu noch in Feld und Scheune ar- iten, in vielen Fällen ſogar die Produkte aus Stall und Garten ſelbſt zu arkte bringen. Schon am dritten oder vierten Tage ihrer Niederkunft iſt meiſtens wieder bei ihrer Hausarbeit zu finden. Da die Mutter wegen Ab- ſenheit vom Hauſe, ſei es durch Marktgang, ſei es durch die Arbeit auf dem lde, nicht regelmäßig das Kind ſtillen kann, ſo wird demſelben die Flaſche ge- en.

Wie man ſieht, gehen die Urteile der Ärzte auseinander. Insgeſamt doch gewinnt man aus ihren Äußerungen den Eindruck, daß es mit Ernährung der ländlichen Bevölkerung in der Rheinprovinz bergab ht. Dieſe Folgerung ergibt ſich auch aus dem übrigen Tatſachenmaterial, s Dr. Kaup in ſeiner Schrift zuſammenträgt, mit zwingender Logik. egeneration, in manchen Bezirken große Säuglingsſterb- lchkeit, Alkoholismus und Rückgang der Militärtaug- lchkeit: das ſind die Folgen der wirtſchaftlichen Entwicklung für die inbäuerliche Bevölkerung der Eifel.

Auf dem Nährboden der Verelendung gedeihen aber auch die Begleit- cheinungen der materiellen Not: Unſauberkeit und Unwiſſenheit, ſittliche rwahrloſung und Verbrechen. Gewiß trägt die Kirche ein gerüttelt Maß Schuld an der Borniertheit der Eifelbauern. Ihre jahrhundertelange ziehungspraxis hat eine einfältige und abergläubiſche Bevölkerung heran- bildet, wie ſie ſonſt ſelten anzutreffen iſt. Aber wenn man auch zum Teil

die Kirche hierfür verantwortlich machen muß — die sittliche Verkomme heit und die vielen Verbrechen, die in der Eifel von sonst frommen Leut begangen werden, kann man ihr nicht direkt zur Last legen. Der Grund fi jene Erscheinungen ist vielmehr in der Hauptsache in dem durch den Klei betrieb ungeheuer erschwerten Kampfe ums Dasein zu suchen, den der Eife bauer zu führen hat und unter dem auch seine sittliche Qualität leidet. N insofern kann man der Kirche einen Vorwurf machen, daß sie nicht verma die Verbrechen zu verhüten. Bei der Beurteilung dieser Frage fällt übrige die Zahl der Verbrechen nicht so sehr ins Gewicht — unendlich vielsagend sind die Einzelfälle selbst, die in der Regel einen abgrundtiefen Sum moralischer Verkommenheit offenbaren. (Schluß fol

---

Literarische Rundschau.

Grundfragen unserer Handelspolitik. M.-Gladbach 1911, Volksvereinsverlag. 1 Seiten. 1 Mark.

Eine sehr geschickt geschriebene Schrift, die unter dem Anschein objektiver Berid erstattung über die Geschichte der deutschen Handelspolitik und die ihr zugrun liegenden Anschauungen für den agrarischen Zollschutz Propaganda macht. Der Pferd fuß wird fast nur erkennbar an dem, was diese Schrift klug verschweigt. Sie we nur vom Fallen der Preise in früheren Jahrzehnten zu erzählen, aber nichts v der Teuerung. Ebensowenig wie von dieser schreibt sie von der Einwirkung d Schutzzölle auf das Kartellwesen, auf die Schleuderkonkurrenz der durch Zölle g schützten Industrie im Ausland; nichts von der Erhöhung der Grundrente durch d Zölle; endlich nichts von der Sozialdemokratie und deren Argumenten. Der Gegens zwischen Freihandel und Schutzzoll erscheint dem anonymen Verfasser nur als d zwischen Manchestertum und staatlichem Arbeiterschutz. So kann er behaupten: „Ei Besserung der Arbeiterverhältnisse liegt nicht in erster Linie im Sinne derjenig die heute die Freihandelsidee propagieren.“ (S. 83.)

Eine derartige Art der „Aufklärung“ ist natürlich weit mehr irreführend a direkte Lügen, denn die Unwahrhaftigkeit solcher wird leichter erkannt. Irgendein wissenschaftlichen Wert hat die Schrift nicht. K.

Das Stellenvermittlungsgesetz und die gastwirtschaftlichen Angestellten. 91 Seit Kleinoktav.

Arbeitsordnung im Gastwirtsgewerbe. Entwurf einer Arbeitsordnung nebst E läuterungen. 20 Seiten Kleinoktav. Beide Berlin 1911, Verlag des Verband deutscher Gastwirtsgehilfen.

Es wird immer weniger möglich, der gewerkschaftlichen Literatur mit Besprechung zu folgen. Alljährlich erscheinen in Deutschland ganze Bibliotheken, die von d Gewerkschaften herausgegeben werden. Man muß eingestehen, daß man alle di Schriften beim besten Willen nicht mehr selbst lesen kann. Ebenso wird es auch d Zeitschriften nicht möglich, alle Erscheinungen, die von den deutschen gewerkscha lichen Organisationen veröffentlicht werden, anzuzeigen. Manches Wort wurde sch gesprochen, um eine Einigung der Veröffentlichungen herbeizuführen. Aber es sche dies nicht möglich zu sein, jede dieser Veröffentlichungen ist aus den bestimm Bedürfnissen einer Organisation hervorgegangen und erhält durch diese Zweck u Bestimmung. Sie steht daher ohne Beziehung zur Gesamtproduktion von gewe schaftlicher Literatur. So kann diese große literarische Produktion von den Referen nur noch in ihren charakteristischen Erscheinungen zur Anzeige gebracht werden. N Formen gewerkschaftlicher Literatur kommen da vor allem in Betracht, sie ke-

ichnen eine Ausdehnung der gewerkschaftlichen Aktion oder doch eine gründlichere
ehandlung schon bisheriger Betätigungen.

Die Gewerkschaften beginnen die für ihre Mitglieder und deren Berufsgenossen lassenen Spezialgesetze zu veröffentlichen und zu kommentieren und die richtige iwendung dieser Gesetze nahezulegen, endlich im Anschluß an diese Gesetzestexte ren Mitgliedern Aufklärungen und Anregungen zu geben. So haben dies vielleicht erst die baugewerblichen Arbeiter, auch die Bäcker getan, erst unlängst der Verbnd der Bergarbeiter aus Anlaß der gesetzlichen Bestimmungen und Anordnungen er die Wahl und Tätigkeit der Sicherheitsmänner in Preußen, so geschieht dies m vom Verband deutscher Gastwirtsgehilfen mit dem Stellenvermittlungsgesetz. dem Schriftchen wird nach einer kurzen Einleitung das Stellenvermittlungsgesetz ch den Beschlüssen des Reichstags mit klaren und eindringlichen Erläuterungen röffentlicht, dann wird ein Rückblick geworfen auf das erste Jahr, währenddessen s Gesetz in Kraft war. Es werden da auch die Mängel, die es während seines estehens erkennen ließ, auseinandergesetzt. So wird erörtert, wer ein gewerblicher tellenvermittler ist, dann die leidige Bedürfnisfrage, die der Willkür der Behörden el zu viel Raum läßt, die Gebührenfrage, das Ineinanderfließen von gewerbsäßiger und nicht gewerbsmäßiger Stellenvermittlung, die öffentlichen Arbeitschweise und die Durchführung des Stellenvermittlungsgesetzes usw. Hieran ließen sich die wörtlich wiedergegebenen preußischen Ausführungsbestimmungen m neuen Stellenvermittlungsgesetz und Bemerkungen über die Bestimmungen in n anderen Bundesstaaten. Sehr interessant sind die Ausführungen zur Kritik der ebührensätze, merkwürdig unter anderem die Gebührenordnung für Animierkneipen Metz und Würzburg. So ist ein außerordentlich reichhaltiges, in vieler Hinsicht teressantes Material in diesem Schriftchen zusammengestellt, das durchaus nicht oß verdient, von Gastwirtsgehilfen gelesen zu werden.

Auch die Arbeitsordnung im Gastwirtsgewerbe ist eine für Gastwirtsgehilfen hr wichtige kleine Schrift, die in klarer und übersichtlicher Weise über die Rechte s Personals aufklärt, die gesetzlichen Bestimmungen wiedergibt und kommentiert. Es wäre dringend zu wünschen, daß die in ganz besonders hohem Maße ausbeuteten Gastwirtsgehilfen von diesen Schriften gründlichen Gebrauch machen, um dlich auszunützen, was das Gesetz ihnen gewährt. Ist das auch nicht viel, so ist doch noch lange nicht zur Tatsache geworden. Für die Durchsetzung des Arbeiterhtes und Arbeiterschutzes im Gastwirtsgewerbe haben die Gewerbeaufsichtsbehörden der viel zu wenig bisher getan; die Gastwirtsgehilfen müssen daher ihre Rechte ber durchsetzen. Die beiden kleinen Schriftchen geben ihnen dazu Anregung, Rat d bestes Material an die Hand. ad. br.

Notizen.

Berichtigung. Ich hätte auf die Ecksteinsche Kritik meiner kleinen Broschüre Veltanschauung und Sozialdemokratie" nicht geantwortet, wenn diese Kritik cht dazu angetan wäre, über die vielbefehdeten Süddeutschen eine merkwürdige einung zu verbreiten. Er bezichtigt mich nämlich einer religiös-ethischen Auffsung, von der ich wohl annähme, sie fände in Süddeutschland einen sonders empfänglichen Boden. Genosse Eckstein scheint die Süddeutschen wohl sonders für Note 1 in der Religion qualifiziert zu halten; und deshalb suche bei ihnen auch meine religiös-ethische „Predigt" anzubringen. Diese meine redigt" wurzelt nun in einer Kennzeichnung des realwirtschaftlichen Chakters der Sozialdemokratie. Und diesen Charakter schließt mir der Marxsche ısspruch auf: Wir entwickeln der Welt aus den Prinzipien der Welt neue Prinpien. Zwei geniale, den Wirklichkeitssozialismus begründende Leistungen von arx hebe ich stark hervor: Marx betrachtete die Emanzipation des Proletariats s das Werk dieser Klasse und entdeckte in der ökonomischen Wirklichkeit,

in der Fabrik ein Stück werdender gesellschaftlicher Produktion. Das Neue Marxismus und in der auf ihm fußenden Sozialdemokratie ist also auch n meiner Darstellung die „Aufklärung“ über die ökonomischen Entwicklung tendenzen. Meine sogenannte Predigt untersucht dann objektiv die sich in Sozialdemokratie regenden ethischen Tendenzen vom jungen Marx an bis zu Marxisten Dr. Max Adler. An der Hand von zahlreichen historischen Dokument (Aussprüchen von Liebknecht, Arbeiterbiographien, Tatsachen über die religi sozialistischen Bestrebungen der Geistlichen) suche ich dann nachzuweisen, daß im Sozialismus ein religiös-ethisches Moment auswirkt. Und meine Darstellu schließt mit der Feststellung, daß die Sozialdemokratie *eine ökonomis politische Partei und kein philosophisches Kränzchen* u *keine religiöse Sekte* ist. Alles das konstatiere ich nüchtern und *ruhi*, und meine „Predigt“ *begrüßt* durchaus nicht „mit besonderer Freude“ „Beitritt verschiedener Geistlicher“ zur Sozialdemokratie.

Wäre mein Kritiker Eckstein nicht gar zu schnell über meine Schrift u namentlich über meine auf Marx fußende Darstellung des Begriffs der Prod-tivkräfte hinweggeflogen, so hätte er sicher seine Haupteinwände gegen me Arbeit nicht erhoben. So überging er zum Beispiel bei dem Zitat S. 44, das aus meiner Schrift dem Leser vorsetzt, den charakteristischen Einleitungssatz: „ ethischen Werturteile des Menschen über eine bestimmte Produktionsordnung im allgemeinen gute Anzeiger für den Grad der Lebensfähigkeit einer Prod-tionsordnung.“ Die den Kapitalismus verurteilenden Massenempfindungen m müssen „sich zu einer *revolutionären Massenkraft* konzentriert hab, ehe die Produktionsmethoden als veraltet beseitigt werden können“.

P. Kampffmey

Zeitschriftenschau.

„*Der Kampf*“ vom Dezember bringt einen Aufsatz von *Otto Baur* über **„Orientalische Revolutionen“**. Der Abschluß der Marokkoverhandlungen u die Besetzung von Tripolis durch Italien schließen die Besitzergreifung Afri durch die europäischen Staaten ab. Nach der Unterwerfung Afrikas unter Kapitalismus kommt Asien an die Reihe; die Kämpfe um seine Aufteilung wer noch gewaltiger sein. Damit erweckt der Kapitalismus zugleich neue Feindsch mobilisiert er neue revolutionäre Kräfte. In Persien, in der Türkei fanden sch Revolutionen statt, jetzt kommt China; in Indien muß die Regierung dem V Konzessionen machen. Jeder Erfolg der Araber in Tripolis findet Widerhall der ganzen mohammedanischen Welt. Zwar sind die europäischen Staaten n stark genug, die unterworfenen Völker niederzuhalten, aber ihre Herrschaft ber vor allem auf Massenhypnose, auf dem Glauben an die Unbesiegbarkeit eu-päischer Waffen, und dieser Glaube ist seit dem Russisch-Japanischen Kriege Wanken geraten. Revolutionäre Ideen durchzucken die Welt, die den Europä unterworfen ist.

Die modernen revolutionären Bewegungen im Orient sind aus der V-knüpfung zweier zuvor getrennter Bewegungen entstanden, einer liberalen B-wegung der von europäischen Ideen beeinflußten Intelligenz und einer reak-nären antieuropäischen Bewegung der Volksmassen. Die Söhne der orientalisch Kaufleute, Grundherren und Beamten, die an den europäischen und amerikanisch Hochschulen studieren, gerieten völlig unter den Einfluß der sozialen, politisch und philosophischen Ideen Europas. Sie nahmen europäische Sitten und Kleidu an, sie wenden sich gegen die gesellschaftliche Ordnung, die politischen Verhältn und die Sitten ihres eigenen Volkes, verachten und bekämpfen dessen überliefe Vorurteile. Oft bilden sie neue Sekten und lesen aus den alten heiligen Büch moderne Systeme heraus. Sie sind Träger des orientalischen Liberalismus, wer

er zugleich national, weil sie die Verachtung der Europäer für ihre Rasse schwer
ıpfinden. Sie wollen ihr Land nach europäischem Muster einrichten, damit es
ırk wird, sich der europäischen Macht zu widersetzen. Obgleich klein an Zahl,
ben sie durch ihre gesellschaftliche Stellung einen großen Einfluß. Adel und
ıufmannschaft, die sich von den Europäern zurückgedrängt fühlen, stehen an
rer Seite. Zugleich entwickelte sich in den Volksmassen eine national-reaktionäre
trömung. Europäische Waren richteten das alte Handwerk zugrunde; Eisen-
hnen, europäische Handelsunternehmungen machen dem heimischen Kaufmann
onkurrenz, beuten die Arbeiter aus, bringen Geldwirtschaft, Warenproduktion
ıd Verschuldung der Bauern. Die Zerbröckelung der alten Ordnung erfüllt die
olksmasse mit Haß gegen die Fremden und ihre Sitten, und dieser Haß wendet
h auch gegen die heimische Intelligenz, die diese Sitten angenommen hat. Er-
ltung des Altüberkieferten ist das Ziel dieser Bewegung; aber der Kampf mit
ewalttätigkeiten und Pogroms gegen die Fremden bleibt erfolglos, er führt nur
emde Soldaten ins Land.

Beide Bewegungen haben dasselbe Ziel, aber sie stehen einander verständnislos
ıd feindlich gegenüber, und das lähmt ihre Kraft. Die liberale Intelligenz ohne
olk hinter sich ist machtlos, das Volk ohne Führer verzettelt seine Kraft. Die Ver-
nigung entsteht dadurch, daß die Intelligenz ihre politischen Ziele organisch an
e nationalen Traditionen anzuknüpfen sucht. Da diese Tradition religiös ist,
ird die Bewegung zu einer religiösen Reformationsbewegung.

In der mohammedanischen Welt predigt ein Korangelehrter, Dschemalud-Din,
e sittliche Überlegenheit des Islams über das Christentum, ruft die Völker zum
ampfe gegen die Europäer und ihre Agenten, Sultan und Schah, auf, wobei der
lerus an der Spitze stehen muß. Er hat großen Einfluß auf die mohammedanische
ntelligenz gewonnen, und die Tätigkeit des Klerus in der persischen Revolution
ugt von diesem neuen Geiste. In Indien ruft Bal Gangadhar Tilah, anknüpfend
ı die religiösen Traditionen, zum Kampfe gegen Briten und Mohammedaner auf,
rdert den Kultus des Gottes Ganesch, macht die Feier des Nationalhelden
iwadschi zu einer politischen Demonstration, führt den politischen Kampf in
ner weitverbreiteten Presse, organisiert die Jugend und fordert die nationale
nabhängigkeit. Er bekämpft zugleich die versteinerte religiöse Orthodoxie und
itiert als Brahmane unter den Parias der Baumwollspinnereien. Auch in der
ekte der Arya-Samaj stützt ein moderner Geist sich auf uralte Traditionen; sie
den Puritanern zu vergleichen, und die Vedas sind hier, was die Bibel den auf-
rebenden Klassen Europas im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert war. In
hina ist von dieser Anknüpfung an nationale Traditionen erst ein schwacher An-
ng bemerkbar.

Überall tritt die orientalische Intelligenz jetzt als Führerin der Massen im
tionalen Kampfe auf. Sie schafft eine Literatur, die an die alten Religionen
ıd Sitten anknüpft und sie zugleich modernisiert; sie produziert Dichter, Agi-
toren, Propheten, die durch eine große Presse politische Aufklärung verbreiten.
ie europäische Literatur steht dieser Bewegung verständnislos gegenüber. Man
nn sie auch erst verstehen, wenn man sie mit der Periode der Reformation in
ıropa vergleicht. Die orientalische Gesellschaft trug vor kurzem noch mittelalter-
he Züge: Naturalwirtschaft, Kastenteilung, religiöse Bindung des Lebens, Scho-
stik und Starrheit der Sitten. Der Kapitalismus zerstört diese Welt; die geistige
nwälzung kann von den Massen zuerst nur religiös aufgenommen werden. Weil
er zugleich Dampfmaschine und elektrische Motoren ihren Einzug halten, werden
e orientalischen Völker den Weg von der Reformation zur Revolution, von Luther
ıd Münzer zu Robespierre und Marx in kurzer Zeit zurücklegen müssen.

Die persische Revolution stellt die niedrigste Stufe orientalischer Revolutionen
r; die indische, die sich durch eine mächtig aufstrebende Industrie unaufhaltsam
rbereitet, die höchste. In der Mitte stehen die Türkei und China. Werden sie von

den europäischen Waffen besiegt und unterworfen, so bedeutet das kein Aufhalt, sondern — wie Ägypten zeigt — nur eine Beschleunigung und Verallgemeineru der Grundlagen der Revolution.

Die großen Umwälzungen, an deren Schwelle der ganze Orient steht, wer in der gewaltigsten Weise auf die europäische Wirtschaft zurückwirken. Sie wer Erschütterungen im Staatsleben bringen, von denen das Proletariat alles hoffen hat. Die Revolution Asiens und Afrikas wird das Sturmsignal im freiungskampf des europäischen Proletariats sein. —

In einem Aufsatz **„Nach Innsbruck"** geht Karl Renner auf einige mente des letzten Parteitags sowie der Kritik der tschechischen Separatisten e Parteitage können keine Umwandlung von Tatsachen, sondern nur Klärung Auffassung, Einheit in den Meinungen bringen, die zum gemeinsamen Hand nötig sind. In diesem Sinne kann man auf Innsbruck mit stolzer Genugtu zurückschauen; die Grundbedingungen des Parteilebens, Einheit und Prinzip, si dort fester geschmiedet. Da die Internationale in Österreich zerschlagen war, die deutsche Partei frei in ihren Entschlüssen. Aber sie hat nicht daran gedacht, d deutschen Nationalismus irgendwelches Zugeständnis zu machen. Zwar versu die tschechische Presse es so hinzustellen, als hätten die deutschen Sozialdemokra die nationale Assimilation in ihr Programm aufgenommen und beeiferten s die besten Deutschen zu sein. Sie stützen sich auf die Reden Leuthners und Hamanns. Diese bieten ihnen in der Tat manche Handhabe dazu, aber sie fan auf dem Parteitag nicht den geringsten Widerhall. Leuthner versuchte den tschechischen Separatismus zu erklären mit derselben Beweisführung, womit in nationalen Schulbüchern die Erweckung des Deutschtums gegen die Franzosenherrscht dargestellt wird. Indem er als spezifisch tschechisch ansieht, was allen Natio gemeinsam ist, verfällt er in die Phraseologie der deutschen und tschechischen Nationalisten. Dieses fruchtlose Gekeife, das an den Tatsachen nichts ändert und sie a nicht zu verstehen sucht, kann bei einem Sozialdemokraten keinen Respekt weck, um so weniger, als es ein Mittel der Reaktionäre ist, das Proletariat zu schwäch und seinen Aufstieg zu hindern. Auch die Redewendung: der deutsche Arbeiter h eine Kulturhöhe, eine Kulturtradition zu verteidigen, ist falsch. Was wir besitzen ein paar Rechte —, ist unbedeutend gegen das, was wir zu erobern haben. Nic besitzt der Arbeiter von Kulturhöhe, als das Recht, seine Kinder in die klerikalisie Schule zu schicken. Seine Kulturtraditionen sind die Gedanken des Sozialism, die er mit anderssprachigen Arbeitern gemein hat. Die gemeinsame Not w notwendig zum gemeinsamen Kampfe führen, trotz des Separatismus.

Hartmann hat die Frage der Minoritätsschulen gestreift und dabei die nationale Assimilation aus dem Grunde allgemeinster Zweckmäßigkeit empfohlen. A die Assimilation ist ein Naturprozeß, mit dem ein Parteiprogramm nichts zu t hat, da er sich ohne menschlichen Eingriff vollzieht. Die Menschen können versuch, ihn zu fördern oder zu hemmen: aber alle Versuche der Entnationalisierung si bisher gescheitert, während in Amerika die Assimilation ohne irgendwelchen Entnationalisierungsversuch Millionen umfaßt. Die Assimilation kann nur erfor werden — man kann sich zu ihr nicht wie zu einem Programm bekennen. Wir trachten jeden obrigkeitlichen Eingriff in die nationalen Verhältnisse als ein Ü, und diese Auffassung ist Allgemeingut der Partei. Daher wird es den Entstellun der Separatisten nicht gelingen, das Bild des Parteitags in sein Gegenteil zulügen.

Hueber wies auf den tiefen Zusammenhang zwischen dem politischen und d gewerkschaftlichen Internationalismus hin und forderte zu einer neuen Beratu des Nationalitätenprogramms auf. Das wird eine Aufgabe für den nächs Parteitag sein.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.



:and Nr. 16 Ausgegeben am 19. Januar 1912 30. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die Revanche der Niedergerittenen.

Berlin, 13. Januar 1912.

Alle Welt war so gewöhnt, die deutsche Sozialdemokratie in ihren Wahl-
:ıpfen siegen zu sehen, daß nicht nur wir selbst, sondern mehr noch unsere
:ner überrascht waren, als der 25. Januar 1907 uns anscheinend eine
vere Niederlage brachte, den Verlust unserer Mandate um die Hälfte
:s Bestandes von 1903. Je unerwarteter die Niederlage, desto toller der
bel der Sieger. Der Anfang unseres Endes schien manchem gekommen.
ige Leute berechneten damals, es sei möglich, uns bei der nächsten Wahl
:tere 35 Sitze zu nehmen und uns damit zu völliger Nichtigkeit zu de-
dieren.

Aber der Taumel dauerte nur kurze Zeit. Nicht lange, und die Sozial-
ıokratie begann wieder so rasch vorzuschreiten, daß die Sieger von 1907
:n vor dem Wahlkampf die Flinte ins Korn warfen und die Nieder-
ittenen von 1907 von vornherein als Sieger proklamierten, ehe es noch
:n Schlagen gekommen war. Und wenn sie heute über etwas staunen, so
: darüber, daß unser Sieg nicht noch gewaltiger ist, als er sich tatsächlich
taltet hat. Denn ihre feige Angst und ihr böses Gewissen hatte ihnen
: Bild unseres kommenden Triumphes bereits in den riesenhaftesten
:nensionen vorgegaukelt.

Unsere Partei selbst hatte nie daran gezweifelt, daß der Mißerfolg von
:7 nur eine „vorübergehende Erscheinung" sei. Und das zuversichtliche
:trauen auf ihre Lehre und ihre Taktik, dem ihre Siegesgewißheit ent-
:ingt, hat auch diesmal nicht getrogen. Die Niederlage hatte nicht das
:ingste Schwanken in ihren Reihen erzeugt. Es stellte sich sofort nach
:ı 25. Januar 1907 heraus, daß von einer Niederlage nur gesprochen
:den konnte, wenn man den greifbarsten, sinnenfälligsten Ausdruck des
:hlresultats, nämlich die Zahl der Mandate, ins Auge faßte, nicht aber
:n, wenn man tiefer ging und die Zahl der für uns abgegebenen Stim-
:n in Erwägung zog. Denn die „Niederlage" hatte uns einen Zuwachs

von einer Viertelmillion Stimmen gebracht. Diese respektable Sum schien nur deshalb geringfügig, weil der Zuwachs bei der vorhergehen Wahl von 1903 ein ganz außerordentlicher gewesen war. Indes, ger weil der Sprung von 1903 ein so riesenhafter gewesen, mußten wir 1 etwas innehalten, um frischen Atem zu schöpfen.

Man zieht in der Regel nur die prozentuelle Zunahme der Stim in Betracht, die wir in den einzelnen Wahlperioden aufzuweisen hab Aber es ist nicht ohne Interesse, auch unsere absolute Zunahme abzumes Man zählte:

Jahr	Abgegebene gültige Stimmen	Zunahme (+) oder Abnahme (—)	Sozial-demokratische Stimmen	Zunahme (+) oder Abnahme (—)	Sozi demo Mand
1871 . . .	3884000	—	113000	—	2
1874 . . .	5190300	+ 1305500	351700	+ 249300	10
1877 . . .	5401000	+ 210700	493400	+ 141700	13
1878 . . .	5760900	+ 359900	437200	— 56200	9
1881 . . .	5097800	— 663100	312000	— 125200	13
1884 . . .	5663000	+ 566200	550000	+ 238000	24
1887 . . .	7540900	+ 1877900	763100	+ 213100	11
1890 . . .	7228500	— 312500	1427300	+ 664200	35
1893 . . .	7674000	+ 445500	1786700	+ 359400	44
1898 . . .	7752700	+ 78700	2107000	+ 320300	56
1903 . . .	9495600	+ 1742900	3010800	+ 994800	81
1907 . . .	11262800	+ 1767200	3259000	+ 248200	43

Sieht man von den abnormen Jahren 1878 und 1881 ab, dann betr bisher unsere Stimmenzunahme bei jeder Wahl in der Regel einige zw bis dreimalhunderttausend. Die Stimmenzahlen von 1907 brachten kein sehr glänzenden, aber auch nicht einen außerordentlich geringen Zuwachs. Wenn es uns trotzdem nicht gelang, unsere Mandatziffer von 1903 auch n zu behaupten, so liegt das daran, daß die allgemeine Zunahme der G samtheit der überhaupt abgegebenen Stimmen 1907 eine enorme war. N die des Jahres 1887 hatte sie übertroffen. Und dieses hatte uns in bez auf Mandate die gleiche Niederlage gebracht. Die Erfahrungen der Jahre 1887 und 1890 zeigten uns aber auch, wie kurzlebig die Erfolge sind, die durch eine außergewöhnliche Aufpeitschung der Wählermassen erreicht werden. Auf die Niederlage von 1887 folgte der glänzende Sieg von 1890. Und jetzt hat sich der gleiche Vorgang wiederholt.

Das ist kein Zufall. Die Aufpeitschung der Wählermassen durch außer-ordentliche Mittel erweckt viele Elemente zur Teilnahme am politischen Leben, die ihm bis dahin fremd und stumpf gegenüberstanden. Diese werden zunächst leicht Opfer der Demagogie, der Lüge, des Terrorismus und wenden sich anfangs gegen uns. Aber das Interesse am politischen Leben ist in ihnen einmal wachgerufen, bei vielen von ihnen wirkt es nach, und allmählich lernen sie politisch selbständig denken. Damit sind sie der Sozial-demokratie gewonnen.

Wie sehr das politische Interesse durch derartige Aufpeitschungen dauernd wächst, zeigt das Verhältnis der abgegebenen Stimmen zur Zahl der Wahl-berechtigten.

Auf je tausend Wahlberechtigte kommen abgegebene gültige Stimmen:

1871	508	1881	561	1893	722
1874	611	1884	605	1898	679
1877	604	1887	774	1903	758
1878	633	1890	714	1907	843

Bis 1887 übten niemals erheblich mehr als 60 Prozent der Wahlberech-igten ihr Stimmrecht aus. Seit der gewaltigen Anstrengung der Reak-ionäre von 1887 geht der Prozentsatz der abgegebenen Stimmen nur ein-nal, und da nicht erheblich, unter 70 Prozent herunter, im Jahre 1898. Im Jahre 1907 erreicht er die enorme Höhe von 84 Prozent. Wie hoch er dies-nal war, läßt sich zurzeit noch nicht bestimmen, aber nach allen Anzeichen u schließen, war auch am 12. Januar die Wahlbeteiligung eine außerordent-ich starke.

Das ist das Element, in dem unsere Agitation gedeiht, wenn sie auch nfangs durch den Zustrom politisch unerfahrener Elemente geschädigt verden kann. Es ist eine höchst kurzsichtige Politik unserer Gegner, wenn e den schlafenden Löwen des Volkes wecken, damit er sich gegen uns wende. r vermag uns keine schweren Wunden beizubringen und wendet sich bald egen diejenigen, die ihn losgelassen, die er als Bedränger erkannt. Alle ersuche, uns durch das Aufrufen bisher politisch untätiger Elemente zu hädigen, sei es in der Form der Wahlpflicht, des Frauenstimmrechts, durch riegsgeschrei oder einen organisierten Lügenfeldzug, alle diese Versuche aben sich schließlich zu unseren Gunsten gewendet und die Zahl unserer nhänger vermehrt.

Sie mußten sich vermehren, denn die Sprache der Tatsachen spricht zu aut für uns, sie muß die Massen des arbeitenden Volkes uns zuführen, enn es nur einmal anfängt, aufzuhorchen.

Besonders vernehmlich ertönte diese Sprache seit 1907. Die Wahlen nes Jahres hatten die Sozialdemokratie im Reichstag geschwächt und die egierung gestärkt, ihr zwei Majoritäten zur Verfügung gestellt — eine beral-konservative und eine konservativ-ultramontane. Das Resultat war ine Politik, wie sie empörender und aufreizender nicht gedacht werden onnte, eine Politik, die alle bürgerlichen Parteien aufs äußerste kom-romittierte. Die einzige Partei, die der Regierung aufs äußerste in allen unkten Widerstand leistete, die jede Teilnahme an irgend einem Block be-arrlich von sich wies, die Imperialismus, Rüstungen, neue Steuern ent-hieden ablehnte, war die Sozialdemokratie.

Dafür ist sie die einzige Siegerin bei den jetzigen Wahlen. Sie ist die inzige Partei, die an Stimmen und Mandaten erheblich verstärkt aus dem rsten Wahlgang hervorgeht. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" sucht tzt alle bürgerlichen Elemente gegen uns mobil zu machen, indem sie nsere Politik als eine des Klassenkampfes, der sozialen Re-olution, der Völkerverbrüderung bezeichnet. Sie glaubt uns amit zu brandmarken und zu denunzieren. Aber diese Politik ist es ge-esen, die einzig bei den jüngsten Wahlen werbende Kraft entwickelt hat. Mehr Mandate als jemals zuvor im ersten Wahlgang und wahrscheinlich uch einen Stimmenzuwachs, der sich dem von 1903 ebenbürtig zur Seite ellt, hat uns die Politik des Klassenkampfes, der sozialen Revolution, der Völkerverbrüderung gebracht.

Jede andere Politik hat versagt. Von den bürgerlichen Parteien h keine einen Aufschwung aufzuweisen. Sie alle haben im ersten Wahlgan an Mandaten mehr Verluste als Gewinne zu verzeichnen. Noch wichtig wird die Statistik der Stimmenzahlen sein, die sie aufbrachten. Darüb läßt sich zur Stunde noch nichts Bestimmtes sagen, aber sicher ist der e wartete Aufschwung des „freisinnigen Bürgertums" ausgeblieben.

Doch noch ist nicht alles für den Liberalismus verloren. Bei ihm lie die Entscheidung, ob der schwarzblaue Block im nächsten Reichstag die Meh heit erhalten soll oder nicht. Man sollte glauben, die Wahl könnte ihm nic schwer werden. Er hat ganz einfach zu entscheiden, ob er politischen Selbstmo üben oder noch als ernsthafte selbständige politische Macht weiter existieren wi

Sozialdemokratie und Liberalismus zusammen verfügen zurzeit üb rund 70 Mandate. In ungefähr ebenso vielen Stichwahlen ringen sie mi einander. Das macht zusammen 140 Mandate, die auf jeden Fall der Linke zufallen. Dazu kommen fast 100 Sitze, die sie erobern kann, wenn Libera und Sozialdemokratie einander Wahlhilfe leisten. Es ist ungefähr ein halb Hundert sozialdemokratische Stichwahlen, bei denen der Liberalismus de Ausschlag gibt. Und ebenso groß ist die Zahl der Wahlbezirke, in dene Liberale mit Konservativen oder Zentrumsleuten in Stichwahl stehen un die sozialdemokratischen Stimmen von Bedeutung sind. Es ist also möglic die schwarzblaue Mehrheit zu brechen.

Daß wir für alle Liberalen eintreten, die die Jenaer Stichwahlbedi gungen akzeptieren, ist selbstverständlich. Nicht selbstverständlich ist es d gegen, daß die Liberalen allenthalben und mit voller Kraft ihre Stimm für den Sozialdemokraten gegen Zentrum und Konservative abgeb werden. Von dem Ausmaß, in dem es geschieht, wird es in erster Linie a hängen, ob die schwarzblaue Mehrheit zur Minderheit reduziert wird, wi es aber auch abhängen, ob dies durch die Paarung zwischen Karpfen un Kaninchen bereits erheblich ramponierte politische Ansehen des Liberali mus noch einmal wiederhergestellt wird oder ob er völlig zu einer Rui herabsinkt, aus der kein neues Leben mehr zu sprießen vermag — ein Ruine ohne jeden ästhetischen Reiz, die nur noch als politisches Verkehr hindernis wirkt.

Äußerlich kräftiger als der Liberalismus steht der Zentrumsturm d Solange nicht genaue Zahlen über die abgegebenen Stimmen vorliege, läßt sich nicht entscheiden, ob das Zentrum seine Machtstellung noch de ungebrochenen Zutrauen der Massen oder nicht vielmehr dem horrend Pluralwahlrecht zu verdanken hat, das durch unsere Wahlkreiseinteilu in von Jahr zu Jahr wachsendem Maße den rückständigsten Wahlkreis zugute kommt, während es die fortschreitenden immer mehr entrecht. Sicher ist, daß dadurch niemand mehr benachteiligt wird als die Sozi- demokratie, niemand mehr begünstigt als das Zentrum. Mit den 300 0 Stimmen, die nach den vorläufigen Mitteilungen Ledebour und Zubeil z- sammen erhielten, lassen sich bequem dreißig Zentrumskandidaten in d schwarzen Wahlbezirken durchbringen.

Daneben mag aber wohl das Zentrum auch aus seinem Zusamm- gehen mit seinen konservativen Blockbrüdern schon im ersten Wahlga einigen Nutzen gezogen haben. Daher wird uns von freisinniger See bereits der Vorwurf gemacht, wir hätten desgleichen tun und, anst

falsche Stichwahlen" herbeizuführen, in allen Wahlkreisen, wo solche zu rwarten, gleich von vornherein den Liberalen wählen sollen.

Die da jenen Vorwurf erheben, vergessen, daß ein ersprießlicher Block wischen Konservativen und Zentrumsleuten nur deshalb möglich ist, weil eide im Grunde dieselbe Nummer sind. Was sie bisher trennte, waren icht reale Klasseninteressen der Gegenwart, sondern nur Erinnerungen nd Einbildungen der Vergangenheit: Überbleibsel aus der Zeit der Reormation und der Religionskriege, die zeitweise noch verschärft wurden adurch, daß die protestantischen Konservativen vorwiegend Altpreußen aren, die den Neupreußen als Eroberer gegenübertraten. Die kathoischen Konservativen, die das Zentrum in Preußen bilden, leben dagegen orwiegend in Provinzen, die von Preußen erobert wurden.

Das ist mitunter recht lange her, aber gerade in den Kreisen, aus denen ich Zentrum und Konservative rekrutieren, spielen die ererbten Überliefeungen noch eine große Rolle. Da war der Gegensatz von Protestanten und Katholiken, vom Eroberer und Eroberten schwerer zu überwinden. Daneben at auch noch Futterneid zwischen den katholischen und protestantischen Strebern, denen die gemeinsame Staatskrippe zu eng war, manchen Zwist rzeugt. Aber alles das verschwindet doch gegenüber den großen und auernden agrarischen und ökonomisch reaktionären Interessen, die beide Parteien in gleicher Weise vertreten, und die sie immer mehr bedroht sehen. Gleiches Interesse und gleiche Gefahr der Gegenwart beseitigt die trenenden Erinnerungen der Vergangenheit, vereinigt die schwarzen und die lauen Gesellen. Sie sind Fleisch von demselben Fleische, sie dienen den leichen Tendenzen, sie gehören zusammen, ihr Block ist eine ganz natüriche Erscheinung. Unsere Aufgabe ist es nicht, diesen Block zu sprengen, die Konservativen vom Zentrum loszulösen. Im Gegenteil. Je enger die eiden verbunden sind, um so besser, desto leichter wird es uns werden, die Arbeiter, die dem Zentrum noch anhängen, von dieser unnatürlichen Geolgschaft zu befreien. Desto leichter wird uns die Aufgabe, den schwarzlauen Block in die Minderheit zu drängen.

Von uns aber verlangen, wir sollten zur Bekämpfung dieses Blocks in ein gleiches Blockverhältnis zu den Liberalen treten, heißt uns zumuten, vir sollten aufhören, Sozialdemokraten zu sein. Denn eine Vereinigung zu inem Block kann nur Parteien helfen, die innerlich miteinander verwandt nd bloß durch Mißverständnisse oder Traditionen oder ähnliche Kleinigeiten getrennt sind. In der Tat nehmen jene Liberalen, die uns ein Blockerhältnis vorschlagen, an, unser sozialistisches Programm und unser proleparischer Klassencharakter seien nur noch Erinnerungen der Vergangenheit, eine realen Mächte in unserem Dasein.

Wären die Liberalen belehrbar, dann müßte sie der Ausgang der Wahl om 12. Januar belehren, welch große Kraft der Lehre und der Taktik innevohnt, die das politische Handeln der Sozialdemokratie leiten. Wäre es noch otwendig, dann müßte diese Wahl uns aufs entschiedenste in der Überzeugung bestärken, daß wir uns auf dem richtigen Wege zur Macht befinden, daß jeder andere Weg ein Abweg wäre. Unsere sieggekrönte Taktik, unsere sieggekrönte Lehre sind mit einem neuen Siege gekrönt worden. Unsere Erfolge geben uns die Gewähr, daß wir im Fortschreiten begriffen sind zu neuen Siegen.

K. K.

Zur Theorie der Kombination.

Von **Rudolf Hilferding.**

Unter einer Kombination oder einem kombinierten Unternehmen ver stehen wir die Verbindung solcher kapitalistischer Unternehungen, von dene das eine das konstante Kapital (oder doch wesentliche Bestandteile des kon stanten Kapitals) des anderen liefert. Wir unterscheiden dadurch die kombi nierten von den homogenen Verbindungen, die zwei oder mehrere Unter nehmen desselben Industriezweigs vereinigen. Die Art der Vereinigun selbst, die rein ökonomisch von geringerer Bedeutung ist, kann wiederur doppelt sein. Es kann sich entweder um Fusion handeln: zwei oder mehrer Unternehmen gehen in ein neues auf, respektive eines dieser Unternehme nimmt das oder die anderen auf. Oder es handelt sich um eine Interessen gemeinschaft: bisher voneinander unabhängige Unternehmungen trete durch Abschluß von Verträgen oder auch durch Personalunion ihrer Leitun in Beziehungen zueinander. Die frühere Unabhängigkeit wird beschränk und es hängt vom Inhalt des Vertrags oder von der Enge der Personal union ab, wieweit der formalen Selbständigkeit noch eine ökonomische ent spricht. Die Fusion hebt die Selbständigkeit vollständig auf.

Je nach der Art der Entstehung kann man unterscheiden: die aufsteigend Kombination; Beispiel, ein Walzwerk, das sich Hochöfen und Kohlenzeche angliedert. Die absteigende Kombination: eine Kohlengrube kauft Hoch öfen und Walzwerke; schließlich die gemischte Kombination: ein Stahlwer gliedert sich einerseits Kohlenzechen, andererseits Walzwerke an.

Die Kombination bedeutet eine Einschränkung der gesellschaftlichen Ar beitsteilung, während sie zugleich einen neuen Ansporn gibt für die Arbeits teilung innerhalb des neuen Gesamtbetriebs, die auch immer mehr di Arbeit der Leitung erfaßt. Sie begleitet von Anfang an die kapitalistisch Produktionsweise.

Für die Manufakturperiode gibt Marx folgende Darstellung:[1]

> Endlich kann die Manufaktur, wie sie teilweise aus der Kombination ver schiedener Handwerke entspringt, sich zu einer Kombination verschiedener Manufak turen entwickeln. Die größeren englischen Glashütten zum Beispiel fabrizieren ihr irdenen Schmelztiegel selbst, weil von deren Güte das Gelingen oder Mißlingen de Produktes wesentlich abhängt. Die Manufaktur eines Produktionsmittels wird hie mit der Manufaktur des Produktes verbunden. Umgekehrt kann die Manufaktu des Produktes verbunden werden mit Manufakturen, worin es selbst wieder al Rohmaterial dient oder mit deren Produkten es später zusammengesetzt wird. S findet man zum Beispiel die Manufaktur von Flintglas kombiniert mit der Glas schleiferei und der Gelbgießerei, letztere für die metallische Einfassung mannigfache Glasartikel. Die verschiedenen kombinierten Manufakturen bilden dann mehr ode minder räumlich getrennte Departements einer Gesamtmanufaktur, zugleich von einander unabhängige Produktionsprozesse, jeder mit eigener Teilung der Arbei Trotz mancher Vorteile, welche die kombinierte Manufaktur bietet, gewinnt sie au eigener Grundlage keine wirklich technische Einheit. Diese entsteht erst bei ihre Verwandlung in den maschinenmäßigen Betrieb.

Die Kombination ist aber nicht nur eine wichtige technische Entwicklungs erscheinung, sie stellt auch ein interessantes theoretisches Problem dar. Ge setzt den Fall, ein Eisenwerk gliedert sich eine Kohlenzeche an, deren Produk

[1] „Kapital", V, 4. Auflage, S. 312.

n seinen Bedarf an Kohle gerade deckt. Bisher schon wurde die Kohle von ser Grube gekauft. Gesetzt, der Kostpreis der Kohle hätte 500 000 Mark ragen; beträgt die Durchschnittsprofitrate 20 Prozent, so würde die Kohle ihrem Produktionspreis von 600 000 Mark an das Eisenwerk verkauft rden. Die Produktion des Eisenwerkes hätte einen Gesamtkostpreis von 2 Millionen Mark; ihr Produktionspreis betrüge dann 2 400 000 Mark. n ginge die Kombination vor sich; Hütte und Zeche bildeten nunmehr ein ternehmen: der Kostpreis der Kohle beträgt 500 000 Mark; infolgedessen rägt der Kostpreis des Eisens jetzt nicht mehr 2 Millionen, sondern nur hr 1 900 000 Mark. Bei einer Profitrate von 20 Prozent würde der Verufspreis betragen 2 280 000 Mark. Das heißt der Verkaufspreis der Zeche i bei gleichem Profit jetzt geringer um 120 000 Mark. Denn es sind 000 Mark erspart worden, die früher an die selbständige Kohlenzeche Profit gezahlt werden mußten, und 20 000 Mark, die von dem Eisenrk als Profit erzielt werden mußten, so lange der Profit der Kohle in den stpreis des Eisens einging. Blieben Eisenwerk und Kohlenzeche getrennt, so rde der Marktpreis fortfahren, 2 400 000 Mark zu betragen; das kombinierte erk erzielte also den bedeutenden Extraprofit von 120 000 Mark. Das ßte sehr rasch die Kombination verallgemeinern; die Kombination müßte adezu das beherrschende Gesetz der kapitalistischen Betriebsorganisation n, und es wäre nicht einzusehen, warum nicht schon längst alle Industriehären kombiniert sind, die kapitalistische Produktion ausschließlich in Beeben vor sich geht, die alle Produktionsstufen vom Rohmaterial angegen bis zum Endprodukt umfassen. Denn die Höhe des Extraprofits tte schon längst die entgegenstehenden technischen und organisatorischen ndernisse, die vor allem aus der Zersplitterung der Unternehmungen vachsen, überwinden müssen.

Dazu käme noch ein anderes Problem. Wir haben gesehen, daß die ße organisatorische Vereinigung zweier Unternehmungen, diese als allmein angenommen, bewirken könnte, daß die Preise der Produkte sänken, ne Änderung der Profitrate, aber auch ohne jede Änderung in der Menge beit, die zu ihrer Erzeugung notwendig ist — ein offenbarer Widerspruch m Wertgesetz. Oder aber, bliebe das Wertgesetz in Geltung, so müßten Preise dieselben bleiben wie vor der Kombination. Dann würde aber Kombination die Profitrate gesteigert haben von 20 Prozent auf 38 Pront. Die Kombination würde also eine Tendenz zum Steigen der Profitte bedeuten, stark genug, um alle Ursachen des Falles der Profitrate zu erwinden. Und das alles ohne Änderung der Produktionsbedingungen, r durch eine Änderung rein organisatorischer Art — die Vorstellung ist t ökonomischem Denken einfach unvereinbar.

Marx hat das Problem im „Kapital“ nicht behandelt. Aber in dem itten Bande der „Theorien über den Mehrwert“ drängt es sich ihm gegentlich auf. Er kritisiert ein Beispiel Mills, das die These Ricardos, die ofitrate wechsle im umgekehrten Verhältnis zu den Produktionskosten s Arbeitslohns, illustrieren soll. Bei der Analyse dieses Beispiels kommt arx — übrigens ein interessantes Beispiel für wissenschaftliche Gedankenoziation — auf das Problem zu sprechen.

Dem Abschnitt hat Kautsky den Titel gegeben: Erhöhung des Profits durch gene Produktion des konstanten Kapitals. Marx gibt dort im Anschluß

an Mill folgendes Beispiel: Ein Pächter produziert 180 Quarters Ko
Der Wert seines konstanten Kapitals sei gleich 60 Quarters, der Arbei
lohn für 60 Arbeiter betrage gleichfalls 60 Quarters, die bei einer Me
wertrate von 100 Prozent Mehrwert im Werte von 60 Quarters pro
zieren. Es ist also der Wert von 2 Quarters das Produkt eines Arbei
tags. Nun produziere aber der Pächter, statt sein konstantes Kapital
kaufen, dieses selber. Er liefert sich also jetzt selbst seinen Samen, se
Ackerbaugeräte usw. Zu dieser Produktion brauche er konstantes Kapi
im Werte von 20 Quarters, ferner zum selben Betrag variables Kapi
um 20 Arbeiter anwenden zu können. Seine Kapitalauslage für H
stellung seiner Produktionsmittel ist also gleich 40 Quarters; der We
des Produktes bleibt natürlich 60 Quarters, wie früher; aber sein K
preis ist 40. Früher hatten wir also zwei Kapitale. Das eine Kapital liefe
das konstante Kapital für den Pächter und hatte folgende Zusammensetzu
20 c + 20 v + 20 m = 60.

Ferner das Kapital des Pächters: 60 c + 60 v + 60 m = 180.

Jetzt produziert der Pächter sein konstantes Kapital selbst. Sein Kapi
zeigt nun folgende Zusammensetzung: 20 c + (20 + 60) v + (60 + 20) m = 1

Das Gesamtprodukt und sein Wert ist derselbe geblieben; ebenso
Rate des Mehrwerts. Das v o r g e s c h o s s e n e Kapital ist gefallen v
120 auf 100 Quarters. Die P r o f i t r a t e ist gestiegen von 50 Proz
auf 80 Prozent. Der Profit selbst beträgt jetzt 80 Quarters, während
früher 60 betrug, ist also um 20 Quarters gestiegen, in demselben M
wie die Summe (nicht Rate) des Mehrwerts.[1]

Man sieht, Marx nimmt hier das Steigen des Profits durch die Ko
bination zunächst als etwas Selbstverständliches. Dann aber wird er
denklich und geht näher auf das Problem ein. Er sagt:

> Übrigens ist diese ganze Variation in der Profitrate nur scheinbar und
> eine Übertragung von einem Rechnungsbuch in das andere. Kapital I (der Päch
> hat statt 60 Quarters 80 Profit, das heißt 20 Quarters Profit mehr; das ist a
> gerade der Profit, den früher der Produzent des konstanten Kapitals machte,
> den er jetzt verloren hat, weil Kapital I, statt sein konstantes Kapital zu kau
> es selbst produziert, also statt den Mehrwert von 20 Quarters (= 10 Arbeitstag
> den jener Produzent aus den von ihm beschäftigten Arbeitern zog, diesem zu zah
> ihn selbst einsteckt.
>
> Nach wie vor entfallen auf die 180 Quarters 80 Quarters Profit, nur daß
> früher zwischen zwei Personen verteilt waren. Die Profitrate scheint grö
> weil Kapital I früher die 60 Quarters nur als konstantes Kapital betrachtete,
> sie für ihn waren, also nicht den Profit beachtete, den der Produzent des k
> stanten Kapitals bezog. Die Profitrate ist so wenig verändert wie der Mehrw
> oder wie irgend eine Produktionsbedingung, die Produktivität der Arbeit ein
> schlossen. Früher war das von dem Produzenten des konstanten Kapitals a
> gelegte Kapital = 40 Quarters (= 20 Arbeitstagen), das vom Kapital I ausgel
> variable Kapital = 60 Quarters (= 30 Arbeitstagen), zusammen = 100 Quar
> (= 50 Arbeitstagen), und der Profit 20 Quatres für den ersten, 60 für den ande
> also = 80 Quarters (= 40 Arbeitstagen). Das ganze Produkt von 90 Arbeitsta
> (= 180 Quarters) lieferte 80 Quarters Profit zu 100 Quarters in Arbeitslohn
> I und II und konstantem Kapital von II ausgelegten Wert.
>
> Für die Gesellschaft ist hier nach wie vor die aus dem Profit stammen
> Revenue konstant geblieben, ditto das Verhältnis von Mehrwert und Arbeitsl

[1] „Theorien", III, S. 258 ff.

Der Unterschied kommt daher, daß, wenn der Kapitalist als Käufer in den Warenmarkt tritt, er einfacher Warenbesitzer ist; er hat den ganzen Wert der Ware, die ganze in ihr enthaltene Arbeitszeit zu zahlen, gleichgültig in welchen Proportionen Kapitalist und Arbeiter an den Früchten dieser Arbeitszeit teilgenommen haben oder teilnehmen. Tritt er dagegen als Käufer in den Arbeitsmarkt, so kauft er in der Tat mehr Arbeit als er zahlt. Wenn er also, statt sein Rohmaterial und Maschinen zu kaufen, sie ebenfalls selbst produziert, so eignet er sich selbst die Mehrarbeit an, die er sonst dem Verkäufer von Rohmaterial und Maschinen zu zahlen hätte.[1]

Für den einzelnen Kapitalisten — nicht für die Profitrate — ist dies allerdings ein Unterschied, ob er einen Profit selbst macht oder ihn einem anderen zahlt. (Bei Berechnung der Verminderung der Profitrate durch das Wachsen des konstanten Kapitals wird deshalb immer der Durchschnitt der Gesellschaft genommen; das heißt die Gesamtmasse, die die Gesellschaft in einem gegebenen Augenblick als konstantes Kapital anwendet, und das Verhältnis dieser Masse zur Masse des direkt in Arbeitslohn angelegten Kapitals.) Indes selten bestimmt dieser Gesichtspunkt und kann bestimmen selbst den einzelnen Kapitalisten, bei solchen Kombinationen, wie sie zum Beispiel vorkommen, wenn der Kapitalist zugleich spinnt und webt, selbst die Ziegelsteine brennen läßt usw. Was hier bestimmt, ist die wirkliche Ersparung in den Produktionskosten durch Zeitersparung im Transport, Ersparung in Gebäulichkeiten, Heizung, bewegender Kraft usw., größere Kontrolle über die Qualität des Rohmaterials usw. Wollte er selbst seine Maschinen bauen, die er braucht, so fabrizierte er wie der kleine Produzent, der für eigenen Bedarf oder den persönlichen Bedarf einiger Kunden arbeitet, auf kleiner Stufenleiter, und die Maschine kostet ihn mehr, als wenn er sie bei dem Maschinenbauer kauft, der für den Markt arbeitet. Aber wollte er gleichzeitig spinnen, weben und Maschinen nicht nur für sich, sondern für den Markt bauen, so brauchte er größeres Kapital, das er wahrscheinlich vorteilhafter (Teilung der Arbeit) in sein eigenes Geschäft steckte. Es kann das nur ein Gesichtspunkt sein, wo er für sich selbst einen hinreichenden Markt bildet, um so das konstante Kapital selbst auf vorteilhafter Stufenleiter produzieren zu können. Seine eigene Nachfrage muß dafür groß genug sein. In diesem Falle, selbst wenn seine Arbeit unproduktiver ist als die der eigentlichen Produzenten des konstanten Kapitals, eignet er sich einen Teil der Mehrarbeit an, die er sonst einem anderen Kapitalisten zu zahlen hätte. Wir sehen, dies hat nichts mit der Profitrate zu tun.[2]

Wir haben diese Ausführungen von Marx nicht nur deswegen so ausführlich wiedergegeben, um ihren Zusammenhang nicht zu zerstören, sondern auch weil sie einen großen Seltenheitswert haben: sie sind nämlich unrichtig. Es ist offenbar, daß sie keine Lösung, sondern eine Umgehung des Problems enthalten. Gewiß, die Masse des Profits wird nicht geändert und für die Gesellschaft ist die aus dem Profit stammende Revenue konstant geblieben. Aber uns kommt es auf die Profitrate an, die für den einzelnen Unternehmer das Entscheidende ist, und die ist durch die Kombination eine andere

---

[1] Dazu macht Marx folgende Anmerkung: Die Kombination, wo ein Fabrikant einen Teil seines früheren konstanten Kapitals selbst produziert oder dem Rohprodukt, das früher als konstantes Kapital aus seiner Produktionssphäre in eine zweite trat, jetzt selbst die zweite Form gibt, läuft immer nur auf eine Konzentration von Profiten hinaus. Als Beispiel der ersten Art haben wir die Verbindung von Spinnerei und Weberei; als eines der zweiten die Minenbesitzer von Birmingham, die den ganzen Prozeß der Eisenbereitung übernehmen, der sich früher an verschiedene Unternehmer und Besitzer verteilte.

[2] Ebenda, S. 261 ff.

geworden. Das gibt ja Marx auch selbst zu, wenn er die Kombination auf ei „Konzentration von Profiten“ hinauslaufen läßt. Die Berufung auf die Gese schaft nützt dabei nichts. Denn wäre die Kombination als allgemein durc geführt gedacht, so wäre eben die Auslage an Kapital um die Summe d Profite auf das konstante Kapital der Gesellschaft ebenso verringert, wie unserem Beispiel der Pächter bei der Auslage seines Kapitals den Pro auf die früher gekauften und nun selbst produzierten Ackergeräte erspa Die Kombination hätte also zur Folge ein Steigen der Profitrate, d längst trotz der Marxschen Gegengründe die Kombination weit über das e reichte Maß hätte hinaustreiben müssen.

In Wirklichkeit aber ist die Behauptung, daß durch die Kombinatic also durch eigene Produktion des konstanten Kapitals der Profit erhö werde, falsch und der anscheinend unwiderlegliche mathematische Schl ein Trugschluß. Gerade das Marxsche Beispiel führt mit Leichtigkeit z Aufdeckung der falschen Voraussetzung. Marx läßt einen Pächter Getrei produzieren und gleichzeitig sein konstantes Kapital. Nehmen wir a dessen Repräsentanten die Ackergeräte. Das konstante Kapital, aus dem i Ackergeräte fabriziert werden sollen, bestehe aus Holz und Eisen, aus de Pflüge, Eggen, Sensen usw. gemacht werden. Dazu genügen der Vorau setzung nach 20 Arbeiter oder 20 Arbeitstage. Der Pächter hat aber 80 A beiter oder 80 Arbeitstage zur Verfügung. Es ist klar, daß der Rest v 60 Arbeitern erst arbeiten kann, wenn die Ackergeräte fertig sind. Gesetzt d Fall, die Herstellung der Ackergeräte dauere ein Jahr; dann wird währe dieses Jahres ein Kapital fungieren von 20 c + 20 v. Am Ende des Jah wird das Produkt einen Wert von 60 haben, und ebenso wird auch der P duktionspreis gleich 60 sein, wenn wir eine allgemeine Profitrate v 50 Prozent annehmen. Mit diesen Ackergeräten im Werte von 60 begin dann im zweiten Jahre die Produktion des Getreides, und als 60, nicht a 40, muß auch der Pächter sein konstantes Kapital für die Getreideprodukti in Rechnung stellen, ganz gleich, ob er es gekauft oder selbst produzi hat. Der Fehler der Rechnung rührt also daher, daß die Umschlag zeit des Kapitals nicht berücksichtigt worden ist, auf die r Profit berechnet werden muß. Die Gleichzeitigkeit der Produktion ist blo Schein. In Wirklichkeit beginnt die Produktion des Fertigproduktes, co auch der Umschlag des dazu notwendigen Kapitals, erst, wenn die U schlagszeit des in der Produktion des Rohmaterials usw. verwandten Ka tals vorüber ist; für diese Zeit muß sich aber der Kapitalist den gleich Profit anrechnen, den jener Kapitalist realisiert, der dieses Rohmateri allein produziert und dann verkauft. Um zu unserem ersten Beispiel zur zukehren. Beträgt die Produktionszeit der Kohle ein Jahr und die allgeme Profitrate 20 Prozent, so hat die Kohle zu Beginn des zweiten Jah — und früher steht sie zur Eisenbereitung nicht zur Verfügung — den Pr von 600 000 Mark und nicht von 500 000 Mark, muß also ebenso in Kapitalauslagenrechnung gestellt werden, als wäre sie gekauft.

Es ist also nicht richtig, daß die Kombination unmittelbar und an Erhöhung der Profitrate über den Durchschnittsprofit bedeutet. Diese höhung kann also auch nicht als Motiv für die Kapitalisten, die Produkt zu kombinieren, in Betracht kommen. Nun ist aber das rasche Fortschre der Kombination gerade eines der charakteristischen Merkmale der jüng

onzentrationsvorgänge, und in der Tat lassen sich eine große Reihe Ur-
chen finden, die zur Kombination drängen. Diese Ursachen sind teils tech-
ischer, teils ökonomischer Natur. Die technischen Ursachen hat Marx in dem
ngeführten Zitat bereits gekennzeichnet, und sie gewinnen noch an Wirk-
mkeit, je entwickelter der Stand der Technik und die Stufenleiter der Pro-
uktion ist. Das großartigste Beispiel für Erzielung technischer Fortschritte
urch die Kombination bietet vielleicht die moderne Großeisenindustrie in
er Ausnutzung der früher nutzlos entweichenden Hochofengase als Kraft-
uelle für die Maschinerie in der Weiterverarbeitung. Zugleich vermindern
ch mit zunehmender Konzentration und wachsender Stufenleiter der Pro-
uktion jene Hindernisse der Kombination, die Marx bereits angeführt hat.

Zu den technischen Antrieben kommen ökonomische, die aus bestimmten
pitalistischen Konkurrenzerscheinungen folgen. Die wichtigsten seien hier
urz angeführt.[1] Während der Prosperität findet die Ausdehnung der Pro-
uktion dort am rascheseten statt, wo die Kapitalien verhältnismäßig gering
nd, die Produktionserweiterung rasch und an vielen Punkten zugleich vor sich
ehen kann. Diese rasche Steigerung der Produktion wirkt bis zu einem
ewissen Grade der Steigerung der Preise entgegen. Das ist im allge-
einen der Fall in einem großen Teile der Industrie der Fertigfabrikate.
agegen kann die Produktionserweiterung in der extraktiven Industrie
icht ebenso rasch vorangehen. Die Fertigstellung eines neuen Schachtes, die
nlegung von Hochöfen braucht relativ lange Zeit. (Nach Heymann, Das
eutsche Großeisengewerbe, dauert im Ruhrrevier eine Zechenanlage fünf
is sieben Jahre.) In der Hochkonjunktur wächst so die Nachfrage der Fertig-
dustrie rascher als die Produktion der extraktiven Industrien. Infolge-
essen steigen die Preise des Rohmaterials rascher als die der Fertigfabrikate.
n der extraktiven Industrie steigt so die Profitrate auf Kosten der weiter-
erarbeitenden Industrie, und diese kann zudem noch durch Rohmaterial-
angel an der Ausnützung der Konjunktur verhindert werden. Umgekehrt
der Depression. Der Abfluß und die Produktionseinschränkung ist, freie
onkurrenz vorausgesetzt, in den Zweigen, die das Rohmaterial liefern,
hwieriger und verlustreicher als in der Sphäre der Fertigfabrikation. In
ner bleibt daher die Profitrate länger unter ihrem Durchschnitt. Dieser
nterschied in den Profitraten wird überwunden durch die Kombination,
rch die Vereinigung der extraktiven mit der weiterverarbeitenden Industrie.
er Anstoß zur Kombination wird je nach der Phase der Konjunktur ver-
hieden sein. In Prosperitätszeiten werden die weiterverarbeitenden Werke
h Rohstoffwerke anzugliedern suchen, in der Depression umgekehrt. Im
lgemeinen besteht die Tendenz, daß das jeweils mit geringerer Profitrate
beitende Unternehmen sich das rentablere anzugliedern sucht.

Zugleich erklärt sich daraus, daß in den sogenannten schweren Industrien
it ihren großen Massen fixen Kapitals, auf die die Konjunkturunterschiede
el bedeutender einwirken, die Kombination eine viel größere Rolle spielt
s etwa in der Textilindustrie. Die Kombination zwischen Spinnerei und
eberei ist gewiß häufig, aber hier verdrängt das kombinierte Werk längst
cht so unaufhaltsam das reine Werk, wie es etwa in der Eisenindustrie der
all ist.

[1] Näheres darüber in meinem „Finanzkapital". 11. Kapitel: Hindernisse in der
sgleichung der Profitrate und ihre Überwindung. S. 220 ff.

Die stärkere Kombination in der schweren Industrie hängt auch zu-
sammen mit der zweiten ökonomischen Hauptursache des Fortschreitens de
Kombination, mit der zunehmenden Kartellierung und Vertrustung. Di
Monopolisierung eines Industriezweigs bedeutet für diesen Erhöhung de
Profits über den Durchschnitt. Auch diese Ungleichheit der Profitrate füh
zur Kombination. Auch hier kann der Anstoß ausgehen entweder von de
nicht der kartellierten Industriesphäre angehörenden Werk, das sich von de
Kartell unabhängig machen will; so zum Beispiel wenn ein Eisenwerk s
eine Zeche angliedert und damit vom Kohlensyndikat ökonomisch unabhäng
wird. Oder eine dem Kartell angehörende Kohlenzeche gliedert sich Eis
werke an, weil es billigere Produktionsbedingungen als das reine Eis
werk besitzt und daher diesem im Konkurrenzkampf überlegen ist.[1]

Vor allem aber schließt die Kartellierung eine Tendenz in sich, d
Kombination dadurch gewaltig auszudehnen, daß es sich nicht mehr bl
um die Kombination einzelner Unternehmungen, sondern um die gan
kartellierter oder vertrusteter Industriezweige handelt. Zu den angeführt
Ursachen tritt hier noch das jedem kapitalistischen Monopol innewohne
Streben hinzu, das ökonomische Monopol durch ein natürliches unzerstö
bar zu machen. Zu natürlichen Monopolen können aber nur die extra
tiven Industrieen werden; auf der einen Seite wächst damit deren öko
mische Macht, sich die weiterverarbeitenden Industrien anzugliedern, währ
andererseits die Vereinigung mit den über natürliche Monopole verfügen
Rohstoffindustrien den Kartellen und Trusts der Weiterverarbeitung erst
Festigkeit gibt, die aus dem ökonomischen Monopol allein noch nicht hervorg

Schließlich bedeutet die Kombination eine Ersparung von Zirkul
tionskosten. Die früher notwendigen Handelsoperationen kommen in We
fall. Damit entfällt auch der Handels- (kommerzielle) Profit. Soweit di
eintritt, bedeutet die Kombination — das ist aber auch der einzige Fall —
unmittelbar und an sich Erhöhung der Profitrate gegenüber der Profitra
des reinen Wertes. Denn da der Handelsprofit nur ein Teil des Gesa
profits ist, so bedeutet allgemein seine Ausschaltung Erhöhung des in
dustriellen Profits.

Sind so eine Reihe technischer und ökonomischer Ursachen vorhanden, di
uns die rasche und andauernde Ausdehnung der Kombination in der jünge
Phase der kapitalistischen Produktionsweise erklären, so muß zur Vervoll
ständigung noch kurz darauf hingewiesen werden, daß die Durchsetzung die
Tendenzen bewußt gefördert wird durch das Bankkapital und den wach
den Einfluß, den es auf den Gang der industriellen Entwicklung nimm

[1] Diese Wirkung der Kartellierung auf die Kombination ist eine offenkund
und unmittelbare. So heißt es in einer Korrespondenz über die Siegerlän
Montanindustrie im „Berliner Tageblatt" vom 30. Mai 1911: „Kommt ein (Ro
eisen-)Syndikat zustande und müssen die weiterverarbeitenden Werke ohne eig
Hochofenwerk wieder ihren Roheisenbedarf zu höheren Preisen kaufen, so i
wahrscheinlich auch für das Siegerland die Zeit der Verschmelzung mit wei
verarbeitenden Werken kommen. Die anerkannt gut eingerichteten Siegerlä
Walzengießereien, die sich eines vorzüglichen Rufes im In- und Ausland für d
Herstellung der Siegerländer Spezialität in Walzen erfreuen und einen grö
Bedarf in Walzengußeisen haben, besitzen noch keine Hochöfen, so daß es nicht
raschen würde, wenn sich diese Werke den Hochöfen zur Deckung des eigenen B
darfes an Eisen angliederten."

Marx hat im „Kapital" die Kombination nicht ausführlich behandelt, a die Analyse der Konkurrenzerscheinungen außerhalb des Planes seines auptwerkes lag. Es ist unnötig, zu sagen, daß er selbst die aus der Theorie" zitierte Stelle sicher nicht in dieser Form veröffentlicht hätte, da : nach den Entwicklungen des dritten Bandes des „Kapital" über die Ge- tze der Profitrate und den Einfluß der Umschlagszeit die Unmöglichkeit er Behauptung, die Kombination bedeute an sich eine Erhöhung der 'rofitrate, auf den ersten Blick erkennen mußte. Psychologisch ist allerdings er Irrtum, den das Manuskript enthält, außerordentlich leicht verständlich. Narx hat gar nicht das Problem der Kombination im Auge; was ihn be- häftigt, sind die Bemühungen Mills, den Satz Ricardos über das Ver- ältnis von Profit und Arbeitslohn zu erweisen. Sobald sich ihm ergibt, aß auch an dem ihm zufällig aufstoßenden und nur zu diesem Zwecke ntersuchten Beispiel einer Kombination Mills Beweisführung mißlingt, t das Interesse erschöpft. Für den Zweck, den er verfolgt, war das nebenbei ch scheinbar ergebende Resultat, die Kombination sei eine Konzentrierung on Profiten, belanglos. Es beweist dies zugleich, wie das richtige Resultat issenschaftlicher Forschung abhängt nicht nur von den logischen Schlüssen us den Prämissen, sondern daß in Wirklichkeit der Forscher das Resultat lbst schon instinktiv erfaßt haben muß, um danach suchen zu können. For- hungsergebnisse und Voraussetzungen stehen eben nicht nur in formal gischem Zusammenhang; vielmehr ist es in der Mehrzahl der Fälle das rgebnis, von dem man zu den richtigen Voraussetzungen gelangt, wobei reilich in dem Prozeß des Erkennens die Voraussetzungen wieder ändernd nd bestimmend auf das Ergebnis rückwirken werden.

Die große chinesische Revolution.

Von **Michel Pawlowitsch.**

(Schluß.)

III. Der soziale Charakter der chinesischen Revolution.[1]

. Die Rolle der chinesischen Bourgeoisie in der Revolution. Der Eisenbahnkrieg.

Welchen sozialen Charakter trägt die chinesische Revolution, welche Schichten und Klassen der Bevölkerung spielen in ihr die erste Rolle, welche Gebiete bilden das Zentrum und die Operationsbasis der siegreichen Be- vegung? Die hervorragende Anteilnahme Sun-Yat-Sens[2] am Aufstand on 1907, seine sensationelle Rede auf dem von chinesischen Studenten zu Tokio veranstalteten Meeting, die sozialen Ansichten über die Zukunft des

[1] Der Charakter des chinesischen Gemeinwesens und die Rolle, welche die Eisen- ahnen bei seiner Revolutionierung spielen werden, wurden in der „Neuen Zeit" chon im Jahre 1886 erörtert in der Artikelserie Kautskys über „Die chinesischen Eisenbahnen und das europäische Proletariat".

[2] Da Dr. Sun-Yat-Sen jetzt eine auch in Europa berühmte Persönlichkeit eworden ist, folgen wir in der Schreibung seines Namens dem allgemeinen Brauch er deutschen Presse. In dem Artikel „Die revolutionäre Bewegung und die poli- ischen Parteien im heutigen China" („Neue Zeit", XXIX, 2) lautet der Name Suen-Yi-Sien. Da sich die Laute der chinesischen Sprache in unseren Schrift- eichen überhaupt nur sehr unvollkommen wiedergeben lassen, schwankt die Recht- chreibung, besonders in den verschiedenen Sprachen Europas, sehr stark. (Anmerk. d. Red.)

chinesischen Kapitalismus und des chinesischen Gemeinwesens, die er da-
mals kundgab, seine energische Propagandistentätigkeit im Laufe der letzte
Jahre im Ausland, vor allem in Amerika — das alles führte erstens daz
daß viele europäische Preßorgane bei den ersten Nachrichten von den E
eignissen in China Sun-Yat-Sen als das Haupt der revolutionären B
wegung hinstellten, und zweitens dazu, daß sich in einigen Kreisen eine u
richtige Vorstellung über den sozialen Charakter dieser Bewegung bildet
Vor allem sei erwähnt, daß Sun-Yat-Sen selbst in seiner Agitation i
Laufe der letzten Zeit die Frage, wie sich der Kapitalismus in China en
wickeln werde usw., nie berührte, sondern vor allem auf die politische un
nationale Seite seines Programms Nachdruck legte, auf die Notwendigkei
die Dynastie zu stürzen, umfassende demokratische Reformen durchzuführe
die alten Standesprivilegien abzuschaffen, die allgemeine Schulpflicht un
das allgemeine Wahlrecht für beide Geschlechter einzuführen usw., zu gleich
Zeit aber die Idee des Zweikammersystems, wie es in Europa und Ameri
besteht, und die Notwendigkeit einer starken, nach europäischem Must
reorganisierten Armee verfocht. Die Ansichten einer Reihe anderer an
gesehener chinesischer Revolutionäre legen Zeugnis davon ab, daß wir e
hier mit den Vertretern einer mächtigen demokratischen Bewegung zu tu
haben, der es beschieden ist, das ganze Leben des Reiches der Mitte vo
Grund auf umzugestalten und in entschiedener Weise auf die Geschic
Asiens und indirekt auch auf die übrigen Kontinente einzuwirken — jedoc
betonen wir, mit den Vertretern einer demokratischen Bewegung un
nichts weiter. Zu gleicher Zeit muß erwähnt werden, daß unter dem Ei
fluß einer eingehenderen Bekanntschaft mit den wirtschaftlichen Lehre
Europas, des Aufenthalts in den Vereinigten Staaten, des Meinung
austausches mit Europäern usw. viele Chinesen ihre Ansichten über de
Sozialismus gewechselt haben, die noch vor kurzem gleich den russisch
Narodniki (Volkstümlern) und den indischen Sozialisten und doch vo
kommen unabhängig von den einen wie von den anderen zu beweise
suchten, die sozialistische Gesellschaftsordnung könne i
China rascher und leichter eingeführt werden als i
einem zivilisierten Lande. Die Chinesen lernten einsehen, da
dieselben Utopien einst auch die russische Intelligenz beherrscht hätten, da
sie nichts Originelles, Selbständiges enthielten und daß China gleich jede
anderen Lande erst die Phase des Kapitalismus und der Fabrikindustr
durchmachen müßte. Noch mehr, der Theoretiker des chinesischen Narodn-
tschestwo (Volkstümelei) Sun-Yat-Sen überspannte den Bogen allzuse
nach der anderen Seite mit seinen weitläufigen Theorien von der No
wendigkeit der Heranziehung europäischen und amerikanischen Kapita
nach China zur Entwicklung seiner nationalen Industrie und sein
Handels, der Einführung des Schutzsystems, mit dessen Hilfe Chi
seine junge Industrie gegen die europäische Konkurrenz verteidigen wür
usw. Der asiatische Sozialismus,[1] der noch vor kurzem so zahlreiche A-
hänger in Rußland hatte, stirbt auch in China dahin. Wir wollen hoffe,
daß auch hier, wie das in Rußland bereits eingetreten ist, der asiatisc
Sozialismus vom europäischen abgelöst werden wird.

[1] Eine Charakteristik dieses asiatischen Sozialismus siehe in meinem Artil
in der „Neuen Zeit" vom 21. April 1911.

Das erste, was uns beim Studium des Charakters der chinesischen Revolution ins Auge fällt, ist jene außergewöhnliche Sympathie, [w]ie die chinesische Bourgeoisie der Befreiungsbewe[g]ung entgegenbrachte. Wir haben bereits hervorgehoben, mit [w]elcher Tatkraft die besitzenden Klassen der städtischen Bevölkerung, von [d]er gesamten Nation unterstützt, die berühmte Petitionskampagne des [J]ahres 1910 durchzuführen wußten, in der die sofortige Einberufung des [P]arlamentes gefordert wurde. Die Bourgeoisie begnügt sich jedoch nicht [m]it dieser rein moralischen Förderung, sondern kam der Bewegung auch in [m]aterieller Beziehung in der großartigsten Weise zu Hilfe. Alle reichen [C]hinesen, alle „Compradore" Hongkongs, alle Nabobs Singapurs und der [M]alaiischen Halbinsel, alle Bankiers auf Java und in San Franzisko spen[d]eten große Geldsummen für die revolutionären Zwecke. Als sich in London [e]ine Anleihe von 5 Millionen Rubel zur Bestreitung einiger militärischer [A]usgaben der Revolution als nötig erwies, wurde die Summe sofort von [e]iner chinesischen Bank, drei Reismühlenbesitzern in Bangkok, einigen Kauf[l]euten von Singapur und drei Bergwerksbesitzern auf den malaiischen Inseln [g]arantiert. Die Behauptung einiger europäischer Korrespondenten, die re[v]olutionäre Armee habe bei Einleitung der augenblicklichen kriegerischen [O]perationen über einen Fonds von 15 Millionen Dollar verfügt, dürfte [w]ohl nicht übertrieben sein. Eine interessante Einzelheit: Als im April [d]es vergangenen Jahres der Gouverneur von Kanton eine Geheimgesell[s]chaft entdeckte, die einen Aufstand für die allernächste Zukunft vorbereitete, [g]elang es dem Schatzmeister der Organisation, Wan Schen, seine Genossen, [t]rotz den sehr gewichtigen Gegenargumenten einiger unter diesen, zur so[f]ortigen Proklamierung des Aufstandes zu bewegen unter Hinweis darauf, [d]aß ein Verzug das Prestige der revolutionären Organisationen in den [A]ugen der sie unterstützenden Bourgeoisie herabmindern könne. Als der[s]elbe Wan Schen, der in den Kämpfen des Aufstandes einen Arm einbüßte, nach Hongkong kam, trug die Kaufmannschaft der Stadt kein Bedenken, ihn öffentlich durch ein Diner zu ehren, an dem über tausend Kaufleute teilnahmen. Fügen wir noch zur Illustrierung des allgemein-nationalen Charakters der augenblicklichen Revolution hinzu, daß, als Wan Schen nach dem Scheitern des Aufstandes schwer verwundet mit der Millionen enthaltenden Revolutionskasse bei armen Bauern Zuflucht suchte, diese, wiewohl sie wußten, daß auf seinen Kopf ein Preis von 100 000 Dollar gesetzt war, ihn nicht nur nicht auslieferten, sondern ihm sogar ein sicheres Versteck boten und ihn dann unter eigener Lebensgefahr auf einer Dschunke an den ihm auflauernden Kanonenbooten der Regierung vorbeibrachten.

Die Kampfesstimmung der besitzenden Klassen Chinas und ihre Bereitschaft, bis zum Aufstand, der Revolution und selbst zum Sturze der Dynastie zu schreiten, kam mit besonderer Schärfe in der „Eisenbahnfrage" zum Ausdruck, diesem letzten Tropfen, der die Schale der Geduld der chinesischen Bourgeoisie zum Überfließen brachte und sie zu den Waffen greifen ließ. Das kurz vor der Revolution erschienene grundlegende Werk des französischen Ingenieurs Laboulaye[1] zeigt uns, welche Rolle die Eisenbahnfrage in der äußeren Politik des chinesischen Reiches gespielt hat: wir erfahren da, wie die europäischen Regierungen, die sich noch vor kurzem um die

[1] Les Chemins de Fer de Chine. Paris 1911.

Durchführung der einen oder der anderen Linie in China gestritten hatten (was der chinesischen Regierung die Möglichkeit gab, Eisenbahnanleihen zu sehr günstigen Bedingungen abzuschließen), auf den geschickten Gedanken kamen, miteinander Frieden zu machen und ein Konsortium zur Beseitigung der Konkurrenz unter den einzelnen Finanzgruppen zu gründen, um so die Ausbeutung Chinas ergiebiger zu gestalten. Auf diese Weise bildete sich unter Mitwirkung der verschiedenen Regierungen ein englisch-deutsch-französisches Konsortium zum Bau von Eisenbahnen in China, das die nötige Macht besaß, der chinesischen Regierung seinen Willen zu diktieren. Im großen ganzen hat China bis zum laufenden Jahre im Ausland für 813 000 000 Franken Eisenbahnanleihen abgeschlossen; die Einlösung des gesamten Schienennetzes (11 500 Kilometer, die mandschurischen Eisenbahnen inbegriffen) würde dem Lande auf 1 407 000 000 Franken zu stehen kommen.

Im vorliegenden Falle interessiert uns aber nicht diese Seite der Frage, das Übereinkommen unter den europäischen Regierungen und das internationale Konsortium zur Plünderung Chinas, worauf Laboulaye so freudig hinweist, als den endlichen Anfang eines einmütigen Zusammenwirkens der verschiedenen europäischen Finanzgesellschaften — uns interessieren vielmehr die Wirkungen, die der neue organisierte Ansturm des internationalen Kapitals auf den Verlauf des Zwiespaltes zwischen der oppositionellen Bourgeoisie und der Regierung hatte, und inwiefern er zur Beschleunigung der revolutionären Explosion beitrug, die mit elementarer Gewalt die Fundamente des alten Regimes hinwegzufegen drohte.

Noch vor etwa fünfzig Jahren wollten die abergläubischen Chinesen nichts von Eisenbahnen wissen, diesem Werkzeug der Hölle, denn sie störten mit ihrem Gerassel und Pfeifen die Seelen der sanft ruhenden Toten und verscheuchten die guten „Fong Schui", diese geheimnisvollen Geister, die dort, wo sie weilen, Glück und Segen verbreiten. Die Macht dieses Aberglaubens war so groß, daß, als im Jahre 1876 die Engländer eine kleine Eisenbahnlinie (18 Kilometer) von Schanghai bis Wusung erbauten, die Regierung unter dem Drucke der erregten Bevölkerung die Eisenbahn ankaufen und vollständig zerstören mußte. Seitdem hat sich vieles in der Weltanschauung der Chinesen geändert. Wie bekannt, gerieten, dank der empörenden Nachlässigkeit der chinesischen Regierung, die einst grandios angelegten Verkehrswege im Laufe des vergangenen Jahrhunderts in den Zustand vollkommener Unbrauchbarkeit. Indes die unaufhaltsame Zunahme von Industrie und Handel, die Belebung des Verkehrs zwischen den einzelnen Provinzen des Reiches und nicht zuletzt auch die fatale Notwendigkeit, die Grenzen gegen Überfälle von außen her zu schützen, wiesen alle denkenden Chinesen auf die gewaltige Rolle hin, die die Eisenbahnen in der ökonomischen, politischen und militärischen Wiedergeburt des Reiches zu spielen berufen waren. Andererseits aber hatten die Geschichte der russischen Eisenbahnkonzession in der Mandschurei, die fast zur völligen Besitzergreifung dieser Provinz führte, der blutige Krieg, der als Folge dieser Konzession zwischen Rußland und Japan ausbrach, den Chinesen die Idee nahe gelegt, daß jede auf ihrem Territorium von Ausländern erbaute Eisenbahn das Vorspiel eines feindlichen Überfalls, einer Okkupation oder ähnliches bilde. S

det und entwickelt sich eine starke nationale Bewegung, deren Führung Bourgeoisie und die Studentenschaft übernehmen und die sich als Ziel zt, sämtliche im Lande bereits bestehenden und Ausländern gehörenden senbahnen anzukaufen und neue mit chinesischen Mitteln und Kapitalien erbauen. Unter dem Drucke dieser Bewegung muß die Regierung im nuar 1909 die Linie Peking-Hankau (1271 Kilometer) von der französisch-lgischen Gesellschaft kaufen, wofür 5 Millionen Pfund Sterling entrichtet rden. Noch vorher, im Jahre 1906, beginnt die Regierung ausschließlich it chinesischen Ingenieuren und Arbeitern, ohne zu einer Auslandsanleihe flucht zu nehmen, die Linie Peking-Kalgan (200 Kilometer) zu erbauen.

Indes war die Eisenbahnpolitik der Regierung matt und unschlüssig. ige wich sie vor der leisesten Drohung fremdländischer Diplomaten zurück. as versetzte das ganze Land in Unwillen und Empörung. Im Jahre 1907 hebt sich die Bevölkerung der beiden Provinzen Tsche-kiang und Kiang-si e ein Mann und fordert die Annullierung des Vertrags mit der British d Chinese Corporation, wonach dieser die Erbauung der Linie Schanghai-ngtschau-Ningpo übertragen wird. Eine Petition wird eingereicht mit r Erklärung, die beiden Provinzen seien bereit, die nötigen Geldmittel bst aufzubringen. In allen Städten finden Meetings statt und zirkulieren sten zur Zeichnung von Beiträgen. In dem kleinen Städtchen Siao-Schan lein werden an 200 000 Taels aufgebracht. In Ningpo zeichnen drei reiche ndelshäuser 10 Millionen Taels. Schauspieler, Bonzen, Soldaten senden elegramme an die Zentralbehörden, sie verzichteten auf einen Teil ihrer ehälter, nur um die Zahl der Volksaktien jener Linie zu erhöhen. Wie der orrespondent des „Temps“ berichtet, beruft in Hang-Tschau eine stadtbe-nnte Café-Chantan-Sängerin alle Prostituierten der Stadt zu einer Sitzung n und sammelt 20 000 Dollar. Auf diese Weise wird in den beiden Pro-nzen die kolossale Summe von 100 Millionen Franken aufgebracht. Darauf ird eine Delegation nach Peking abgesandt, die eine unzählige Menge zur ahn geleitet. Fünf Aktionäre der künftigen nationalen Eisenbahn erklären, ch Peking reisen zu wollen, um im Hause des englischen Gesandten ihrem ben ein Ende zu machen zum Protest gegen die Handlungsweise Groß-itanniens. Als aber trotz alledem der Wai-Wu-Pu (das Ministerium des ußern) den Vertrag mit der englischen Gesellschaft bestätigt, erreicht die rzweiflung der Bevölkerung ihren Gipfelpunkt. Ein Ingenieur, namens Tang-in, weigert sich zum Zeichen des Protestes, Speise zu sich zu nehmen, und rbt Hungers. Ein Schüler der Eisenbahnschule zu Tsche-kiang stirbt vor ram, als die Nachricht von der Bestätigung des Vertrags eintrifft. Die ge-mte Einwohnerschaft der Stadt gibt ihm das letzte Geleite, und auf dem rabe spielen sich herzzerreißende Szenen ab. Das Denkmal auf dem Ahnen-ab des Vizepräsidenten des Wai-Wu-Pu wird zerstört, seine eigene Familie ließt ihn aus ihrer Mitte aus. Erst nach zwei Monaten tiefer Erregung, rmender Meetings, einer Reihe von Selbstmorden usw. tritt eine schein-re Beruhigung ein, und das Leben tritt in normale Bahnen. Infolge der tschiedenen Drohungen der britischen Gesandtschaft weigert sich die Regie-ng, den Vertrag mit der englischen Gesellschaft für ungültig zu erklären.

Aber diese Bewegung war nur der Vorbote ernsterer Ereignisse, die äter in Verbindung mit der Eisenbahnfrage eintreten sollten. Wie be-nnt, erwirkte die Bevölkerung der Gebiete Se-Tschuan und Hu-Nan von

der Regierung die Genehmigung zum Bau einer Eisenbahnlinie zwisch
Kanton und Hankau aus eigenen Mitteln, ohne Anteilnahme ausländisch
Kapitals. Dieser Erfolg wurde mit großem Jubel aufgenommen. Es g
langten Eisenbahnaktien im Betrage von 10 Millionen Taels zur Emissi
die von mehr oder minder vermögenden Bürgern erworben wurden. Wä
rend auf der zu bauenden Strecke allerlei Vorbereitungsarbeiten im Gan
waren, machte die Provinzialadministration bei der „Gesellschaft chinesisch
Eisenbahnen“ zunächst eine kleine, dann eine große Anleihe zur Prägu
von Münzen, Organisierung der Miliz und ähnlichem. Bald war von d
gesammelten 10 Millionen Taels nichts mehr da, und als man die geplant
Arbeiten beginnen wollte, traf die Regierung nicht die geringsten Anstalte
das geliehene Geld wiederzugeben. Es vergingen so mehrere Jahre, währe
deren die Presse unaufhörlich von einem Eisenbahnpanama und der Schi
kerei der Mandarinen sprach, die dem Volke das Geld aus der Tasche geld
hatten, als plötzlich im Mai letzten Jahres ein kaiserliches Edikt erschi
das mit Rücksicht auf militärische Zwecke den Übergang des gesamt
Schienennetzes in die Hände des Fiskus anordnete. Dieses Edikt über d
Nationalisierung aller Eisenbahnen wurde von der Bevölk
rung der besagten beiden Provinzen als Sanktionierung der Diebsgelüste d
Mandarinen aufgefaßt, als Raub an dem Unternehmen, in das das V
sein Geld hineingesteckt hatte. Es wurde in Kanton eine Versammlung v
den Vertretern von 72 Gilden, 10 Wohltätigkeitsgesellschaften, 2 Hande
kammern und der städtischen Lehrerschaft abgehalten, die den Beschluß fa
ein Telegramm nach Peking zu senden mit der Bitte, das Edikt, das ei
sehr große Ähnlichkeit mit einer legalisierten Konfiskation privater Eis
bahnunternehmen hatte, zurückzunehmen. Dieselbe Versammlung richt
zu gleicher Zeit Telegramme an die wichtigsten Stadtgemeinden von Si
china und an viele einflußreiche chinesische Emigranten im Ausland, wor
sie aufgefordert wurden, sich zusammenzuschließen und die Regierung zu
Nachgeben zu zwingen. So beginnt der berühmte „Eisenbahnkrie
der mit jedem Tag immer ernstere Formen annimmt. Eine Reihe neu
kaiserlicher Erlässe trägt nur noch dazu bei, die Erbitterung der Volkskre
immer mehr zu steigern. Die Regierung erklärt, sie werde die Aktionäre v
Se-Tschuan nur für die tatsächlich ausgeführten Eisenbahnarbeiten e
schädigen, nicht aber für die Summen, die von den Mandarinen im Nam
der Regierung entlehnt und verausgabt wurden. Am 24. August erklärt
„Liga zum Schutze der Eisenbahnen“ den Streik von Handel und Le
anstalten und verbreitet in Tausenden von Exemplaren eine Proklamati
folgenden Inhaltes: „Die Regierung raubt uns unsere Eisenbahnen, auf
wir Konzessionen besitzen. Ganz Se-Tschuan tritt in den Ausstand. Lie
den Tod als das Joch der Ausländer!“ Als Unterschrift: „Siebzig Million
Einwohner von Se-Tschuan.“ Am 4. Oktober begibt sich eine Delegati
der obengenannten Liga zum Vizekönig Tscheng-Fu mit der Forderu
dem Regierungskommissar Toansch-Fang, der die Eisenbahnfrage an O
und Stelle regeln sollte, den Eintritt in das Gebiet zu verwehren. Der Vi
könig, außer sich ob dieser frechen Forderung, läßt die Delegierten verhaft
Die Bevölkerung versucht seinen Palast zu stürmen, und es beginnt e
regelrechtes Gefecht mit den Truppen. Die Rebellion ergreift die angrenz
den Gebiete und nimmt einen drohenden Charakter an. Die Regierung e

ndet bedeutende militärische Kräfte, und es kommt zu einer Reihe Gefechte it den Aufständischen. Nach den Angaben des Bischofs Washford verlieren e Aufständischen dabei 10 000 Tote und die Regierungstruppen 2000. Diese eptemberereignisse, die der jetzigen Revolution vorangingen, veranschau-chen mit großer Klarheit die Macht der chinesischen Bourgeoisie und ihren influß auf die Bevölkerung, die unter der Anführung der Kaufleute und r Intelligenz den Streik mit bewundernswerter Ausdauer durchführten, n schließlich den Truppen der Regiernug eine Reihe regelrechter Schlachten liefern.

2. Der Hauptherd der Revolution. Die ökonomische Entwicklung Chinas im Laufe des letzten Dezenniums.

Wie bekannt, bildeten die Wiege der jetzigen Revolution die beiden rovinzen Se-Tschuan und Hupe, diese in industrieller Beziehung am eisten vorgeschrittenen Gebiete des Reiches der Mitte, die Zentralpunkte s chinesischen Kapitalismus. Gleich in den ersten Tagen der Revolution kam das Volk drei Punkte in seine Hände: Hankau, Han-Yang und utschang. Diese drei Namen symbolisieren den ganzen Inhalt der chine-schen Revolution, ihren allgemein-nationalen Charakter. Hankau ist eine r größten Handelsstädte Chinas mit 820 000 Einwohnern und einem ußenhandel von 500 Millionen Franken. Drei englische, zwei japanische, vei deutsche, eine chinesische und eine französische Schiffahrtsgesellschaft ermitteln den Verkehr mit der Hafenstadt Schanghai. Aus Hankau gehen hrlich ins Innere des Landes 110 000 000 Liter amerikanischen Petro-ums, das seit der Verschmelzung der amerikanischen mit der holländischen etroleumgesellschaft das russische vollkommen verdrängt hat. Trotz der äufigen Feuersbrünste, die oft ganze Stadtviertel und Dörfer nieder-rennen, steigt der Petroleumkonsum nicht nur in den Städten, sondern uch auf dem Lande. Es muß indes bemerkt werden, daß dem amerika-ischen Petroleum von der deutschen Elektrizität sehr bedenkliche Konkurrenz emacht wird. Heute schon gibt es in China kaum irgend ein bedeutendes ädtisches Zentrum, wo es nicht eine deutsche elektrische Anlage gäbe. Dank en sehr billigen Arbeitshänden kommt den Chinesen die Elektrizität viel lliger zu stehen als den Europäern. Nach einigen Anzeichen zu schließen, ürfte ein Sieg der Revolution und die Umwälzung, die damit im ganzen eben Chinas und in der Entwicklung seiner Industrie eintreten müßte, nen Triumph der deutschen Elektrizität über das amerikanische Petroleum n Gefolge haben. Indes, wie dem auch sei, der Konsum dieses letzteren ist it außerordentlicher Schnelligkeit gestiegen, von 41 Millionen Gallonen n Jahre 1902 auf 121 Millionen im Jahre 1908. Und wie wir bereits ge-gt haben, bildet einen der wichtigsten Lagerplätze für das amerikanische etroleum die Stadt Hankau. Hier befinden sich vier riesenhafte Reservoire, ohin das Petroleum auf mächtigen Zisternendampfern und in Eisenbahn-aggons herangeführt wird, um dann von hier aus bis in die entlegensten örfer der Gebiete Hupe, Se-Tschuan, Hunan transportiert zu werden, nem gewaltigen Rayon, der von mehr als 120 Millionen Einwohner be-ölkert ist. Hankau ist auch die Hauptniederlage der British American obacco Company, die die anliegenden Provinzen mit Tabak und Zi-arren versorgt und die japanischen Produkte überall verdrängt. Es ist

interessant, zu welchen Reklamemitteln die Amerikaner gegriffen haben, u
die Konkurrenz aus dem Felde zu schlagen. Amerikanische Agenten bereist
die Kreuz und die Quere das Land. In irgend einem Dorfe anlangen
kauften sie alle japanischen Zigaretten auf, brachten sie auf den Marktpla
und verbrannten sie öffentlich; dann verteilten sie gratis an alle Anwese
den ihre Zigaretten unter wortreicher Verherrlichung ihrer hervorragend
Eigenschaften. Bei ihrem Scheiden hinterließen sie bei irgend einem chin
sischen Kommissionär ein beträchtliches Lager von Zigaretten, wofür s
nichts rechneten. Wo sie hinkamen, klebten sie mächtige Plakate an, d
einen amerikanischen Tabak schmauchenden Chinesen darstellten. Trotz de
gewaltigen Anfangsspesen begann die Gesellschaft sehr schnell fette Prozen
einzuheimsen. Von Hankau aus verbreiteten sich die amerikanischen Z
garetten über den Süden Chinas, drangen nach Se-Tschuan, der Ma
dschurei und der Provinz Schantung vor und triumphierten sehr bald üb
die japanische und deutsche Ware. Diese erstaunlich rasche Verbreitung d
amerikanischen Zigaretten, trotz der starken Opposition einiger Schicht
der chinesischen Bevölkerung, die sich in den mannigfaltigsten Formen, selb
der von Demonstrationen, äußerte, zeigte, daß der Chinese, von dess
Kleben am Hergebrachten so viel geschrieben wurde, sehr wohl fähig i
auf alte Gewohnheiten, selbst die des Opiumrauchens, zu verzichten u
europäische anzunehmen.

Aus Hankau wird auch Tee in großen Quantitäten ausgeführt, und u
weit der Stadt befinden sich die russischen Teeniederlagen. Kurz, Hank
ist ein großes Handelszentrum, und viele amerikanische und englis
Forscher sagen voraus, es werde mit der Zeit zu einem der wichtigst
Zentren des Welthandels werden.

Die zweite Stadt, die gleich nach Ausbruch des Aufstandes den Revol
tionären in die Hände fiel, war Han-Yang, der Hauptmittelpunkt d
Eisen- und Stahlindustrie. Hier befinden sich die gewaltigsten Etabliss
ments der Aktiengesellschaft Han-ping-yeh Iron and Coal Co. mit eine
Grundkapital von 40 000 000 Dollars, die 32 000 Proletarier, darunt
7000 qualifizierte Arbeiter, beschäftigt. Des weiteren befinden sich hier d
fiskalische Eisengießerei mit 4000 Arbeitern, Kanonenfabriken, Wal
werke usw. Von Han-Yang wurden im Jahre 1909 65 000 Tonnen Eisen- u
Stahlschienen und im Jahre 1910 120 000 nach Amerika und Japan au
geführt. Was Wutschang anbetrifft, so ist dies, wie bereits einmal ob
angeführt, die wichtigste Universitätsstadt Chinas mit zahlreichen höhere
Mittel- und niederen Lehranstalten und zugleich ein bedeutender mi
tärischer Punkt mit einer Garnison von 10 000 Mann. Fügen wir no
hinzu, daß dieser ganze Rayon, der das Signal zum Aufstand gegeben h
vorzugsweise das Gebiet des *Großgrundbesitzes* bildet, *gewa
tiger Latifundien*, die in den Händen einer mächtigen Landa
stokratie, hauptsächlich mandschurischer Herkunft, ruhen, so werden wir z
geben müssen, daß diese Revolution, trotz ihrer eigenartigen Färbung, vo
ersten Tage an ihre wahre soziale Natur geoffenbart hat, ihren Charakt
einer Erhebung des „dritten Standes", der städtischen Bourgeoisie, da
des Industrie- und Landproletariats, ebenso wie der mittleren und kleiner
Bauernschaft — mit einem Worte aller lebendigen Kräfte des Landes geg
die „alte Ordnung", das Regime der Großgrundbesitzer und der allmä

tigen Bureaukratie, das das Land dem unvermeidlichen Zerfall entgegenführte. Darüber, mit welcher Begeisterung insbesondere das städtische Proletariat die Revolution begrüßte, brauchen wir uns nicht besonders auszulassen. Wir haben bereits im vorangegangenen Artikel erwähnt, daß gleich in den ersten Tagen 25 000 Eisenbahnarbeiter sich dem Aufstand angeschlossen. Selbst die im Ausland lebenden chinesischen Arbeiter blieben nicht gleichgültig gegenüber den Ereignissen in der Heimat. Ein Kuli in San Franzisko übergab dem revolutionären Komitee seine gesamten Ersparnisse im Betrag von 2000 mexikanischen Dollar. In sehr kurzer Zeit sammelten die chinesischen Arbeiter in den Vereinigten Staaten 500000 mexikanische Dollar (die gangbare Münze der chinesischen Hafenplätze, beinahe 2 Mark. Auch die Frauen nahmen Anteil an der allgemeinen Begeisterung. In San Franzisko, wo drei der Propaganda der neuen Ideen gewidmete Zeitungen („Young China“, „Chinese World“ und „Chinese Free Press“) erscheinen, zeichnete sich besonders Frau Mir-Lu durch ihren Eifer aus, eine warme Anhängerin und Propagandistin der Gleichberechtigung der Frauen, das Haupt der chinesischen Suffragettes.

Es muß hervorgehoben werden, daß China im Laufe des letzten Dezenniums in ökonomischer Beziehung einen großen Schritt vorwärts gemacht hat. Die untenstehende Tabelle zeigt uns das Wachstum des Außenhandels Chinas von 1896 bis 1909 (in Millionen Mark):

	Spezialhandel		
Jahr	Einfuhr	Ausfuhr	Zusammen
1896	502,2	498,1	1000,3
1901	718,4	567,6	1286,0
1906	1378,5	794,5	2173,0
1909	1112,3	901,7	2014,0

Wir sehen somit, in vierzehn Jahren ist der Außenhandel Chinas von 1 Milliarde Mark auf 2 Milliarden gestiegen. Der Löwenanteil am Handel mit China, besonders im Import, gebührt England mit 65 Prozent. Der Anteil Englands an dem Gesamthandel umfaßt 55 Prozent, so daß trotz der pessimistischen Warnungsrufe von der Konkurrenz der anderen Mächte, insbesondere Deutschlands und Japans, von einem Rückschritt Englands nicht gesprochen werden kann. Deutschlands Anteilnahme an dem Gesamthandel ist übrigens nicht so bedeutend, wie es den Zeitungsberichten nach scheinen könnte. Der Import Deutschlands bildet nur 3 Prozent — es sind dies hauptsächlich Anilinfarben, Maschinen, allerlei Eisengeräte, Gegenstände für Kriegszwecke und überhaupt Waren, die in der Zollterminologie unter dem Namen Verschiedenes angeführt werden. Indes in einigen Waren, wie zum Beispiel in Maschinen, steht Deutschland fast ohne Konkurrenz da.

3. Armee und Revolution. Geheimgesellschaften.

Eines der charakteristischen Merkmale der augenblicklichen Revolution bildet die Sympathie, mit der ein großer Teil der Armee, sowohl Gemeine als auch Offiziere, die Bewegung begrüßten. Diese Tatsache wurde in der europäischen Presse dadurch erklärt, daß das chinesische Offizierkorps unwillig sei über die Bevorzugung der Mandschus bei der Besetzung aller obersten Militärämter. In Wirklichkeit aber sind diese Gründe ganz anderer, sozusagen höherer Natur. In den Reihen des Offizierkorps der regulären Armee werden nur 3 Prozent Offiziere mandschurischer Herkunft

gezählt. Selbst in der sogenannten (ersten) mandschurischen Division sin alle höheren Offiziere ebenso wie der sie befehligende General rein chin sischen Blutes. In der kaiserlichen Garde, die sich einst ausschließlich au Mandschus rekrutierte, sind die meisten Offiziere gleichfalls Chinesen. D revolutionäre Stimmung der Armee (Meuterei der Brigade von U-tscha im Jahre 1907, die der Artilleristen in Nanking im Jahre 1908, der ne liche Aufstand von 8000 Soldaten in Kanton usw.) ist daher in viel ernstere Ursachen zu suchen, und zwar in dem allgemein-nationalen Charakter de Bewegung, in der Unzufriedenheit der Armee mit dem Regime, das da Land zugrunde richtet und die Reorganisation seiner militärischen Kräf aufhält und anderes mehr. So kam es, daß die Petitionen, wie zum Be spiel die dritte, in denen die Provinzialdeputierten die Lage Chinas i düsteren Farben schilderten und von der von außen her drohenden Gefah und der unverhüllten Verachtung, die China in der ganzen Welt genieß sprachen, auf die Offiziere einen unauslöschlichen Eindruck machten un sie der revolutionären Fahne zuführten. Und im vergangenen Jahre nahn die Erregung in vielen Kadetten- und höheren Militärschulen, die in ganzen etwa 10 000 Schüler zählten, einen derartigen Charakter an, da die Regierung, aus Furcht, das Kontingent der rebellisch gesinnten Off ziere um Tausende zu vermehren, die Schlußprüfungen auf einen un bestimmten Zeitpunkt verschieben mußte. Es muß erwähnt werden, da die revolutionäre Bewegung vor allem in der nach europäischem Muste orgnisierten Feldarmee zum Ausbruch kam. Die chinesische Arme besteht aus den Lü-shün, der stehenden und den Hsung-Fang-Tui, de Provinzialtruppen. Diese Provinzialtrupen werden laut dem Projekt de Armeereorganisation in nächster Zeit verschwinden, um durch ständig Truppen ersetzt zu werden. Auf dem Papier zählt diese stehende (Feld Armee 240 815 Mann. In Wirklichkeit aber hat China zurzeit nicht meh als 180 000 europäisch diszipliniierter Truppen mit 162 Batterien Berg und Feldartillerie zu je 6 Geschützen. Eben diese nach europäischem Muste gebildete Armee hatte im Laufe der letzten Jahre häufig einen starken Gei von Unzufriedenheit gezeigt,[1] und jedesmal, so oft eine Meuterei unte den Lü-shün ausbrach, mußte man zu ihrer Unterdrückung Provinzia truppen heranziehen. So traten diese letzteren in Aktion bei dem Aufstan der Brigade zu Anhin im Jahre 1907, dann im Jahre 1910 beim Aufstan in Kwantung usw. Um einen Begriff von der revolutionären Stimmun der europäisch gebildeten Truppen zu geben, nennen wir die folgende Meutereien, die allein im Laufe der ersten drei Monate des Jahres 191 stattfanden: 1. Meuterei der Feldbrigade in Kwantung, 2. Meuterei de Feldtruppen in Sutschan, 3. Meuterei zweier regulärer Bataillone z Tsing-Kiang-Pu, (Kiang-Si), zu deren Unterdrückung Geschütze in Aktio treten mußten, 4. die Meuterei der regulären Truppen in Kanton und di Vernichtung zweier Bataillone Lü-shün durch die Provinzialtruppe 5. die Meuterei in Kiang-Su und 6. die Meuterei in Hunan.

---

[1] Es ist interessant, daß die erste Brigade, die vor allen anderen sich de Oktoberrevolution angeschlossen hatte, als eine der besten der chinesischen Arme galt. Ihr Führer, der General Li, der das Kommando über die revolutionäre Truppen übernahm, hat seine Ausbildung in Japan bekommen und genießt de Ruf eines der besten Heerführer Chinas.

Die Treue der Provinzialtruppen erklärt sich durch den Umstand, daß : fast ausschließlich aus Soldaten der ehemaligen chinesischen Armee be- :hen, durchweg Leuten von 35 bis 40 Jahren. Es sind dies meistenteils he, dem Opiumrauchen ergebene Gesellen, die das Kasernenmilieu gänz- h verdorben hat. Während die Feldtruppen den Militärdienst in)rer Heimat ableisten, so daß mit der Bevölkerung stets eine ge- isse Zusammengehörigkeit bestehen bleibt, werden die Provinzialtruppen lten in der betreffenden Provinz selbst angeworben. Es muß indes bemerkt erden, daß seit einiger Zeit diese Truppen, der letzte Schutzwall der Regie- ing, gleichfalls vom Geist der Unzufriedenheit angesteckt zu werden be- nnen.

Um den großen Erfolg, den die revolutionäre Bewegung nicht nur bei r bürgerlichen Bevölkerung, sondern auch unter den Truppen gefunden it, erklärlich zu machen, weisen viele europäische Publizisten auf die in hina bestehenden Geheimgesellschaften hin, die von jeher gewaltigen Ein- uß gehabt und Hunderttausende, ja gar Millionen von Mitgliedern gehabt itten. Diese Berichte sind sehr übertrieben. Die chinesischen Geheimgesell- ;aften spielten schwerlich eine größere Rolle im Leben des Landes als die Fehmgerichte" oder der „Tugendbund" in Deutschland, die „Carbonari" Italien, die „Narodnaja Wolja" oder die „Sozialdemokratische Partei" it ihren zahllosen Geheimkomitees in Rußland usf. In den Epochen gesell- haftlichen Niederganges hatten diese Gesellschaften nur eine sehr geringe olle, und diese letztere stieg erst dann, als die allgemeine Stimmung und e Opposition gegen das despotische Regime schärfere Formen annahm.

4. Die Zukunft Chinas. Schlußwort.

Im gegebenen Augenblick ist es ziemlich schwer, vorauszusagen, ob es uan-Schi-Kai gelingen wird, eine Spaltung in die Reihen der Kaufmann- haft, der Intelligenz und des Offizierkorps zu tragen und den Thron, enn auch um den Preis weitgehender Zugeständnisse, zu retten. Wie dem ich sei, diese beispiellose Revolution, in der die Geschicke von 400 Millionen inwohnern eines noch vor kurzem als Symbol der Rückständigkeit geltenden andes entschieden werden, stellt uns vor eine Reihe der gewaltigsten Pro- leme, die die Menschheit je gekannt. Wir behalten uns vor, sie in anderem usammenhang eingehend zu erörtern. Hier nur einige Andeutungen über e wahrscheinlichen Rückwirkungen der Revolution auf China selbst.

Es beginnt eine neue Epoche in der Geschichte Chinas. Viele drohende Ge- enster erheben sich schon jetzt vor dem zermarterten und wieder auferstehenden ande, das sich endlich anschickt, das Joch der tatarischen Despotie abzu- hütteln. Aber China besitzt einen Talisman, der ihm vielleicht helfen wird, ler Schwierigkeiten Herr zu werden. Die Befreiungsbewegung, das Er- achen des Selbstbewußtseins der Volksmassen birgt nicht jene inneren omplikationen scharfer Kämpfe in sich, wie sie im Laufe vieler Jahrzehnte sterreich entkräfteten und in unseren Tagen das neuverjüngte Ottomanen- ich an den Rand des Verderbens bringen. China braucht nicht den ationalitätenkampf zu fürchten, in dem sich der eine Teil der Bevöl- rung gegen den anderen erhebt, das Wesen der Klassengegensätze trübt und s geschwächte Land zur Beute der auf der Lauer liegenden räuberischen achbarn werden läßt. Mit Ausnahme des kleinen Häufleins der Mandschus

ist die ganze Bevölkerung Chinas von 400 Millionen national homogen, u
die nationale Frage ist nicht die Achillesferse des zu neuem Leben erwach
den Landes. Darin liegt der große Vorzug Chinas vor Rußland, das v
so vielen Nationalitäten bewohnt ist mit all ihren jahrhundertealten si
losen Rassen- und Nationalvorurteilen und dem gegenseitigen Hasse, den n
die sozialistische Ordnung aus der Welt zu schaffen imstande sein wird. W
unser großer Maxim Gorki in seinem „Briefe an einen Monarchisten" sa
ist der hervorstechendste Zug des russischen Volkes und der russischen Inte
genz der aus langen Jahrhunderten herstammende Sektierergeist. Gorki v
gleicht die religiösen Sekten, die von russischen Bauern gegründet werd
mit den Organisationen der russischen politischen Parteien und sieht hier u
dort den gleichen Geist: Leute kommen zusammen, beginnen mit Hingebu
ja mit Fanatismus irgend ein Werk, erkalten aber bald in ihrem Eifer, z
fallen in Sektchen und Grüppchen und streiten miteinander nicht um d
Wesen der Dinge, sondern bloß um Worte. Persönliche Bekanntschaft m
Chinesen, das Studium ihrer Geschichte brachte mich zur Überzeugung, d
der Chinese in dieser Hinsicht einen schroffen Gegensatz zum Russen bild
Und alle mehr oder minder aufmerksamen Beobachter unterstreichen die
Zug des Chinesen; selbst ein Schriftsteller wie Jean Rodes, der wegen d
großen Rückständigkeit der Massen an den Erfolg einer Revolution in Chi
nicht glauben wollte, hob dennoch hervor, daß, wenn einmal die revolut
näre Bewegung in der Armee Eingang finde, die Sache für die Dyna
einen sehr ernsten Charakter annehmen könne, denn keinem Volke sei in d
Maße das Gefühl der Solidarität eigen wie den Chinesen. Und n
eine ganze Reihe anderer Beobachter betonten, daß, sobald sich einmal die A
beitermassen Chinas die sozialdemokratischen Lehren zu eigen gemacht hätt
es keinen furchtbareren und besser organisierten Feind für das Kapital geb
würde als den Chinesen mit seinem überaus stark entwickelten Solidaritä
gefühl und seiner Zähigkeit in der Verfolgung eines gesteckten Zieles. I
Endresultat findet dies seine Erklärung in den ökonomischen Bedingung
in dem Umstand, daß die neuen aus Europa stammenden Ideen dank d
Handelsbeziehungen usw. in dem Lande zu einer Zeit Eingang und V
breitung finden, wo die Fundamente der alten Ordnung noch bestehen u
die alte Psychologie, die auf dem Boden primitiver ökonomischer Beziehung
herangereift ist, ihre Kraft noch nicht eingebüßt hat. Wie bekannt, gibt es in Chi
bis auf den heutigen Tag keine Stände, sondern nur Berufe: Gelehrte (Beamt
Ackerbauer, Handwerker, Kaufleute. Die Neigung zum Gesellschaftsleben ist e
Grundzug des chinesischen Charakters. Schon Reclus wies in seiner berühmt
Erdkunde darauf hin, nirgends treffe man eine solche Fähigkeit zu soli
rischem Handeln an wie in China. Die Ereignisse der letzten Jahre, d
Boykott der amerikanischen, japanischen und deutschen Waren, die wunderb
solidarischen Ausstände, endlich die ganze revolutionäre Bewegung der Jah
1910 und 1911 bekräftigten diese von Reclus gegebene Charakteristik.

Es muß auch gesagt werden, daß das China der letzten Jahrzehnte n
grausamere Repressionen erlebt hat als Rußland in den Jahren von 19
bis heute; indes keine Gewalt der Erde vermochte den Marsch der Volk
bataillone aufzuhalten und den heißen Glauben an den endlichen Sieg i
Sache, für die schon so viele Brüder in den Tod gegangen waren, aus
löschen. Die chinesische Revolution widerlegt treffend die in der russisch

nd europäischen Presse überhaupt ausgesprochene Meinung, als sei die gewaltige Ausdehnung eines Landes und die große Zahl seiner Bevölkerung n unüberwindliches Hindernis für den Erfolg einer Revolution und die olidarität eines Kampfes gegen das bestehende Regime. China, dieses unmeßliche Reich, bestehend aus 23 Provinzen, von denen jede so groß wie n europäischer Staat, mit seinem so mannigfaltigen Klima, seinen so verhiedenartigen geographischen Bedingungen, das an Bodenfläche größer ist s ganz Europa und ein Viertel der Gesamtbevölkerung der ganzen Erde nfaßt, dient als lebendiger und trefflicher Beweis für die Unrichtigkeit einer lchen Anschauung. Das alte China ist tot, ein neues ist im Begriff zu entehen, und bald wird die internationale Proletarierarmee durch neue und mer neue Bataillone gelber Genossen vermehrt werden, die die Macht der nternationale gewaltig steigern sollen. Vorläufig indes ersteht vor China rohender als je das Gespenst der äußeren Gefahr: eines Bündnisses zwischen ußland, Japan, Frankreich, Deutschland usw. zum Zwecke einer aggressiven olitik gegen das wiederauferstehende Reich der Mitte.

Wir haben schon an einer früheren Stelle darauf hingewiesen, mit welchem ifer die Regierung Wilhelms II. die der Dynastie treu gebliebenen Truppen it Waffen versieht. Desgleichen haben wir bereits im Vorjahre in einer Reihe on Artikeln, die im „Golos Sozialdemokrata“ und anderen Zeitschriften erhienen sind, darauf hingewiesen, daß trotz der scheinbaren Erfolge des Pazismus, trotz der Vermehrung der sogenannten „Friedensgesellschaften“ Europa ein neues Stadium unerhörter militärischer Rüstungen und einer fieberaften Okkupationspolitik trete, daß alle unabhängigen afrikanischen und asiaschen Länder wie Marokko, Abessinien, Persien und China und einige kleine uropäischen Staaten, wie Portugal und Belgien, die allzu große Kolonien nd allzu kleine Truppenkontigente besitzen, sich bald vor eine Gefahr gestellt hen werden, wie sie sie bisher nie gekannt; daß Persien und Marokko unedingt das Los Polens treffen wird, wenn das europäische Proletariat nicht enügend stark und organisiert ist, um den in ihrer Unabhängigkeit bedrohten ationen und Ländern zu Hilfe zu kommen („Golos Sozialdemokrata“ Nr. 24). ndes wenn das europäische Proletariat auch stark genug ist, um einen interationalen Krieg zwischen den europäischen Großmächten zu verhindern, ist s leider viel zu schwach, um die Abenteuerpolitik der Regierungen jenseits der renzen des europäischen Kontinents unwirksam zu machen. Noch nie ist in en europäischen herrschenden Kreisen der Geist des Militarismus, die Sucht ach immer neuen und neuen Kolonialerwerbungen mit solcher Intensität ie jetzt zutage getreten. Welches ist nun die Gefahr, die dem sich verjüngenen China in der schweren Übergangsperiode seiner Geschichte von seiten ieses keine Grenzen kennenden Imperialismus, dieser Politik internationaler aub- und Gewalttaten drohen?

Wird das neue China Zeit genug haben, den inneren Feind zu bezwingen, he die äußeren sich zusammentun? Das ist die Frage, die jetzt alle diejenigen ewegt, die den Verjüngungsprozeß des chinesischen Reichs mit warmer Symathie verfolgen.

Die rasche Verwandlung Chinas in einen modernen europäischen Staat, ne Verwandlung, die aus dem Triumphieren seiner revolutionären Beegung unbedingt hervorgehen muß, wird eine gewaltige Rückwirkung auf ie Geschicke des europäischen Kapitalismus haben. Der Entwicklung dieses

Kapitalismus wird ein mächtiger Anstoß versetzt werden dank der Eröffnung eines neues gewaltigen Absatzgebiets — des chinesischen Reichs. Es genügt wenn wir erwähnen, daß China eine Bodenfläche von 10 Millionen Quadratkilometer einnimmt, daß diese gewaltige Fläche von nur 11500 Kilometer Schienenwege durchschnitten ist und daß, um die Eisenbahnpläne der Reformisten zu verwirklichen, schon in den ersten zehn Jahren 200000 Kilometer Eisenbahnen zu erbauen sind. Selbstverständlich wird China aus eigenen Kräften nicht einmal in fünfzig Jahren mit dieser Aufgabe fertig werden, die Bedingungen des internationalen Lebens gestatten aber keinen Stillstand. Wieviel tausend Tonnen Schienen, wieviel Waggons und Lokomotiven werden die Chinesen aus dem Ausland kommen lassen müssen? Wieviel fette Konzessionen auf Durchführung von Telegraph- und Telephonleitungen, Erbauung von Chausseen, Trambahnlinien usw. werden da für die Europäer abfallen. Wenn schon die kleine Türkei seit dem Sturze Abdul Hamids der europäischen Industrie so kolossale Aufträge übergab, was wird erst das unermeßliche Reich der Mitte dieser Industrie an Aufträgen übergeben können? Wieviel Kanonen wird China brauchen, um seine Armee, wieviel Kanonenboote, Kreuzer und Panzerschiffe, um seine Flotte auszurüsten? Kurz, ein Markt von nie gesehener Größe wird sich der europäischen Industrie eröffnen. Dafür aber, wenn sich erst China von seinen Seeprovinzen an bis zu den Grenzen Tibets und der Mongolei mit Hilfe eben derselben europäischen und amerikanischen Milliarden in ein kapitalistisches Land verwandelt hat, wenn erst in irgend einem Kalgan, Tschengtau usw., wie wir es jetzt schon in Han-Yang, Schanghai und Futschau sehen, gewaltige Industriezentren erstehen, wenn erst das gelbe Reich, das jetzt schon aus den berühmten Gießereien zu Han-Yang seine Stahlerzeugnisse nach Amerika und Japan entsendet, wohlgewappnet auf dem internationalen Markte seinen Einzug hält und London, Berlin, Petersburg und New York mit den Fabrikaten chinesischer Industrie überschwemmt, dann endlich wird die heutige Gesellschaftsordnung, die aus dem eigenen Innern ihre Feinde gebärt, vom Fundament bis zur Giebelspitze erzittern und unter den Schlägen des Proletariats und als Folge der an ihr logisches Ende gelangten ökonomischen Evolution zusammenstürzen. Und dann endlich wird, um mit Marx zu sprechen, die „letzte Stunde der kapitalistischen Gesellschaftsordnung schlagen".

Literarische Rundschau.

Heinrich Wölgast, **Ganze Menschen!** Ein sozialpädagogischer Versuch. Buchverlag der „Hilfe", G. m. b. H., Berlin-Schöneberg 1910. 139 Seiten. Preis kartoniert 2 Mark, gebunden 3 Mark.

Heinrich Wolgast, der hauptsächlich durch seine Schrift „Das Elend unserer Jugendliteratur" hervorgetretene Hamburger Lehrer, gibt in dem Werke „Ganze Menschen" eine Darstellung fast aller in der Lehrerwelt zurzeit diskutierten Fragen. Die elegante klare Schreibweise und noch mehr die Resultate seiner Untersuchungen werden sich bei einem großen Teile der Lehrerschaft begeisterten Beifall finden. Eben deshalb weil die von Wolgast vertretenen Anschauungen typisch sind für eine numerisch bedeutende und agitatorisch besonders wirksame Gruppe von Schulreformern, kann d

rift interessieren, wenn sie auch sonst für die sozialdemokratische Schulreform ig in Betracht kommt.

Wohl zeigt der Verfasser für die Verhältnisse des sozialen Lebens der Zeit Verdnis und steht mit dem Herzen gewiß auch auf Seite der ringenden Arbeitere, aber die materialistische Denkweise ist ihm so wenig in Fleisch und Blut übergangen, daß er auf die Welt der Wirklichkeit, der Gegensätze und Klassenkämpfe einem gewissen schmerzlichen Bedauern sieht. Immer und überall klingt die nsucht durch nach einem abseits gelegenen umfriedeten Plätzchen als Sammel- Ausgangspunkt aller derer, welche auf friedlichem Wege Ausgleich, Harmonie so die bessere Zukunft erstreben wollen. Wolgast kennt zum Beispiel das Ideal r über alle Parteiung erhabenen Jugenderziehung, eine von außen her unbeeinte Erziehung, eine Reform, die „grundsätzlich über die sozialen und politischen ensätze hinaus in die Tiefe greift, wo gemeinsame Überzeugungen herrschen". m klaren Bewußtsein von den sozialen und politischen Gegensätzen muß ein so klares Bewußtsein geistigen Zusammenhanges über diese trennenden Dinge us gegenüberstehen." Ein Geist soll alles Volk verbinden, der Geist der Humanität, sich äußert in dem reinsten Interesse am Kinde, und dasselbe soll auch eine „natio- Kunst, geliebt und wahrhaft genossen von allen Schichten des Volkes, bewirken". „innere" Mensch, der Mensch „an sich" erleidet in unserer Zeit Schaden; darum unser Ziel der neue Mensch, der ganze Mensch, das „volle Menschentum eigener gung", die voll und frei entwickelte Persönlichkeit sein. Wolgast zeichnet den us des modernen Idealmenschen, der die Schäden unserer Zeit ertragen und rn kann.

Durch die Ausbildung von „ganzen" Menschen will er die bessere Zukunft herühren. Hier sieht man recht, wie tief Wolgast mit seinem Denken in der bürgern Ideologie steckt.

Die Natur des Kindes ist der Ausgangspunkt aller Erziehung. Auf diesen Satz ört so ziemlich die ganze deutsche Lehrerschaft. Aber was ist „die Natur des des"? Wenn einer wie Wolgast für Abschaffung des Religionsunterrichts in der ksschule ist, so fühlt er sich leicht, im Gegensatz zu den Ansichten der Frommen im de, veranlaßt zu erklären: „Die religiösen Bedürfnisse treten beim Kinde meistens spät, zwischen dem zwölften und vierzehnten Lebensjahr, hervor." Ebenso wird psychologischem Wege eine Begründung der sittlichen Erziehung durch die Schule eben: „Im Kinde steckt der Keim zu sittlicher Selbstbestimmung durch Zwang en sich selbst."

Sogar der Geschichtsunterricht muß darum erteilt werden, weil das Kind hnsucht nach den geistigen Schätzen der Vorzeit" hat.

Bezüglich der Handarbeit in der Schule kommt Wolgast zu folgendem Resultat: s Spiel ist dem Kinde natürlich, die Arbeit nicht. Schon aus diesem Grunde gt die Erziehung mit dem Spiel inniger zusammen als mit der Arbeit." „Das lende Kind ist ein ganzer, harmonischer Mensch." Die Handarbeit ist auch Erungsmittel, jedoch soll sie „nicht Handwerker erziehen, sondern Menschen". — sind zwar Handwerker auch Menschen, jedoch keine ganzen, harmonischen Men- im Wolgastschen Sinne. Sie sind eben keine ideologischen Konstruktionen, dern mehr oder weniger entwickelte Individuen, wie alle Menschen sind und auch der sozialistischen Gesellschaft sein werden, nur daß dann die Entwicklung jedes elnen eine bedeutend vielseitigere sein wird als heute.

Das Menschliche im Kinde zu entwickeln, ist nach Wolgast eine Aufgabe, die seits von aller Sonderbündelei und allem Parteigetriebe" gelöst werden muß. ne sorgfältig erwogene Auswahl von pädagogisch interessierten Männern und uen aller Stände und Parteien müßte getroffen und zu einer Zusammenkunft persönlichen Aussprache bewogen werden." Man würde das Gemeinsame der chiedenen Richtungen politischer, religiöser, sozialer Art suchen und dann gegen „ausnahmslos von allen Seiten Verdammte" zu Felde ziehen. Also Eltern-

vereine für Schulreform! Trotz der traurigen Erfahrungen, die man mit ihnen be gemacht hat und notwendig machen mußte, solange man „über alle Parteiung haben" sein will, dieser Art sind die Vorschläge, auf welche die praktische Schulref Wolgasts hinausläuft. Was Wunder, daß seine Schrift sogar vor einem ziemlich lauchten Preisgericht Gnade gefunden hat. Arn

---

Notizen.

Entgegnung. In seiner „Berichtigung" in Nr. 15 der „Neuen Zeit" er Genosse Kampffmeyer eine Reihe der schwersten Vorwürfe gegen mich, die g einen Kritiker überhaupt vorgebracht werden können. Die Achtung, die ich sonst entgegenbringe, veranlaßt mich, auf diese Angriffe zu antworten, obwoh dabei den Raum der „Neuen Zeit" in weiterem Umfang in Anspruch zu neh gezwungen bin, als der Bedeutung jener kleinen Schrift eigentlich entspricht

Genosse Kampffmeyer macht mir zum Vorwurf, ich hätte seine Broschür meiner Rezension (Nr. 12 der „Neuen Zeit") als religiös-ethische „Predigt" zeichnet, die er bei den Süddeutschen anzubringen suche, weil diese für Note der Religion qualifiziert seien. Tatsächlich habe ich das aber mit keinem W behauptet. In Süddeutschland findet die Sozialdemokratie viel mehr als in N deutschland ihren weitaus gefährlichsten Gegner im Zentrum, in jener Pa die vor allem die Religion zum Deckmantel ihrer politischen und wirtschaftli Bestrebungen macht. Diese Kampfesweise legt der Sozialdemokratie die, wi glaube, sehr gefährliche Versuchung nahe, den Gegner nicht auf dem politis und sozialen Gebiet, sondern auf dem von ihm selbst gewählten Kampfplatz mit seinen eigenen Waffen schlagen zu wollen, der Religion des Katholizis die Religion des Sozialismus gegenüberzustellen. Diesem Zwecke schien mir Kampffmeyers Schrift vor allem dienen zu sollen. Anders ist wohl ihre g Richtung nicht zu erklären, die ihren deutlichsten Ausdruck in den Thesen fi in denen am Schlusse der Broschüre ihre Ergebnisse zusammengefaßt wer und deren erste lauten, „daß sich im Sozialismus ein religiös-ethisches Mo auswirkt, daß sich religiöse Naturen stark zum Sozialismus hingezogen füh

Den letzteren Satz sucht Kampffmeyer besonders durch eine mehr als Seiten seiner kleinen Schrift füllende Aufzählung der der Partei beigetret Geistlichen und ihrer Urteile über diese zu beweisen. Da durfte ich wohl nehmen, daß Kampffmeyer den Beitritt dieser Geistlichen zur Partei „mit sonderer Freude begrüßt". Es wäre ihm gewiß nicht eingefallen, eine Liste aller der Partei angehörenden Straßenfeger zusammenzustellen, deren Be mir wieder wichtiger und ersprießlicher erscheint.

Wenn Genosse Kampffmeyer in seiner Broschüre sagt, der historische Mat lismus Marx' sei mit dem mechanistischen Materialismus der Büchner, M schott usw. nicht identisch, so hat er damit gewiß recht; wenn er aber behau die wissenschaftliche Unhaltbarkeit dieses mechanistischen Materialismus und Fallenlassen gebe der Religion und der Metaphysik die Bahn frei, so ist das arger Mißbrauch der Worte und philosophischen Begriffe. Gerade das Beispiel Marxschen Philosophie zeigt, daß man sich vom mechanistischen Materialis lossagen kann, ohne deshalb den Phantastereien von Religion und Metaphys verfallen.

Kampffmeyer behauptet, „Arbeitsmittel und Produktivkräfte seien Schöpfer, sondern Anzeiger der gesellschaftlichen Verhältnisse" (S. 41). „Die duktivkräfte seien nicht auf sich selbst gestellte Mächte, Faktoren, die dank ei Stärke die Ethik umwälzen, sondern ethische Grundkräfte ließen „materiellen Produktivkräfte" ausreifen" (S. 39).

Abgesehen davon, daß das, was Kampffmeyer hier bekämpft, nicht die materia-
sche Geschichtsauffassung ist, und daß er Produktivkräfte und Produktions-
hältnisse, also Technik und Wirtschaft verwechselt, geht aus diesen Stellen wie
der ganzen Anlage seiner Broschüre unzweifelhaft hervor, daß er der Ansicht
daß die religiös-ethischen „Grundkräfte“ das Bestimmende im Gesellschafts-
n sind. Wodurch soll aber auf diese gewirkt werden? Eine Umformung der
tschaftlichen Verhältnisse kann das Mittel nicht sein, diese soll ja erst durch
bewirkt werden; es bleibt also nur die Umformung des Willens durch bloß
llektuellen Einfluß, durch Überredung, und diese nennt man gemeinhin
digt. Kampffmeyer muß also, wenn er konsequent sein will, das Hauptgewicht
die Predigt als das Mittel legen, um den gesellschaftlichen Umschwung herbei-
ühren. Nur das habe ich in meiner Besprechung behauptet. Daß seine Schrift
st eine Predigt sei, hat nur er selbst aus meiner Besprechung herausgelesen.
könnte ihm daher wohl mit größerem Rechte Flüchtigkeit vorwerfen als er mir.
Schließlich beschuldigt mich Kampffmeyer, ich hätte falsch zitiert, das heißt
Stelle so aus dem Zusammenhang gerissen, daß sie nun einen anderen Sinn
alten. Der Leser urteile selbst. Der Absatz, aus dem die S. 429 der „Neuen Zeit“
erten Sätze entnommen sind, beginnt mit folgenden Worten: „Der Mensch
mt sich mit heißer Leidenschaft gegen einen sozialen Zustand auf, der ihm
sittlich unwürdig, verabscheuungswert erscheint. Die vernichtenden Werturteile
r diesen Zustand eilen dessen Vernichtung voraus, ja sie sind gerade dessen
ße Umstürzler. Die ethischen Werturteile des Menschen über eine bestimmte
duktionsordnung sind im allgemeinen gute Anzeiger für den Grad der Lebens-
igkeit einer Produktionsordnung.“ Und dann folgt unmittelbar die von mir
erte Stelle. Wird deren Sinn durch die hier mitgeteilten Sätze irgendwie ge-
ert? Durch sie wird meiner Ansicht nach lediglich die bei Kampffmeyer
rschende Konfusion noch schärfer beleuchtet. Genosse Kampffmeyer hat in seiner
richtigung“ allerdings nur den letzten Satz erwähnt, der den Sinn etwas
ers zu wenden scheint. Aber dieser Satz steht eben zwischen zwei anderen, die
seine Bedeutung genauer bestimmen. Nicht ich habe also schlecht zitiert.
Auf die Anschuldigung, ich wäre über die Schrift, die ich kritisierte, nur
nweggeflogen“, hat es wohl keinen Sinn, zu antworten. Wer aus dem Ver-
ich meiner Rezensionen mit den rezensierten Schriften die Überzeugung von
iner wissenschaftlichen Gewissenhaftigkeit nicht gewinnt, den wird meine bloße
sicherung noch weniger überzeugen. G. Eckstein.

Zeitschriftenschau.

(Bürgerliche Revuen.)

Im Dezemberheft der „Contemporary Review“ (London 1911) schreibt
J. W. Gregory über **„Die Hilfsquellen von Tripolis“**. Tripolis darf mit
rokko, Algier und Tunis nicht in Parallele gestellt werden. Diese Länder sind
n Innern Afrikas durch das Atlasgebirge getrennt, das zugleich die regen-
chen Westwinde aufhält und so für vergleichsweise starke Niederschläge sorgt.
ologisch und tiergeographisch sowie klimatisch gehören besonders die Küsten-
iete dieser Länder zu Südeuropa. Tripolis und Cyrenaika hingegen bilden den
dlichsten Teil der Sahara. Die jährliche Regenmenge beträgt in Marokko,
ier und Tunis 20 bis 40 Zoll, Tripolis hat durchschnittlich 17, an den Küsten
Cyrenaika noch weniger, in Benghasi zum Beispiel weniger als 11 Zoll. Dabei
eht das Plateau größtenteils aus Fels, der tiefe Klüfte aufweist, in denen das
genwasser verschwindet, so daß Brunnen zu graben meist aussichtslos ist. Die
erfläche ist vielfach mit Felstrümmern bedeckt, was jede Bebauung fast un-

möglich macht. Nur in den tief eingeschnittenen Tälern und an der Küste fruchtbarere Striche.

Der Verfasser, der im Jahre 1908 an einer Expedition zur Erforschung Cyrenaika zum Zwecke der Anlegung einer jüdischen Siedlungskolonie teilna kam zu dem Ergebnis, daß das Land für Ansiedlungszwecke ungeeignet ist. A behauptet, nur die türkische Mißwirtschaft habe das Land jetzt heruntergebr und weist auf die Blüte des Landes im Altertum hin. Es läßt sich aber n weisen, daß die klimatischen Verhältnisse zur Römerzeit nicht andere waren heute. Aber die Produkte des Landes, die damals von großem Werte wa Silphium, Honig und Wachs, spielen heute eine sehr geringe Rolle. Silphi ein bei den Griechen und Römern als Gewürz und Heilmittel hochgeschä Kraut, ist heute so vollständig vergessen, daß es der Forschung noch nicht lungen ist, festzustellen, welche Pflanze wir darunter zu verstehen haben. Fr hatte Tripolis als Ausgangspunkt der Karawanenstraße nach dem Sudan Be tung. Aber heute führt der Weg von den südwestlichen Teilen der Sahara und Nigeria längs des Niger zum Meere, die nordwestliche Sahara ist durch die gerischen Eisenbahnen zugänglich geworden, die südöstlichen Teile gravitieren Ägypten. So ist die alte Karawanenstraße, wo einst besonders der Sklavenha blühte, verödet. Schon vor einigen Jahren betrug der Handel kaum mehr zehnten Teil dessen, was er früher war.

Aber so wie die Italiener den Wert des Landes überschätzt, so haben sie Widerstandskraft der Bevölkerung unterschätzt. Sie rechneten mit dem alten H zwischen den Türken und den Senussi. Diese sind aber noch eifrigere Moham daner als jene, und gegen die Christen halten beide zusammen. Für die Sen die ihre Missionäre nicht bloß in allen Teilen Afrikas, sondern selbst in In haben, ist aber die Cyrenaika nicht nur ein heiliges Land als der Ausgangsp ihrer Bewegung, sie ist auch der letzte freie Zugang zum Meere, zum unge derten Verkehr mit der Außenwelt, insbesondere der einzige Weg, auf dem Wa im großen eingeschmuggelt werden können. Der Gegensatz der Senussi gegen Türken wird nur das eine Ergebnis zeitigen, daß auch ein Nachgeben der Tü Italien noch nicht die Herrschaft über das Land verschafft. Will aber Italien schwer eroberten Landes sicher sein, so muß es überdies stets auf einen An Frankreichs gefaßt sein, dem es ähnlich hilflos gegenüberstünde wie heute Türkei Italien. Das erste Ergebnis der Kolonialpolitik Italiens wird daher Ausbau seiner Flotte, die Vermehrung seiner Flottenlasten sein.

Dieselbe Nummer enthält einen Artikel von E. D. Morel über **„Frankreich sein Kongo"**. Die Erforschung des französischen Kongogebiets ist vor allem Grafen Savorgnan de Brazza zu danken, einem der edelsten Charaktere, den Kolonialgeschichte Afrikas kennt. Ohne Gewaltanwendung drang er von 1874 in dem Gebiet des heutigen französischen Kongo vor. Die Neger betrachteten liebten ihn als ihren „Weißen Vater". Ja, selbst als er später wieder ins L kam, nachdem eine unfähige, korrupte, habgierige und grausame Verwalt alles vernichtet hatte, was de Brazza errichtet, scharten sich die Eingeborenen ihre Häuptlinge um ihn, um ihm als ihrem Vertrauensmann ihre Beschwe vorzutragen. Was de Brazza da an Elend und Verderben sehen mußte, soll nach dem Zeugnis seines Freundes Challaye das Herz gebrochen haben. Er s auf der Rückreise nach Frankreich.

Das Verderben, das über den französischen Kongo hereinbrach, nahm se Ausgang vom belgischen Kongo, von der Politik des Königs Leopold. Dieser „ Genius des schwarzen Kontinents" führte zuerst jenes System ein, wonach Naturschätze des Landes als Eigentum der Regierung erklärt wurden. Jeder geborene, der Bodenprodukte an andere europäische Kaufleute verkaufte, daher ein Dieb, der Kaufmann ein Hehler. Leopold war es auch, der den waltungsbeamten das Einsammeln der Landesprodukte, besonders von Kauts

nd Elfenbein, zur ersten Pflicht machte und ein Prämiensystem einführte für
ren billigste Einbringung, der ihnen eine Armee zur Verfügung stellte, um ihren
orderungen gewaltsamen Nachdruck zu verleihen, der endlich eine Reihe von
inanzmagnaten an diesem Raubsystem beteiligte, indem er ihnen weite Gebiete
ur Ausplünderung zuwies.

Nun wurden die reichen Ergebnisse der Ausbeutungspolitik Leopolds in Ver=
eich gestellt mit den nämlichen Erfolgen de Brazzas im französischen Kongo. Im
ahre 1899 gelang es den Intrigen, der Bestechung und der Hinterlist der großen
anzösisch=belgischen Finanzgesellschaften, die mit Leopold in Verbindung standen,
e Abberufung de Brazzas aus dem französischen Kongo zu bewirken, und im
ahre 1900 wurden die 500 000 Quadratmeilen des französischen Kongo an 44
anzösisch=belgische Konzessionärsgesellschaften aufgeteilt. Zugleich wurden alle
aturprodukte zum Eigentum dieser Gesellschaften erklärt, jeder Handel der Ein=
borenen mit anderen Kaufleuten als Diebstahl, obwohl dieser Handel an vielen
rten seit Jahrhunderten ruhig bestanden hatte. In der Form von „Steuern“
urden Kautschuklieferungen von den Eingeborenen mit allen Mitteln der Gewalt
preßt. Nun durchzogen bewaffnete Banden im Auftrag der Gesellschaften mit
euer und Schwert das Land, um die „Steuern“ einzutreiben, und in wenigen
Monaten war das Werk vernichtet, das de Brazza in mühsamer Arbeit von mehr
s zwanzig Jahren errichtet hatte.

Einige Jahre gelang es den Gesellschaften, ihre Raubtaten vor der europäi=
hen Öffentlichkeit zu verbergen. 1905 sickerte aber die Kunde von den scheußlichen
rausamkeiten und der Verwüstung des Landes doch durch, und das französische
olonialministerium, das eine Einmischung Englands fürchtete, sah sich ge=
wungen, eine Untersuchungskommission einzusetzen, zu deren Vorsteher es in
nem Anfall von Schwäche de Brazza ernannte. Allerdings bereute es diese Er=
ennung sofort, gegen welche besonders die Finanzgesellschaften Sturm liefen,
ber de Brazza bestand nun auf seiner Mission, die ihm das Ministerium freilich
ach Möglichkeit erschwerte. Was de Brazza an Ort und Stelle fand, war schauder=
aft. Die einst mit blühenden Dörfern besäten Ufer des Kongo, Ubanghi und
angha waren verödet, die Dörfer, Anpflanzungen und zum Teil die Wälder
erwüstet und verbrannt, die Eingeborenen waren in die Urwälder geflohen, wo
e von Wurzeln und wilden Früchten kümmerlich lebten, vielfach verhungerten,
ändig verfolgt von den bewaffneten Banden der Konzessionäre, die Weiber und
inder als Geiseln einfingen und verhungern und verschmachten ließen, wenn die
Männer nicht genug Kautschuk lieferten. Wie erwähnt, starb de Brazza auf der
eimreise, und trotz des heftigen Widerstandes der Sozialisten in der Kammer,
e eine Reihe weiterer Beweise für die Mißwirtschaft in den Kolonien und die
orruption zu Hause beibrachten (so wurde aufgedeckt, daß ein Sektionschef im
olonialministerium zugleich Direktor von nicht weniger als 6 Konzessionärs=
esellschaften war), gelang es der Regierung, seine und seiner Gefährten Berichte
u unterdrücken.

Keine Änderung des Systems erfolgte, und mit Ausnahme des „Courrier
uropéen“, der „Humanité“ und noch einer oder zwei Zeitungen hat kein fran=
ösisches Blatt von den Kongogreueln Notiz genommen, die Toqué, selbst ein Be=
mter der Kongogesellschaften, unter anderem mit folgenden Worten geschildert
at: „Die Toten zählen wir nicht mehr. Die Dörfer, schauderhafte Schlachtbänke,
erschwinden in diesem gähnenden Schlund. Tausend Seuchen folgen unseren
Spuren. . . . Und dieses Martyrium dauert an. Wir Weiße müssen die Augen
chließen, um die entstellten Toten nicht zu sehen, die Sterbenden, die uns ver=
uchen, und die Verwundeten, die uns anflehen, die heulenden Weiber und die
erhungernden Kinder. . . .“ Erst in allerletzter Zeit wurde das Leopoldinische
System im unteren Teil des französischen Kongo aufgegeben, und die Gesell=
haften wurden mit einem Teil ihrer ehemaligen Gebiete „für immer“ ausge=

stattet, während ihre früheren Konzessionen stets zeitlich beschränkt waren. J mittleren und oberen französischen Kongo besteht aber das alte System unve ändert fort.

So sieht das von Frankreich an Deutschland abgetretene Gebiet aus. D Hauptschwierigkeit wird die Auseinandersetzung mit den gerade in diesen Gebiet noch bestehenden Konzessionärsgesellschaften sein, ein Problem, das reichste G legenheit zu internationalen Verwicklungen in sich birgt.

Die Dezembernummer von „Le Monde“ (Brüssel 1911) enthält einen Arti von Percy Evans Lewin über **„Das englisch-japanische Bündnis und d amerikanische Schiedsvertrag“**. Der im August 1905 zwischen Großbritanni und Japan abgeschlossene Bündnisvertrag bedrohte England mit der Möglichke seinem Alliierten in einem Kriege gegen die Vereinigten Staaten von Nordameri beistehen zu müssen. Das wäre aber für England nicht nur ein großes Wagn gewesen, es hätte zugleich die Bundestreue der Kolonien und Dominien, b sonders Kanadas und Australiens, auf eine sehr harte Probe gestellt; denn di stehen mit ihren Sympathien ganz auf seiten der Union.

Dabei spitzt sich aber das Verhältnis zwischen Japan und den Vereinigt Staaten immer mehr zu. Die Regierung von Tokio hat seinerzeit gegen die B setzung von Hawai durch die Union protestiert und sich bis heute mit dieser Ta sache nicht abgefunden. Sie begünstigt in jeder Weise die japanische Auswand rung nach diesen Inseln, die heute unter 191 000 Einwohnern gegen 80 000 jap nische Handwerker zählen, von denen 42 000 Veteranen aus dem Russisch-Jap nischen Kriege sind. Ebenso intrigiert Japan fortwährend auf den Philippine deren Bevölkerung den Japanern viel näher steht als den Weißen. Weitere B schwerdepunkte sind dann einerseits die Behandlung amerikanischer Kaufleute u Waren in Korea, wo nominell die Politik der „offenen Tür“ herrschen soll, u andererseits die der Japaner in den amerikanischen Weststaaten.

So wurde die Situation am Pazifischen Ozean immer gefahrdrohender, u auch Kanada, besonders aber Australien mußten fürchten, sobald der englis japanische Vertrag abgelaufen war, von Japan angegriffen zu werden, für dess Übervölkerung die weiten noch unbebauten Strecken jener Länder ein lockend Ziel boten.

Alle diese Befürchtungen wurden durch den Abschluß des englisch-ameri nischen Schiedsvertrags behoben. Dessen Bedeutung liegt nicht darin, daß n alle Möglichkeiten eines Krieges zwischen diesen beiden Staaten beseitigt wäre; in Lebensfragen wird sich keine Macht durch Schiedsgerichte binden lassen. Al der Abschluß dieses Vertrags bot Großbritannien die Gelegenheit zur Revisi des japanischen Bündnisvertrags vor dessen Ablauf, und in den neuen Vertr wurde vor allem die Bestimmung aufgenommen, daß der Bündnisvertrag kei der beiden Mächte verpflichten solle, gegen eine dritte Macht Krieg zu führen, m der sie einen Schiedsgerichtsvertrag abgeschlossen hätte. Für Japan hat all dings das Bündnis viel von seinem Werte verloren. Es mußte aber auf d neuen Bedingungen eingehen, um sich den englischen Kapitalmarkt zu erhalt, und dann, weil jedes andere Bündnis unmöglich war. Ein Vertrag mit Deuts land insbesondere hätte unmittelbar zu den schwersten Konflikten, zum Kriege führt. Für die Vertragsdauer, also für zehn Jahre, ist somit der Friede a Pazifischen Ozean gesichert, was besonders in Australien mit großer Freude grüßt wurde, und was England ermöglicht, nur eine schwache Flotte im fern Osten zu halten.

Der neue Vertrag mit Japan ist auch dadurch ausgezeichnet, daß er der ers Staatsvertrag war, der auch mit den Regierungen der Dominien beraten wur, er bezeichnet also deren engeren Anschluß an das Mutterland. G.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.



Band Nr. 17 Ausgegeben am 26. Januar 1912 30. Jahrgang

Die Wurzeln des Sieges.

Berlin, 20. Januar.

Die Zahlen der bei der Hauptwahl abgegebenen Stimmen liegen jetzt ir das ganze Reich vor. Sie bestätigen und verstärken den ersten Eindruck. öchstens insofern bedarf dieser einer Korrektur, als der Mangel an propa- andistischer Kraft diesmal nicht den ganzen Liberalismus, sondern seinen chten Flügel, den Nationalliberalismus kennzeichnet, der sich gerade nur ehauptete, seine Stimmenzahl bloß um 35000 vermehrte, um zwei Prozent, ei einer Steigerung der Gesamtzahl der gültigen Stimmen um mehr als cht Prozent. Die Freisinnige Volkspartei hat besser abgeschnitten, sie wuchs m über 300000 Stimmen.[1]

Die schwarzblauen Blockbrüder verzeichnen aber einen direkten Verlust von und 300000, bei einer Steigerung der Gesamtstimmenzahl um fast eine Million. Sie umfaßten 1907 noch 4638000, 1912 nur noch 4333000.

Der Sozialdemokratie fielen 35 Prozent der Stimmen zu. In Wirklich- eit ist aber der geistige Einfluß unserer Partei auf die Bevölkerung weit ärker, als diese Zahlen bezeichnen. Wenn 35 Prozent der politisch inter- ssierten männlichen Bevölkerung über 25 Jahren für uns stimmen, kann an wohl annehmen, daß in den 3½ Millionen junger Leute von 15 bis 5 Jahren die Hälfte auf unserer Seite steht. Unter den älteren proletarischen lementen gibt es wieder viele, die sozialdemokratisch empfinden, es jedoch icht wagen, ihr Stimmrecht zugunsten unserer Sache auszuüben. Der Terro- ismus durch Ausnutzung aller gottgegebenen Abhängigkeiten, der namentlich uf dem Lande in schamlosester Weise geübt wird, richtet sich vornehmlich egen die Sozialdemokratie. Er raubt uns nicht bloß zahlreiche Stimmen, r zwingt nicht wenige, die im Herzen zu uns gehören, ihr Votum gegen

[1] Es sei gleich hier noch eine Korrektur vorgenommen. In dem Artikel der origen Nummer über die Revanche der Niedergerittenen beziffert in der Tabelle uf S. 546 ein Druckfehler die Zunahme der gültigen Stimmen von 1871 bis 1874 uf 300000 statt auf 1300000, ein anderer die Zunahme der sozialdemokratischen Stimmen 1903 auf 994000 statt auf 903000.

uns abzugeben. Unsere Gegner lieben es, sich damit zu trösten, daß die meiste unserer Wähler nur Mitläufer seien. Konservative und Zentrümler wären i manchem Wahlbezirk froh, wenn sie Mitläufer hätten. Ihre Wähler sind viel fach bloße Heloten, die nicht freiwillig zur Wahl gehen, sondern von Fron vögten dazu gepeitscht werden müssen.

Von den drei großen Parteigruppen, die die Grundrente, den Kapital profit, den Arbeitslohn vertreten, ist die letzte heute bereits der Zahl nach i der Bevölkerung die stärkste. Sie ist aber auch die kampffähigste. Sie beherrsch die Zentren des ökonomischen Lebens — fast alle großen Städte sind diesma schon im ersten Wahlgang unser geworden oder sehen die Sozialdemokrati in der Stichwahl. Die Massen, die uns anhängen, sind unter den arbeitende Massen die intelligentesten und energischsten. Jene Arbeiterelemente, die si noch von unsern Gegnern als Kanonenfutter mißbrauchen lassen, tun es au Gewohnheit oder aus Furcht, nicht aus klarer Erkenntnis.

Endlich aber bildet der proletarische Block eine einheitliche Partei, dere Geschlossenheit gelegentliche Meinungsverschiedenheiten nicht zu lockern ve mögen. Diese Einheitlichkeit und Geschlossenheit rührt daher, daß das arbe tende Proletariat die große Masse der Bevölkerung darstellt. Nur aus eine einzigen Klasse braucht unsere Partei ihre Massen zu rekrutieren, sie brauc nur ein einziges Klasseninteresse zu vertreten.

Die Interessen des Profits und der Grundrente sind dagegen keine Masse interessen. Die Besitzenden werden nicht bloß von Jahr zu Jahr immer meh die Minderheit der Bevölkerung. Sie zerfallen auch in mehrere Gruppe deren Interessen sich mannigfach kreuzen. Keine dieser Gruppen kann auf de Grundlage ihrer eigenen Interessen allein eine Massenpartei bilden. Jed muß, um Massen anzuziehen, sich den Anschein geben, daß sie Interesse mannigfacher Art vertritt, die gar nicht die ihrigen sind. Und nirgends kan die Gesamtheit der Besitzenden sich in einer einzigen Partei zusammenschließe Entweder sind die Besitzenden dazu verurteilt, in zahlreiche Parteien zu ze fallen, oder ihre Parteien sind dazu verurteilt, lose Gebilde ohne Diszipli und Zusammenhalt zu bilden, wenn die Verhältnisse sie zum Zusammenschlu in ein paar großen Parteien oder „Blöcken" führen.

Die reaktionären Parteien ersetzen diesen Mangel einigermaßen dadurc daß sie sich auf machtvolle, überkommene Organisationen stützen, die Ultra montanen auf die katholische Kirche, die Konservativen auf den Staat. De Liberalen fehlt diese Stütze, so können sie es nicht zu Geschlossenheit un Einheitlichkeit bringen, werden wie Spreu vor dem Winde hin und her gefeg Sie predigen uns die Blockpolitik und vermögen nicht einmal unter sich z einem festen Block zu kommen. Die Stichwahlen scheinen diesmal neue B lege dazu liefern zu wollen. Nationalliberale schicken sich bereits an, nic bloß gegen sozialdemokratische, sondern sogar gegen fortschrittliche Kandidate für Konservative einzutreten.

Die Ultramontanen wiederum fühlen den Boden unter sich wanken. D Stütze der katholischen Kirche genügt ihnen nicht mehr. Sie, die ehedem fi diese und mit ihr den Kampf gegen die Staatsgewalt siegreich ausfochte haben bei der letzten Wahl bereits sehr vernehmlich nach Staatshilfe g schrien. Aber der Kampf gegen die Staatsgewalt hat das Zentrum gro gemacht, ihm zahlreiche oppositionelle, proletarische Elemente zugeführt, d sich mit der heutigen Staatsgewalt unmöglich versöhnen können. Je meh

Zentrum die staatlichen Krücken zu seinem Vorwärtskommen benutzt, desto ier werden ihm seine proletarischen Hilfstruppen davonmarschieren.

Der mehr geschlossene Block der Rechten ist im Rückgang begriffen. Der k der Liberalen, der nicht an Stimmen verloren hat, zeigt sich ohne Halt, e Einheitlichkeit, ohne Disziplin. Beiden gegenüber steht die Sozialdemoie, einiger und zahlreicher als je. Das ist die Signatur des jüngsten lkampfes.

Welche politische Situation er schafft, das läßt sich erst ermessen, wenn Stichwahlen vorbei sind. Das Verhalten der einzelnen bürgerlichen Par n bei diesen Wahlen wird uns einigen Anhaltspunkt zur Voraussicht dessen en können, was wir von ihnen im Reichstag zu erwarten haben.

Heute schon aber gestattet uns ein Rückblick auf die Ursachen, denen unser lsieg entsproß, die Probleme zu ermessen, die er dem kommenden Reichs stellt.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß diesmal die Teuerung die ipttriebkraft der so überwältigenden oppositionellen Stimmung der ssen bildete. Sie allein hätte jedoch nicht zu unseren Gunsten gewirkt. e Preise hatten wir auch schon 1907. Aber damals wirkten sie eher en als für uns. Der Unterschied in der Situation liegt darin, daß wir Januar 1907 noch eine Ära der Prosperität hatten, indessen wir jetzt e Ära der Krisis hinter uns haben, die noch nicht durch einen entschieen und länger dauernden Aufschwung unterbrochen ist. Wenn in den ren von 1904 bis 1907 die Preise stark stiegen, so erlaubte es der gute chäftsgang, daß die Arbeiter, wenigstens die gewerkschaftlich organiten, ihre Löhne noch rascher steigerten. Sie konnten ihre Lage verern, trotz der Teuerung. Das machte manche unter ihnen politisch inierent. Auf der anderen Seite sahen die kleinen Unternehmer sowie die tangestellten, die unter der Teuerung litten, deren Hauptursache in den iegenen Löhnen, was sie gegen die Arbeiter und gegen deren Partei ererte.

Die Krisis seit 1907 hat den Aufstieg der Löhne zum Stillstand gecht. Selbst den gewerkschaftlich organisierten Arbeitern gelang es nur en in diesem Zeitraum, erhebliche Lohnaufbesserungen zu erringen; fast überstiegen diese das Maß der Teuerung. Die große Masse der Arter sah ihre Lebenslage entschieden verschlechtert. Nicht minder litten er der Teuerung die kleinen „selbständigen" Leute und die Angestellten. zt aber wurde es ihnen klar, daß nicht die Lohnerhöhungen daran schuld en, sondern die ökonomische und politische Herrschaft der großen Auster.

Deren Joch wurde jetzt auch von zahlreichen nichtproletarischen Schichten ner drückender empfunden. Die regierenden Klassen haben alles aufgeen, den Druck noch zu verschärfen.

Der glänzende Wahlsieg von 1903 war nicht zum wenigsten eine Folge energischen Kampfes gewesen, den unsere Fraktion so gut wie allein en die Erhöhung der Zölle im Reichstag geführt hatte. Der wirtschaftie Aufschwung von 1904 bis 1907 schien aber die Auffassung unserer rtei von der Verderblichkeit des neuen Tarifs Lügen zu strafen. Unsere gnerschaft gegen ihn wirkte in dieser Zeit bei den Massen durchaus nicht unseren Gunsten. Das ist in den letzten Jahren ganz anders geworden.

Selbst zahlreiche Kleinbauern leiden heute unter den Zöllen auf Bro
getreide und Futtermittel, ebenso wie die gesamte städtische Bevölkerun
Sie alle erinnern sich jetzt, wie die einzige Partei, die mit aller Entschiede
heit die Durchsetzung dieser Zölle zu verhindern suchte, die Sozialdem
kratie war. Das wurde noch mehr ins Licht gesetzt durch die hartnäcki
Weigerung der Regierung, auch nur vorübergehend die drückendsten Härt
der Kornzölle zu mildern, und besonders erbitternd mußte die freche Fo
derung weiterer Erhöhungen der Agrarzölle durch die Junker wirke
Dabei wird durch die Praxis der Polizei und Gerichte das Koalitionsre
der Arbeiter immer mehr eingeschränkt, das schon durch die Ausdehnu
der Unternehmerverbände immer mehr beeinträchtigt wird. Immer schwi
riger wird es für den Arbeiter, sich der Teuerung zu erwehren. Junker u
Scharfmacher aber sind nicht einmal damit zufrieden. Sie fordern weite
gesetzliche Erschwerungen des Koalitionsrechtes. Und die Regierung zei
sich gewillt, sie ihnen zu gewähren. Also Einschränkung des Koalition
rechtes und höhere Zölle! Das heißt, der deutsche Arbeiter soll nicht me
mit Ruten, sondern mit Skorpionen gezüchtigt werden!

Bei der Wahl von 1907 hatte die Zollfrage keine Rolle gespielt. E
waren Hottentottenwahlen gewesen. Die Kolonialfrage war im Vorde
grund gestanden. Auch sie hat seitdem ein ganz anderes Gesicht gewonne

1907 handelte es sich um die Fortführung des Krieges gegen die Herero
der keine großen Kosten mehr befürchten ließ. Und welche glänzenden A
sichten sollten dafür die Kolonien uns eröffnen! Den kleinen Bauern, dene
dank den Agrarzöllen, der Erwerb von Boden durch die gesteigerten Bode
preise erschwert wird, wurde billiges Land verheißen. Den Industrielle
Unternehmern wie Arbeitern, die unter der Teuerung des Rohmateria
litten, billige Rohstoffe, wie Baumwolle und Kupfer.

Alle diese Verheißungen haben sich seitdem als blauer Dunst erwiese
Dabei hat aber die Kolonialpolitik seitdem eine Eigenschaft in den Vord
grund treten lassen, die sie früher weniger offen zeigte: den Gegensatz, i
den sie uns zu England bringt, und seine Folgen.

Hatte es sich 1907 nur um den Krieg gegen die Hereros und dess
Kosten gehandelt, so waren wir diesmal durch die Kolonialpolitik weni
Monate vor dem 12. Januar dicht vor den Weltkrieg geführt worden. Vorh
schon aber hatte die Regierung die Rechnung des von ihr verursachten wah
sinnigen Wettrüstens in der Form einer halben Milliarde neu
Steuern dem deutschen Volke präsentiert. Und daß das nicht langt, ist se
dem schon offenbar geworden.

Auf die Kriegsgefahr hatten manche unserer Gegner gebaut. Sie hofft
dadurch den furor teutonicus zu entzünden, der sich wieder einmal geg
die vaterlandslose Rotte wenden werde. Aber diesmal versagte der chau-
nistische Kalkul. Die Kriegsgefahr bedeutete ehedem in den Augen d
Volksmasse alle Schrecken einer feindlichen Invasion. Dagegen gewappn
zu sein, erschien ihr eine dringende Notwendigkeit. Unsere Versicherung,
daß auch wir die Nation nicht wehrlos machen wollten, traute man vielf
nicht. Man hielt sich an das, was die bewährten Feldherren der Armee f
notwendig erklärten.

Aber heute steht es ganz anders. Deutschland ist jetzt an Volkszahl dopp
so stark wie Frankreich — und Rußland ist einem Großstaat gegenüber o-

htig. Der Gegensatz, der heute den Weltfrieden bedroht, ist der zwischen
tschland und England, ist einer, der zur See ausgefochten wird, nicht um
hsland zu schützen, sondern um tropische Sümpfe und Wüsten zu ge-
nen. Ungeheurer als je sind die Kosten des Einsatzes und winzig —
igstens für die Volksmasse — der Preis des Sieges.

So hat diesmal der Appell an den Mordspatriotismus völlig versagt,
1887 und auch noch 1907 so gewaltig wirkte. Nie hat unsere Partei
rgischer als im vergangenen Jahre ihren festen Willen bekundet, allen
gerischen Gelüsten mit aller Macht entgegenzutreten. Das hatte dazu ge-
t, daß in unserer Partei die Frage erörtert wurde, ob der Massenstreik
geeignetes Mittel sei, den Ausbruch eines Kriegs zu verhindern. Unsere
ner haben nicht gezögert, dies dahin zu verdrehen, daß wir den Streik der
ldaten im Kriegsfall predigten, und daß wir den Streik gegen den
g einseitig bloß bei uns predigten, Deutschland wehrlos machen wollten.
Nie vorher hatten diese Ideen in der Wahlagitation eine Rolle gespielt.
half alles nichts. Trotz alledem hat die Sozialdemokratie eine Million
mmen mehr erhalten wie letztes Mal, und die besonders patriotischen
teien 300000 Stimmen weniger.

Der Kampf gegen die Teuerung, die Agrarzölle, um das Koalitionsrecht,
en neue Steuern, die Weltpolitik, das Wettrüsten, um den Weltfrieden —
ist die Wurzel, der unser Wahlsieg diesmal entsproß. Und damit sind
h die Probleme bezeichnet, die den neuen Reichstag beschäftigen werden,
n nicht unerwartete Zwischenfälle unerhörte Situationen schaffen.

Das Volk hat gesprochen, nun haben die Parlamentarier das Wort. Der
sfall der Stichwahlen wird bereits einigermaßen erkennen lassen, welche
hrheit wir zu erwarten und wessen wir uns von ihr zu versehen haben.
Aber wie immer die Reichstagsmehrheit sich gestalten mag, die Partei der
r Millionen wird von dem herrschenden Regime nicht ignoriert werden
nen. Es muß ihr entweder Konzessionen machen oder den Krieg aufs
sser erklären.

Wir werden die Gewinnenden sein in dem einen Falle wie in dem
dern. Denn die Klasse, deren Interessen unsere Partei verficht, ist die
zige, die stetig wächst. Und in allen Fragen, die auf der Tagesordnung
hen, um die sich auch der Wahlkampf drehte, vertreten wir mit den Inter-
n des Proletariats auch die der gesamten Nation. So kann es nicht lange
ern, und die große Mehrheit steht hinter uns. K. K.

Englands auswärtige Politik.

Von **Th. Rothstein.**

I.

Die auswärtige Politik Englands ergibt sich aus seiner geographischen
ge. Auf einer Insel gelegen, hat es keine unmittelbaren Nachbarn, kann
deshalb weder mit Wirksamkeit angreifen noch angegriffen werden. Im
rlauf seiner Geschichte hat es mehrere Male versucht, seine Macht auf be-
chbarte Gebiete des Festlandes — so Frankreich und die Niederlande —
szudehnen, war aber immer gezwungen, auf diese Aufgabe zu verzichten.
lbst die eigenen Kolonien europäischer Abstammung, nachdem sie

eine gewisse Kulturstufe in ihrer nationalen Entwicklung erreicht hatte vermochte es nicht festzuhalten und mußte ihnen das vollständige Selb bestimmungsrecht einräumen. Nur einzig und allein Irland war es in stande zu beherrschen, aber Irland liegt in nächster Nähe, und trotzde kostete es England ungeheure Anstrengungen. Andererseits vermochte kei einzige Macht England mit Erfolg in seinem Gebiet anzugreifen. Nur d Normannen brachten es fertig, als England noch kein Nationalstaat wa bekanntlich aber lief diese Eroberung darauf hinaus, daß die Eroberer e obert wurden.

Dieselbe Lage mußte jedoch die Entwicklung Englands zu einer Kolonia macht fördern. Nachdem der Handelsweg nach dem reichen Orient üb Konstantinopel geschlossen und der Weg über den Atlantischen Ozean na demselben Orient und dem neu entdeckten amerikanischen Kontinent g bahnt worden war, erlangten die britischen Inseln als Kreuzpunkt de neuen Wege aus dem gesamten nördlichen Teile Europas eine große kom merzielle Bedeutung, die noch mehr zunahm, als Spanien, der andere Vor posten Europas am Atlantischen Ozean, unter den gewaltigen Ansprüche seines Weltreichs zusammenbrach. England, das nun den Ausgang in de Atlantischen Ozean beherrschte, wurde bald zur ersten Handelsmacht de Kulturwelt, gründete überall Faktoreien und Pflanzungen und som Kolonien.

Die Kombination der beiden hier erwähnten Umstände bestimmte i allen ihren wesentlichen Zügen die auswärtige Politik Englands. Da da Land gegen Angriffe gesichert war, da es andererseits seine Macht nur au überseeische, wilde und barbarische oder doch ökonomisch rückständige Lände ausdehnen konnte, so mußten seine Beziehungen zu den übrigen Kultur staaten Europas — und das macht das Wesen der auswärtigen Politi eines modernen Staates aus — hauptsächlich auf die Erhaltung un Ausdehnung seines Kolonialgebiets gerichtet werden. So sehen wir im Verlauf der Jahrhunderte, wie das Moment der dynastischen Interesse und der territorialen Ausdehnung in Europa bei der Beurteilung un Ausführung der Handlungen auf dem Gebiet der auswärtigen Politik i England immer mehr zurücktritt, bis der ältere Pitt sie völlig beseitigt un das Kolonialmoment in den Mittelpunkt der auswärtigen Politik stell Von nun an — etwa seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts — gib es für England in seinen auswärtigen Beziehungen nur ein Kriterium Wird die englische Kolonialmacht oder der Besitz dieser oder jener einzelne Kolonie durch diese oder jene Beziehungen zu diesem oder jenem Staat gefährdet oder im Gegenteil befestigt und erweitert?

Im Verlauf des neunzehnten Jahrhunderts hatte England diese Frag hauptsächlich in bezug auf zwei Staaten zu stellen: Frankreich und Ruß land. Frankreich war einst der große Handels- und Kolonialrivale Eng lands gewesen, und es blieb ihm selbst nach der Napoleonischen Katastroph immer noch gefährlich. Die Gefahr steckte darin, daß Frankreich ein Mittel meerreich war, seit den Kreuzzügen einen großen Einfluß im mohammeda nischen Orient ausübte und das Mittelmeer und der mohammedanisch Orient den Weg nach I n d i e n bilden, der wichtigsten Kolonie Englands — ja der Achse seines gesamten Kolonialreichs. Um dieser Gefahr vorzubeugen bemächtigte sich England bereits 1704 Gibraltars, 1800 Maltas und 188

gyptens. Außerdem proklamierte es 1856 den Grundsatz der Integrität es Ottomanischen Reiches. Eine ähnliche Gefahr aber drohte ihm aus ner anderen Ecke von Rußland. Von Rußland führen drei Wege nach ndien: über Zentralasien, über Persien und über Konstantinopel, und ngland versperrte sie alle durch die Erhaltung des afghanischen Puffer-aates, die Unterstützung Persiens und die Schließung der Dardanellen. bersieht man den Gang der englischen Diplomatie während des ver-angenen Jahrhunderts, so bemerkt man ganz deutlich, wie ihre Grund-nien von der Rücksicht auf diese zweifache Gefahr diktiert wurden. Gegen-ber Frankreich wurde von ihr stets das beste Einvernehmen mit panien, Italien und Österreich gepflegt. Von dem guten Willen paniens hängt nicht nur die Behauptung Gibraltars ab, eines ein-men Stückchens Landes, dessen leicht isolierbare Lage ebenso nachteilig ie sein strategischer Wert groß ist, sondern auch die Sicherung der gegen-berliegenden marokkanischen Küste einerseits und der Erfolg etwaiger riegsoperationen gegen die atlantische Flotte Frankreichs anderer-its. In allen diesen drei Richtungen hat Spanien England schon gute ienste geleistet, und so ist die Erhaltung der spanischen Freundschaft ner der Angelpunkte der englischen Diplomatie seit den Napoleonischen eiten geworden. Zwar ist die Spitze der englischen Diplomatie jetzt nicht ehr gegen Frankreich gerichtet, aber immer noch unterhält England zur rhaltung seiner Seeherrschaft im Mittelländischen Meere die besten Be-ehungen zu Spanien. Eine Tochter des verstorbenen Königs Eduard ist it dem König von Spanien verheiratet, und seit 1907 besteht zwischen en beiden Ländern wenn nicht ein Vertrag, so wenigstens eine Verständi-ung, wonach Spanien eine moderne Flotte nach den Zeichnungen der nglischen Admiralität durch englische Firmen, wie auch zwei neue riegshäfen — den einen in Ferrol am Golf von Biskaya, den anderen in artagena am Mittelländischen Meere nach englischen Plänen zu er-auen hat. Dafür hat England bereits 1904 Spanien die Besetzung der ittelländischen Küste Marokkos garantiert und Delcassé gezwungen, einen ertrag in diesem Sinne mit Spanien zu schließen.

Von den englisch-italienischen Beziehungen gilt genau dasselbe. ie Apenninische Halbinsel spaltet das Mittelländische Meer in zwei Teile nd bildet zusammen mit Sizilien und Malta einerseits und Spanien und ibraltar andererseits einen Kordon, der den französischen Teil des Meeres änzlich absperrt. Außerdem ist, wie Gibraltar auf Spanien, so auch Malta uf Italien für seine Existenz völlig angewiesen. Daher bildet die Pflege er Freundschaft mit Italien seit zwei Generationen — in der Tat seit dem rieden von Villafranca (1859) — den zweiten eisernen Bestandteil der nglischen auswärtigen Politik. „Man soll nicht vergessen“, schrieb Stock-ar, der intime Ratgeber der Königin Viktoria, an deren Gatten Prinz lbert, „daß es stets die Pflicht eines englischen Staatsmanns ist, Italien egen Frankreich stark zu machen.“ So trat England nach manchem Zögern, as durch Rücksichten auf Österreich diktiert wurde, für die Einigung taliens ein, unterstützte die zentralistische Politik Cavours gegen die föde-ative Napoleons III., es deckte mit seiner Diplomatie das Wagnis der esetzung Roms und begünstigte selbst die von der italienischen Regierung ur selben Zeit geplante Annexion Korsikas. Als dann 1881 die Franzosen

Tunis einnahmen, beeilte sich England, seine Freundschaft für das betrübte Italien dadurch zu beweisen, daß es ihm den Weg nach dem Roten Meere öffnete und Massaua, Erythrea und Abessinien preisgab. Es war nicht Englands Schuld, daß diese Freigebigkeit sich als ein Danaergeschenk herausstellte; dafür gab es Italien bald das Recht auf Tripolitanien, genau wie es später Spanien das Recht auf Nordmarokko gab — als Belohnung und als Schutzmittel gegen das Vordringen Frankreichs am Mittelmeer.

Endlich bildete auch Österreich seit jeher eine Stütze der englischen Diplomatie gegen Frankreich. Der Bund zwischen den beiden Ländern wurde schon zur Zeit der Napoleonischen Kriege geschlossen, wofür dann Österreich vom Wiener Kongreß (1815) mit dem Besitz der Lombardei und Venetiens belohnt wurde. Als die italienischen Freiheitskriege ausbrachen, unterstützte England mit seiner Diplomatie lange Zeit Österreich, und erst als ihm klar wurde, daß gerade diese Politik geeignet war, den französischen Einfluß über Italien auszudehnen und zu befestigen, wandte es sich von Österreich ab. In ähnlicher Weise weigerte sich England, Ungarn gegen Österreich zu unterstützen, um das letztere nicht zu schwächen, und schaute ruhig zu, als Krakau gewaltsam annektiert wurde. Erst nach der Katastrophe von 1866 verliert Österreich für England die Bedeutung eines Helfers im Kampfe gegen Frankreich, aber dafür bekommt es einen neuen Wert als Schutzwehr gegen Rußland. So hat sich die englische Freundschaft für Österreich bis in die letzte Zeit erhalten.

Der diplomatische Kampf gegen Rußland fand seine Hauptstützen, wie erwähnt, in der Erhaltung der Unabhängigkeit der Pufferstaaten von Afghanistan und Persien und in der Unterstützung der Türkei. Die Dardanellen wurden gegen Rußland bereits 1833, dann 1841 und endgültig 1856 geschlossen. In dem letztgenannten Jahre wurde auch der Grundsatz der Integrität des Ottomanischen Reiches aufgestellt, der zwar im Verlauf der folgenden Jahrzehnte unzählige Male von anderen Staaten und auch von England selbst durch die Besetzung Cyperns 1878 und Ägyptens 1882 durchbrochen, gegen Rußland aber immer in den Vordergrund geschoben wurde. Als Rußland 1877 vor den Mauern Konstantinopels erschien, mobilisierte England sofort eine Flotte, und als Rußland einen für sich vorteilhaften Vertrag mit der Türkei in San Stephano schloß, da griff England das zweite Mal ein und erzwang eine Revidierung auf dem Kongreß von Berlin. Da zu befürchten war, daß sich die neu befreiten slawischen Völker unter den russischen Schutz stellen und somit Rußland eine feste Stütze auf dem Balkan gewähren würden, gestattete England nicht, daß ein „Großbulgarien" oder „Großserbien" sich bildete, setzte es durch, daß weder Ostrumelien noch Mazedonien dem neuen bulgarischen Fürstentum einverleibt, und daß Bosnien und die Herzegowina wie teilweise auch Altserbien (das Sandschak Novibasar) Österreich unterstellt wurden.

Zu Beginn des jetzigen Jahrhunderts schloß dann England einen formellen Bund mit Japan, wonach es sich als Gegenleistung für die etwaige Verteidigung Indiens verpflichtete, im Falle eines Krieges Japans mit Rußland keine Intervention einer dritten Macht zu dulden.

Will man dieses Bild der nach zwei Fronten gerichteten englischen Diplomatie vervollständigen, so muß man auch die Beziehungen zu Preußen und später zum neuen Deutschen Reiche erwähnen. Mit Hilfe Preußens wurde

Macht Napoleons I. gebrochen, aber schon früher, in den Tagen iedrichs II., den England bei dem Werke der Aufteilung Polens finanll unterstützte, herrschten zwischen England und Preußen ganz gute Behungen. Doch wußte England, daß Preußen gegen Rußland nie zu)en sein werde, und so blieben die Beziehungen zwar gut, wurden aber intim. England machte keine Versuche, den preußischen Expansionsüsten selbst auf Kosten Dänemarks (1864) Hindernisse in den Weg zu en, und als 1870 die Gefahr eines preußisch-französischen Konfliktes anrückte, bemühte es sich sogar, Österreich im Zaume zu halten. Zur)en Zeit aber hütete es sich, Preußen zu einer Stütze seiner Diplomatie machen, bis sich Bismarck selbst dazu anbot. Auf dem Berliner Kongreß kten sich die deutschen Absichten, Österreich eine Vergrößerung im nahen ten zu schaffen, vollständig mit dem englischen, ein Gegengewicht gegen ßland auf dem Balkan aufzurichten, und diese Solidarität wurde bezelt auf der Internationalen Konferenz zu Therapia 1882, wo Bismarck gland freie Hand in Ägypten gegen das isolierte Frankreich gab.

So bewegte sich bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts die Diplotie Englands in zahlreichen und sehr komplizierten Bahnen, um seine den gefährlichsten Gegner auf dem kolonialen Gebiet in Schach zu ten. Von keinem europäischen Staate unmittelbar bedroht, auch ohne e Absichten gegen irgend einen europäischen Staat, mußte doch England itinentale Politik treiben, um seinen reichen Kolonialbesitz zu sichern. s Wort von der „glänzenden Vereinsamung“ muß in dem Sinne vernden werden, daß England nicht ein abhängiges Glied in einer Kette, idern den Mittelpunkt eines von ihm selbst geschaffenen diplomatischen tzes bildete, das es immer von neuem stricken oder zerreißen konnte.

War diese Diplomatie erfolgreich? In ihren unmittelbaren Zielen durchs: England hat es vermocht, seinen Kolonialbesitz im 19. Jahrhundert nicht r unverkürzt zu erhalten, sondern noch auszudehnen. Andererseits aber hat n diese Diplomatie seine Monopolstellung als Kolonialmacht erschüttert. isonst vergibt ja keine Macht ihre Freundschaft, und wenn es sich nicht, in dem Falle der Türkei, um die Sicherung der bloßen Existenz handelt, in fordert sie „Kompensationen“. Manchmal mochten die Kompensanen die Form einfacher politischer Gegenleistung annehmen: das war ige Zeit der Fall mit Deutschland; seit dem Erstarken des Kapitalismus den kontinentalen Staaten Europas mußte aber England die ihm eresene Freundschaft mit Kolonialterritorien vergelten. So haben wir geen, wie es auf diese Weise Spanien und Italien belohnt und auch Österch den Weg nach dem Osten — eventuell nach dem Ägäischen Meere — genet hat. Der diesen diplomatischen Aktionen zugrunde liegende Gedanke r der, daß England eigentlich Anspruch auf alle „freien“ Länder hat, t denen es dann, wie etwa ein Feudalherr, seine treuen Freunde benen darf. „Obschon“, erklärte einmal der deutschen Regierung Lord anville in bezug auf Kolonialerwerb in Afrika, „obschon die englische rrschaft über keinen dieser Punkte proklamiert worden ist, wird die Veridung eines Protektorats oder die Ausdehnung seiner Souveränität tens eines fremden Staates von England als ein unfreundlicher Akt rachtet werden.“ Daher sein Groll, wenn irgend ein Staat, selbst ein beundeter, sich ohne seine Zustimmung koloniale Territorien aneignete, wie

es Deutschland 1884 und später tat. England mußte aber diese Beeinträch tigung seiner „natürlichen“ Rechte schließlich dulden, um nicht das Haupt ziel seiner Diplomatie zu verrücken. Die englische Regierung bemühte sic in diesen Fällen damit, durch Abschließung eines Vertrags dem Ehrgei ihres unmanierlichen Freundes, unter Anerkennung des Geschehenen, eine Riegel vorzuschieben — so durch das Abkommen mit Deutschland 1890 wi durch das Abkommen mit Italien ein Jahr später.

Das merkwürdigste dabei war, daß England selbst seinem *franzö sischen* Rivalen Kompensationen gewähren mußte, dessen Zurückdrängun doch eine der Hauptaufgaben seiner Diplomatie bildete. Im Jahre 183 bemächtigte sich Frankreich Algiers, und nach langem Grollen war Eng land 1855 gezwungen, die Einverleibung Algiers anzuerkennen, um dam die französische Mitwirkung am Krimkrieg zur Erhaltung der Integritä des Ottomanischen Reiches zu erkaufen. Im Jahre 1878, hinter den Kulisse des Berliner Kongresses, erwarb sich England die Insel Cypern, und u einem Protest Frankreichs vorzubeugen, gewährte ihm Lord Salisbury frei Hand in Tunis. Zwar erwies sich, als es zur Ausführung des Vertrag kam, die englische Regierung ungeniert genug, ihr Versprechen abzuleugnen und noch jahrelang nach der französischen Besetzung des Landes weigert sich England, sie anzuerkennen. Allein nachdem Frankreich versproche hatte, seine Ansprüche auf den oberen Nil fallen zu lassen, gewährte ih England im Jahre 1897 die gewünschte Sanktion. In beiden Fällen als mußte England einen Preis für die ihm geleisteten Dienste bezahlen.

Diese Kompensationspolitik und die damit verknüpfte Einschränkun der Kolonialmacht Englands konnten ihre psychologischen Wirkungen nic verfehlen: England sah allmählich ein, daß die koloniale Entwicklung de anderen Staaten ebensowenig wie ihre industrielle Entwicklung aufzuhalte sei, und daß ihm daher die einfache Vernunft gebiete, statt den Hans Damp in allen Gassen zu spielen, sich auf die Erhaltung und Entwicklung de eigenen Kolonien zu beschränken. Der Abschluß des englisch-*französi schen* Abkommens vom 21. März 1899 über Zentralafrika zur endgültige Regulierung der durch den Faschodazwischenfall aufgeworfenen Fragen un des englisch-*russischen* Abkommens vom 29. April desselben Jahre zur Regelung der Eisenbahnfrage in China bezeichnet das Aufkomme einer ruhigeren Auffassung ihrer Aufgaben bei der englischen Diplomati

II.

Es ist unmöglich, zurzeit zu bestimmen, in welcher Richtung sich die eng lische Diplomatie bewegt hätte, nachdem sie sich mit dem Erstarken de Kolonialmacht anderer Staaten seit dem Frühjahr 1899 abzufinden begann wäre es nicht im Herbst desselben Jahres zu dem Burenkrieg gekommen Der unglückliche Verlauf dieses Feldzugs schuf mit einem Male eine neu Situation. Europa gewann die Überzeugung, daß es mit der englische Militärmacht für lange Jahre, wenn nicht geradezu für immer, vorbei se und seine alten Rivalen Rußland und Frankreich entfalteten sofort eine reg diplomatische Tätigkeit. Das erstere benutzte die Gelegenheit, um den eng lischen Einfluß in Persien durch Übernahme der alten englischen Anleihe die Gewährung einer neuen Anleihe und die Einrichtung einer Dampfe linie von Odessa nach dem Persischen Golf zu lähmen; andererseits stifte

; in China die Boxerunruhen an, besetzte die südliche Mandschurei mit inen Truppen und wirkte für sich eine Reihe wichtiger Eisenbahnprivigien aus. An der anderen Ecke Europas setzte Herr Delcassé mit seinen roßen Marokkoplänen ein. Im Jahre 1900 wurde von ihm das Mittel-eerabkommen mit Italien geschlossen, zwei Jahre später von ihm das anzösisch-spanische Projekt zur Aufteilung Marokkos entworfen, und um eselbe Zeit knüpfte er mit Deutschland Verhandlungen über denselben egenstand an. England sah sich zum ersten Male seit der Zeit Napoleons I. der Lage, Objekt statt Subjekt der europäischen Diplomatie zu sein. Die iederaufnahme des aufgegebenen Kampfes mit seinen europäischen Kon-rrenten schien ihm unvermeidlich, und dazu war die Liquidierung des urenkriegs unerläßlich. Gerade zu dieser Zeit (im Januar 1901) starb e alte Königin, und schon zwei Monate nach ihrem Tode wurden die sten Friedensverhandlungen angeknüpft. Sie scheiterten, weil die eng-che Regierung sich nicht verpflichten wollte, die Selbstverwaltung in den uen Kolonien baldigst durchzuführen. Ein Jahr später aber gab sie in esem Punkte nach, und im Mai wurde der Frieden zu Vereeniging ge-lossen. Zwei Monate später trat auch Lord Salisbury, der langjährige iter der auswärtigen Politik Englands, zurück, und so wurden Englands inde zur Wiederaufnahme der europäischen Diplomatie freigemacht.

Zum allgemeinen Erstaunen aber nahm sie nicht die Richtung, die man ch vor ganz kurzer Zeit von ihr erwartet hatte. Zwar bewegte sich der schluß eines gegen Rußland gerichteten Bündnisses mit Japan (Januar 02) noch immer in den alten Bahnen; auch die Besuche, die der König duard den Königen von Portugal und Italien 1903 abstattete, bedeu-ten nichts Besonderes. Allein schon die Reise Eduards nach Paris in dem-ben Jahre und die äußerst freundschaftlichen Reden, die er dort hielt, regten bedeutendes Aufsehen, und im April des folgenden Jahres wurde e Welt durch die Veröffentlichung der drei Verträge, die die englisch-anzösische Entente schufen, in laute Verwunderung versetzt. Diesmal urde mit den alten Kompensationsmitteln die Freundschaft Frankreichs radezu erkauft, und Frankreich trat in die Kette der Mächte ein, die vom lantischen Ozean bis zu den Dardanellen die Gunst Englands genossen. ln es vorwegzunehmen, sei schon an dieser Stelle bemerkt, daß drei Jahre ch dem Abschluß der Entente, als das auf den Feldern der Mandschurei chlagene Rußland anscheinend aufgehört hatte, eine Gefahr für Indien d selbst für China zu sein, England sich auch Rußlands Freundschaft rch die Abtretung des nördlichen und wichtigeren Teiles Persiens er-rb.

Was war der Sinn dieser neuen Orientierung der englischen Diplo-tie? Das Publikum meinte damals, sie wäre nur die Fortsetzung und Abschluß jener Phase der Versöhnungspolitik, die in den letzten Jahren vergangenen Jahrhunderts eingetreten und nur durch den Burenkrieg terbrochen worden war. Als solche wurde die Entente vom allgemeinen blikum auf das herzlichste begrüßt. Schwerlich aber durfte die Diplo-tenwelt einen solchen Irrtum begehen: schon der Umstand, daß bei dem hhandel über Ägypten und Marokko Deutschland, die Signatarmacht des otokolls von Therapia (1882) über Ägypten und des Madrider Vertrags 80) über Marokko, völlig übersehen und nicht einmal gefragt worden

war, mußte ihr gezeigt haben, daß die neue Diplomatie eine Spitze gegen Deutschland hatte. Es war klar, daß England nicht mehr Frankreich, sondern Deutschland als seinen gefährlichsten Rivalen betrachtet und nun die notwendigen Maßnahmen trifft, um seine strategische Position zu stärken.

Wie es zu dieser Umwertung der alten Werte kam, läßt sich ohne große Schwierigkeit feststellen. Trotz der offiziellen Politik und der persönlichen Neigungen des Hofes (man vergesse nicht, daß die englische Dynastie eine deutsche ist und der Prinzgemahl Albert sogar ein deutscher Patriot war) wurde Deutschland unter der englischen Bourgeoisie nie recht populär. Preußen als despotische und militärische Macht genoß nur geringes Ansehen bei dem freiheitlichen englischen Liberalismus, und als sich später die deutsche wirtschaftliche Konkurrenz fühlbar zu machen begann, gewann Deutschland erst recht nicht an Popularität. Solange aber die herrschenden Kolonialcliquen es in ihrem Interesse fanden, mit Deutschland zusammenzugehen, kam die Unpopularität Deutschlands nicht zum politischen Ausdruck. Noch 1898 vermochte die englische Regierung mit Deutschland einen Geheimvertrag über die eventuelle Verteilung der portugiesischen Kolonien zu schließen, ein Jahr später regte Chamberlain einen neuen „Dreibund" zwischen England, Deutschland und den Vereinigten Staaten öffentlich an. 1901 erließ der englische Flottenverein einen Aufruf, das Programm des Flottenbaues zu erweitern — „besonders um die Kräfte im Mittelmeer zu stärken, wo der Kampf für das Reich wahrscheinlich ausgekämpft werden wird"; derselbe Gedanke wurde noch in den Flottendebatten des nächsten Jahres von den Regierungs- und anderen Rednern betont, und um dieselbe Zeit, also 1902, unterstützten die Engländer die deutsche Expedition nach der Mündung des Nigers zur Errichtung einer Kohlenstation, und der König Eduard wurde zum Admiral à la suite der deutschen Flotte ernannt. Noch spät in demselben Jahre fanden es die beiden Regierungen möglich, eine gemeinsame Flottenaktion gegen Venezuela zu unternehmen! Der Umschwung trat plötzlich in dem folgenden Jahre ein: es wurden Verhandlungen mit Frankreich angeknüpft und eine Verständigung erreicht, und bei den Flottendebatten wurde zum ersten Male die Notwendigkeit der Konzentration in der Nordsee offiziell verkündet, worauf dann der Bau einer neuen Flottenbasis an der östlichen Küste (Rosyth) beschlossen wurde. Mit einem Schlage wurde der englischen auswärtigen Politik eine neue Richtung gegeben. Wie kam es dazu? Daß das deutsche Flottengesetz 1900 nicht an und für sich der Grund der englischen Ungunst war, ergibt sich aus den oben erwähnten Gesichtspunkten des englischen Flottenvereins und der englischen Regierung 1901 und 1902. Auch der deutsche Kolonialdrang konnte an und für sich nicht die Ursache der Verfeindung sein, wie das Zusammengehen am Niger zeigt. Was die herrschenden Cliquen Englands gegen Deutschland erbitterte und in ihren Augen auch dem Ausbau der deutschen Flotte und dem deutschen Kolonialdrang eine besondere Bedeutung verlieh, war vielmehr die weltpolitische Melodie, die immer wieder von den höchsten Regierungsstellen Deutschlands geblasen wurde und jeden Schritt auf dem Gebiet der Flotten- und Kolonialerweiterung begleitete. Im März 1889 war Deutschland mit England und den Vereinigten Staaten in einen heftigen Konflikt über Samoa geraten, und kurz vor dem Schlusse des Jahres, als England bereits

en Burenkrieg verwickelt war, hielt Bülow seine berühmte Rede im Reichs-
ig über die Notwendigkeit einer starken Flotte als Mittel, jede Verletzung
er deutschen Rechte und Ansprüche gebührend zurückzuweisen. Die Wir-
ungen des Samoazankes und die heimlichen Hoffnungen, die die Schwierig-
eiten Englands in der Brust der deutschen Regierung entzündet hatten,
varen gar nicht zu verkennen, und wie die damaligen Reden Bebels und
ugen Richters, machte auch die englische Presse auf diesen Zusammen-
ang aufmerksam. Es folgte die deutsche Flottenvorlage mit ihrer sonder-
aren Einleitung und den sonderbaren Erklärungen der Regierung, dann der
ank zwischen Chamberlain und Bülow über das Vorgehen der deutschen
ruppen in Frankreich 1871 und der englischen Truppen in Südafrika, die
ede des Kaisers in Cuxhaven im Sommer 1901 („Unsere Zukunft liegt
uf dem Wasser"), die alldeutsche Broschüre Professor Halles über „Die
eutsche Volks- und Seewirtschaft" mit ihrer Widmung an Admiral Tirpitz,
ie berühmten Tabellen des Kaisers über die Stärke der deutschen und der
nglischen Flotte usw. Die herrschenden Cliquen in England wurden all-
mählich beängstigt: es schien ihnen, als tauche mit Deutschland ein neuer
ivale der englischen Weltmacht auf, weit gefährlicher als die bisherigen.
ndererseits wurden auch Englands industrielle und handeltreibende Klassen
folge der fürchterlichen Konkurrenz, die die deutsche Schwerindustrie in
em Krisenjahr 1900/01 auf dem englischen Markte entwickelt hatte, und
er Durchsetzung des Zolltarifgesetzes von 1902 noch mehr verstimmt, was
it der Entfaltung der schutzzöllnerischen Agitation durch Chamberlain im
ai 1903 energisch zutage trat. Unter diesen Umständen bedurfte es nur
nes Anlasses, um dem allmählich erstarkten Empfinden einen politischen
usdruck zu geben. Dieser Anlaß wurde durch das Bagdadbahn-
rojekt geschaffen. Lange Zeit hatte es England unterstützt als Kampf-
ittel gegen die syrischen Projekte der Franzosen und das Vordringen
ußlands über Armenien nach Konstantinopel einerseits und den Per-
schen Golf andererseits. Nachdem aber Englands Verdacht gegen die Ab-
chten Deutschlands einmal erweckt worden war, erblickte es in dem Bagdad-
ahnprojekt eine viel größere und unmittelbare Gefahr, als es von
ußland oder Frankreich erwartet hatte. Schon 1901 traf England Maß-
ahmen zur Hemmung des deutschen Vordringens nach dem Persischen Golf,
ndem es die Landung türkischer Truppen in Koweit verhinderte und damit
ine Art Protektorat über diesen Endpunkt der zukünftigen deutschen Bahn
roklamierte. Als aber sich 1902/03 die deutschen Unternehmer an Eng-
and wandten, damit es an dem Bau der ersten Strecke teilnehme, war
hon die englische „öffentliche Meinung" genug vorbereitet, um mit einem
Nein!" zu antworten. Bei den damaligen Diskussionen in der englischen
resse und im Parlament wurde es schon mit voller Klarheit ausgeführt,
ie deutsche Bagdadbahn sei ein Versuch, nach Indien vorzudringen, und
ilde somit in Verbindung mit dem Ausbau einer starken Flotte einen
eil der weltpolitischen Pläne der deutschen Regierung. Der gleichzeitige
usbruch des deutsch-kanadischen Zollstreits mit den Drohungen der Ver-
eltung gegen das gesamte britische Reich steigerte die Befürchtungen und
en Unmut der englischen Imperialisten, und der Riß war vollendet: von
un an erschien den herrschenden Klassen Englands Deutschland als der
eind.

Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß das System der diplomatischen Verständigungen mit Frankreich, Spanien, Portugal und Italien, zu dessen Ausbau dann England sich anschickte, von ihm zuerst wesentlich als eine defensive Maßregel aufgefaßt wurde: Deutschland, das ohne Bündnis zu See noch schwach war, sollte sich keine Verbündeten schaffen, mit deren Hilfe es dann seine Ziele auch gegen England durchsetzen konnte. Daher enthielt keine der Abmachungen, die bis 1907 geschlossen wurden, irgendwelche Militärklauseln. Der erste Zusammenstoß aber — wegen Marokko 1905 — brachte bereits die logische Entwicklung der Dinge mit sich. Die deutsche Diplomatie, obwohl der Tragweite des englisch-französischen Abkommens über Marokko bewußt, wartete, bis Frankreich seine praktische Durchführung unternahm, und setzte dann mit ihrer üblichen „Schneidigkeit" ein. Formell war sie dazu berechtigt: ein französisches Protektorat über Marokko wäre eine Durchbrechung der Bestimmungen des Madrider Vertrags, der die Gleichberechtigung aller beteiligten Staaten, und besonders Deutschlands, des eigentlichen Urhebers des Vertrags, anerkannte. Materiell aber lief die Aktion Deutschlands auf eine feindselige Haltung gegenüber England und Frankreich hinaus. Somit entstand die Frage, ob Deutschland England und Frankreich zum Verzicht auf die Durchführung des Marokkoabkommens, oder England und Frankreich Deutschland zum Verzicht auf den Madrider Vertrag zwingen würden. Das war eine reine Machtfrage, die beide Parteien anscheinend mit den Waffen zu entscheiden bereit waren. Bei einigen Kreisen in Frankreich und England bestand sogar eine Neigung, die Dinge absichtlich auf die Spitze zu treiben: England hatte nicht nur seine „diplomatische", wie in dem Abkommen vom 8. April 1904 verabredet worden war, sondern auch eine militärische Unterstützung zu Land (100 000 Mann für eine Landung in Schleswig-Holstein am rechten Flügel der deutschen Armee) und zur See versprochen, und Delcassé, in Überschätzung der eigenen französischen Kräfte, sah in dem Auftreten Deutschlands eine Gelegenheit, den alten nationalen Streit einmal zum Austrag zu bringen. Jedoch in der Sitzung des Ministerrats vom 6. Juni 1905, wo Delcassé zum erstenmal seinen Kollegen seine Pläne auseinandersetzte, wurden diese vom Kriegsminister Berteaux mit Hinweis auf den wirklichen Zustand der Armee entschieden zurückgewiesen, ihm schloß sich der Premierminister Rouvier an, und Delcassé mußte gehen — nicht auf Andrängen der deutschen Regierung, wie die von ihm selbst lancierte Legende eine lange Zeit lautete, sondern infolge der Desavouierung durch seine Kollegen. Darauf traten die Verhandlungen in das Kompromißstadium ein: nachdem Deutschland, durch die Tangerrede des Kaisers gebunden, einen Vorschlag auf Aufteilung Marokkos oder Kompensation am Kongo abgelehnt hatte, einigte man sich auf Einberufung einer internationalen Konferenz, der im voraus die Aufgabe zuerteilt wurde, einerseits die Unabhängigkeit und Integrität Marokkos zu bestätigen, also ein französisches Protektorat zu verbieten, andererseits die „speziellen" Rechte Frankreichs und Spaniens anzuerkennen. Damit war die „Ehre" der deutschen Diplomatie gerettet beziehungsweise ihr Anspruch auf Teilnahme an einer etwaigen Änderung des Madrider Vertrags anerkannt, Frankreichs privilegierte Stellung aber, gemäß dem englisch-französischen Abkommen von 1904, von Deutschland (das noch vor

ıigen Jahren — zu Tattenbachs Zeiten — für sich selbst eine privilegierte
:ellung in Marokko angestrebt hatte) sanktioniert.

England kehrte aus Algeciras mit gesteigertem Hasse gegen Deutschland rück. Die Einberufung einer Konferenz zur Revidierung seines Abnmens mit Frankreich war schon an und für sich eine Demütigung für ne Diplomatie gewesen, und seine Bereitwilligkeit, die nicht bloß abhrende, sondern direkt aggressive Politik Delcassés, und zwar mit den affen, zu unterstützen, hatte eine bedeutungsvolle Wendung in seiner ıffassung der Entente bekundet. In Algeciras waren auch seine Vertreter, r Artur Nicholson und Sir Donald Mackenzie Wallace, mit dem russischen afen Cassini in Verhandlungen getreten, und im nächsten Jahre kam zu dem englisch-russischen Abkommen. Wie in den früheren Fällen erıfte sich auch hier England die Freundschaft seines Erbfeindes durch mpensationen auf dem Kolonialgebiet. Im selben Jahre schloß England s bereits erwähnte Militärabkommen mit Spanien und Portugal, das n Zweck hatte, den Engländern die Aufgabe der Überwachung des Mitteleeres zu erleichtern und ihnen die Konzentration ihrer Hauptkräfte in r Nordsee zu gestatten. Im Parlament und in der Presse wurde die alte ıeorie vom europäischen Gleichgewicht wieder aufgestellt, wonach es das tende Prinzip der englischen Politik sein müsse, die „Hegemonie" einer ızelnen Macht auf dem Festland nicht aufkommen zu lassen. Anfangs 08 — besonders nach der Zusammenkunft in Reval — galt es schon in iten politischen Kreisen Englands als Axiom, daß ein Krieg mit Deutschıd unvermeidlich sei.

III.

Warum ist bis heute ein Krieg mit Deutschland nicht ausgebrochen? lag offenbar im Interesse Englands, wenn ein Krieg mit Deutschland ımal „unvermeidlich" war, ihn so schnell wie möglich herbeizuführen, songe die Freundschaft mit Frankreich, Rußland und den pyrenäischen ächten noch warm und andererseits die deutsche Flotte noch nicht fertig ır. Andererseits fehlte es auch nicht in den seit der Zusammenkunft in val verflossenen Jahren an Anlässen zu einem Konflikt. Es war natürlich n vornherein ausgeschlossen, daß sich die neue deutschfeindliche Koalition ıfach zur Verteidigung der englischen Weltmacht gegen die deutsche Gehr mobilisieren lasse: das war nur dann zu erreichen, wenn Konflikte ischen den festländischen Mächten ausbrachen, die zu diesem Zwecke ausnutzt werden konnten. Das tat England auch mit dem besten Geschick. ie erste Gelegenheit dazu gab ihm die Annexion Bosniens und der Herzewina im Oktober 1908. Obwohl es gerade, wie bereits erwähnt, England wesen war, das auf dem Berliner Kongreß die österreichische Okkupation r beiden Provinzen angeregt hatte, und obwohl es seitdem diese als nur rschleierten Besitz Österreichs betrachtete, trat es jetzt als Anwalt der ürkei, des Slawentums und des „öffentlichen Rechtes" Europas auf ıd forderte ein formelles Gericht über das Vorgehen Ährenthals. Der iße Streit, der sich dann zwischen England und Rußland (auch einem eschützer des Slawentums, der noch 1876 in Reichstadt Bosnien und die erzegowina an Österreich abgetreten und im Juli 1908 deren Annexion s Preis für die Öffnung der Dardanellen selbst angeboten hatte!) einer-

seits und Österreichs andererseits entspann, wird noch im allgemeinen Ge-dächtnis sein.

Einen anderen Anlaß eines Konfliktes gab der bekannte Zwischenfal mit den Deserteuren der Fremdenlegion in Casablanca. So ernst wurde vo der englischen Diplomatie der lächerliche Pressezank zwischen Frankreich un Deutschland genommen, daß die englische Regierung sich veranlaßt sal ihrem französischen Freunde 150 000 Mann für eine Landung in Belgie anzubieten. Der Zank endete aber wie das Hornberger Schießen, und scho im Februar 1909 wurde das bekannte deutsch-französische Abkommen übe Marokko geschlossen.

Warum kam es in beiden Fällen nicht zu einem Kriege? Einfach des-halb, weil Frankreich einen Krieg nicht wollte. Für Frankreich gilt di ganze Entente mit England als ein Mittel zur Förderung der eigene Kolonialpolitik und als Versicherungsprämie gegen einen Angriff seiten Deutschlands, keineswegs aber als Verpflichtung, England seinerseits i einem Streite mit Deutschland durch einen Krieg zu unterstützen. Einma ist sich Frankreich seiner militärischen Schwäche bewußt, und es begreif daß es im Falle eines Krieges mit Deutschland die Zeche zu bezahlen hätt während England den ganzen Nutzen ziehen würde. Daher ist es auch be Abschluß des Abkommens von 1904 auf eine militärische Konvention nich eingegangen: eine solche Konvention hätte die englische Hilfe im Notfal nicht sicherer gemacht, als sie in der Tat war, während sie das Schicksa Frankreichs gänzlich in die Hände der englischen Diplomatie geliefer hätte. Andererseits sind französische Kapitalien in allen Ländern des Fest-landes und im nahen Osten in großen Mengen angelegt, und ein Krie hätte die größte Verwirrung nicht nur in die Geschäfte der leitenden Hoch-finanz, sondern Not, Empörung und Revolution in die Heimstätten de weitesten Schichten des sparenden Kleinbürgertums gebracht. In der Ta wird die gesamte auswärtige Politik Frankreichs immer mehr von finan-ziellen Erwägungen — hier Befürchtungen, dort Vordringen und andersw profitable Zusammenarbeit — diktiert und somit in bezug auf die Kultur länder immer friedensliebender gestaltet. So kam es dazu, daß, währen sich die englische Diplomatie immer kriegslustiger benahm, die französisch immer kräftiger bremste. Die von den Franzosen selbst lancierte, aber dan von der englischen und deutschen Diplomatie aus entgegengesetzten Gründe aufgenommene Legende will sagen, der Streit über die bosnische Annexio sei (im März 1909) deshalb abgebrochen worden, weil Rußland vor de Drohung des deutschen Kaisers zurückwich. In der Tat aber hatte Rußlan bereits drei Monate vorher, zu Weihnachten 1908, erklärt, es werde di Annexion nicht als einen casus belli betrachten; und wer die Handlunge der französischen Diplomatie und die Ausführungen der französischen Pres zu jener Zeit aufmerksam verfolgt hat, kann gar nicht verkennen, auf wesse Drängen sich Rußland zu dieser friedlichen Stellung entschlossen hat. I Österreich wie noch mehr in Rußland sind gewaltige französische Kap talien angelegt, und ein Krieg zwischen den beiden — von der Teilnahm Deutschlands und Englands ganz abgesehen — lag nicht im entferntest im Interesse Frankreichs. Aber auch auf England hat die französisch Diplomatie einen versöhnenden Einfluß ausgeübt, so daß man manchm gar nicht wußte, ob die französische Freundschaft mehr für Österreich ode

ür England gelte. Was dann die Casablanca-Affäre betraf, so genügt es, u konstatieren, daß es eben die englische Intervention war, die die beiden treitenden Parteien — und Frankreich nicht minder als Deutschland — ewog, nicht bloß den Konflikt sofort aus der Welt zu schaffen, sondern sich n bezug auf Marokko überhaupt auszusöhnen. Die finanzielle Zusammenrbeit zwischen den beiden „Ländern" war schon damals nicht nur in Maokko, sondern auch im nahen Osten bedeutend, und es lag gar nicht im nteresse der herrschenden Cliquen Frankreichs, sich das Geschäft um der chönen Augen Englands willen zu verderben.

Die Gegensätzlichkeit der Tendenzen der englischen und französischen Politik trat besonders schroff bei dem jüngsten Marokkokonflikt zutage. Es ist hier nicht der Platz, ihn ausführlich zu behandeln, um so mehr, da och manche Einzelheiten hier der Aufklärung bedürfen.[1] So viel steht aber est, daß der Konflikt nahe daran war, zu einem Kriege zu führen, und daß abei England Deutschland gegenüber energischer auftrat als Frankreich.

In diesem wie in den zwei vorhergegangenen Fällen durchkreuzte Frankeich die Politik der englischen Regierung. Die imperialistischen Cliquen onnten ihre Enttäuschung über die Erhaltung des Friedens gar nicht verergen, und dadurch wurde es der anderen Strömung, die sich langsam in er öffentlichen Meinung der übrigen Schichten des englischen Bürgertums ngesammelt hatte, ermöglicht — ähnlich wie vor acht Jahren der imperiastischen —, zum Durchbruch zu gelangen.

Wir haben gesehen, daß die Entente mit Frankreich in den breiten Schichten der englischen Bourgeoisie populär war, und daß selbst die in ihr nthaltene Spitze gegen Deutschland bei ihnen auf keinen Widerstand stieß. Die weitere Entwicklung der englisch-deutschen Gegensätze aber brachte ihnen nmer größere Enttäuschungen. Einerseits brachten sie gesteigerte Ausaben für Rüstungen mit sich. Das bildet für die englische Bourgeoisie, esonders für das Kleinbürgertum, das sich immer mehr unter die libeale Fahne schart, einen empfindlichen Punkt. Patriotisch ist sie nicht inder als die Bourgeoisien der anderen Länder, aber Vermehrung der Rüstungen bedeutet eine Vermehrung der Steuern, und Vermehrung der Steuern untergräbt die Grundlagen des Freihandels, von dem das Kleinürgertum lebt. Die Popularität des Lloyd Georgeschen Budgets von 1909 t eben darauf zurückzuführen, daß es, obwohl die indirekten Steuern tatichlich um mehr als 160 Millionen Mark vermehrt wurden, die Besteueıng des Landbesitzes und hoher Einkommen als neue Einnahmequellen Aussicht stellte. Gerade aber der Kampf um dies Budget hat bewiesen, aß diese Aussicht nicht viel Möglichkeit hat, verwirklicht zu werden: die roßbourgeoisie lehnte sich gegen sie auf und strömte massenweise aus der iberalen in die konservativ-protektionistische Partei, dadurch erst recht die ache des Freihandels gefährdend. So erklärt sich, warum schon Sir Henry ampbell-Bannerman die Notwendigkeit der Beschränkung der Rüstungen roklamiert hatte, und die weitere Entwicklung der englisch-deutschen Gegenätze, die nicht nur keine Beschränkung, sondern geradezu die Steigerung er Rüstungsausgaben förderte, bei den nicht direkt an finanziell-kolonialen

[1] Ich behalte mir vor, in anderem Zusammenhang auf diese Frage näher eingehen.

Geschäften beteiligten Schichten des englischen Bürgertums mit zunehmendem Unwillen betrachtet wurde. Dazu mußte gewissermaßen auch der Umstand beitragen, daß nach der schweren Krise des Anfanges des jetzigen Jahrhunderts — einer Krise, die durch den Burenkrieg verschärft war — die wirtschaftliche Konjunktur in England sich allmählich gebessert hat, daß sie selbst durch die Krise von 1907/08 viel weniger beeinträchtigt wurde, als anderswo der Fall war, und daß infolge dieser besseren Geschäftslage die Eifersucht gegen Deutschland in den letzten Jahren merklich abgenommen hat.

Das ist ein Faktor, der zu der Unpopularität der deutschfeindlichen Politik der Regierung in vielen Kreisen des Bürgertums beigetragen hat. Ein anderer liegt direkt auf dem Gebiet der auswärtigen Politik, wo die Regierung und die sie unterstützenden imperialistischen Cliquen das Land nach vielen Richtungen hin schwer kompromittiert haben. Zuerst kam die russische Freundschaft — eine höchst unwillkommene Errungenschaft der englisch-französischen Diplomatie, und zwar nicht nur, weil der russische Despotismus an und für sich dem englischen Volke in allen seinen Schichten äußerst antipathisch ist, sondern auch deshalb, weil sie auf Kosten Persiens, des alten Pufferstaats Indiens, wo außerdem der englische Handel bedeutende Interessen besitzt, erkauft war. Wenn — so sagte sich das Publikum —, wenn das deutsche Vordringen in Kleinasien und Mesopotamien dadurch eine nationale Gefahr geworden ist, weil es die englische Kolonial- und Handelsstellung in Indien, Vorder- und Mittelasien bedroht, was soll es für einen Sinn haben, jetzt Rußland, die skrupelloseste aller Mächte der Welt, direkt in Persien eindringen zu lassen und es dicht an die Grenze Indiens zu setzen? Das hieße doch den Teufel durch zwei Beelzebubs vertreiben! Obendrein aber wurde die russische Freundschaft zu einer Quelle der schlimmsten Verwicklungen auf der Balkanhalbinsel. Als die türkische Revolution ausgebrochen war, wurde England die populärste Macht in Konstantinopel. Aber schon während des Zankes mit Österreich verlor England durch seine verhetzende und russenfreundliche Diplomatie einen bedeutenden Teil seiner Popularität, und als dann seine Agenten begannen, um den jetzt wieder zunehmenden deutschen Einfluß zu brechen, die konterrevolutionäre Bewegung zu schüren und ihren alten Protegé Kiamil Pascha gegen die Jungtürken auszuspielen, ging die englische Popularität gänzlich in die Brüche. Für die englische Bourgeoisie war es ein empfindlicher Verlust an Handels- und Baukonzessionen und verschiedenen Lieferungen. Die Verfeindung zwischen den beiden Mächten nahm im Herbst 1909 noch mehr zu, als England sich abermals weigerte, mit Deutschland an dem Bau der für die Türkei so wichtigen Bagdadbahn mitzuarbeiten, und erst recht ein Jahr später, als England und Frankreich sich auf Anregung Rußlands, das durch den Erwerb von zwei alten deutschen Schiffen für die türkische Flotte verstimmt war, weigerten, der Türkei eine Anleihe zu gewähren, wenn ihnen nicht eine Kontrolle über die türkischen Finanzen — besonders über die Ausgaben — eingeräumt werde. Bei dem in der ersten Hälfte 1911 auf Montenegro beziehungsweise Rußland geschürten Aufstand der Albanesen stellte sich die englische Regierung offen auf die Seite der Aufständischen, und hätte nicht Österreich mit seinem Eingreifen die russische Diplomatie übertrumpft und zum Rückzug gezwungen, wäre es zu einer von England geleiteten Intervention gekommen.

Diese verkehrte Politik des englischen Auswärtigen Amtes — eine Po- ik, die die Stellung Englands in Konstantinopel vollständig erschütterte d einzig und allein von Feindschaft gegen Deutschland und Freundschaft Rußland diktiert wurde, also den eigenen Interessen Englands gar ht diente — enttäuschte die weitesten Schichten der englischen Bour- oisie um so mehr, als es sich frühzeitig herausstellte, daß sie nicht einmal eigentliches Ziel erreichen kann: der Bau der Bagdadbahn wurde von ren deutschen Unternehmern und ohne englische Hilfe — noch mehr, ge- dezu mit der Unterstützung durch französische Kapitalien fortgesetzt; der irkei gelang es, die von Frankreich und England zurückgewiesene An- he in Deutschland und Österreich unterzubringen; und als Krönung der ißerfolge schlossen Rußland und Deutschland im November 1910 ein Ab- mmen, wodurch sich das erstere verpflichtete, an keinen deutschfeindlichen ombinationen teilzunehmen, den Bau der Bagdadbahn nicht mehr zu ob- uieren, wofür es Persien ausgeliefert bekam! Den früheren Wunden, den wichtigsten Interessen der Handelsbourgeoisie von der offiziellen plomatie geschlagen worden waren, fügte sich jetzt eine politische Schmach negleichen hinzu!

Diese Stimmung war es, die in den letzten Monaten die Oberhand ge- onnen hat, nachdem auch die imperialistischen Kreise bei dem jüngsten sammenstoß wegen Marokkos zum dritten Male von Frankreich ent- ischt worden waren. Bereits eine Woche nach dem kritischen Tage des . Juli konnte man wie in der Erklärung Asquiths im Unterhaus, so in n darauffolgenden Ausführungen des Hauptorgans des diplomatischen harfmachertums, der „Times“, einen merklichen Umschwung entdecken. eitdem wurden die liberalen Preßorgane in ihrer Bekämpfung der deutsch- ndlichen Politik von Tag zu Tag energischer, während die imperialisti- en Blätter immer mehr zurückwichen, um dann nebst einer ganzen Reihe n Ministern, wie Mc Kenna, Churchill, Haldane und Herbert Samuel der letztere in einer merkwürdigen Bankettrede in Paris — jede Ver- chtigung einer deutschfeindlichen Gesinnung von sich mit Energie und nphase zurückweisen. Der Abschluß der Berliner Verhandlungen und die otwendigkeit, die offizielle Politik gegenüber den Enthüllungen in der idgetkommission des Reichstags zu verteidigen, verschärften wieder ein nig den Ton der Leibblätter des englischen Auswärtigen Amtes; um so denschaftlicher aber brachen die übrigen Zeitungen in eine Revolte gegen Greysche Diplomatie aus.

Die englische auswärtige Politik macht zur Zeit des Schreibens dieser ilen wieder eine tiefe Krise durch. Der radikale Umschwung in der entlichen Meinung selbst in den offiziösen Kreisen ist gar nicht zu ver- nen, und obwohl noch immer Sir Edward Grey an der Spitze des Aus- rtigen Amtes steht, muß seine Politik als ein vollständiges Wrack be- chtet werden. Seine Unterstützung der jüngsten Phase der russischen litik in Persien wird wohl auch seine letzte Leistung in dem Rahmen der herigen Diplomatie sein, denn weiter als diese Vergewaltigung der teressen und der Gefühle des englischen Bürgertums kann selbst die rkste Regierung in England nicht gehen. Ob Grey bleibt oder aus- eidet, jedenfalls ist zunächst eine weitgehende Entspannung in den englisch- itschen Beziehungen zu erwarten, das Bündnis mit Rußland wird ge-

lockert und die Entente mit Frankreich eingeschränkt werden. England hat sich allmählich mit der wirtschaftlichen Konkurrenz Deutschlands abgefunden; es scheint nicht ausgeschlossen, daß es sich jetzt mit Deutschland als See- und Kolonialmacht abzufinden beginnt.

Die Eifelbauern.

Zur Geschichte des Niederganges des landwirtschaftlichen Kleinbetriebs.

Von **Ernst Andrée.**

(Schluß

5. Kleinbetrieb und Großbetrieb.

So sieht es im klassischen Gebiet des deutschen kleinbäuerlichen Besitze aus. Es ist gerade kein verlockendes Bild, das sich hier unserem Auge dar bietet. Am allerwenigsten sollte es uns veranlassen, die kleinbäuerliche Pro duktionsweise als Betriebsform der Zukunft zu erstreben. Um so weniger als heute schon der rheinische Kleinbetrieb im unaufhaltsamen Niedergan begriffen ist. Eine untergehende Produktionsform kann nie das Zukunfts ideal der Sozialdemokratie sein.

Die gesellschaftliche Entwicklung zeitigt tatsächlich im Rheinland ein enorme Verdrängung des bäuerlichen Kleinbetriebs durch die Großen un Größten. Andererseits aber zeigt sich der Rückgang darin, daß die Inhabe der kleinbäuerlichen Betriebe in immer steigendem Maße zum Nebenerwer gezwungen werden. Und gerade dieser letzte Umstand ist von großer Be deutung für die Beurteilung der Frage, ob der bäuerliche Kleinbetrieb si aufwärts entwickelt oder ob er sich im Niedergang befindet. Die Entwic lung vollzieht sich in der Landwirtschaft nicht in der Weise, daß der Klein betrieb gewissermaßen unmittelbar vom Großbetrieb aufgesaugt wir sondern sie ist mehr eine mittelbare. Bevor der kleine Bauer das Fel räumt, sucht er sich mit Zähnen und Klauen zu behaupten. Die Eröffnun eines Nebenbetriebs ist sein Rettungsanker. Und wo böte sich besser d Gelegenheit zu allerhand Nebenerwerb als gerade in der Landwirtschaft Diese Möglichkeit nutzt der Bauer mit aller ihm zu Gebote stehenden Ra finiertheit aus. Und wo die Eröffnung eines selbständigen gewerbliche Nebenbetriebs unmöglich ist, da suchen die ruinierten Kleinbauern als A beiter in nahegelegenen Industrien unterzukommen oder sie verdingen si als Taglöhner auf den größeren Gütern ihrer Heimat. Die Folge ist zwa daß der Bauer sein Besitztum hält, aber er hört immer mehr auf, n Landwirt zu sein. Im weiteren Verlauf der Entwicklung wird die Lan wirtschaft vom Hauptberuf zum Nebenberuf. Will man daher ein untrü liches Bild vom Stande des kleinbäuerlichen Betriebswesens erhalten, dar muß man die Zahlen der landwirtschaftlichen Hauptbetriebe miteinand vergleichen. Für die fünf rheinischen Regierungsbezirke ergibt sich das der Tabelle S. 597 Dargestellte.

Diese Aufstellung ist außerordentlich interessant. Sie bietet zunächst e wenig klares Bild. Der Abnahme der kleinbäuerlichen Betriebe von 1 b 5 Hektar Größe steht eine Zunahme der Betriebe von 5 bis 20 Hekt gegenüber. Die Betriebe von 20 bis 100 Hektar Größe weisen dagegen ein Rückgang auf, während der Großbetrieb über 100 Hektar wieder enorm z

Es wurden gezählt:

	Jahr	Koblenz	Trier	Aachen	Köln	Düssel-dorf	Für die ganze Provinz ergab sich zwischen 1882 und 1907 ein Plus (+) oder Minus (—)
Betriebe von 1 bis 2 Hektar	1882	9849	7544	4538	6541	5056	
	1895	9893	7400	4744	6195	5129	—5537=17 %
	1907	8507	6472	3933	4841	4248	
Betriebe von 2 bis 5 Hektar	1882	19812	16507	9179	11041	8855	
	1895	19651	17242	9265	9999	8590	—3056=4,7 %
	1907	19839	17627	8837	8709	7326	
Betriebe von 5 bis 20 Hektar	1882	12488	15269	9511	8928	12294	
	1895	14248	16165	10062	9338	12561	+3278=5,6 %
	1907	14006	16610	9866	8845	12441	
Betriebe von) bis 100 Hektar	1882	451	1219	1045	1138	3639	
	1895	420	1208	1115	1221	3703	—442=6 %
	1907	420	1101	1025	1154	3350	
Betriebe über 100 Hektar	1882	10	30	41	89	64	
	1895	15	27	44	108	67	+64=28 %
	1907	15	22	50	139	72	

:nommen hat. Innerhalb der Betriebsgruppe von 2 bis 5 Hektar ergibt h außerdem die überraschende Erscheinung, daß diese Betriebe in den Reerungsbezirken Koblenz und Trier sogar an Zahl gestiegen sind. Indessen ird die Sache sofort klar bei folgender Erwägung:

In den beiden letztgenannten Regierungsbezirken herrscht, wie bereits isgeführt wurde, noch die Realerbteilung. Größere Güter werden her im Laufe der Zeit zerstückelt, und wo ein bestimmtes Stück Land üher von einem Besitzer bewirtschaftet wurde, ist es durch Erbteilung i mehrere kleine Güter zerschlagen worden. So wird es begreiflich, ß die Güter von 20 bis 100 Hektar sich erheblich vermindert haben, e Zahl der Betriebe von 2 bis 20 Hektar aber eine Zunahme aufzuisen hat. Daß diese Zunahme des kleinen Besitzes aber keine große Beiutung hat, geht daraus hervor, daß die Zahl der Betriebe von 5 bis Hektar in allen Bezirken seit 1895 entweder nur noch sehr wenig gechsen oder gar wieder zurückgegangen ist.

Der Rückgang der kleinen landwirtschaftlichen Hauptbetriebe von 1 bis Hektar Größe in allen Regierungsbezirken ist trotz der fortwährenden haffung von neuen Stellen durch die Teilung größerer Güter so stark d so unzweideutig, daß darüber keine weiteren Ausführungen zu machen d. In dieser Gruppe hat zudem die Erbteilung nur noch geringe Beiutung, weil bei noch größerer Zersplitterung des Bodens Landwirtschaft Hauptberuf überhaupt nicht mehr lohnend sein würde. Die Erbberechten dieser Gruppe gehen daher entweder völlig zur Industrie über, oder er die Bearbeitung ihres Grundbesitzes gestaltet sich immer mehr zur benbeschäftigung.

Der Großbetrieb aber macht die umgekehrte Entwicklung. Im Rerungsbezirk Köln, wo der Rückgang der kleinen Güter am größten ist,

hat der Großgrundbesitz kolossal zugenommen, um mehr als 56 Prozent. In den anderen Regierungsbezirken ist er ebenfalls gestiegen. Nur im Regierungsbezirk Trier, wo der kleine und mittlere Besitz so auffallend gewachsen ist, hat er einen Rückgang aufzuweisen. Indessen nur an Zahl, nicht an wirtschaftlicher Kraft, denn von 100 Hektar der gesamten Anbaufläche entfielen auf die Großbetriebe mit über 100 Hektar im Jahre 1882 1,86 Hektar, im Jahre 1895 2,2 Hektar und im Jahre 1907 1,9 Hektar.

Im allgemeinen ergibt sich aus der Betrachtung der angeführten Zahlen, daß in dem wirtschaftlich fortgeschrittensten Teile der Rheinprovinz, in den Regierungsbezirken Köln, Düsseldorf und Aachen, die Zahl der kleinen und mittleren Hauptbetriebe sich erheblich verringert hat respektive erst seit den letzten fünfzehn Jahren sich in rückläufiger Bewegung befindet, die Zahl der großen Betriebe aber bedeutend gestiegen ist. In den beiden ökonomisch zurückgebliebensten Regierungsbezirken der Rheinprovinz, Koblenz und Trier, sehen wir zunächst noch eine Zunahme der Klein- und Mittelbetriebe von 2 bis 20 Hektar, eine Erscheinung, die sich fast ausnahmslos als eine Folge der hier bestehenden Realerbteilung erklärt. Es wäre aber ein großer Irrtum, daraus auf eine Kräftigung der klein- und mittelbäuerlichen Betriebe schließen zu wollen. In demselben Maße, wie hier die wirtschaftliche Entwicklung fortschreitet — und die Industrialisierung der Eifel wird in den jüngsten Jahren mit allen Kräften gefördert —, werden sich dieselben Erscheinungen zeigen wie in dem nördlichen, industriell entwickelteren Teil der Provinz.

Ich muß es mir versagen, hier alles das anzuführen, was in den letzten Jahrzehnten von der Regierung, von der Provinz und einzelnen Kreisen sowie von den großen bäuerlichen Berufsverbänden zur Hebung der rheinischen Landwirtschaft getan worden ist. Die Berichte der Landwirtschaftskammer für die Rheinprovinz und andere Publikationen enthalten darüber ein äußerst interessantes Material, das zu verwenden sich wohl verlohnen würde, besonders im Hinblick auf die Zugeknöpftheit derselben Regierung und Verwaltung gegenüber den Arbeiterforderungen. Nur eine Maßnahme sei hier näher besprochen, weil sie am tiefsten in die Eigentumsverhältnisse eingreift und ihre allgemeine Durchführung die Auflösung der tausendjährigen Agrarverfassung beschleunigt: es ist das Verfahren betreffend die Zusammenlegung der Grundstücke. Dieses Verfahren[1] wurde im Jahre 1885 auch auf die Rheinprovinz übertragen, um die üblen Folgen der Realerbteilung wenigstens einigermaßen auszugleichen. Hiernach kann die Zusammenlegung der einzelnen Parzellen zu größeren Stücken erfolgen, wenn die Antragsteller mehr als die Hälfte des Grund und Bodens besitzen und mehr als die Hälfte des Grundsteuerreinertrags zahlen. Unter Umständen genügt also ein einziger Antragsteller zur rechtsgültigen Durchführung der Zusammenlegung. Die Stimmung der ländlichen Bevölkerung der Konsolidierung der Grundstücke gegenüber ist sehr verschieden. Die Besitzer der Zwergbetriebe sind meistens dagegen, aber d

---

[1] In den alten preußischen Provinzen wird das Gemeinheitsteilungsverfahr bereits seit etwa 200 Jahren gehandhabt.

größeren Eigentümer befürworten lebhaft die Zusammenlegung. Die Freunde führen in der Hauptsache an, daß im Interesse der Wirtschaftlichkeit des Betriebs die Ausgleichung der Parzellen unbedingt geboten sei. Daneben begründen sie ihr Verlangen noch mit dem Hinweis auf eine ganze Anzahl rechtlicher und moralischer Vorteile, die nach ihrer Behauptung die Zusammenlegung haben soll. Die Gegner dieser Maßnahme dagegen befürchten, meistens allerdings unbegründeterweise, die hohen Kosten der Regulierung. Dann fühlen sie sich geschädigt, weil sie annehmen, sie würden gegenüber den größeren Besitzern bei der Neuverteilung des Landes durch Zuweisung schlechterer Grundstücke usw. benachteiligt. Hauptsächlich scheint aber für ihre Gegnerschaft die ganz richtige Erwägung maßgebend zu sein, daß das Zusammenlegungsverfahren den Auflösungsprozeß beschleunigt, dem sie als Kleinbesitzer in der heutigen Warenwirtschaft ausgesetzt sind. Sie überlegen: die Zusammenlegung, so unleugbare Vorteile sie auf der einen Seite hat, nimmt durch die Schaffung großer Landstücke dem kleinen Manne die Möglichkeit zum Grunderwerb. Genügten früher vielleicht einige hundert Mark, um den Besitz eines Kleinbauern durch den Erwerb einiger Nachbarparzellen zu vergrößern, so fehlen jetzt zum Kaufe größerer Stücke die nötigen Mittel. Mit der zunehmenden Größe der einzelnen Grundstücke würden bei Verkäufen ganze Schichten von Erwerbslustigen ausgeschlossen, weil die Preise für sie unerschwinglich seien. So könne kein kleiner Mann mehr nach und nach emporkommen, und es werde auch auf dem Lande schließlich nur reiche Grundbesitzer und Besitzlose geben. Die letzteren zögen dann in die Stadt, wo sie immer noch größere Erwerbsaussichten hätten, und auf dem Lande entstehe dann eine Leutenot in dem Maße, wie sie in den östlichen Provinzen schon lange herrsche: den Erfolg von dieser „Zerstörung des pietätvollen Hanges zur Scholle" habe der Umsturz.

Die Richtigkeit dieser Einwände kann nicht ohne weiteres von der Hand gewiesen werden, aber auch hier ist die ökonomische Entwicklung stärker als die Hoffnungen und Wünsche der ihre Proletarisierung vor Augen sehenden Kleinbauern. Es liegt etwas Tragisches in diesem aussichtslosen Kampfe der Kleinen um ihre Existenz: sie sehen klar, daß selbst diejenigen Maßnahmen, die ihnen zunächst unzweifelhaft zum Vorteil dienen, ihnen in der weiteren Entwicklung zum Verderben gereichen.

6. Das Agrarprogramm der Sozialdemokratie.

Welche Folgerungen ergeben sich nun für die Sozialdemokratie aus der oben dargestellten Lage der rheinischen Landwirtschaft im allgemeinen und der kleinen Eifelbauern im besonderen? Es mag vermessen erscheinen, aus der Untersuchung und kritischen Würdigung der Lage der bäuerlichen Bevölkerung eines eng begrenzten Bezirkes Schlüsse zu ziehen für die Stellungnahme der Sozialdemokratie zur Landwirtschaft überhaupt. Indes kommt es nach meiner Ansicht nicht so sehr darauf an, sich an bestimmte geographische Landesgrenzen zu halten, sondern es ist bei derartigen Untersuchungen mehr Gewicht zu legen auf die Erforschung eines von der ökonomischen Entwicklung verhältnismäßig am stärksten beeinflußten Wirtschaftsgebiets. Und da muß das industriell hochentwickelte Rheinland, auf dessen ökonomische Struktur im Norden und Nordosten die rheinisch-westfälische,

im Osten die bergische und im Süden und Südwesten die lothringisch-luxemburgische Industrie einen bestimmenden Einfluß ausgeübt hat und von dessen Bevölkerung heute nur noch 16,6 Prozent landwirtschaftlich tätig sind, als ein Landesteil gelten, der für die Beurteilung der Entwicklung der Landwirtschaft von maßgebender Bedeutung ist. Wie die Verhältnisse in ökonomisch fortgeschrittenen Ländern den Grundzug der Entwicklung in wirtschaftlich zurückgebliebenen Ländern aufzeigen, wird auch der Umwälzungsprozeß von der Agrar- zur Industriewirtschaft im Rheinland ein Wegweiser sein für die Beurteilung der Entwicklungstendenzen in den Gebieten, wo heute noch anscheinend alle ökonomische Erkenntnis zuschanden zu werden droht.

Selbstverständlich ist es nicht meine Aufgabe, an dieser Stelle detaillierte Vorschläge zur Aufstellung eines Agrarprogramms zu machen; es kann sich vielmehr nur darum handeln, aus der oben geschilderten Lage der Landwirtschaft eines bestimmten, der ökonomischen Entwicklung am nachhaltigsten ausgesetzten Wirtschaftsgebiets die Grundsätze darzulegen, die bei der Klärung unserer Stellung zur Agrarfrage zu beachten sind. Und das kann in diesem Falle mit um so größerem Rechte geschehen, als ja gerade im Rheinland der bäuerliche Kleinbetrieb vorherrschend ist. Auch Friedrich Engels war der Meinung, daß wenn wir uns über unsere Stellung zum Kleinbauern klar sind, wir auch alle Anhaltspunkte zur Bestimmung unserer Haltung gegenüber den anderen Bestandteilen des Landvolkes haben.[1]

Es zeigte sich, daß der Eifelbauer meist eine völlig proletarische Existenz führt. Sein Dasein ist nichts anderes als eine ununterbrochene Kette von Not und Entsagung. Nur insofern unterscheidet er sich vom Industriearbeiter, als er noch Eigentümer seiner Produktionsmittel einschließlich des Grund und Bodens ist. Aber er ist es nur formell und im juristischen Sinne; wirklicher Eigentümer seiner Produktionsmittel ist der Geldverleiher, der kapitalistische Gläubiger. Der kleine Bauer mag arbeiten so viel er will — er schafft Mehrwert für den Kapitalisten. Und soviel auch geschehen mag, ihn wirtschaftlich in seiner Existenz zu festigen, es wird ihm ebensowenig helfen, wie die Mittelstandspolitik dem kleinen Handwerker genützt hat. Das Rad der kapitalistischen Entwicklung läßt sich eben nicht aufhalten. Wenn die direkten öffentlichen Hilfeleistungen des Staates überhaupt Erfolg hätten, so müßten sie ihn gewiß beim Eifelbauern haben, denn in wenigen Gebieten sind solch bedeutende Mittel von Staat und Provinz zur Hebung des kleinbäuerlichen Grundbesitzes aufgewendet worden, wie gerade in der Eifel. Stehen doch allein aus dem Westfonds jährlich 780 000 Mark (bis 1910 waren es gar 840 000 Mark) für die landeskulturell zurückgebliebenen Teile der Rheinprovinz, also vornehmlich für die Eifel, zur Verfügung. Im ganzen sind der notleidenden Eifellandwirtschaft in der Zeit von 1883 bis 1910 aus diesem Fonds über 8 Millionen Mark aus öffentlichen Mitteln zugeflossen.[2]

---

[1] Friedrich Engels, Die Bauernfrage in Frankreich und in Deutschland. „Neue Zeit", XIII, 1.

[2] Mit dem genannten „Westfonds" hat es folgende Bewandtnis: Im Jahre 1882 bewilligte der Staat infolge des durch Mißernten hervorgerufenen Notstandes der Eifelbauern, außer sehr reichlichen Beiträgen zu lokalen Notstandsarbeiten im Wegbau, bei Aufforstungen usw., 3 Millionen Mark für die vom Hunger be-

Und der Erfolg dieſer Maßnahmen? Wohl mögen ſie einem kleinen Teile … bäuerlichen Bevölkerung in dieſer oder jener Hinſicht Hilfe gebracht …en, aber für die durchgreifende Beſſerung des kleinbäuerlichen Beſitz…ndes in ſeiner Geſamtheit ſind ſie faſt ohne jede Bedeutung geweſen. …ch die ſo viel geprieſene Schutzzollgeſetzgebung hat dem Klein…uern keinen Vorteil eingeheimſt. Im Gegenteil! Die Verſchuldung iſt …mer drückender geworden, und gerade in den letzten Jahren, ſeit dem …lltarif, hat ſie eine mächtige Steigerung erfahren. Man ſieht daraus, daß … Maßnahmen, die auf die Sicherung der Exiſtenzbedingungen des …uern als Landwirt gerichtet ſind, ihren Zweck nicht erfüllen; in der …uptſache kommen ſie dem Großgrundbeſitz zunutze. Aufgabe einer ſozia…iſchen Agrarpolitik muß daher in erſter Linie ſein, den Kleinbauern als …beiter zu ſchützen, der er ja ſeiner ganzen Lebenslage nach auch tat…lich iſt.

Von dieſem Geſichtspunkt aus ergibt ſich von ſelbſt auch für die Land…tſchaft die Notwendigkeit, das Privateigentum an den Pro…ktionsmitteln (hier in der Hauptſache Grund und Boden), das … ganze Unglück der Kleinbauern verſchuldet und deren Arbeitskraft bis … den letzten Reſt anſpannt, zu beſeitigen. Das muß der Kardinalpunkt …ſerer ganzen Agrarpolitik ſein, und wenn die Partei über kurz oder lang … die Notwendigkeit geſtellt wird, ſich ein Agrarprogramm zu …affen, dann wird vor allem der verderbliche Einfluß der privatwirtſchaft…hen Produktionsweiſe in der Landwirtſchaft, die die Bauern ſchutzlos …en Schlägen der ökonomiſchen Entwicklung ausſetzt, in den Vordergrund

…hten Bauern, und die Rheinprovinz ſchloß ſich dem an durch Bewilligung von …000 Mark; der Provinzialverwaltungsrat, jetzt Provinzialausſchuß, hielt jedoch …ſe einmalige Hilfsaktion zur Linderung des anhaltenden Notſtandes nicht für …reichend, und er forderte dauernde Hilfeleiſtungen. Dieſem Verlangen …rde inſofern entſprochen, als 1883 ein gemeinſchaftlicher Fonds von jährlich …000 Mark bereitgeſtellt wurde, wovon der Staat zwei Drittel, die Provinz ein …ittel aufbrachte. Dieſer ſogenannte Eifelfonds hat von 1883 bis 1900 be…nden. In dieſem Jahre wurde der Eifelfonds mit dem inzwiſchen geſchaffenen …einiſchen Weſtfonds verſchmolzen, den Staat und Provinz je zur …lfte aufbringen und der zur Hebung aller kulturell zurückgebliebenen Teile … Rheinprovinz beſtimmt iſt. Dieſer Fonds betrug bis 1909 einſchließlich jährlich …000 Mark. Im Jahre 1910 wurde er um 60 000 Mark gekürzt, wogegen ſelbſt…ſtändlich die Rheiniſche Landwirtſchaftskammer und andere Intereſſenvertre…gen der rheiniſchen Landwirte energiſch proteſtierten. Aus dem Rheiniſchen …ſtfonds fließt der Eifel jährlich etwa dieſelbe Summe zu wie früher aus dem …elfonds. Der Rheiniſche Weſtfonds wurde ſpäter erweitert zum Weſtfonds …echthin, der beſtimmt iſt, auch die übrigen landeskulturell zurückgebliebenen …tlichen Provinzen zu unterſtützen. Und dieſer Weſtfonds beträgt zurzeit für alle …tlichen Provinzen Preußens 1 700 000 Mark jährlich, die ebenfalls je zur Hälfte … Staate und den Provinzen aufgebracht werden. In der Hauptſache werden … Gelder für Wieſenmeliorationen, Bachregulierungen, Ackerdränage und ähn…e Zwecke verwandt. Für die öſtlichen Provinzen beſteht ebenfalls ein ſolcher …dwirtſchaftlicher Hilfsfonds, der ſogenannte Oſtfonds, der jährlich 1 500 000 …rk beträgt. Wegen der angeblich „geringeren Leiſtungsfähigkeit“ der öſtlichen …ovinzen iſt dieſer Fonds aber ein reiner Staatsfonds. Auch in dieſer Beziehung …en alſo die oſtelbiſchen Junker ihren Vorteil auf Koſten der Allgemeinheit zu …hren verſtanden.

der Erörterung treten müssen. Nur so kann das Agrarproblem im Sinn des Sozialismus — das heißt im Sinne des historischen Fortschritt — gemeistert werden. Das sollte zwar eine Selbstverständlichkeit sein, abe gegenüber den neuerdings auftauchenden Bestrebungen bürgerlicher un sozialistischer Reformer, die privatwirtschaftliche Produktionsweise zu ve ewigen, ist es nötig, darauf besonders aufmerksam zu machen. Die Parte wird es ablehnen müssen, Forderungen aufzustellen, die letzten Endes auf di Stärkung des Privateigentums an Grund und Boden hinauslaufe Sie kann keinesfalls um agitatorischer Wirkungen willen in die Fußtapfe jener bürgerlichen Parteien eintreten, die, wie der Deutsche Bauernbun die Fortschrittler usw., die Aufteilung der staatlichen Domänengüter i kleine und mittlere Rentengüter fordern. Ebensowenig wird sie sich für d von Artur Schulz in den „Sozialistischen Monatsheften" propagierte „Au teilung der überschüssigen Rittergüter unter staatlicher Leitung und ih Umwandlung in kleine und mittelbäuerliche Eigentumshöfe oder Rente grundstücke und in vergrößerungsfähige Arbeiterstellen" aussprechen dürfe Eine solche Agrarpolitik würde uns dorthin bringen, wo die französische R volution aufgehört hat; sie würde die ökonomische Entwicklung um hunde Jahre zurückschrauben, statt sie vorwärtszutreiben; sie würde die auf die Weise künstlich geschaffene kleinbäuerliche Bevölkerungsschicht nochma allen Leiden und Entbehrungen der kapitalistischen Wirtschaftsweise au setzen, worunter die rheinischen Kleinbauern im vergangenen Jahrhunde zu leiden hatten. Die Entwicklung der rheinischen Landwirtschaft zeigt vie mehr mit aller Deutlichkeit, daß den bedrängten Kleinbauern nur auf de Wege der Aufhebung des Privateigentums Hilfe gebracht werden kan

In diesem Hauptpunkt decken sich die Interessen der Kleinbauern m denen der industriellen Arbeiter. Das „freie" Eigentum ist dem Baue eine Quelle steter Sorgen und Plackereien, und wer jemals mit diesen no leidenden Bevölkerungsschichten in Berührung gekommen ist oder ih immer wiederkehrenden Klagen über die „schlechten Zeiten" in der Tage presse gelesen hat, die nichts mit den bekannten agrarischen „Notschreie zu tun haben, wird wissen, daß sie sich förmlich nach Rettung sehnen. U da will mir scheinen, daß wir mit dem Vorschlag Kautskys, die klein Landwirte zunächst aus Privatbesitzern oder Privatpächtern in Staats pächter zu verwandeln und mit dieser Maßnahme den notwendigen Übe gang des Privateigentums am landwirtschaftlichen Grund und Boden gesellschaftliches Eigentum anzubahnen, auf dem rechten Wege sind und d mit auch sehr wohl Anklang bei der kleinbäuerlichen Bevölkerung find könnten.

Kautsky schreibt in Nr. 61 des „Vorwärts":

Das Wachsen der Bodenpreise, das durch die agrarischen Schutzzölle noch g steigert wird, ist für die Grundstückspekulanten ein Vorteil, dagegen ein Nacht für jeden, der einen landwirtschaftlichen Betrieb übernimmt, sei es durch Ka durch Erbschaft oder durch Pachtung. Hohe Pachtzinsen oder Hypothekenzins sind die Folge. Dem entgegenzuwirken gibt es nur ein rationelles Mittel: D Verstaatlichung des Grund und Bodens, die Verwandlung der Lan wirte aus Privateigentümern oder Privatpächtern in Staatspächter. Damit werd die Hypothekenzinsen oder Pachtzinsen, die sie an Private bezahlen, in Pachtzins verwandelt, die sie dem Staate bezahlen. Die Verwandlung ist möglich ohne je Schädigung der jetzigen Bodenbesitzer, ja ohne jegliche Zwangsmaßregel gegen s

urch ein einfaches Vorkaufsrecht des Staates auf alle Güter, die einen Besitz-
vechsel durchmachen. Der Staat kauft die Güter und verpachtet sie. Ist der Staat
in demokratischer, in dem die Volksmassen, Arbeiter und Bauern, entscheiden,
ann wird er die Pachtzinsen möglichst herabsetzen. Der Staat wird dabei die
Differenz zu decken haben, die zwischen den heutigen Zinsen der Hypotheken-
chulden und den verringerten Pachtzinsen entsteht. Die Geldmittel dazu bringt
in demokratischer Staat am besten durch eine entsprechende Erhöhung der Steuern
uf die großen Einkommen, Vermögen, Erbschaften auf.

Dieser Weg ist in der Tat der einzig gangbare. Wir können ihn mit um
o größerer Sicherheit beschreiten, als im Rheinland schon willkommene Vor-
rbeit geleistet worden ist. Zunächst durch die Hergabe unkündbarer Hypo-
heken der Rheinischen Landesbank. Dieses von der Provinzialverwaltung
ns Leben gerufene Kreditinstitut gibt schon seit Jahren von ihm unkündbare
Darlehen zu billigem Zinsfuß, aber mit der Verpflichtung der Zwangs-
ilgung, an die geldbedürftigen Landwirte. Im Jahre 1905 betrug der Ge-
amtbestand der von ihr gewährten Darlehen auf ländlichen Grundbesitz be-
eits 8222 Stück mit mehr als 114 Millionen Mark. Ferner ist in diesem Zu-
ammenhang zu erwähnen, daß die Rheinische Landwirtschaftskammer sich
chon im Jahre 1900 auf Veranlassung des Oberpräsidenten in eingehenden
Beratungen mit der Frage beschäftigt hat, auf welche Art und Weise die
Privathypotheken in unkündbare Hypotheken öffentlicher Anstalten um-
gewandelt werden könnten. Entsprechende Vorschläge hat die Kammer
dem Oberpräsidenten und den zuständigen Ministern übermittelt.

Besonders diese letztere Maßnahme ist von Bedeutung. Zeigt sie doch,
daß die tatsächliche Lage der bäuerlichen Bevölkerung selbst die Regierung
zwingt, auf Maßnahmen zu sinnen, wie die bedrängten Bauern schon jetzt
aus der Gewalt des privaten Kapitals befreit werden können. Kautsky geht
den durch die Entwicklung gebotenen Schritt weiter. Er will die Umwand-
lung der Privateigentümer in Staatspächter und damit auch die for-
melle Abtretung des Eigentumsrechtes an Grund und Boden an den
Staat. Ist der überschuldete Besitzer verblendet genug, die helfende Hand
zurückzuweisen, so wird er über kurz oder lang dem privaten Wucherer er-
liegen und erbarmungslos von Haus und Hof getrieben werden, wenn er
infolge unvorhergesehener unglücklicher Umstände die Zinsen nicht zahlen
kann; ist er aber so einsichtig, den von Kautsky vorgeschlagenen Weg zu
gehen, so bleibt er auf seiner Scholle und ernährt sich weiter redlich, nur
hätte er dann sein Eigentumsrecht, das ja bisher doch nur eine Fiktion war,
auch formell an den Staat übertragen.

Im Dasein des Kleinbauern würde sich dadurch zunächst nicht viel än-
dern, aber in der Folge würde der bäuerliche Staatspächter den Segen der
Metamorphose, die er durchgemacht, schon erfahren; gestützt auf die Soli-
darität und die wirtschaftliche Macht des Staates, würde er nicht mehr den
vernichtenden Schlägen der kapitalistischen Entwicklung ausgesetzt sein; er
würde mit dem Schritt aus der Vereinzelung in den Kreis der Gemein-
schaft erst richtig Mensch werden.

Nur auf diesem Wege der Überwindung des Privateigentums
läßt sich am besten die Sozialisierung der Landwirtschaft anbahnen und dem
Idealzustand einer zukünftigen Gesellschaft: innigste Verbindung von
Landwirtschaft und Industrie, entgegeneilen.

Die Verwandlung der Landwirte aus Privateigentümern oder Privatpächtern in Staatspächter ist selbstverständlich nicht die einzige Maßnahme, die wir im Interesse der kleinen Besitzer vorzuschlagen haben; sie ist aber die wichtigste. Naturgemäß würden sich ihrer Verwirklichung zunächst große Schwierigkeiten entgegenstellen. Nur schwer werden die von der Idee des „freien Eigentums" beherrschten Kleinbauern sich entschließen, Staatspächter zu werden, aber die Not ist auch hier der beste Lehrmeister. Selbst der eigentumswütigste Landwirt wird schließlich lieber Staatspächter werden, als sich sein Leben lang für den Geldgeber abrackern oder gar von Haus und Hof vertreiben lassen. Im übrigen wird das Beispiel derjenigen, die diese Umwandlung durchgemacht haben, manches Vorurteil zerstören; wirkt doch im allgemeinen das gute Beispiel viel stärker auf die Menschen als eine noch so klare theoretische Darlegung.

Es bedarf keiner Frage, daß die Verstaatlichung des Grund und Bodens in der vorgeschlagenen Form nur eine Übergangsmaßnahme zum bäuerlichen *Genossenschaftsbetrieb* der Zukunft ist. Wie diese Genossenschaft im einzelnen arbeiten wird, ist natürlich jetzt noch nicht zu sagen, wohl aber muß heute schon mit allem Nachdruck darauf hingewiesen werden, daß es einen anderen Ausweg im Sinne des ökonomischen Fortschritts überhaupt nicht gibt. Will man nicht die Entwicklung gewaltsam zurückschrauben, und will man nicht künstliche Bauernzüchterei nach dem Vorbild der preußischen Ansiedlungspolitik treiben, die übrigens nur dazu dienen soll, der Leutenot auf dem Lande Einhalt zu gebieten und den verfehlten Germanisierungsbestrebungen der preußischen Regierung im Osten Vorschub zu leisten, so bleibt gar kein anderer Weg, als der zur *sozialistischen Bauerngenossenschaft*. Das muß der bäuerlichen Bevölkerung an der Hand der Tatsachen der wirtschaftlichen Entwicklung klar gemacht werden. Mit einer solchen Politik werden wir die Kleinbauern gewiß nicht von heute auf morgen gewinnen, aber Erfolge *muß* diese Politik haben, weil sie den Tendenzen des ökonomischen Umwälzungsprozesses in der Landwirtschaft entspricht. Mögen die Kleinbauern vorläufig noch dem Zentrum, den Antisemiten oder den Bauernbündlern willig Gefolgschaft leisten — über kurz oder lang muß auch dem Rückständigsten von ihnen die Erkenntnis dämmern, daß er von diesen Parteien betrogen wird, daß diese Parteien ihm Versprechungen machen, die sie unmöglich halten können. Wir dagegen wollen den bedrängten Kleinbauern die *ganze* Wahrheit sagen, wie wir auch dem städtischen Handwerker gegenüber eine ehrliche Politik treiben. Es müßte mit merkwürdigen Dingen zugehen, wenn wir damit keine Erfolge haben sollten.

Insbesondere mag manchem Genossen die Gewinnung der Eifelbauern als eine Herkulesarbeit erscheinen. In der Eifel herrscht bekanntlich das Zentrum uneingeschränkt. Unsere rheinischen Genossen haben hier mit einem Gegner zu kämpfen, der nicht nur politisch bis auf die Knochen reaktionär ist, sondern obendrein durch die katholische Kirche die Masse der ländlichen Bevölkerung geistig vollständig beherrscht. Die Aufstachelung des religiösen Fanatismus geht so weit, daß unsere Genossen bei ihrer Werbearbeit in der Eifel- und Moselgegend mit unendlichen Schwierigkeiten, ja mit Gefahren für Gesundheit und Leben zu rechnen haben. Sollen wir aber größere Erfolge in unserer Agitation erzielen, so ist es vor allem nötig,

aß wir die Eifelbauern selbst und die Bedingungen, nter denen sie leben und leiden, kennen lernen.

Was für die Eifel gilt, gilt auch für die anderen Gebiete des Deutschen leiches. Wie wir unsere praktische Agitation einzurichten haben, hängt anz ab von den Lebensbedingungen der Bewohner der einzelnen Landhaften. Gegenden mit vorwiegend kleinbäuerlichem Besitz müssen gemäß en Besonderheiten ihrer Agrarverfassung agitatorisch anders bearbeitet zerden als solche Landesteile, denen der Großgrundbesitz ihr Gepräge gibt. hier wenden wir uns an besitzlose Landarbeiter, dort aber haben wir mit iner Bevölkerung zu tun, die immerhin noch beeinflußt ist von der Ideoogie des „freien Eigentums". So verschieden aber unsere einzelnen Forerungen sind: sie müssen geeint sein durch das große Endziel, das hier wie ort die einzige Rettung aus dem Sumpfe der Verelendung und Arbeitsual ist: den Sozialismus!

Literarische Rundschau.

)r. H. Wagner, über die Organisation der Warenhäuser, Kaufhäuser und der großen Spezialgeschäfte. Leipzig 1911, Verlag C. E. Poeschel. 80 Seiten.

Genosse Göhre hat einmal vor etwa vier Jahren in M. Bubers Sammlung Die Gesellschaft" eine Arbeit über das Warenhaus veröffentlicht. Allerdings ist n dieser Schrift der Kritiker und Forscher kapitalistischer Erscheinungsformen inter den Literaten zurückgetreten, der uns vom Warenhaus mehr eine ästheische Schilderung geben wollte.

Die vorliegende Skizze führt uns nun hinein in das innere Organisationsetriebe kaufmännischer Großunternehmungen, der Warenhäuser, Kaufhäuser und rößeren Spezialgeschäfte.

Ich habe in meinem „industriellen Großbetrieb" zu zeigen versucht, wie der noderne Industrialismus eine neue Organisationswissenschaft hervorbringt, eine fabrikbetriebskunde, eine Betriebsführung, die planvoll und methodisch alle Beriebsfaktoren zum rationellen Zusammenarbeiten eingliedert.

Etwas Ähnliches vollzieht sich auch im Handelsfach. Man braucht sich nur die pezielle Fachpresse sowie die Einführungsschriften und Handbücher zum Gebrauch n den Handelshochschulen näher anzusehen, um auch hier die Entwicklung aus en empirischen Einzelwirtschaften zu planvollen Organisationsmethoden zu kontatieren. Was auch schließlich die gleichen Gründe hat wie in der Industrie: Der Betrieb wird zum Gesellschaftsunternehmen, die leitenden und wichtigen Funkionen müssen Angestellten übertragen werden, die dafür sachgemäß auszuilden sind.

Der Verfasser schildert uns nun den Organisationsaufbau des kaufmännischen Großbetriebs, die Stellung des Geschäftsinhabers und die obere Aufsichtsorganiation. Manche interessanten Einzelheiten erfahren wir weiter über die Einrichungen, mit denen die leitenden Männer der großen Geschäftshäuser das Publikum ineinzulocken suchen (die dezente und doch geschickte Dekoration, die Entfaltung er Reklametätigkeit, die Anordnung der Verkaufsstellen, die „Lockabteilung", das Hindurchziehen der Menschenmassen durch das ganze Haus usw.). Und ganz unvillkürlich kommt es uns wieder in Erinnerung, daß doch eigentlich Zola für diese Dinge schon einen sehr feinen Sinn besaß, als er uns seinen Mouret geschildert hat.

Einen besonderen Abschnitt widmet der Verfasser den Kontrolleinrichtungen. Auch im kaufmännischen Großbetrieb ist das Organisationsproblem zu lösen, die Arbeitskräfte in eine zwangsläufige Arbeitsverfassung einzuschirren. Ähn-

liche Mittel kommen zur Anwendung wie im Industriebetrieb: Geweckt wird das „Interesse für das Geschäft“ durch Prämienzahlung (Verkaufsprozente) und wachgehalten durch Kontrollmethoden der verschiedensten Art (Personenkontrolle, Verrechnungskontrolle, Vorgesetztenkontrolle). Der letzte Abschnitt handelt vom Kalkulationswesen, der Ertragsberechnung, der Bestimmung der Rentabilitätsfaktoren.

Nach dem Vorwort zu schließen, ist diese Arbeit eine Vorstudie, wir dürfen mehr Untersuchungen ähnlicher Art vom Verfasser erwarten. Wagner schreibt klar, formuliert prägnant seine Schilderung der Einzelheiten der Geschäftsvorgänge, und so wird seine Studie zu einer sehr instruktiven Einführung in das Gebiet der Organisationskunde, wie sie nun auch für den kaufmännischen Großbetrieb immer feiner ausgebildet wird. R. Woldt.

Zeitschriftenschau.

„La revue socialiste, syndicaliste et cooperative“ vom Oktober bringt einen Aufsatz von E. Poisson: **„Die Krise des Syndikalismus“**. Jeder, der nicht blind ist, sieht, daß der Syndikalismus eine Krise durchmacht. Die Zunahme der Mitglieder der C. G. T. (Allgemeine Arbeitskonföderation) ist gering, während zu gleicher Zeit in England und Deutschland die Gewerkschaften riesig wachsen. Einige große Verbände gehen sogar zurück. Auch die äußere Kraft hat sich verringert; 1906 folgten die Arbeiter massenhaft dem Aufruf der Konföderation und errangen bedeutende Vorteile; heute hört man nichts mehr davon. Für die Kundgebung gegen den Krieg brachte sie neulich in Paris kaum 3000 Leute zusammen. Und wenn man nach der inneren Stimmung forscht, so hört man nur von Mutlosigkeit und Enttäuschung.

Der Kongreß von Amiens hat die Grundlage des revolutionären Syndikalismus festgestellt, als er aussprach, daß die Gewerkschaften sich selbst genügten; das konnte bedeuten, daß sie nicht der Hilfe oder der Vormundschaft einer Partei bedürfen. Aber andere faßten den Satz im weiteren Sinne auf: die Gewerkschaft genügt allein für die Befreiung der Arbeiter. Das schloß eine Kampfstellung ein gegen alle anderen Organisationen, die sich dasselbe Ziel stellten, namentlich gegen die sozialistische Partei. Als Universalmittel mußte dieser Syndikalismus, aus einer Art Geschäftskonkurrenz heraus, die Partei bekämpfen, antiparlamentarische Propaganda treiben; statt sich auf den wirtschaftlichen Kampf zu beschränken, mußte er selbst politische Aktion antiparlamentarischer Natur treiben. Er mußte dafür neue Prinzipien aufstellen: die direkte Aktion an die Stelle der Aktion durch Vertreter. Diese Prinzipien mußten in all ihren Konsequenzen durchgeführt werden: Sabotage, Boykott, Gewalt kamen alle an die Reihe, sie wurden nicht nach der einfachen Zweckmäßigkeit beurteilt, sondern mußten als Ausflüsse des Prinzips respektiert werden. Als solche mußten sie immer und überall angewandt werden; wo das aber völlig unmöglich war, stellte man sich mit dem Schein, dem Wort, der Gebärde zufrieden, kam man zu der Blufftaktik. Im ersten Augenblick sah das großartig aus. Aber die herrschende Klasse bemerkte rasch, daß keine Macht dahinter steckte; die Phrasen machten nur noch auf die eigenen Anhänger Eindruck; diese berauschten sich daran, fühlten sich in ihrer eigenen Wichtigkeit verherrlicht, verloren alles Augenmaß für die Wirklichkeit. Als der Bluff zu Ende ging, blieb die ganze Gewerkschaftsbewegung geschwächt zurück.

Weshalb wandten die vernünftigen Elemente sich nicht der anderen Richtung, dem Reformismus zu, zu dem sich eine Minorität der Konföderation bekennt? Auch er hatte seinen Kredit verloren; seine Sünden heißen Ministerialismus und Zunftgeist. Natürlich sind die Absichten seiner Anhänger ganz lobenswert und ehrlich; sie sind keine von der Regierung bestochenen Verräter des Proletariats, wie ihre Gegner sagen; sondern die französischen Verhältnisse müssen notwendig zu diesen Fehlern führen. Der überall durchgeführte Regierungs-

...tralismus muß bei einigen Staatsmännern von selbst den Gedanken wecken, ... Arbeiterbewegung staatlich zu regeln, in ein vorgeschriebenes Bett zu leiten. ...ldeck=Rousseau und Millerand haben diese für die Arbeiterbewegung überaus ...ährliche Methode angewandt. Sie versucht, die kämpfenden Arbeiter an die ...ierung zu fesseln und durch maßvolle, langsame Reformen ihren revolutio...en Geist zu zerstören. Sie macht die Führer und Vertrauenspersonen der ...beiter durch Orden, Posten und Subventionen zu einer Klientel der Regie...g, vernichtet ihr Klassenbewußtsein und entfremdet sie den Ideen und Inter...n der Arbeiter. Die Massen selbst rechnen nicht mehr auf die eigene Kraft, ...dern auf die Hilfe von oben. Dieser regierungsfreundliche Reformismus hat ...en Kredit jetzt völlig verloren; aber damit zugleich aller Reformismus, der ... den französischen Gewerkschafter vom Gouvernementalismus unzertrennlich ... Auf den Kongressen findet er nur unbedeutende Minderheiten. In jener Ge...kschaft, in der der Reformismus am klarsten ausgesprochen herrscht, in dem ...pographenverband, zeigt er zugleich einen engherzigen Zunftgeist, ohne Soli...rität mit den Klassengenossen.

Es gilt nun nicht, zwischen diesen beiden Methoden der Gewerkschaftsbewe...g zu wählen, es gilt einen neuen Weg zu finden, eine Synthese dessen, was ...tig in beiden Methoden ist. Die praktische Notwendigkeit des Kampfes muß die ...mpfenden Richtungen zusammenführen; aber dies allein genügt nicht; zur ge...insamen Praxis ist Gemeinsamkeit der Anschauungen nötig. Auch die kleine ...uppe von Gewerkschaftern, die sich an die sozialistische Partei anschließen und ...klären, daß die Gewerkschaften keine revolutionäre Aufgabe haben und nur den ...hnkampf innerhalb des Kapitalismus führen sollen, bieten uns nicht das rich...te Beispiel. Zweifellos muß die Gewerkschaftsbewegung sozialistisch sein, aber ... muß als selbständige revolutionäre Macht neben der Partei stehen. So hat es ... Parteikongreß in Nancy ausgesprochen: Gewerkschaften und Sozialismus ...ben dasselbe Ziel, sie müssen im Einvernehmen zusammenarbeiten unter Wah...ng der Autonomie beider. Wir brauchen auch nicht mit dem Kopfe die beste ...thode der Gewerkschaftsbewegung zu erfinden; die Praxis bietet sie schon dar, ... Praxis der anderen Länder, wo sie kräftig vorwärts schreitet. Weshalb sollen ...r nicht die internationale Methode anwenden, die überall zum Siege und zur ...üte geführt hat? Es ist namentlich die Aufgabe der Gewerkschafter innerhalb ... Partei, diesen Gedanken zum Durchbruch zu bringen. Zu diesem Zwecke wird ... „Revue Socialiste“ eine Umfrage bei den leitenden Gewerkschaftern ver...stalten.

„The Socialist Review“, das Organ der englischen Arbeiterpartei, bringt im ...toberheft einen Aufsatz: **„Die Bedeutung der letzten Arbeiterkämpfe“** (The Signi...ance of the Labor Unrest) von W i l l i a m C. A n d e r s o n. Die unruhigen ...wegungen der letzten Monate, das plötzliche Auflodern von Streiks in England ...ben in der ganzen bürgerlichen Presse zahllose Artikel und Betrachtungen ver...laßt. Dort wird geredet über Fanatismus, künstliche Unzufriedenheit, auf...hrerischen Geist, da wird zu Gewalt geraten oder zur Einschränkung des Streik...htes, da werden Sammlungen für die „treuen“ Arbeiter veranstaltet. Sie alle, ... so schreiben, sollen sich mal die Frage vorlegen, wie ein Arbeiter mit weniger ...s 20 Mark wöchentlich auskommen kann, und den Ursachen der tiefen Unzu...iedenheit nachspüren, die in den Arbeitern lebt. Sie sollen auch bedenken, wie ... Gewerkschaften in einem hundertjährigen Kampfe die Arbeiter aus der elendesten ...klavenlage herausgeführt haben. Gegen Ende der achtziger Jahre erzielten sie ...oße Erfolge; dann aber fing der Zusammenschluß und der Widerstand der ...nternehmer immer stärker an, die 1901 zur Lahmlegung des Gewerkschafts...mpfes führten. In den fünf Jahren, in denen die Taff=Vale=Entscheidung galt, ...01 bis 1906, sanken die Löhne von rund 1 Million Arbeiter um 4,6 Millionen ...ark pro Woche. In den Jahren 1906 und 1907 ist eine Steigerung von 5 Mil...onen zu verzeichnen, dann folgt wieder 1908 und 1909 ein Sinken von 2,5 Mil=

lionen. Als Gesamtwirkung haben die zehn Jahre seit 1909 für etwa 1 Millio Arbeiter einen Lohnausfall von 1,7 Millionen wöchentlich gebracht. Und dan muß noch die Verteuerung aller Waren in Betracht gezogen werden, die vo 1905 bis 1909 11 Prozent betrug. Darin liegt die Grundursache der allgemeine Unzufriedenheit.

Müssen die Arbeiter dann nicht darauf rechnen, daß notwendig Zeiten d Krise mit der Prosperität abwechseln? Sie bemerken das ohnehin schon; ab zugleich bemerken sie, daß jedes Jahr die Kapitalisten neue Millionen anhäufe trotz der Krise; die steuerpflichtigen großen Einkommen stiegen von 791 Mi lionen Pfund (16 Milliarden Mark) im Jahre 1901 stetig auf 1009 Millione Pfund (20 Milliarden Mark) im Jahre 1910. Dieselbe Periode, die die Arbeit am Schlusse schlechter stellte als am Anfang, brachte den Kapitalisten einen Reic tumszuwachs von 4 Milliarden Mark.

Neben diesen wachsenden Gegensatz zwischen Reichtum und Armut tritt d steigende Konzentration des Kapitals. In vielen Betriebszweigen wird die Ko kurrenz immer mehr beseitigt — in der Textilindustrie, in Bergwerken, Verkeh Schiffbau und Stahlerzeugung, Brauerei, Zementindustrie, Papiere, Tabak – überall drängen die großen Kombinationen vor. Diese großen Gesellschaften ve teuern die Preise, sie machen die Aktionäre zu Herrschern über die Arbeiter, heb den persönlichen Kontakt von Kapital und Arbeit auf, machen das Kapital z einer blinden Geldmaschine. Sie vergrößern die Macht des Kapitals, verringer die Macht der Arbeit; die meisten Streiks gehen verloren, und aus Furcht v Kampf stimmen die Gewerkschaftsvertreter oft jedem Tarifvertrag zu. Dar liegt eine zweite Hauptursache der Kämpfe von 1911.

Diese Kämpfe sind bemerkenswert, weil sie eine Erhebung der am schlechtest entlohnten Arbeiter darstellen, eine starke Entfaltung der Klassensolidarität au wiesen, durch die Anwendung des neuen Mittels des Sympathiestreiks das Kamp feld erweiterten; weil sie dem ganzen Volke seine Abhängigkeit von den Hunder tausenden schlecht entlohnter Arbeitssklaven klar machten und weil sie die Fra eines ausreichenden Lohnes zur Hauptfrage des öffentlichen Interesses machte Große Verbesserungen wurden dabei errungen; massenhaft sind die Löhne von oder 17 auf 20 Mark gebracht, die Arbeitsstunden erheblich verkürzt worden. Nu kommen die weisen Zeitungsleute und schreiben, daß der Streik eine bruta Waffe ist, der den Streikenden selbst Schaden zufügt. Gewiß, der Streik ist ke Mittel, zu entscheiden, wer recht hat, da der Ausgang von der Macht und nicht vo dem Recht abhängt. Sollen aber die armen hungrigen Leute ruhig warten, b der Gerechtigkeitssinn von selbst bei den Kapitalisten zum Durchbruch kommt?

Wieder andere sehen in diesen Kämpfen eine Revolte gegen den Parlame tarismus, eine Reaktion gegen die Tätigkeit der Arbeiterpartei. Zweifellos die Arbeiterpartei zuerst mit übertriebenen Hoffnungen begrüßt worden; al Sorgen der Gewerkschaften wurden ihr zur Abhilfe nahegelegt, die eigentlic Aktion der Gewerkschaften trat völlig gegen die politische Aktion zurück. Ei Reaktion dagegen war unvermeidlich; 2 Millionen organisierter Arbeiter könn nicht ihre eigene Aktion auf die Schultern einer kleinen Parlamentsfraktion a wälzen. Die eigene Aktion der Arbeiter muß dem Auftreten der Parlamentari Kraft geben; die Position der Arbeiterfraktion ist durch die Massenkämpfe erhebl gestärkt worden, da man ihr jetzt nicht entgegenhalten kann: die Arbeiter si sowieso schon zufrieden. Industrielle und parlamentarische Aktion können einand nicht ersetzen; die erstere muß der letzteren Kraft und Energie geben.

Das Resultat der Streikbewegung ist eine bedeutende Verstärkung der Orga sation. Sie schiebt das soziale Problem wieder in den Vordergrund und zeigt z gleich, wie unmöglich es ist, es mit Gewaltmitteln und Unterdrückung aus d Welt zu bannen.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

euilleton der Neuen Zeit

ımmer 47 o o o o o o o o o o Ausgegeben am 26. Januar 1912

ḫaltsverzeichnis: Ein aufgeklärter Despot? Von F. Mehring. Anselm Feuerbach. n Diefenbach. — Bücherschau: Max Dessoir, Abriß einer Geschichte der Psycho= ʒie. Otto Klemm, Geschichte der Psychologie. Sven Hedin, Von Pol zu Pol. Julius Zerfaß, Ringen und Schwingen. — Lose Blätter: Charles Dickens.

Ein aufgeklärter Despot?

Von **F. Mehring.**



„Es ist alter Volksglaube, daß nach hundert Jahren die Leute wieder boren werden. Die Zeit ist erfüllet. Möge sein wiedergeborener Geist er uns kommen und alle Widersacher, die den Eintritt ins Land der ɾheißung uns wehren, mit flammendem Schwerte vertilgen! Wir aber wören, in diesem seinem Geiste zu leben und zu sterben!" So schrieb im ıhre 1840, als sich die Thronbesteigung des Königs Friedrich von Preußen m hundertsten Male jährte, der radikale Junghegelianer Friedrich ppen, in einer Schrift, die er seinem Freunde Karl Marx aus Trier dmete.

Nahezu fünfzig Jahre danach, im Jahre 1886, als der Todestag des inigs Friedrich sich zum hundertsten Male jährte, meinte der alte Kaiser ilhelm, der ehemalige „Kartätschenprinz": „Alles, was wir Großes und ıtes heute in unserem Lande bewundern, ist auf den Fundamenten ge= ündet, die er gelegt hat." Was dieser allezeit beschränkte Drillfeldwebel 3 „Großes und Gutes" im neudeutschen Reiche bewunderte, braucht nicht sführlich dargelegt zu werden: es genügt, zu erinnern an die borussische ınkerherrlichkeit, den aussaugenden Militarismus, den Brot= und Fleisch= ıcher, das Sozialistengesetz, die russische Vasallenschaft. Wer hat nun recht: r kecke Junghegelianer mit seinen kaum dreißig oder der stumpfsinnige hhenzoller mit seinen bald neunzig Jahren?

Es lohnt sich, einen Augenblick bei dieser Frage zu verweilen, da gegen= irtig die patriotische Trommel gerührt wird für den Geburtstag des inigs Friedrich, der sich am 24. Januar dieses Jahres zum zweihundertsten ale jährt und einige Tage später, am Geburtstag des gegenwärtigen ıisers, mit dem üblichen Lärm gefeiert werden soll. Unter anderem hat r Kaiser von Herrn Koser, dem Generaldirektor der preußischen Staats= chive, eine Schrift über seinen Vorgänger anfertigen lassen, die in hundert= ısend Exemplaren an die preußischen Schüler als kaiserliches Geschenk rteilt werden soll. Herr Koser hat nun zwar eine recht leidliche Bio= aphie Friedrichs geschrieben, aber zu seiner Schulschrift wird wohl ephistos Wort als Motto taugen: Das Beste, was du wissen kannst, darfst den Buben doch nicht sagen. Und was sonst in der bürgerlichen Presse s diesem Anlaß bisher an Gedenkartikeln geliefert worden ist, trägt rchweg den Stempel untertäniger Loyalität.

Um es mit einem Worte vorwegzunehmen, so hat der alte Wilhelm d nicht der junge Köppen recht und dreimal recht gehabt. Man mag

höchstens darüber streiten, ob der König Friedrich die Fundamente des preußischen Staates gelegt und nicht vielmehr nur befestigt hat, denn diese Fundamente bestanden schon vor ihm durch die besondere historische Entwicklung, die die brandenburgisch-preußische Militärkolonie seit den Tagen des Mittelalters genommen hatte. Aber diese Fundamente im modernen Sinne umzuwälzen oder auch nur ein wenig auszuflicken, hat König Friedrich während seiner langen Regierung allemal verschmäht; er hat sie durchaus nur erweitert und verstärkt, von der borussischen Junkerherrlichkeit bis zur russischen Vasallenschaft. In allen Zweigen seiner Herrschertätigkeit hat er — mit einziger Ausnahme der Rechtspflege, wo er einige Anläufe zu Reformen machte, um schließlich doch wieder in der launenhaftesten Kabinettsjustiz zu versumpfen — durchaus auf der historisch rückständigen Seite gestanden, und wer seine Geschichte irgendwie kennt, wir es nur als beißenden Hohn empfinden, wenn er als Muster eines aufgeklärten Despoten gefeiert wird.

Nichts hat ihm mehr am Herzen gelegen, als den feudal-mittelalterliche Kastenstaat mit den drei erblich geschiedenen Ständen der Junker, de Bauern und der Bürger aufrechtzuerhalten. Wenn es anders die Sache de aufgeklärten Despotismus war, die bürgerliche Entwicklung zu förder um eine Stütze gegen den Adel zu gewinnen, so hat Friedrich die Städt abgewürgt, um den Adel zu hätscheln und ihn mit noch immer mehr Vorrechten zu überhäufen, als er in diesem gesegneten Lande schon von jehe besaß. Es ist recht eigentlich Friedrichs Vermächtnis, die ganze militärisch und zivile Maschinerie des Staates in die Fäuste des Junkertums gründlich gespielt zu haben, daß sie ihnen bis heute noch nicht hat en rissen werden können. So wenig wie den Städten half er den Bauern gege die Junker; höchstens dem junkerlichen „Bauernlegen" suchte er gewis Schranken zu setzen, um Rekruten für sein Heer und Steuerzahler fü seinen Säckel zu behalten. Einzig unter diesem Gesichtspunkt hat er da gutsherrlich-bäuerliche Verhältnis, wie es aus dem Mittelalter überkomme war, zu „reformieren" gesucht; über die ärgste Auspressung und Mißhandlung der Bauern war er mit den Junkern ganz einig, nur daß er seine Anteil an dem Blute und Schweiße haben wollte, der den ausgepowert Massen — und die bäuerliche Klasse bildete damals die Masse der Bevölkerung — ausgepreßt wurde.

Seine Finanzverwaltung, wie er sie namentlich nach dem Siebe jährigen Kriege einrichtete, war eine Ausbeutungsmaschine der raffinie testen Art, jedoch in ihrer Methode schon für seine Zeit völlig überlebt. D Blutsteuern, die er in erster Reihe wieder von den Bauern erhob, steiger er auf ein unerträgliches und bis dahin unerhörtes Maß. „Kulturaufgabe waren für seinen großen Geist überhaupt keine Begriffe. Die Schulen li er gänzlich verfallen. Die Geistesknechtschaft feierte nirgends solche Orgi wie unter dem Szepter dieses weisen Herrschers. Seine Zensur war e würdiger Vorläufer des Sozialistengesetzes.

Auf dem Gebiet der auswärtigen Politik stand es nicht besser um ih. Nichts törichter, als ihm irgend so etwas wie „nationale Gesinnung" na- zurühmen. Wer ihn daraufhin angesprochen hätte, hätte nicht einmal i Gefahr gelaufen, von ihm auf die Festung geschickt, sondern höchstens i Gefahr, von ihm ins Irrenhaus gesteckt zu werden. Friedrich war ni

send Freuden bereit, seine rheinischen Besitzungen den Franzosen und e Provinz Ostpreußen den Russen zu opfern, wenn er dafür das Kur-stentum Sachsen hätte in seine Tasche stecken können. Es ist auch völlig kehrt, seine Erhebung gegen Österreich als eine nationale Tat zu be-ndern. Ihm war es nur um ein Stück Land zu tun, das er, gestützt t auf die Kraft und den Willen der Nation, sondern auf auswärtige chte, die Deutschland in gänzlicher Ohnmacht zu erhalten trachteten, Hause Habsburg rauben konnte. Auch die preußischen Historiker, so-t sie noch einen Funken von Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit besitzen, reiten heute nicht mehr, daß Friedrich ohne die französische Hilfe nie-s an die Eroberung Schlesiens hätte denken können.

Friedrich wußte sehr gut, daß ihm die französische Hilfe nicht um seiner nen Augen willen gewährt wurde, daß Frankreich, indem es ihn unter-tte, nur an der Entzweiung und Zerfleischung Deutschlands arbeitete. s hinderte ihn aber nicht im geringsten, sich in die Vasallenschaft Frank-hs zu begeben. Dabei hatte er freilich mehr als ein Vorbild unter seinen uchten Vorfahren; am Berliner Hofe hatten die französischen Dukaten mal einen guten Klang, auch wenn sie nur um den Verrat an Deutsch-d zu haben waren. Aber immerhin — so weit wie Friedrich hatte doch kein Hohenzoller den Mangel an nationaler Ehre und Scham ge-ben.

Er durfte den Lohn des Verrats einstreichen, allein der Fluch des Ver-rs ist ihm doch an den Fersen hängen geblieben. Sein Versuch, die nzösische Lehnsherrschaft abzuschütteln, deren Anforderungen ihm allzu hwerlich geworden waren, führte ihn in die englische Vasallenschaft, die im Siebenjährigen Kriege benutzte, um Amerika in Deutschland zu bern, ihn aber, als sie ihn nicht mehr brauchte, wie eine ausgepreßte rone beiseite warf, so daß er sich endlich in den russischen Knechtsdienst eben mußte, um sich zu retten. Auch die Schmach der russischen Fremd-rschaft in Deutschland ist ein Erbe des Königs Friedrich. Er endete e Laufbahn, indem er, innerlich knirschend, aber äußerlich kuschend, vor Zarin Katharina demütig im Staube lag und ihr das polnische wie das kische Wild ins Garn treiben half. In ihren Türkenkriegen unterstützte sie mit Hilfsgeldern; bei der ersten Teilung Polens mußte er den ßten Teil der Schande auf sich nehmen und sich mit dem kleinsten ochen begnügen.

Das entscheidende und unwiderrufliche Urteil über den König Friedrich sein Werk hat die Schlacht bei Jena gesprochen. Um den Helden zu en, hat man zwar gesagt, nicht er sei bei Jena geschlagen worden, son-n seine unfähigen Nachfolger. Allein so unfähig diese Nachfolger un-ifelhaft waren, so ist es doch eine ganz unsinnige Vorstellung, daß sie zwanzig Jahren ruiniert haben sollen, was Friedrich in mehr als vierzig ren angeblich aufgebaut haben soll. Sie haben sein Werk im wesent-en so erhalten, wie er es geschaffen hatte, es eher noch in manchem Be-ht verbessert als verschlechtert. Freilich mag dieser vorsintflutliche Kasten-t im Jahre 1806 verrotteter erschienen sein als im Jahre 1786, aber n nur im Lichte einer vorgeschrittenen Zeit; im Wesen der Sache war er z derselbe, und die damaligen Reformer, die Stein und Arndt, waren einem ganz richtigen Instinkt geleitet, wenn sie den undeutschen König

verwünschten, dessen Größe Deutschland zum Verderben und dessen G dächtnis Deutschland zum Fluche geworden sei.

Wie nun aber erklären, daß der Name dieses Königs bei alledem imm einen gewissen populären Klang behalten hat, daß Friedrich einen Mar wie Carlyle zum Biographen, einen Künstler wie Menzel zum Mal seines Lebens und seiner Taten gewinnen konnte, daß die radikalen Jun hegelianer für ihn schwärmten, daß selbst Lassalle noch im Jahre 1858 ih neben Lessing als ebenbürtigen Befreier stellte? Will man die Antwo auf diese Frage in banal-populärer Form geben, so müßte man sagen, da der Einäugige unter den Blinden König ist. Unter dem verkommen Fürstengesindel seiner Zeit war Friedrich in seiner Art ein ganzer Ke und ebenso ragte er über seine Vorgänger und Nachfolger in der Geschich der Hohenzollern empor. Er trieb sein schlechtes Handwerk wenigstens m einem Eifer und Ernst, der den zeitgenössischen Sultanen vollkomm fremd geworden war; das Glück machte ihn nicht übermütig, und das U glück trug er mit einer Standhaftigkeit, die gewiß respektabel war: m dem Gift in der Tasche, entschlossen, sich lieber selbst aus der Welt zu exp dieren, als dem etwas zu vergeben, was er für seine königliche Würde hie Die blödsinnige Verschwendung der damaligen fürstlichen Höfe hielt er s vom Leibe, und namentlich auch den leeren Tand des Größenwahnsinn der die alberne Neugier des gedankenlosen Philisters für bare Mün nimmt, für eine aufrichtige Huldigung an die Monarchie oder gar für ei bewundernde Anhänglichkeit an die Person des Monarchen. Friedrich schät die patriotischen Spektakelmacher ganz richtig als „Canaille“ ein. Und a bei seinem letzten Besuch in Breslau der Philosoph Garve dem widerspra mit der Bemerkung: „Als Ew. Majestät gestern in die Stadt kamen u alles Volk zusammenlief, um seinen großen König zu sehen, das war nic Canaille“, da antwortete der König, viel philosophischer als der patentier Philosoph: „Setze Er einen alten Affen aufs Pferd und lasse Er ihn du die Straßen reiten, so wird das Volk ebenso zusammenlaufen.“ Wie wi war Friedrich damit seiner Zeit voraus und nun gar der unserigen!

Sowenig er im historischen Sinne ein aufgeklärter Despot gewesen , so sehr war er es in persönlichem Sinne. Ein Typus der drückendst Geistesknechtschaft, verschmähte er doch der „Heuchelei dürftige Maske“ = sofern, als er sie nie mit frommen Redensarten auszuschmücken versuch. Ihn als Geburtshelfer unserer klassischen Literatur und Philosophie z feiern, gehört zu den abgeschmacktesten Legenden, von denen sich die bürg liche Literaturgeschichte nährt, aber ein Aufklärer im Sinne des von ih bewunderten Voltaire, ein Anhänger der Aufklärung, von der Schneid und Schuster nichts wissen dürfen, ist Friedrich allerdings gewesen, un daraus hat er in seinen Briefen und Schriften nie das geringste Hehl = macht. Er gebrauchte die Religion als despotisches Machtmittel; er hat e Jesuiten geduldet, als der Papst Ganganelli den Jesuitenorden aufh, und ebenso die lutherische Orthodoxie vor allen aufklärerischen Attenta geschützt, so daß selbst sein lammfrommer Bewunderer Gleim sich zu de Spott aufschwang: Er ließ uns alle Freiheit, selbst die Freiheit, dumm z sein. Allein für seine Person war ihm alle Religion höchst widerwärti, und er mißbrauchte sie auch nicht, um seine Politik zu beschönigen; er it seinen Raub am Hause Habsburg nie als eine „Wendung durch Got

Fzung" gefeiert. Aus den Produkten seiner Feder läßt sich ein ganzes Aenal von boshaften und auch geistreichen Spöttereien über die Religion u) religiöse Gegenstände zusammenstellen.

Wie wenig Friedrichs bornierter Despotismus dadurch entschuldigt ırde, hat schon Lessing erkannt in seiner bekannten Äußerung über das „lavischste Land in Europa", das der preußische Staat sei und bleibe, trotz er „Sottisen gegen die Religion", die in Berlin auf den Markt gebracht ırden. Zum Glück für Friedrichs Nachruhm aber legte sich sein Nachzer, nach alter Überlieferung der Hohenzollern, wieder auf die frömnlnde Seite, trotz des sardanapalischen Lebenswandels, den er führte, und krönte diese nichtswürdige Heuchelei, indem er behauptete oder durch seine eaturen behaupten ließ, daß sein Vorgänger den Hauptgrund zur Freiıkerei gelegt habe. So kam Friedrich in den ganz unverdienten Ruf, ein tbringender Genius gewesen zu sein. In den Tagen nach Jena wurde n historisches Wesen dann von den preußischen Reformern wieder richtig eannt, allein als sich nach den Siegen über Napoleon die Heilige Allianz stituierte, die den frechsten Despotismus in frömmelnde Tracht kleidete, ırde Friedrich zum zweiten Male ein Held der Aufklärung, zumal da eußen in der Heiligen Allianz die erbärmlichste und unwürdigste Rolle elte, und die preußischen Machthaber der zwanziger und dreißiger Jahre es taten, was in ihrer Macht stand, um das Andenken des ketzerischen nigs zu verdunkeln.

Bekannt sind Heines zornige Worte aus dem Jahre 1832 „gegen dieses eußen, diesen langen frömmelnden Kamaschenhelden mit dem weiten agen und dem großen Maul und mit dem Korporalstock, den er erst in eihwasser taucht, ehe er damit zuschlägt, dieses christlich-philosophische ldatentum, dieses Gemengsel von Weißbier, Lüge und Sand, dieses ife, heuchlerische, scheinheilige Preußen, diesen Tartüffe unter den aaten". So konnte Heine nur im Ausland schreiben, und es ist gewissernßen die andere Seite der Medaille, wenn sieben Jahre später der radile Junghegelianer Köppen, unter dem Drucke der Zensur, diesem Preußen s den Schriften des Königs Friedrich, der seinen Korporalstock wenigstens e in Weihwasser getaucht hatte, einen Spiegel entgegenhielt, worin es ne ganze Schlechtigkeit erkennen und daran verrecken sollte, was es denn eilich nicht getan hat.

Heute wissen wir allzu gut, daß der leibhaftige Kampf mit leibhaftigen egnern nicht dadurch gefördert werden kann, daß wir Gespenster aus den räbern beschwören, zumal Gespenster vom Schlage des Philosophen von anssouci, der dem Junkertum nicht minder hold und gewärtig gewesen ist, s heute der Philosoph von Hohenfinow. Auf dem Despotismus des alten ritz lastet noch immer der Fluch der Nation, und zwar um so wuchtiger, verhängnisvoller seine Nachwirkungen sind. Den zweihundertsten Geırtstag des Königs als nationalen Festtag zu feiern, wäre ein Spott auf le nationale Gesinnung.

Eher könnte er sich als dynastischer Festtag sehen lassen. Denn in der ngen Reihe von Hohenzollern, die vor und nach ihm gelebt haben und storben sind, zeichnete sich der König Friedrich durch einige menschliche igenschaften aus, zumal durch die Verachtung jener „Canaille", die in esen Tagen am lautesten lärmen wird.

Anselm Feuerbach.

Von **Diefenbach.**

Feuerbachmappe, herausgegeben vom Kunstwart. München, im Kunstverl bei Georg D. W. Callwey. 12 Mark.

Anselm Feuerbach, **Ein Vermächtnis.** Herausgegeben von Henriett Feuerbach. Berlin 1911, bei Meyer & Jessen. 268 Seiten. 2,50 Mark.

Die Werke Anselm Feuerbachs dünken uns heute innig mit ihrer Ze verwachsen und scheinen uns viele von deren Charakterzügen in edler Ve geistigung widerzuspiegeln.

Allein trotz der engen Verwandtschaft mit der eigenen Kulturperiode i der Künstler dieser Werke, was Entgegenkommen und Verständnis a langt, von einem besonderen Mißgeschick verfolgt worden. Er war pe sönlich von sehr leidenschaftlichem und künstlerisch mitteilsamem Naturel schaffensfreudig und selbstbewußt, dazu — etwa wie Nietzsche — vo glühender Sehnsucht nach verständnisvoller Zustimmung verzehrt. Er wa einer jener Charaktere, die sich quälen, weil das Publikum nicht mit ihre Augen sehen will, die den Beifall verachten und seiner doch bedürfen, ei Künstler, dem der Mangel an Bewunderung zwar nicht die Kompositio zu verpfuschen und die Schaffensfreude zu lähmen, aber doch den frohe Lebensgenuß häufig genug zu vergällen vermochte.

In der Zeit der deutschen Idyllen- und Historienmalerei war Feue bachs Kunst der öffentlichen Kritik nicht farbig, nicht laut und bunt genu Makarts bengalisches Feuerwerk blendete aller Augen und stellte Feuerba in Schatten. Dann, als die Historienmalerei in Mißkredit kam, als vo allem die französische Kunstrevolution mit ihren verschiedenen Ausbrüche die moderne Anschauungsweise erschütterte und durchdrang, fiel auch Feue bach der allgemeinen Gleichgültigkeit gegen die überwundenen Historien größen anheim. Man fand in ihm keine aktuellen Probleme, keine re listische Ursprünglichkeit, keine barbarische Proletarierkraft, keine fabe haften Farbeneffekte, und so verbrachten Feuerbachs Werke wiederum ei freudloses Dasein in stillen kühlen Galerien und im gemächlichen Besi unbeneideter Privater. Erst seit vielleicht zehn Jahren — zwanzig Jahr nach Feuerbachs Tod — ist im allgemeinen Urteil ein Wandel angebahr worden. Allmählich fiel es der Kritik wie Schuppen von den Augen, un heute kann man von einer ansehnlichen, weitverzweigten Feuerbachbew gung reden.

Schüler und Nachfolger seiner Kunstrichtung hat Feuerbach zwar kaum Er erscheint selbst vielmehr als die klassische Vollendung, die reife Fruc einer abgeschlossenen Kulturentwicklung, an die vorläufig nicht so leic wieder angeknüpft werden dürfte. Aber Verständnis und Bewunderun wird ihm heute gebührlicherweise immer lebhafter zuteil. Und immer meh siegt die Einsicht, daß dieser lang verkannte Meister bei aller geistigen Vo nehmheit und Zurückhaltung, bei dem ausgesprochenen Griechentum seine Wesens heute für weite Kreise sogar ziemlich leicht zugänglich ist. Da Wachstum der Feuerbachbewegung bezeigt sich gegenwärtig in mancherl Ausgaben seiner Briefe, Niederschriften, Handzeichnungen und farbige Reproduktionen, die in den letzten Jahren veröffentlicht wurden. Al die eindrucksvollste und glücklichste Erscheinung auf diesem Gebiet darf ma

ohl die Feuerbachmappe rühmen, die der „Kunstwart“ vor kurzem her-
sgegeben hat. Sie gibt ein ebenso vielseitiges wie abgerundetes Bild
n Feuerbachs Schaffen und bringt durch den gewählten Ton der meisten
produktionen die überragende Größe seiner Kultur und die Feinheit
ner Persönlichkeit gleichermaßen zum Ausdruck. Der Zusammenklang
r Feuerbachschen Werke, die in Europa von Wien bis Kopenhagen zer-
eut sind, übt in dieser Kunstwartausgabe eine Wirkung von stärkster Ein-
itlichkeit. Gälte es, für ihr Gesamtbild eine Allegorie zu suchen, so müßte
an die Gestalt der Helena im „Faust“ erinnern, in der Goethe die Ver-
ihlung des deutschen mit dem antiken Geiste gefeiert hat.

Wieviel haben die Ästhetiker und Kritiker schon über den Wert und Un-
rt der Historienmalerei, über die sekundäre Bedeutung der Idylle, über
e literarische Natur des Gedankenbildes, über das l'art pour l'art-
oblem gestritten! Ein Überblick über das Lebenswerk Anselm Feuerbachs
ßt erkennen, daß diese ästhetischen Fragen im Grunde genau wie die poli-
chen auch nur „Machtfragen“ sind: der einzelne Künstler braucht diese
er jene Theorien und Statuten, um seinen Standpunkt für sich selbst
rin zu formulieren, um darauf weiterzubauen, um sich daran festzuhalten
d sich über sich selbst klar zu werden. Der einzelne Beschauer braucht
e ästhetischen Normen, um für sein Behagen oder Mißbehagen den kunst-
rständigen Ausdruck zu finden, und er glaubt dabei meistens, irgend-
lchen ästhetischen Naturgesetzen auf die Spur gekommen zu sein. Sobald
er nur der richtige Mann kommt, löst seine Kraft das ästhetische Pro-
em eben als eine Machtfrage durch die Praxis, indem er die mühselig in
n Sand gezogenen Grenzen der Kritik wie ein olympischer Sieger leicht-
ßig überspringt, neue Bewertungen erzwingt und auf dem vermeintlich
fruchtbaren Boden mit den glücklichen Händen des Genies und der
gend den köstlichsten Lorbeer pflückt. So ist auch an der Feuerbachschen
unst mit der üblichen Elle älteren oder jüngeren Maßes nicht viel aus-
richten. Auf seine Mythen- und Genrebilder, seine Idyllen und seine
arstellungen literarischer Vorwürfe aus der Antike, der christlichen Über-
ferung und der Renaissance wollen die Schulbegriffe, wenigstens dort,
es sich um seine Meisterwerke handelt, nicht mehr zutreffen; sie wirken
frei, zu persönlich, zu groß und selbständig, um sich durch eine kurze,
ablonenmäßige Etikette erschöpfend charakterisieren zu lassen.

Durch Feuerbachs Werke zieht eine wunderbar musikalische Stimmung,
e sich schon in einem Selbstporträt des vielleicht fünfzehnjährigen Knaben
ndgibt, die aus tausend Bewegungen späterer Gestalten, mögen sie
äumen, kämpfen, weinen oder musizieren, immer wieder herausklingt,
d die in einem seiner letzten Bilder, dem „Konzert“, noch einmal in
llen Akkorden zur Geltung kommt. Der Rhythmus seiner Linien hat
nen sanften, harmonischen Fluß. Es ist ein Wohllaut der Form, der über
ne Gestalten Licht und Schatten, Ruhe und Bewegung mit zärtlicher
orgfalt verbreitet. Seine Historienmalerei läßt sich, wenn man die land-
ufigen Begriffe einer womöglich noch vaterländischen Theatralik damit
rbindet, überhaupt nicht als solche bezeichnen: nicht nur, weil sie sich
undsätzlich keine „nationalen“ Stoffe wählte, was ihr bei einem etwa
eral gesinnten Künstler in den siebziger Jahren doppelt hoch anzurechnen
; sie ist keine Historienmalerei in dem Sinne, daß ihr auch nicht ein

Hauch von opernhaftem Wesen anhaftet. Viel eher wirkt sie episch, sym-phonisch. Die ganze Kultur einer hochgebildeten süddeutschen Bürgerfamilie, die den erklärten Philhellenen, den Verfasser des vatikanischen Apollo, weite einen bedeutenden Juristen und den berühmten Philosophen seines Namen ihm zur nächsten Verwandtschaft gesellte, hat in Anselm Feuerbachs Bilder ihren sichtbarsten Ausdruck gefunden. Die klassischen Humanitätsideal standen ihm von Jugend auf vor Augen, und er rühmt sich freudig in der von seiner Stiefmutter als „Anselm Feuerbachs Vermächtnis" später her-ausgegebenen Nachlaßwerk, daß er den Klassizismus schon mit der Mutter-milch eingesogen habe. Mit diesem griechischen Klassizismus hat er di moderne Weichheit des Gefühls vereinigt zu einer Größe und zugleic Menschlichkeit, die seine ganze Malerei mit einheitlichem Geiste durchdran und dadurch in mancher Hinsicht an Beethoven erinnert. Dafür, daß ihr „Größe" und „Menschlichkeit" als die Leitsterne seiner Kunst bewußt ge-leuchtet haben, lassen sich aus jenem Vermächtnis — einer wertvollen Auto-biographie und Selbstkritik mit mancherlei Polemik — zahlreiche Zeugniss anführen.

Dabei beruht Feuerbachs klassische Größe durchaus nicht etwa in eine titanischen Kraft, die bei ihm sogar für bewegte Massenkompositione manchmal nicht bis zur vollendeten Lösung ausgereicht hat. Vollkomme ist er vielmehr in der Stärke seiner Stimmung, und diese ist immer weihe-voll, ruhend, vornehm und zugleich rührend. Feuerbach ist keusch und jung-fräulich, aber nicht aus Spießbürgerlichkeit, sondern in einem gewissen Zug von frauenhafter Schwärmerei, der sich übrigens in seinen Bildern vie stärker als in seinen schriftlichen Aufzeichnungen ausprägt. Hier wie in de Schilderungen seiner Freunde gibt er sich sehr stolz, persönlich unnahba und ziemlich aggressiv, viel zu verschlossen, um die innerliche Weichhe seines Wesens in Worten kundzutun. Aus ihr flossen seine liebenswürdige Kinderszenen, die Bilder edler Frauen, die in unberührter Erhabenhe majestätisch wie Vestalinnen wandeln. Ein anakreontischer Zauber, ein ge-heimer Abglanz von Vergänglichkeit, die Schwermut römischer Zypresse-haine und verwilderter Olivengärten ruht auf den Gestalten und den Land-schaften. Die Natur ist bei ihm stets wunderbar auf den seelischen Vorgan im Menschen abgestimmt, mag er eine sehnsüchtige Iphigenie oder ein brütende Medea darstellen. Die Laute der Natur, die Wellen der Se stimmen in die verborgenen Gedanken ihrer Seelen ein und klingen hi wie in den Versen des ihm geistesverwandten Hölderlein: „An seinen Ufer aber wacht und rauscht das alte Meer". Von ähnlich seelischer Wirkung i das trostlos dämmernde Zwielicht in dem unterweltlichen Gestein, aus de Orpheus die langsam erwachende Gattin heraufführt. Es geht dem Mal Feuerbach ähnlich wie dem Sänger Orpheus: wenn er mit seiner Kun beginnt, fangen die Bäume und Felswände mitzutönen an. Die seelisc Vertiefung seiner Gesichter ist manchmal unübertrefflich und kommt mitunt in den Handzeichnungen zu den großen Gemälden am besten zur Geltun Man könnte zum Beispiel einen Alkibiades, der von einer Mädchenschar um-geben in das Symposion des Plato und Sokrates bei Agathon herei taumelt, nicht schärfer charakterisieren als in jenen Zügen voll übermütig Ironie, voll Geist und Genußsucht; das Glänzende, Blendende und Sybar-tische seines Wesens erinnert unmittelbar an das bekannte Heinerelief vo

d d'Angers und zeigt durch diese gewiß zufällige Ähnlichkeit, über
es Maß von psychologischer Schärfe Feuerbachs genialer Pinsel verfügte.
So führen bei Feuerbach zahllose Fäden aus dem bloß Malerischen ins
schliche, ins Persönliche, Poetische und Humanistische hinüber. Und
so der Künstler in den Augen gewisser exklusiver Ästheten verlieren
, so gewinnt er dadurch für uns um so mehr als Gesamterscheinung,
ine Größe von allgemeiner kultureller Bedeutung. Dadurch besitzt auch
„Vermächtnis" Feuerbachs, das kürzlich in einer geschmackvollen Volks-
abe erschienen ist, einen hohen Reiz der Persönlichkeit. Seine Kraft
Temperaments, die Anschaulichkeit des Stils bringt den unbändigen
ffensdrang des Künstlers ebenso imponierend zur Geltung wie den
schütterlichen Glauben an sich selbst; einen Glauben, der dem halb-
sigen Knaben in einer subalternen Schülerstellung den stolzen Trost
stert, daß auch Raffael mit fünfzehn Jahren einmal als Farbenreiber
nnen habe. Diese Zuversicht berührt auch dort noch sympathisch, wo sich
rbach zu jener traditionellen Künstlerschar gesellt, die als völlig un-
ische „Liberale" über das deutsche Elend eigentlich nur deshalb ein-
klagen, weil sie den Mangel an vaterländischem Kunstverständnis am
en Leibe so schmerzlich verspüren. Auch Feuerbach streift auf seiner
gten Wanderschaft das öffentliche Leben in Deutschland nur so weit
unwirschen Worten, als es bei Ausstellungs- und Kunsthandelssorgen
eine Rolle spielt. Sobald ihm aber einmal Seine Königliche Hoheit
Großherzog von Baden per Zufall ein Bild abkauft und es gar in dem
herzoglichen Schlosse unterbringt, gibt er weich und empfindet darüber
erweise eine „große Beruhigung und Dankbarkeit".

Die besprochene Wiedergabe Feuerbachscher Werke repräsentiert die un-
felhaften Verdienste des Kunstwart um eine volkstümliche Kunstver-
ung ganz besonders glücklich. Die Auswahl der Gemälde ist recht voll-
big, immerhin vermißt man eine Reproduktion des poesievollen Bildes
Paolo und Francesca in der Münchener Schackgalerie, weiter jene
tgarter Nanna, die in königlicher Haltung wie eine gefangene Fürstin
ert, und die berühmte Handzeichnung des rückwärtsfallenden Ama-
nmädchens ungern. Viel schlimmer sind jedoch die 30 Seiten er-
ernden Textes, die vermutlich Herr Avenarius in Person beigesteuert
Dieser ist als erfolgreicher Kunstpopularisator allenthalben anerkannt;
leider bringt er es, selbst angesichts eines so vornehmen und ver-
ssenen Künstlers wie Feuerbach nicht fertig, sich seines widerlichen
s, seiner anmaßenden und wohlmeinenden Redeweise zu entschlagen.
narius hat ohne Zweifel Ideen über Kunstfragen und vermag auch auf
m Gebiet manche Dinge sehr verständlich darzustellen. Aber er gefällt
dabei in einer altväterischen Onkelrolle als „Begleiter" und „Führer"
„Suchende", denen es „ums Lernen" zu tun ist, die er bei der Hand
nt, und zu denen er sich mit einer besonderen Art literarischer Zu-
glichkeit gemütlich „aufs" Sofa setzt, um ihnen bei Feuerbach „sein
sches" und „sein besonderes Allerpersönlichstes" zu zeigen. Diese Bon-
e gegen den Beschauer wie den Künstler kleidet er in eine greulich ge-
e, sinnig gespreizte und verquälte Sprache, die auch den bescheidensten
persönlich erbittern muß. Dem schellenlauten Kunstpastor möchte
die Selbstzucht Stendhals empfehlen, der eine Zeitlang jeden Morgen

zwei oder drei Seiten aus dem Code civil las, um immer natürlich
bleiben. Bei Avenarius aber führt die wichtigtuerische Geschwätzigkeit
einem Mangel an intellektueller Scham, mit dem sich eine gedeihliche Kur
pflege auf die Dauer nicht verträgt.

Trotz dieser textlichen Ausstellungen darf man das Feuerbachsche
produktionswerk wie auch sein „Vermächtnis" allen größeren Arbeit
bibliotheken als preiswerten und genußreichen Besitz aufs wärmste
Anschaffung empfehlen.

Bücherschau.

Max Dessoir, **Abriß einer Geschichte der Psychologie.** (Die Psychologie in Ein
darstellungen, 4. Band.) Heidelberg 1911. XI und 272 Seiten. Geheftet 4 M
gebunden 5 Mark.

Otto Klemm, **Geschichte der Psychologie.** (Wissenschaft und Hypothese, 8. Ba
Leipzig und Berlin 1911. X und 388 Seiten. Gebunden 8 Mark.

„Entbunden von der ausschließlichen Bewertung nach dem Maßstabe objekt
Richtigkeit, den die systematische Darstellung der Wissenschaft anlegt, entzündet
das Interesse des Historikers an dem Werden der Gedanken selbst und findet s
Befriedigung in dessen Enthüllung", mit diesen etwas gespreizten Sätzen aus
Vorwort des Klemmschen Buches rechtfertigen sich die ersten Versuche der bei
Autoren, die Geschichte einer Wissenschaft zu schreiben, die eigentlich noch in
Kinderschuhen steckt. Doch mag man sich zu den Einzelresultaten der modernen Psy
logie noch so kritisch stellen, die Geschichte der Seelenwissenschaft enthüllt deu
den Fortschritt unserer Experimentalpsychologie, endgültig mit der alten Vorstell
aufgeräumt zu haben, daß der Mensch „zugleich nochmals in sich selbst, als kle
Mensch in dem großen Menschen sitze" (Ebbinghaus). Es ist äußerst reizvoll,
allmählichen Sieg der Anschauung zu verfolgen, daß die Seele „nichts ist au
der Gesamtheit ihrer Gehalte und Betätigungen; nicht ein Wesen, das noch üb
bliebe, wenn man von allen seinen Erlebnissen absieht, oder das sich als eine s
ständige Macht auch gegen diese Erlebnisse wenden könnte" (Ebbinghaus).
Werden gerade dieser Gedanken ist allerdings in voller Deutlichkeit in keinem
beiden Bücher dargestellt worden. Am wenigsten in dem Abriß des Berliner P
fessors Dessoir. Dessoir schließt seine Darstellung mit der Psychologie Herb
ab und gehört selbst noch zu den vorfechnerschen, mehr spekulativen Psycholo
In der Geschichte der Psychologie entdeckt er drei psychologische Ideen, drei
schiedene Seelenbegriffe, die während der ganzen Entwicklung bis zum heut
Tage nebeneinander wirksam seien: die Seelentheologie und Seelenmetaphysik (
Psychosophie), die Auffassung von der Seele als einem „Prinzip der Tätigkeit
menschlichen Körper" (die eigentliche Psychologie) und die „praktische und künstler
Seelenkunde" (Psychognosis, auch Charakterologie). Dessoir hütet sich ängstlich
„verfälschen" und „künstlich eine einfache gerade Linie des Werdegangs herzustell
Tatsächlich spielt ja noch die Seelenmystik in den Kreisen eine Rolle, in denen
an Tischrücken und Geistererscheinungen glaubt. Aber der Professor tut doch a
gläubischen Bauernfrauen, überkultivierten Stadtdamen und geriebenen Ga
rinnen, die auf die nie aussterbende Dummheit rechnen, zu viel Ehre an, wen
deren Hokuspokus und ihre „zugehörigen Theorien, die philosophisches Bürger
errungen haben", den noch heute geltenden psychologischen Anschauungen zurech

---

[1] Auch Klemm, Geschichte der Psychologie, urteilt: „Aber diese okkulten Wi
schaften, die mit dem Spiritismus offenkundig in die Gegenwart hineinreichen,
mit den Versuchen einer wissenschaftlichen Analyse des Seelenlebens kaum in
rührung geraten" (S. 3).

ß Dessoir auch sonst die Bedeutung und der Umfang der modernen experimentellen
chologie nicht klar genug aufgegangen ist, zeigt seine Polemik gegen die an=
vandte Psychologie. So leistet er sich den in seinem Gedankeninhalt wirklich über=
ltigenden Satz, daß „die Bedeutung der Individualitätsmessungen und Stich=
benmethoden (mental tests) groß, aber nicht genügend sei, um ein von einem
hter oder Historiker gezeichnetes literarisches Porträt zu ersetzen (S. 15), als
es je einem Psychologen eingefallen wäre, Literatur und Geschichtswissenschaft
f den Schindanger zu werfen. Gleich falsch in seiner allgemeinen Form ist aber
der der Satz, die experimentelle Menschenkenntnis sei ebenso ein Unding wie
experimentelle Roman. Nur wenn man in dem „wirklichen Gefüge einer
chischen Persönlichkeit" ein besonderes mystisches Band und etwas „Höheres"
den Gesamtkomplex aller Teilinhalte der Psyche sucht, wird man sich mit der
fdeckung der sozialen, historischen und psychologisch=individuellen Bedingtheiten
ht begnügen.

Dennoch kommt Dessoirs Abriß in Frage, weil er neben Klemm die erste
samtentwicklung der Psychologie enthält. Zudem zeichnet er sich durch eine Fach=
drücke vermeidende, klare Sprache aus, so daß er für den philosophisch aber
t psychologisch gebildeten Arbeiter ohne weiteres verständlich ist. Schließlich hat
den Vorteil, daß er den Entwicklungsgang mehr chronologisch verfolgt und jeden
chologen zusammenhängend in einem Abschnitt behandelt. Die Einzelbilder sind
erundet und entbehren nicht treffender und feinsinniger Bemerkungen. Schriften=,
men= und Sachverzeichnisse erleichtern den Gebrauch.

Klemms, des Leipziger Privatdozenten Werk, bedeutet eine wertvolle Ergänzung
Dessoirschen Buches, das es in vielem übertrifft. Zwar fehlt es ihm an der
ulären Darstellung. Dafür bietet es aber eine Fundgrube wissenschaftlichen
terials, das bis für die neueste Zeit verarbeitet ist. Geht Dessoir von den
blemen aus, die die dargestellte Vergangenheit beschäftigten, so verfolgt Klemm
hr die Entwicklung der uns heute interessierenden Fragen. Dessoir behandelt
Psychologie mehr als Anhängsel der Philosophie; Klemm berücksichtigt auch
se weitgehenden Einflüsse, hebt aber — was weit wichtiger und richtiger — den
sammenhang aller psychologischen Forschung mit naturwissenschaftlichen und be=
ders medizinischen Erkenntnissen hervor. Klemm geht tief ins Detail, ohne die
gemeinen Zusammenhänge außer acht zu lassen. Gewiß ist die Lektüre seines
ches ein Studium; aber es bietet dafür als Ganzes und in seinen Einzelheiten
ßen Genuß.[1] Für den, der psychologisch vorgebildet ist, bedeutet es geradezu
e Freude, den getrennten, verschlungenen und wieder zusammenlaufenden Ge=
kengängen zu folgen. Man konnte es fast als ein Seitenstück zu Windelbands
schichte der Philosophie, dieser geistreichen Geschichte philosophischer Probleme, be=
hnen, wenn nicht der Boden unter Klemms Füßen so viel unsicherer, schwankender
re. Mit der Anerkennung des Klemmschen Buches soll natürlich nicht gesagt
, daß wir jedes Urteil richtig, jede Charakteristik treffend, jeden Kausalzusammen=
g ausreichend fänden. In der Grundauffassung, die jetzt alle experimentellen
chologen verbindet, stimmen wir aber mit ihm überein: über den Wert der
chologischen Resultate und ihrer Theorien entscheidet das Experiment, keine vor=
aßte Vulgärmeinung, keine aprioristische Theorie, kein philosophisches System.

---

[1] Selbst der Humor kommt gelegentlich zu seinem Recht. Einem darwinistischen
ologen älterer Richtung, Gustav Jäger erwuchs aus dem Studium animalischer
rüche „die Vermutung, daß jedes Individuum mit einem ihm eigentümlichen
ruche behaftet sei. Auf der Wahrnehmung solcher Gerüche soll die geschlechtliche
be, das Gefühl der Rassen= und Familiengemeinschaft usw. beruhen. Diese Ge=
he entstehen durch feine Ausdünstungen aus dem Körper, welche eben die Seele
stellen. . . . Eine Konsequenz dieser Entdeckung waren die bekannten Hemden
gers zur Verhinderung einer allzu großen Ausdünstung der Seelenstoffe" (S. 41).

Experimente können nur durch Experimente widerlegt werden. Als exakte Wissenschaft hat es die Psychologie nur mit exakten Methoden innerhalb des eigenen Gebietes zu tun.

Das Klemmsche Buch gliedert sich systematisch in drei Hauptabschnitte. De erste behandelt unter „Allgemeine Richtungen der Psychologie" die metaphysische un empirische Psychologie. Der zweite gibt eine „Entwicklung der psychologischen Grun begriffe", insbesondere des Bewußtseinsbegriffs, der Methoden und des psychisch Maßes. Im dritten Abschnitt wird die „Geschichte der wichtigsten psychologisch Theorien" über Empfindung, Wahrnehmung, Gefühls- und Willensvorgänge en wickelt. Ein ausführliches Namensverzeichnis gestattet die Zusammenstellung d durch die Systematik getrennten Ausführungen einzelner Psychologen.

Die vornehmliche Berücksichtigung der modernsten Entwicklung in dem empfehlen werten Klemmschen Buch bestätigt das Urteil eines Psychologen unserer Tag daß „die Psychologie zwar eine lange Vergangenheit, doch nur eine kurze Geschich habe".

Ernst Lin

Sven Hedin, **Von Pol zu Pol.** Leipzig 1911, Verlag Brockhaus. 312 Seite Preis gebunden 3 Mark.

Das Buch will ein Volksbuch sein, das mit knappen, abwechslungsreichen Kapite die Eindrücke einer Weltreise vermittelt und neue Reisen anregt. Zu einem solch Buche gehört mehr denn der gute Wille eines Autors, gehört ein Weltreisender, d abenteuerliche Tage hinter sich hat, und eine Feder, die Erlebnisse lebendig zu g stalten weiß. In Sven Hedin ist beides vereinigt: Der Kosmopolit, der so man abenteuerliche Fahrt zur Erforschung Innerasiens unternahm, wie auch die Fed die farbig zu schildern und auch die großen geschichtlichen Hintergründe gan Völker in knappe, plastische Bilder zu bannen weiß. Ob er ein Orientmärchen na gestaltet oder eine Wüstenfahrt schildert, ob er von kirgisischen Reiterspielen, v Tibet, von Marco Polo oder vom König der Dschungeln erzählt — aus allen Parti spricht der Weltreisende, der aus eigenem Erleben und aus der von eigenem Schau befruchteten Phantasie schöpft. Das Buch ist gewissermaßen der populäre Nied schlag von Hedins großen wissenschaftlich-geographisch vertieften Reisewerken, ei volkstümliche Asienfahrt mit lokalen Abstechern ins Geschichtliche und Naturgeschic liche. Vom Standpunkt einer freien politischen Auffassung sehr bestimmt abzulehn wären unter den 72 Kapiteln jenes vom Balle am deutschen Kaiserhof und je vom Wiener Klempner, in welch beiden Hedin seinen monarchischen Ballast geladen zu haben scheint, damit die übrigen Kapitel von Patriozismen um so belasteter bleiben. Trotz seines billigen Preises ist das Werkchen in Einband u Ausstattung von schöner Zweckmäßigkeit und mit Abbildungen versehen, die weite Reise lebendig ergänzen.

R.

Julius Zerfaß, **Ringen und Schwingen.** Gedichte eines Proletariers. Ver Wilhelm Borngräber. Preis 1,50 Mark.

Für die kulturelle Bedeutung einer aufsteigenden Volksschicht kann es kein besseren und sichereren Maßstab geben als ihre Betätigung auf den Gebieten rein geistiger Art sind. Dies trifft auch für das im modernen Klassenkampf ringe Proletariat zu. Nicht nur Wissenschafter von Ruf und Bedeutung, vorbildliche Au didakten ohne akademischen Lehrgang sind zahlreich aus seinen Reihen erwach sondern auch Künstler, die in dem, was sie, mochte es auch noch so persönlich s der Öffentlichkeit zu sagen hatten, das Wünschen und Hoffen ihrer Klasse z Ausdruck brachten. Soweit diese Künstler die Dichtung zu ihrem Instrum wählten, hatte die Form mitunter dem Inhalt gegenüber ein wenig zu leiden. Sprache zu packenden und anschaulichen Bildern zu zwingen, die sich leicht fließend dem Gedankengang des Poems einschmiegten, hatte für manchen

eren Arbeiterdichter ſeine Schwierigkeiten. Das Lehrhafte und rein Rhetoriſche erwog in der Darſtellung; wer Gefühlswirkungen ſuchte, kam oft zu kurz.

Die letzten Jahre aber brachten namentlich der proletariſchen Jugend auch e Umwertung der Gefühlswelt. Nicht nur das rein Gedankliche ſollte von den letariſchen Emanzipationsbeſtrebungen profitieren, ſondern auch das Empfinden d Genießen. Zu wie hohem Grade ſich dieſe Umwandlung proletariſchen Seelen- ens vollzogen, das beweiſen die vorliegenden Gedichte von Julius Zerfaß.

Zerfaß, der noch in recht jungen Jahren ſteht, war Gärtner; ein Unfall machte früh zum Arbeitsinvaliden. Wie ſelten einer hat er Not und Kümmerniſſe des bens am eigenen Leibe erfahren. Dieſe trüben Umſtände aber zwangen ihn viel- cht gerade, auch das Leid ſeiner Klaſſengenoſſen zu erkennen. So wurde der vom ſein zur Seite Gedrückte zum Kämpfer; ſo wurde der Kämpfer zum Dichter. d als Dichter lernte Zerfaß die Sonne ſuchen und ſchauen. Sonnenfreudigkeit d Lebensbejahung ſind der tiefe und heilige Kern aller ſeiner Dichtungen. In hlreichen Variationen prägt er immer dieſe beiden Werte zu neuen poetiſchen endungen, in denen all ſein politiſches Hoffen zum Ausdruck gelangt:

Ja, wir ſind arm, doch ſchwach ſind wir nicht,
Wir haben die Kraft, zu erhalten die Welt;
Wir haben die Kraft, die den Felſen zerbricht,
Der uns den Blick zur Sonne verſtellt.

Oft haben die Bilder, die uns Zerfaß in ſeinen Strophen gibt, etwas ungemein oßes und Bewältigendes, das an die Kunſt Meuniers gemahnt. Immer iſt es das ſprüngliche, das den Leſer packt; das von dichteriſchen Vorbildern Unberührte r Schilderung, wie es ſich zum Beiſpiel in dem Gedicht „Arbeit“ kundgibt, iſt von rker Wirkung. Die Sprache iſt mitunter geſucht naiv. Tönende Beiworte fehlen, l Wert iſt auf die Einfachheit und Anſchaulichkeit des Ausdrucks gelegt. Die der ßeren Form anhaftenden Mängel und Holprigkeiten vergißt man beim Leſen. e gewaltige Wucht proletariſcher Kümmerniſſe, die in die Strophen des vorliegen- n Büchleins gebannt iſt, geben ihnen Takt und Rhythmus; ehrlicher Zorn und ubige Siegeshoffnungen flammen begeiſternd in ihnen. Von den zahlreichen letariſchen Versbüchern, die die letzten Jahre brachten, iſt „Ringen und hwingen“ eines der beſten und, für die dichteriſche Zukunft des Autors, meiſtver- echenden. Wer ſich ernſt in das Büchlein vertieft, wird ſich ſeiner ſtarken Wir- ng nicht entziehen können.

L. L.

Loſe Blätter.

Charles Dickens. Von den drei großen engliſchen Romanſchriftſtellern aus der gen Regierungszeit der Königin Viktoria, Bulwer, Dickens und Thackeray, iſt ckens der in Deutſchland beliebteſte und geleſenſte geweſen, obgleich ihm die teratur und die Philoſophie des Feſtlandes viel weniger vertraut war als ſeinen den klaſſiſch gebildeten Nebenbuhlern. Aber dafür übertraf er ſie weit durch n urwüchſiges Talent und jene unverwüſtliche Arbeits- und Lebenskraft, die lleicht ſeine auszeichnendſte Eigenſchaft geweſen iſt.

Er war ganz und gar Engländer, ja es iſt nicht mit Unrecht geſagt worden, ß er den Kockney von London nie völlig los geworden ſei. In ſeinen Briefen, ſein Freund Forſter nach ſeinem Tode herausgegeben hat, klagt er immer eder, wenn er ſich auf Reiſen befindet, ſelbſt in den Bergen der Schweiz, die ſeiner Zeit noch nicht ſo vom Touriſtenſchwarm durchtobt war wie heute, über n Mangel an Straßenlärm, der ihm für ſeine dichteriſche Produktion unerläßlich ır. „Ich kann nicht ſagen, wie ſehr die Straßen mir fehlen“, ſchrieb er 1846 s Lauſanne, wo er einen ſeiner größten Romane (Dombey und Sohn) verfaßte.

„Es ist, als ob sie meinem Gehirn etwas gäben, dessen es, wenn es arbeiten so nicht entbehren kann. Eine Woche, vierzehn Tage kann ich wunderbar schreibe an einem entlegenen Orte; ein Tag in London genügt dann, mich wieder au zuziehen und von neuem loszuschießen. Aber die Mühe und Arbeit, zu schreibe Tag für Tag, ohne diese magische Laterne, ist ungeheuer.... Meine Figure scheinen stillstehen zu wollen, wenn sie keine Menge um sich haben. Ich schri gar wenig in Genua und glaubte einen derartigen Einfluß zu verspüren.. aber, guter Gott, dort hatte ich doch wenigstens zwei Meilen Straße, in dere Beleuchtung ich nachts herumirren konnte, und ein großes Theater jeden Abend Dutzende ähnlicher Klagen ließen sich aus den Briefen des Dichters sammel Unter seinen Brüdern in Apoll steht er darin ganz einzig da.

Das nervenzerrüttende Leben der Weltstadt ist der eigentliche Atem sein dichterischen Schaffens gewesen. Er kannte sie in allen Höhen und Tiefen; m einem wunderbaren Scharfblick wußte er ihre sozialen Typen aufzufassen und lebendigen Gestalten zu verkörpern, von denen viele bis auf den heutigen Tag England und selbst über Englands Grenzen hinaus populär geblieben sin Mr. Pickwick und sein Sam Weller mögen sich an Weltruhm selbst mit D Quichotte und seinem Sancho Pansa messen. Dabei blieb das Herz des Dichter auch zur Zeit, wo er der gefeierte Tischgast von Ministern und mit allen b rühmten Namen Englands eng befreundet war, den Armen und Elenden, a deren Mitte er sich mit ungeheurer Geistes- und Lebenskraft ins Land d sonnigen Ruhmes gerettet hatte. Niemand konnte tiefer mit den Stiefkindern d Natur empfinden, den Blinden, Stummen und Tauben, niemand aber auch tief — was ungleich mehr sagen will — mit den Stiefkindern der Gesellschaft. Sel bürgerliche Ästhetiker haben, halb anklagend, halb bewundernd, von Dickens g sagt, daß ihn in seiner Sympathie für die arbeitenden Klassen nicht die Rohe nicht das Verbrechen, nicht die Unsittlichkeit, ja selbst nicht einmal der Schm beirrt habe.

Fast ans Unglaubliche streift seine Schöpferkraft. So sehr er in vollen Züg das bewegte gesellschaftliche Leben genoß, das ihm der reiche Ertrag seiner Di tungen ermöglichte, so schuf er doch im Laufe von kaum zwei Jahrzehnten zw große Romane, daneben eine Menge von kleinen Erzählungen und Skizzen, a jährlich eine Weihnachtsgeschichte, dazu Reisetagebücher und anderes mehr; sel Dinge, die sonst das Leben eines ganzen Mannes erfordern, wie die Gründu einer großen Zeitung, der „Daily News", oder einer gediegenen Wochenschri der „Household Words", erschienen bei ihm durchaus nur als Nebenwerke. M hat sich seine Produktivität durch ihre Flüchtigkeit erklären wollen, man hat d Dichter den Mangel aller Ökonomie vorgeworfen, die Ungeschicklichkeit, won meistens der Knoten geschürzt und gelöst wird, die Unwahrscheinlichkeiten Fabel, die Manier im Stil, die Äußerlichkeit der Komik, die fratzenhafte Üb treibung und manches andere. Vieles von diesen Vorwürfen ist in der Tat schn zu widerlegen und mag sich aus der Leichtigkeit erklären, womit Dickens prod zierte. Doch ist man viel zu weit gegangen, wenn man ihm den Lorbeer Dichters überhaupt streitig machen wollte, weil er in vielen seiner Schöpfung und nicht in den schlechtesten, praktische Zwecke verfolgt hat.

Es sei nur an „Oliver Twist" erinnert, worin er die Armenpflege, oder „Nicholas Nickelby", worin er das Schulwesen, oder an „Bleakhouse", worin das Gerichtswesen mit beißendem Spotte schildert. Beiläufig sind diese Roma so schauderhafte Zustände sie enthüllen, doch auch wieder ein Ruhmestitel des e lischen Volkes. Hätte ein deutscher Dichter zur Zeit, wo Dickens schrieb, o würde heute auch nur ein deutscher Dichter wagen, die offiziellen Institution des Reiches so in ihrer Gebrechlichkeit und Verknöcherung darzustellen, wie Dicke zum Beispiel die englische Rechtspflege in „Bleakhouse", so würde sein Name allen patriotischen Kreisen, einschließlich der „liberalen Kalbsköpfe", als ein

nders der Reichsherrlichkeit verfemt werden, und die beleidigten Gerichte
n sich ihre echt preußische Genugtuung bereiten, indem sie den Übeltäter
ngem Nachdenken hinter schwedischen Gardinen einluden. Es ist etwas
es in dem Dichterwort:

Nur ein freies Volk ist würdig eines Aristophanes!

lm aber auf Dickens zurückzukommen, so hielt er nicht die Tendenz in Kunst=
n für verwerflich, sondern nur die Tendenz, die mit unkünstlerischen Mitteln
ket. Und in der Wahl dieser Mittel ist Dickens, wie seine von Forster heraus=
enen Briefe zeigen, von außerordentlicher Gewissenhaftigkeit und Umsicht
en. Freilich nach einer Ästhetik, die er sich selbst gemacht hatte. Aber schon
g hat gewußt, daß jedes Genie sich neue Regeln schafft, und so streng die
rie der Ästhetik darauf dringen mag, die Grenzen des ethischen Urteils und
ünstlerischen Geschmacks scharf zu ziehen, so werden sich diese Grenzen in der
is des künstlerischen Schaffens doch immer verwischen, was viele der be=
testen Kunstwerke aus allen Völkern und Zeiten bekunden. „Die Menschen
essern und zu bekehren" ist ein unausrottbarer Trieb auch auf dem Gebiet
Dichtung und Kunst, und ihm mit ängstlicher Scheu auszuweichen, kann zu
o widerlichen Extremen führen wie die geschmack= und salzlosen Brühen, in
sich die satte Moral so oft unter dem Schein der Kunst ergossen hat.
Wie stark das künstlerische Temperament in Dickens trotz alledem war, beweist
s schlagender als die Tatsache, daß er sich trotz seiner gespannten Aufmerk=
eit auf die wichtigsten Fragen des öffentlichen Lebens und trotz seiner radikal=
kratischen Gesinnungen dem aktiven politischen Leben fern hielt. Andere
nde für diese Zurückhaltung, etwa Mangel an Einsicht oder gar an Mut, sind
Dickens vollkommen ausgeschlossen, denn er hat oft die empfindlichsten Stellen
der Haut der herrschenden Klassen mit rauher Hand angetastet. Aber seine
kratische Überzeugung hielt nicht stand, wo ihm ein gänzlicher Mangel
ünstlerischem Empfinden entgegentrat; wie bitter und ungerecht hat er über
Vereinigten Staaten abgeurteilt. Umgekehrt versöhnte ihn das Künstlerische
talienischen Lebens mit den argen Zuständen der italienischen Mittel= und
nstaaterei. Als er einmal aus Italien in der Schweiz eintraf, schrieb er: „Die
lichkeit der kleinen Kinderhäuser ist wirklich wunderbar für die, die aus
en kommen. Aber die schönen italienischen Manieren, die weiche Sprache,
schnelle Erkennen eines freundlichen Blickes, eines scherzenden Wortes, der
ubernde Ausdruck des Wunsches, einem in allem angenehm zu sein: ich habe
hinter den Alpen gelassen. Denke ich daran, so seufze ich immer nach
nutz, Backsteinfußboden, nackten Wänden, ungetünchten Decken und zerbrochenen
tern."
Man darf nun aber nicht annehmen, daß der Künstler in seiner Art weniger
gesehen hätte als der Politiker, daß Dickens sich in jenem faden Wohltätig=
sport gefallen hätte, durch den die Bourgeoisie ihr böses Gewissen einzulullen
. Im Gegenteil, gerade dies widerwärtige Treiben machte ihn zum Demo=
n; unermüdlich bekämpfte er den „schlimmsten und gemeinsten aller cants,
cant über den philanthropischen cant". Den christlichen Sozialisten rief er
„Gebt ihm und den Seinigen einen Schein des Himmels durch ein wenig
und Licht, gebt ihm Wasser; helft ihm, reinlich zu sein, erleuchtet die dumpfe
osphäre, in der er hinsiecht, und die aus ihm das schwielige Wesen macht, das
t ... dann, aber nicht vorher kann er dazu gebracht werden, gerne von dem
ören, dessen Gedanken so gern mit den Elenden waren, und der Mitleiden mit
menschlichen Kummer empfand." Als sein Freund Cruikhank eine Reihe
Zeichnungen veröffentlichte, um die Folgen der Trunksucht abschreckend zu
ern, lobte Dickens zwar die technische Ausführung, fügte jedoch hinzu: „Die
osophie der Sache aber, als Lehre, halte ich für ganz falsch, denn um treffend

und originell zu sein, hätte das Trinken im Kummer, der Armut oder Unwissenheit beginnen sollen, den drei Dingen, in denen es unter seiner greulichen Gesta wirklich immer beginnt. Dann würde die Zeichnung ein zweischneidiges Schwe gewesen sein — aber zu ‚radikal‘ für unseren guten alten George, denk' ich mir Dickens sah in der Trunksucht das englische Nationallaster, allein auch hier hielt sich von allem beschränkt-einseitigen Fanatismus frei; er selbst trank gern eine guten Tropfen und verfiel nicht der Wunderlichkeit des Abstinententums; trotzde war er grundsätzlich für Mäßigkeitsgesellschaften; nur wo sie mit frömmeln moralischen Redensarten die Trunksucht auszurotten versuchten, hat er sie, w zum Beispiel in einer Szene der „Pickwickier“, aufs ergötzlichste verspottet. wies immer wieder auf die sozialen Ursachen der Trunksucht hin, auf die enge ungesunden Wohnungen mit ihren widerlichen Gerüchen, auf die schlechten Wer stätten mit ihrem Mangel an Licht, Luft und Wasser; er meinte, daß wenn m so eindringlich die Seite der Münze zeige, worauf das Volk mit seinen Fehle und Verbrechen abgestempelt sei, man um so mehr verpflichtet sei, die andere Sei zu zeigen, worauf die Fehler und Laster der über das Volk gesetzten Regierung nicht minder tief eingedrückt seien.

Einen sozialistischen Dichter darf man ihn deshalb freilich nicht nennen. Da fehlte ihm schon jede spekulative Anlage und Neigung, ohne die damals der G danke, die bürgerliche Gesellschaft umzuwälzen und auf neue Grundlagen stellen, viel unmöglicher war als heute. Dickens hatte sich aus bitterster Arm emporarbeiten müssen, ohne jede systematische Bildung und Erziehung; alle Phil sophie würde ihm, wenn er sich je um sie gekümmert hätte, ein wenig närrisch e schienen sein. So schwer ihm aber die ersten Schritte ins Leben gewesen se mochten, so war er doch mit 27 Jahren schon ein berühmter Dichter, und an ih persönlich hatte sich die bürgerliche Gesellschaft just nicht als Stiefmutter erwiese Was sie bieten konnte, hatte sie nach einigen Jahren rastloser Anstrengung üb ihn ausgeschüttet. Deshalb wurde er nicht ihr Speichellecker, wie so viele seine gleichen auch schon um geringeren Preis zu werden pflegen, sein gutes Herz u sein gesunder Menschenverstand sorgten dafür, daß er die Augen offen behielt f ihre Schäden, aber nach manchem heftigeren Worte ging sein politisches Kre doch dahin, daß man an den englischen Einrichtungen verbessern müsse, was schle daran sei, jedoch ohne sie durch neue zu ersetzen.

Im letzten Jahrzehnt seines Lebens wurde Dickens sogar von der auri sac fames gepackt, dem unseligen Hunger nach Golde, der reichlich genug gestillt wurd jedoch nicht nur der Dichter ging daran zugrunde, sondern auch der Mensch ri sich in einem allmählichen, in seinen Einzelheiten qualvollen Selbstmord auf. sind anscheinend Herzenswirren gewesen, die ihn auf die fixe Idee brachten, daß viel und immer noch mehr verdienen müsse, um den Seinen ein verschwend risches Leben nicht nur in der Gegenwart, sondern auch in der Zukunft zu sicher Ein ausgezeichnetes Talent der Darstellung, das Dickens schon oft als Scha spieler, Tischredner und Vorleser bewährt hatte, verwandte er nunmehr auf d öffentlichen Vortrag seiner Werke. Sein Freund Forster hatte den Mut, ih ehrlich zu sagen, diese Art Gelderdienens sei seiner nicht würdig, aber die ei same Freundesstimme verhallte ungehört in dem Sturme des Beifalls, der neue Laufbahn des Dichters begleitete. Jedoch er hatte sich Dämonen verkau die ihn von nun an hetzten und peitschten, bis er im Juli 1870 elend zusamme brach.

So liegt ein Schatten auf dem Abend des Dichters; jedoch vermag die Schatten nicht die strahlende Helle zu verscheuchen, die um seinen Morgen u Mittag leuchtet. Auch von der deutschen Arbeiterklasse verdient das Grab d Dichters am 7. Februar, seinem hundertsten Geburtstag, einen ehrenden Kra

Für die Redaktion des Feuilletons verantwortlich: Franz Mehring, Steglitz.



Band Nr. 18 Ausgegeben am 2. Februar 1912 30. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Der neue Reichstag.

Berlin, 27. Januar.

In seinem berühmten Werke über die Theorie des Krieges spricht Clause-
tz häufig von dem „Kulminationspunkt des Sieges". Er versteht dar-
ter die Tatsache, daß im Augenblick eines großen Sieges eine rückläufige
wegung einzutreten pflegt, zugunsten des Besiegten und zuungunsten
s Siegers, eine Tatsache, die durch unzählige Beispiele der Kriegsgeschichte
härtet wird.

Es würde nun viel zu weit führen, wenn wir hier darlegen wollten, wie
ausewitz diese Erfahrung psychologisch begründet. Aber seine Ausfüh-
ngen darüber, wie sich der „Kulminationspunkt des Sieges" überwinden
ßt, scheinen uns gegenwärtig einiger Beachtung wert zu sein. Er schreibt
rüber: „Ist der große Sieg erfochten, so soll von keiner Rast, von keinem
emholen, von keinem Besinnen, von keinem Feststellen usw. die Rede sein,
ndern nur von der Verfolgung, von neuen Stößen, wo sie nötig sind, von
r Einnahme der feindlichen Hauptstadt, von dem Angriff der feindlichen
lfsheere oder was sonst als Stützpunkt des feindlichen Staates erscheint.
. Solange der Feldherr seinen Gegner noch nicht niedergeworfen hat,
lange er glaubt, stark genug zu sein, um das Ziel zu gewinnen, so lange
uß er es auch verfolgen. Er tut es vielleicht mit steigender Gefahr, aber
ch mit steigender Größe des Erfolges. Kommt ein Punkt, wo er es nicht
gt, weiter zu gehen, wo er glaubt, für seinen Rücken sorgen, sich rechts
d links ausbreiten zu müssen — wohlan, so ist dies höchst wahrscheinlich
n Kulminationspunkt. Die Flugkraft ist dann zu Ende, und wenn der
egner nicht niedergeworfen ist, so wird es höchstwahrscheinlich nicht mehr
schehen." So weit Clausewitz.

Nach seiner Theorie hat die deutsche Arbeiterklasse bisher ihren Emanzi-
tionskampf geführt und dabei auch glücklich die Schwierigkeiten über-
unden, die ihr der „Kulminationspunkt des Sieges" manches Mal ge-

schaffen hat. Aus ihm erklären sich die heftigen Streitigkeiten, die gerade nach großen Wahlerfolgen innerhalb der Partei ausgebrochen sind, so im Jahre 1884, so auch im Jahre 1903. Diese Streitigkeiten drehten sich am letzten Ende um die Frage, ob der Feind rast- und ruhelos niederzukämpfen sei oder ob das kämpfende Heer, um mit Clausewitz zu sprechen, „für seinen Rücken zu sorgen, sich rechts und links auszubreiten" habe. Nur dadurch, daß sich die deutsche Sozialdemokratie immer wieder für die ununterbrochene Niederkämpfung des Feindes entschied, ist sie von Sieg zu Sieg geschritten und hat sie in den Wahlen dieses Jahres den gewaltigsten ihrer bisherigen Siege erfochten.

Aber je gewaltiger dieser Sieg ist, um so gefährlicher droht auch sein „Kulminationspunkt" zu werden, und mehr denn je haben wir den dringendsten Anlaß, uns vor allen Illusionen über die Folgen und Wirkungen unseres Sieges zu bewahren. Es wäre ein verhängnisvoller Irrtum, den prinzipiellen Kampf gegen die kapitalistische Gesellschaft, das Aufrütteln und Aufwühlen der Massen, um diese Gesellschaft mit Stumpf und Stiel auszurotten, auch nur einen Augenblick zu vernachlässigen um der Herrlichkeiten willen, die uns die liberal-sozialdemokratische Mehrheit des gegenwärtigen Reichstags bescheren dürfte, könnte, möchte, sollte, aber nicht einmal bescheren wird.

Man mißverstehe uns nicht dahin, als ob wir die Wahltaktik der Partei tadeln wollten. An dieser Stelle ist schon vor Jahr und Tag, als blinder Eifer jeden Unterschied zwischen den bürgerlichen Parteien leugnete, der Standpunkt vertreten worden, daß die Zertrümmerung des blauschwarzen Blocks allerdings die nächste Aufgabe sei und daß, um dieses Ziel zu erreichen, auch ein Stichwahlabkommen mit den liberalen Parteien nicht zu verwerfen sei. Ob bei diesem Abkommen, wie es nun tatsächlich eingetreten ist, alle Einzelheiten richtig abgewogen worden sind, müssen wir aus Unkenntnis dieser Einzelheiten dahingestellt sein lassen; jedenfalls war es in der Sache selbst richtig gehandelt, daß die liberalen Parteien, wenn sie bereit waren, den Schnapsblock beim Kragen zu packen, die Unterstützung der Sozialdemokratie fanden. Auch um den Preis, daß die Liberalen dadurch eine ausschlaggebende Stellung im Reichstag gewannen, wie sie sie bisher noch niemals gehabt haben. Es lag durchaus im Interesse der Sozialdemokratie, ihnen ein Rhodus zu schaffen, auf dem sie tanzen können. Denn entweder können sie tanzen, und dann muß es uns willkommen sein, wenn sie demokratische Einrichtungen im Reiche schaffen, oder sie können nicht tanzen, und dann krönt der Bankrott des Liberalismus nur den Bankrott des schwarzblauen Blocks, worüber wir auch nicht zu trauern brauchen.

Nun gebietet gewiß die Höflichkeit, zunächst anzunehmen, daß die Liberalen tanzen können werden, aber an diese loyale Einbildung auch nur einen Pfifferling der eigenen Politik zu wenden, wäre höchst verkehrt. Es ist ganz richtig, daß, wie ein Wurm, der endlos getreten wird, sich endlich krümmt, so auch der biedere Freisinn sich dazu aufgerafft hat, eine Stich-



lparole gegen den Schnapsblock, wenn auch noch keineswegs für die ialdemokratie auszugeben, aber es ist ebenso richtig, daß er gleich am en Stichwahltag in nicht weniger als sechzehn Wahlkreisen schmählichen rat geübt und damit die Zertrümmerung des reaktionären Blocks über- pt zu einer ganz illusorischen Sache gemacht hat. Es handelt sich nun- r um einen Unterschied von wenigen Stimmen, die sich die Schwarz- en jederzeit mit leichter Mühe aus den Nationalliberalen rekrutieren ien.

Es sind jetzt bald fünfzig Jahre, bei den ersten Wahlen auf Grund des emeinen Wahlrechtes, als die sozialdemokratische Partei beschloß: Die ionalliberalen bekämpfen wir wie die Junker, denn sie sind um kein r breit besser. Damals gehörten zur nationalliberalen Partei immer- noch Leute wie Bamberger und Lasker, die so etwas wie ein liberales vissen hatten; heute, wo die „Fraktion Drehscheibe" Hunderte und aber derte Male die liberalen Grundsätze geschändet hat, kann man nicht ser bauen auf die Verlegenheitsphrase des auf sozialdemokratischen cken in den Reichstag zurückhumpelnden Herrn Bassermann, daß Deutsch- in liberalem und sozialem Sinne regiert werden müsse. Es wäre rlich ein herrliches Wunder, wenn die Nationalliberalen den modernen fassungsstaat herstellen wollten, den sie seit bald einem halben Jahr- dert wieder und wieder preisgegeben haben, aber um an dies Wunder glauben, muß man es doch erst leibhaftig vor sich sehen, und dazu ist tweilen verzweifelt wenig Aussicht.

Auch die Fortschrittliche Volkspartei versagt von vornherein in entschei- den Fragen des Verfassungsstaats, so in Militär- und Marinefragen, in sozialreformatorischen Fragen ist ihr fast weniger noch als irgend r anderen bürgerlichen Partei über den Weg zu trauen. Dabei geht jetzt n, wo sie endlich, weniger aus besserer Einsicht als weil ihr das Feuer den Nägeln brannte, einen halben und schüchternen Schritt getan hat, von dem üblen Erbteil Eugen Richters zu befreien, das Geschmuse über „kühne" und „mannhafte" Haltung in einer Weise los, die jedem Men- n von Geschmack übel machen kann. Besonders groß darin ist das „Ber- r Tageblatt", das sich nicht schämt, über die sozialdemokratischen Prin- en den albernen Schmatz loszulassen: „Die für die Massenbataillone be- mten Phrasen über den Kapitalismus klingen ja sehr menschenfresse- , haben wohl aber nur einen dekorativen Wert. Es sind die alten dekla- torischen Effekte, die geschmacklos sind, aber anscheinend nicht entbehrt den können." Und dabei muß sich dies würdige Organ immer rechts und s von der reaktionären Presse ohrfeigen lassen, und zwar sehr verdienter- zen, wegen des verlogenen Kultus, den es mit dem Könige Friedrich bt.

Indessen wollen wir trotz aller bedrohlichen Anzeichen einstweilen an- men, daß die Fortschrittliche Volkspartei doch noch einmal ihre Lenden ten wird; tut sie es nicht, so werden die „Menschenfresser" schon pünkt- über sie kommen. Hier läßt sich mit gemütlichen Hoffnungen keine

Politik treiben, und wir haben vorläufig durchaus keinen Anlaß zu irgend welchen Illusionen über den neuen Reichstag. Der schwarzblaue Block ha zwar schwere Verluste erlitten, aber für die Regierung ist der neue Reichs tag unter gewissen Gesichtspunkten sogar dem alten vorzuziehen. Gelingt e Herrn v. Bethmann Hollweg, die Nationalliberalen zu ködern — und z dieser Leistung reicht sein bescheidener Genius allemal aus —, so hat e nunmehr viel freieren Spielraum, als unter dem harten Joche des schwarz blauen Blocks. Es wäre töricht, sich über eine so einfache und klare Tatsach zu täuschen, selbst dann noch töricht, wenn der sozialdemokratische Wahlsie dadurch verkleinert werden sollte.

Tatsächlich wird er dadurch aber in keiner Weise verkleinert. Was wi auf dem Boden des bürgerlichen Parlamentarismus erreichen können, da haben wir erreicht: die Niederlage der gefährlichsten Gegner und ihren Ersa durch die liberalen Parteien, die unseren Weg bahnen müssen, sei es, inder sie das Reich wirklich demokratisieren, sei es, indem sie sich unfähig dazu e weisen und dadurch sich selbst aus unserem Wege räumen. Mehr können w auf parlamentarischem Boden nicht erreichen, denn die letzte Entscheidur liegt hier nicht.

Wo aber diese Entscheidung liegt, da haben wir einen überwältigende Erfolg davongetragen, der durch keine noch so verschmitzte Kombination de bürgerlichen Reichstagsfraktionen wett gemacht werden kann. Der Gewir einer neuen Million an Reichstagswählern weist den einzigen Weg zu Siege der Arbeiterklasse; die Mobilisierung der Massen ist die einzige Waff der auf die Dauer keine Macht der Erde widerstehen kann. Diese revol tionäre Taktik gestattet aber kein Atemholen, und wenn der Feind nicht ne Kraft zum Widerstand gewinnen soll, so läßt sie nicht zu, daß die wirklic Lage der Dinge durch die Illusionen des bürgerlichen Parlamentarism verschleiert wird.

Charles Dickens.

(Geboren 7. Februar 1812; gestorben 9. Juni 1870.)

Von **M. Beer.**

1. England in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

Die englische Generation, die zwischen den Jahren 1812 und 1848 ih geistige Reife erlangte, am öffentlichen Leben teilnahm und durch Wo oder Schrift es zu beeinflussen suchte, war von Erscheinungen und Str mungen umfangen, wie sie die Geschichte Englands oder die eines ander Staates nicht oft aufweist. In jenen Jahrzehnten empfanden, dachten u stritten britische Männer so intensiv und umfassend und energisch wie den Jahrzehnten zwischen 1642 und 1688, nur waren die Horizonte weit und die Erscheinungen und Probleme verwickelter und chaotischer als zuvor.

Um das Jahr 1848, als Dickens auf der Höhe seines Könnens stand u seine schriftstellerische Mission eine tiefe Wirkung auszuüben begann, wür

Brite, der am Ende des achtzehnten Jahrhunderts gelebt hatte, sein terland nicht wieder erkannt haben. Das ganze Angesicht Mittel- und rdenglands hatte sich verändert. Aus zerstreuten Weilern wurden weite dustriedistrikte, aus gewerblichen Ortschaften volkreiche, fieberhaft ge- iftige Zentren; der klare Himmel bedeckte sich mit nie weichenden Rauch- Nebelwolken; neue Arbeitsmethoden und neue Gesellschaftsklassen ent- nden, und neue Menschen und neue Gedanken brachen sich Bahn. Die ustrielle Revolution hatte sie ins Leben gerufen, ohne menschliche Vor- sicht, ohne staatliche Vorkehrungen. Wie eine Flut kam sie und hinter- ein Chaos: Überfluß und Elend, Willkür und Unterdrückung, Freiheit Knechtschaft, soziale Auflösung und krampfhaftes Anklammern an die schwindende Vergangenheit.

Die Materialien zu einer Neuordnung der Dinge waren in überreichem ße vorhanden, und es bedurfte des schöpferischen Geistes, um aus dem aos den Kosmos hervorzubringen. Das war das Problem jener Zeit, an ihm mühten sich die begabtesten Geister Großbritanniens ab: Eng- der und Schotten, je nach ihren Anlagen, Neigungen, Überlieferungen Studien. Wie ist dies alles geschehen? Welche Kräfte wirkten in der wälzung? Und wie kann sich das Land wieder wohnlich einrichten? t diesen Fragen beschäftigten sie sich und versuchten eine Antwort. Manche ndten sich der Nationalökonomie und der Politik zu, andere der Poesie, n Roman und der Publizistik.

Es gibt keine einzige Zeile im ganzen Ricardo, die nicht vom heißen nsche durchdrungen wäre, Einsicht in dieses Problem zu gewinnen: Wie en die Gesellschaftsklassen? Was ist Rente, Lohn und Profit? Wie stehen se Einnahmequellen zueinander? Welcher Klasse gebührt die vorherr- nde Stellung im Staate? Und wie kommt es, daß das Kapital, das die undlage der nationalen Existenz bildet, das den Arbeiter ernährt und Höhe der Rente bestimmt, einen geringeren Anteil am National- kommen erhält als die Grundherren?

Den Rebellionen des Proletariats antwortet Malthus mit der Be- kerungslehre, den Ansprüchen der Bourgeoisie antwortet er — in physio- tischem Sinne — mit der alles beherrschenden Wichtigkeit des Grund Bodens als Lebensquelle.

Politiker, wie Bentham und James Mill, suchen durch eine Re- m des Parlaments und der Erziehung sowie durch den Malthusianismus große Frage der Zeit zu lösen.

Walter Scott wendet sich vollständig von seiner Gegenwart ab und chtet sich ins Mittelalter. Die neuen Verhältnisse zerstören Religion, re und Loyalität; sie schlagen dem Adel das Schwert aus den Händen; verwandeln das Landvolk in „mechanische“ Menschen, die ehrsamen ndwerker in harte, berechnende und arrogante Kaufleute oder in ein nseliges, feiges Pack. Dahin sind die glänzenden Turniere, die wan- nden, träumerischen Minnesänger, die Ehre und die Treue der Schotten, das Schwert zu führen wußten und den Tod mißachteten — unter- gangen sind sie in den Strömen von Reichtum, die aus den Spinning- nnies und den Mules, aus den Dampfmaschinen und den Banken fließen. Byron, der rebellische Lord, ward liberal oder gar radikal. Und der vergleichliche Shelley leiht dem anarchistischen Kommunismus Wil-

liam Godwins die leuchtenden Schwingen seiner übermenschlichen Phan-tasie.

Gleichzeitig mit Ricardo und Malthus arbeitet Robert Owen an der Lösung des britischen Problems, und dieser „phantastische Utopist" is der einzige Denker jener Zeit, der das Geschehene begriffen hat. Die neu Technologie schafft einen Überfluß an Reichtum, ersetzt die Handarbeit un drückt den Lohn der Arbeit. Sie könnte den Bedürfnissen der Menschhei genügen und beschränkt die effektive Nachfrage der kleinsten Nation, inden sie die Einnahmen der Volksmassen vermindert. Die alten Gesetze der Kon-sumtion sind in einen Widerspruch zu den neuen Reichtumsquellen geraten Im selben Augenblick, als die neue Produktion die Bedingungen für da Wohlergehen aller schuf, verwandelte sie sich infolge des alten Lohngesetze in eine Bedrückerin des Volkes. Die Lösung dieses Widerspruchs kann nu im gemeinschaftlichen Besitz, in der gemeinschaftlichen Arbeit und Verteilun gefunden werden. Das alte Lohngesetz — die alte Verteilungsweise, regu-liert durch individuelle Konkurrenz — muß abgeschafft und durch Koopera-tion ersetzt werden.

Das Jahr 1817 brachte sowohl Ricardos „Principles" wie Owen öffentliches Bekenntnis zum Sozialismus. Dasselbe Jahr sah die Ein-führung der Volksjournalistik durch William Cobbett. Schließlich ga Samuel T. Coleridge im selben Jahre seine „Lay Sermons" (Laien-predigten) heraus, die die christlich-soziale oder ethisch-soziale Reform-bewegung einleiteten. Es war ein wundervolles Jahr. Von seinen geistige Geschenken lebte England bis zum Todesjahr von Charles Dickens.

Im Jahre 1819 kam Peterloo: der Aufmarsch von 80 000 Lancashire Arbeitern auf dem Peterfeld in Manchester, um für das allgemeine Wahl-recht und für die Abschaffung der Lebensmittelzölle zu demonstrieren. Be-rittene Yeomanry, Infanterie und Artillerie, die Helden von Waterloo schlugen die Massen in die Flucht, töteten fünfzehn Personen, darunte vier Frauen und ein Kind, und verwundeten über 400 Personen. Fün Jahre später wurden die Koalitionsverbote abgeschafft, die Arbeiter be-gannen sich gewerkschaftlich zu organisieren und Konsumläden einzurichten um im Jahre 1829 die ersten Anzeichen von Klassenbewußtsein zu zeige und nach umfassenden Organisationen zu streben. In den Jahren 1830 bi 1832 kämpften Bourgeoisie und Proletariat Schulter an Schulter gege die Junkeroligarchie. Und es waren schon bedeutende Kämpfe. In Ver-sammlungen, Presse und Parlament wurde mit staunenswerter Klarhei die historische Bedeutung der Reformbill nachgewiesen. Die glänzendst und wissenschaftlich wertvollste Rede hielt der Essayist und Historiker Thoma B. Macaulay bei den betreffenden Unterhausdebatten im Jahre 1831. E sagte den Tories rundweg, daß die Reformbill nichts weiter sei als ein Anpassung der Politik an die neue Ökonomie. Die Nation habe im letzte halben Jahrhundert die wirtschaftlichen Kräfte rasch entfaltet und ein materielle und geistige Kultur geschaffen, die einzigartig dastehe; aber di Gesetze und die staatlichen Einrichtungen seien rückständig geblieben; da Strafrecht sei barbarisch, das Zivilrecht veraltet, die Verwaltung und da Wahlrecht junkerlich. Es gelte nun, das Mißverhältnis zwischen Ökonomi und Staatsmaschinerie zu beseitigen, denn aus einem derartigen Miß-verhältnis entstünden gewaltsame Revolutionen.

So sprach damals ein „ideologischer“ Whig.

Die Beute der Kampfgenossenschaft zwischen Bourgeoisie und Prole-
iat fiel einzig und allein der Bourgeoisie zu: die Reformakte gewährte
der Mittelklasse das Wahlrecht. Die Wirkung dieses Ereignisses läßt
kaum überschätzen. Bis zum Jahre 1832 empfanden die Arbeiter wohl
wirtschaftlichen Gegensatz zwischen sich und der Bourgeoisie, aber da
de Klassen politisch entrechtet waren, vereinigte sie der Wunsch nach
rlamentsreform. Das neue Wahlrecht hat dieses geistige Band zerrissen
die Kluft vollständig enthüllt. Der Ausbruch akuter Klassenkämpfe
unvermeidlich. In der bitteren Enttäuschung über das Ergebnis der
hre 1830 bis 1832 wandten sich die Arbeiter vollständig von der Politik
sie wurden prinzipielle Antiparlamentarier und revolutionäre Syndi-
sten. Die Jahre 1833 und 1834 brachten dem britischen Proletariat die
ze Gedankenwelt des Syndikalismus, nur gemildert oder gefälscht
ch die Gedanken Owens, die die Klassensolidarität zur Voraussetzung
ten. Was die Webbs in der „Geschichte des britischen Trade Unionis-
s“ über diese beiden merkwürdigen Jahre im Kapitel über den „Neuen
onismus“ zu berichten wissen, beruht auf wenig eingehenden Studien
ist zuweilen nur Karikatur. Die antiparlamentarisch-syndikalistische
riode nahm ein rasches Ende. Das Experiment mißlang, worauf die
beitermassen ins entgegengesetzte Extrem verfielen und sich ganz dem
rtismus zuwandten, dessen Mittelpunkt demokratische Parlaments-
orm war, und mit dem die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts
hloß.

Es war eine dramatisch außerordentlich bewegte Zeit, in die Dickens'
iftstellerische Blüte fällt. Geistige Turniere im Parlament, oratorische
stungen von großer Kraft in Versammlungen, Klassenkämpfe im ganzen
nde, Aufruhr, Verfolgungen und Gerichtsprozesse, über die die Presse
ltenlange Berichte brachte. Dickens selbst hat einige Jahre die Bitter-
en der Armut auskosten und mehrere Monate als Taglöhner in einer
rik arbeiten müssen; er war sodann bei einem radikalen Blatte parla-
ntarischer Berichterstatter, Reporter, Journalist gewesen und schließlich
aler Romandichter geworden. Er hatte die Gelegenheit und die schöpfe-
he Kraft, ein englischer Zola zu werden; aber seine Familientraditionen
Neigungen ließen ihn eine andere Geistesrichtung einschlagen.

2. Dickens' Leben.

Charles Dickens war der Sohn eines in der Flottenverwaltung beschäf-
en Beamten und verbrachte seine Kinderjahre in Portsmouth und
tham, in einer patriotisch-bureaukratischen Atmosphäre, wo die Er-
erungen an Trafalgar und Nelson, an die siegreiche Kriegsmarine und
pflichttreuen Seeleute frisch waren und die Erzählungen von den
dentaten der britischen Armee unter dem „eisernen Herzog“ (Welling-
) in Spanien und auf der Walstatt von Waterloo von Mund zu Mund
gen. Und er hörte auch von den bösen Arbeitern, die zusammen mit
rebellischen Radikalen gegen Monarchie, Armee und Flotte zeterten
die Franzosen als Freiheitshelden verehrten, von den blutigen Ver-
ungen, die die Castlereagh und Sidmouth gegen die inneren Feinde

veranstalteten. Die Chathamer Eindrücke, die Erinnerungen an die glor reiche Periode der Napoleonischen Kriege ist Dickens nie los geworden.

Sein Vater war ein schlechter Haushälter. Trotz des verhältnismäßi hohen Gehaltes machte er Schulden — das Beispiel der Flottenoffizier und der hohen Verwaltungsbeamten wirkte ansteckend; man lebte standes gemäß und weit über die Mittel hinaus, ohne Rechnung und ohne Vor sorge. Thomas Hodgskins Vater, der ein Jahrzehnt vorher eine ähnlich Stellung in Chatham einnahm, hatte ebenfalls keine Ahnung von Spar samkeit und stürzte seine Familie ins Elend. Und die Familien ware damals groß — acht bis zwölf Kinder in der Familie waren gewöhnlich Erscheinungen. Ebenso erging es der Familie Dickens. Ehe die Kinde groß wurden und für sich sorgen konnten, war es mit der standesgemäße Herrlichkeit zu Ende. Im Jahre 1821 mußte der kleine Charles Chatha verlassen. Entschwunden waren die schönen Tage, wo er Seeparaden un Flottenmanövern beiwohnte, die Regimenter vorbeimarschieren sah, de Musikbanden lauschte und den Feldspielen der edlen Damen und Herre zusehen konnte. Nach London ging die Reise und nach immer ärmlichere Quartieren, wo das Leben hart, trostlos und niederdrückend ist. Von de Möglichkeit, ein Dienstmädchen zu halten, konnte bei der Familie Dicken nicht mehr die Rede sein. Charles mußte dem Vater die Schuhe putze seine Brüder und Schwestern bedienen, den Laufburschen spielen und mi dem Pfandleihamt Bekanntschaft machen. Der alte Dickens war vorer noch in Somerset House, dem Hauptsteueramt, beschäftigt, aber die Schulde verschlangen alles; er war ein liebenswürdiger und indolenter Lump, de sorglos in den Tag hinein lebte, von allerhand Plänen träumte und di Familie verkommen ließ; er ist das Urbild des Micawber, den sein Soh Charles später in „David Copperfield" verewigte. Ende des Jahres 182 kam er ins Schuldgefängnis nach Marshalsea, und Charles, der vorer eine Schule besucht hatte, mußte sich nach Lohnarbeit umsehen. Ein Freun seines Vaters fand für ihn eine Stelle mit 7 Schilling die Woche in ein Schuhwichsefabrik, die an der Themse, unweit vom gegenwärtigen Charin Croß-Bahnhof, gelegen war. Für den kleinen ehrgeizigen und hochstrebende Charles bedeutete diese Wendung eine schreckliche Katastrophe. Vom glo reichen Chatham nach einer Fabrik, wo ungebildete, rohe Taglöhner sei Kameraden wurden. Und die Fabrik! Ein altes, zerfallendes Gebäud das von den Ratten aus der Themse heimgesucht wurde. Dem künftige Romandichter fiel dort die Aufgabe zu, die Schuhwichsetöpfe — Metal schachteln waren damals nicht beliebt — zu garnieren. Einer seiner A beitskameraden füllte die Wichse, worauf die Töpfe zu Dickens wanderte der sie mit Ölpapier und darüber mit blauem Papier schloß, es mit fa bigem Bindfaden am Topfhals befestigte und sie schließlich sorgfältig m gedruckten Zetteln umklebte, die den Namen des berühmten Fabrikant und die hohe Qualität der Ware bekannt gaben. Ein derartiges Töpfch mit Schuhwichse mußte so sauber und elegant aussehen, als wäre es a der Apotheke gekommen.

Mit diesen Arbeiten war Dickens im Jahre 1824 beschäftigt. Er fühl sich tief verletzt und gedemütigt. Er konnte die erlittene Schmach nie übe winden. Noch in den Jahren, wo er als berühmter und erfolgreicher Ma auf seine Jugendzeit zurückblicken durfte, waren die Wunden, die jene Er

e seinem Stolze geschlagen hatte, nicht vernarbt. Daß ihm, dem nach
ßem strebenden Beamtensohn, so etwas passieren konnte! Er war weder
e großbürgerliche noch eine proletarische Natur. Die Großfabrikanten
er Zeit prahlten mit ihren schwieligen Händen, mit ihren Hungerjahren
Strebens und Ringens. Und die Proletarier nannten sich seit etwa
9 mit Stolz „**Wealth producers**“: Reichtumerzeuger, oder „**productive
sses**“ im Gegensatz zu den adligen Müßiggängern und sonstigen Nicht-
duzenten. Dickens empfand und dachte kleinbürgerlich. Sein Ideal war
e Beamtenkarriere, mindestens eine Privatbeamtenstelle; ein armer
rikarbeiter zusammen mit Krethi und Plethi zu sein, das erschien ihm
der Tiefpunkt des Elends. Sein Roman „David Copperfield“ (1850),
den er viel Autobiographisches einflocht, gibt die bittere Stimmung
der, in die ihn die Arbeit in der Schuhwichsefabrik versetzte:
„Worte sind gar nicht imstande, den geheimen Seelenschmerz auszu-
cken, der mich befiel, als ich in diesen Kameradenkreis geriet; ich ver-
h meine neuen Kollegen mit denen meines Kindesalters, und ich fühlte,
meine früheren Hoffnungen, ein gelehrter und ausgezeichneter Mann
werden, wie Glas in meiner Brust zersplitterten. Die tief eingegrabene
nnerung an das Gefühl vollständiger Hoffnungslosigkeit, an die Schmach
iner Lage, an das Elend, das von meinem jungen Herzen Besitz ergriff,
ich zu glauben anfing, daß alles, was ich gelernt, gedacht und mit Ent-
ken gehofft und was meine Phantasie und mein Streben gehoben hatte,
h nach und nach für immer verlassen würde, kann gar nicht beschrieben
rden. Mein ganzes Wesen war so von Trauer und Demütigung durch-
ngen, daß ich sogar jetzt zuweilen vergesse, daß ich ein Mann bin, und
mer wieder zu jener Zeit meines Lebens schmerzhaft zurückwandere....
n Montag morgens bis Sonnabend spät war ich ohne Rat, ohne Unter-
isung, ohne Ermutigung, ohne Trost, ohne Beistand, ohne Stütze irgend-
lcher Art oder von irgend jemand. . . . Ziellos wanderte ich in den
raßen umher, schlecht und ungenügend genährt. Nur der Gnade Gottes
e ich es zu verdanken, daß ich nicht zum kleinen Räuber oder Vagabunden
rde. Wie gesagt, es geht ganz über meine Kraft, meine Leiden zu
ildern. . . . Daß ich aus dieser Existenz gerettet werden könnte, hielt ich
ausſichtslos und gab jede Hoffnung auf; dennoch konnte ich mich für
ne Stunde mit meinem Schicksal versöhnen, und ich war elend und un-
cklich.“

Es spricht viel für die dichterische Schöpferkraft Dickens', daß dieses
nd seine Beobachtungsgabe und seine Rezeptivität nicht beeinträchtigte.
tz seiner Seelentortur war seine Phantasie aktiv, nahm sie fortgesetzt die
pfangenen Eindrücke und Anregungen auf, nährte und entwickelte sie
und begann sich bald mächtig zu regen. Seine ziellosen Wanderungen
ch die armen Quartiere Londons füllten seinen Geist mit den vielen
talten des Elends, mit den Szenen hoffnungslos ringender Klein-
ger; und seine Besuche bei seinem Vater im Schuldgefängnis lieferten
n die Materialien zu seinem Roman „Klein Dorrit“ (1857).

Sein Elend währte indes nicht lange. Schon im Laufe des Jahres 1824
t in den Verhältnissen seines Vaters eine Besserung ein. Eine Erb-
ft, die der Familie zufiel, befreite den alten Dickens aus Marshalsea
den Sohn aus der Wichsefabrik. „Mein Vater“, erzählt Charles

Dickens, „sagte, ich sollte nicht mehr in die Fabrik, sondern eine Schule be suchen. Ich schreibe ohne Bitterkeit und ohne Zorn, denn ich weiß, wie all diese Ereignisse zusammenliefen, um mich zu dem zu machen, was ich bin aber ich habe es nie vergessen, werde es nie vergessen und kann es nie ver gessen, daß meine Mutter gegen diesen Plan war und mich in die Fabri zurückschicken wollte." Diese Worte bergen unendliche Bitterkeit, und si charakterisieren Dickens unvergleichlich schärfer als die bändereichen Bio graphien. Die Jahre der Armut machten Dickens zum sozialen Schrift steller; sie führten ihn in Gesellschaftsschichten ein, die er sonst nur ober flächlich gekannt hätte, aber sein angeborener Widerwille gegen eine prole tarische Existenz ließ ihn nie in die Psyche des schaffenden Proletariers eindringen

Die Familie Dickens wohnte um jene Zeit in Camden Town — damal eine Vorstadt, heute fast im Innern Londons. Ärmlich ist Camden Tow immer gewesen, und die Gasse, in der die Dickens wohnten, war und i eine der ärmlichsten. Die Schule, in die Charles nunmehr geschickt wurd befand sich in Hampstead Road und trug den wohlklingenden Namen Wellington Academy. Ihr Besitzer soll früher ein Lederhändler gewese sein, der später die „Academy" kaufte, um nun die Haut der Knaben z gerben. Es war eine Schule, wie sie Dickens später in „Nicholas Nickleby (1839) schildert, wo er das Elend des englischen Schulwesens jener Ze geißelt. Zwei Jahre blieb er in der Wellington Academy und noch ei Jahr in einer anderen Schule. Im Alter von fünfzehn Jahren war sein Studentenzeit vorüber, und er mußte seine erworbenen Kenntnisse zu Gel machen. Er wurde Schreiber bei einem Rechtskonsulenten, wo er das al englische Gerichtswesen kennen lernte, das eigentlich nur zugunsten der A vokaten und Richter existierte und das er in „Bleak House" (1853) de Spotte und Zorne des englischen Volkes preisgab.

Der alte Dickens war inzwischen Reporter beim liberalen „Mornin Chronicle" geworden. Dieses Tageblatt war im Jahrzehnt zwischen 18 und 1830 eines der besten Londons. Sozialradikale junge Leute, wie Geor Mudie und Thomas Hodgskin, waren um jene Zeit Reporter bei „Chronicle". Sein Chefredakteur Mr. Black war ein Freund Bentham Mills und aller hervorragenden Radikalen, und er verkehrte auch mit d Arbeiterführern. Der alte Dickens muß also ein aufgeklärter Mann g wesen sein und ohne Zweifel seinen Sohn Charles, auf dessen Gaben stolz war, beeinflußt haben. Charles lernte fleißig Stenographie und wur nach und nach ein sehr gewandter Berichterstatter.

Die Jahre 1830 bis 1832 brachten die Reformbillagitation, die d Bürger, Kleinbürger und Arbeiter zum Kampfe gegen die Junkeroligarch vereinigte. Die Hoffnungen, die in kleinbürgerlichen Kreisen auf die Refor bill gesetzt wurden, waren überschwenglich. Man erwartete von ihr die E lösung aus allem Elend. Presse, Versammlungen und Demonstrationen en fachten den Haß gegen die Tories und die Lords, die sich der Annahme d Bill widersetzten und beinahe eine gewaltsame Erhebung der Volksmass herbeiführten. Die Verehrung, die der Adel bis dahin in kleinbürgerlich Kreisen genossen hatte, verwandelte sich in Feindschaft, und nach der Ka tulation der Lords wurde der Adel nicht mehr gehaßt, sondern veracht Es war eine große Zeit für das Kleinbürgertum: es lehrte den Adel d „Volk" respektieren.

Charles Dickens, damals im Alter von zwanzig Jahren, hat diese schöne Zeit nie vergessen. Im März 1832 erschien ein neues Abendblatt, „True Sun“, das zur radikalsten Zeitung Londons wurde. Owenisten, Bodenreformer, irische Revolutionäre, Klassenkampftheoretiker, Währungsreformer und Arbeiterführer hatten dort freien Spielraum. Bei diesem Blatte begann Charles Dickens seine publizistische Laufbahn. Er konnte im Unterhaus die letzten Schlachten um die Reformbill beobachten, die Versammlungen der National Union of the Working Classes, der ersten sozialdemokratischen Organisation des Londoner Proletariats, besuchen und mit den vorgeschrittensten Kreisen der Metropole in Berührung kommen. Er konnte — aber seine ganze Geistesverfassung bewegte sich nach einer anderen Richtung. Die Enttäuschung über die Wirkungen der Wahlreform, die Armengesetznovelle, der bittere Kampf der Fabrikanten gegen die gesetzliche Regulierung der Arbeitszeit, das praktische Wirken der Anhänger von Bentham, Malthus und Ricardo, sowie die revolutionäre Haltung des Proletariats ließen Dickens zu den sozialethischen oder christlichsozialen Reformern stoßen: er gehörte in die Reihe der Shaftesbury, Carlyle, Maurice, Kingsley usw., deren Lehrer Samuel T. Coleridge war; nur unterscheidet er sich von ihnen politisch: Dickens bleibt liberal und vertraut aufs „Volk“, während die Coleridge, Shaftesbury, Carlyle, Maurice usw. konservativ sind und nichts gegen eine Despotie einzuwenden haben würden, wenn diese christlichsozial handelte; ja, eine christlichsoziale Adelsherrschaft war ihr Ideal. Dickens hingegen ist dem Geiste von 1831 und 1832 treu geblieben; nur schmerzte ihn die unchristliche Härte, das Inhumane der Armenverwalter (Oliver Twist, 1838), das verlotterte Schulwesen (Nicholas Nickleby, 1839), der Hochmut und die Goldanbetung der Kaufherren (Dombey & Sohn, 1848), die weite Kluft zwischen der eingebildeten Aristokratie und dem rechtschaffenen und tugendhaften Kleinbürgertum (David Copperfield), der mechanische Materialismus der radikalen Philosophen und politischen Ökonomen und der Fabrikanten (Harte Zeiten, 1854), die Demagogie und das vulgäre Pathos der Arbeiterführer (Harte Zeiten) und die Vernachlässigung des Volkes durch Staat und Gemeinde. Er hat sich mit der Ära nach 1832 nie befreundet und hat sie nie verstanden: es war die Zeit des vollständigen Durchbruchs der kapitalistischen Tendenzen, die das Kleinbürgertum an den Triumphwagen der Großbourgeoisie spannten und das ehrsame Handwerk vernichtete. England erschien ihm wie eine große Konfusion, um deren Heilung sich die kalte, gemütlose Wissenschaft vergeblich bemühte. Nur der ethische Geist des Christentums, die Entfaltung des Gemütslebens, die humanistische Ästhetik, das warme Gefühl der Gerechtigkeit und Brüderlichkeit könnten das englische Volk aus dem Wirrsal retten.

3. Seine Weltanschauung.

Alles ist Konfusion, und erdrückend und zerstörend lastet sie auf dem armen Volke. So drängt sich Dickens das Problem der Zeit auf. Er analysiert es nicht theoretisch-ökonomisch wie Ricardo, nicht rechtsphilosophisch wie Bentham und seine Anhänger, nicht historisch wie Macaulay, sondern er stellt es Zug um Zug in lebendigen Gestalten und ergreifenden Szenen dar. „Was habt ihr“, ruft er seinen Mitbürgern zu, „aus England gemacht? Was sagt ihr zu euren Slums, Armenhäusern, obersten Gerichtshöfen und

rauchumhüllten Fabrikstädten? Und wie behandelt ihr eure fleißiger Männer und Frauen?

Seine sämtlichen Romane und Skizzen gelten diesen Fragen, aber ihre zusammenfassenden und höchsten Ausdruck bildet der Inhalt von „Hart Zeiten“. Hier hat Dickens die reifste Kritik seiner Zeit gegeben, wie er i den Weihnachtsbüchern ein Jahrzehnt vorher (1844), als der Chartismu seinen Höhepunkt erreicht hatte und die christlichsoziale Bewegung ihre Anfang nahm, das Heilmittel andeutete.

Was hat England aus seinen arbeitenden Klassen gemacht?

„Ein Ding, von dem man soundso viel Arbeit verlangt und das sounds viel Lohn erhält, und weiter nichts; ein Ding, das sich unfehlbar nach de Gesetzen von Angebot und Nachfrage richten mußte; ein Ding, das ei wenig darbte, wenn der Weizen teuer war, und sich überaß, wenn de Weizen billiger war; ein Ding, das sich um soundso viel Prozent vermehrt und soundso viel Prozent Verbrechen und Pauperismus lieferte; ein Din en gros, mit dem sich ungeheure Reichtümer erwerben ließen; ein Ding, da manchmal sich erhob wie ein Meer und Schaden und Verheerung anrichtet — meistens unter sich selbst — und sich wieder legte.

Und wer beherrscht dieses Ding?

Hier ist Mr. Bounderby: „Ein reicher Mann: Bankier, Kaufmann Fabrikant und wer weiß was sonst noch alles. Ein großer, lauter Man mit einem weit offenen Auge und metallischem Lachen; ein Mann au grobem Stoffe gefertigt ..., der sich nie genug rühmen konnte, durch eigen Kraft emporgekommen zu sein — der immer seine ehemalige Unwissenhe und Armut verkündete. Vagabund war er und Laufbursche, dann Acke knecht, Markthelfer, Kommis, Disponent, Geschäftsteilhaber, schließli Josiah Bounderby von Coketown; das sind die Anfänge und der Gipfe punkt“ (Harte Zeiten).

Und wie sehen unsere Großkaufleute aus?

Da ist der alte Dombey: „Die Erde wurde speziell für Dombey & Soh geschaffen, damit sie auf ihr Handel treiben, und Sonne und Mond wurde gemacht, damit sie Dombey & Sohn Licht geben.... Sie handelten oft i Häuten, aber nie in Herzen. Diese Phantasiewaren überließen sie Knabe und Mädchen, Pensionaten und Büchern“ (Dombey & Sohn, 1848).

Oder das alte Geschäftshaus Chuzzlewit & Sohn: „Das erste Wort, d der Sohn buchstabieren lernte, war ‚Geld‘ und das zweite ‚Profit‘. . . Seine Schulung pflanzte ihm die Gewohnheit ein, alles als eine Eige tumsfrage zu betrachten“ (Martin Chuzzlewit, 1844).

Hier sind die Gesetzgeber und Pädagogen Englands: „Thomas Gra grind, ein Mann der Handgreiflichkeiten; ein Mann der Tatsachen u Zahlen.... Mit einem Zollstab und einer Wage und einem Einmaleins b ständig in der Tasche, bereit, jedes Stück Mensch zu wägen und zu messe und zu sagen, wie hoch es zu stehen kommt. Es ist alles eine reine Zahle frage, eine Sache einfacher Arithmetik. . . . Ihr müßt euch in allen Dinge nach Tatsachen und nach Realitäten richten. Binnen kurzem hoffen wir ei Tatsachenkommission zu haben, zusammengesetzt aus Kommissarien v Tatsachen, welche das Volk zwingen, ein Volk der Tatsachen und nur d Tatsachen zu werden. Das Wort Phantasie muß abgeschafft werden“ (Har Zeiten). Einer von Gradgrinds Söhnen trägt die Vornamen Thomas Malthu

Das ist kaum eine Karikatur. Man muß nur die alten Jahrgänge der Westminster Review“, der Monatschrift der philosophischen Radikalen, ur Hand nehmen, um diese Gradgrinds fast in jedem Artikel zu finden. ine trockene, dürre Sprache; vulgäre, „aus dem Leben gegriffene“ Metaphern; eine herbe, ungenießbare Logik — lauter handgreiflicher Verand. Man kann noch heute die alten Jahrgänge der reaktionären Quarterly Review“ mit Genuß durchblättern, oder die whiggistische Edinburgh Review“, aber es ist ganz unmöglich, den mumienhaften Stil er „Westminster Review“ länger zu lesen, als dem Forscher absolut ötig ist. Und es waren diese Leute, die nach 1832 in die königlichen oder arlamentarischen Kommissionen ernannt wurden und die Gesetze des Reormparlamentes inspirierten. Die Hauptredakteure des Kommissionserichtes über die Armengesetzreform waren Nassau Senior (der aus Marx' Kapital“ genugsam bekannte Ökonom) und Edwin Chadwick, ein echter Benthamist. Als Lord Althorp, der Finanzminister, im Frühjahr 1834 ine Armengesetznovelle einbrachte, sagte er ganz ruhig: „Nach den Lehren er politischen Ökonomie dürfte den Armen gar keine Unterstützung gewährt werden; denn diese Wissenschaft zeigt uns, daß jedermann für sich nd seine Familie sorgen muß. Aber wir sind doch nicht gefühllos und üssen der Not beispringen.“ Althorp war Minister und mußte mit dem Zorne der Armen rechnen, aber die Bounderbys konnten konsequenter sein: „Ich bin Josiah Bounderby von Coketown. Ich kenne die Ziegelsteine ieser Stadt, und ich kenne die Fabriken dieser Stadt, ihre Schornsteine nd ihren Rauch und ihre Arbeiter. Das sind Tatsachen. Wenn mir jemand on Gemüt und Phantasie spricht, so sage ich dem Manne stets, daß ich veiß, was er meint. Er meint Schildkrötensuppe und Wildbret mit einem oldenen Löffel und will in einer Kutsche mit sechsen fahren.“

Diesen harten Machthabern stellt Dickens vier Arbeitertypen gegenüber: en schwachen, gebrochenen, aber engherzigen, großstädtischen Dienstmann; en selbstdenkenden, aber resignierten Fabrikarbeiter; den rebellischen Landroletarier; den demagogischen Arbeiterführer. Er kennt die hochqualiizierten, politisch und gewerkschaftlich durchgebildeten Arbeiter Londons iicht; ebensowenig das nach Bildung und Macht strebende Proletariat der Industriezentren.

Toby, der Londoner Dienstmann, meint: „Es ist nichts regelmäßiger ls die Wiederkehr der Mittagszeit und nichts unregelmäßiger als die Wiederkehr der Mittagsmahlzeit. Das ist der große Unterschied zwischen eiden. Es hat mich lange Zeit gekostet, dies ausfindig zu machen. Ich nöchte wohl wissen, ob es sich für einen Gentleman verlohnte, diese Bemerkung für die Zeitung zu kaufen oder für das Parlament. Die Zeitungen ind doch voll von Bemerkungen dieser Art; und ebenso das Parlament. Ich ese die Zeitung so gern wie nur irgend jemand, aber jetzt lese ich sie mit Widerwillen. Sie macht mir beinahe Furcht. Ich weiß nicht, was aus uns rmen Leuten werden soll. Es scheint, wir können nicht den rechten Weg ehen oder das Rechte tun oder uns Recht verschaffen. Ich für meine Person atte nicht viel Schule, als ich jung war, und ich kann nicht ins klare ommen, ob wir auf der Erde einen Zweck haben oder nicht. Manchmal enke ich, wir müssen ein wenig Nutzen bringen; und andere Male denke ch wieder, wir müssen bloße Eindringlinge sein. Bisweilen werde ich so

sehr irre, daß ich nicht einmal imstande bin, herauszubekommen, ob irgend etwas Gutes an uns ist oder ob wir von Natur böse sind. Wir scheinen schreckliche Dinge zu tun; wir scheinen große Mühe und Arbeit zu machen; immer klagt man über uns und ist gegen uns auf der Hut" (Weihnachtsgeschichten, 1844).

Hunger, harte Herrschaft und Armenhaus haben diese großstädtischen Existenzen gebrochen und sie nur noch einer leisen, wehmütigen, selbstzerfleischenden Ironie fähig gemacht.

Aus ganz anderem Stoffe ist der Landproletarier Will Fern geformt. Das Landproletariat hat sich lange kräftig erhalten. Als die Not stieg, rebellierte es, zertrümmerte die Dreschmaschinen, steckte die Heuschober und Scheunen in Brand: in den Jahren 1829 bis 1830 war der nächtliche Himmel der meisten landwirtschaftlichen Gegenden Englands vom Widerschein der zahlreichen Brände gerötet. Will Fern, ein ländlicher Vagabund, gerät auf wunderbare Weise in eine festliche Versammlung von Gutsherren, die die Sozialkonservativen und Tory-Demokraten spielen. Will Fern ergreift das Wort und donnert:

„Ihr vornehmen Leute, ihr habt soeben auf das Wohl der Arbeiter getrunken. Blickt mich an. Ihr Gentlemen, die ihr im Parlament sitzt; wenn ihr einen Mann mit unzufriedenem Gesicht seht, so sagt ihr zueinander: Er ist verdächtig. Ich habe meine Zweifel, sagt ihr, in bezug auf Will Fern, bewacht diesen Kerl. Ich will nicht sagen, daß dies nicht ganz natürlich sei. Doch ich sage, es ist so, und von dieser Stunde, was immer Will Fern tut oder läßt, alles gleich, es geht auf seine Kappe! Seht, Gentlemen, wie eure Gesetze gemacht sind, um uns zu fangen und zu verfolgen. Ich versuche anderswo zu leben. Ein Grund, mich zum Vagabunden, zum Landstreicher zu stempeln. Ins Gefängnis mit ihm! Ich gehe in eure Wälder, Nüsse zu schlagen, und breche einen Zweig oder zwei ab. Ins Gefängnis mit ihm! Einer eurer Waldhüter sieht mich am hellen, lichten Tage in der Nähe eines Gartens mit einer Flinte. Ins Gefängnis mit ihm! Ich spreche natürlich ein böses Wort mit dem Manne, als ich wieder freikomme. Ins Gefängnis mit ihm! Ich esse einen verfaulten Apfel oder eine Rübe. Ins Gefängnis mit ihm! Es ist zwanzig Meilen von hier entfernt, und unterwegs bitte ich um eine Kleinigkeit. Ins Gefängnis mit ihm! Genug, der Polizeimann, der Wildhüter, jedermann findet mich überall, und ich bin immer schuldig. Ins Gefängnis mit ihm; denn er ist ein Vagabund und ein bekannter Zuchthausvogel" (Weihnachtsgeschichten).

Ganz unsympathisch ist hingegen der gewerkschaftliche Agitator Slackbridge geschildert. Er kommt nach Coketown, um die Textilarbeiter zu organisieren; er beruft eine Versammlung ein und leitet seine Rede mit den folgenden Worten ein:

„O, meine Freunde, die zu Boden getretenen Arbeiter von Coketown! O, meine Freunde und Landsleute, Sklaven eines eisernen und niederdrückenden Despotismus! O, meine Freunde und Leidensgefährten und Kameraden und Mitmenschen! Ich sage euch, die Stunde ist gekommen, wo wir uns zusammenscharen müssen wie eine vereinte Macht, und die Bedrücker zermalmen müssen, die sich so lange mästeten von dem Gute unserer Familien, von dem Schweiße unseres Angesichts, von der Arbeit unserer Sehnen, von den gottgeschaffenen, herrlichen Menschenrechten, von den heiligen und ewigen Privilegien der Brüderlichkeit! . . ."

Dickens ist kein Humorist im besten Sinne des Wortes. Er ist zu npfindsam, zu teilnehmend, zu viel Advokat, um sich über die Misere und e Komik des Lebens erheben und mit resigniert-heiterem Blicke das kon- ıse Treiben, das Stürmen und Drängen des an Kurzsichtigkeit leidenden lenschengeschlechtes betrachten zu können. Er ist Meister der Pose. Mit rsprünglicher Kraft erfaßt er das Burleske, und er hat Freude an dem nbändigen Lachen seines Publikums. In seinem größeren Erstlingswerk Pickwick Papers" (1837) zeigt er, was er auf diesem Gebiet leisten kann. ie Posse als kritische Geißel wird zur publizistischen Karikatur, und diese ppliziert Dickens den radikalen Demokraten und den revolutionären Ar- eiterführern. Slackbridge ist karikiert. Kein Arbeiterführer jener Zeit hat ı gesprochen. Die Arbeiterbewegung Englands hatte William Cobbett und obert Owen zu Sprachlehrern. Cobbett, ein angelsächsischer Bauernsohn, n kurioses Gemisch von Lueger und Bebel, schrieb ein kräftiges, ur- üchsiges Englisch, das von allem Bombastischen und geschwollenem Pathos ollständig frei war. Und Owen schrieb einfach, klar und schön. Diese länner gaben der englischen Arbeitergeneration zwischen 1815 und 1845 ort und Gedanken. Bombastisch war nur Feargus O'Connor, ein rebel- scher Aristokrat aus Irland, der ein schlechtes Englisch sprach und ein noch hlechteres schrieb, aber ein hinreißender Redner war, über eine Unmenge on volkstümlichen Bildern und demokratischen Schlagworten und Zitaten erfügte. Slackbridge erinnert an Feargus O'Connor, den populärsten hartistenführer Nordenglands. Er fiel den Engländern auf die Nerven, nd sie sagten ihm allerlei Gemeinheiten und Lächerlichkeiten nach. O'Connor erfolgte auch rücksichtslos alle führenden Arbeiterelemente, die seine Auto- ität nicht anerkennen wollten. Ähnlich handelt Slackbridge in Coketown. in Arbeiter namens Stephan Blackpool, der, im Konflikt zwischen Frauen- ebe und Klassensolidarität, sich der Arbeiterorganisation nicht anschließt, ird auf Veranlassung von Slackbridge boykottiert und muß seine Heimat erlassen. Dickens nimmt sein ganzes schriftstellerisches Können zusammen, m Blackpool zu einem der edelsten Charaktere zu gestalten. Er ist mutig, ttlich stark, geradezu heroisch und in seiner Bescheidenheit und ernsten Selbstbildung jeder Zoll ein Mann gegenüber dem Windbeutel Slackbridge. ls Bounderby den Geächteten zu sich einladet und ihn gegen seine Kame- aden ausspielen will, tritt Stephan für sie energisch ein: „Ich bin nicht ergekommen, um zu klagen, sondern weil man mich gerufen hat."

Der Fabrikant gibt indes das Spiel nicht so leicht auf und fragt: „Wor- ber klagt ihr Leute im allgemeinen?"

„Sir", antwortete er, „ich bin nie stark darin gewesen, es auseinander- usetzen, obgleich ich es oft genug gefühlt habe. Wirklich, wir sind in einer roßen Konfusion. Sehen Sie sich in der Stadt um, in dieser reichen Stadt, und sehen Sie diese vielen, vielen Leute, die hier aufwachsen, um u weben und Wolle zu krempeln und zu spinnen und ein und dasselbe zu un von der Wiege bis zum Grabe. Sehen Sie, wie wir leben, in welcher lnzahl, welcher Hilflosigkeit, welcher Monotonie; und sehen Sie, wie die Spinnereien immer im Gange sind und wie sie immerfort arbeiten, ohne ins einem Ziele näher zu bringen — außer dem Tode. Sehen Sie, wie ie über uns denken und über uns schreiben und über uns reden und vegen uns Deputationen an die Staatssekretäre schicken und wie sie immer

recht und wir unrecht haben und wie seit unserer Geburt noch nie e
Fünkchen Verstand in uns gewesen ist. Sehen Sie, wie dies gewachsen un
gewachsen ist, wie es größer und größer, breiter und breiter, härter un
härter geworden ist mit jedem Jahr und jedem Geschlecht. Wer kann
ansehen, Sir, und ehrlich sagen, daß es keine Konfusion ist?"

Der Fabrikant antwortet mit der Frage, ob nicht Stephan dieser Ko
fusion ein Ende machen könnte.

„Das weiß ich nicht, Sir — das ist nicht meine Sache. Das ist Sac
der Leute, die über uns alle gesetzt sind. Was kann ihnen sonst obliege
wenn nicht das?"

Der Fabrikant meint, dieser Konfusion könnte nur ein Ende gemac
werden, wenn man die Agitatoren verhaftete und deportierte.

„Sir", erwiderte Stephan, „und wenn Sie alle Slackbridges einzeln i
Säcke nähen und sie versenken, wo das Meer am tiefsten ist, so bleibt d
Konfusion gerade wie sie ist. Die stiften das Unheil nicht an. Bei ihne
fängt es nicht an. Ich habe sie nicht gern — ich habe keinen Grund dazu —
aber es ist zwecklos und nutzlos, zu versuchen, sie ihrem Gewerbe zu en
ziehen, anstatt ihr Gewerbe ihnen zu entziehen. . . . Ich kann nicht m
meinem wenigen Wissen und meiner ungeschickten Weise sagen, wie e
besser gemacht werden kann — obgleich es einige Arbeiter in dieser Sta
gibt, die es tun könnten, aber ich kann Ihnen sagen, was es nicht bess
machen wird. Gewalt wird es nicht besser machen. Obsiegen und Triump
wird es nicht besser machen. Die Sache gehen lassen, macht es auch nic
besser. Laßt Tausende und aber Tausende unbekümmert ihres Weges gehe
alle das gleiche Leben führen und alle in dieselbe Konfusion geraten, un
sie werden wie eine Masse sein, und Sie und Ihresgleichen eine ander
und zwischen beiden eine schwarze, unüberbrückbare Kluft so lange oder s
kurze Zeit, als ein solches Elend dauern kann. Die Menschen ohne Freund
lichkeit und Geduld und Gemüt behandeln, . . . sie vielmehr nur als ein
Summe von menschlicher Arbeitskraft abschätzen und sie behandeln, al
wären sie Ziffern in einem Rechenexempel oder Maschinen ohne Nei
gungen und Leidenschaften, . . . das wird es nie besser machen" (Hart
Zeiten).

Durch den Mund Stephan Blackpools spricht Charles Dickens. De
ganze mechanische Materialismus führt nur zur Konfusion, zu Klassen
kämpfen. Menschen sind keine Rechenexempel, und das nackte Selbstinteress
ist nicht das einzige Motiv menschlicher Handlungen. Aber was Stepha
Blackpool nicht erklären konnte, das sagte der robuste Will Fern, der sein
früher angegebene Rede mit folgenden Sätzen schloß:

„Gebt uns um Gottes willen bessere Wohnungen als jene, in denen
wir in unserer Wiege liegen; gebt uns bessere Nahrung, wenn wir für
unser Leben arbeiten; gebt uns gelindere Gesetze, um uns auf den rechten
Weg zurückzuführen, wenn wir irre gegangen sind, und stellt uns nicht
überall, wohin wir uns wenden, Kerker und Ketten vor Augen. Es gibt
keine Güte, die ihr dem Arbeiter dann zeigen könnt, die er nicht so bereit-
willig und dankbar annehmen würde, als es ein Mensch nur kann. Denn
er hat ein geduldiges, friedliches, williges Herz. Aber ihr müßt den rechten
Geist erst in ihn hineinbringen. Sein Gemüt ist euch entfremdet. . . . Euer
Volk ist nicht sein Volk, euer Gott ist nicht sein Gott."

Ricardos Lösung des Problems, das die industrielle Revolution gestellt, Abschaffung der Kornzölle und malthusianische Lebensführung. Ben-m und Mill sehen die Hilfe in der Beseitigung der Oligarchie, in der rschaft der Mittelklasse; Owen verlangt sozialistische Gemeinwesen; lyle, Maurice und Kingsley plädieren für eine Herrschaft wirklicher stokratie. Charles Dickens wendet sich an den Liberalismus, um ihm mechanischen Materialismus und das Laissez faire zu nehmen und den ethischen Geist des Christentums zu geben. Der Torysmus ist id oder heuchlerisch; die Arbeiterklasse folgt einem Slackbridge und et einen Blackpool; nur ein Liberalismus, der zum Volke Vertrauen und durch eine liebevolle Sozialreform den gewerbefleißigen Massen materieller und geistiger Not hilft, kann der Konfusion ein Ende hen. Der Sozialliberalismus ist sein Ideal. Gladstone, npbell-Bannerman, Asquith und Lloyd George sind die Vollstrecker des taments von Charles Dickens.

Zur Nationalitätenfrage in Österreich.

Lieber Genosse Kautsky! In Ihrem Artikel „Separatismus, Nationa-nus und Sozialismus" zitieren Sie einen Satz, den ich in meinem henschaftsbericht über den Innsbrucker Parteitag gesprochen habe: „daß erhalb Österreichs überall die Nation das Organisationsprinzip auch Sozialdemokratie ist; denn es gibt eine deutsche, französische, hollän-he usw. Sozialdemokratie, die erst zusammen die Internationale bilden". s den weiteren Ausführungen Ihres Artikels könnte ein Leser, aller-gs nur ein nichteingeweihter, den Schluß ziehen, daß ich diesen Satz zur erstützung der Separatisten gesprochen hätte, und da ich, wie Sie ja sen, das Personalitätsprinzip energisch bekämpfe, wäre mir nichts un-enehmer, als für einen Separatisten gehalten zu werden. Deshalb ge-ten Sie mir einige Worte der Erklärung, nicht an Sie, der Sie meine ichten ohnedies kennen, sondern an die Leser der „Neuen Zeit".

Da mir die Nation — um ein, wenn ich nicht irre, vom Genossen Otto uer geprägtes Wort zu gebrauchen — vor allem als eine auf sprachlicher undlage bestehende „Verkehrsgemeinschaft" erscheint, kann ich mir die ion überhaupt nur territorial organisiert vorstellen — solange nicht die der Diaspora lebenden Individuen und Minoritäten einzeln, wie es die ionalisten wünschen, von einer chinesischen Mauer umgeben und noch u etwa durch eine Luftschiffpost mit ihrem entfernten nationalen Zen-n verbunden sind. In diesem Sinne wollte ich auch das Wort „Nation" tanden wissen, als ich davon sprach, daß die Sozialdemokratie tatsächlich) Nationen organisiert sei: die englische Sozialdemokratie erscheint mir eine nationale Organisation, obwohl in ihr die verschiedenen deutschen, ischen usw. in England arbeitenden Volkssplitter, die mit der Zeit ja) sprachlich in ihr aufgehen, mit inbegriffen sind, ebenso die nordameri-ische, französische usw. In allen diesen Fällen deckt sich der Staat und nationale Territorium.

Charakteristisch für die österreichische, vielleicht für die osteuropäische wicklung überhaupt ist es aber, daß wir das im Westen historisch ge-

gebene Stadium des nationalen Staates bis jetzt nicht durchgemacht habe
Ebenso charakteristisch sind aber die von Ihnen selbst in Ihrem Artikel a
geführten Abweichungen vom staatlichen Prinzip in der Organisation d
sozialdemokratischen Internationale. Sie schreiben: „Ja, selbst der Ve
tretung der Polen in der Internationale liegt der Gedanke an einen b
sonderen Staat zugrunde. Der Protest gegen die gewalttätige und hein
tückische Zerstückelung des polnischen Staates, die Forderung der Verein
gung der getrennten Teile, wenigstens soweit sie von Polen bewohnt sin
und der Wiederaufrichtung eines selbständigen polnischen Gemeinwesens -
diese Gedanken bewegten bereits die Gründer der ersten International
Sie wurden von der zweiten übernommen.“ Also der Gedanke an eine
Staat, der gewesen ist und in Zukunft wieder sein könnte, auf territoria
nationaler Grundlage — ohne Rücksicht auf die Grenzen des heute b
stehenden, nicht nationalen Staates Österreich. Wenn man von den f
die Sozialdemokratie noch verhältnismäßig wenig ins Gewicht fallende
Südslawen Österreichs absieht, so ist für die Beurteilung der Organisation
frage Österreichs noch das Verhältnis der Deutschen zu den Tscheche
relevant. Und hier ergibt sich nun sofort die zweite Abweichung von de
rein staatlichen Organisationsprinzip. Denn die tschechische Parteiorgan
sation ist auf den internationalen Kongressen durch selbständige Delegier
vertreten, entsprechend dem Organisationsprinzip der österreichischen politisch
Partei, die eigentlich — solange sie überhaupt einheitlich bestand — nur e
Verband mehrerer selbständiger, nach Nationen geschiedener sozialdemokr
tischen Parteien war. Auch hier liegt zwar nicht die gegenwärtige staatlic
Organisation zugrunde, sondern die auch für den Staat in Zukunft g
forderte „Autonomie der Nationalitäten“, die von Ihnen selbst („Ne
Zeit“, XVI, 1, S. 558) als der „Föderalismus der Nationalitäten, die Ze
schlagung der traditionellen Provinzialgrenzen, die Neuordnung Öste
reichs auf Grund der Sprachgrenzen“ definiert wurde. Die
staatliche Neuordnung bedingt aber naturgemäß eine größere — fast möch
ich sagen: staatsähnliche — Selbständigkeit der einzelnen Nationen au
nach außen, und ich stimme vollständig mit Ihnen überein, wenn Sie die
Neuordnung nur auf Grund der Sprachgrenzen, das heißt des Territoria
prinzips als durchführbar erachten. Nur die Ungeklärtheit der national
Verhältnisse auch innerhalb der Sozialdemokratie hat es ermöglicht, daß d
Delegation aus „Böhmen“ nicht auf dem Territorialprinzip, sondern a
dem Personalprinzip beruhte. Solange das durch das Brünner Programm
angestrebte internationale Völkerrecht innerhalb Österreichs nicht hergeste

---

[1] Die Forderungen des auf dem Brünner Gesamtparteitag 1899 beschlossen
„Nationalitätenprogramms der sozialdemokratischen Arbeiterpartei Österreich
lauten:

1. Österreich ist umzubilden in einen demokratischen Nationalitätenbundessta
2. An Stelle der historischen Kronländer werden national abgegrenzte Selb-
verwaltungskörper gebildet, deren Gesetzgebung und Verwaltung durch Nation-
kammern, gewählt auf Grund des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrecht,
besorgt wird.
3. Sämtliche Selbstverwaltungsgebiete einer und derselben Nation bilden z-
sammen einen national einheitlichen Verband, der seine nationalen Angeleg-
heiten völlig autonom besorgt.

werden sich immer staatliche und nationale Verhältnisse kreuzen. Erst n in dem Mikrokosmos der österreichischen Internationale die terri-ale Scheidung ebenso sichergestellt ist wie in dem Makrokosmos der tinternationale, kann sich auch in jenem der einzig gesunde Zustand tellen, daß jede Nation auf ihrem Territorium ihre eigenen Angelegen-en autonom erledigt und die gemeinsamen Ziele gemeinsam erkämpft den.

Die Schwierigkeiten erwachsen der Sozialdemokratie in Österreich überall aus den nationalen Minoritäten. Die Separatisten, wie alle Verfechter Personalitätsprinzips, gehen von individualistischen, eigentlich an-istischen Erwägungen aus, wenn sie für die Erhaltung und selbständige anisation der nationalen Minoritäten kämpfen. Sie erklären dadurch, sie das nationale Organisationsprinzip als das höhere, den Klassen-ensatz als das niedere betrachten, während mir umgekehrt die nationale renzung — im Sinne der Zusammensetzung der Internationale — als notwendige taktische Gliederung des Klassenkampfes erscheint. Wenn nichtsdestoweniger gelegentlich Gefahr laufe, als „Nationalist" ver-en zu werden, so ist das nur durch die sonderbare Umkehrung aller Be-fe in Österreich zu verstehen. Denn es ist eine Weile bei uns Mode ge-n, in der sentimentalen Schwärmerei für die nationalen Minoritäten, doch eigentlich rein nationalistisch ist, das Kennzeichen internationaler innung zu sehen — und zwar deshalb, weil man immer nur an die chischen Minoritäten dachte und manche deutschen Genossen sich im Ent-enkommen gegenüber den tschechischen Genossen gar nicht genug tun nten, bis der separatistische Krach zeigte, daß die tschechischen Genossen nicht zu wahrer internationaler Gesinnung erzogen worden waren.

Vielleicht hat diese langjährige Taktik der deutschen Sozialdemokratie Österreich ihr Gutes gehabt: sie braucht sich keine Vorwürfe zu machen r ihr Vorgehen denen gegenüber, die als „minderwertig im Internatio-smus" erkannt worden sind. Aber nunmehr ist es an der Zeit, für eine tive Politik der nationalen territorialen Abgrenzung im Interesse der ernationale einzutreten und nicht mehr zu fragen, durch welche Zu-ändnisse man die momentane Spaltung verkleistert, sondern welche ernde nationale Neuordnung vom Standpunkt der Internationale aus ckmäßig und, was dasselbe ist, vom Standpunkt der historischen Ent-lung aus notwendig ist. Ich bin überzeugt, daß die deutsche Sozial-okratie in Österreich den richtigen Weg finden wird, und daß auch Sie mit Ihrem Blatte unterstützen werden.

Mit den besten Grüßen Ihr ergebener

Wien, 23. Januar 1912. Ludo M. Hartmann.

---

4. Das Recht der nationalen Minderheiten wird durch ein eigenes, vom Reichs-ament zu beschließendes Gesetz gewahrt.

5. Wir erkennen kein nationales Vorrecht an, verwerfen daher die Forderung r Staatssprache; wie weit eine Vermittlungssprache nötig ist, wird das Reichs-ament bestimmen. (Anmerkung der Redaktion.)

Organisationsfragen der schweizerischen Sozialdemokrat

Von **Dionys Zinner.**

Die schweizerische sozialdemokratische Partei hat ein Jahr innerer Kr hinter sich, bei der es sich aber nicht um grundsätzliche Differenzen, sonde um organisatorische Fragen, um den Versuch einer Reorganisation Partei im Sinne größerer Vereinheitlichung und Demokratisierung ha delte. Die heutige Organisation der Partei datiert aus dem Jahre 19 und ist eine föderalistische. Bis dahin bestand die im Jahre 1888 g gründete sozialdemokratische Partei nur aus Einzelmitgliedern, für an den verschiedenen Orten Vertrauensmänner bestellt wurden. Daneb betrachteten sich die lokalen Arbeiterunionen als Glieder der Partei, bei deren Aktionen mitwirkten, Gelder aufbrachten und die Parteit durch Delegierte beschickten. Größere organisatorische und politische B deutung erlangte in jenen Jahren die Partei nicht, aber ideelle Bedeutu insofern, als sie doch den Sammelpunkt der Gesinnungsgenossen bild und durch Stellungnahme zu den politischen Fragen auf ihren Tagung richtunggebend für die Arbeiterschaft wirkte. Galt es die Durchführung v Aktionen: Wahlen, Volksabstimmungen, Initiativbewegungen, Einführu und Organisation der Maifeier sowie die Agitation für die Achtstunde bewegung, so trat das in Bern domizilierte Parteikomitee mit dem Zentr komitee des Schweizerischen Grütlivereins und dem Bundeskomitee d Schweizerischen Gewerkschaftsbundes in Verbindung, um so gemeinschaftl für die gesamte organisierte Arbeiterschaft zu handeln. Aus der Part geschichte jener Zeit ist bemerkenswert das Initiativbegehren betreffe das Recht auf Arbeit, das durch eine Ergänzung der Bundesverfassung fe gelegt werden sollte, von Bundesrat und Bundesversammlung aber als u vereinbar mit der kapitalistischen Wirtschaftsordnung abgelehnt und soda in der Volksabstimmung mit großer Mehrheit verworfen wurde.

Da neben der Partei, die als solche trotz der losen und unbedeutend Organisation anerkannt werden mußte, noch der Grütliverein als politisc Landesorganisation bestand und dieser auf seinen alljährlichen Delegierte versammlungen in der Hauptsache die gleichen politischen Fragen behandel mit denen sich die Parteitage beschäftigten, und da ferner zu gemeinsame Handeln jedesmal das Zusammentreten der beiderseitigen leitenden O gane notwendig war, entstand das allgemein und lebhaft empfunde Bedürfnis nach Vereinfachung dieser komplizierten und umständlichen M schinerie, nach Vereinheitlichung der politischen Organisation und der Part

Einen ersten Schritt dazu, nicht die Verwirklichung des Ideals, brach der Parteitag von 1901 in Solothurn, der zwischen Partei und Grüt verein ein dualistisches Verhältnis schuf, wie es auf staatspolitischem Geb zwischen Österreich und Ungarn besteht. Der Schweizerische Grütliverei als politische Zentralorganisation blieb unverändert bestehen, aber er wur nun zu einem organisatorischen Bestandteil der Partei, neben dem n die kantonalen Arbeiter- und Parteiverbände, die lokalen Arbeiterunion und Parteiverbände, soweit sie nicht schon als Glieder eines kantonal Arbeiter- oder Parteiverbandes der schweizerischen Gesamtpartei angehör und endlich einzelne Vereine in Betracht kamen, sofern im betreffend Kanton oder in der betreffenden Ortschaft kein der schweizerischen Gesam-

tei angehörender kantonaler oder lokaler Verband besteht. Alle diese bände und Vereine sollten aber nur mit der Gesamtzahl ihrer schweize- ihen Mitglieder der Partei beitreten, ihre fremdländischen Mitglieder unberücksichtigt bleiben. Diese Ausschließlichkeit von Schweizerbürgern Mitglieder der Partei wurde einmal von der alten, im Jahre 1888 ründeten Partei, nach deren Statut nur sozialdemokratisch gesinnte weizer Bürger als Mitglieder der Partei anerkannt wurden, und so- n vom Grütliverein übernommen. Dieser nimmt Ausländer nur als ssivmitglieder auf, gestattet ihnen also kein Stimmrecht, und schließt sie ner von der Wählbarkeit für den Vorstand aus, dafür verlangt er von en die gleichen Beiträge wie von den vollberechtigten Mitgliedern. Also ichen Beiträge verlangt wie von den vollberechtigten Mitgliedern. Also iche Pflichten, aber ungleiche Rechte; für einen sozialdemokratischen Ar- terverein, der der Grütliverein doch ist, etwas seltsame Verhältnisse. eilich ist auch kein Ausländer verpflichtet, Mitglied des Grütlivereins werden, und wenn er es trotz der ungleichen Behandlung sein will, muß sich eben damit abfinden.

Die „Hochzeit von Solothurn“, wie man geistreich die Verbindung des ütlivereins mit der sozialdemokratischen Partei etikettierte, brachte dem teren Privilegien als Zugeständnisse, die eine Ungleichheit zum Nachteil r Partei in ihrem Gesamtrahmen bedeuteten. Danach muß die Partei ren Sitz an dem Orte haben, an dem das Zentralkomitee des Grütli- reins domiziliert. Die 7 Mitglieder dieses Zentralkomitees und noch 6 n den Parteiorganisationen des Vorortes, zu denen auch wieder der kale Grütliverein gehört, gewählte Parteigenossen bilden zusammen die schäftsleitung der Partei. Die Geschäftsleitung mit dem Zentralkomitee s Grütlivereins bildet mit den Vertretern der kantonalen und lokalen rbände, die einen solchen auf je 1000 Mitglieder wählen und woran iederum auch die denselben angehörigen Grütlivereine beteiligt sind, und rner mit den Redakteuren der Parteipresse sowie mit den sozialdemo- atischen Mitgliedern der Bundesversammlung das Parteikomitee. Und n die Zusammensetzung des Parteitags. Er besteht aus den Mitgliedern s Parteikomitees, aus den Delegierten des Schweizerischen Grütlivereins, r die Vertretungszahl für seine Mitglieder selbst nach eigenem Belieben stsetzen kann, und aus den Delegierten der kantonalen und lokalen Or- nisationen, die auf je 50 schweizerische Mitglieder einen Delegierten ent- nden können. Diesen Organisationen, das sei auch hier wieder betont, hören aber ebenfalls die Grütlivereine an. Die Mitglieder derselben ge- eßen so eine Kumulierung von Rechten, die einen komplizierten Komplex n Privilegien darstellen, den klar durchzudenken den ausländischen Ge- ossen in der Schweiz nicht so leicht wird, so daß es ein sehr billiger orwurf ist, wenn ihnen vorgehalten wird, sie verstünden unsere Verhält- sse nicht. Es gibt zweifellos zahlreiche altbewährte schweizerische Ge- ossen, die sich ebenfalls durch dieses Labyrinth eines komplizierten duali- ischen Organisationsverhältnisses nicht durchzuarbeiten vermöchten, sofern e den verwegenen Versuch dazu wagen würden.

Ein weiteres wichtiges Zugeständnis an den Grütliverein war die Er- ärung seines Organs, des „Grütlianer“, zum Zentralorgan der sozial- emokratischen Partei der Schweiz, welche überragende ideelle Stellung in

der Arbeiterbewegung das Blatt manchmal zu vergessen schien, indem sich immer zuerst als das Zentralorgan des Schweizerischen Grütliverei fühlte.

Der Beitrag an die Partei wurde pro Mitglied und Jahr auf n 10 Centimes (8 Pfennig) festgesetzt, viel zu wenig natürlich, um die Par irgendwie finanziell leistungsfähig zu machen. Dieser geringfügige Zel Centimes-Beitrag bedeutete auch insofern einen Rückschritt, als die Part organisation von 1888 die Parteikarte nur gegen einen Jahresbeitrag v 50 Centimes an die Genossen abgab.

Dieses Organisationswerk von 1901, das erst noch eine lebhafte Opp sition im Grütliverein zu überwinden hatte, konnte natürlich nur d Charakter eines Provisoriums, eines Übergangsstadiums zu einer b friedigenderen Organisation haben. In der Tat erfolgte dann im Jah 1908 eine Revision der Statuten, die aber an dem Wesen des dualistisch Organisationsverhältnisses nichts änderte. Die wesentlichen Abänderung bestanden in der Reduktion der Mitgliederzahl der Geschäftsleitung v 13 auf 11, wovon nur noch 5 aus den 7 Mitgliedern des Zentralkomite des Grütlivereins genommen wurden, so daß die übrigen vom Vorort g wählten 6 Mitglieder die Mehrheit bildeten; in der Gemeinsamkeit d Sekretariats, das je zur Hälfte Vereins- beziehungsweise Parteisekretari ist und vom Grütliverein wie von der Partei gemeinschaftlich unterhalt wird; in der Gemeinsamkeit des Jahresberichtes; in der Schaffung vo ständigen Agitationskommissionen und endlich in der Erhöhung des Jahre beitrags von 10 auf 20 Centimes.

Das war die Revision von 1908. Ein sehr bescheidener Schritt in d Weiterentwicklung der Partei. Wie sich dabei die Partei- und Finanzve hältnisse gestalteten, mögen dei Angaben von 1910 veranschaulichen. D Partei umfaßte in diesem Jahre 24 987 organisierte Genossen, wovon 10 60 Mitglieder des Grütlivereins und 14 387 Mitglieder anderer Organis tionen waren. Die Einnahmen der Partei betrugen 4538,66 Franken, wori aber nur 2102,75 Franken an ordentlichen Beiträgen enthalten sind. Wi sich diese Beitragssumme auf den Grütliverein und die übrigen Parte organisationen verteilt, sagt der Jahresbericht nicht. Das reine Vermöge der Partei betrug Ende 1910 1099 Franken, für eine Partei mit zirk 100 000 Wählerstimmen im Lande verdammt wenig „Betriebskapital“.

Im Jahre 1910/11 betrugen die Einnahmen der Parteikasse 6311,9 Franken, worunter 4903,30 Franken ordentliche Beiträge, und das Ver mögen 4927 Franken, ein Betrag, der natürlich noch immer unbedeuten ist für eine große Partei.

Der Stand der Partei befriedigte auch nach der „Reorganisation“ vo 1908 nicht, und so beschloß der Baseler Parteitag vom November 1910 ein stimmig die Bestellung einer neunundzwanziggliedrigen Kommission zu Prüfung der Frage der neuerlichen Reorganisation der Partei im Sinn größerer Vereinheitlichung. Die Kommission ging mit Ernst an ihr Arbeit, schied sich aber bald in eine Mehrheit und eine Minderheit, wovo die erstere einen entschiedeneren Schritt zur Vereinheitlichung macher letztere aber in der Hauptsache alles beim alten belassen wollte. Den radi kalen Schritt zur einheitlichen einzigen Lokalorganisation wagte auch di Mehrheit nicht, aber sie wollte die lokalen Organisationen zur Grundlag

[de]r Partei machen, um so das drückende Verhältnis der Bevormundung [de]r Partei durch den Grütliverein los zu werden. Dabei sollte aber dieser [i]mmerhin, so wie er ist, als Zentralorganisation mit Sektionen fortbestehen. [N]ur seine Privilegien im Gesamtrahmen der Partei sollte er verlieren, und [di]ese Gefahr verursachte eine kleine Revolution unter den Führern des [G]rütlivereins, die manche äußerst bedenkliche Erscheinungen zeitigte.

Der Parteitag sollte ohne Rücksicht auf den Vorort des Grütlivereins [se]lbständig den Vorort der Partei bestimmen und ebenso ohne Rücksicht auf [di]e Mitglieder des Zentralkomitees des Grütlivereins die elfgliedrige Ge[sc]häftsleitung wählen, aber auf die Dauer von drei Jahren. Dagegen sollte [da]s Zentralkomitee des Grütlivereins nach wie vor dem Parteikomitee an[ge]hören, also immerhin noch ein bedeutendes Privilegium erhalten und [eb]enso der „Grütlianer" Zentralorgan der ganzen Partei bleiben. Die [P]artei sollte ein eigenes Sekretariat erwählen, der Jahresbeitrag von 20 [au]f 60 Centimes erhöht und Mitgliedsbücher mit Marken von 5 Centimes [fü]r den Monat eingeführt werden.

Das war nun ein annehmbarer Vorschlag zur Vereinfachung und Ver[ei]nheitlichung der Parteiorganisation, zur Verselbständigung der Partei. [A]ber da setzte eine erregte Gegenaktion im „Grütlianer" und in Grütli[v]ereinsversammlungen ein, die durchweg auf den sehr konservativen Ton [b]estimmt war, daß alles beim alten bleiben soll, denn das Alte habe sich [se]hr gut bewährt. Es wurden allerdings auch Dinge, die mit der Reorgani[sa]tionsfrage direkt gar nichts zu tun hatten, als „Gründe" gegen den Fort[sc]hritt oder doch für dessen Verschleppung auf unabsehbare Zeit herange[z]ogen. Auch der Trick mit der Aufpeitschung der nationalen Leidenschaft [d]er Grütlivereinsmitglieder wurde nicht verschmäht, und als ausländische [G]enossen in Zürich sich dagegen wandten und für eine zeitgemäße Partei[r]eorganisation eintraten, wurde das demagogische und eigentlich sinnlose [W]ort von der „antinationalen Hetze" geprägt.

Völlig vergessen hatten die Gegner auch die Tatsache, daß den Gesamt[i]nteressen der Arbeiterschaft zuliebe so viele Gewerkschaftsverbände auf [i]hre Selbständigkeit verzichteten und sich mit Bruderverbänden zu In[d]ustrieverbänden vereinigten, um so eine starke und leistungsfähige Organi[sa]tion zu schaffen. Die viel mißbrauchte Phrase von der „Tradition" ist [d]amit am wirksamsten ausgeschaltet.

Die Grütlivereine genießen aber auch in den lokalen und kantonalen [V]erbänden keinerlei organisatorische Sonderstellung und Privilegien, son[d]ern sind hier nur Sektionen neben anderen Sektionen, und es ist daher [n]ur ein Gebot einfachster Logik, den Parteiverhältnissen in 22 Kantonen [e]ntsprechend die Gesamtpartei des Landes zu gestalten. Eine andere Or[g]anisation steht in unvereinbarem Widerspruch mit jenen.

Und doch kommt es den Gegnern im Grütliverein gerade auf die Auf[re]chterhaltung dieser Zustände an. Offen wurde im „Grütlianer" erklärt, [d]aß die von dieser Seite gemachten Gegenvorschläge (es soll alles beim [a]lten bleiben) „die Wiederherstellung der maßgebenden [u]nd selbständigen Stellung des Grütlivereins in der [P]artei bezwecken sollen". Also eine Herrschaft in der Partei [ü]ber die Partei, die doch eine sozialdemokratische und keine sozial[ko]nservative, sozialliberale oder sozialreaktionäre ist. Wir mußten unwill-

kürlich an diese „maßgebende" Stellung, bei der die anderen Parteigenossen nur solche zweiter Klasse sind, denken, als wir einige Monate später in anderem Zusammenhang in demselben „Grütlianer" lasen: „Der Teufel packt gern jene zuerst beim Ohr, die seiner spotten, und auch die monarchenfreie Demokratie steckt voller Despötchen und Standesunterschiede." Gewiß, und diese Despötchen finden sich auch im Schweizerischen Grütliverein.

Auch mit dem Gedanken der Loslösung des Grütlivereins, dessen historische Aufgabe es doch ist, ganz in der sozialdemokratischen Partei aufzugehen, wurde frivol gespielt, wobei aber leicht die „Despötchen" ohne Volk dastehen konnten. Der Grütliverein, der die Mehrzahl seiner Mitglieder aus den Arbeiterkreisen rekrutiert, kann nur als sozialdemokratischer Verein und als Bestandteil der sozialdemokratischen Partei existieren, denn ein bürgerlicher Grütliverein ist undenkbar, weil die organisierten Arbeiter, die sich eben erst von den bürgerlichen Parteien losgelöst haben, nicht gesonnen sind, wieder zu ihnen zurückzukehren.

Daran ändert auch der Umstand nichts, daß eine wohlvorbereitete Delegiertenversammlung des Grütlivereins den Entwurf für ein neues Parteistatut verwarf.

Den Erfolg hatte diese Ablehnung allerdings, daß die Neunundzwanzigerkommission alle weitergehenden Neuerungen aus ihrem Entwurf entfernte und einen neuen Entwurf mit Beibehaltung der Privilegien des Grütlivereins ausarbeitete, der gegenüber dem bestehenden Zustand nur noch folgende Abweichungen enthielt: Wahl der sechs Mitglieder zu den fünf Mitgliedern des Zentralkomitees des Grütlivereins hinzu sowie des Präsidenten der Geschäftsleitung durch den Parteitag statt durch den Vorort; Einführung des Mitgliedsbuchs und der Beitragsmarken sowie Erhöhung des Jahresbeitrags von 20 auf 60 Centimes pro Mitglied.

Demgegenüber hatten die ausländischen Genossen im sozialdemokratischen Verein „Eintracht" in Zürich einen Gegenentwurf ausgearbeitet, der sich an das Parteistatut der deutschen Sozialdemokratie anlehnte und mit der vorgeschlagenen Demokratisierung und Vereinheitlichung der Partei sich vorteilhaft von dem verwässerten Kommissionsentwurf unterschied.

Der am 2. Dezember in Olten zusammengetretene und außerordentlich zahlreich besuchte Parteitag, der sich mit 217 gegen 163 Stimmen grundsätzlich für die Parteireorganisation erklärte, lehnte aber auch den Kommissionsentwurf ab und begnügte sich mit den bescheidenen, vorstehend hervorgehobenen Neuerungen, die aber an den dualistischen, undemokratischen und schwerfälligen Organisationsverhältnissen der schweizerischen Sozialdemokratie gar nichts ändern. Und auf diese Reorganisation verwendete der Parteitag seine beiden verfügbaren Verhandlungstage.

Es ist klar, daß damit das letzte Wort noch nicht gesprochen ist. Es ist das Schicksal des Grütlivereins, in der sozialdemokratischen Partei aufzugehen, da er so wenig wie diese nur Selbstzweck sein kann, sondern vielmehr bloß Mittel zum Zweck ist, der in der Befreiung der Arbeiterklasse besteht und der um so erfolgreicher gefördert werden kann, je einheitlicher, schlagfertiger und leistungsfähiger die gesamte Partei ist.

Unfallgefahr und Unfallschutz in der Holzindustrie.

Von **M. Kayser** (Berlin).

Mit der starken Vermehrung der Holzbearbeitungsmaschinen auch in klei-
:ren Betrieben (während im Jahre 1907 der Anteil der Industrie der Holz- und
chnitzstoffe an der Gesamtzahl der Motorenbetriebe 11,5 Prozent und an den
ferdestärken 5,9 Prozent betrug, umfaßte sie im Jahre 1907 13,6 Prozent der
otorenbetriebe und 4,6 Prozent der Pferdestärken) ist auch die Unfallgefahr
r Holzarbeiter bedeutend gestiegen. Auf die Frage, in welchem Maße das ge-
jehen ist, gibt allerdings die Unfallstatistik keine befriedigende Antwort. Nach
r neuesten Unfallstatistik für das Jahr 1909 kamen bei den 66 gewerblichen Be-
ifsgenossenschaften auf insgesamt 9 003 908 Versicherte 70 986 Verletzte, die erst-
alig entschädigt wurden, demnach auf 1000 Versicherte 7,88 Verletzte. In den
er Berufsgenossenschaften der Holzindustrie betrug im gleichen Jahre die Zahl
r Versicherten 430 600, die der Verletzten 4658, also auf 1000 Versicherte 10,84
erletzte. Im neuesten Bande des Statistischen Jahrbuchs für das Deutsche Reich
; die Unfallhäufigkeit nach der Gewerbeunfallstatistik für das Jahr 1907 wieder-
geben. Diese ist am größten bei der Fuhrwerksberufsgenossenschaft mit 26,61
nfällen auf 1000 Versicherte, dann folgt die Müllereiberufsgenossenschaft mit
3,06, die Knappschaftsberufsgenossenschaft mit 15,54, die Steinbruchsberufs-
enossenschaft mit 15,35 und als fünfte die Holzberufsgenossenschaften mit 13,28
erletzten auf 1000 Versicherte. Aber das Bild, das diese Zahlen geben, täuscht;
Wirklichkeit sind die Arbeiter an den Holzbearbeitungsmaschinen in viel höherem
aße gefährdet, als diese Statistik zeigt. Der Unfallversicherung unterstehen
lle Arbeiter der versicherten Betriebe, aber nur die an den Maschinen Beschäf-
gten sind ernstlich gefährdet, während die Handarbeit in den meisten Branchen
:r Holzindustrie verhältnismäßig ungefährlich ist.

Das ergibt sich auch aus der Unfallstatistik, welche der Deutsche Holz-
rbeiterverband erstmalig im Jahre 1910 aufgenommen hat. Diese Sta-
stik ist noch unvollkommen, was in der Neuheit der Einrichtung seine Erklärung
ndet. Aber immerhin lassen sich aus den gewonnenen Zahlen manche inter-
sante Schlüsse ziehen. Insgesamt wurden im Jahre 1910 1049 Unfälle gemeldet,
on welchen nur 57 oder 5,6 Prozent nicht an Maschinen passiert sind. Demnach
aren 94,4 Prozent sämtlicher Unfälle durch die Maschine verursacht. Zieht man
es in Betracht, dann wird es verständlich, daß eine von den Berliner Maschinen-
rbeitern der Holzindustrie im Jahre 1904/05 aufgenommene Statistik ergeben
at, daß 57,24 Prozent der am Orte beschäftigten Maschinenarbeiter in diesem
ahre einen Unfall erlitten haben. Allerdings sind hier sämtliche Unfälle, also
uch die nicht entschädigten, gezählt.

Betrachtet man die einzelnen Maschinen nach ihrer Unfallgefahr, so stehen,
as die Häufigkeit anlangt, in allen Statistiken die Fräsen obenan. Zum
lück sind die Verletzungen hier aber meist minder schwer. In bezug auf die Zahl
:r Unfälle kommen Abricht- (Hobel-) maschine und Kreissäge der Fräse
cht nahe, aber die Unfälle, welche die genannten beiden Maschinen verursachen,
nd oft schwerer Art. Insbesondere galt das seither für die Abrichtmaschine.
iese besteht aus einem zweiteiligen eisernen Tischblatt, in dessen Mitte sich ein
erstellbarer Schlitz befindet. Unterhalb dieses Schlitzes rotiert eine vierkantige
Welle, auf welche die zwei arbeitenden Messer aufgeschraubt werden. Das Arbeits-
ück wird nun, indem es mit der Hand an das Tischblatt gedrückt wird, auf diesem
orgeschoben. Bei dieser Arbeit kommt es nur zu oft vor, daß der Arbeiter durch
bgleiten mit einer oder gar beiden Händen in den Schlitz des Tisches gerät.
ie Folge sind schlimme Verstümmelungen; nicht nur einzelne Finger, ganze
ände sind auf diese Weise in großer Zahl der Maschine zum Opfer gefallen. Ein
ahrer Segen für die Maschinenarbeiter ist daher die vor einigen Jahren ge-

machte Erfindung der runden Sicherheitswelle. An dieser werden Messer nicht mehr aufgeschraubt, sondern in eine Nute eingeschoben und ste nur um ein weniges aus der runden Welle hervor. Dadurch wird der Ra zwischen dem Schlitz des Maschinentisches und der Welle auf ein Minimum grenzt. Es bleibt für die abgleitende Hand kein Platz mehr, in den Schlitz hine zugeraten. Ernste Verletzungen sind so gut wie ausgeschlossen, die Maschine ka in der Regel nur noch leichte Fleischwunden verursachen.

Man hätte erwarten sollen, daß eine so wertvolle Schutzvorrichtung sofort gemein Eingang finden würde. Aber weit gefehlt; alle möglichen Einwendun wurden gemacht, um die mit der Einführung der Sicherheitswelle verbunden Kosten, im Durchschnitt etwa 60 Mark pro Welle, zu sparen. Anerkennung v dient das Vorgehen der Südwestdeutschen Holzberufsgenosse schaft, welche die Einführung der runden Wellen zu fördern suchte, indem sie nächst für jede Sicherheitswelle einen erheblichen Nachlaß der Prämie gewäh später aber den widerstrebenden Unternehmern gegenüber ernstere Mittel zur A wendung brachte mit dem Erfolg, daß es in ihrem Gebiet zurzeit keine Vierka welle mehr gibt. Die anderen Berufsgenossenschaften zeigten ihren Mitgliede gegenüber größere Nachsicht, zum Schaden der gesunden Glieder der Arbeiter

Die amtliche Statistik über die Ursachen der Verletzungen in der Holzindust unterscheidet folgende Unfallursachen: 1. Schuld des Arbeitgebers, 2. des A beiters, 3. gleichzeitiges Verschulden beider, 4. Schuld mitarbeitender und ande Personen, 5. allgemeine Betriebsgefahr und 6. sonstige Ursachen. Uns int essieren hier vornehmlich die beiden erstgenannten Unfallursachen, und da ist bemerkenswert, daß der Arbeiter in so vielen Fällen als der schuldige Teil b zeichnet wird, und daß der Prozentsatz der Fälle, in welchen der verletzte Arbei an dem Unfall Schuld tragen soll, ständig steigt, während die durch den Unt nehmer verschuldeten Unfälle prozentual ebenso stark zurückgehen. In der G werbe-, Bau- und Seeunfallversicherung insgesamt wurden von den Unfälle an Arbeitsmaschinen im Jahre 1897 noch 25,05 Prozent den Unte nehmern und 45,43 Prozent den Arbeitern zur Last geschrieben; im Jahre 19 sollen die Unternehmer nur noch an 19,06 Prozent, die Arbeiter aber an 51,65 Pr zent der Unfälle die Schuld getragen haben.

Diese Verteilung der Schuld klingt von vornherein wenig wahrscheinlich. Ab die ganze Rubrizierung der Unfallursachen ist nicht geeignet, ein richtiges Bild geben. Die bereits erwähnte Unfallstatistik des Deutschen Hol arbeiterverbandes kommt der wahren Ursache der Unfälle bedeuten näher, indem sie nicht sowohl nach der schuldigen Person als nach dem sachlich Vorgang forscht, der den Unfall verschuldet hat. (Siehe Tabelle nächste Seite.)

Die verhältnismäßig kleine Zahl von Unfällen, die in dieser Statistik berü sichtigt ist, bildet kein Hindernis, interessante Schlüsse aus ihr zu ziehen. Da ist z nächst die verhältnismäßig große Zahl von 247 Unfällen, bei welchen die vo handene Schutzvorrichtung außer Gebrauch war. Nun ist die Ta sache an sich nicht zu bestreiten, daß noch viele Arbeiter in sträflichem Leichtsir auf den Gebrauch der Schutzvorrichtung verzichten. Aber dank der fortgesetzte Aufklärungsarbeit der Organisation wird mit diesem Unfug mehr und mehr au geräumt. Durchaus nicht selten aber ist der Fall, daß die Schutzvorrichtung a den direkt oder indirekt geäußerten Wunsch des Unternehmers unbenutzt bleib Sehr interessant ist in dieser Beziehung eine Beobachtung, die der verdienstvol Gewerbeinspektor Hardegg in dem Bericht der württembergi schen Gewerbeinspektion für das Jahr 1909 wiedergibt. Die Bemerkung bezie sich zwar auf die Unfälle an Transmissionen, man kann aber daraus leicht d richtige Nutzanwendung auf die Unfälle an den Maschinen ziehen. Herr Hardegg schreib

Die meisten Unfälle an Transmissionen kommen, wie das seitens der Ge werbeinspektion schon des öfteren ausgeführt worden ist, dadurch vor, daß no

Die Unfallstatistik zeigt folgendes Ergebnis:

Ursache des Unfalls	Zahl der Fälle an							
	Abricht-maschinen	Hobel-maschinen	Bandsägen	Kreissägen	anderen Sägen	Fräs-maschinen	sonstigen Maschinen	Insgesamt
Unfälle an Maschinen überhaupt	238	34	69	274	14	288	75	992
Der Verletzte arbeitete nur vorübergehend an der Maschine	115	12	24	123	3	63	21	361
Schlechte Beschaffenheit der Maschine	10	1	1	18	1	12	4	47
Schlechte Beleuchtung	8	1	3	6	—	4	1	23
Ungenügender, enger Arbeitsplatz	14	4	2	21	1	16	5	63
Schlechtes Material	20	1	2	18	—	28	4	73
Arbeitsüberhäufung und Antreiberei	1	1	2	11	1	10	1	27
Kippen des Arbeitsstückes und Ausgleiten	68	5	11	39	1	45	10	179
Zersplittern und Zurückschlagen des Arbeitsstückes	24	7	3	50	1	34	2	121
Zerreißen und Abspringen von Maschinenteilen	1	—	4	3	—	6	2	16
Beim Ein- und Ausrichten, Schmieren usw.	3	4	5	4	4	7	1	28
Umkippen von Holzstapeln usw.	—	—	4	1	3	4	1	13
Verschulden von Mitarbeitern	3	—	1	2	—	2	1	9
Eigene Unvorsichtigkeit	11	2	2	11	—	9	3	38
Schutzvorrichtung überhaupt nicht vorhanden	15	2	5	56	1	24	18	121
Schutzvorrichtung vorhanden, aber unbrauchbar	28	3	—	22	—	25	2	80
Schutzvorrichtung beim Unfall außer Gebrauch	84	3	—	48	1	106	5	247

wendige Transmissionsarbeiten während des Betriebs vorgenommen werden, daß eine Anzahl von Unternehmern nicht nur die Vornahme solcher Arbeiten während des Betriebs duldet, sondern sie auch stillschweigend erwartet. Letzteres geschieht in der Weise, daß man bei Betriebsunterbrechungen seinen Unwillen in mehr oder weniger unverhohlener Weise zum Ausdruck bringt. Die Arbeiter verstehen dann, was sie im Wiederholungsfall zu tun und wie sie die Verbote der Unfallverhütungsvorschriften einzuschätzen haben. Selbstverständlich erhält der Arbeiter niemals eine Weisung, während des Betriebs einen Riemen aufzulegen, und die bei Unfalluntersuchungen stets zu hörende Versicherung, daß der Verunglückte zu seiner Handlung keinen Auftrag erhalten habe, ist regelmäßig zu glauben.

In hohem Maße beachtenswert ist das aus der wiedergegebenen Statistik ersichtliche Moment, daß die nur vorübergehend an der Maschine beschäftigten Arbeiter das größte Kontingent zu den Verletzten stellen. Aber nicht nur die vorübergehend an der Maschine beschäftigten Arbeiter sind in hohem Maße gefährdet, noch viel mehr trifft dies für den Neuling zu, der den Beruf des Holzbearbeitungsmaschinisten ergreift, um ihn dauernd auszuüben. In den meisten Fällen sind die Maschinenarbeiter Autodidakten, die erst mit der Zeit auf Grund eigener Beobachtung die Vertrautheit mit der Maschine erlangen, welche die Voraussetzung für ein verhältnismäßig gefahrloses Arbeiten an ihr ist. Viele

Maschinisten haben vorher als Tischler, Drechsler, Stellmacher usw. gearbeit und ihre Berufskenntnisse kommen ihnen auch bei der Arbeit an der Maschine z statten. Oft aber werden auch ungelernte Arbeiter, Hofarbeiter, Taglöhner us an die Maschine gestellt, und nachdem ihnen die notwendigsten Handgriffe b gebracht sind, ihrem Schicksal überlassen.

Solche unerfahrenen Leute sind eine Gefahr nicht nur für sich, sondern a für ihre Umgebung. Schon öfters haben zum Beispiel fortgeschleuderte Maschine teile, die aus Unkenntnis ungenügend oder falsch befestigt waren, schweres Unh angerichtet. Dem könnte vorgebeugt werden, wenn die Beschäftigung als Arbei an den Holzbearbeitungsmaschinen von der vorherigen Absolvierung ein Unterrichtskurses abhängig gemacht würde. Ebenso wie zum Beispiel f die Kraftwagenführer sollte auch für die Holzbearbeitungsmaschinisten in der eigenem Interesse und im Interesse ihrer Mitarbeiter die Ablegung einer Prüfu gefordert werden. Der Beruf des Maschinisten erfordert ein hohes Maß von Ru und Besonnenheit, deshalb sind jugendliche Arbeiter dafür nicht geeign. Dagegen empfiehlt es sich, die jugendlichen Arbeiter, speziell also die Lehrlin in den Berufen der Holzindustrie beizeiten mit den Gefahren der Maschine v traut zu machen. Der Unterricht in der Verwendung der Holzbearbe tungsmaschinen sollte deshalb ein obligatorischer Lehrgegenstand in den f diese Lehrlinge in Betracht kommenden Fortbildungsschulen sein. D Frauen nicht an den gefährlichen Holzbearbeitungsmaschinen beschäftigt werd dürfen, sollte man eigentlich als selbverständlich ansehen, leider ist das aber b heute eine unerfüllte Forderung. Ähnliche Selbstverständlichkeiten, die aber e noch erkämpft werden müssen, sind das Verlangen nach genügend Luft und Li und ausreichendem Raume in den Maschinenwerkstätten, das Verbot der Akko arbeit und anderes mehr.

Diese Forderungen der Holzbearbeitungsmaschinisten werden mit zäh Energie von ihrer Berufsorganisation, dem Deutschen Holzarbeite verband, verfochten. Eine Reichskonferenz der Maschinenarbeit, Schneidemüller, Säger usw., die vom Deutschen Holzarbeiterverband einberuf und aus allen Teilen des Reiches beschickt war, hat vom 12. bis 14. Novem dieses Jahres in München getagt. Ihr Zweck war es, durch gegenseitige A sprache sich über die mancherlei Berufsgefahren zu orientieren, die dem Ho bearbeitungsmaschinisten drohen, und die Richtlinien für eine planmäßige B kämpfung dieser Gefahren festzulegen. Das Programm für die Tätigkeit d Deutschen Holzarbeiterverbandes auf dem Gebiet des Unfallschutzes hat die Ko ferenz in der nachstehenden Resolution niedergelegt:

> Die Entwicklung der zahlreichen Betriebsarten in der Holzindustrie bedin eine stetige Steigerung in der Verwendung von Maschinen zur Bearbeitung d Holzes. Diese Maschinen haben bei Nichtanwendung genügender Sicherheitsm nahmen wegen ihrer technischen Konstruktion und Betriebsweise besond schwere Verletzungen und Verstümmelungen der sie bedienenden Arbeiter Gefolge, so daß die vermehrte Anwendung dieser maschinellen Arbeitsmit auch eine sich täglich steigernde Gefahr für Leben und Gesundheit der Ho arbeiter in den Maschinenbetrieben mit sich bringt. Da die Unfallziffern ständig erhöhen und die bisherigen gesetzlichen Vorschriften und Anordnungen Berufgenossenschaften zum Schutze der Arbeiter in den Holzbearbeitungsfabrik, Sägewerken und ähnlichen Betrieben sich als völlig unzureichend erwiesen hab, fordert aus allen diesen Gründen die Konferenz:

A. Von den Berufsgenossenschaften:

> Vermehrung der Aufsichts- und Kontrollorgane in der Weise, daß wied holte und gründliche Revisionen sämtlicher der Berufsgenossenschaft unterstell Betriebe alljährlich möglich sind.

Anstellung von Betriebskontrolleuren aus den Kreisen der Maschinenarbeiter.

Erweiterung der Vorschriften über Anbringung von Schutzvorrichtungen an Holzbearbeitungsmaschinen und strengere Maßnahmen zur Durchführung dieser Vorschriften.

Anwendung hoher und wiederholter Geldstrafen gegen Unternehmer, die den erlassenen Vorschriften zuwiderhandeln.

B. Von der Gewerbeinspektion:

Veranstaltung von Vorträgen über Arbeiterschutz und wirksame Anwendung von praktischen Schutzvorrichtungen in Arbeiterkreisen.

Zuziehung von Maschinenarbeitern bei Revision der Betriebe.

C. Von der Gesetzgebung:

Vermehrung der Aufsichtsorgane bei den Gewerbeinspektionen, um eine gründliche und wiederholte Revision aller derselben unterstellten Betriebe zu ermöglichen.

Anstellung von Gewerbebeamten aus den Kreisen der Arbeiter.

Festsetzung eines Maximalarbeitstags von 10 Stunden für alle Betriebe der Holzindustrie und Herabsetzung desselben innerhalb gesetzlich zu bestimmender Frist auf täglich 8 Stunden.

Gänzliches Verbot der Frauenarbeit an Holzbearbeitungsmaschinen, in Sägewerken und Holzlagerplätzen.

Verbot der Beschäftigung jugendlicher Arbeiter und Lehrlinge unter siebzehn Jahren an den Maschinen.

Gewährung polizeilicher Strafbefugnis an die zur Beaufsichtigung der Betriebe angestellten Gewerbe- und Aufsichtsbeamten.

Einführung von Pflichtunterrichtskursen für alle Arbeiter an Holzbearbeitungsmaschinen über Unfallverhütung an den Maschinen und Anwendung der vorgeschriebenen Schutzvorrichtungen.

Die Konferenz hatte weiter beschlossen, in München eine Zentralkomission der Maschinenarbeiter, Säger und Hilfsarbeiter einzusetzen, elche in ständiger Fühlung mit den Berufsgenossen an den einzelnen Orten leiben soll. Das Material, welches ihr von den örtlichen Unfallschutzkomissionen zugeht, soll sie sammeln und sichten und sich bemühen, eine mögchst umfassende Ausstellung für den Arbeiterschutz in der Holzndustrie zusammenzustellen, die später als Wanderausstellung in den erschiedenen Gegenden des Reiches zur Schau gestellt werden soll.

Zeitschriftenschau.



„La vie ouvrière“ bringt in Nr. 49 und 50 (5. und 20. Oktober) einen Aufsatz on V. Roudine **„Das goldene Vließ von Bagdad“**. Die griechische Legende erählt von dem Zuge der Argonauten, um das goldene Vließ, das heißt in Wirkchkeit, um Gold aus Colchis zu holen. Jetzt zieht es die Europäer wieder nach orderasien, sie bauen Eisenbahnen, legen Kanäle an, und jedermann weiß, daß s wieder die Jagd nach Gold, nach Profit ist, die sie treibt. Hier zeigt sich eine eue Form des Kapitalismus, des Kolonialimperialismus; er zieht in die Welt, icht um Absatz von Waren zu suchen, sondern um Kapital anzulegen; dazu ründet er Fabriken und richtet Häfen und Bewässerungsanlagen ein. Aber für

alle diese industriellen Anlagen bildet die Eisenbahn als notwendiges Transpo
mittel gleichsam das Rückgrat. Daher wird jetzt zuerst das Eisenbahnnetz
Erde ausgebaut; von 1905 bis 1909 sind in Amerika 53 628 Kilometer (eine V
mehrung von 11 Prozent), in Asien 18 015 Kilometer (22 Prozent), in Afr
7270 Kilometer (28 Prozent) hinzugebaut worden. Da jedes Kilometer in Euro
381 000 Franken, in den billigeren anderen Weltteilen 207 000 Franken kost
stecken in dem ganzen Eisenbahnnetz der Welt jetzt 266 Milliarden, wov
140 Milliarden außerhalb Europas.

Die Banken verschaffen die nötigen Kapitalien; die Bagdadbahn ist ei
Gründung der Deutschen Bank. Aber die Banken beschränken sich nicht auf
Beschaffung von Geld; sie nehmen auch an dessen Verwendung teil und verschaff
der Industrie ihres Landes Aufträge an Schienen, Wagen, Maschinen usw. D
deutschen Banken tun das vor allem, weil sie aufs engste mit der Großindust
verbunden sind und in deren Unternehmungen ihr Geld als Betriebskapital u
ihre Beamten als Aufsichtsräte haben.

Die Ebene von Mesopotamien verdankte ihre alte Fruchtbarkeit einer gro
artig durchgeführten Bewässerung; als die Anlagen dazu verwüstet und verfall
waren, verschwand der Reichtum. Die Engländer haben begriffen, daß nur du
Bewässerungsanlagen der Reichtum des Landes neu erweckt werden kann, u
der Ingenieur Wilcocks hat dazu die Pläne entworfen. Von der anderen Se
wollen die Deutschen mittels der Bagdadbahn vordringen; sie hatten dabei
Unterstützung Abdul Hamids und bauten die anatolische Bahn bis Konia fert
Die Engländer suchten den Plan zu hintertreiben und besetzten Koweit am Pe
sischen Meerbusen, das als Endpunkt gedacht war. Von dieser Seite aus dräng
sie in Mesopotamien vor; sie haben den ganzen Handel Bagdads in der Hand u
wußten 1909 für 6¼ Millionen Franken auf 75 Jahre das Monopol der Schi
fahrt auf dem Tigris bis Bagdad für die Lynchgesellschaft zu erwerben. Dageg
bekam die Deutsche Bank 1911 die Konzession für die Bahn bis Bagdad mit ein
Seitenlinie zum Hafen von Alexandrette.

Zunächst kommen bei diesen Bestrebungen die agrarischen Schätze in Betrac
Die Klimaverhältnisse Mesopotamiens sind für verschiedene Kulturen, vor alle
Getreide und Baumwolle, die denkbar günstigsten. Natürlich müssen große Kap
talien angewandt werden; Willcocks schätzte die nötigen Ausgaben für Bewäss
rung und Urbarmachung des dortigen Gebiets im ganzen auf 525 Million
Franken; die Arbeitskraft der Kurden und Araber ist dort billig zu habe
Aber das Resultat dieser Aufwendung von 525 Millionen wäre eine Wertve
mehrung des Landes um anderthalb Milliarden. Das Land könnte dann lei
20 bis 30 Millionen Menschen fassen, eine Million Tonnen Getreide und zw
Millionen Zentner Baumwolle jährlich produzieren. Um diese Pläne zu förder
gründete der Finanzmann Sir Ernest Cassel 1909 die „Nationalbank der Türkei
an der amerikanische Kapitalisten beteiligt sind; diese Bank wollte eine Eisenbah
Bagdad-Damaskus-Beyrut bauen, die Mesopotamien direkt mit dem Mitte
ländischen Meere verbinden sollte. Anschließend an die syrischen Bahnen, die da
von kapitalistischen Unternehmungen stets mehr erfüllte Palästina mit Kleinasi
und Ägypten verbinden würden, bildete sie ein Stück englischer Umklammeru
der mohammedanischen Welt. Aber im Kampfe mit dem deutschen Bagdadbah
projekt konnten diese Pläne in Konstantinopel nicht durchdringen, und Willcoc
mußte enttäuscht Mesopotamien verlassen. Dafür suchte umgekehrt das deutsc
Kapital andere weniger umstrittene Gegenden in der Nähe der schon fertige
Bahnen. In der Ebene bei Konia wurden für 20 Millionen Franken Bewäss
rungsanlagen gebaut, um Baumwolland zu bekommen, und dann hofft man d
zehnmal größere Ziliziſche Ebene bei Adana in Kultur zu bringen, die an Fruch
barkeit und Klima Mesopotamien gleichkommt. Saatgetreide, Werkzeuge, Fabrik
werden schon massenhaft eingeführt, der Export Kleinasiens steigt immerfort. Un

u kommt die Verfügung der Deutschen über Alexandrette, einer der am meisten prechenden Häfen der Türkei.

Damit hört die Bedeutung der Bagdadbahn nicht auf. Es handelt sich vielmehr die Ergatterung des ganzen ungeheuren Mineralreichtums Kleinasiens. Daran iligt sich auch das französische Kapital. Schon lange besaß es mehrere Küsten-nen in Vorderasien. Mittels der von ihm beherrschten „Kaiserlichen Ottoma-hen Bank" übt es großen Einfluß auf die türkische Regierung aus; dadurch m es 1896 die Konzession der Kohlenbergwerke von Heraklea am Schwarzen ere, deren Produktion sich jedes Jahr vermehrt. Andere Gruppen erwarben die izinkgruben von Bolia-Karaidine und die Boraxgruben von Azizije. Aber das ptobjekt ist das Becken von Siwas an der Grenze Armeniens mit den Häfen nsun und Trapezunt, wo große Mineralschätze noch unerforscht liegen.

Auf diese hat aber außer der französischen Gruppe um Schneider und der eng-en um Cassel eine amerikanische Finanzgruppe Morgan-Rockefeller-Kuehn-Loeb Auge geworfen. 1910 wurde die „Ottoman American Development Co." ge-ndet, an der sich die Standard Oil und der Stahltrust beteiligten, und die sich her mit der englischen Gruppe von Cassel verband. Sie suchte um die Kon-ion für eine Bahnlinie Samsun-Siwas-Diarbekr-Bagdad-Kerkuk nach (der e Teil fällt mit der deutschen Bagdadbahn zusammen), forderte keine Kilo-ergarantie wie diese, sondern nur das Recht auf alle Mineralien bis zu Kilometer beiderseits der Bahn und die Wasserkräfte bis zu 40 Kilometer. reichsten Fundorte von Kupfer, Zink, Silber, Chrom liegen da, und am End-kt bei Kerkuk sind Ölquellen, reicher als die von Baku. Die Amerikaner taten möglichstes, die Konzession zu bekommen, aber die Franzosen wollten dasselbe. heißer Kampf um das Ausbeutungsrecht Kleinasiens entbrannte zwischen den anzgruppen, und das türkische Parlament hat noch keine Entscheidung ge-fen. Dabei schlossen sie sich zu zwei Interessenverbänden zusammen: die tschen und französischen Kapitalisten stehen vereinigt den Engländern und erikanern gegenüber.

Das enge Bündnis des deutschen und französischen Kapitals in Vorderasien nicht neu. Das französische Kapital ist seit 1903 an der deutschen Bagdadbahn 30 Prozent beteiligt; die Finanzleute der Ottomanischen Bank, die Deffès, ville, Aubohneau, sitzen mit Gwinner, Helfferich, Schrader in ihrem Aufsichts-; der leitende Direktor Huguenin ist ein französischer Schweizer. Als die Eng-der angesichts dieser Kombination dem Plane der Fortführung der Bagdadbahn zum Persischen Meerbusen ein entscheidendes Nein entgegensetzten, faßte guenin den Plan, die letzte Strecke international zu machen. Rußland wurde ch das Potsdamer Abkommen gewonnen, wonach es das Monopol für die per-en Linien, namentlich Chanikin-Teheran bekam — wozu es übrigens noch tsches und französisches Kapital braucht — und dafür jeden Widerstand gegen Bagdadbahn aufgibt. England wurde nun eine Beteiligung von 20 Prozent der Endstrecke angeboten; das deutsch-französische Syndikat fühlt sich als Herrn Situation.

Die Produkte Vorderasiens werden die deutsche Industrie von der Zufuhr von stoffen auf dem Seeweg unabhängig machen; daher der erbitterte Widerstand lands. Die Schätze der Türkei bilden das Streitobjekt zwischen dem englischen dem deutschen mit dem französischen verbundenen Kapital. Hier liegt der tigste Einsatz und Anlaß zum Weltkrieg.

In den Oktober- und Novemberheften des „Social Democrat" ist ein Aufsatz Jno. Rhind über **„Den Stand der Bevölkerung der Welt"** enthalten. Die ensarten über Übervölkerung der Welt sind nur ein Mythus; ein solches blem besteht überhaupt nicht. Die besitzenden Klassen brauchen es, um ihr Ge-en wegen der Massenarmut zu beruhigen. Einige Zahlen können das sofort eisen. Von den 1,5 Milliarden Menschen wohnt die Hälfte in China und

Indien, auf einem Gebiet von 3 Millionen Quadratmeilen,[1] während alles La der Erde 52 Millionen Quadratmeilen mißt. Diese beiden Länder können i Einwohner leicht ernähren; bei den Hungersnöten fehlt es nur an Geld info der Ausbeutung. Dabei herrschen dort noch primitive landwirtschaftliche Method die Länder könnten weit größere Massen ernähren. Die Dichte der Bevölkerung in Indien und China auch noch viel geringer als in England oder Belgien. N Abzug unfruchtbarer Gegenden könnten nach indischem Maßstab 10 Milliard nach englischem Maßstab 30 Milliarden Menschen auf der Welt leben. Es g im Grunde so wenig Menschen in der Welt, daß sie alle ganz bequem neb einander auf der kleinen Insel Man[2] stehen und noch eine Polka tanzen könnt Wollten sie alle bequem leben in Einfamilienhäusern mit großen Gärten 500 Quadratmeter, so reichten England und Wales für die ganze Menschheit a Da ein Acre (ungefähr ein Morgen) Land die Nahrung für eine Person p duzieren kann (bei Vegetariern sogar für drei), reicht die Oberfläche von Austral für die Produktion aller Lebensmittel aus. Und da die Produktion außerordent zu steigern ist, ist dies nur das Mindestmaß. Wird der Boden Englands übe so gut kultiviert, wie dies auf den besten Landgütern geschieht, so kann er Nahru für 80 Millionen Menschen produzieren. Eine Grenze für die Steigerung di Zahl durch Anwendung der Wissenschaft ist nicht anzugeben. Im vierzehnten Ja hundert war der Ertrag 8 Bushel pro Acre, 1770 23 Bushel, jetzt ist er 33 Bushel, u in einigen Gegenden sogar 50 bis 70 Bushel. Eine ähnliche Steigerung der Prod tivität findet in der Viehzucht statt. Seit 1910 ist das mittlere Gewicht Rinder und Schafe, die auf den Markt gebracht wurden, um 300 bis 400 Proz gestiegen; die Anwendung der Wissenschaft auf die Viehzucht kann hier noch m Fortschritte bringen.

Mit der Kleidung liegt es noch einfacher; jetzt gehen von der Menschheit nähernd 500 Millionen gekleidet, 700 Millionen halb gekleidet und 250 Million ohne Kleider; man braucht nicht für alle Menschen auf europäische Kleidung rechnen. Von den Baumwollspinnereien und Webereien findet sich zwei Fün in England, und zwar in einem kleinen Fabrikgebiet. Diese Fabriken können du die Vorzüglichkeit der Maschinen zwei Fünftel des heutigen Bedarfes der Men heit produzieren. Schon 1870 schrieb ein Fabrikant, William Hoyle, auf Gru seiner Rechnungen: in der Landwirtschaft könne trotz der unvollkommenen A wendung von Maschinen ein Mann Nahrung für 20 produzieren, und in Baumwollindustrie produziert ein Arbeiter Kleidung für 550 andere; rechnet m alle anderen Arten von Kleidung hinzu, so kommt man dann immer noch dem Resultat, daß ein Mann jetzt die ganze Kleidung für fünfzig andere pro zieren kann.

Eine Berechnung des Wohnungsbaus ergibt, daß da nicht mehr Arbeit als für Ernährung nötig ist. Zusammengenommen bedeutet das, daß, wenn alle arbeiten, für Nahrung alltäglich eine halbe Stunde, für Kleidung eine Viert stunde, für Wohnung eine halbe Stunde Arbeit nötig ist. Seit jener Zeit ist a die Produktivität der Arbeit noch bedeutend gestiegen. Setzen wir nun für diese Maschinen und Fabriken einen Raum zehnmal größer, als zum Woh notwendig ist, also 600 000 Quadratmeilen, so wird mit den für die Nahrun mittelproduktion nötigen 2,4 Millionen Quadratmeilen der ganze erforderl Raum nicht größer als Australien.

Wir haben also alles Recht, das Gerede der drohenden Übervölkerung der E für einen Mythus zu erklären.

[1] Englisch, die englische Quadratmeile ist gleich 2,59 Quadratkilometer.
[2] Man liegt bei England, umfaßt 588 Quadratkilometer.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.



Band Nr. 19 Ausgegeben am 9. Februar 1912 30. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Einschüchterungsversuche.

↗ Berlin, 3. Februar 1912.

Die Reichstagswahlen sind bereits der Gegenstand einer heftigen par-
nentarischen Debatte geworden, wenn auch noch nicht in dem neuen
ichstag selbst, so doch im preußischen Abgeordnetenhaus. Und wenn
ders diese Debatte einen richtigen Maßstab der Dinge gibt, so ist die
hre des 12. Januar und der Stichwahltage ganz spurlos an denen vor-
ergegangen, die sie in erster Reihe angeht.

Sowohl die preußischen Minister, namentlich Herr v. Dallwitz, als auch
Sprecher der Junkerpartei schlugen einen Ton an, der an edler Dreistig-
t, um nicht einen schärferen, wenn auch ungleich treffenderen Ausdruck
gebrauchen, nichts zu wünschen übrig ließ. Herr v. Dallwitz erklärte kate-
risch, daß die Regierung nicht daran denke, dem Landtag eine neue Vor-
ge zur Reform des preußischen Wahlrechtes zu machen, und er überhäufte
Beamten, die für sozialdemokratische Kandidaten gestimmt haben, mit
meinen Schimpfworten, wie „Eidbrecher" und „Lügner". Geradezu toll
bärdete sich einer der junkerlichen Redner, der nach dem alten Rezept
lenburgs die sozialdemokratische Pest mit dem hauenden Säbel und der
ießenden Flinte ausrotten wollte.

Ganz echt war nun dieser Übermut nicht, denn die Wut über den sozial-
mokratischen Wahlsieg klang in allzu vernehmlichen Untertönen durch.
er im wesentlichen war er nicht neu, und wenigstens die Kenner dieser
russischen Rasse konnte er nicht überraschen. Es ist eine alte Taktik der
eußischen Junker, sich als die einzigen Retter von Gesellschaft und Staat
n so hochnäsiger aufzuspielen, je derber die Prügel waren, die sie eben be-
mmen hatten. Frecher haben sie sich niemals gebärdet als in den Jahren
ch der Schlacht von Jena. Was sich darin ausspricht, ist jene Mischung
n borniertem Trotze und pfiffiger Berechnung, die diese Leute überhaupt
nzeichnet. Teils können sie sich wirklich nicht vorstellen, daß es mit ihrer

Herrschaft, die nun schon manches Jahrhundert gewährt und so viele Wechse
fälle überstanden hat, jemals ein Ende mit Schrecken nehmen werde, tei
aber sagen sie sich, daß für sie, auch in trüben Zeitläuften, viel Geschr
immer noch viel Wolle gibt.

Das ist gewissermaßen die verkehrte Welt, denn sonst pflegt viel Geschr
mit wenig Wolle in einem ursächlichen Zusammenhang zu stehen. Allei
der preußische Staat ist ja historisch auch wirklich eine verkehrte Welt; sein
Junker haben niemals, wie es das Schicksal der Junker in zivilisierte
Staaten gewesen ist, sei es nun die Faust der Monarchie, sei es die Fau
der Bourgeoisie, im Nacken gespürt; es ist ihnen bisher immer gelunge
die eine und die andere, ehe es auch nur zu einem ernsthaften Kampfe kar
durch fürchterliches Geschrei zum Umfallen zu bringen. Noch hat sich, s
lange es eine brandenburgisch-preußische Geschichte gibt, jeder Monarch a
letzten Ende durch die Junker einschüchtern lassen, auch wenn es ihn g
lüstete, ihr nicht immer sanftes Joch abzuschütteln; jener rocher de bron
der Souveränität, den ein preußischer König in einem Wutanfall gege
„der Junker ihre autorité“ errichten wollte, hat niemals auch nur d
Stärke und den Umfang eines Maulwurfshügels erreicht.

Ähnlich steht es mit dem Kampfe zwischen Bourgeoisie und Junkertur
Die Bourgeoisie hat gewiß viel über das Junkertum räsoniert und gege
dessen Anmaßungen mit schönem Zorne die Faust zwar nicht erhoben, ab
doch in der Tasche geballt. Aber sowie es zum Klappen kam, war sie do
immer die gehorsame Dienerin des Junkertums, die sich durch jedes u
gebärdige Wort des Gebieters einschüchtern ließ. Namentlich wenn es gal
die gemeinsamen Interessen der Bourgeoisie und des Proletariats gege
über dem Junkertum zu vertreten, verließ die Bourgeoisie nur gar zu ger
und gar zu oft den mütterlichen Boden der modernen Gesellschaft, um si
den Junkern an den Hals zu werfen. Während die Junker sich selbst gege
über der Monarchie nie den geringsten Zwang antaten, verstanden sie si
vortrefflich darauf, die bürgerliche Opposition wegen angeblich republik
nischer Gesinnung bei der Monarchie zu denunzieren, und sie hatten dab
auch regelmäßig den Erfolg, daß sich die „Edelsten und Besten“ der Bou
geoisie ins Mauseloch scheuchen ließen, aus dem sie kaum noch als „Sein
Majestät allergetreueste Opposition“ hervorzupiepsen wagten.

Erst in der deutschen Sozialdemokratie stieß das preußische Junkertu
auf einen Gegner, von dem es weiß, daß er sich nicht einschüchtern läßt. Nac
dem die Junker anfangs mit diesem Feuer zu spielen versucht hatten, kame
sie bald dahinter, daß die Arbeiterklasse nicht mit sich spaßen läßt. Indesse
Schlauberger, wie sie sind, wußten sie auch aus dieser stachligen Pflanz
Honig zu saugen; solange die proletarische Bewegung gewisse Grenzen nic
überschritt, war sie den Junkern gut genug, ihre alten Einschüchterung
objekte, Monarchie und Bourgeoisie, mit dem „roten Gespenst“ anzugraule
wobei sie auch recht hübsche Erfolge gehabt haben. Seit ihrem neuesten Wah
sieg aber hat sich die Sozialdemokratie als eine Macht erwiesen, die jede
ehrliche Junkerherz mit banger Sorge erfüllen muß, und nun gar bei de

Stichwahlen hat wenigstens ein Teil der Bourgeoisie sich von jener selbst-örderischen Taktik emanzipiert, die bisher zu den sichersten Ankern der unkerschaft gehörte.

Kein Wunder also, daß die Junker in edler Empörung zu der Waffe reifen, die ihnen bisher noch immer geholfen hat, daß sie ein mark- und einzerschneidendes Geschrei erheben, um ihr altes Prestige gegenüber der Ionarchie und der Bourgeoisie wieder zu gewinnen. Und wir wünschten, gen zu können, daß der Lärm, womit sie im Abgeordnetenhaus eingesetzt aben, ebenso tolldreist wäre, wie er tolldreist erscheint. Aber offenbar haben e gegenüber der Krone ihr Spiel schon wieder gewonnen. Wie wäre es sonst öglich, daß der Minister v. Dallwitz, und das ganze Ministerium über-aupt, das für die Reform des preußischen Wahlrechts verpfändete Wort es Königs als eine quantité négligeable behandelt oder daß Beamte, die on ihrem verfassungsmäßigen Wahlrecht den Gebrauch gemacht haben, den nen ihr Gewissen vorschrieb, vor dem ganzen Lande als Schufte gebrand-markt werden? Die edle Regierungsmaxime, immer das Gegenteil von dem u tun, was die Nation will, eine Maxime so recht nach dem Herzen der unker, scheint noch immer obenauf zu sein, und es sind offenbar noch mehr unliebsame Erscheinungen" nötig, um ihr endlich den Hals zu brechen.

Daran wird es denn auch nicht fehlen, wenn anders die Einschüchte-ungsversuche der Junker wenigstens insofern versagen, als sie sich an die dresse der Bourgeoisie richten. In dieser Beziehung boten die Verhand-ungen des Abgeordnetenhauses aber leider kein allzu beruhigendes Bild. s ist wahr, daß sich in den liberalen Parteien eine gewisse Rückwirkung der eichstagswahlen geltend machte, selbst auch bei den Freikonservativen, die örbar von dem echten und rechten Junkertum abrückten, aber im ganzen nd großen gab sich doch das Bestreben kund, den Junkern goldene Brücken u bauen, was bei diesen Brüdern am allerwenigsten angebracht ist. Sicher-ch haben wir nicht das Recht, von den Liberalen mehr zu verlangen, als aß sie vertreten, was in ihrem eigenen Programm steht, allein so viel zu isten beanspruchen wir allerdings von ihnen. Wenn sie sich etwa mit immerlichen Abschlagszahlungen auf ihr Programm begnügen und es im brigen bei dem alten Schlendrian belassen wollen, so haben sie die Rechnung hne den Wirt gemacht.

Niemand verlangt von ihnen Unbilliges; ihren Abscheu vor der Sozial-emokratie mögen sie mit jenem Brustton sittlicher Entrüstung bekunden, er sie so schön kleidet, und den „Zukunftsstaat" mögen sie in Grund und oden verfluchen, aber ihr eigenes Programm sollen sie endlich wie Männer ertreten und sich durch kein Geschrei der Junker zu der Echternacher Politik nschüchtern lassen, die sie nun gerade lange genug getrieben haben. Was ll es heißen, wenn ein liberaler Redner im Abgeordnetenhaus verhieß, er nd seinesgleichen würden ihr Programm in „friderizianischem" Geiste ver-eten? Solch Geschwätz rein ins Blaue imponiert keinem Junker.

Das Gerede von der „positiven Politik", die die Sozialdemokratie nun ndlich treiben müsse, nimmt sich nirgends komischer aus als in den liberalen

Blättern. Was in ihrem eigenen Programm steht, nehmen diese würdigen Organe hoffentlich für „positive Politik“, und mehr verlangen wir von ihnen überhaupt nicht. Was sie tatsächlich unter „positiver Politik“ verstehen, ist nichts anderes, als daß wir uns unter den drohenden Einschüchterungsversuchen der Junker mit schäbigen Trinkgeldern aufs liberale Programm abfinden lassen sollen, etwa mit einem Pluralwahlrecht für den preußischen Landtag oder im Reiche mit der Teilung einiger Riesenwahlkreise, oder daß wir gar vor lauter patriotischer Begeisterung Kobolz schießen sollen, wenn die Söhne der jüdischen Bourgeoisie zu Offizieren befördert werden. Jedoch diese Sorte „positiver Politik“ ist für die Sozialdemokratie ein für allemal ausgeschlossen; sie verlangt von den Liberalen nicht, daß diese über ihren Schatten springen sollen, aber deshalb läßt sie sich von ihnen doch keinen Schattentanz vormachen.

Ein konservativer Historiker meint, einen so günstig zusammengesetzten Reichstag wie diesen habe die Regierung noch niemals gehabt, selbst nicht einmal in den Zeiten Bismarcks. Das ist aber übertrieben, aber ganz unwahr ist es nicht, wie wir selbst vor acht Tagen andeuteten. Ob Herr v. Bethmann Hollweg der Mann dazu sein wird, diese Situation auszunutzen, das ist eine Frage für sich. Aber möglicherweise sind seine Tage gezählt; die Junker machen ihn für ihre Niederlage verantwortlich und verhehlen kaum noch, daß sie ihn — schon wegen seiner Abtakelung Heydebrands — lieber heute als morgen verabschieden möchten. Aber sein Nachfolger braucht nur ein wenig politischer Tausendkünstler zu sein, um mit diesem Reichstag fünf Jahre in aller Seelenruhe weiterzuwursteln, vorausgesetzt, daß die liberalen Parteien ihm ebenso sänftiglich aufspielen wie neulich im Abgeordnetenhaus den Dallwitz und Genossen.

Verstehen sie aber, sich den junkerlichen Einschüchterungsversuchen zu entziehen und endlich eine ehrliche Politik im Sinne des liberalen Programms zu treiben, dann können sie an dem Junkertum gründliche Revanche für den Übermut von Jahrzehnten nehmen.

Goldproduktion und Preisbewegung.

Von J. v. G.

In Nr. 7 des laufenden Jahrganges dieser Zeitschrift hat Genosse E. Varga es unternommen, theoretisch zu beweisen, daß die heutige Teuerung, die fast den ganzen Weltmarkt ergriffen hat, nicht auf die Bewegung der Goldproduktion zurückgeführt werden kann. Wenn er nur dies behauptet hätte, würde ich keinen Versuch gemacht haben, seine Schlüsse zu bestreiten, eben weil ich meine, daß etwas Bestimmtes in dieser Sache jetzt noch nicht auszusagen ist. Er meint aber auch den Beweis geliefert zu haben, daß der vielfach behauptete Zusammenhang zwischen Goldproduktion und allgemeiner Preisbewegung nicht besteht.

Meines Erachtens würden, wenn er mit seinen Behauptungen recht hätte, die Grundlagen des heutigen Geldwesens und einer der Hauptsätz

es Marxismus hinfällig werden, und es scheint mir deshalb nicht ohne Nutzen, hervorzuheben, welche logischen Fehler er sich in seinem Artikel uschulden kommen ließ.

Kosten, das heißt Arbeitsersparungen sollen nach Varga den Wert des Goldes nicht drücken. Und zwar, weil Gold nicht zu den Waren gehört, für die das Mindestkostengesetz gilt; Gold sei eine der Waren, welche nur bei rhöhtem Kostenaufwand vermehrt werden können, ebenso wie die Ackerauprodukte.

Daraus folgt nach Varga:

daß die Arbeit ersparenden Neuerungen den Produktionspreis des unter den chlechtesten Bedingungen produzierten Goldes nicht herabgesetzt haben, also nur en Erfolg hatten, die Differentialrente im Goldbergbau zu steigern.

Diesen Erörterungen kann ich nicht beistimmen. Sie verkennen die Preisgesetze der nicht ad libitum zu vermehrenden Güter gänzlich. Nie ist ehauptet worden, daß eine erhöhte Produktivität der landwirtschaftlichen Arbeit bei bestehender Konkurrenz nicht einen Preisfall hervorruft. Jeder Produzent strebt hier ebenso wie in der Industrie unaufhörlich danach, einen Produktionspreis unter den gesellschaftlichen herabzusetzen, und venn ihm das gelingt, wird er imstande sein, den Markt mit einem rößeren Quantum seines Produktes zu versehen als vorher. Ceteris aribus[1] muß infolgedessen der Preis sinken, und die bis jetzt unter den ngünstigsten Umständen arbeitenden Produzenten werden, wenn sie nicht inen unterdurchschnittlichen Profit erzielen wollen, ihre Produktion eintellen müssen.

Nebenbei noch die Bemerkung, daß infolge steigender Nachfrage, also Preiserhöhung, die Differentialrente für die günstiger gestellten Produenten zunehmen (respektive entstehen) muß, wenn Produktionsausdehnung ur mit höheren Kosten geschehen kann. Nicht steigende, sondern fallende Produktivität erhöht die Rente!

Varga meint hervorheben zu müssen, die Produktionskosten eines Goldergwerkes hingen „in erster Linie nicht von der angewandten Produkonsweise, sondern vor allem von dem Reichtum an Goldgehalt" ab.

Sieht er aber nicht ein, daß für das hier zu behandelnde Thema die Wirkung in beiden Fällen dieselbe sein muß? In der Wertlehre erscheint ben der Reichtum an Goldgehalt als die Menge des mit einer bestimmten Quantität gesellschaftlicher Arbeit zu produzierenden Goldes. Diesen Gegenand erörtert Marx im „Kapital", 1. Band, S. 6, wo er die Wertbildung er landwirtschaftlichen Produkte bespricht.[2]

In diesem Zusammenhang sagt Varga weiter:

... Die Produktionskosten eines Kilogramms Goldes dürfen nicht die Verausabung von einem Kilogramm gemünztem Golde erreichen. Wo die Gewinnung nes Kilogramms rohen Goldes mehr kostet, kann die Grube nicht abgebaut erden, da der Abbau einen Verlust ergeben würde.

---

[1] In einer Deduktion ist es ganz berechtigt, ja nötig, alle anderen Umstände, elche den besprochenen Prozeß beeinflussen, als gleichbleibend vorauszusetzen.

[2] Siehe ebendaselbst 3. Band, S. 94: Es sind namentlich eigentliche Agrikulturrodukte, der organischen Natur entstammende Rohstoffe, die solchen Wertschwanungen infolge wechselnder Ernte usw. unterworfen sind.

Ich kann nicht einsehen, daß hier für den Goldproduzenten ein besonderer Fall vorliegt. Der einzige Umstand, welcher hier den Blick verwirren könnte, ist dies: Im Prozeß G—W... P... W'—G' ist in der Goldproduktion W' zu gleicher Zeit G' (wie Marx schon andeutete). Eine Notwendigkeit, sein Produkt noch einmal eine ökonomische Formverwandlung durchmachen zu lassen, um die Form seines Kapitals am Anfang des isoliert gedachten Stadiums des Reproduktionsprozesses wieder zu erhalten, liegt für den Goldproduzenten nicht vor. Aber auf die Wertbildung übt diese formelle Besonderheit keine Wirkung aus.

Varga zitiert W. Lexis, den Geldtheoretiker: „Gold findet seinen Tauschwert gegenüber den Waren fertig vor, soweit er sich in den Welthandelspreisen abspiegelt."

Dieser Satz besagt aber etwas ganz anderes, als Varga daraus ersehen will. Er berührt eben den erwähnten Umstand, daß der Goldproduzent den von ihm zu erzielenden Tauschwert seines Produktes nicht unmittelbar aus der Marktnotierung ersehen kann (wie dies bei Produzenten anderer Waren der Fall ist), sondern nur mittelbar, aus dem allgemeinen Preisniveau. Zur besseren Beleuchtung dieses Punktes möchte ich hier einschieben, was E. v. Philippowitsch in seinem bekannten Grundriß, Seite 246, sagt, weil der Fehler hier klar zutage tritt. Es heißt da:

> Wenn zum Beispiel die Produktion und Herbeischaffung eines Pfundes Gold mehr als 1395 Mark kostet, ist sie nicht mehr lohnend, weil jederzeit aus dem Geldumlauf aller Staaten diese Quantität Gold aus der angegebenen Zahl von Goldeinheiten gewonnen werden kann. In letzter Linie ist das Münzfußverhältnis daher die Maximalgrenze für den Preis der Edelmetalle.

Man sehe doch, wie wenig durchdacht der letzte Satz ist. Das Münzfußverhältnis, das heißt die gesetzlich festgestellte Anzahl der Goldmünzen, die aus einem bestimmten Gewicht Gold geprägt werden, soll den Wert des Goldes beeinflussen! In runden, gestempelten Scheiben ist Gold etwas anderes (sogar Feineres, Wertvolleres?) als in plumpen Barren. Mit ebensoviel Recht könnte man sagen, 10 Deziliter Wasser bestimmen das Maximum des Gewichtes eines Liters! Sogar Varga, welcher doch Marx' Satz zitiert: „Der Preis des Goldes, gemessen in der Münze desselben Metalls, kann nicht variieren", fällt noch in den Irrtum zurück, wenn er schreibt:

> Bei der Produktion der Goldware gibt es keine Konkurrenz. Das Kilogramm des neuen, billiger produzierten Rohgoldes wird von den Notenbanken mit eben soviel Stück Goldmünzen oder denselben entsprechenden Waren gekauft als früher (Sperrung von mir).

In einem Atemzug nennt Varga zwei gänzlich verschiedene Vorgänge als Beweise zugunsten derselben Behauptung. Wie hoch immer der Wert des Goldes sei, stets wird man für 1 Kilogramm Gold dieselbe Anzahl Münzen geben. Diese Parität (von Prägungskosten abgesehen) bildet eben das Glied, welches die in einer bestimmten Währung ausgedrückten Warenpreise mit der Ware Gold (ihrem Wertmaß) verbindet.[1] Etwas ganz Verschiedenes ist: „oder denselben entsprechenden Waren". Nur nach diesem Maßstab erkennt man die Wertbewegung des Goldes.

---

[1] Wir können völlig absehen von winzigen „Kurs"schwankungen des Goldes, welche sich offenbaren in oszillierenden Goldnotierungen verschiedener Münzsysteme.

Noch ein weiteres Bedenken habe ich den Ausführungen des Genossen arga entgegenzuhalten, und zwar: Gehört Gold völlig zu der Art der aren, die wie die Agrarprodukte nur mit unverhältnismäßig höheren osten in größerer Menge produziert werden können? Ja und nein.

Ja, insofern bei der üblichen Abbauweise man immer weiter in die rde vordringen muß, wenn die schon eingebrochenen Gänge erschöpft sind. ein, insofern man das Maß des Abbaus selbst in der Hand hat, weil hier e Produktionstechnik und das angewandte Kapital die einzig bestimmen-n Faktoren sind.

Varga selbst berührt den Fall, daß erhöhte Produktion den Wert des oldes erniedrigt. Er sagt:

Eine Verminderung des Marktpreises würde nur dann eintreten, wenn durch e Arbeit ersparenden Neuerungen eine so große Menge neu produzierten Goldes f den Markt kommen würde, daß ein Teil davon überflüssig wäre. . . . Dies ist er keineswegs der Fall. Die Notenbanken aller Länder nehmen die zu dem bis-rigen Preise angebotenen Rohgoldmengen begierig auf.

Hier wird Gold als Maßstab der Werte (also selbst Wert habende Ware) rwechselt mit Gold als allgemeiner Form des Warenreichtums und als ünzmaterial.

Eben weil Gold, neben seiner Verwendung zu industriellen Zwecken, ets als Grundlage des geldwirtschaftlichen Warenverkehrs gilt, nehmen e großen zentralen Zirkulationsbanken es immer an. Sie als „delegierte fentliche Unternehmungen" müssen stets danach streben, das nationale eld- und Kreditwesen ungestört bestehen zu lassen. Durch ihren Metall-jatz ermöglichen sie: 1. die Konvertibilität ihrer Noten, 2. den etwaigen oldexport nach dem Ausland, wenn die Wechselkurse den oberen Goldpunkt reicht oder überschritten haben.

Wie auch immer der Wert des Goldes sich stellt, mit anderen Worten, ie hoch immer das allgemeine Niveau der Preise auch sei, solange Gold s Währungsmetall ist, hat es für die Zirkulationsbanken diese seine emi-nte Bedeutung.

Noch unglücklicher ist Varga meines Erachtens mit dem Zitieren der inendividendentabelle auf Seite 218. Wenn es richtig ist, was er be-uptet, daß die unproduktivsten Goldminen in kürzester Zeit den Betrieb ließen müssen, so ergibt sich daraus eben nur der Schluß: angesichts der euerung fällt für die Goldproduzenten der Wert ihres Produktes immer ehr. Die schwächeren Brüder fallen im Kampfe.

Übrigens besagt die Tabelle recht wenig, da man zur Beurteilung der edeutung dieser Ziffern mehrere Umstände genau kennen müßte. Zum eispiel: Inwiefern ist die Dividendenpolitik eine Art Kursspekulation; gen die wenig Dividende zahlenden Werke vielleicht große Anleihen; ge-auchen sie den Gewinn zur Vergrößerung des Betriebs, und schließlich: ındelt es sich bei den sehr rentablen Betrieben um etwaige legale oder nstige Monopole?

Noch einen Punkt möchte ich kurz berühren, nämlich Vargas Behaup-ıng, das Zugestehen eines Zusammenhanges zwischen Goldproduktion und euerung enthebe den theoretischen Vertreter bürgerlicher Interessen einer weren Last. Keineswegs! Nur daß der Sozialdemokrat, wenn die Sachen liegen, sich nicht gegen diese oder jene preiswucherische Kapitalistengruppe

zu wenden hat, sondern gegen das heutige Wirtschaftssystem überhaupt. B leuchtet die Teuerung doch gerade am klarsten, wie sehr die Arbeiter vo den unbeherrschbaren Wechselfällen der Produktion heimgesucht werden!

Ob die gegenwärtige Teuerung durch die Bewegung der Gol produktion hervorgerufen ist, lasse ich dahingestellt; daß eine solche Wi kung möglich ist, steht — meines Erachtens — unerschütterlich fest.

Demokratische und syndikalistische Illusionen.

Von **Gustav Eckstein.**

I.

Der Riesenprozeß in Kalifornien hat vorläufig mit dem Geständnis un der Verurteilung der Brüder Mac Namara geendet. Die Untersuchun wegen der Dynamitattentate geht noch fort, und es ist das eifrigste B streben der Anklagebehörden, möglichst viele Gewerkschaftsführer in sie z verwickeln. Viel wichtiger aber noch sind die Rückwirkungen, welche diese selbst für amerikanische Verhältnisse höchst merkwürdige Prozeß auf das po tische Leben der Nation, besonders aber auf die Sozialistische Partei üben wir

Zwar waren die Brüder Mac Namara keine Sozialisten und gehörte der Partei nicht an. Diese tat aber nur ihre Pflicht, als sie ihre ganze Kra zur Verteidigung der Angeklagten einsetzte, die als Arbeiter von vornherei Anspruch auf ihre Unterstützung machen konnten. Diese war aber um notwendiger, als in Amerika noch mehr als anderswo ein wohlgefüllte Geldsack unbedingt notwendig ist, um vor den Gerichten auch nur halbweg sein Recht zu finden, und als schon die ungesetzliche und gewalttätige Art der Ei leitung des Verfahrens zeigte, in welchem Geiste es weitergeführt werden sollt

Natürlich benutzen nun die Gelegenheit die Gegner der Sozialistische Partei mit dem größten Eifer, um sie als die Beschützerin von Atter tätern, von Dynamithelden hinzustellen, sie der Propaganda für Verbreche zu bezichtigen. Die Plötzlichkeit dieser Angriffe sowie die Verblüffung üb die unvermutete Wendung im Prozeß, über das scheinbar unvermittel Geständnis der Männer, die bis dahin von den meisten für völlig un schuldig gehalten worden waren, bewirkten im ersten Augenblick eine heftig Abwehr bei den Sozialisten, die sich nicht auf die Erklärung beschränkt daß die Mac Namaras niemals Parteigenossen waren, und daß die Part niemals für Eigentumsdelikte eingetreten ist, sondern die vielfach in m ralischer Verurteilung der gewalttätigen „Verbrechen" der Geständigen m der bürgerlichen Presse wetteiferten, manchmal sogar in das allgemein Geschrei nach dem Galgen eingestimmt haben sollen.

Bald aber erhob sich in den Reihen der Partei selbst Widerspruch, un vor allem war es der den syndikalistischen Industrial Workers of th World nahestehende linke Flügel der Partei, der sich der Verurteilten an nahm, und William D. Haywood, im vorigen Jahre Delegierter nach Kopen hagen, eine der bekanntesten und hervorragendsten Persönlichkeiten in d Partei,[1] ging so weit, in einer Rede in Cooper Union seine starke Sympath für die Brüder Mac Namara und ihr Vorgehen auszusprechen.

---

[1] Inzwischen ist Haywood in den Parteivorstand gewählt worden.

Wenige wissen, sagte er nach den vorliegenden Preßberichten, was Klassen-
mpf bedeutet. Jene Männer, die in Los Angeles eingekerkert und dann nach
m Quentin gebracht wurden, sie wissen, was er bedeutet. Sie wußten es, und
rum ist mein Herz mit den Mac Namara Jungens, solange sie gegen die Kapi-
isten im Kampfe stehen.

Und nachdem er den einundzwanzig Opfern des Dynamitattentats von
s Angeles die unzähligen Opfer kapitalistischer Habsucht gegenübergestellt,
ederholte er nochmals: „Ich wiederhole nochmals: ich bin für die Mac Na-
aras und werde es immer sein."

Diese Rede erregte in der amerikanischen Partei um so gewaltigeres
ıfsehen, als gleichzeitig eine von Haywood und Bohn verfaßte Broschüre
schien, die denselben Standpunkt vertritt.

Im Kriege, heißt es dort,[1] gilt das Töten von Menschen und das Nieder-
ennen von Städten als patriotisches Werk. Der Erfolg läßt diese Handlungen
htmäßig und schön erscheinen. In der Industrie versklaven die Kapitalisten
ine Kinder, und der ihren kläglichen Bemühungen abgepreßte Profit wird dazu
rwendet, Kirchen und Universitäten zu bauen und christliche Missionen zu unter-
tzen. Der mörderische Kapitalist, der sein Gold gewinnt aus der Beraubung von
ndern in der Wiege, wird als höchst wohlwollend, tugendhaft, religiös usw.
priesen.

Wenn der Arbeiter entweder infolge eigener Erfahrung oder durch das
udium des Sozialismus zu dieser Erkenntnis kommt, handelt er danach. *Er
hält durchaus keine Achtung vor den Eigentums„rechten"
r Profitnehmer. Er benutzt jede Waffe, die den Kampf zu
inen Gunsten entscheidet. Er weiß, daß die gegenwärtigen
igentumsgesetze von den Kapitalisten und für sie gemacht
nd. Er zögert daher nicht, sie zu brechen.* Er weiß, daß jede Hand-
ng recht ist, welche die Interessen der Arbeiterklasse fördert; denn sie bewahrt die
beiter vor Verderben und Tod.

Rede und Broschüre machten ungeheures Aufsehen und veranlaßten er-
gte Diskussionen in der ganzen Parteipresse. Einige der angesehensten
ihrer der Partei wandten sich mit größter Entschiedenheit gegen diese
ısichten und bezeichneten die Aufforderung zur Begehung von Ungesetz-
hkeiten als moralisch nicht zu rechtfertigen und praktisch verderblich. In
nem autokratisch regierten Lande wie etwa Rußland, meinten sie, müsse
ne revolutionäre Partei zu gewalttätigen Mitteln greifen; anders aber
einer demokratischen Republik, wo dem Proletariat die gleichen bürger-
hen Rechte zustehen wie den anderen Klassen, und daher der politische
ımpf in gesetzlichen Formen ausgetragen werden kann.

Doch diese Stimmen blieben nicht unwidersprochen, und insbesondere
b die Behauptung von der moralischen Verwerflichkeit gesetzwidrigen Vor-
hens Anlaß zu heftiger Opposition. Tatsächlich ist ja auch gerade in
nerika diese Auffassung recht wenig überzeugend, selbst wenn man ihre
rechtigung sonst anerkennt. Man braucht nur einen Blick auf die Prak-
en der großen amerikanischen Unternehmungen zu werfen, man braucht
r allem nur die vernichtenden Anklagen zu lesen, die Gustavus Myers
seiner „History of the Great American Fortunes"[2] gegen die Kapital-

[1] William D. Haywood und Frank Bohn, Industrial Socialism. Chicago,
arles H. Kerr & Co. 64 Seiten. Preis 10 Cents. S. 57.

[2] Chicago 1910, Charles H. Kerr & Co. Drei Bände.

magnaten erhebt und begründet, um es geradezu lächerlich zu finden, de
Arbeitern zuzumuten, daß gerade sie sich in ihren Kämpfen aus Gründe
der Moral streng an die gesetzlichen Schranken gebunden erachten solle
Denn in Amerika begehen die großen Kapitalisten nicht nur jene Ve
brechen, die im Wesen des Kapitalismus liegen und von dessen Gesetze
erlaubt sind. Sie beschränken sich nicht darauf, den schwächeren Gegn
niederzukonkurrieren und um Hab und Gut zu bringen, die Arbeiter dur
Aussperrungen auszuhungern und „mürbe“ zu machen, Werke stillzuleg
und deren Arbeiter aufs Pflaster zu werfen, durch Hungerlöhne die A
beiterinnen der Prostitution, die jungen Arbeiter dem Verbrechen entgege
zutreiben, in den Fabriken die gefährlichsten Maschinen ohne Schutzvorric
tungen zu lassen, in den Gruben nicht für Ventilation zu sorgen und
Jahr für Jahr Hunderttausende von Arbeitern zu verstümmeln und z
töten. Das alles ist ihr gutes, gesetzlich gewährleistetes Recht; aber die amerik
nischen Kapitalmagnaten bleiben dabei nicht stehen. Im Vertrauen auf d
kolossale Macht ihres Geldsacks spotten sie der bürgerlichen Justiz, und
gibt kaum ein Kriminalverbrechen, vor dem sie bei der Verfolgung ihr
finanziellen Pläne zurückschrecken, wenn es nur zweckdienlich erscheint.[1] T
ist es kein Wunder, wenn unlängst ein Geistlicher, Rev. John Hayn
Holmes, in der Messiaskirche in New York von der Kanzel herab verkündet

Wenn ich zu wählen hätte, ich wäre lieber ein Verbrecher mit bluti
Händen als einer der Führer des Stahltrustes. Und indem er sich speziell de
Fall Mac Namara zuwandte, fuhr er fort: Solange menschliche Natur menschlic
Natur bleibt, war unter solchen Verhältnissen Dynamit unvermeidlich. De
welche Mittel des Protestes besitzt heute der Arbeiter außer Gewalttaten?
gibt keine Gesetze zu seinen Gunsten und keine Gerichtshöfe, die solche Gesetze z
Ausführung bringen würden. Die Presse mißversteht ihn und die Kirche zaude
sich seiner anzunehmen. Gewalttätigkeit kann vom Standpunkt einer absolut
Ethik nicht gerechtfertigt werden; denn Amerika ist noch nicht Rußland, selbst
Ansehung der Stahlindustrie; sie kann aber auch nicht angeklagt werden,
lange nicht die Ankläger alle Provokationen beseitigt und dem Arbeiter ein
Weg des Protestes geöffnet haben.

In ähnlichem Sinne äußert sich Eugene V. Debs, der Präsidentschaft
kandidat der Sozialistischen Partei, in einem ebenso besonnenen wie mutig
Artikel im Januarheft der „International Socialist Review“:

Wären die Brüder Mac Namara Trustdetektivs gewesen, und hätten sie ei
undzwanzig unschuldige Streikposten erschossen, statt Dynamit unter die Maue
der „Los Angeles Times“ zu legen, sie wären vom Gesetz geschützt und von b
wundernden Kapitalisten als Helden gepriesen worden.

Der Streit um die Stellung zum Attentat der Mac Namaras beschäfti
unsere amerikanische Bruderpartei aufs heftigste. Das zeigt sich besonde
deutlich an den vielen Einsendungen, die den Parteiblättern aus Lese
kreisen zugehen, und die in schärfster Weise besonders für und gegen d
Haltung Haywoods in dieser Sache Stellung nehmen. Tatsächlich hande
es sich da um eine Frage, die nicht nur an sich wichtig ist, sondern bei dere
Erörterung die beiden Tendenzen besonders scharf hervortreten, die in d
amerikanischen Arbeiterschaft und selbst in unserer amerikanischen sowie
anderen Bruderparteien starken Anhang gewonnen haben, die demokr
tisch-opportunistische und die syndikalistische.

[1] Den Beweis hat insbesondere Myers in seinem Buche erbracht.

II.

Die Kernfrage, um die sich der Streit eigentlich dreht, ist die, ob der Sozialdemokrat sich für gebunden zu erachten hat, die bestehenden Gesetze ı respektieren. Was bedeutet vor allem dem Sozialdemokraten das Gesetz nd die Gesetzlichkeit?

Da stehen sich nun zwei Grundauffassungen schroff gegenüber, die am irzesten wohl in die folgenden beiden Sätze zu fassen wären:

„Das Gesetz ist das Ergebnis und der Ausdruck des Volkswillens.“

„Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist die Geschichte von Klassenimpfen.“

Nach der ersteren, bürgerlich-demokratischen Auffassung beruht das Geʒ auf einer Art von Übereinkommen aller Volksgenossen. Das bedingt llerdings nicht, daß es den Bedürfnissen und Wünschen aller entsprechen ıuß. Aber dann ist es eben die Aufgabe der Benachteiligten, eine Änderung es Gesetzes herbeizuführen. Eine absolutistische Staatsgewalt kann nur so ınge bestehen, als es dem Wunsche des Volkes entspricht. Ist das nicht ıehr der Fall, und äußert sich der Wille des Volkes in bestimmter Weise, ınn hat sie abzutreten. Tut sie es nicht, dann hat das Volk das Recht der ewaltsamen Revolution. Dieses besteht aber dort nicht, wo die politischen inrichtungen allen Staatsbürgern die gleichen Rechte gewähren, wo der usdruck des Volkswillens daher durch keine außerrechtlichen Gewalten ehemmt wird, also vor allem nicht in der demokratischen Republik.

Dieser Auffassung steht die proletarisch-sozialdemokratische scharf gegenber. Sie betrachtet das Volk nicht als homogene Einheit und nicht als ne Summe von Individuen, sondern als ein Gefüge von Klassen mit rschiedenen, oft entgegengesetzten wirtschaftlichen und sozialen Interessen. ür sie ist daher das Gesetz nicht der Ausdruck eines Gesamtwillens, es ist elmehr die Formulierung der Herrschaft einer Klasse und zugleich ein erkzeug, um diese Herrschaft zu erhalten. Diese Anschauungsweise bedingt ıtürlich eine ganz andere Wertung der verschiedenen Staatsverfassungen. iese sind nicht Kunstprodukte, Ergebnisse eines schöpferischen Übereinmmens, sie sind vielmehr die Formen, in denen jeweils die Klassenrrschaft zum Ausdruck gelangt, Formen, die nicht frei gewählt sind, sonrn sich aus der Struktur der Gesellschaft, aus der Natur der herrschenden lasse und des Widerstandes der Unterdrückten notwendig ergeben, wenn ıch dieselben Staatsformen oft ganz verschiedenen wirtschaftlichen Verıltnissen zu entsprechen scheinen. So findet sich die demokratische Republik i Bauernvölkern ebenso wie auf den höchsten Stufen kapitalistischer Enticklung. Aber diese Gleichheit der Staatsform ist nur scheinbar; ihr Inılt ist sehr verschieden. Die amerikanische Republik unter Roosevelt ist mmelweit verschieden von dem, was sie unter der Präsidentschaft Lincolns ar, obgleich die alte Verfassung nominell auch heute noch in Kraft ist; e dritte Republik Frankreichs hat außer dem Namen wenig mit seiner sten gemein. Die moderne Bourgeoisie hat es meisterlich verstanden, die nst revolutionären, im Kampfe gegen absolutistische Willkür eroberten taatsformen in Werkzeuge der Klassenherrschaft zu verwandeln. Heute t sie nicht mehr notwendig, sich unter die schützenden Fittiche der Militärktatur eines Napoleon zu flüchten, um vor dem proletarischen Ansturm

geschützt zu sein, heute verfügt sie über Mittel, die sicherer wirken, ohne ih selbst im gleichen Maße gefährlich zu werden.

In seinem Artikel in der „Neuen Rheinischen Zeitung" über die Jun schlacht des Jahres 1848 wirft Marx die Frage auf: [1]

Der tiefe Abgrund, der sich vor uns eröffnet hat, darf er die Demokraten irre darf er uns wähnen lassen, die Kämpfe um die Staatsform seien inhaltlos, illu sorisch, null?

Und er antwortet:

Nur schwache, feige Gemüter können die Frage aufwerfen. Die Kollisione welche aus den Bedingungen der bürgerlichen Gesellschaft selbst hervorgehen, s müssen durchkämpft, sie können nicht wegphantasiert werden. Die beste Staat form ist die, worin die gesellschaftlichen Gegensätze nicht verwischt, nicht gewal sam, also nur künstlich, also nur scheinbar gefesselt werden. Die beste Staat form ist die, worin sie zum freien Kampf und damit zur Lösung kommen.

Als diese Staatsform, in der die gesellschaftlichen Gegensätze zum freie Kampfe kommen, betrachtete Marx die republikanische. Aber dabei übe schätzte er den Mut und unterschätzte er die Gemeinheit der Bourgeoisi Die Beispiele der französischen und besonders der nordamerikanischen R publik haben gezeigt, daß es der modernen Bourgeoisie gelungen ist, aus d Republik eine Staatsform zu machen, worin die gesellschaftlichen Gege sätze mehr verwischt und verschleiert werden als in irgend einer andere Natürlich müssen wir die Verwirklichung der republikanischen Staatsfor mit allen Kräften anstreben; denn nur auf dem Boden der Republik ist d Durchsetzung unserer wichtigsten Forderungen möglich; aber mit einer Ve fassung, wie sie heute Frankreich oder die Vereinigten Staaten besitzen, wä uns wenig gedient.

Marx hatte gefürchtet, daß die von einer absolutistischen oder selbst ko stitutionellen Monarchie ausgeübte Unterdrückung alle geknechteten Volk elemente zur Abwehr vereinigen und dadurch die Klassengegensätze zwisch diesen selbst verhüllen und verkleistern würde. So war es zum Beispiel i Rußland vor der Revolution im wesentlichen der Fall, wo sich Landadli Kapitalisten, Kleinbauern und Proletarier im Kampfe gegen den Zarism zusammenfanden. Erst die Revolution selbst zeigte, und das führte zu ihre vorläufigen Zusammenbruch, wie trügerisch das Vertrauen auf diese Kam gemeinschaft war.

In einer Republik, meinte Marx, sei diese Gefahr nicht zu befürchten, den hier prallten die sozialen Gegensätze unvermittelt aufeinander, hier schie sich keine äußere, absolutistische Gewalt dazwischen, die entweder den Klass kampf künstlich niederhält oder alle Klassen der bürgerlichen Gesellscht zum Kampfe gegen sich vereint. Die Tatsachen haben gezeigt, daß hier Ma geirrt hat. Das Anwachsen des Proletariats und seiner sozialen sowie po tischen Bedeutung haben in den Monarchien immer mehr alle bürgerlich Klassen und Parteien unter den Schutz des Säbels gescheucht, dadurch ab zugleich die monarchische Gewalt zur offenbaren Schutzherrin der Eig tumsinteressen gegen den Ansturm des Proletariats gemacht. Selbst d russische Bourgeoisie hat es vorgezogen, das Joch des Zarismus wieder a

[1] Mehring, Aus dem literarischen Nachlaß von Karl Marx, Friedrich Eng und Ferdinand Lassalle. 3. Band, S. 118.

ch zu nehmen, statt dem Proletariat einen Sieg zu verdanken, dessen rüchte sie mit ihm hätte teilen müssen. Der Zarismus aber sah sich auf der nderen Seite genötigt, sich vor allem als Schutzherrn der großen Kapitals- nd Grundeigentumsinteressen gegen das Proletariat zu zeigen, um mit iesem fertig werden zu können. So sind heute gerade in den scheinkonsti- utionellen, in Wirklichkeit absolutistischen Monarchien mit hochentwickelten ormen des Kapitalismus, wie Deutschland und Rußland, die Klassen- egensätze innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft viel schärfer entwickelt, e drängen sich viel sinnfälliger in den Vordergrund als in Republiken vie Frankreich und den Vereinigten Staaten. Gewiß ist die Staatsform icht die einzige Ursache dieser Erscheinung, aber sie ist einer der wichtigen estimmenden Faktoren.

Die Demokratie erweckt die Illusion, daß tatsächlich alle Staatsbürger leichberechtigt sind und daher eine Benachteiligung einer Mehrheit durch ine Minderheit zur Unmöglichkeit wird. Geschieht diese ausnahmsweise doch inmal, so ist es der Mehrheit eigene Schuld, dann hat sie eben ihre Inter- ssen ungenügend oder schlecht wahrgenommen. Es handelt sich also lediglich arum, daß die richtigen Männer in genügender Zahl in die Vertretungs- örper, vor allem ins Parlament geschickt werden, und daß diese dort die ichtige Politik machen, vor allem, daß sie nur Forderungen aufstellen, die em Interesse der Volksmehrheit entsprechen, für die sich diese daher auch ewinnen läßt. Das Wählen wird auf diese Weise nicht nur zum Mittel- unkt des ganzen politischen Lebens, es wird zum alles beherrschenden nteresse; und vom Standpunkt der bürgerlichen Demokratie, für die das Gesetz Ergebnis und Ausdruck des Volkswillens und zugleich die bestim- nende Kraft für das soziale wie für das politische Leben ist, ist diese luffassung nur konsequent. Aber immer deutlicher zeigt sich ihre Un- altbarkeit.

Zunächst wird dabei übersehen, daß in den heutigen großen demokra- ischen Republiken die Gesetzgebung durchaus nicht allein von den parla- nentarischen Körperschaften abhängt, für die das allgemeine und direkte Wahlrecht gilt, die also allein als Vertreter des Volkswillens angesehen verden könnten. Was in Frankreich der Senat, das besorgt in Amerika der Oberste Gerichtshof. Diese sinnreichen Einrichtungen ermöglichen es den om „Volkswillen" abhängigen bürgerlichen Parteien der Kammer, respek- ive des Kongresses, die volkstümlichste und radikalste Politik zu machen, ie populärsten Gesetze zu beschließen, ohne fürchten zu müssen, daß sie eren Folgen auch zu tragen haben würden. Der böse Senat, der in die Gesetzgebung unrechtmäßig eingreifende Gerichtshof tragen allein die Schuld n dem Mißlingen aller so wohlgemeinten volkstümlichen Maßnahmen, nd der Kampf gegen diese verhaßten Einrichtungen gibt den „Volks- arteien" neuen Glanz, befestigt ihre Volkstümlichkeit. Weiter übersieht ie bürgerlich-demokratische Auffassung, daß überall gerade die wichtigsten, ie grundlegenden politischen Rechte mit gesetzlichen Garantien umgeben ind, die ihre Änderung auf gesetzlichem Wege fast zur Unmöglichkeit machen. Noch wichtiger aber ist, daß die herrschenden Klassen nicht nur die be- tehenden Gesetze für sich selbst gemacht, sondern auch die Vorschriften über en Weg zu deren Änderung den Bedürfnissen ihrer eigenen Herrschaft an- gepaßt haben. Sie haben aber die Klinke der Gesetzgebung auch heute noch

in der Hand und können daher jederzeit in der Form Rechtens diesen Weg abändern, ihren Gegnern erschweren, ihren Widersachern sperren.

Doch selbst wenn es der Opposition gelänge, die Mehrheit im Parlament zu erreichen und die politischen Gesetze nach ihren eigenen Bedürfnissen formen zu können; was hätte sie erreicht? Die Staatsgewalt ist heute eine ganz andere, als sie in vorkapitalistischen Zeiten war. Das ungeheure Anwachsen der Landheere und Flotten hat den Regierungen nicht nur eine kolossale militärische Macht in die Hand gegeben, auf die das Parlament auch in den „demokratischen" Republiken so gut wie gar keinen Einfluß besitzt, es hat den Regierungen auch eine überragende wirtschaftliche Macht in die Hand gegeben, die noch verstärkt wird durch die Verfügung über die wichtigsten Verkehrsmittel, die Eisenbahnen, Telegraphen, Telephone, die Post, die heute überall zugleich ein mächtiges Bankinstitut ist, über Bergwerke, Arsenale, Werften usw. Nicht nur daß auf diese Weise der Regierung ganze Proletarier- und Beamtenheere unmittelbar zur Verfügung stehen, die ihr auf Gnade und Ungnade ausgeliefert sind, durch Vergebung von Lieferungen, durch Begünstigungen im Verkehr, durch Ausnutzung der ihr zu Gebote stehenden Finanzmittel, die besonders in den hohen Zöllen eine von den wechselnden Parteikonstellationen fast ganz unabhängige, höchst ergiebige Quelle gefunden haben, schafft sie ein weitverzweigtes Netz von Abhängigkeiten, die, ob gottgewollt oder nicht, ungleich fester sind, als es die Bande des Feudalismus jemals waren, und welche die Regierungen immer mehr von den Parlamenten unabhängig, ja vielmehr sie und die Cliquen, aus denen sie hervorgehen, zu deren fast absoluten Herren gemacht haben. In der Tat gilt denn auch in den Parlamenten der hochkapitalistischen Staaten der Kampf der bürgerlichen Parteien nicht mehr der Eroberung der politischen Macht, sondern der eines möglichst großen Platzes am Futtertrog der Regierung. Was scheidet heute noch die Politik der großen bürgerlichen politischen Parteien? Etwa prinzipielle Gegensätze? Sie sind zum Kinderspott geworden. Oder Klassenkonflikte? Diese sind gewiß bei der Bildung der Parteien maßgebend gewesen und haben ihnen ihren Charakter aufgeprägt, und auch heute sind sie die wichtigsten Bestimmungsgründe der Parteipolitik; aber ihre Wirksamkeit hat sich geändert: jetzt treten alle Klassengegensätze innerhalb der bürgerlichen Welt zurück gegenüber dem gemeinsamen Gegensatz gegen das Proletariat. Bei Parlamentswahlen kommt die Schroffheit der Scheidung noch nicht voll zur Geltung, da die parlamentarischen Kämpfe sich nicht nur um reine Klassenfragen drehen und vielfach die Vertreter des Proletariats an der Erringung von Rechten mitwirken müssen, die nicht spezifische Forderungen ihrer Klasse sind. Aber in den Kämpfen um reine Klassenforderungen des Proletariats, also vor allem in den gewerkschaftlichen Kämpfen, gibt es nur eine scharfe Scheidegrenze zwischen Proletariat und dem gesamten Bürgertum. Der Kampf der bürgerlichen Parteien geht nicht mehr um die Beherrschung der Regierung, sondern darum, aus welchen Klassen und Schichten die Beamten genommen werden sollen, welchen Interessen die Zoll- und Handelspolitik dienen soll, wer bei Armeelieferungen zu begünstigen ist usw. Das Wort von der einen reaktionären Masse wird nun zur Wahrheit; denn wie Hilferding sagt,[1]

[1] Das Finanzkapital, S. 437, 442.

es entsteht durch die Trennung der Funktion des Eigentums von der Leitung r Produktion, wie sie das Aktienwesen bedeutet, die Möglichkeit und mit der teigerung der Grundrente auf der einen, der Steigerung industriellen Extra-ofits auf der andern Seite die Wirklichkeit einer Solidarisierung der Besitzinteressen. Dasselbe Interesse (der Gegensatz zu den Forderungen des Proletariats) hert aber dem Mittelstand auch die Unterstützung der ländlichen Klasse, und so hwindet der alte Klassengegensatz zwischen Bourgeoisie und Kleinbürgertum, und eses wird zu einer politischen Schutztruppe des Großkapitals.

Aber nicht nur das gemeinsame Bedürfnis nach Schutz durch die Staats-ewalt und das mehr oder minder klare Bewußtsein, daß es ja doch un-öglich ist, auf dem Wege des parlamentarischen Kampfes und Schachers irkliche Gewalt über die Regierung zu gewinnen, läßt die bürgerlichen arteien auf den Kampf um die Macht im Parlament verzichten. Das arlament wird nicht nur dadurch immer ohnmächtiger, daß die Regie-ung mächtiger wird, sondern die Großbourgeoisie braucht heute das Par-ment nicht mehr, um die Regierung zu beherrschen. Denn gerade die un-heure Ausweitung des wirtschaftlichen Machtbereichs des Staates hat esen wieder in Abhängigkeit von den Mächten gebracht, die dieses Wirt-haftsgetriebe fast souverän beherrschen, also von den ganz großen Unter-hmerverbindungen und von den Großbanken. Deren Macht ist heute in len modernen Staaten viel größer als die der Parlamente. Soweit in esen Klassengegensätze innerhalb der herrschenden Klassen überhaupt noch ır Geltung kommen, äußern sie sich nicht im Kampfe um die Herrschaft ber die Regierungsgewalt, sondern in dem um deren Gunst.

So würde schon aus diesem Grunde die Eroberung der politischen Macht ı Parlament noch lange nicht die tatsächliche Herrschaft über die Regie-ungsgewalt bedeuten. Aber selbst die völlige Beherrschung der Gesetz-bungsmaschinerie würde noch lange nicht hinreichen, um etwa die Be-irfnisse des Proletariats zu befriedigen. Denn die Abhängigkeit, unter r die Arbeiterschaft vor allem seufzt, ist nicht politisch, sie ist wirtschaftlich. ie Gesetze des Eigentums lassen sich nicht wegdekretieren, das Lohnver-iltnis nicht durch einen Ukas, auch nicht durch den eines Konvents, aus r Welt schaffen, wenn die ökonomischen Verhältnisse für diese Umwälzung ch nicht reif sind, wenn das Proletariat noch nicht die wirtschaftliche und ziale Bedeutung und Selbständigkeit erlangt hat, um selbst die Fort-hrung der Produktion, und zwar auf höherer Stufenleiter, übernehmen ı können. Der Kommuneaufstand von Paris hätte scheitern müssen, auch enn er nicht von den Versaillern im Blute erstickt worden wäre.

So hat das tägliche politische Leben selbst gezeigt, wie trügerisch die irgerlich-demokratischen Illusionen sind. Gerade in den „demokratischen“ epubliken aber neigen selbst starke Teile unserer Partei zu diesen Illu-onen und rufen dadurch eine heftige Opposition hervor, die sich von der olitik ganz abwenden will und im gewerkschaftlichen Kampfe allein das ittel sieht, um die kapitalistische Welt zu erobern und in ein sozialistisches emeinwesen umzugestalten, den Syndikalismus.

III.

Der Syndikalismus ist ursprünglich französischen Verhältnissen ent-achsen; denn dort fanden sich die beiden Grundbedingungen am deut-chsten ausgeprägt und vereinigt, denen er seine Blüte verdankt: Herr-

schaft demokratischer Illusionen in der Arbeiterpartei und Schwäche de Gewerkschaftsbewegung. Je mehr sich aber die Hinfälligkeit dieser bür gerlich-demokratischen Selbsttäuschung herausstellt und je stärker die Mach des Unternehmertums gegenüber den Gewerkschaften anschwillt, desto sichere folgt der Syndikalismus dem Opportunismus wie sein Schatten nach. Di englische Arbeiterpartei und die englischen Gewerkschaften werden jetzt z zeigen haben, ob sie der neuen Situation gewachsen sind, ob sie imstand sind, ihren Rahmen so zu erweitern, daß er die gewaltige Bewegung z fassen vermag, die das wirtschaftliche und politische Leben Englands jet erschüttert. Bewahren sie ihre Politik des Entgegenkommens, der fried lichen Verständigung mit dem Unternehmertum, der Bourgeoisie und de Regierung, dann bahnen sie der Agitation eines Tom Mann den Weg, dan wird der Syndikalismus in England rapid um sich greifen, wie er es i Amerika bereits zu tun im Begriff ist, wo er die Industrial Workers o the World bereits größtenteils in seinen Bann gezogen zu haben und i der Sozialistischen Partei Anhang zu gewinnen scheint.

Der Syndikalismus wendet sich mit voller Schärfe gegen die demokra tische Illusion; aber er bleibt bei ihrer Kritik völlig an der Oberfläch haften. Der politische Kampf erscheint ihm nur in der Form des parlamen tarischen Getriebes. Er hält diesen daher für den Inbegriff der politisch Aktion, den Wahlkampf für den politischen Kampf schlechthin. Weil häuf Intellektuelle die politischen Wortführer der sozialistischen Parteien sin bezeichnet er diese Parteien selbst als bürgerlich und allein die Gewer schaften als proletarisch. Hauptsächlich aber nimmt er die Formen, in den sich der Opportunismus in der Partei zeigt, für das Wesen der Polit überhaupt. Weil die französischen Parlamentarier lange Zeit auf de Standpunkt standen, für ihre Abstimmungen nur ihren Wählern veran wortlich zu sein und nicht der Partei, und weil die Parteiorganisation zu schwach waren, um ihre parlamentarischen Vertreter zur Vernunft z bringen, deshalb erklärten die Syndikalisten, die Parlamentarier seien da stets nur Vertreter des Wählermischmaschs und nicht des Proletariats, u in dieser Ansicht mußten sie bestärkt werden durch die ewige Kompromisse und den großen Eifer, mit dem Forderungen vertreten und in den Vord grund gerückt wurden, die mit dem Klassenkampf recht wenig zu tun hatt.

Der Lehre, daß das Gesetz der Ausdruck des Volkswillens sei, setzen d Syndikalisten den Grundsatz des Klassenkampfes entgegen. Dieser ka aber nach ihrer Auffassung nicht auf politischem Gebiet und mit politisch Waffen geführt werden, sondern nur auf gewerkschaftlichem Gebiet und m gewerkschaftlichen Waffen. Nun richtet sich aber der Gewerkschaftskam unmittelbar stets nur gegen einzelne Unternehmer oder gegen freie V bände von Unternehmern, nicht gegen das Unternehmertum als solch, nicht gegen die bürgerliche Gesellschaftsordnung. Soll diese gestürzt werd, so darf der Kampf nicht auf bestimmte Betriebe oder auch nur bestimm Industrien beschränkt bleiben, er muß allgemein werden. Der Gener streik nicht als Pressionsmittel gegen eine Regierung, sondern als Mitt, die bürgerliche Gesellschaft zu zertrümmern, ist die natürliche Folge s syndikalistischen Gedankenganges.

Nun stößt aber die Gewerkschaft in ihren Kämpfen fortwährend a den Widerstand der Staatsgewalt, die die Partei des Unternehmertu

greift und diesem mit ihren ungeheuren Machtmitteln zu Hilfe kommt. er Syndikalismus wendet sich daher mit besonderem Ingrimm gegen den aat, aber nicht als den Ausdruck und das Werkzeug einer bestimmten assenherrschaft, sondern gegen den Staat an sich, gegen die „Beherrschung s Menschen durch den Menschen“, die im Namen der allgemeinen Unhängigkeit und Freiheit verworfen wird. Der Staat als solcher ist daher r allem der zu bekämpfende Feind. Vom politischen Kampfe erwartet der yndikalismus aber nichts; dieser ist bestenfalls ein höchst untergeordnetes lfsmittel der gewerkschaftlichen Aktion. Nicht durch parlamentarische oder dere Vertreter soll der große Kampf ausgetragen werden, die ihn doch r verfälschen, sondern unmittelbar durch die Arbeiter selbst, durch „direkte tion“. Diese hat sich gegen alles zu richten, was bürgerlich ist, vor allem er gegen alles, was mit dem Staate zusammenhängt. Wie aber kann der beiter direkt und unmittelbar den Staat angreifen? Dadurch, daß er sich nen Gesetzen widersetzt, daß er sie mißachtet und bricht. Auf diese Weise mmt der Syndikalismus ganz folgerichtig zu einer ebensolchen Verherrhung der Ungesetzlichkeit, wie der Opportunismus zu der der Gesetzlichkeit.

IV.

Der Sozialdemokratie als der Partei des revolutionären Klassenkampfes eint die syndikalistische Auffassung jedenfalls näher zu liegen als die pportunistische, und so ist es verständlich, daß so viele unserer amerikaschen Genossen für die stark syndikalistisch gefärbten Äußerungen Hayoods Partei ergriffen, wobei allerdings für sie wie gewiß vor allem für enossen Haywood das so begreifliche Gefühl stark mitbestimmend war, m Josef Dietzgen in ähnlicher Situation Ausdruck gab, als er sich zur eit, als die Wogen des Kampfes in Chicago am höchsten gingen, im April 86, der verfolgten Anarchisten werktätig annahm und an seinen Freund orge schrieb: „Wenn die einen (die Anarchisten) tolle Wüteriche unter sich ben, sind die anderen (die Sozialisten) dafür mit Angstmeiern gesegnet. eshalb sind mir die einen so lieb wie die anderen.“

Uns aber dürfen nicht Gefühle das Urteil bestimmen. Gewiß hat die ozialdemokratie als Partei des Klassenkampfes, die darauf ausgeht, die taatsgewalt zu erobern, um sie als Mittel zur Befreiung des Proleriats zu gebrauchen, keine heilige Scheu vor den Gesetzen, die das bürgerche Eigentum regeln und schützen, und sie glaubt auch nicht, daß diese igentumsordnung durch bloßes Wählen und Abstimmen aus der Welt eschafft werden wird und kann. In dem Streite, der sich an die Rede und die Broschüre Haywoods knüpft, handelt es sich aber noch um etwas anz anderes: die entscheidende Frage ist hier nicht, ob wir eine gewaltsame nderung der bestehenden Gesetze anstreben, sondern ob wir zur Erreichung ieses Zieles ungesetzliche Handlungen, Verletzungen der bürgerlichen Eigenumsrechte durch einzelne Individuen für nützlich und angebracht halten. aß sich Massenaktionen nicht immer streng an alles halten können und llen, was Gesetz heißt, ist ja selbstverständlich; aber das steht hier nicht in rage. In dem, worum sich heute in Amerika der Streit dreht, handelt es ch nicht um geschlossene Massenaktionen, sondern um das Vorgehen einelner. Nun entsprechen gerade nach unserer Auffassung die bestehenden Getze stets im wesentlichen den Machtverhältnissen der kämpfenden Klassen.

Das erstarkende Proletariat ringt der Bourgeoisie eine Reihe von Gesetzen ab. Je länger aber dieser Kampf dauert, um so zäher wird er, um so hartnäckiger wird um jeden Fußbreit Boden gerungen. Das Proletariat, das nur durch seine Masse und durch seine feste Organisation stark ist, braucht seine ganze Macht, um das Errungene zu verteidigen und Schritt um Schritt vorzudringen. Und da sollte die Aktion des einzelnen rascher zum Ziele gelangen als der zähe Kampf der organisierten Masse? Wie kann eine solche Vorstellung überhaupt aufkommen?

Dort, wo die politischen und gewerkschaftlichen Organisationen des Proletariats fest und wohlgefügt, wo sie vom Klassenbewußtsein erfüllt sind, dort ist für den Syndikalismus kein Platz. Dort wird weder seine Lehre von der Fruchtlosigkeit des politischen Kampfes noch die Empfehlung der raschen Taten einzelner Anklang finden. Diese Theorien gedeihen nur auf dem Boden der organisatorischen Schwäche. Wo die sozialistische Politik ohne Selbstbewußtsein auftritt, wo sie sich von Augenblickssituationen völlig bestimmen läßt, insbesondere aber, wo die Gewerkschaften zu schwach sind, um in geschlossenem Kampfe der Unternehmerschaft entgegenzutreten, dort muß Verzweiflung an der Macht der Organisation Platz greifen. Der tatenlustige, energische einzelne muß glauben, durch die große Masse nur gehemmt zu werden, auf eigene Faust mehr erreichen zu können.

Aber wie immer man diese Kampftaktik der Verzweiflung nenne, Propaganda der Tat, gewaltsame Sabotage, Expropriation oder wie sonst, immer ist sie Gift für die Organisation. Diese erscheint nunmehr überflüssig, da es die entschlossenen kleinen Minderheiten sind, von denen der Ausgang des Kampfes abhängt. Zugleich aber bringt diese Taktik Elemente in die Bewegung, die jede Organisation sprengen müssen. Auf der einen Seite sind es Lockspitzel, und deren Eindringen verursacht bald lähmende Angst vor dem Spitzeltum, gegenseitiges Mißtrauen. Andererseits aber lockt diese Taktik die unsozialen Elemente heran, die nicht die bürgerlichen Gesetze brechen, um dem Proletariat zu nützen, sondern die ihre Verbrechen mit dem revolutionären Mantel drapieren. Wird der Revolutionär zum Räuber, so gibt sich der Räuber als Revolutionär.

Während aber der Terrorist auf diese Weise die Reihen seiner eigenen Klassen- und Kampfgenossen schwächt, stärkt er die der Feinde. Seine Taten einigen jene nicht nur zu gemeinsamer Abwehr, sie zwingen sie geradezu, bei der brutalen Gewalt, bei Polizei- und Militärdiktatur Zuflucht zu suchen. Diese Herrschaft der brutalen Gewalt muß aber für das Proletariat so lange schädlich sein, als es die schwächere Partei ist. Und sobald es die stärkere wird, bedarf es nicht mehr jener Verzweiflungstaten einzelner, dann erhebt es sich zum großen Entscheidungskampf, und wenn es gezwungen ist, diesen gewaltsam durchzuführen, dann werden gewiß auch Gewalttaten einzelner und gegen einzelne nicht zu vermeiden sein. Diese sind dann aber eben nicht zu verhindernde Begleiterscheinungen des großen Kampfes, nicht sein Ersatz.

Gewiß können terroristische Taten einzelner nicht nur menschlich begreiflich und gerechtfertigt, sie können der Ausfluß der edelsten Gesinnungen sein, sie können sittlich geradezu befreiend wirken. Das sind aber eben Taten einzelner, die menschlich, sittlich, vielleicht auch ästhetisch große Bedeutung haben mögen. Politisch aber sind sie meist unwirksam, oft schädlich.

Die Sozialdemokratie ist die Partei der Masse; und nur als Masse hat s Proletariat Gewicht und Bedeutung, nur als Masse kann es siegen. r einzelne, der ihr vorausstürmt oder Seitenwege einschlägt, verliert r zu leicht die Richtung. Der als Held auszog, er endet nur zu häufig Marodeur.

Die Parteiorganisation in Österreich.

Von **K. Kautsky.**

Die Zuschrift des Genossen Ludo Hartmann veranlaßt mich, in der age des Separatismus und Nationalismus nochmals das Wort zu ereifen. Einmal, um einige Ausführungen des Genossen Hartmann zu nmentieren, die von einem mit den österreichischen Verhältnissen nicht trauten Leser mißverstanden werden könnten, dann aber, um einer mißständlichen Auffassung meiner Ausführungen durch österreichische Leser rzubeugen. Denn ich stehe keineswegs so sehr auf dem Boden des Gessen Hartmann, wie dieser annimmt.

Vor allem wird es notwendig sein, den Nichtösterreichern das Personalisprinzip auseinanderzusetzen.

Jeder Staat umfaßt ein Territorium, und die nächstliegende Form ner Gliederung ist die territoriale. Er zerfällt in kleine Gebiete, in Prozen, diese wieder in Bezirke, die ihrerseits in Gemeindegebiete zerfallen. er diese Gliederung reicht nicht für alle Zwecke aus. Nehmen wir zum ispiel einen Staat, in dem verschiedene Konfessionen durcheinander hnen, Protestanten, Katholiken, Juden usw. Keine beschränkt sich auf beſtimmtes Gebiet, in jedem Bezirk sind Angehörige der verschiedensten nfessionen zu finden. Will der Staat die konfessionellen Unterschiede cht einfach ignorieren, wie er es zum Beispiel in den Vereinigten Staaten t, will er mit den Konfessionen als festen Organisationen zu tun haben, kann er für deren Organisierung nicht das territoriale Prinzip anwenden. kann unter den gegebenen Umständen nicht sagen: jene Bezirke sind tholisch, diese protestantisch, andere wieder jüdisch. Er kann nur die Pernen organisieren, die sich zu jeder der einzelnen Konfessionen bekennen. ie sind nicht auf das Territorial-, sondern auf das Personalitätsprinzip fgebaut.

Genosse Renner hat nun in der österreichischen Sozialdemokratie den edanken eingebürgert, die Lösung der Nationalitätenfrage in der Forderng zu suchen, der Staat solle die Nationalitäten Österreichs ebenso wie die onfessionen nach dem Personalitätsprinzip organisieren; als bestimmte ationen sollten nicht die Bewohner bestimmter Gebiete, sondern die Anhörigen einer bestimmten Personengruppe gelten, und diesen organierten Gruppen sollten vom Staate die kulturellen Aufgaben, namentlich s Schulwesen, zugewiesen werden. Auf diese Weise hoffte man jeder ation die Möglichkeit ihrer selbständigen Entwicklung ohne Einengung r anderen zu geben und so den nationalen Frieden herzustellen.

Das ist bisher eine rein theoretische Forderung ohne praktisches Erbnis auf die Gestaltung des österreichischen Staates geblieben. Es hat er sehr erhebliche praktische Wirkungen insofern gezeitigt, als unsere

österreichische Parteiorganisation auf dem nationalen Personalitätsprinzip aufgebaut ist.

Darin sieht Hartmann die Ursache des Separatismus, und dagegen wendet er sich. Er glaubt, in mir einen Gesinnungsgenossen gefunden zu haben, einmal weil ich für die Organisation der Internationale das Territorialprinzip fordere, das Personalprinzip verwerfe, dann aber auch, weil ich früher schon in der „Neuen Zeit" für Österreich als Lösung seiner nationalen Schwierigkeiten die Organisierung der Nationalitäten nach Sprachgebieten bezeichnet habe.

Auf dies letztere Argument brauche ich nicht näher einzugehen. Es genügt, wenn ich bemerke, daß ich diese Äußerung zu einer Zeit machte, als ich den Rennerschen Vorschlag noch nicht kannte. Wie ich über diesen denke, habe ich in dem ersten Ergänzungsheft der „Neuen Zeit" über „Nationalität und Internationalität" ausführlich auseinandergesetzt. Wer sich dafür interessiert, sei auf diese Arbeit verwiesen. Hier kann ich davon absehen, mich zu wiederholen, denn was immer ich von der staatlichen Organisation gesagt haben mag, das beweist an sich noch nichts für die Parteiorganisation.

Partei und Staat sind zwei ganz verschiedene Dinge. Trotzdem begeht man immer wieder den Fehler, zu glauben, wir seien verpflichtet, alle die Forderungen, die wir an den Staat stellen, in gleicher Weise auch in unserer Parteiorganisation durchzuführen. Gewiß muß der Charakter unserer Forderungen an den Staat auch die Form unserer eigenen Organisationen beeinflussen. Aber die Staatsform, die wir anstreben, ist keine Schablone, die für jede unserer Organisationen ohne weiteres anwendbar ist.

Jedes besondere gesellschaftliche Gebiet, das seine besonderen Funktionen und Aufgaben hat, erheischt auch seine besondere Art der Organisation. Nichts schlimmer, als wenn man sie alle nach der gleichen Schablone einrichten will, sei es etwa eine Partei, eine Gewerkschaft, eine Zeitungsredaktion oder ein Konsumverein. Selbst für die Partei wird sich die zweckmäßigste Organisationsform unter verschiedenen Verhältnissen sehr verschieden gestalten. Und unter denselben Verhältnissen mag eine Form, die für den Reichsorganismus zweckmäßig ist, nicht auch die beste für die Wahlkreisorganisation sein. Und sie kann sehr unzweckmäßig sein für die Organisation etwa der Internationale.

Wenn ich also für diese die konsequente Durchführung des Territorialprinzips für das zweckmäßigste halte, so darf durchaus nicht geschlossen werden, daß ich auch für jede Parteiorganisation innerhalb eines Nationalitätenstaates das Personalitätsprinzip rundweg ablehnen müßte.

Das ist keineswegs der Fall. Ja ich muß gestehen, daß ich mir gar nicht vorstellen kann, wie die Parteiorganisation in Österreich bei dem gegenwärtigen Stande der Nationalitätenverhältnisse ohne das Personalitätsprinzip lebensfähig gestaltet werden könnte.

Möglich wäre es allerdings, daß dies Prinzip in der österreichischen Parteiorganisation zu weit getrieben, daß das Territorialprinzip zu sehr in ihr ausgeschaltet ist. Und doch wird eine Partei ohne dieses nie auskommen können.

Schon in dem Ergänzungsheft über „Nationalität und Internationalität" hatte ich bemerkt:

Auch die Partei hat, wie der Staat, eine doppelte Aufgabe, eine sprachlicher ltur: die der Propaganda, welche, soll sie ausreichend und zweckmäßig führt werden, eine Organisation der Partei nach Nationen auf Grund des rsonalprinzips erfordert. Und daneben die Aufgabe der Kraftentfaltung, der tion auf politischem, gewerkschaftlichem, genossenschaftlichem Gebiet, welche e einheitliche Zusammenfassung aller proletarischen räfte ohne Unterschied der Nationalität für bestimmte schlossene Territorien erfordert.

So wichtig und notwendig die Autonomie der Nationen für die Aufgaben der riftlichen und mündlichen, der politischen und gewerkschaftlichen Propaganda ist, gefährlich kann sie werden auf dem Gebiet der Aktion.

Hier liegt ein anscheinender Widerspruch vor, aber wir haben gesehen, daß ein lcher durch das ganze Wesen der modernen Kulturentwicklung hindurchgeht, die nerseits das Bereich der internationalen Kultur immer mehr erweitert und die ternationalen Beziehungen immer inniger gestaltet, und die andererseits für stimmte Kulturgebiete das nationale Moment immer stärker in den Vordergrund bringt. Diese Widersprüche in der Gesellschaft zu überwinden, wird einmal lenthalben die Aufgabe des siegreichen Proletariats sein. Sie innerhalb der oletarischen Kampfesorganisationen heute schon zu überwinden, ist die Aufgabe s kämpfenden Proletariats in den Nationalitätenstaaten, vor allem des Proletariats Österreichs, des höchstentwickelten der großen Nationalitätenstaaten, jenes, dem die nationale Frage die schwierigsten Formen annimmt. Hier gilt es vor lem, die Synthese zu finden zwischen nationaler Autonomie und zentralistischer usammenfassung; die Synthese jener Prinzipien, die beide gleich notwendig sind r den Kampf des Proletariats, von denen jedes für sich allein ungenügend, ja rderblich wirken kann.

Die richtigen Formen für diese Vereinigung von Autonomie und Zenralismus, von Personal- und Territorialprinzip zu finden, mag unter mständen sehr schwer sein. Unmöglich ist sie nicht.

Das Beispiel einer Synthese zwischen Personalitätsprinzip und Terririalprinzip zeigen uns unter anderem in fast allen Ländern die Gewerkhaften. Die gewerkschaftliche Organisation ist insofern auf das Personalitsprinzip aufgebaut, als sie sich in jedem Staate nicht nach Territorien, ndern nach Berufen gliedert. Aber so verschieden die Interessen der einelnen Berufe sein mögen, sie haben auch gemeinsame Interessen, im Reiche wohl wie in den einzelnen Gemeinden. Und so hat sich die Gewerkschaftsewegung neben den Berufsorganisationen und Berufskongressen auch Orane für die Verfechtung der gemeinsamen Interessen geschaffen, in Deutschnd die Gewerkschaftskartelle in den einzelnen Industriezentren, den Geerkschaftskongreß und die Generalkommission fürs Reich.

Sollte, was für die verschiedenen Berufsorganisationen möglich und notendig ist, nicht auch in einem Nationalitätenstaat für die verschiedenen ationalen Organisationen in jedem Wahlkreis, jeder Provinz, schließlich m Reiche möglich und notwendig sein? Wenn man die Separatisten hört, nüßte man freilich meinen, die nationale Autonomie sei der Inbegriff ller Demokratie, die Grundlage aller Sozialdemokratie, und der Zenralismus das Grab jeglicher Demokratie; der Zentralismus, den die bösen Deutschen eigens zu dem Zwecke erfunden haben, um die Tschechen zu nechten und auszubeuten.

In Wirklichkeit ist es natürlich nicht das Deutschtum oder „Wien“, wie s im Jargon des tschechischen Nationalismus heißt, das zentralisiert, son-

dern der Kapitalismus. Er schafft überall, nicht bloß in Österreich, eine Zentralisierung des Staates, weil er Industrie, Handel und Verkehr zentralisiert, und er zwingt auch das Proletariat, den zentralisierten Kräften seiner Gegner eigene zentralisierte Organisationen entgegenzusetzen.

Sicher müssen die Organisationen des Proletariats demokratische sein. Aber nichts irrtümlicher, als daß Demokratie und Zentralismus einander ausschließen. Bloß die primitive, heute reaktionäre Demokratie steht im Gegensatz zum Zentralismus, jene Demokratie, die Zeiten entstammt, in denen der Kapitalismus noch nicht das moderne Verkehrswesen geschaffen hatte. Die ursprüngliche Demokratie beruhte auf der Selbständigkeit kleiner Gemeinwesen, deren geringe Ausdehnung es erlaubte, daß alle ihre Bewohner an den demokratischen Versammlungen teilzunehmen vermochten. Solche kleine Gemeinwesen konnten sich wohl zur Erreichung gemeinsamer Zwecke zusammentun, eine größere Gemeinschaft, einen Staat bilden. Aber wenn das freiwillig, demokratisch geschah, dann blieben die kleinen Gemeinwesen, die den Staat bildeten, selbständig. Sie gaben nur so viel von ihrer Souveränität an die zentralen staatlichen Organe ab, als ihnen paßte. Ein Beschluß des Zentralparlamentes war nur dann gültig, wenn alle Delegierten ihm zustimmten.

Ganz anders die moderne Demokratie, deren Typus die französische Republik der großen Revolution begründet hat. Auch sie beruht auf der Selbstverwaltung der kleineren Territorien, aus denen der Staat besteht, der Selbstverwaltung der Provinzen und Gemeinden, aber es ist nicht die souveräne Provinz oder Gemeinde, die mit anderen zusammen die Staatsgewalt nach ihrem Gutdünken bildet, sondern es ist die zentrale Staatsgewalt, das zentrale Parlament, das den Provinzen und Gemeinden so viel an Selbstverwaltung abgibt, als der gemeinsame Staatszweck erfordert. Die Rechte und Pflichten jeder Provinz und Gemeinde sind nicht, wie ehedem, besondere, bald größer, bald kleiner, je nach der Macht, die die betreffende Provinz oder Gemeinde der Zentralgewalt gegenüber aufbringt, sondern sie sind für alle Provinzen sowie für alle Gemeinden die gleichen, durch Staatsgesetz, nicht durch Separatverträge festgesetzt. Und wenn in den Tagsatzungen und Landständen früherer Zeit der einzelne Abgeordnete als der Vertreter seines Wahlkreises erschien, dessen besondere Interessen er gegenüber der Gesamtheit zu wahren, dessen besondere Aufträge er auszuführen hatte, so gilt der Parlamentsabgeordnete in der modernen Demokratie als Vertreter der Gesamtheit des Volkes im ganzen Staate. Oder vielmehr, da das Volk in Klassen zerfällt, bildet er den Vertreter jener Partei des Gesamtstaats, in der die Klasse organisiert ist, die seine Wahl bewirkt.

Diesen Gegensatz zwischen der mittelalterlichen partikularistischen Demokratie und der modernen, zentralistischen Demokratie hatte Marx schon vor sechs Jahrzehnten klar erkannt. In der Ansprache der Zentralbehörde an den Kommunistenbund vom März 1850 wird die Möglichkeit einer erneuten demokratischen Revolution sowie die Haltung erörtert, die das Proletariat der kleinbürgerlichen Demokratie gegenüber einzunehmen hat. Da heißt es unter anderem:

Die Demokraten werden ferner entweder direkt auf die Föderativrepublik hinarbeiten oder wenigstens, wenn sie die eine, unteilbare Republik nicht umgehen können, die Zentralregierung durch möglichste Selbständigkeit und Unabhängig-

it der Gemeinden und Provinzen zu lähmen suchen. Die Arbeiter müssen diesem lane gegenüber nicht nur auf die eine und unteilbare deutsche Republik, sondern ich in ihr auf die entschiedenste Zentralisation der Gewalt in die Hände der taatsmacht hinwirken.

Unter der Staatsmacht wird man hier freilich nicht die Bureaukratie rstehen dürfen, sondern ein zentrales Parlament. In Österreich haben ir sehr viel Bureaukratie, aber sehr wenig demokratischen Zentralismus. as zentrale Parlament ist machtlos, und die Rechte und Pflichten der ein-lnen Provinzen und Nationen sind heute noch großenteils sehr verschieden-tig, da eine jede besondere Rechte für sich durch Feilschen und Erpressen n der Zentralregierung gewann und noch gewinnt. Nirgends auch nur ein ersuch, die Rechte und Pflichten der Provinzen und Nationen prinzipiell, rch ein für alle geltendes Reichsgesetz zu regeln. Für jede gilt ein anderes echt, jede mogelt und kämpft für die Erweiterung ihrer Sonderrechte, die bgeordneten fühlen sich nicht als Vertreter der Gesamtheit oder großer lasseninteressen, sondern als Vertreter lokaler und partikularistischer Inter-sen — ganz wie im Mittelalter.

Den Separatisten erscheint das als die wahre Demokratie, sie suchen die litische Organisation der Partei diesem Zustand anzupassen. Sie merken icht, wie durch und durch reaktionär ihr demokratisches Ideal ist, wie sie r Reaktion dienen. So haben sich ja auch ihre Vorgänger, die bürger-chen Demokraten des Tschechentums, indem sie das gleiche Ideal mittel-terlicher Demokratie vertraten, als Kraft erwiesen, die den tschechischen eudaladel stärkte.

In Österreich besteht vielfach noch die Meinung, der Zentralismus sei ut für die Gewerkschaften, nicht für die Partei, die Synthese zwischen Auto-omie und Zentralismus sei in der Weise zu erreichen, daß man den Zen-alismus der Gewerkschaft und die Autonomie der Partei zuschiebt. In Wirklichkeit müssen beide diese Synthese durchführen, wenn sie auf der Höhe rer Leistungsfähigkeit anlangen wollen. Ob sich dies Ziel unter den ge-ebenen Verhältnissen erreichen läßt, das zu entscheiden sind nur die Ge-ossen in der Lage, die am Orte selbst sitzen und wirken und alle in Be-racht kommenden Faktoren aus langjähriger Erfahrung kennen.

Wir können hier nur theoretisch erörtern, welche Organisationsformen ir einen modernen Nationalitätenstaat die passendsten seien. Und da ommen wir zu dem theoretischen Schlusse, daß das Ziel der Parteiorgani-ation eine stramm zentralisierte Gesamtpartei mit einer kraftvollen Ge-amtexekutive sein muß; daß die Autonomie der einzelnen nationalen und rritorialen Unterabteilungen der Partei keine unbedingte sein und nicht weit gehen darf, daß sie ein rasches und energisches Handeln der Gesamt-artei zu hindern vermag. Endlich, daß, wie immer diese Autonomie be-haffen sein mag, neben der Selbstverwaltung der nach dem Personalitäts-rinzip organisierten Nationen auch für die Selbstverwaltung sämtlicher Genossen ohne Unterschied der Nation in den einzelnen Territorien Vor-orge getroffen sein sollte.

Eine Aufgabe für die Partei.

Von **Helmut Lehmann** (Berlin).

Den glänzenden Erfolg bei den Reichstagswahlen, die 4¹/₄ Millionen Stimmen und in weit höherem Maße noch die 110 Mandate verdankt die Partei nicht nur der wachsenden Aufklärung in den Reihen der industriellen Arbeiterschaft. Die Tücken der veralteten Wahlkreiseinteilung zu überwinden war nur möglich infolge der grenzenlosen Erbitterung, die die Politik der letzten Jahre auch bei sonst politisch ziemlich teilnahmlosen Bevölkerungsschichten hervorgerufen hatte. Kleinbauern, Landarbeiter, Kleinbürger und Privatangestellte haben, weit mehr als bei früheren Wahlen, die Scheu vor dem „roten Gespenst" überwunden. Sie folgten trotz der jahrzehntelangen Hetzarbeit der bürgerlichen Parteien gegen die Sozialdemokratie dem Kampfruf gegen den schwarzblauen Block. Die Stichwahlparole des „entschiedenen" Liberalismus gegen den Block wäre ohne die erbitterte Stimmung dieser Wählerkreise noch weit mangelhafter befolgt worden. Viele, sehr viele Wähler aus diesen Schichten haben, namentlich in den Großstädten, die liberale Stichwahlentscheidung offensichtlich nicht erst abgewartet, sondern gleich bei der Hauptwahl einen roten Stimmzettel abgegeben. In einer ganzen Anzahl namentlich industrieller Wahlkreise läßt ein Vergleich unserer Wahlziffern mit den Ziffern der Berufszählung diesen Schluß ohne weiteres zu.

Die Partei hat es von jeher als eine selbstverständliche Aufgabe betrachtet, diese politisch erweckten Schichten als dauernde Anhänger und als klassenbewußte Mitkämpfer zu gewinnen. Darüber braucht nicht weiter geredet zu werden. Wenn uns aber die Wahlziffern zeigen, daß die Ideen des Sozialismus auch in den nicht zur Arbeiterschaft im engeren Sinne gehörenden Bevölkerungsschichten immer mehr Eingang finden, so erwächst damit der Partei die Aufgabe, der Aufklärungsarbeit unter diesen Schichten erhöhte Aufmerksamkeit zu widmen. Es muß verhütet werden, daß es bei einer ähnlichen politischen Situation wie bei den Wahlen von 1907 den bürgerlichen Parteien ein leichtes ist, diese unaufgeklärten, politisch nicht geschulten Schichten über die unmittelbaren politischen Zwecke und das Ziel der Sozialdemokratie auf das gröblichste zu täuschen.

Was zeigte denn die Wahl von 1907? Sie zeigte, daß alle Verleumdungen des Reichsverbandes, alle Lügen und Verdrehungen der bürgerlichen Parteien die eigentlichen Arbeitermassen nicht hinters Licht führen konnten. Davor schützte sie ihr Klassengefühl — aber auch die politische Aufklärungsarbeit der Partei, die sich jahrzehntelang fast ausschließlich der Industriearbeiterschaft zugewendet hatte. Das Verständnis für ihre wahren Interessen ist bei den Kleinbürgern von heute und den Privatangestellten sehr schwach entwickelt; die Partei hat auch sehr wenig getan und konnte bisher auch sehr wenig tun, den politischen Sinn dieser Bevölkerungskreise durch eine ihrer Anschauungs- und Denkweise angepaßte Agitation weiter zu bilden. Das Wahlergebnis zeigt uns, daß das jetzt nachgeholt werden kann. Ohne Agitation und Organisation sind keine Erfolge möglich. Deshalb muß die Partei durch eine den geistigen Bedürfnissen dieser Volksschichten angepaßte Agitation jene immer dringender werdende politische Erziehungsarbeit verrichten.

Am leichtesten muß diese Arbeit unter den Privatangestellten leisten sein. Die Privatangestellten haben bereits wirtschaftliche, also verkschaftliche Organisationen, die auf dem Boden der modernen Ar-terbewegung stehen und gegenwärtig etwa 25 000 Mitglieder zählen. Es also von vornherein ein Fundament vorhanden, um die Angestellten für : politische Organisation zu gewinnen, und zwar durch eine besonders :ichtete Agitation. Durch die gewerkschaftlichen Angestelltenorganisationen ın die politische Aufklärungsarbeit aber aus naheliegenden Gründen ht geleistet werden.

Die Gewinnung der Privatangestellten für die Partei ist auch darum onders wichtig, weil die Privatangestellten, obwohl sie nur etwa $2^1/_4$ Mil-nen Berufsangehörige und $1^1/_4$ Millionen Reichstagswähler zählen, doch großen Massen in ganz bestimmten industriellen und großstädtischen ahlkreisen zusammengedrängt sind. In derartigen Kreisen, wo die Stim-nzahl der bürgerlichen Parteien der unserigen annähernd gleichkommt, den sie mit das Zünglein an der Wage der Entscheidung. 1907 neigten sich auf die Seite der bürgerlichen Parteien, und das Resultat war anche Überraschung in einer Reihe von Wahlkreisen. Die Angestellten aren bis zu den Wahlen von 1907 politisch meist indifferent. Den bürger-hen Parteien gelang es damals, sie, die zur Partei der Nichtwähler ge-rten, mobil zu machen und für sich einzufangen. Seitdem sind die An-tellten politisch interessiert; die bürgerlichen Parteien versuchten auch, sie rch alle möglichen Versprechungen sozialpolitischer Sondervorteile bei immung zu erhalten. Zum Teil ist ihnen das gelungen. Die Wahlarbeit : bürgerlichen Parteien wurde in den Großstädten zum nicht geringen il von Privatangestellten verrichtet. In den breiten Massen der Ange-llten herrscht jedoch eine durchaus oppositionelle Grundstimmung. Sie d eben auch Proletarier; ihre Klasseninteressen sind nach ihrer Stellung Produktionsprozeß wie nach ihrer Stellung als Konsumenten durchaus ntisch mit denen der Industriearbeiterschaft. Deshalb muß es auch bei ıen leichter sein als beim Kleinbürgertum, die Erkenntnis der Soli-rität ihrer Interessen mit denen der Lohnarbeiter zu wecken.

Die Partei darf es nicht damit genug sein lassen, daß die kapitalistische ıtwicklung die Angestellten von selbst zur Erkenntnis ihrer Klassenlage ingen wird; sie hat die Pflicht, diesen Entwicklungsprozeß nach Kräften beschleunigen. Will man das, so muß man sich vor Augen halten, daß : Klasseninteressen der Angestellten nicht so offen zutage liegen wie bei : Industriearbeiterschaft. Bei dieser ragt das wirtschaftliche Niveau des ızelnen und infolgedessen seine gesellschaftliche Stellung nur vereinzelt er das seiner Berufsgenossen erheblich hinaus. Bei den Privatange-llten liegen die sozialen Zusammenhänge keineswegs so einfach geschichtet. er ist die Erwerbsmöglichkeit ganz außerordentlich abgestuft, besteht die ısicht — meist allerdings nur in der Einbildung —, allmählich immer sser bezahlte Posten zu erhalten und damit aus dem Proletariat aus-scheiden. Durch diese Differenzierung, nach dem Prinzip: Teile und rrsche, hat das Unternehmertum bisher das Erwachen des Klassengefühls ıter den Massen der Angestellten zu verhindern gesucht. Doch die Ver-endungstendenzen des Kapitalismus verleugnen sich auch hier nicht. mmer mehr nivelliert der Großbetrieb auch hier die soziale Stellung der

Ausgebeuteten. Die von der sozialen Struktur der eigentlichen Arbeiterschaft vielfach abweichende, im Endergebnis aber die gleiche Ausbeutung aufweisende soziale Schichtung der Privatangestellten erfordert deshalb auch eine anders geartete politische Agitation. Eine Agitation zwar mit den gleichen organisatorischen Methoden und dem gleichen sozialistischen Inhalt, aber doch mit anderen Mitteln und in anderen äußerlichen Formen.

Noch ein weiterer Grund ist gegeben, an diese Aufgabe jetzt heranzutreten: die Taktik der Demokratischen Vereinigung und ihre Agitation unter den Angestellten. Diese neue Parteigruppe wird vielfach in Parteikreisen mit einer gewissen wohlwollenden Neutralität behandelt. Wohl hauptsächlich deshalb, weil die „Neodemokraten", wie sie von den süddeutschen ehemaligen Demokraten und jetzigen Fortschrittlern genannt werden, mit der Behauptung operieren, sie beabsichtigten das wirklich „freiheitlich gesinnte Bürgertum" auf dem Boden der Demokratie zu sammeln. Das mag die ehrliche Überzeugung von Barth, Gerlach und Breitscheid gewesen sein, als sie sich von der fusionierten Fortschrittlichen Volkspartei trennten. Aber das begreifliche Bestreben der Parteiführer, „mehr Volk" um sich zu sehen, hat die Demokratische Vereinigung aus einem Parteisplitter des Bürgertums zu einer Parteigruppe der Privatangestellten werden lassen. Die Mitglieder der Demokratischen Vereinigung rekrutieren sich aus bestimmten Privatangestelltenkreisen, das Bürgertum aber ist ausgeblieben. Die Vertrauensleute dieser Partei sind großenteils Privatangestellte, ihre Redner und Reichstagskandidaten sind entweder Akademiker der freien Berufe oder der Privatangestelltenberufe. Der Sozialdemokratie könnte eine demokratische Partei des Bürgertums nur erwünscht sein. Aber gehören die Privatangestellten zum Bürgertum? Nein, sie gehören als Lohnempfänger zur großen Armee der Arbeiterklasse. Eine Parteigruppe, die versucht, Angehörige der proletarischen Klassen vom Sozialismus ab (und das ist doch auch die Absicht der Neodemokraten) und auf den Boden der bürgerlichen Ideologie herüberzuziehen, zersplittert die Kräfte der Arbeiterklasse und schädigt damit die Klasseninteressen des Proletariats. Deshalb darf die Sozialdemokratie nicht ruhig zusehen, wie die Demokratische Vereinigung, um überhaupt parteibildend zu wirken, die Angestellten als ihre ureigenste Rekrutierungsdomäne betrachtet.

Die Demokratische Vereinigung kann den Angestellten nichts bieten, weder in wirtschafts- noch in sozialpolitischer Beziehung. Zur Wahrung ihrer Interessen sind die Angestellten immer auf die Sozialdemokratie angewiesen. Dennoch hat die Demokratische Vereinigung fast nur unter den Angestellten einige Erfolge erzielt. Das erklärt sich sehr leicht. Das besitzende Bürgertum ist für demokratische Ideen nicht zugänglich, die wirtschaftlich wurzellosen Angestellten aber fühlen sich von den bürgerlichen Parteien abgestoßen. Auf dem Wege zur Sozialdemokratie fängt sie die Demokratische Vereinigung auf. Denn sie ist auf die besonderen Bedürfnisse der Privatangestellten in ihrer Agitation und in ihrer Presse eingegangen. Das offizielle Organ der Demokraten, das „Freie Volk", hat zum Beispiel eine ständige Rubrik „Aus der Angestelltenbewegung". Die Demokraten bearbeiten auch die Angestellten bei der Agitation, bei Wahlen und Versammlungen ganz besonders; da ist denn ein gewisser Erfolg nicht ausgeblieben. Gewiß, auch bei uns ist es in den letzten Jahren anders ge-

[...]den. Die Partei hat besondere Agitationsbroschüren für Angestellten-[...]gen herausgegeben; auch ein besonderes Flugblatt ist zur Reichstags-[...]l verbreitet worden, wenigstens in einzelnen Wahlkreisen; besondere [...]gestelltenversammlungen haben ebenfalls, zum Beispiel in Berlin I, statt-[...]nden. Aber das ist nur ein Anfang. In der planmäßigen, fortlaufenden [...]klärungsarbeit, in der systematischen Organisierung der Wählermassen, [...] fehlt die besondere Note für die Privatangestellten; [...]wenden wir uns nur ganz allgemein an die Angehörigen der Arbeiter-[...]se und erreichen vielfach die Angestellten gar nicht. Es genügt eben [...]t, daß wir den Privatangestellten im Reichstagswahlkampf sagen, was [...]Partei für sie getan und wie und wann wir ihre sozialpolitischen Inter-[...]n vertreten haben. Prinzipielle Aufklärung gilt es zu verbreiten unter [...] Angestellten über ihre wirtschaftliche Stellung, über ihre Klassen-[...]ressen. Es muß ihnen gezeigt werden, daß die Sozialdemokratie [...]t nur ihre sozialpolitischen Wünsche, sondern ihre Klassen interessen [...]tritt.

Es bedarf wohl keines besonderen Nachweises, daß man das nicht durch [...] Gelegenheitsarbeit, durch ein Flugblatt, das von der Parteiorgani-[...]on verbreitet wird, oder durch Broschüren, die gar nicht an die Massen [...] Angestellten gelangen, erzielen kann. Hierzu bedarf es einer systema-[...]jen und andauernden Arbeit. Die jetzt schon in den Reihen der Partei [...]enden Privatangestellten — und ihre Zahl ist gar nicht so gering — [...]ssen für diese besondere Agitation herangezogen werden. Wir wollen [...]iß keine Extrawurst für die Angestellten hergerichtet haben oder einer [...]nderorganisation das Wort reden. Aber den gegebenen Tatsachen darf [...]n sich nicht verschließen, und was notwendig ist, muß ausgeführt werden. [...] Partei hat für eine ganze Reihe von Spezialfragen besondere Kom-[...]sionen, zum Beispiel für die Agitation unter den Frauen besondere Ver-[...]uenspersonen. So ist es auch notwendig, besondere Agi-[...]tionskommissionen der Privatangestellten in den [...]uptsächlich in Betracht kommenden Wahlvereinen [...] bilden, besondere Diskussionsabende für Privat-[...]gestellte, ähnlich den Leseabenden für die Frauen, einzurichten, auch [...]sondere Rubriken für die Angestelltenfragen in den [...]ößeren Parteizeitungen zu eröffnen.

Vielleicht gibt es auch andere organisatorische Mittel; doch das sind [...]agen des praktischen Bedürfnisses. Worauf es aber ankommt, ist die [...]ematische ununterbrochene Aufklärungsarbeit mittels der politischen Or-[...]isation. Das ist eine Aufgabe, die von der Partei gelöst werden muß.

Literarische Rundschau.

[...] Zacher, **Italien von heute**, im Jahre seines fünfzigjährigen Jubiläums, [...]istorisch-politisch-nationalökonomisch betrachtet. Heidelberg 1911, Verlag C. Win-[...]ers Universitätsbuchhandlung. Preis 3,80 Mark.

Der kürzlich verstorbene Korrespondent der „Frankfurter Zeitung", A. Zacher, [...]t in seiner angeführten Schrift Italien ein Loblied. Er ist von Italien begeistert, [...]ziell von seinem wirtschaftlichen Fortschritt in den letzten Jahren. Er geht sogar

so weit, die Meinung zu bestreiten, daß Italien im allgemeinen ein armes Lan sei, wobei er auf die Tatsache des Anwachsens der Sparkasseneinlagen hinweist. widerlegt sich aber selber, wenn er über die steigende Auswanderung aus Itali berichtet und die Aussagen der Auswanderer wiedergibt, daß „diese ins Auslan gehen, weil sie dort das Brot finden, das Italien ihnen nicht gibt". Überhau zeigt Zacher kein tiefes Verständnis für nationalökonomische, speziell Agrarfrage Dieser Teil seiner Schrift ist auch trotz der vielen interessanten Einzelheiten recht schwa

Dagegen bezeugt der Autor zweifellos eine gewisse Beobachtungsgabe für d politische Tagesgeschichte, und seine Schilderung der Verfassungs- und der politisch Verhältnisse Italiens möchten wir jedem empfehlen. Denn er gibt ein ziemlich g treues Bild der Ausartung der bürgerlichen Demokratie in den kleinbäuerlich Ländern, wo die Bevölkerung politisch wenig geschult ist, die parlamentarische Maschi von den „Advokaten" im eigenen Interesse ausgenutzt wird. So führt er unt anderem zwei italienische Schriftsteller an, die sich über ihr Vaterland folgende maßen ausließen: G. Carducci schrieb am 24. Oktober 1883: „Die ‚Polypen', d heißt die fünfhundert Abgeordneten mit ihren fünfhunderttausend . . . Söhnen, Enkel Neffen, Frauen, Geliebten, Liebhabern der Frauen, Freunden der Geliebten, Kuppler Wählern saugen alles aus, umklammern alles, beschmutzen alles. Die Korrupti ergreift auch die Besten. . . ." Der Exminister Martini konstatierte noch 1909, d „das Land sich immer mehr von seinen Vertretern trennt". . . .

Nicht besser steht es mit den Wählern. Der „Economista dell' Italia modern schrieb am 12. März 1910: „Man kennt die Art, wie unsere politischen Wahlen her zustande kommen. Die Mehrzahl der sogenannten Erwählten des Volkes ist mit d Erbsünde der Wahlen behaftet, die durch Banknoten und Korruption jeglicher A erzielt wurden." . . . Man weiß, daß in Italien nur etwa ein Achtzehntel der e wachsenen Bevölkerung das Wahlrecht besitzt. Diese Charakteristik der Wahlma trifft also bloß auf die kleine Minderheit der Bevölkerung zu, aber eben diese Minde heit macht in Italien die parlamentarische Geschichte. Man begreift jetzt, waru die Agitation des Banco di Roma für einen Krieg um Tripolis nicht fehlgin diese Großbank sparte an Geld für ihre Zwecke nicht. . . .

Interessant ist auch die Charakteristik der auswärtigen Politik Italiens; b achtenswert ist besonders die Stelle, wo Zacher von Italiens Kolonie Eritrea sprić die 1882 bis 1900 über 378 Millionen Lire verschlungen hat und dabei Itali absolut nichts einbringt, ja fast gar keine wirtschaftlichen Fortschritte aufweist.

Was dagegen Zacher über die sozialpolitische Bewegung in Italien mitzuteil weiß, erhebt sich über das gewöhnliche Geschwätz provinzieller bürgerlicher Zeitung keineswegs. Es verlohnt sich gar nicht, dabei zu verweilen. Alles in allem brin Zachers Schrift doch ein recht anschauliches Bild von Italien, wenn er auch nicht die Tiefe der wirtschaftlichen und sozialen Erscheinungen einzudringen vermag.

Spectat

Dr. Ernst Jäckh, **Im türkischen Kriegslager durch Albanien.** Bekenntnisse z deutsch-türkischen Freundschaft. Heilbronn 1911, Verlag von Eugen Salzer. 2 Seiten. Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark.

Als im Sommer 1910 allenthalben in den albanischen Bergen die Schü knatterten, machte sich Dr. Ernst Jäckh, von brennendem Interesse getrieben, a den Weg nach dem vielumstrittenen Lande. Von Üsküb begab er sich nach Prizr und zog von dort zu Pferd im Tale des Drin gegen Westen und später südwestl ausbiegend den zwischen jähen Tiefen und steilen Höhen wechselnden Saumpf bis Skutari. Da Jäckh von früher her Beziehungen zu einflußreichen Militärkreis unterhielt, durfte er sich hier dem Oberkommandierenden der türkischen Operation truppen, Torghut Schewket Pascha, anschließen und wandte sich in seinem Sta südwärts, bis zur alten Stammeshauptstadt der Miriditen, Oroschi, und schl sich von dort nur mit einigen albanischen Begleitern durch die wilde Lurja n

ra durch, um schließlich über Nekandelen Üsküb wieder zu erreichen. Als der :eiber dieser Zeilen während des 1911er Aufstandes auf Dr. Jäckhs Spuren die he Fahrt von Prizren nach Skutari hinter sich hatte und Torghut Schewket ha plaudernd gegenüber saß, erinnerte sich der türkische General mit viel ide seines deutschen Weggenossen durchs Schkipetarenland. C'était un bon :! Ein famoser Kerl! meinte er.

Das etwa ist auch der Eindruck, den das vorliegende Buch hinterläßt. Frisch, haulich, lebendig, als ein Beobachter, der zu sehen und zu gestalten weiß, schil- Dr. Jäckh, was sich ihm auf seiner nicht alltäglichen Reise einprägte. Diese nschaften, verbunden mit einer gewissen politischen Naivetät, lassen auch an en Stellen des Buches keinen Gram gegen den Verfasser aufkommen, wo der sche Imperialismus allzusehr seine Krallen ausstreckt. So ist nicht nur ange- 3 der Tatsache, daß die deutsche Literatur über Albanien recht armselig aus- , Dr. Jäckhs Buch eine wertvolle Erscheinung, sondern rein an sich wirft es n breiten und scharfen Lichtkegel in das Dunkel, das bis heute Albanien, das opäische Tibet" einhüllt, und gibt manchen bedeutungsvollen Fingerzeig für Erkenntnis der ethnographischen wie sozialen Lage seiner Bevölkerung. Wer tig über albanische Dinge mitreden will, wird an Dr. Jäckh nicht vorübergehen können.

Freilich wäre es bedenklich, ihm auf seinen Entdeckerpfaden durch dick und 1 zu folgen. Seine aufrichtige Begeisterung für die deutsch-türkische Freund- t läßt ihn mancherlei, was nur in seinen Wünschen leben mag, schon als Wirk- eit ansehen. So glaubt er noch immer daran,[1] daß die vom Koran gepredigte inenz den Türken wirklich dazu bringe, um den Alkohol in weitem Bogen her- ugehen. So wähnt er auch, es werde dem Panislamismus, das will hier sagen: Solidaritätsgefühl aller Moslemin gelingen, die Entwicklung der Klassen- nsätze zu verhüten. Am bedenklichsten freilich ist Dr. Jäckhs Auffassung von der gültigen Beruhigung Albaniens, die schon durch die Rebellion des Jahres 1911 vahrsten Sinne des Wortes schlagend widerlegt worden ist. Wenn er es so dar- ellen versucht, als sei dieser Aufstand nur lokal beschränkt gewesen, so täuscht doch nicht über die Tatsache hinweg, daß es auf jeden Fall in allen Teilen Al- iens gärte und kriselte, um Prizren so gut wie um Ipek und Djakowe, und daß Miriditen schon den ersten Fuß auf den Kriegspfad gesetzt hatten.

Mit der von Dr. Jäckh schwärmerisch gefeierten deutsch-türkischen Freundschaft : es heute nach dem Tripolisraubzug nur soso, und selbst der Kriegsminister hmud Schewket Pascha, dem das Buch gewidmet ist, hat sich in der Kammer für : Anlehnung an England ausgesprochen. Das mag eine herbe Enttäuschung für Jäckh gewesen sein. Es steht zu befürchten, daß ihr eine zweite, noch herbere en wird, wenn im Frühjahr 1912 der Schnee auf den Berghängen Albaniens ilzt und die ersten Hämmel auf die Weide getrieben werden. Denn dann geht's : unten los!

Hermann Wendel.

Kurt Albert Gerlach, **Dänemarks Stellung in der Weltwirtschaft.** Band der „Probleme der Weltwirtschaft". Herausgegeben von Professor r. Bernhard Harms. Jena 1911, Verlag von G. Fischer. 380 Seiten.

Die Charakteristik der Stellung Dänemarks in der Weltwirtschaft, die Dr. K. A. lach gibt, geht von der Untersuchung der Handelsbeziehungen zwischen Dänemark seinen Nachbarländern aus. Er gibt aber auch vieles zur Beurteilung Däne- ks allgemeiner Lage an. Insbesondere sind seine Angaben über Dänemarks Land- tschaft von Interesse, da, wie bekannt, dieses Land keine Agrarzölle kennt. Heute, der Kampf gegen die agrarische Wucherpolitik so brennend geworden ist, ver- ten seine Ausführungen doppelte Aufmerksamkeit.

---

[1] Siehe die Besprechung seines Buches „Der aufsteigende Halbmond", „Neue t," XXIX, 2, S. 904 ff.

Dänemark war bis zum Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunde ein Getreide ausführendes Land; infolge der transozeanischen Konkurrenz änderte den Charakter seiner Landwirtschaft und ging allmählich zur Viehzucht über. D Resultat ist ein glänzendes. Im Gegensatz zu Deutschland hat Dänemark sein Ack areal von 1875 bis 1902 um 24 Prozent vergrößert; die Ertragssteigerung ist ebe falls recht groß, nämlich 56 Prozent.

In bedeutendem Maße baut Dänemark Futterpflanzen, während es Korn imm mehr einführt. So war die Bodenbenutzung im Jahre 1901 in Prozenten des Acker

	Korn	Wurzelfrüchte	Futterpflanzen	Brache
Dänemark	46	8	36	8
Deutschland	58	17	10	5

Man sieht, die Landwirtschaft Dänemarks ist in viel größerem Maße als i Deutschlands der Viehzucht angepaßt. Tatsächlich war der Viehbestand Dänema 1904 im Vergleich zu dem Deutschlands wie folgt:

	Auf 1000 Einwohner	Pro Quadratkilometer
Dänemark	1557	99
Deutschland	668	70

Die Bedeutung dieser Zahlen erhellt daraus, daß, während Deutschland imm mehr landwirtschaftliche sowohl als auch tierische Erzeugnisse einführt, der Ausful überschuß von Tieren und tierischen Produkten aus Dänemark von 100 Million Kronen im Durchschnitt der Jahre 1886 bis 1890 auf 258,8 Millionen Kronen Jahresdurchschnitt 1901 bis 1905 und 338,4 Millionen Kronen im Jahre 1908 sti Einen schlagenderen Beweis gegen die Agrarzölle kann man sich wohl kaum denk

Sehr interessant sind auch die Angaben Gerlachs über die Bodenpreise in Dä mark, die beweisen, daß die Grundrente als Folge der erhöhten Getreidepreise sel in den Ländern, die keine Agrarzölle haben, den Stand der siebziger Jahre, a vor der Agrarkrisis, erreicht hat.

Zum Schlusse mögen noch die Angaben über die Löhne der ländlichen Arbei in Dänemark angeführt werden. Es betrug der durchschnittliche Jahreslohn:

1840 bis 1849	220 Kronen	1897	534 Kronen
1871	349 "	1905	593 "
1888	443 "		

Trotz der steigenden Löhne denkt man in Dänemark keineswegs an die Ei führung von Schutzzöllen.

Auf die Handelsbeziehungen zwischen Dänemark und den anderen Ländern könn wir nicht eingehen, möchten aber bloß bemerken, daß seit dem Übergang Englan zur Handelsfreiheit zwischen Dänemark und England die bedeutendsten Hande beziehungen bestehen.

Spectat

Zeitschriftenschau.

In der Doppelnummer der „Critica Sociale" vom 1. und 16. Dezember find sich an leitender Stelle ein Artikel von Tullio Colucci mit der Überschrift: „F **einen größeren Sozialismus."**

Der Autor meint, es sei an der Zeit, daß der Sozialismus seine alten Unt scheidungen in reformistischen und revolutionären Flügel fallen lasse. Heute der gesamte Sozialismus reformistisch, da er endgültig mit dem katastrophisch Geiste und jeder fatalistischen Illusion aufgeräumt hätte. Auch die Revolution seien Reformisten, ohne es selbst zu wissen. In der Taktik dürfe man nichts seh als ein Werkzeug zum Kampfe, und jede Taktik sei gut, solange sie nützlich ist.

Der Klassenkampf ist ein geschichtliches Gesetz, schließt aber nicht ein vorüber-
nbes Zusammenarbeiten der Klassen aus. Die Sozialisten der Anfangsstadien
n aus dem großen geschichtlichen Gesetz einen kategorischen Imperativ gemacht,
zu verstehen, daß der Klassenkampf sich auch ohne unser Wissen und Wollen
Geltung bringt. Sie haben geglaubt, daß ein bewußter Kraftaufwand not tue:
aber not tut, ist das Bewußtsein der eigenen Interessen und die Kenntnis der
n Mittel, um sie durchzusetzen. Weil sie dies eingesehen haben, haben die Re-
isten die Oberhand in der Partei erlangt und den Revolutionarismus über-
den. Was heute noch von diesem lebt, ist nur die Phrase.

Während sich aber so die Furche einer Scheidung schließt, tut sich nach Ansicht
Autors die Furche einer neuen Scheidung auf. Der Sozialismus ist praktisch
orden, geschäftskundig und hat darüber alles vergessen, sogar sich selbst. In
Maße, wie er an Kraft gewonnen hat, hat er seinen idealen Gehalt eingebüßt.
hrend er sich in der Welt der Dinge ausdehnt, schrumpft er in den Seelen zu-
men; je mehr er sich dem Heute hingibt, um so unsicherer wird sein Morgen.
en diese Verflachung und Ideallosigkeit ist Stellung zu nehmen. „Wir leugnen
icht, sondern erkennen es vielmehr laut und ausdrücklich an, daß der Reformis-
heute die einzig denkbare und mögliche Form des Sozialismus ist, aber wir
en diesem Reformismus jenen moralischen Grundcharakter erhalten, der der
lz des ersten Sozialismus war und der Stolz des Sozialismus aller Zeiten
kann. An den Dogmen liegt uns nichts: die Grundsätze interessieren uns nicht.
verachten die Formel. Aber was wir vom Sozialismus retten oder wieder
innen wollen, das ist der beseelende Geist, das Ideal der Gerechtigkeit, die
alische Rechtlichkeit und Kraft, jener unvergängliche menschliche Gehalt, den
o genial zu erhöhen verstanden hat, und der als magnetische Kraft auf eine
bersehbare Menge begeisterter Jugend und tatkräftiger Herzen gewirkt hat."

Wenn der Sozialismus zu neuer Kraft erstehen soll, so kann dies nicht durch
kehr zu einem überlebten Mystizismus erfolgen, sondern nur durch moralische
euerung. Neben der großen Masse der Sozialisten muß eine kleine Schar
tig junger Leute wirken, die, bestimmt, ewig in der Minderheit zu bleiben, die
ge der moralischen Renaissance der Bewegung suchen soll. Ihre Aufgabe ist es,
Skeptizismus zu bekämpfen, der heute alle Seelen gefangen hält. Wir müssen
r an unser Werk und an dessen ideale Ziele glauben, um uns die Kraft zu er-
ten, es zu vollbringen. Was not tut, ist eine Rückkehr zum Idealismus.

Dieser Artikel an dieser Stelle ist in hohem Grade symptomatisch für jene
mystische Bewegung, die sich im italienischen Leben und nicht nur in dem unserer
rtei geltend macht. Erst feiert man die Hingabe an die Praxis und die An-
ung an die Tagesforderungen als eine große Errungenschaft. Dann wundert
n sich, daß bei dieser restlosen Hingabe und Anpassung nichts an idealen Be-
bungen übrig bleibt, ohne sich zu fragen, ob dies nicht eine notwendige und un-
bleibliche Folge des Kultus der unmittelbaren Wirklichkeit und der Praxis
Tageskampfes sei.

In der „Soffitta" vom 17. Dezember schreibt Genosse Michele Terzaghi über:
ie Stellung der Sozialisten zum heutigen Kriege."

Es sei unverkennbar, daß es Aufgabe der Partei ist, in dieser Stunde des
ederewachens aller reaktionären Instinkte Protest gegen den Krieg und den in
enthaltenen Anschlag auf die Rechte der Kultur und der Zivilisation einzu-
en. Doch müsse dieser Protest sich heute keine praktischen Ziele stecken. Es wäre
icht, sich einzubilden, daß man durch Volksversammlungen und Artikel dem
iege ein Ende machen könnte. Der Autor meint, daß die Partei in ihrer Aktion
gen den Krieg von falschen Voraussetzungen ausgeht. Sie stellt sich an, als ob
Bourgeoisie den Krieg gewollt hätte, um die Sozialisten zu ärgern, und als ob
Partei die Möglichkeit gehabt hätte, ihn zu verhindern. Am herbsten ist die
ttäuschung der Reformisten, die eine Hypothek auf dem Kabinett zu haben

glaubten und sich deshalb eingebildet hatten, Verirrungen wie die heutige ver hindern zu können. Der Autor ist weit entfernt, das Zustandekommen des Kriege den Reformisten zur Last legen zu wollen, er meint aber, daß jene Erschlaffun des Klassenbewußtseins, die aus der reformistischen Politik folgt, das Überhand nehmen der Strömungen gefördert hat, durch die der Krieg herbeigeführt wurde Es müsse wohl ein Zusammenhang bestehen zwischen dem Erstarken des Hurra patriotismus und dem politischen Tiefstand der proletarischen Bewegung, dere offizielle Vertreter Marx zum alten Eisen geworfen haben.

Die sozialistische Partei hat dem Autor zufolge einen großen Fehler begangen den sie durch die heutige Sozialistenhetze und den heutigen Kriegsrummel bezahlt sie hat geglaubt, daß in den letzten Jahren, seit die Massen eine Abrüstung ihre Kampftüchtigkeit begonnen haben, auch die Bourgeoisie in entsprechendem Maß dem Proletariat gegenüber abgerüstet hätte. Die Sozialisten haben die Erlangun des liberalen Regimes, das seit dem Tode Humbert I. eingesetzt hat, einzig al Giolittis Verdienst angesehen, ohne zu bedenken, daß das frühere Regime der Re aktion für die Bourgeoisie selbst unerträglich und undurchführbar geworden war was die Aufstände von 1894 in Sizilien und in der Lunigiana, die Volksbewegun von 1898 und die Ermordung des Königs im Jahre 1900 deutlich und drohend ge zeigt hatten. Die Bourgeoisie ihrerseits hat aber die Ruhe des Proletariats be nützt, die mit der Periode des Ministerialismus einsetzte, um ihre eigene Expan sion vorzubereiten, und ist mit dem tripolitanischen Unternehmen gerade in der Augenblick hervorgetreten, als die sozialistische Partei am meisten entnervt war Wenn wir gelernt hätten, strenger ökonomisch zu denken, so hätten wir diesen Aus gang voraussehen müssen. Konnte man wirklich glauben, daß der Kapitalismu keinen Ausweg fände aus den Verhältnissen, die durch die wachsende Dichtigkeit de Bevölkerung und die von den Gewerkschaften erzwungene wesentliche Steigerun aller Löhne zu einer Verringerung der Produktivität des Kapitals führten? Wa war natürlicher, als daß die Bourgeoisie gerade die Zeit, in der ihr das Prole tariat freie Hand ließ, dazu benützte, um ihrem Kapital neue und lukrativere An lagen zu sichern?

Verschiedene wirtschaftliche Anzeichen, so die Konvertierung der Rente, di große Vermehrung der Depots in den Sparkassen, die Erhöhung der Metalldeckun über das notwendige Maß, verrieten seit längerer Zeit, daß das italienisch Bürgertum die Periode der wirtschaftlichen Depression überwunden hatte. Da Kapital, das im Lande geringen Profit abwarf, mußte nach einer besseren Anlag streben, und so hat sich die italienische Bourgeoisie auf die Bahn der Kolonia unternehmen treiben lassen, wie die Bourgeoisie aller Länder. Dieses Unter nehmen wird sich höchstwahrscheinlich als ein großes Unglück für das Proletari und das Kleinbürgertum erweisen, wird aber ein brillantes Geschäft für di kapitalkräftige Bourgeoisie sein.

Wenn so die Bourgeoisie jetzt ihre geschichtliche Klassenfunktion erfüllt, geschieht dies unter Nebenerscheinungen, die unserer Partei zu denken geben sollten Der Kriegsenthusiasmus ist weit umfassender und tiefer, als man vermuten konnt Die Sozialisten müssen deshalb aus der heutigen Sachlage ersehen, daß alle ge schichtlichen Ereignisse sich langer Hand vorbereiten, und daß sie bis heute no nicht verstanden haben, auf die Psyche der Massen jenen Einfluß zu gewinnen, de allein ein zuverlässiges und dauerhaftes internationales Empfinden möglich mach Diese Seite des Problems kann man nicht ernst genug nehmen. Den Krieg al solchen und seine Folgen für unsere Partei überschätzt man heute in sozialistische Kreisen: an dem Kriege wird der italienische Sozialismus keinen ernsten Schade nehmen, wenn nur die Partei sich anschickt, die Unterlassungssünden ihrer Prop gandatätigkeit und ihre taktischen Fehler wieder gut zu machen. Oda Olber

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.



and Nr. 20 Ausgegeben am 16. Februar 1912 30. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die Präsidentenwahl.

Berlin, 10. Februar 1912.

Ähnlich wie die Reichstagswahlen selbst hat die Wahl des Reichstags-sidiums für die sozialdemokratische Partei zwei Seiten, von denen die e in hellem Lichte strahlt, die andere aber durchaus nicht der Schatten behrt. Die 4¼ Millionen Stimmen, die die Partei aus eigener Kraft im ersten Anlauf gewann, waren ein gewaltiger Triumph, während den Stichwahlen das Abkommen mit den Freisinnigen, so ratsam es an sein mochte, doch unerfreuliche Erfahrungen mit sich brachte.

Bei der Wahl des Reichstagspräsidiums ist es nun wieder ein Triumph, dem man eine reine Freude haben kann, daß ein sozialdemokratischer geordneter zum ersten Vizepräsidenten gewählt wurde, ohne irgend-che andere Verpflichtung, als daß er die Pflichten des Amtes erfüllt, ihm die Geschäftsordnung vorschreibt. Das kaudinische Joch, das die rgerlichen Parteien der Arbeiterpartei errichtet hatten, indem sie die hl eines Sozialdemokraten ins Präsidium davon abhängig machten, daß sich zu irgendwelcher Hofgängerei verpflichten solle, ist damit zertrüm-rt. Das ist ein großer moralischer Erfolg, den wir freudig begrüßen rfen.

Aber so erfreulich dieser Erfolg an und für sich immer nur sein mag, so er doch unter nicht ganz erfreulichen Umständen erfochten worden. Wie den Reichstagswahlen war es auch hier das Abkommen mit den libe-en Parteien, das zu mancherlei Schwierigkeiten und Weitläufigkeiten rte. Das neue Präsidium selbst wurde denn auch zunächst dadurch ver-staltet, daß zum Präsidenten der ultramontane Herr Spahn gewählt rde, und rein äußerlich ließ sich auch nicht bestreiten, worüber die libe-en Blätter ein mehr oder minder großes Hallo erhoben, daß die ialdemokratische Wahltaktik dem Zentrum diesen Sieg verschafft hat. ein man braucht nur die Lage der Dinge einfach ins Auge zu

fassen, um zu erkennen, daß die Reichstagsfraktion vollkommen richtig ve fahren ist.

Obgleich sie stärker ist als irgend eine bürgerliche Fraktion des Reichs tags, beanspruchte sie für sich doch nicht den Posten des Präsidenten. Die Forderung ist nur in einer von mehreren Blättern nachgedruckten Parte korrespondenz aufgestellt worden, aber mit handgreiflichem Unrecht. Wi man auf dem Boden des bürgerlichen Parlamentarismus kämpfen, so mu man sich auch seinen Lebensbedingungen anbequemen, und die Geschäf eines bürgerlichen Parlamentes lassen sich nicht führen, wenn der Präs dent nicht wenigstens in allen entscheidenden Fragen die Mehrheit hint sich hat. Ein Reichstagspräsident, der sich in allen entscheidenden Frage von vornherein nur auf den vierten Teil der Versammlung stützen kan ist zu einer lächerlichen Rolle verurteilt, und die sozialdemokratische Fra tion hat sich sehr mit Recht gehütet, sich auf dies Glatteis zu begeben. S beanspruchte für sich nur den Posten des ersten Vizepräsidenten und wa bereit, die erste wie die dritte Stelle des Präsidiums an die liberalen Pa teien abzutreten, womit allen konstitutionellen Forderungen genügt wa

Diese Rechnung war aber ohne die unsicheren Kantonisten im nationa liberalen Lager gemacht, die durchaus auch die schwarzblaue Minderheit in Präsidium vertreten wissen wollten. Die Präsidialfrage, die man an un für sich gewiß nicht überschätzen darf, gewann dadurch eine hohe politisch Bedeutung. Begann jetzt schon, sozusagen am ersten Tage des neuen Reichs tags, das nationalliberale Techtelmechteln mit den Besiegten des Schnaps blocks, dann war für die Zukunft das Schlimmste zu befürchten, und d sozialdemokratische Fraktion hatte den dringendsten Anlaß, auch nur d leiseste Berührung mit diesen elenden Machenschaften zu scheuen. Sie hat sich bereit erklärt, einen nationalliberalen Präsidenten zu wählen, falls d liberalen Parteien ihr den Posten des ersten Vizepräsidenten überließe aber sie mußte natürlich ihre feste Bürgschaft haben, daß diese Zusicherun erfüllt wurde; sie konnte es nicht darauf ankommen lassen, daß, nachdem sie die Wahl eines nationalliberalen Präsidenten gesichert hatte, statt ihre Kandidaten nunmehr ein konservativer oder ultramontaner Brotwucher zum ersten Vizepräsidenten gewählt wurde. Und da es die Nationallib ralen ablehnten, sich auf eine bindende Verpflichtung einzulassen, so wa es ganz selbstverständlich, daß die sozialdemokratische Fraktion bei der Wa des Präsidiums auf eigene Faust vorging und für die Wahl des Präsi denten einen eigenen Kandidaten in der Person des Genossen Bebel au stellte.

Ebenso selbstverständlich war sie sich darüber klar, daß die Folge ihre Vorgehens die Wahl eines schwarzblauen Präsidenten werden konnte un tatsächlich auch wurde. Aber so unangenehm diese Möglichkeit sein mocht so konnte sie doch nicht ins Gewicht fallen gegenüber der Riesenblamag womit sich die sozialdemokratische Fraktion vor aller Welt bedeckt hätt wenn sie sich durch die Nationalliberalen hätte düpieren lassen. Es wa endlich einmal an der Zeit, jener ebenso alten wie perfiden Taktik des Lib

smus einen Riegel vorzuschieben, die durch allerlei Verrätereien am
nen Prinzip der Reaktion die Wege bahnt und dann die Sozialdemo-
ie für den Sieg der Reaktion verantwortlich macht, weil sie sich auf
e Verrätereien einlassen will. Ein schwarzblaues Präsidium war gewiß
unangenehme Sache, allein ein verhältnismäßig viel geringeres Übel,
wenn sich die Sozialdemokratie von Anbeginn durch die Nationallibe-
n hätte nasführen lassen, wie die Nationalliberalen so oft durch Bis-
k genasführt worden sind.

Somit hatte die sozialdemokratische Fraktion eine gründliche Lektion zu
ilen, und erfreulicherweise hat diese Lektion angeschlagen. Nachdem schon
der engeren Wahl des Präsidenten (zwischen Bebel und Spahn) etwa
Nationalliberale für Bebel gestimmt hatten, hat die nationalliberale
ktion in ihrer Gesamtheit — vielleicht mit einigen wenigen Aus-
men — den Sieg des Genossen Scheidemann entschieden. Hätte sie sich
Anfang an dafür verbürgt, so war die ganze Verwirrung ausgeschlossen,
der nationalliberale Prinz v. Schönaich-Carolath säße heute auf dem
sidentenstuhl des Reichstags. Sicherlich ist anzuerkennen, daß die
onalliberale Fraktion schließlich das verständige Teil erwählt hat, aber
Dank dafür gebührt der klaren und konsequenten Taktik der sozialdemo-
ischen Fraktion.

Mit ihrem Siege ist denn auch der ultramontane Präsident unschädlich
acht worden. Herr Spahn hat heute bereits sein Amt niedergelegt, wie
eine konservativen Bundesbrüder sofort von ihm verlangten: vielleicht
weniger auf deren Geheiß oder aus patriotischem Abscheu vor der
hbarschaft eines sozialdemokratischen Kollegen, als aus der nüchternen
vägung heraus, daß sich das Präsidium am Beginn einer neuen Legis-
rperiode nach vier Wochen einer Neuwahl unterziehen muß, und daß er
n die dringende Gefahr lief, nicht wieder gewählt zu werden. Die drin-
de Gefahr freilich nur, denn nach dem unsinnigen Toben der reaktio-
en Presse über den Ausfall der Präsidentenwahl scheint der schwarz-
e Block noch nicht alle Hoffnung aufgegeben zu haben, sich des Prä-
ums zu bemächtigen. Ganz ausgeschlossen ist diese Möglichkeit auch
t; wie der schließliche Sieg Spahns über Bebel durch die Stimmen der
en entschieden wurde, so wurde der Sieg Scheidemanns über seinen kon-
ativen Mitbewerber nur dadurch möglich, daß sich die Polen der Ab-
mmung enthielten, statt wie bei der Wahl des Präsidenten für den Kan-
aten des schwarzblauen Blocks zu stimmen. Mit dieser wetterwendischen
ktion rechnen die edlen Ritter und Heiligen, und im übrigen werden
sich bemühen, dem gegenwärtigen Präsidium bis zu dem Termin der
wahl das Leben möglichst schwer zu machen. Aber auch unter diesem
ichtspunkt erklärt sich leicht, weshalb Herr Spahn vorläufig das Spiel
loren gibt.

Das sind jedoch spätere Sorgen, durch die wir uns die Freude an unserem
olg nicht trüben zu lassen brauchen. Wichtiger als dieser Erfolg selbst
die Mittel, durch die er errungen wurde. Denn so sehr das Vordringen

der Sozialdemokratie in das Präsidium des Reichstags ein historisch-sympto matischer Triumph der Partei ist, so ist praktisch mit dem Gewinn eine Präsidentenpostens nicht so gar viel gewonnen. Man darf sich auch nicht ve hehlen, daß die unsicheren Kantonisten der nationalliberalen Fraktion i Fragen, bei denen es sich um wichtige Klasseninteressen handelt, nicht leicht kirre zu machen sein werden wie bei der Präsidentenfrage, die do mehr eine Ehren- oder gar nur Etikettenfrage ist. Aber es war von hoh Wichtigkeit, gleich von Anbeginn zu zeigen, daß die Sozialdemokratie zwa bereit ist, nach ihren Kräften im Reichstag mitzuarbeiten, aber durchau nicht gewillt ist, sich dabei die Butter vom Brote nehmen zu lassen. Sie wir in dieser Beziehung an den liberalen Fraktionen ein gut Stück Erziehung arbeit zu leisten haben, und je eher sie damit anfängt, um so besser!

Vor allen Dingen muß der Aberglaube ausgerottet werden, der soz sagen in jeder Spalte der liberalen Blätter spukt, als ob man sich dadur in der Vertretung der liberalen Prinzipien — und um deren praktisc Durchführung handelt es sich ja zunächst — irre machen lassen dürfe, we man Gefahr laufe, dadurch irgend eine — eingebildete oder wirkliche reaktionäre Komplikation zu beschwören. In aller Politik gibt es kein größere Torheit, als sich einschüchtern zu lassen. Eben dies ist der Grun fehler der liberalen Politik seit 1866, ja seit 1848 gewesen. Was hätten d Liberalen in den Tagen des Norddeutschen Bundes von Bismarck erreich können, wenn sie auf seine Drohungen hin es einfach aufs Biegen od Brechen hätten ankommen lassen, statt sich von ihm an die Wand drück lassen, daß sie quietschten. Bismarck hat sie selbst später deshalb ausg lacht. Und nun gar die komische Angst vor der „Erpressertaktik“, als — wiederum nach Bismarck — nicht alle Politik aufs do ut des hinauslie Welch verkehrte Welt, wenn ein Parlament seine bescheidensten Forderung von der Regierung Jahr für Jahr in den Papierkorb werfen läßt, aber seinem Teil der Regierung jahraus jahrein, ohne zu mucken und zu murre Hunderte und Tausende von Millionen in den Schoß wirft.

In alledem muß Wandel geschaffen werden, wenn der deutsche Parl mentarismus nicht auf ewige Zeiten ein Schattenspiel an der Wand bleib soll. Gewiß wird es noch ein schwer Stück Arbeit kosten, aber die Sozia demokratie ist so bereit wie fähig, diese Arbeit zu leisten. Und sollte de Liberalismus nicht auch eine Ahnung aufdämmern, daß er vor der letzt Entscheidung steht? Die Fortschrittliche Volkspartei hat sich in der Prä dentenfrage korrekt verhalten, und die Nationalliberalen haben sich weni stens noch zu guter Letzt zurechtgefunden.

Man brauchte noch nicht eigentlich Pessimist zu sein, um weniger zu warten. Nehmen wir es also zum guten Vorzeichen und lassen wir unser Wünschen freieren Spielraum als unseren Sorgen!

Die Politik J. B. v. Schweitzers und die Sozialdemokratie.

Von **H. Laufenberg.**

Vorbemerkung. Wie vorauszusehen, ist die Darstellung, die Bebel in seinen Denkwürdigkeiten von Schweitzer gibt, auf Widerspruch gestoßen. Nachdem mir die Arbeiten zum ersten Bande der Geschichte der Arbeiterbewegung in Hamburg, Altona und Umgegend eine eingehende Nachprüfung der einschlägigen Zeitdokumente auferlegten, vermag auch ich mich nicht zu Bebels Urteil über Schweitzers Person und Politik zu bekennen. Ursprünglich plante ich eine eingehende Kritik der von Bebel hervorgehobenen „Indizien", sehe jedoch in diesem Zusammenhang von der persönlichen Seite ab, um die Abhandlung nicht über Gebühr auszudehnen und das Interesse des Lesers voll und ganz auf den Punkt zu konzentrieren, der mir bei der Kontroverse über Schweitzer als der ausschlaggebende erscheint. Ich behalte mir dabei vor, gelegentlich auf Schweitzers Person zurückzukommen.

I.

Die Entdeckung der kalifornischen Goldminen hatte den europäischen, entschiedener noch den amerikanischen Kapitalismus vorwärts getrieben. Das industrielle Kapital der Nordstaaten der Union griff nach den Küsten des Stillen Ozeans hinüber, schwang sich sprunghaft zum Rivalen Englands empor, ließ in jähem Laufe die bis dahin überwiegende Agrarproduktion an Korn und Fleisch für die Plantagenstaaten des Südens hinter sich zu einer Zeit, wo die europäische Einwanderung zu stocken begann, dem Baumwollmonopol der Südstaaten auf dem Weltmarkt die ersten Konkurrenten erwachsen waren. Der Mangel an Freizügigkeit, der in den Südstaaten zahlreiche Hände an die Scholle gefesselt hielt, vereinbarte sich nicht mehr mit den Bedürfnissen des industriellen Profits, und die rückständige Sklavenwirtschaft jener erschien als eine Gefährdung der Weltstellung Amerikas. Der Krieg, der zwischen den Nord- und Südstaaten der Union um die Sklavenemanzipation entbrannte, hatte das Eingeständnis zur Grundlage, daß die kapitalistische Produktion sich zur weltbeherrschenden nur zu erheben vermag auf dem Grunde freier Lohnarbeit, der Gleichberechtigung des Arbeiters innerhalb der modernen Gesellschaft. Wie gewichtig die englische Zehnstundenbill, das erste Eingreifen der Staatsgewalt in den kapitalistischen Produktionsprozeß zugunsten der Arbeitskraft, als Sieg eines Prinzips, wie eindringlich die Lehre der englischen Kooperativbewegung, daß Produktion auf großer Stufenleiter im Einklang mit moderner Technik möglich sei ohne die Existenz einer Kapitalistenklasse — die Erkenntnis, die der Kampf um die Sklavenbefreiung predigte, war ungleich gewichtiger, eindringlicher und bedeutsamer. War das Bürgerrecht des Arbeiters ein Bedingnis geworden der industriellen Produktion selbst, dann war die Emanzipation der Arbeiterklasse fortab eine gesellschaftliche, eine unabweisbare geschichtliche Notwendigkeit. „Wie der amerikanische Unabhängigkeitskrieg des achtzehnten Jahrhunderts die Sturmglocke für die europäische Mittelklasse läutete, so der amerikanische Bürgerkrieg des neunzehnten Jahrhunderts für die europäische Arbeiterklasse."

Das Spekulationsfieber, welches der nordamerikanische Krieg entzündete, die sich überstürzende Entfaltung der Arbeitsmaschinerie, die

Energie, womit die große Industrie ihre Unternehmungen ausdehnte un sich zahlreicher neuer Gebiete des Erwerbslebens bemächtigte, zwangen zu nächst England zu höchster Kraftanspannung. „Wer hätte 1860, im Zenit jahr der englischen Baumwollindustrie, die galoppierende Verbesserung de Maschinerie und die entsprechende Deplacierung von Handarbeit geahn welche die drei folgenden Jahre unter dem Stachel des amerikanische Bürgerkriegs hervorriefen?" Binnen sieben Jahren verschwanden in Gro britannien infolge technischer Vervollkommnungen 388 Baumwollfabrike sank die Zahl der Dampfwebstühle um 20 663, die Zahl der beschäftigte Arbeiter um 50 505, indes sich die Spindeln um 1 612 514 vermehrte Ähnlich lagen die Dinge in vielen anderen Industrien. Die Umwälzunge im englischen Wirtschaftsleben aber berührten das deutsche angesichts d Stellung der englischen Industrie auf dem binnenländischen Markte un im Zwischenhandel der Nordseehäfen aus nächster Nähe.

Als bedeutendste Vertreter kapitalistischer Produktion erscheinen i Deutschland bis zum Aufkommen der großen Industrie die verschiedene Arten der Bekleidungsgewerbe, der Kleineisenindustrie und der Holzve arbeitung. Neben ihnen stehen einzelne Manufakturen, teils wie Buchdru und Wagenbau älteren, teils wie Tabak- und Zigarrenfabrikation jünger Ursprungs. Stellenweise und in Prozessen mit größerer Arbeitszerlegun hat fabrikmäßiger Zusammenschluß der Teiloperationen Platz gegriffe Stellenweise gibt der Kaufmann-Fabrikant, der kleinkapitalistische In dustrielle der Produktion das Gepräge. Im ganzen aber überwiegt da Verlagssystem, die Abhängigkeit des Produzenten vom kapitalistische Händler, wie denn mechanischer Betrieb nur vereinzelt vorkommt, die g sellschaftliche Arbeit noch durchaus handwerksmäßigen Charakter bewahr die Konkurrenz wider das fremde Fabrikat durch stete Senkung der Löhn und damit des Existenzminimums der Arbeitskraft ausgefochten wird. Ve steht sich, daß die Erzeugung von Rohstoffen, zumal von Kohle und Eise vollends hinter der ausländischen Produktion zurücksteht. Diese Verhäl nisse zermürbt nunmehr die Revolution im englischen Wirtschaftsleben vo Grund aus, macht sie doch den Wettbewerb vermöge bloßer Lohnsenkun in vielen Industrien, zumal wo Verlängerung des Produktionswegs dam verbunden, zur ausgesprochenen Unmöglichkeit. Die Verwendung von A beitsmaschinen, der Übergang zur automatischen Fabrik wurde für da deutsche Kapital ein Gebot der Existenz.

Daher denn auch die verblüffende Schnelligkeit, womit der Umschwun sich vollzog. Um die Mitte der sechziger Jahre musterte Preußen 96 1 Fabriken mit 670 000 männlichen, 90 000 weiblichen, Sachsen 11 700 F briken mit 179 000 männlichen, 34 000 weiblichen Arbeitern. Damals b reits überwog der maschinelle Betrieb an mehreren Stellen, so im Eise gewerbe in und um Aachen, in einzelnen Teilen der Chemnitzer Texti industrie, die fünfzehn Jahre zuvor noch keinen mechanischen Webstu besaß. In der Handweberei von Glauchau-Meerane — Bebels erstem Wah kreis und Zentrum der sächsischen Volkspartei wie später der Eisenach sozialdemokratischen Arbeiterpartei — arbeiteten 1863 30 700, 1874 48 Handwebstühle, indes die Zahl der mechanischen Webstühle im gleichen Zei raum von 230 auf 3807 stieg. Ähnlich wie in Amerika und im Gegensatz z England fußte diese vehemente Entwicklung auf einer in ihrer Art gra

en Entfaltung des Aktienwesens, auf der engen Verbindung von Bank aufkommender Großindustrie.

Was Wunder, wenn zwischen den Vertretern des alten und des neuen pitals, zwischen Handels- und Industriekapitalismus ein scharfes Ringen ebt um die wirtschaftliche Führung, das über der Kriegsära der folden Jahre sich zugunsten des letzteren entschied! Was Wunder aber auch, nn jener Gegensatz, heftige Kämpfe auslösend, in die Arbeiterschaft ückschlägt! Wie die herrschenden Schichten im Besitz, findet die Arbeiterft in der Organisation das Mittel gesellschaftlicher Geltendmachung und vegung. Ihr Aufstieg zur Klasse ist der historische Prozeß ihrer Organion. Aber die Formen der Organisation liegen nicht im freien Ermessen. ht die proletarische Bewegung aus der Verneinung des kapitalistischen gentums hervor, so bedingt die Bewegung des kapitalistischen Eigentums Formen der proletarischen Organisation. Die organisatorische Einheit deutschen Arbeiterklasse sollte aus dem sich vertiefenden Zwiespalt des rtschafts-, des Arbeitsprozesses erwachsen. Als erste Verwirklichung des vachten Klassengedankens steht an der Schwelle der deutschen Arbeiterwegung der Streit der Organisationen um die Form der Organisation.

Als Lassalle in die anhebende Arbeiterbewegung eingriff, trat das brikproletariat noch völlig hinter das Handwerkerproletariat zurück. War Gründung einer Arbeiterpartei eine Notwendigkeit, dann auch die Anüpfung an die durch den alten Kapitalismus proletarisierten Schichten s Handwerkes. Um so mehr, als sie, in neue Gärung gesetzt durch den achel der fremdländischen Konkurrenz und der beginnenden technischen volution, das eigentliche Element der politischen Energie darstellen, ihre hrung innerhalb der Arbeiterschaft eine traditionelle war. So sind bei „Aufständen" der Handwerksgesellen zu Hamburg um die Mitte des tzehnten Jahrhunderts Schneider, Schuster und Tischler die treibenden äfte. In der großen Sturmbewegung, die 1791 die Hamburger Arterschaft ergreift und zu einem siebentägigen Ausstand aller Gewerke hrt, sowie in den Lohnkämpfen der folgenden Jahre stehen die gleichen rufe im Vordergrund. Schuster, Schneider, Tischler im Verein mit bakarbeitern, deren Gewerbe sich seit 1830 lebhaft ausbreitet, bilden das ickgrat des Bundes der Kommunisten, sind 1848 die Träger der revolunären Strömung in der Hamburger Arbeiterschaft. Die gleichen Schichten cheinen wieder im Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein. Nach einer ufstellung aus den letzten Wochen des Jahres 1868 gehörten von den 9 Mitgliedern des Hamburger Vereins sieben Neuntel vier Berufen an, mlich den Schneidern 245, den Tischlern 198, den Zigarrenarbeitern 169, n Schuhmachern 111. Und alles, was wir über die Zusammensetzung des ndes der Kommunisten wie des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins s anderen Orten wissen, deutet auf dieselben Berufe oder auf solche, die r gleichen ökonomischen Struktur unterliegen, der Manufaktur oder dem pitalistisch zersetzten Handwerk angehören.

Auf die Bewegungsverhältnisse dieser Gruppen ist die Präsidialverssung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins zugeschnitten, mit ihrer edankenwelt harmonieren die sozialistischen Theorien Lassalles: die Herrhebung des ehernen Lohngesetzes, die Forderung der Produktivassozianen, die unklare und mehr ablehnende als fördernde Stellung zu Streik

und Berufskoalition; nicht weil bewußte Anpassung vorläge, sondern wei Lassalles Ansichten mit der Wirtschaftsverfassung Deutschlands in den fünf ziger und im Anfang der sechziger Jahre von selber und natürlich überein kamen. Eben diese Übereinstimmung mit den zurückgebliebenen heim industriellen Zuständen Deutschlands erklärt Marx' und Engels' Zurück haltung gegenüber Lassalles geschichtlicher Tat, ließen beide ihr Denke und Handeln doch von den entwickelten industriellen Verhältnissen Eng lands bestimmen. Eine Zurückhaltung, die sich um so stärker äußerte, al just zu jener Zeit die englische mit der nordamerikanischen Industrie de schärfsten Konkurrenzkampf um die technische Suprematie ausfocht, währen Lassalle in der Frage der Berufsorganisation — die Bedeutung des au der Zunftzeit überkommenen Kassenwesens für die Entwicklung der letztere übersehend und im Einklang mit der ökonomischen Rolle der Heimindustri neben der vordringenden Maschinenindustrie — eher hinter den Forde rungen des Revolutionsjahres zurückblieb, denn darüber hinausging. S wenig sich mithin die Berechtigung von Marx' und Engels' Kritik vor Standpunkt der fortgeschrittenen kapitalistischen Ökonomie verkennen läß in der politischen Hauptfrage bleiben sie gleichwohl Lassalle gegenüber i Unrecht, in der Frage, ob dessen Theorie und Organisation den gegebene realen Bedürfnissen der deutschen Arbeiterwelt entsprachen. Und das tate sie. Nicht die wissenschaftliche Erkenntnis den Dingen vorauseilender Geiste gibt in der Politik den Ausschlag, sondern die Bewegung der Gesellschaf selbst, die tatsächlich erreichte Höhe der Entwicklung.

Am meisten blieb die Stellung, die Lassalle in seinen letzten Tagen z Bismarck einnahm, dem Mißverständnis ausgesetzt. Als die Macht de Umstände Bismarck auf die Frage des Wahlrechtes drängte und Lassall durch schärfere Hervorkehrung der Arbeiterschaft und Fortschrittsparte trennenden Gegensätze die Entwicklung zu unterstützen trachtete, begegnet diese taktische Wendung bei manchen Anhängern der Demokratie schroffer Widerspruch. Das Ausspielen des Wahlrechtes sei ein Fallstrick, bestimm die bürgerliche Opposition zu lähmen, die Arbeiterschaft zugunsten de preußischen Cäsarismus einzufangen; ehe denn die Arbeiterschaft ihre Rech nung mit der Bourgeoisie begleiche, müsse der bürgerliche Rechtsboden de Gesellschaft errungen sein. Wie bestechend der Einwand schien, sollte er An erkennung finden, hätte es der Mehrheit des preußischen Abgeordneten hauses mit dem Kampfe um ein konstitutionelles Regierungssystem zu nächst ernst sein müssen. Demokraten und Konstitutionelle hatten sich ge funden, die Fortschrittspartei die Hauptforderung der Demokratie, da allgemeine und gleiche Wahlrecht, aus ihrem Gründungsprogramm fern gehalten, um das Verlangen „nach einer Einigung Deutschlands“, die zwa nicht ohne Volksvertretung, aber auch „nicht ohne starke zentrale Gewa in den Händen Preußens“ gedacht werden könne, an die Spitze zu steller Nunmehr versagte auch das Abgeordnetenhaus im Kampfe mit Bureau kratie und Junkertum vollends. War eine schärfere Kritik an jenem „en schiedenen Liberalismus“, der selbst den Namen der Demokratie verpönt möglich als die Tatsache, daß das allgemeine Wahlrecht ihm in Wahrhe zur Schlinge werden, der dynastischen Eroberung des Großpreußentum die Wege ebnen konnte, Vorgänge, die die Spaltung der Fortschrittsparte die Absplitterung der Nationalliberalen und ihr Bündnis mit Bismar

n Schoße trugen! Nicht mit, nur im Widerspruch zu dieser Entwicklung rfte und konnte die deutsche Arbeiterpartei ihren Weg nehmen. War die m Bürgertum preisgegebene Demokratie ihr natürlicher Ausgangspunkt, e Demokratie selber nur mehr als eine soziale möglich, galt es in erster nie, der Arbeiterschaft die Mittel und den Boden politischer Bewegung schaffen, dann handelte Lassalle vollkommen richtig, wenn er die Oktroy-rung des Wahlrechtes betrieb und ihr die nachdrückliche Unterstützung der beiter verhieß.

Überhaupt sah sich der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein zwischen zwei ermächtige Gegner gestellt. Seine Agitation war im Lichte der bestehen-n Gesellschaft um so mehr eine revolutionäre, als jeder gesetzliche Boden r Agitation noch fehlte. Er konnte sich in der Öffentlichkeit nur behaupten, nn er, unabhängig nach beiden Seiten, Junkertum und Bürgertum dereinander auszuspielen, bei jedem Schritte vorwärts, den Reform-danken hervorhebend, eine jener beiden großen Gruppen ins Spiel zu hen verstand. Eine schwierige und dornenvolle Aufgabe, wie Lassalle ber erfuhr; um so schwieriger und dornenvoller für seinen Nachfolger, s Lassalles eigene Anhänger ihm auf Grund seiner „Antezedenzien“ mit verhohlenem Mißtrauen begegneten.

II.

Als Schweitzer Lassalles Erbe antrat, war die Mitgliedschaft des Vereins ring, das Budget schwach, der Zusammenhalt unter den Gemeinden nig gefestigt. Der in Lassalles Testament empfohlene Präsident erwies h als ein charakterloser Schwachkopf, und die Gräfin Hatzfeld begann re unterwühlende Tätigkeit, die den Verein zwei Jahre hindurch mit den gsten Wirren erfüllen sollte. Überdies ergoß sich während des Jahres 65 eine Welle großer Lohnkämpfe durch ganz Deutschland. Sie stellte e Arbeiterschaft nicht nur vor neue organisatorische Aufgaben, sie belebte i ihr auch die bürgerlich-demokratischen Traditionen, wie die Beschlüsse r seit Lassalles Auftreten zusammengeschlossenen fortschrittlichen Vereine f dem Stuttgarter Vereinstag im September des gleichen, der Versuch s norddeutschen Arbeitertags im Mai des folgenden Jahres, den linken lügel jener weiter vorwärts zu schieben, deutlich dartun. Eine Gärung tte die deutsche Arbeiterschaft, hatte den Allgemeinen Deutschen Arbeiter-rein selber ergriffen, die dessen Bestand in hohem Maße gefährdete. Wenn gleichwohl aus den mancherlei Stürmen gekräftigt hervorging, dann nk der Tiefe, womit er in bestimmten Lebensverhältnissen des deutschen oletariats wurzelte, nicht minder aber dank Schweitzers geschickter und allen Fährnissen bewährter Führung. Sie hielt zwei Ziele unverrückt i Auge: den Verein nach innen zu konsolidieren und ihn nach außen zum heitlichen und geschlossenen Parteikörper zu entwickeln, was in der uptsache hieß, ihm in der gegebenen Situation die rechte Taktik weisen.

Lassalles taktische Wendung lag in den Verhältnissen begründet. Aber ging in manchen Einzelheiten über das Maß des Notwendigen hinaus, e seine letzten Reden erkennen lassen, von der vorübergehend erwogenen fforderung an Bismarck, Schleswig-Holstein für Preußen zu annektieren, nz zu geschweigen, da es dahingestellt bleiben muß, ob sie nach der Be-uptung der Hatzfeld bei Lassalle je beschlossene Sache war. Lassalles

Taktik auf das gebotene Maß zurückzuführen, war eine von Schweitzer vornehmsten Aufgaben, und ihr sollte nicht zuletzt jene Erörterung d deutschen Frage in den Artikeln über das Ministerium Bismarck diener die bekanntlich so sehr das Mißfallen von Marx, Engels, Liebknecht u anderen Mitarbeitern des „Sozialdemokrat“ erregten, daß sie sich öffentli von dem Blatte lossagten. Gleichwohl bilden die Artikel eine für die d malige Zeit scharfsinnige historische Untersuchung, wie denn die Richti keit ihrer Grundgedanken von der Geschichte vollauf bestätigt wurd Bundestag, Österreich, die Klein- und Mittelstaaten zeigten sich in d deutschen Frage ohnmächtig; aktionsfähig seien nur noch zwei Faktore preußische Bajonette und deutsche Proletarierfäuste. Entweder Selbsthil der Nation, die Revolution — dies sei die für jeden Demokraten selbstve ständliche Lösung im deutschen Sinne — oder Vergrößerung Preußen über Deutschland, eine Lösung, an der Bismarck mit großem Erfolg arbeit Beide Bestrebungen bezweckten die nationale Einheit, unterschieden si jedoch von Grund aus im Zwecke, dem jene dienen solle. In dem ein Falle trete sie in den Dienst nationaler Selbstbestimmung, im andere bilde sie das Werkzeug dynastisch-partikularistischer Interessen, und zw der gemeinschädlichsten, weil mächtigsten. Für einen preußischen Minist der die Tradition des Preußentums aufgreife, wie der Friede von Hubertu burg sie zur staats- und völkerrechtlichen Anerkennung brachte, gebe es kei Umkehr. „Eine preußische Regierung, die in der zweiten Hälfte des neu zehnten Jahrhunderts deutsches Land zu annektieren beginnt, eine pre ßische Regierung, die angesichts der offenkundigen, von Kaiser, König und Fürsten feierlich proklamierten Unhaltbarkeit der politischen Ve fassung Deutschlands die ‚friderizianische Politik‘ (wie ein großdeutsch Blatt sich ausdrückte) wieder aufnimmt, kann nicht stille stehen nach kleine Siege — weiter muß sie auf der betretenen Bahn — vorwärts, wenn nöt mit ‚Blut und Eisen‘.“ Man könne solche Traditionen ruhen lassen, ab man könne sie nicht aufnehmen, um sie zu ruinieren: ja den Lebensne des Staates zu ertöten. Um so weniger, als der Royalismus, der in ander Ländern nur mehr als Karikatur auftrete, in Preußen sich als „der Schw punkt der in hergebrachten Bahnen rotierenden Kräfte“, als Herz und Hi eines Staatsorganismus von bestimmter geschichtlicher Wesenheit darstel „eine wohlbegründete politische Anschauungsweise und Richtung“ bilde. D Politik der Fortschrittspartei — nicht deutsch und nicht preußisch — v lange deutsche Einheit und preußische Spitze und begreife nicht, daß i erstere eine deutsche Revolution zur Voraussetzung habe und die letzte nur ein Großpreußen zu schaffen vermöge.

Schon beim Erscheinen der Bismarckartikel wurde behauptet, und Beb Denkwürdigkeiten wiederholen es, Schweitzer habe darin das in der Pro nummer des „Sozialdemokrat“ publizierte Programm verleugnet. D große Gesichtspunkte, hieß es hier, würden die Haltung des Blattes stimmen: der Kampf gegen die feudalen Überlebsel des Mittelalters europäischen Völkerleben, „wir wollen fördern die Solidarität der Völk interessen und der Volkssache durch die ganze Welt“; der Kampf gegen Ohnmacht und Zerrissenheit Deutschlands, „das ganze gewaltige Deut land wollen wir, den einen freien Volksstaat“; der Kampf gegen die herrschung der Gesellschaft durch das Kapital, „wir hoffen zu erkämpf

ıß die Arbeit den Staat regiere". Damit sei „in jeder möglichen Frage
it zwingender Notwendigkeit" die zu wandelnde Bahn gewiesen. Schweitzer
chtet die drei großen Ziele auf, die die Politik des deutschen Proletariats
ɔch heute erfüllen und beherrschen. Taktische Fragen des Augenblicks
llten, konnten und durften die Leitsätze nicht aufwerfen und noch weniger
e beantworten. Erforderten doch schon die nächsten politischen Aufgaben
eiteste Freiheit der Bewegung. Im übrigen vergaben die Bismarckartikel
:r revolutionären und proletarischen Forderung des ganzen Deutschland,
:s einen freien Volksstaats nichts, den der Sieg des Proletariats allein
ı bringen vermag. Aber sie anerkannten, daß durch Schuld des Bürger-
ıms und eben wieder des preußischen Abgeordnetenhauses das deutsche
roßpreußentum zu einem unabwendbaren Übel geworden, aus dessen
herem Hereinbrechen das Proletariat für seine Zwecke und damit im
nteresse jenes freien Volksstaats der Zukunft das Beste zu machen habe.
Nun war der Wortlaut der Bismarckartikel allerdings nicht in allen Teilen
nwandfrei. Sie sprachen von Bismarcks „bedeutender Politik", von den
ıüchtigen Regenten" Preußens, von dem „mächtigen Genie" des großen
ritz, „eines großen Königs und gewaltigen Kriegshelden, eines in jeder
eziehung bewunderungswürdigen Mannes". „Parlamentarismus heißt
egiment der Mittelmäßigkeit, heißt machtloses Gerede, während Cäsa-
ısmus doch wenigstens kühne Initiative, doch wenigstens bewältigende
at heißt." Aber wenn Schweitzer am Ende des zweiten Artikels dem Ge-
ınken Ausdruck lieh, ein wahrhaft preußisches Ministerium könne weder
ı bloßen Schablonenkonservativismus die stupide Aufrechterhaltung des
:rade Vorhandenen beabsichtigen, wie konservative Ministerien dies lange
:tan hätten, noch auch „die dem Staate von seiner Geschichte indizierte
ıßere Politik unter Aufhebung des inneren Charakters des Staates an-
:eben, wie dies die liberale Partei unter Verlegung des Machtschwer-
ınktes von der Krone hinweg in das Abgeordnetenhaus beabsichtigte", so
eß das keineswegs, wie Bebel meint, dem preußischen Abgeordnetenhaus
den Rücken fallen. Noch weniger dachte Schweitzer daran, die Bedeu-
ngslosigkeit des preußischen Parlamentarismus mit der Eigenart des
:eußischen Staates zu rechtfertigen. Die Macht der Regierung, die bür-
:rliche Revolution im konterrevolutionären Sinne gegen das deutsche
ürgertum selber durchzuführen, war eine Tatsache, die gerade der Ver-
ssungskonflikt endgültig besiegelt hatte, war die Tatsache, durch die
ıssalles taktische Wendung erzwungen worden war.
Man wird Schweitzer so wenig wie Lassalle gerecht, solange man ihre
altung gegenüber der deutschen Frage unter dem Gesichtswinkel der bür-
rlichen Demokratie betrachtet. Zweifellos war das Großpreußentum der
odfeind aller Demokratie, aber das Großdeutschtum Österreichs war es
cht minder. Wer immer 1866 siegte, ob Preußen oder Österreich, für die
utsche Demokratie bedeutete es den Eintritt eines unabwendbaren und
nge vorher beschlossenen Schicksals. Die neue, die soziale Demokratie
ınd in den Anfängen, bildete erst ein kleines Häuflein. Der Partikula-
smus der großen Vormächte beherrschte die Stunde. Und wie 1870 die
iederlage Napoleons dem Proletariat mehr Vorteile verhieß als die Bis-
arcks, so jetzt die Niederlage Österreichs. Der Sieg Preußens brachte das
lgemeine Wahlrecht, der Sieg Habsburgs „erneute Bundestagswirtschaft

mit der alten Schwäche und Wehrlosigkeit Deutschlands dem Ausland gegen-über, mit den lächerlich kleinen Zuständen im Innern, Jesuitentum, eiserner Druck und entmannende Korruption". Als dann Bismarck den entschei-denden Schritt tat und das Wahlrecht wirklich ausspielte, war da Schweitzer vom Standpunkt der Arbeiterklasse im Unrecht, wenn er, mit einer um-fassenden Agitation für dasselbe einsetzend, der Frage, ob die Arbeiter in dem Streit der Großmächte Partei ergreifen sollen, ein „Noch nicht!" entgegen-hielt? Wenn aber die Dinge sich so gestalten, „daß in Preußen allein unsere Operationsbasis sein kann, während in Österreich uns wie bisher die Hände gebunden bleiben — dann, ja dann werden wir Partei ergreifen, nicht, wi[e] Lügner und einfältige Schwätzer sagen, gegen das Recht und die Freihei[t] der Nation, wohl aber gegen die österreichische Regierung und die Bundes-tagswirtschaft", dann werde die Arbeiterschaft hoffen und das Ihre daz[u] tun, „daß der Sieg nicht bei den Fahnen Benedeks, sondern bei den Fahnen Bismarcks und Garibaldis sei".

Die Bismarckartikel weckten im Lager des Allgemeinen Deutschen Ar-beitervereins lebhafte Diskussionen. Bebels Auffassung: „Klar ist, daß da[s] Lesepublikum, an das Schweitzer sich wandte, von seinem Plädoyer fü[r] Preußen gefangen genommen wurde, und das war sein Zweck", trifft nac[h] keiner Richtung zu. Im Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein fand sic[h] die geistige Elite der Arbeiterschaft zusammen, und Männer wie Fritzsche York, Perl, die beiden Audorf, von denen der ältere schon im Bunde de[r] Kommunisten und in der Arbeiterverbrüderung mitgetan hatte, der jünger[e] selber die Feder trefflich zu führen verstand, waren nicht die Tröpfe, sic[h] durch den Schwung etlicher Zeitungsartikel sich selber abtrünnig mache[n] zu lassen. Beschuldigungen, wie Marx und Engels sie erhoben, ertönte[n] von verschiedenen Seiten nachdrücklich auch im Verein. Die Taktik de[r] Bismarckartikel, meinte die Hamburger Opposition, sei ein schädliches Opia[t,] das mit Haß und Abscheu erfüllen, dem man im Interesse der Demokrati[e] jede Anerkennung versagen müsse; sie sei nimmer eine demokratische, „den[n] die wahre unerschrockene Demokratie bekämpft den Feudalstaat, bekämpf[t] jede Despotie mit offenem Visier, weil sie die Volksherrschaft in sich be-dingt und anstrebt; die Sozialdemokratie muß laut verkünden, daß mit de[n] Millionen, welche die jetzige Junkerwirtschaft für sich verschwendet, woh[l] am leichtesten die soziale Frage gelöst werden, daß damit die Armut, wen[n] auch nicht beseitigt, so doch erheblich verringert werden könnte, und au[s] diesem Grunde allein schon muß sie eine jede Zuneigung zum Despotismu[s,] auch wenn sie nur auf Schein beruht, verschmähen und alle Winkelzüge, d[ie] die Wahrheit ihrer Kriegführung verdecken könnten, verachten". Es ka[m] über die Frage im Hamburger Verein denn auch zu den schärfsten Au[s-]einandersetzungen, die die hereinbrechende wirtschaftliche Bewegung m[it] ihren vielfach neuen Problemen keineswegs abschwächte, und die schließli[ch] sogar zur Spaltung führten. Vorliebe für Schweitzer waltete ganz gewi[ß] nicht ob. Die Arbeiter, die selbst der Führung Lassalles nicht ungeteilte[n] Beifall gezollt hatten und mehrfach den eigenen Weg im Gegensatz zu ih[m] gegangen waren, um wie vieles selbständiger mußten sie dem mit Mi[ß-]trauen und Abneigung behandelten Schweitzer entgegentreten! Begegne[te] doch die geplante Gründung des „Sozialdemokrat" vor wenigen Monde[n] noch an manchen Orten lebhaftem Widerspruch, und auch die Düsseldorf[er]

ieneralversammlung stimmte ihr nicht ohne Weitläufigkeiten zu, während e Schweitzer selber bei der Wahl zum Vorstand durchfallen ließ. Wenn rotzdem die erdrückende Mehrheit des Allgemeinen Deutschen Arbeiter-ereins sich zu den Bismarckartikeln bekannte, so deshalb, weil die in ihnen ntwickelte Taktik dem Zwange der Umstände entsprach, jeder Rückfall auf ie bürgerlich-demokratischen Schlagworte im Norden Deutschlands dem erzicht auf die selbständige Arbeiterbewegung, der Vernichtung von assalles Werk gleichgekommen wäre.

So wenig wie Marx und Engels war die Gräfin Hatzfeld mit Schweitzers altung einverstanden. In leidenschaftlicher Trauer um den toten Freund achte sie jedes Wort Lassalles zu einem Evangelium, an dem nicht ge-üttelt werden dürfe, ein Buchstabenglaube, der um so eher irre leitete, ls sie nicht durch den Sozialismus zu Lassalle, sondern durch Lassalle zum ozialismus gekommen war. Sie hätte zudem nicht eine geborene Aristo-ratin sein müssen, „wenn die taktische Wendung Lassalles in ihr nicht Nei-ungen und Sympathien erweckt hätte, von denen Lassalle selbst sehr weit ntfernt gewesen war. Der ‚große Minister', den Lassalle als Schachfigur etrachtet hatte, wurde ihr zum Ideal." Den Verein nach rechts zu schieben, ard unbewußt Sinn und Inhalt der Kämpfe, die sie zunächst um die Be-tzung, dann um die Erhaltung des Präsidiums in der spezifisch Lassalle-hen Form entfachte. Sie begann damit, die Abstimmung über jene von assalle erwogene Resolution hinsichtlich der Annexion von Schleswig-olstein zu fordern. Noch deutlicher erwies sich, wohin im Grunde ihre olitik geführt hätte, bei den Wahlen zum konstituierenden Reichstag. Sie rschien mit einem Programm, das Bismarcks Plänen aufs weiteste ent-egenkam, die freudige Überraschung der Konservativen wie der eben ent-ehenden Nationalliberalen auslöste und in der Forderung gänzlicher Be-itigung jeder Föderation und jedes Staatenbundes durch Vereinigung er deutschen Stämme zu einer innerlich und organisch verschmolzenen taatseinheit gipfelte. „Durch Einheit zur Freiheit!" Schweitzer trat diesen endenzen mit rücksichtsloser Entschiedenheit entgegen. Jene Resolution otieren zu lassen, lehnte er bestimmt ab, unbekümmert darum, daß die hleswig-holsteinischen Mitgliedschaften darüber von ihm abfielen. Das Vahlprogramm der Gräfin aber setzte er durch einen geschickten Schachzug ahm. Um der Entfesselung eines jetzt doppelt verhängnisvollen Zwistes orzubeugen, machte sich die Generalversammlung des Vereins, die am 7. Dezember 1866 zu Erfurt tagte, auf Schweitzers Rat das Programm er Gräfin mit einigen unzweifelhaften, wenn auch nicht durchgreifenden erbesserungen zu eigen. Lag darin eine Gefahr, so ließ sich doch erwarten, aß die Verführungskünste, die mit jenem Programm getrieben werden onnten, an der Kerntruppe des Vereins abprallen würden, um so mehr, ls Schweitzer den probaten Rat erteilte, bürgerliche Arbeiterfreunde erst n zweiter Linie nach ihrer Stellung zum Erfurter Wahlprogramm, in rster Linie aber zu fragen, ob sie das Proletariat als Klasse vertreten ollten, und im Falle einer ausweichenden Antwort ihnen sofort den ücken zu kehren. Schweitzers Voraussicht bewährte sich, womit der Kampf m die Liquidation der Lassalleschen Erbschaft in den eigenen Reihen ein weites Mal und nunmehr endgültig entschieden war. Annehmen aber, der eptilienfonds habe just den Mann honoriert, der selbst den Schimmer

einer Möglichkeit für immer zerstörte, den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein der Regierung dienstbar zu machen, hieße die sprichwörtliche Beschränktheit der Bureaukratie denn doch merklich überschätzen. Nicht verwunderlich aber ist es, daß Bismarcks Gerichte Schweitzer inmitten seiner Tätigkeit auf ein Jahr in Haft setzten, deren Unterbrechung er unter Berufung auf die angegriffene Gesundheit just in dem Augenblick zu erlangen wußte, als das Programm der Hatzfeld auftauchte und die Lage des Vereins am meisten gefährdet war.

Wie gegenüber dem rechten, hatte Schweitzer gegenüber dem linken Flügel der bürgerlichen Welt die Selbständigkeit des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins zu wahren. Auch diese Aufgabe bot erhebliche Schwierigkeiten. Nichts irriger als die Vorstellung, Lassalles Taktik habe seine Anhänger zu blinder Opposition wider Fortschritt und bürgerliche Demokratie gestachelt. So wenig Lassalle dies wollte, hätte er es gekonnt; dafür beherrschte die bürgerlich-demokratische Tradition die Mitglieder des Vereins wie die ganze Arbeiterschaft zu lebhaft. Da die wirtschaftliche Bewegung noch keinen gesetzlichen Boden fand und zumal bei der Allseitigkeit und Plötzlichkeit ihres Auftretens unmittelbar politisches Gepräge gewann, ließ sie nicht nur die gegebenen Grenzen zwischen politischem und wirtschaftlichem Kampfe in manchem Betracht verkennen, sie lenkte das Denken der Arbeiterschaft notwendig auf das politische Gebiet, und zwar im bürgerlich-demokratischen Sinne. Daß dieser Prozeß die Diskussion über die Bismarckartikel verschärfte, wurde erwähnt. Damit nicht genug, wandelte er sie stellenweise zu einem Ringen um den maßgebenden Einfluß auf die wirtschaftliche Bewegung. Ging doch der erste Versuch, in die Streiks Organisation zu bringen, in Hamburg von jener demokratisch-oppositionellen Richtung aus, und die Leitung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins vermochte der heraufbeschworenen, zeitweilig kritischen Situation nur zu begegnen, indem sie im günstig ergriffenen Augenblick den organisatorischen Notwendigkeiten in erhöhtem Maße Rechnung trug, ohne freilich den Gegensatz zwischen Verein und Arbeiterrat, dem ersten Ortskartell, dauernd und völlig ausschalten zu können. Mehr noch als nach der wirtschaftlichen, bedurfte die Situation nach der politischen Seite der Klärung. Gegen die „demokratische Allianz", an der sich beispielsweise die Hamburger Mitgliedschaft bei den dortigen Bürgerschaftswahlen im Herbste des Jahres 1865 beteiligte, erhoben sich vom Standpunkt der Arbeiterpartei schwere Einwände. Setzten doch die Fortschrittler durch, daß die Kandidaten der Demokratie auf das allgemeine und direkte Wahlrecht nicht verpflichtet werden durften, wie denn darüber hinaus die Beteiligung der Führer des Arbeitervereins im Vorstand einer kleinbürgerlich-demokratischen Parteiorganisation an und für sich etwas Zwiespältiges und Bedenkliches besaß.

Auf politischem Felde griff nun Schweitzer mit einer Reihe klarer Artikel ein. Einer abstrakten Vorstellung zuliebe übersehe die bürgerliche Demokratie den gewaltigen Klassengegensatz der modernen Gesellschaft. Eben deshalb teile sie das Schicksal jedes abstrakten Prinzips. Sobald es ernst werde im Kampfe der Klassen, gehe die eine wie die andere über die reine Demokratie zur Tagesordnung über. In politischer Beziehung, wo man gemeinsame Ziele habe, sei ein Zusammengehen möglich. In sozialer Beziehung aber trenne eine unübersteigbare Kluft. „Die bürgerliche Demo

atie kann nicht sozialistisch sein; es ist dies ein Widerspruch in sich. Wäre e bürgerliche Demokratie sozialistisch, so hätte sie aufgehört, bürgerliche emokratie zu sein." Die Arbeiterpartei dürfe demgegenüber ihre Selb- indigkeit um so weniger aufgeben, als es gerade ihre Aufgabe sei, „den- nigen Elementen ihrer Brüder, die noch nicht zur Erkenntnis ihrer lassenlage gekommen sind, wie eine flammende Heersäule voranzuschreiten id ihnen ein Leuchtturm zu sein im Sturme der politischen Kämpfe und 1 Intrigenspiel der selbsüchtigen Parteien". Als über dem Ausbruch des rieges und im Hinblick auf die bevorstehenden Wahlkämpfe der groß- utsch-demokratische und der fortschrittliche Flügel des Bürgertums zu amburg um die Sympathien der Arbeiter in großen öffentlichen Aus- nandersetzungen warben — die Wortführer des Allgemeinen Deutschen rbeitervereins zeigten sich gespalten, wie denn ihre Vertreter in der ge- imen Sitzung der Bürgerschaft anläßlich der Kriegserklärung, soweit er- htlich, sich im großdeutschen Sinne aussprachen —, entschied sich die Ar- iterschaft mit erdrückender Mehrheit für den Standpunkt der Fortschrittler: e Unterstützung Preußens im gegebenen Augenblick sei Pflicht der Nation, 1 materielle Einheit und deutsches Parlament auf Grundlage unbeschränkter ahl nur durch Preußen zu erreichen sei. Eine großdeutsch-demokratische aktik in diesem Augenblick hätte die norddeutschen Arbeiter in die Arme r Fortschrittler zurückgetrieben zur selben Zeit, wo sie als Partei die litische Bühne betreten sollten. Man versteht, wenn Fortschrittler und emokraten einträchtig sich über den „Fluch des Schweitzertums" ent- isteten, der auf der Arbeiterschaft laste.

Nach Erledigung der inneren Auseinandersetzungen konnte die General- rsammlung zu Braunschweig vom 19. und 20. Mai 1867 die Reorgani- tion des in den Wirren arg heruntergekommenen Vereins in Angriff hmen. Das aufgestellte Programm — mit dem Wahlprogramm von Er- irt machte man natürlich reinen Tisch — muß in theoretisch-sozialistischer insicht als das entwickeltste irgend eines politischen Flügels der Arbeiter- wegung damaliger Zeit angesprochen werden. Wichtiger noch erscheint e innere Erneuerung der Organisation. Gelinge es nicht, diese zu voller inheitlichkeit zurückzuführen und strengste Parteidisziplin herzustellen, nn tue der Verein besser, sich aufzulösen und zur Verwirklichung der assalleschen Idee bessere Zeiten abzuwarten. „Einheitlich in festgeschlossener lasse durchs ganze Vaterland" müsse der Verein dastehen, wolle er die ahl, die eigentliche Waffe der Arbeiterschaft zur Geltung bringen. Der erein gehe, hieß es im Programm selbst, „von der Erkenntnis aus, daß e von Ferdinand Lassalle ihm gegebene Organisation wesentlich und un- rtrennlich mit seinen Zwecken zusammenhängt. Der Gedanke dieser Or- nisation besteht darin, daß die Arbeiterklasse durch ganz Deutschland zu nem einheitlich zusammenwirkenden und einheitlich geleiteten agitato- schen Körper verbunden sein soll", da nur so den Bestrebungen der Ar- iterklasse der Erfolg verbürgt sei. Nicht auf eigene Faust, allein in der nterordnung unter das große Ganze könne ein jeder erfolgreich an seinem latze wirken. „Der Verein muß daher jeden, der sich nicht zur Organisa- onsidee bekennt, ebenso wie jeden, der nicht den Prinzipien anhängt, als nen Gegner der Arbeiterklasse betrachten." Diesen Leitsätzen entsprächen e ergriffenen Maßnahmen, die die Anhänger der Hatzfeld zum Austritt

und zur Gründung eines Sonderbundes, des „Lassalleschen" Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins veranlaßten.

So war unter den schwersten Kämpfen die Geschlossenheit des Vereins errungen, der Verein zum bestimmt umrissenen politischen Körper, zur Partei geworden. In der Sache verwandelte die Reorganisation die moralische Diktatur, die Schweitzer seit Lassalles Tod besaß, in eine politische: stellte sie sich als eine beträchtliche Stärkung der Präsidialmacht dar, die ihren deutlichen Ausdruck in dem Antrag der außerordentlichen an die ordentliche Generalversammlung fand, den Präsidenten jeweils sechs Wochen vor der ordentlichen Generalversammlung zu wählen. Wie im Vordergrund der inneren Auseinandersetzungen der Organisationsgedanke stand, den taktischen Problemen organisatorische Fragen zur Unterlage dienten, erwuchs aus alledem das köstlichste Erbteil, das die Lassallesche Bewegung der deutschen Arbeiterschaft vermittelt hat, der straffe, unverwüstliche, durch nichts zu zerstörende Organisationsgeist. Was natürlicher aber, als daß der ideale Schwung des Organisationsgedankens, der die Lassallesche Bewegung beherrscht, in jenen Kämpfen sich aufs innigste mit dem Organisationsgebilde verwob, in dem er seinen Boden fand? Der Wucht des ersteren entsprach die Wertschätzung der konkreten Organisationsform. Gleich der Hatzfeldgruppe unterstrich auch das Braunschweiger Programm den spezifisch Lassalleschen Charakter der Organisation, und wie die Berufung auf das Wort des Stifters, an den gegebenen Grundlagen festzuhalten, sie würden die deutsche Arbeiterschaft zum Siege führen, in die Zukunft des Vereins hinüberging, so auch die Auffassung, die Lassallesche Organisation sei nicht nur durch bestimmte Verhältnisse bedingt und an sie gebunden, sondern von Zweck und Wesen des Vereins, will sagen des proletarischen Kampfes überhaupt unzertrennlich. Was anderes aber als eine Widerspiegelung dieser Auffassung ist es, wenn in Schweitzers Kopf sich der Gedanke einnistet, die Kräftigung der Präsidialmacht bedinge das weitere Gedeihen des Vereins, wenn ihm diese Idee aufs engste mit der eigenen Person verwächst in dem Bewußtsein, daß die Zeit der schlimmsten Fährnisse ihn als den erlesenen Führer erprobt und emporgetragen hatte?

Inzwischen aber nahmen neue Gruppen der deutschen Arbeiterwelt, mit denen der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein sich auseinanderzusetzen hatte, die Organisationsarbeit auf, und gerade die Wirkungen der Reorganisation machten eine persönliche Diktatur bald überflüssig. (Schluß folgt.)

Zur Judenfrage in Rußland.

Von **J. Leder.**

I.

Als vor einigen Jahren die sozialistische Presse Veranlassung nahm, die Judenfrage zu besprechen, geschah dies einerseits infolge der Pogrome, andererseits wegen der Differenzen zwischen der jüdischen Arbeiterorganisation und der russischen Sozialdemokratie. Letzterer Punkt hat jegliches praktische Interesse verloren, der erstere aber hat erhöhte Bedeutung gewonnen.

Zwar gibt es gegenwärtig in Rußland keine jüdischen Pogrome im eigentlichen Sinne des Wortes. Die jüdischen Bankiers können in allen

eelenruhe das Zarentum mit ihrem Gelde unterstützen, ohne dabei ihr ewissen mit dem Vorwurf zu belasten, den Mördern ihrer Stammes-nossen unter die Arme zu greifen. Die großkapitalistische Presse Europas it keinen sichtbaren Anlaß, sich über die Greuel des Zarismus in bezug if die Juden zu entrüsten, und kann Väterchens Subventionen in voller emütsruhe verdauen. Und doch ist die Lage des jüdischen Volkes in Ruß-nd um kein Haar besser, als sie zur Zeit Kischineffs und Homels war. a diese Lage ist noch unvergleichlich tragischer.

„Jede Revolution in Rußland wird über jüdische Leichen hinweg-ireiten müssen," erklärte vor einigen Monaten das bekannte Mitglied der chwarzen Hundert, der Deputierte Schulgin II. „An jenem Tage," er-ärte feierlich der nicht weniger berüchtigte Markoff II, „wo das russische olk sich endgültig überzeugen wird, daß es keine Justiz gibt, daß es un-öglich ist, jene Juden zu entdecken, die russische Kinder würgen und ihr lut vergießen, an jenem Tage, wo das Volk zur Überzeugung gelangen ird, daß weder Polizei noch Richter, weder Gouverneure noch Minister, och die höchsten Gesetzgebungskörper ihm helfen wollen — an jenem Tage, eine Herren, wird ein Pogrom losbrechen.... Dieses Pogrom wird nicht ehr jenen Pogromen ähnlich zu sein, die bisher stattgefunden haben. Man ird nicht mehr aus Bettzeug Federn fliegen lassen — man wird die Juden s auf den allerletzten totschlagen."



Solche Reden erschallen gegenwärtig von der Dumatribüne. Vor inf Jahren, in der Zeit des Aufschwunges der revolutionären Bewegung, enunzierte man von dieser Tribune aus die zarische Regierung als eine ogrombande, man geißelte und brandmarkte die Anstifter der Pogroms it zornsprühenden Worten — jetzt wird von derselben Stelle mit größtem rfolg offene Pogromagitation getrieben. Diese Gegenüber-ellung zeigt die ungeheure Kluft, die den jetzigen Moment von dem Re-olutionsjahr scheidet!

Eine andere Parallele zeigt uns klar den Unterschied, der in bezug auf e jüdische Frage zwischen der Gegenwart und den achtziger Jahren besteht. uch damals, wie heute und wie vor einigen Jahren, ging die Pogrom-gitation vor sich unter dem Schutz und Schirm der zarischen Regierung, enn nicht unter ihrer direkten Anstiftung. Aber damals waren es irgend-elche Dunkelmänner, der gemeinste Abschaum der Bevölkerung, die die ogromagitation trieben. Jetzt treiben diese Agitation jene Leute, die dank en Urhebern des Staatsstreichs vom 16. Juni 1907 die Rolle der Volks-ertreter spielen!

An diesen zwei Parallelen urteile man über die Wandlungen der idischen Frage in Rußland! Und man sage sich, wie die Perspektiven der öfung dieser Frage durch die Revolution aussehen.

II.

Es gab eine Zeit, in der die Politik des Selbstherrschertums in bezug uf die Juden in eine bündige Formel gefaßt werden konnte: „Ich begehre einen interessanten Profit von den Feinden meines Herrn Jesu Christi," antwortete Kaiserin Elisabeth auf alle Beschlüsse zugunsten der Zu-assung der Juden zur Ansiedlung in Rußland. Kurz und bündig! Und iesem weisen Spruche blieben im großen und ganzen alle Herrscher des

russischen Reiches treu: sie alle standen dem Gedanken, den Juden irgendwelche menschlichen und bürgerlichen Rechte einzuräumen, feindlich gegenüber. Sogar Geld — diese Wünschelrute, die die Grenzen so vieler Staaten in Europa den „Mördern Christi" geöffnet hat —, sogar Geld war für die russischen Selbstherrscher in diesem Falle nicht „interessant" genug.

Aber die kapitalistische und großstaatliche Entwicklung machte die Politik dieser „Judenabstinenz" auf die Dauer unmöglich. Ende des achtzehnten Jahrhunderts streckte der nördliche Bär seine Tatzen nach dem an seiner inneren Anarchie untergehenden polnischen Staate aus. Mit einem Teile Polens hat aber Rußland auch die Juden erworben. Und samt vielen anderen Krankheiten des „verfaulten" Westens tauchte in Rußland „die jüdische Pest" auf.

Als Gegengift gegen diese wurden Ausnahmegesetze geschaffen und vor allem die berüchtigte „Ansiedlungszone" erfunden, in der allein Juden wohnen dürfen (mit geringfügigen Ausnahmen). Seitdem ist die Geschichte der Juden in Rußland nichts anderes als eine endlose Kette von Qualen. Dieses ist um so begreiflicher, als daß auch das „eingeborene" „orthodoxe" russische Volk für seine Herren und Gebieter nichts anderes ist als Arbeitsvieh und Kanonenfutter.

In den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts fanden die ersten jüdischen Pogroms statt. Die Regierung schrieb die Pogroms der judenfeindlichen Stimmung des Bauerntums zu, und um die Juden vor diesem Haß zu „schützen", schloß sie sie desto fester in den Städten des Ansiedlungsrayons ein, wo sie ohnehin fast erstickten. Die darauf hinzielenden „Maivorschriften" wurden auf dem Wege der „vereinfachten" Gesetzgebung, ohne Mitwirkung des Reichsrats, erlassen und sollten nur „vorübergehend" wirken. Tatsächlich bewahren diese „einstweiligen" Vorschriften noch bis heute, nach dreißig Jahren, ihre Rechtskraft und bilden noch gegenwärtig die Grundlage der Judengesetzgebung.

Die Ausnahmegesetze vom Jahre 1882 haben je weiter, desto fester im Organismus des Zarismus Wurzel gefaßt. Sie sind zu einer unversiegbaren Quelle der Einkünfte und der Gewalt für die zarische Polizei geworden — Grund genug, um in einem Polizeistaat eine der Grundlagen der Ordnung zu werden. Und sie sind es geworden! Alle Versuche, an dem bestehenden jüdischen Ausnahmezustand zu rütteln, sind an ihren inneren Widersprüchen gescheitert. Der Zarismus war nicht imstande, die Gesetze, die er selbst geschaffen hat, und deren Schädlichkeit von seinen eigenen Beamten wiederholt nachgewiesen wurde, aufzuheben, ohne Gefahr zu laufen, etwas von seinem inneren Wesen preiszugeben. So wurden zwei Kommissionen, die aus den höchsten Beamten bestanden, und die im Zeitraum 1881 bis 1905 die jüdische Frage untersuchten, aufgelöst, ohne irgendwelche Reform angebahnt zu haben. Ihr Gutachten war der bestehenden Gesetzgebung ungünstig, und das einzige Resultat ihrer Arbeiten war — neue Beschränkungen für die Juden. Und bald nachdem die zweite der genannten Kommissionen aufgelöst war, wurden die Pogroms in Kischineff und Homel inszeniert. Die große russische Revolution rückte heran.... Plehwe warnte die Juden: „Sagt eurer Jugend, sie möge sich von der revolutionären Bewegung fernhalten, sonst droht ihnen allen die Rache des erbitterten Volkes."

Seitdem sind Pogroms zur Losung der zarischen Politik in bezug auf [...] Juden geworden. Das Selbstherrschertum ging unter und — provo[...]rte Judenpogroms. Es dankte im Oktobermanifest ab und veranstaltete [...]ichzeitig Pogroms in hundert Städten und Flecken. Die Juden waren [...] gegen die sich die Rache der Schergen des Zarismus in erster Linie [...]tete.

Die Enthüllungen, die in den Jahren 1905 bis 1907 gemacht worden [...]d, haben unwiderlegbar bewiesen, daß diese Pogroms das Werk einer [...]russischen Organisation waren, zu der die höchsten Staatsbeamten ge[...]ten, und die unter dem allerhöchsten Schutze Seiner Majestät Nikolaus II. [...]nd. Ebenso wurde der innigste Zusammenhang zwischen dem Regime des [...]lbstherrschertums und der Politik der Pogroms bewiesen. Das Selbst[...]rschertum wehrte sich vor dem Untergang auf die ihm eigene Art — [...]rch Pogroms. Es war ein geschichtlich notwendiges Stadium seiner Zer[...]ung.

III.

Die Konterrevolution hat gesiegt. Nun mußte sich das Selbstherrscher[...]n auf etwas Bequemeres als Bajonette niederlassen, um so mehr, als [...]se sich in den Händen des nicht vollständig sicheren Bauerntums befanden. [...] suchte seine Macht auf organisierte Schichten der Gesellschaft zu stützen. [...]e gewünschten Verbündeten haben sich leicht gefunden, und das Ab[...]nmen ist ohne Mühe zustande gekommen. Mit gemeinsamen Kräften der [...]gierungs- und der Gesellschaftskonterrevolution ist der Staatsstreich vom [...]. Juni 1907 geglückt. Aus der Asche der Revolution — oder wenigstens [...]er ersten Periode — tauchte als Phönix das Selbstherrschertum in der [...]uen Gestalt des „konstitutionellen" Absolutismus auf, der sich auf die [...]sellschaftlichen Kräfte des Junkertums, der Bourgeoisie und eines Teiles [...]s Bauerntums stützt. Der Absolutismus ist „nationalisiert" worden!

Der „Nationalisation" des Selbstherrschertums entsprach die „Nationa[...]ation" verschiedener Seiten seiner Politik. Dies ist auch in bezug auf die [...]dische Politik des Absolutismus geschehen.

Im Gegensatz zum Antisemitismus der vorrevolutionären Zeit ist der [...]tisemitismus jetzt schon nicht mehr nur die Stimmung einzelner kleiner [...]reise, das Produkt einiger vom zarischen Gelde unterstützten professio[...]llen Judenfresser und käuflichen Tintenkulis. Im Gegenteil, jetzt hat [...]r Antisemitismus feste Wurzel in der Gesellschaft gefaßt. Dazu hat vor [...]len Dingen die Zuspitzung der Klassengegensätze beigetragen, die durch [...]e Klassenkämpfe der Revolutionsjahre ungemein gefördert wurden. Seit[...]m aber der Antisemitismus verschiedene Bevölkerungsschichten erfaßt hat, [...] auch die jüdische Politik des Selbstherrschertums zur „nationalen" ge[...]orden, ist sie „nationalisiert" worden.

Vor allen Dingen bildet die Stütze der antijüdischen Politik der Regie[...]ng der Antisemitismus der Bureaukratie. Dieser ist übrigens eine alte [...]rscheinung. Die Tschinowniks sind eifrige Anhänger der Ausnahmegesetze [...]gen die Juden, denn es handelt sich hier um ihren Geldbeutel. Schon vor [...]anzig Jahren bemerkte Anatol Leroy-Beaulieu in seinem bekannten [...]erke über das Zarentum, daß eines der wichtigsten Hindernisse auf dem [...]ege zur Judenemanzipation das Geldinteresse bildet, welches die Be[...]nten daran haben, die Juden in den Maschen der bestehenden Gesetzgebung

zu halten. Selbst die offiziellen Vertreter der Regierung haben mehrmal festgestellt, daß die jüdische Ausnahmegesetzgebung „ein mächtiges Werk zeug zur Korruption der unteren Verwaltungsbeamten (ob nur de unteren?) bildet, daß sie für diese „eine unersetzliche Quelle ungesetz licher Einkünfte“ darstellt. In den letzten Jahren aber ist das Judentum für die Bureaukratie zur Verkörperung der revolutionären Bewegung ge worden. Daher der grenzenlose Haß gegen die Juden und gleichzeitig da sich krampfhafte Klammern an die Ausnahmegesetze. Die Bureaukrati möchte, gemäß dem „jüdischen Programm“ von Plehwe, „die Lage de Juden so unerträglich machen, daß sie alle bis auf den letzten Rußland ver lassen“, und doch — verbannt sie sie nicht aus Rußland, wie es die Junke fordern.

Trotz mancher Differenzen sind die letzteren die mächtigste und sicherst Stütze der antijüdischen Politik der Bureaukratie. Und da sie auch eine Teil des „Volkes“ bilden, so erwirbt diese Politik den Anschein einer „natio nalen“ Politik.

Als vor einigen Jahren, kurz vor dem Zusammentritt der zweiten Duma der Ministerrat die Frage der Erweiterung der jüdischen Ansiedlungszon erwog, erschien auf der Bühne unverzüglich der Verband des russische Volkes. Sein Vorstand wandte sich an die Ortsvereine und gab ihnen de Rat, „Seine Majestät den Kaiser zu bitten, den Entwurf des Ministerrat nicht zu sanktionieren“. Nach vierundzwanzig Stunden — so berichtete dar über das Vorstandsmitglied des Verbandes Puritschkewitsch — lagen z den Füßen Seiner Kaiserlichen Majestät 250 Telegramme. „Der Eindru war kolossal“, und selbstverständlich hat der Ministerrat nach einer der artigen Kundgebung des „Volkswillens“ von seinen schöngeistigen liberale Absichten Abstand genommen.

Mit Hilfe eines solchen Bluffs und eines solchen Terrors „arbeiten“ di Krautjunker jedesmal, wenn es gilt, irgend einen Versuch zur Verbesserun der Lage der Juden zu hemmen, irgend eine Verschlimmerung ihrer Lag zu erzwingen. Das Junkertum haßt die Juden glühend, denn es sieht i ihnen die hauptsächlichste Triebkraft der Revolution. Laut dem Bericht de Rates des vereinigten Adels, den dieser dem letzten Adelstag erstattet ha haben die Juden in der Revolution die Hauptrolle gespielt und müssen si daher die Verantwortlichkeit nach der Revolution tragen, wie sie sie in der selben getragen haben. Besonders aufreizend wirkten auf die edlen Herre die Symptome des Aufschwunges in der Arbeiterbewegung. Das Gespen der Revolution mit ihren „Illuminationen“, mit den Bauernaufständen mit der Perspektive der Konfiskation der Latifundien der Fronherren trit wieder vor sich hin. Das hat Markoff II am oben genannten Tage ausge plaudert. Er sagte: „Der Adel muß ein für allemal anerkennen, daß di Presse, die öffentliche Meinung seine verzweifelten Feinde sind, die vom Judentum unterstützt werden. Der Feind ist stark, und der Krieg ist un ausbleiblich; im Kriege aber ist an Gerechtigkeit nicht zu denken. Man hör schon das Rollen des Gewitters — die Studentenunruhen verkünden di zweite Revolution. Den Studenten werden die Arbeiter folgen und de letzteren die Bauern. Beim Ausbruch der zweiten Revolution wird man nich nur die Häuser des Adels in Brand stecken, sondern man wird die Edelleut selbst morden.“

Nun erwecken im Junkertum die Anzeichen des revolutionären Auf…wunges das unüberwindliche Bedürfnis, dem roten Gespenst der Revo…tion eine wilde Judenhetze und das Gespenst des Pogroms gegen…erzustellen. Es hetzt und donnert gegen die „liberalen Kniffe“ der Re…rung, es denunziert ihre „judenfreundlichen“ Akte, es fordert, daß man … bezug auf die Juden auf jede Menschlichkeit, Gerechtigkeit und allen der…igen „Aberglauben“ verzichte, es fordert für die Juden neue und noch…als neue Ausnahmegesetze — bis auf „den großen Akt“ der Verbannung …er Juden aus Rußland.

Aber damit nicht genug! Vor einigen Jahren forderte das Organ des …rbandes des russischen Volkes, „Rußkoje Znamja“, seine Anhänger auf, … Juden „nicht mit Pogroms, sondern mit dem Rubel zu schlagen“, das …ißt sie ökonomisch zu boykottieren und durch den ökonomischen Klein…eg zum Ruin zu bringen. Jetzt bekehrt sich das Junkertum wieder zu …n Pogroms. Eine ganze Kampagne wegen eines angeblichen jüdischen …tualmordes ist gegenwärtig eingeleitet worden, und die wilde Pogrom…itation erstreckt ihren Umfang bis auf die Dumatribüne. Pogrom ist und …eibt für das „edle“ Junkertum das höchste Argument.

Nicht nur aber das Junkertum — von den Echtrussischen bis zu den …ationalisten — treibt jetzt antisemitische Politik und gibt dadurch der …olitik Stolypins das Anzeichen einer „nationalen“ Politik. Auch die …Baumwollenpatrioten“, wie das Junkertum höhnisch die industrielle …ourgeoisie nennt, „machen“ in Antisemitismus, und zwar mit demselben …fer wie das Junkertum. In den breiten Schichten aller anderen Klassen, …r Mittelbourgeoisie, der Intelligenz, des Kleinbürgertums findet der …ntisemitismus zahlreiche eifrige Anhänger, und diese verfechten den Anti…mitismus nicht mehr als bezahlte Tintenkulis der Regierung — wie es …üher geschah, sondern aus ihrem tiefsten inneren Wesen heraus. Wenn …r zehn Jahren Genosse Kautsky meinte, die Überproduktion an In…lligenz in Rußland wäre noch nicht scharf genug, um unter der In…lligenz den Antisemitismus großzuziehen,[1] so hat sich seitdem vieles …rändert. Die wirtschaftliche Entwicklung hat eben alle sozialen Gegen…ße — unter anderen auch die nationalen zwischen den besitzenden Klassen …rschiedener Nationalitäten — ungemein zugespitzt, und man beginnt …zt alle „fremden“ Konkurrenten zu hassen. Die Worte von Börne: „Ihr …ßt nicht die Juden, weil sie es verdienen, sondern weil sie verdienen“, …erden auch in Rußland zur Wahrheit. Aber nur zur halben Wahrheit. …enn die Motive des Judenhasses liegen oft tiefer. Infolge der wilden …tionalistischen Verfolgung alles „Fremden“, die jetzt in Rußland statt…ndet, entsteht bei der Bourgeoisie der unterdrückten Völker — wie zum …eispiel bei den Polen — das Streben, die Juden, als ein ihnen fremdes …ement, aus dem wirtschaftlichen und geistigen Leben auszuscheiden und …n Verfolgern eine möglichst geschlossene wirtschaftliche und nationale Ein…it gegenüberzustellen. Auf solche Weise ergreift die antisemitische Be…egung verschiedenste Schichten der besitzenden Klassen — von den Hand…erkern, Kaufleuten und kleinen Gewerbetreibenden in ganz Rußland und

---

[1] Das Massaker von Kischineff und die Judenfrage. „Neue Zeit“, XXI, 2, … 305.

Polen, die die jüdischen Nebenverdienenden entfernen möchten, bis zu den Vertretern der „höchsten Intelligenz“ mit dem Exmarxisten Peter Strube und dem „Freidenker“ Niemojewski an der Spitze —, die gegen die Juden wegen der „geistigen Ausbeutung“, des „Parasitismus“, des „Verunglimpfens“ des „nationalen Geistes und der Kultur“ losgehen. Auf solche Weise spiegelt sich der Klassenkampf wider, der seine Quelle im Kampfe des Junkertums gegen die ihm drohende Revolution hat, bis in den entferntesten, „höchsten“ Regionen der ideologischen Welt. Ja, der erbitterte Klassenkampf treibt sogar solche Blüten, wie den Antisemitismus der jüdischen Bourgeoisie. Diese huldigt gegenwärtig der schändlichsten Form des praktischen Antisemitismus: sie wirft die jüdischen Arbeiter als nicht genug demütige Lohnsklaven aus ihren Fabriken hinaus und ersetzt sie durch „christliche“ Hooligans, die oft von den „echtpolnischen“ und „echtrussischen“ Verbänden verschrieben werden!

Auch in der Duma findet die Beziehung verschiedener Gesellschaftsklassen zu der jüdischen Frage ihre Widerspiegelung. Zwar wird das Bild ein wenig durch jene Kniffe verunstaltet, die die politischen Macher der Bourgeoisie überall gebrauchen, um den Wähler — in diesem Falle den Juden — hinters Licht zu führen. Aber im großen ganzen ist das Bild eines der jüngsten Parlamente eine treue, und zwar eine abschreckende Widerspiegelung der Stimmungen der besitzenden Klassen. Die Vertreter des Junkertums treiben von der Dumatribüne herab eine offene Pogromagitation. Die Vertreter der rechtsstehenden Bourgeoisie — die Oktobristen — bieten dieser Agitation ihren wohlwollenden Schutz und führen, wo es nur irgend geht, beschränkende Bestimmungen für die Juden ein, wobei sie sich gleichzeitig mit einer empörenden Heuchelei „im Prinzip“ für die Aufhebung des Ansiedlungsrayons erklären. Die Vertreter aber des anderen Teiles der Bourgeoisie, die Kadetten, passen sich vollständig der konterrevolutionären Atmosphäre in der Duma an und fordern zwar die Gleichberechtigung der Juden, aber gleichzeitig proklamieren sie „das moralische Recht zum Antisemitismus“. Ihr Vertreter, Maklakoff, wendet sich gegen den Antisemitismus der Regierung, aber aus dem Grunde, weil „solange der Regierungsantisemitismus nicht vernichtet ist, es der russischen Gesellschaft, der russischen Nationalität unmöglich ist, dem Judentum in genügendem Maße Trotz zu bieten“. So wälzt sich auch der Liberalismus in demselben Schmutz, in dem sich die echtrussischen Vertreter der Junker befinden!

IV.

Unter solchen Bedingungen ist es leicht begreiflich, daß die Lage der Juden in Rußland unerträglich wird. Ja, wie gesagt, sie ist gegenwärtig viel schlimmer, als sie zur Zeit Kischineffs und Homels war. Denn jetzt werden die Juden zwischen zwei Mühlsteinen zermalmt: unter dem politischen Druck der Regierung einerseits und unter dem ökonomischen Druck der einheimischen Bevölkerung andererseits.

Die Entrechtung der Juden übertrifft gegenwärtig alles, was zur Zeit Ignatjeffs und Plehwes üblich war. Zwar ist die gesamte Bevölkerung vollständig rechtlos, aber sogar inmitten dieser erscheint die rechtliche Lage der Juden viel schlimmer als die der Slawen. Alle Greuel der achtziger und neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts sind auferstanden.

Massenhaft werden wieder die Juden aus den Orten verbannt, wo sie oft it Jahrzehnten ansässig sind — ja, vierjährige Kinder werden dabei nicht erschont! In vielen Städten wird mitten in der Nacht eine wilde Jagd uf Juden, die kein „Wohnrecht" besitzen, veranstaltet; mit der Zulassung er Juden an die höheren und mittleren Bildungsanstalten wird wieder ngeheurer Unfug getrieben; die jüdischen Arbeiter in den Städten Rußands werden beim kleinsten Versuch, sich gegenüber ihren Brotherren aufulehnen, aus ihrer Wohnstätte vertrieben; jüdische Kongreßdelegierte erden aus der Residenz ausgewiesen usw. usw. In ihrer wilden Verolgungswut treiben die Helden der Konterrevolution ihren Blödsinn so eit, vom Senat untersuchen zu lassen, ob Städte außerhalb des Ansiedungsrayons das Recht haben, den jüdischen Gemeinden Land zur Beerdiung dort ansässiger Juden zu verkaufen. Es wiederholen sich Fälle, wie sie inst, vor zwanzig Jahren, Leroy-Beaulieu beschrieben hat: junge Mädchen, ie nach Petersburg und Moskau kommen, um zu studieren, melden sich, m das Wohnrecht zu erwerben, bei der Polizei als Prostituierte an. Als rostituierte werden Jüdinnen dort geduldet! Der neueste Fall, von dem ir jetzt sprechen, endigt aber weit tragischer als jener, den Leroy-Beaulieu eschrieben hat. Damals stellte die Polizei fest, daß die Studentin das hrenwerte Gewerbe, das ihr Wohnrecht sichern sollte, gar nicht betrieb, nd wies sie aus der Stadt aus. In unserem Falle endete die Geschichte amit, daß zwei Menschen, die Studentin und ihr Bruder, sich dorthin beaben, wo „auch Jüdinnen sich nicht als Prostituierte anzumelden brauchen, m das Wohnrecht zu erwerben, wo es keine Ansiedlungszone gibt". Deutsch esprochen: sie begingen Selbstmord.

In demselben Geiste wie die Verwaltung, Polizei und Justiz, arbeitet uch die Gesetzgebung des „erneuten" Rußlands. In einer ganzen Reihe von Gesetzen, wie zum Beispiel in dem über die Semstwos in Klein- und Weißußland, in dem über die städtische Selbstverwaltung in Polen, werden ür die Juden neue Beschränkungen vorgesehen. Im letzteren Falle geschieht s — dank den bürgerlichen Vertretern desselben Polens, das unter allen Ländern des Zarenreichs vielleicht die schlimmste Unterdrückung erleidet!

Trotz alledem würde vielleicht das Programm Plehwes, „den Juden ie Lage so unerträglich zu machen, daß sie Rußland selbst bis auf den etzten Mann verlassen sollen", die Kräfte der Regierung übersteigen, wenn icht die *besitzenden Klassen* zu Hilfe kämen. Diese üben, wie geagt, auf die Juden den *ökonomischen* Druck aus. Die nationale oder, ichtiger gesagt, die nationalistische Agitation unter der Losung: „Kauft icht bei Juden", „Laßt Juden nicht erwerben", die erbitterte Konkurrenz m Kleingewerbe, die die antijüdische Parole geschickt ausnutzt, die immer weiter um sich greifende Genossenschaftsbewegung, schließlich die *industrielle Entwicklung*, die den Juden als Vertreter niedriger Produktionsformen aus vielen Zweigen des Erwerbslebens verdrängt — alle diese Faktoren tragen dazu bei, daß die Armut der jüdischen Masse, die ohnehin sprichwörtlich war, unerträglich geworden ist. Tagtäglich werden auch von der den Juden feindlich gegenüberstehenden Presse Tatsachen berichtet, die von einem maßlosen Elend der jüdischen Masse zeugen. Und kein Ausweg ist hier zu sehen: die gesellschaftlichen Kräfte, die die Masse der jüdischen Kleinproduzenten zermalmen, sind stärker als irgend eine Be-

wegung, die ihnen gegenübergestellt werden könnte. Dies um so mehr, al diese Kräfte teilweise die des *wirtschaftlichen Fortschritts* sind.[1]

Das Resultat ist, daß die jüdische Emigration entsprechend den Wünsche Plehwes und aller Judophoben ungemein steigt. Ob sie aber die Lage de Juden viel verbessert — ist ziemlich fraglich.

V.

Und nun das Letzte. Was tut die Organisation des Proletariats Ruß lands, um den gräßlichen Zuständen, in denen die Juden in Rußland leben Abhilfe zu schaffen? Bekämpft doch die Sozialdemokratie „jede Art de Ausbeutung und Unterdrückung, gleichviel ob sie sich gegen eine Klass eine Partei, ein Geschlecht oder eine Rasse richtet“.

Selbstverständlich ist eine Abhilfe in positiver Form ausgeschlossen, so lange das Selbstherrschertum besteht, solange die Frage der politischen Frei heit des *gesamten* russischen Volkes nicht gelöst ist. Das hat klipp un klar die Sozialdemokratie in der Duma erklärt, und wenn auch manch Sozialdemokraten damit unzufrieden waren — sie hat recht gehabt. Abe auch in der Gegenwart ist die Sozialdemokratie die einzige Partei, die auf richtig, tapfer und ohne Kompromisse für die Sache der unterdrückten Juden kämpft, und die dabei die bürgerlichen Parteien zum Farbebekennen zwingt So hat zum Beispiel die sozialdemokratische Fraktion während der Debatt über die Aufhebung der Ansiedlungszone den Antrag gestellt, die Dum möge sich dafür aussprechen, daß unverzüglich die jüdischen Ausweisungen eingestellt würden. Dieser Antrag ist von der Mehrheit — die Oktobristen inbegriffen — abgelehnt worden. Die Heuchelei der angeblichen Liberalen die sich für die Aufhebung der Ansiedlungszone erklären, in fester Zuver sicht, daß die Regierung sie nicht zulassen wird, ist auf solche Weise glänzen enlarvt worden.

Leider läßt sich nur wenig von der Agitation unter der Masse der Ar beiter sagen. Selbstverständlich liegt die Ursache weder am bösen Willen noch am Mangel an Verständnis für die Bedeutung einer derartigen Agi tation, sondern an fast unüberwindlichen objektiven Hindernissen, die der sozialdemokratischen Agitation und Aktion in Rußland überhaupt im Wege stehen. Wenn aber manche Genossen, wie zum Beispiel Genosse Medem, der Verfasser des schon früher zitierten Artikels, im Petersburger Arbeiterblatt „Zwezda“ die Meinung äußert, die Partei müsse eine spezielle Agitation gegen antisemitische Vorurteile und Aberglauben einleiten, so können wir eher dem Genossen Kautsky recht geben, der einst behauptet hat, daß man mit der sittlichen Entrüstung gegen den Antisemitismus nicht viel aus-

[1] Es ist nämlich total verfehlt, jede Konsumgenossenschaft, die, objektiv ge nommen, für die Juden fast immer schädlich ist, als antisemitisches Beginnen hin zustellen, wie es die jüdischen Nationalisten und zuweilen sogar die Genossen Bundisten tun. Der polnische und kleinrussische Jude, „dieser Repräsentant des europäischen Handels auf seiner niedrigsten Stufe“, lebte, nach dem Ausdruck unserer Meister, „in den Poren der Gesellschaft“. Nichts natürlicher, als daß ihn der normale wirtschaftliche Fortschritt, unter anderen die Genossenschaftsbewegung aus diesen „Poren“ verdrängt. Andererseits vernichtet die Großindustrie den jüdischen Handwerker — sehr oft ist es eben die *jüdische* Fabrik. (Vergleiche W. Medems Artikel „Der moderne Antisemitismus in Rußland“, „Neue Zeit“ XXIX, 1, Nr. 8.)

ten kann.[1] Das einzige und das wichtigste, was die Sozialdemokratie im npfe gegen die antijüdische Politik der Regierung und gegen den Anti- itismus der besitzenden Klassen gegenwärtig tun kann, ist, nach der rich- en Bemerkung des Genossen Kautsky, nach wie vor, die Aufklärung r Massen im revolutionären Sinne. Der Arbeiterklasse die gen über die Klassenkämpfe, die dem modernen Antisemitismus in Ruß- d einen so mächtigen Vorschub geleistet haben, öffnen, ihr das Wesen der alen Gegensätze auseinandersetzen, die den Kern der jüdischen Frage den, sie die Gesellschaftsordnung erkennen lassen, in welcher diese Gegen- e gelöst werden können — das ist die Aufgabe der Sozialdemokratie in ßland in bezug auf die jüdische Frage. Durch solche Arbeit wird sie so- hl die endgültige Erlösung des Proletariats — das jüdische inbegriffen — ebenso die Lösung der jüdischen Frage fördern.

Gefahren der Arbeit in der chemischen Industrie.

Von **Emanuel Wurm.**

Die Leitung der Hygieneausstellung in Dresden hat bekanntlich die Gewerk- ften gehindert, auch die Schattenseiten der industriellen Tätigkeit zu zeigen — Elend der Heimarbeit, den Jammer des Wohnungselendes der Arbeiter und Vergiftungsgefahr, unter der all die schillernde Pracht der Farben und die rlichen Wohlgerüche hergestellt werden, mit denen die chemische Industrie sich Welt erobert hat. Der Verband der Fabrikarbeiter Deutschlands hat das von gesammelte Material[2] durch den Redakteur seines Fachorgans, Genossen Schneider, veröffentlicht, der ein Jahrzehnt in Fabriken, auch der chemischen dustrie gearbeitet hat und daher ganz mit Recht annimmt, daß er den Einfluß Arbeits- und Lebensbedingungen der Arbeiter besser einzuschätzen in der Lage wird als manche Vertreter der Wissenschaft. Zeigen doch zum Beispiel fast ntliche vom Bundesrat erlassenen Vorschriften zum Schutze der Arbeiter gegen sundheitsschädigung eine arge Unkenntnis der wirklichen Verhältnisse bei der beit, so daß den Arbeitern nur zu oft die Durchführung der Vorschriften zur möglichkeit wird — was ja den Unternehmern ganz gewiß recht ist.

Schneider weist zunächst auf die riesenhafte Entwicklung der chemischen In- trie in Deutschland hin — seit 1882 stieg die Zahl der Beschäftigten von 72 777 172 441 Personen, das ist um 140 Prozent, während in der gesamten Industrie utschlands die Zunahme nur 83 Prozent betrug, die Durchschnittsdividende stieg 6,57 auf 13,86 Prozent. Die düstere Kehrseite der glänzenden Medaille ist ht sowohl die Zahl der Unfälle, sondern weit mehr die Zunahme der gewerb- en Vergiftungen. Unfälle sind im allgemeinen in dieser Industrie nicht häufiger in allen anderen. Aber die Erkrankungen sind weit höher, ihre Zahl ist uenhaft groß! Freilich — die Öffentlichkeit erfährt nur wenig davon, denn die mischen Fabriken haben Betriebskrankenkassen, deren Berichte in der Regel indlich gegeben werden und die Krankenziffern verschweigen — und die Furcht Entlassung hindert die Arbeiter, genauere und schriftliche Berichte zu fordern. neider hat aus den dürftigen Angaben der Kassenabschlüsse zu berechnen ver- ht, wie hoch die Krankenziffer der Betriebskassen ist; er kommt zu dem Resultat, die Erkrankungszahlen der chemischen Industrie um mehr als 30 Pro-

[1] Vergleiche den schon früher zitierten Artikel.

[2] Gefahren der Arbeit in der chemischen Industrie. Herausgegeben vom Ver- nd der Fabrikarbeiter Deutschlands. Verfasser H. Schneider. Hannover, mmissionsverlag der Volksbuchhandlung (Dörnke & Mey). 123 Seiten.

zent über dem Gesamtdurchschnitt aller Betriebskassen stehen! Aber in diese summarischen Zahlen sind auch die weniger gefährlichen Betriebe mitinbegriffe Trennt man die einzelnen Betriebsarten, so findet Schneider, daß in den wenig gefährlichen Betrieben die Erkrankungsgefahr immer noch um 10 Prozent über de Durchschnitt in allen Betriebskassen der deutschen Industrie steht, in den Anili fabriken aber um 50 Prozent und in den Bleiweißfabriken um fast 60 Prozen

Sehr beachtenswert ist der Hinweis Schneiders, daß die Zahl der direkte Vergiftungen nicht als Gradmesser für die Berufsgefahr angesehen werde darf. „Die Wirkung der in der chemischen Industrie erzeugten oder verarbeitete giftigen Stoffe besteht zunächst, oft sogar ausschließlich darin, den Organism zu schwächen, für andere Krankheiten weniger widerstand fähig zu machen. So sind in den Farbenfabriken direkte Vergiftungen relat selten, die Schädigung der Atmungsorgane der Arbeiter aber ist gerade hier i folge der enormen Staubentwicklung sehr groß." Dazu kommt, daß gewerblic Vergiftungen meist nicht als solche in das Krankenjournal eingetragen werde sondern nur die Folgeerscheinungen der Vergiftung, zum Beispiel Gelenkerkra kung, wo Bleivergiftung vorliegt. „Die natürliche Ursache davon war," sagte Pr fessor Sommerfeld, den Schneider als Gewährsmann anführt, „daß der Arzt einem Bezirk wohnt, wo die ganze Krankenhausverwaltung in den Händen d Bleifabrikanten liegt."

Schneider schildert dann für eine Anzahl der wichtigsten chemischen Produk die Vergiftungserscheinungen, gestützt auf die Giftliste des Gewerbehygienike Professor Dr. Sommerfeld, und illustriert die oft grauenhaften Mitteilungen dur Originalphotographien Erkrankter — die entsetzlichen Verunstaltungen, die die durch ihre Berufsarbeit erlitten haben, sprechen deutlicher wie alle Zahlen d Elend aus, das die „reiche" chemische Industrie über ihre Arbeiter bringt.

Wie geringfügig — und wie wenig ernsthaft! — ist demgegenüber der bi herige gesetzliche Arbeiterschutz in der chemischen Industrie! Und wie wenig Kräf sind für die Durchführung auch nur dieses geringen Schutzes tätig — angesich der rücksichtslosen Profitmacherei der Aktiengesellschaften ist die Kontrolle der G werbeaufsichtsbeamten unzulänglich. In den Kapiteln: „Der Arbeiterschutz in d chemischen Industrie" und „Die Unternehmer" gibt Schneider ein reiches M terial für eine vernichtende Anklage gegen die Unternehmer wie gegen die Gese gebung. Nachdem er dann noch die wahren Absichten und Wirkungen der „Woh fahrtseinrichtungen" dargelegt, zeigt er die winzige Belastung, die die Unte nehmer zu tragen haben. Denn die 10 Prozent des Reingewinns, die in Woh fahrtseinrichtungen angelegt sind, können, wie Schneider mit Recht hervorhe nicht als soziale Lasten angesehen werden, da sie weit mehr im Interesse d Betriebs als der Arbeiter liegen. Und die sozialen Lasten der Versicherung b tragen nur $2^1/_2$ Prozent vom Reingewinn — knapp ein Fünftel dessen, was d Aufsichtsräten und Direktoren als Tantieme gezahlt wird.

In den Schlußkapiteln schildert Schneider die Wirkung dieser empörenden Zu stände auf die Arbeiter: wie die stete Gefahr sie abstumpft, die Gefahr sie unte schätzen läßt, vor allem aber — und das ist das Wesentliche —, daß die Arbeit zeit zu lang, der Lohn und damit die Ernährung unzureichend, die Intensität d Arbeit eine körper- und nervenzerrüttende ist, die Schutzvorrichtungen dagege teils ungenügend vorhanden sind, teils derart konstruiert, daß sie den Arbeiter b seiner Tätigkeit hindern, so daß er sie nicht benutzen kann.

Die Erkrankungsziffern würden noch höher sein, wenn nicht in der chemische Industrie ein unerhört großer Arbeiterwechsel stattfinden würde — nur ganz g sunde Arbeiter werden eingestellt, erkrankte finden nach ihrer Genesung zume keine Beschäftigung mehr, fallen daher dann, wenn sie geschwächt sind, nicht me der chemischen Industrie zur Last und füllen nicht deren Krankenlisten.

Nachdem noch Genosse Schneider die Bemühungen des Fabrikarbeiterverband um die Organisation und Kampffähigkeit der chemischen Arbeiter geschildert h

: er das Ergebnis seiner Untersuchungen in bekannte Forderungen an die etzgebung zusammen — unsere Reichstagsfraktion hat ja von jeher gerade der nischen Industrie eingehende Aufmerksamkeit gewidmet und dieselben Forde-gen erhoben.

Alles in allem — eine lehrreiche, sehr beachtenswerte Schrift, für die ihr Ver-er, Genosse Schneider, volle Anerkennung verdient.

Wie die Unternehmer dieselben Fragen behandeln, zeigt eine zweite rift, die der Verband der Fabrikarbeiter herausgegeben hat.[1]

Sie ist ein Sonderabdruck von vier Artikeln, die Genosse Schneider 1911 in Zeitschrift „Der Proletarier", Organ des Verbandes der Fabrikarbeiter Deutsch-ds, veröffentlichte, und zeigt ein Musterbeispiel, wie von Unternehmern die Sta-k benutzt wird, die ihnen als feile Dirne zu Gefallen sein muß. Ganz abgesehen on, daß der Verfasser jener Artikel sich das Verdienst erworben hat, nachzuweisen, die von einem Fabrikarzt Dr. Curschmann bearbeitete Statistik von metho-hen und Rechenfehlern wimmelt — das Wesentliche ist, daß die Berufs-nossenschaft der chemischen Industrie die Unternehmer aufgefordert Material zu einer Krankenstatistik zu sammeln, „auf Grund dessen die zweifel-s vielfach übertriebene Behauptung von der Gefährlichkeit der chemischen In-trie für die Gesundheit ihrer Arbeiter auf das richtige Maß zurück-ührt werden kann". Also von vornherein wird das Endziel der terialsammlung bekannt gegeben — und die „wissenschaftliche Untersuchung" ß dann, welche Resultate sie zu finden hat. Damit aber die Vertrauensärzte chemischen Industrie sich ja nicht etwa über ihre Aufgabe im unklaren sein nten, wurde ihnen bereits auf einer 1907 zusammenberufenen Konferenz ge-t, die Statistik soll das Material schaffen, „um den An-iffen erfolgreich entgegentreten zu können, welche gegen die nische Industrie wegen ihrer angeblich außerordentlich großen Gesundheits-idlichkeit vielfach erhoben werden".

Die Schrift des Fabrikarbeiterverbandes zerpflückt die Tabellen des Dr. Cursch-nn derart, daß sie zu dem berechtigten Schlusse kommt: „Die Morbiditäts-istik der deutschen chemischen Industrie ist nichts als ein plumper Ver-ch, die Öffentlichkeit über die Gefahren der Arbeit in der mischen Industrie zu täuschen."

Die notwendige Schlußfolgerung, daß die Betriebskrankenkassen zum Schaden Arbeiter verwaltet werden und ihre Beseitigung im Interesse der Arbeiter liegt, durch die Reichsversicherungsordnung nun freilich nicht gezogen worden. Nach vor sind gerade die Arbeiter der chemischen Industrie den Vertrauensärzten Unternehmer preisgegeben. Und wie abhängig diese Ärzte von den Unter-hmern sind, ist wiederholt selbst von Gewerbeaufsichtsbeamten offen ausgesprochen rden. Andererseits hat die Reichsversicherungsordnung nicht den Anträgen serer Genossen stattgegeben und die Gewerbekrankheiten, unter denen in erster Linie die Arbeiter der chemischen Industrie zu leiden haben, nicht Betriebsunfälle anerkannt; sämtliche bürgerliche Parteien haben hiergegen ge-mmt. Angenommen wurde nur ein Antrag des Zentrums, daß der Bundesrat h freiem Ermessen Berufskrankheiten den Unfällen gleichstellen kann — wo-en sich die Regierung so energisch wehrte, daß sie nur allzu deutlich merken ß, sie sorge nur für den Schutz der Unternehmer, die vor größerer Belastung t Unfallrenten bewahrt bleiben sollen.

Bei den unausbleiblichen weiteren Vorstößen unserer Genossen zugunsten der beiter in der chemischen Industrie wird die Schrift des Fabrikarbeiterverbandes wertvolles Aktenstück bilden, auf das bei den Reichstagsdebatten noch oft Bezug nehmen sein wird.

---

[1] Statistische Schönfärberei im Dienste des chemischen Kapitals. 19 Seiten.

Literarische Rundschau.

Soziale Studentenblätter. Herausgegeben vom Sekretariat sozialer Studente arbeit. Erscheint achtmal jährlich und kostet beim Sekretariat (M.-Gladba Sandstr. 5) bestellt 1 Mark, im Buchhandel 1,50 Mark, Teilnehmer (jährli 3 Mark) erhalten die Blätter unentgeltlich. Jahrgang 1 bis 3.

Erster und zweiter Jahresbericht des Sekretariats sozialer Studentenarbeit.

Flugblätter des Sekretariats, Nr. 1 bis 10.

Der Volksverein für das katholische Deutschland hat vor einigen Jahren e Sekretariat sozialer Studentenarbeit gegründet, dessen Leiter der Kaplan Dr. Ka Sonnenschein ist. Das Sekretariat hat die Aufgabe, unter den Studenten, spezi unter den katholischen, Propaganda für „soziale Hilfsarbeit" zu mache die in verschiedenen Vinzenz-, Standes-, Abstinenzvereinen, sozialen Studien u Ferienvereinigungen organisiert wird, und deren Zentralleitung eben das Sekr tariat hat. Die Mitglieder erhalten die genannte Zeitschrift, die Berichte u Flugblätter. Außerdem wird eine „Soziale Studentenbibliothek" herausgegebe die in der „Neuen Zeit" (XXVII, 1, S. 204) besprochen ist. Der Ton in diese Veröffentlichungen ist, mit bürgerlichem Maße gemessen, außerordentlich radik und übertrifft hierin und an Treffsicherheit alles, was der sozialreformatorisc Liberalismus der Herren Naumann usw. je geleistet hat; ja der Unterschied ist groß, daß der gut linksliberal gesinnte Redakteur einer studentischen Zeitschri der einen Artikel aus den „Sozialen Studentenblättern" in sein Blatt übernehme sollte, erklärte: „Kinder, das geht nicht! Was sagt der Bierrichter dazu? Das i ja ganz sozialdemokratisch!" Trotzdem ist natürlich der Geist durchaus bürgerlic der uns entgegenweht. Das Proletariat in seiner Kraft und Selbständigkeit ken man nicht, man sieht nur „niedriger stehende" Schichten, die im Elend leben, dene nur durch Eingreifen von außen geholfen werden kann, die nur deswegen rebe lieren und unzufrieden sind, weil man sie vernachlässigt und sich nicht um sie g kümmert hat.

Den Drahtziehern des Zentrums kann dieser Radikalismus ihrer Leute sch ganz recht sein. Es sieht eben aus, als ob von den Bürgerlichen als Klasse etw getan wird, während es nur eine kleine Gruppe von sozial warm empfindende Menschen ist, die wirklich etwas Ernstes zu tun gewillt ist. Auf der einen Sei halten die Ultramontanen durch Verschandelung der Volksschule das Volk geist nieder, und auf der anderen Seite bieten sie ihm den gut gemeinten, aber do nur dilettantischen Unterricht einer Handvoll unerfahrener Studenten. Allzuwe aber läßt man die Herren des Sekretariats in ihrem Radikalismus doch nic gehen. In Nr. 3 und 4 des dritten Jahrganges erschien ein Artikel über die vo Gott gewollten Stände, in dem sehr hübsch gesagt war, daß die starr abgeschlo senen Stände, in denen ein Knecht Knecht bleiben muß, nur von dem Gott de „akademisch Gebildeten, Reichen und Ordengeschmückten" gewollt seien. Flug war der Berliner „Arbeiter" (sic!) dabei und denunzierte in seiner Nummer vo 16. Juli 1911 Dr. Sonnenschein des sozialen Modernismus und sprach von de unverhüllten Sozialismus, den der Artikel offenbare. Eine Gegenaktion blie zwar nicht aus, aber hinterher hat Dr. Sonnenschein doch öffentlich erklärt, sei Bestrebungen hätten durchaus „sozialkonservativen" Charakter, wom denn deutlich ausgesprochen ist, was tatsächlich ist.

Auch bei grundsätzlich verschiedenem Standpunkt muß man anerkennen, da die „Sozialen Studentenblätter" zu den bestredigierten Erscheinungen der stude tischen Presse gehören. Wer sich über das Thema „Student und soziale Frag laufend orientieren will, wird gern zu den „Sozialen Studentenblättern" greife Über alle sozialreformatorischen Bestrebungen unter den Studenten — sei es i ultramontanem, sei es in liberalem Geiste — geben sie fortdauernd Auskunf

nso weisen sie alles vollständig nach, was hierüber und über das Thema udent und Politik" in der Presse geschrieben wird.

Die Berichte über die Äußerungen der Parteiorgane sind objektiv und, soviel sehen konnte, vollständig. In weiteren Abständen wird auch ein Verzeichnis r regelmäßig erscheinenden studentischen Zeitschriften gegeben.

Albert Wilhelm.

P. Meschewetski, **Die Fabrikgesetzgebung in Rußland.** 39. Ergänzungs- eft der Zeitschrift für die gesamte Staatswirtschaft. Tübingen 1911. Verlag er Lauppschen Buchhandlung. Preis 3,60 Mark.

Herr Meschewetski hat in seiner 123 Seiten umfassenden Schrift über die Fabrik- tzgebung in Rußland die Frage keineswegs vollständig, aber überaus übersichtlich und im allgemeinen zutreffend behandelt. Nach einer kurzen Skizze über die e der russischen Arbeiter in den achtziger Jahren (warum er nicht auch die jetzige e untersucht, ist nicht angegeben) und über das Verhältnis der Regierung zu den eitern geht er zur Schilderung der wichtigsten Fabrikgesetze über den Arbeitstag die Arbeitsbedingungen über. Man muß zugeben, daß der Autor im allgemeinen russische Literatur gut ausgenützt hat; allein die Rolle der Arbeiterbewegung ist ihm doch nicht genügend gewürdigt worden. Er erkennt wohl an, daß die ganze eiterschutzgesetzgebung in der Hauptsache aus der „Sorge für Aufrechterhaltung öffentlichen Ordnung und Sicherheit" oder richtiger der bureaukratischen Staats- nung hervorgegangen ist. Die Rolle der Arbeiterstreiks ist in dieser Beziehung so ß, daß man sie, ohne den offenkundigsten Tatsachen Gewalt anzutun, nicht leugnen n. Allein die Arbeiterbewegung hat nicht nur die Regierung dazu gezwungen, eiterschutzgesetze zu erlassen, sondern vermochte es, diese vielfach auch im Leben chzusetzen. Denn wie der Autor richtig betont, sind die erlassenen Gesetze gewöhn- auf dem Papier geblieben oder bald abgeändert und sogar ganz aufgehoben rden. Und nur wo die Arbeiterbewegung erstarkt ist, gelang es ihr trotz aller iteren Verschlechterungen der Gesetze, diese doch zum Ausgangspunkt ihrer weiteren oberungen zu machen. Diese Seite der Frage ist vom Autor ganz übersehen worden überhaupt die Rolle der organisierten Arbeiterbewegung für die Fabrikgesetz- ung Rußlands.

Seit Mitte der neunziger Jahre stockt bekanntlich im allgemeinen die Fabrik- etzgebung in Rußland, trotzdem die Arbeiterbewegung erstarkt ist. Zwar tagen fast unterbrochen Regierungskommissionen, die sich mit der Arbeiterfrage beschäftigen; ein der Widerstand der Unternehmer ist so groß, daß die Kommissionsberatungen llig unfruchtbar waren. Wie läßt sich dies erklären? Warum ist die Regierung ade seit dem Erstarken der Arbeiterbewegung dem Drucke der Unternehmer gegen- er nachgiebiger geworden? Wir können die gleiche Erscheinung auch in anderen ndern konstatieren. Meschewetski berührt aber diese Frage überhaupt nicht, weil die Arbeiten der zahlreichen Regierungskommissionen der letzten Jahre fast gar ht berücksichtigt. Und doch wäre dies notwendig, um den heutigen Stand der age der Arbeiterschutzgesetzgebung zu charakterisieren. Im ganzen kann also die beit Meschewetskis von denen mit Vorteil benützt werden, denen die russischen quellen nicht zugänglich sind und die die geschichtliche Entwicklung dieser age studieren wollen. Für den Russen bringt sie weder neue Tatsachen noch neue sichtspunkte.

Spectator.

Zeitschriftenschau.

The International Socialist Review, die Monatsrevue der amerikanischen ozialdemokratie, bringt in dem Novemberheft einen Aufsatz von Frank Bohn: **Die Sozialistische Partei und die Verwaltung der Städte".** Ein Volk, das von rofitjägern beherrscht wird, ist mit Fluch beladen; die Gewinnsucht drückt allen

Lebensformen ihren Stempel auf. In Europa sind mit dem Kapitalismus eber
falls die großen Städte entstanden; aber sie zeigen doch zivilisierte Formen. J
Amerika übertrifft die Korruption der Gemeindeverwaltungen alle Grenzen
Feuerlöscheinrichtungen sind unbrauchbar, ansteckende Krankheiten wuchern. Ba
werke fallen zu Schutt zusammen, bevor sie fertig sind. Wie ein Rudel Wölf
fallen die organisierten Diebesbanden, die sich städtische Verwaltungen nenner
über alle öffentlichen Institutionen her; ihre Lebensaufgabe ist, zu verschlucken
was sie in ihre Krallen bekommen; persönliche Bereicherung beherrscht die Kom
munalpolitik. Nirgends zeigt sich die Kapitalistenklasse so verächtlich. In Europ
finden die Arbeiter gut organisierte städtische Verwaltungen. In Amerika be
merken die Sozialisten, wenn sie in die städtischen Verwaltungen eindringen, da
sie mit allem von Grund auf erst anfangen müssen.

Die Sozialistische Partei hat in den letzten achtzehn Monaten mehrere Stad
verwaltungen erobert: Milwaukee, Butte, Berkeley, Flint und viele kleinere; i
diesem Monat werden wir noch manche hinzugewinnen. (Ist inzwischen geschehen
Die Redaktion.) Zweifellos haben die gewählten Genossen überall durch den Ern
und die Gewissenhaftigkeit, womit sie ihre herkulische Aufgabe anfaßten, die An
erkennung der Partei verdient; aber doch liegt hier Anlaß zu einer Gefahr vo
Nur zu leicht verfallen unsere Genossen in den Fehler der Reformpolitiker, vo
der Wahl zu viel zu versprechen, mehr als sie halten können. Sollen die Arbeite
nicht das Vertrauen in die Partei verlieren, so müssen sie die politischen Möglich
keiten auch gut kennen lernen. So wurde in dem Wahlkampf in Milwaukee ver
sprochen, mit dem sozialistischen Siege käme auch sofort das städtische Elektrizitäts
werk. Jetzt ist es immer noch nicht da, und der zweite Wahlkampf wird kommen
ohne daß das Versprechen erfüllt ist. Wir wollen hier nicht darauf eingehen, wi
groß oder klein die Vorteile sind, die aus öffentlichen Betrieben den Arbeitern er
wachsen können. In Johannesburg (Transvaal) ist alles außer den Goldmine
Gemeindebetrieb, und doch werden die Arbeiter bis aufs Blut von den Gold
magnaten ausgebeutet. Würde die Stadt Milwaukee den Arbeitern alles umson
liefern bis auf die Kleider, dann werden die Löhne nur ausreichen, um Kleide
zu kaufen.

Fragen wir jetzt nur einmal danach, was in einer amerikanischen Stadt über
haupt durchführbar ist.

Eine sozialistische Stadtverwaltung wird gerade so viel durchführen könner
als die kapitalistische Staatsregierung ihr erlaubt, nicht mehr. In Milwauke
wird keine elektrische Zentrale gebaut, weil die Regierung von Wisconsin es ver
bietet. Das Gemeindegesetz, vom Staate erlassen, setzt für die Steuern und die Stad
verschuldung Grenzen fest. Die Staaten der Union selbst erobern, ist bei der vorwiegen
bäuerlichen Bevölkerung nur ausnahmsweise möglich. Selbstverwaltung für di
Städte hätte früher von den bürgerlichen Reformern erobert werden müssen; jet
ist es zu spät, darauf noch zu rechnen. Was kann also eine sozialistische Stadtver
waltung jetzt erreichen? Nur wenig! Und das muß vor allem den Arbeitern offe
und ehrlich gesagt werden! Sie kann eine ehrliche Stadtverwaltung durch
führen; wenn sie aber die kapitalistischen Eigentumsinteressen zu verletzen wag
wird die Staatsregierung sie innerhalb vierundzwanzig Stunden binden un
fesseln. Sogar bei den Kämpfen zwischen bürgerlichen Parteien kamen solche Fäl
vor. Als 1894 bei dem großen Eisenbahnerstreik der Gouverneur Altgelt si
weigerte, Miliz anzuwenden, schickte der Präsident Cleveland, entgegen dem ve
fassungsmäßigen Staatsrechte, Truppen von auswärts, und die Presse lobte ih
deshalb, daß er den „faulen Sarg“ der Staatsrechte mutig durchlöchert habe. D
Kämpfe um die Gemeindeverwaltungen bieten Gelegenheit zur mächtigsten Ag
tation und Aufklärung; sie bereiten den Kampf um die Verwaltung der Staate
vor; sie können wertvolle Reformarbeit auf dem Gebiet des Schulwesens, de
Volksgesundheit usw. leisten. Aber den Kapitalismus besiegen, das können wir au
diesem Gebiet nicht.

In demselben Hefte schreibt B. H. Williams (Herausgeber der „Solidarity“, Organs der Industrial Workers of the World) einen Aufsatz: „**Der sechste** **…ngreß der I. W. W.**“ Weil vor einigen Monaten Frank Bohn über die Zukunft … I. W. W. schrieb, wird ihr Kongreß, den sie am 26. September abhielten, einige Auf…rksamkeit finden. Gerüchte schwirrten schon im voraus durch die Luft, daß …as geplant sei, daß die Antiparlamentarier versuchen würden, aus der I. W. W. …e antipolitische Organisation zu machen. Aber nichts von alledem geschah. Über …litik wurde nicht diskutiert, und der Antrag, in der Prinzipienerklärung die …rtlosigkeit der Politik zu betonen, wurde einfach niedergestimmt. Die Dis…sion drehte sich vor allem über das Verhältnis von Massen und Führern; eine …ndliche und belehrende Aussprache fand darüber statt. Dabei trat vor allem ein …genſatz der Auffassungen zwischen dem Osten und dem Westen hervor, der sich … der Verschiedenheit der Arbeitsverhältnisse leicht erklärt.

Die Weststaaten zwischen dem Felsengebirge und dem Großen Ozean sind …h dünn bevölkert; Landwirtschaft, Bergwerke, Holzfällen bilden die Beschäfti…ng; sie steht bereits unter der Gewalt der Trusts, ist aber noch wenig entwickelt. …e Arbeiter, ungelernt, ziehen weite Strecken von Ort zu Ort, wechseln ihre Be…äftigung, können daher nur gemischte Vereine bilden, keine eigentlichen in…striellen Verbände. Sie sind roh, halbwild, an Freiheit gewöhnt, entwickeln einen …rken Individualismus und sind sämtlich Agitatoren. Daher befürworten sie in … I. W. W. überall die gemischten Verbände; sie vertreten die Selbständigkeit der …ssen, wollen die Macht der Zentralverwaltung eindämmen und schlagen einen …elmäßigen Schichtwechsel in der Besetzung der Ämter und Führerstellen vor. …il sie alle selbst Organisatoren sind, fühlen sie nicht, daß auch die Leitung der …werkschaft eine selbständige Entwicklung der Individualität nötig macht.

Völlig anders ist die Psychologie der Mitglieder aus den Oststaaten. Sie sind …beiter der großen Trusts, zum Beispiel des Stahltrusts. Der geographische Ort … ihnen nichts, die Industrie alles; industrielle Organisation ist für sie nötig. …il die Trusts mächtig und zentral organisiert sind, fühlen auch sie die Not…ndigkeit straffer zentralisierter Organisation. Ihnen fehlt der Geist des selb…ändigen individuellen Handelns; die Organisation muß durch ihre Organe …s schnelle Eingreifen besorgen. Die Aufgabe des Kongresses bestand darin, diese …den entgegengesetzten Auffassungen zu vereinigen und zur harmonischen Zu…mmenarbeit zu bringen. Diese Aufgabe ist glänzend gelöst worden; man hat sich …derseits aneinander angepaßt, und die Gesamtorganisation steht fester da als …vor. Die Delegierten waren zumeist junge Leute, unbekannte Namen, kein …ntelligenzler“ war dabei; aber alle hatten schon schwere Kämpfe durchgemacht …d sind fähig, noch weiter alle Kräfte für die Organisation einzusetzen.

„**Kapitalistischer ‚Sozialismus‘**“ ist ein Aufsatz von William English …alling überschrieben. Im amerikanischen Kapitalismus zeigen sich Erschei…ngen, die einen anderen Entwicklungsgang andeuten, als wir erwarteten. Anstatt …ß die Trusts die kleinen Kapitalisten verschlucken, die über die politische Stimmenmacht …fügen und jetzt rebellieren, wird das Trustprinzip auf die Politik angewandt. …oße und kleine Kapitalisten gehen zusammen, Reformen zur Befriedigung der …einen werden durchgeführt, auch soziale Reformen, nachdem diesen die Eigen…aft, den Arbeitern eine Waffe zu liefern, genommen ist. In Roosevelts Blatt …utlook“ und anderen Blättern wird vorgeschlagen, durch die im Süden gegen …s Negerwahlrecht gerichteten Schikanen oder zum Beispiel durch die Bedingung …s Lesenkönnens die Hälfte der Arbeiter politisch zu entrechten. Für die Sozial…nokratie ist diese ganze Richtung, die sich eifrig in der bürgerlichen Presse vor…rts drängt, vom höchsten Interesse. Sie zeigt, daß wir nicht mehr gegen den …dividualistischen Kapitalismus der freien Konkurrenz unsere Angriffe zu richten …ben, der schon durch die Kapitalmächte selbst beseitigt wird, sondern gegen den …llektivistischen Kapitalismus, der die ganze Bourgeoisie konsolidiert und sie in …n vollkommenen Besitz der Regierung setzt. Staatssozialismus brauchen wir

nicht mehr zu fordern, sondern nur seine Überführung in einen wirklichen Soz lismus.

Aber noch wichtiger für uns ist das Arbeiterprogramm dieser neuen Richtu Eigentlich ist es kein Programm, sondern eine ganze Philosophie, deren Prin die Lehre der „Leistungsfähigkeit" (efficiency) bildet, die von der Fabrik (wissenschaftli Fabrikbetriebslehre) in die Politik übertragen wird. Sozialreformen, wie Arbeit versicherung, Minimallohn, Achtstundentag, staatliche Beschäftigung der Arbei losen, werden als kapitalistische Politik empfohlen, weil sie die Leistungsfähigk der Arbeiter und damit die Profite erhöhen. Vor einer Steigerung der Löhne ü das Maß der Preissteigerung hinaus, also einer realen Lohnsteigerung, schrecken gar nicht zurück, da dabei die Profite noch rascher steigen. Ernst Abbott schrieb „Outlook", daß dabei zugleich eine Interessenharmonie zwischen Unternehmern u Arbeitern entsteht. In der Tat brauchte die wissenschaftliche Betriebslehre ni notwendig Abrackerung und frühen Zusammenbruch des Arbeiters mit sich bringen. Das hängt von der vorhandenen Arbeitermasse ab. Ist sie im Überfluß v handen, dann wird sie vergeudet als wertloses Material. Hört aber die stets fris Zufuhr auf, dann müssen die Kapitalisten damit so sparsam umgehen wie mit Ko und Maschinen. Sorge für die richtige Erhaltung der Arbeiterklasse wird dann gen so notwendig wie beim Landwirt vernünftige Sorge für seinen Viehstand.

Einer der Wortführer dieser Richtung, E. P. Stimson, machte sich erböt einer Kommission aus dem Abgeordnetenhaus zu beweisen, daß die Arbeitsz auf vier Stunden verkürzt werden könnte, wobei der Kapitalprofit noch stei Viele dieser Reformer verteidigen den Achtstundentag auf Gru der Ergiebigkeit der Arbeit. Arbeiterversicherung, die den Arbeiter beruhi Schmerz und Sorge von ihm wegnimmt, würde seine Leistungsfähigkeit erhöh Brandeis wünscht ein Gesetz, das den Unternehmer bestraft, wenn Arbeiter ihm invalide werden; dadurch wird die Vergeudung der Arbeitskraft eingedämm wie die Feuersbrünste durch die gegenseitige Versicherung. Ein Minimallohn der Hausindustrie und die staatliche Arbeitsbeschaffung für Arbeitslose, womit England schon ein Anfang gemacht wurde, wirken ähnlich. Diese Reformpolit kann ruhig die Löhne der Arbeiter steigern — die Macht des Kapitals über Arbeit wächst fünfmal rascher. Die Politiker dieser Richtung, Woodrow Wils und La Follette, die kommenden Männer, schließen auch eine Vermehrung Arbeiterrechte in ihr Programm ein; die gerichtlichen Einhaltsbefehle und and Schikanen sollen aufhören, die Boykotts werden erlaubt, ein Schiedsgerichtsv fahren bei Arbeitsstreitigkeiten wird eingeführt, das Koalitionsrecht freigegeb aber in Regierungsbetrieben das Streiken verboten — im kleinen mehr Freih im großen eine festere Sklaverei.

Die Arbeiterbewegung kann einer solchen Entwicklung ruhig entgegenseh Den alten Gewerkschaften, die nur Verbesserungen erstreben, wird der Boden e zogen; die neue revolutionäre Bewegung wird durch solche Reformen gekräft und zur schärferen Hervorkehrung ihrer Ziele gebracht. Viele Illusionen wer fallen, wie zum Beispiel die Illusion, der Kampf gehe nur gegen die Trusts, ge einzelne Kapitalisten, statt gegen alle. Werden diese Reformen durchgeführt, werden die Arbeiter um so klarer sehen, wie sehr sie noch immer Sklaven ein Klasse sind, die sich aus ihrer Arbeit bereichert, und deren wertvollster Besitz sind. Die Macht der Kapitalisten mag steigen, die Macht der Organisation w auch steigen, wenn auch nicht in der Fähigkeit, direkte Vorteile zu erringen. Arbeiter werden sich als Ziel setzen, selbst die Verfügung über Industrie und gierung in die Hände zu nehmen.

Der Herausgeber weist in einem Nachtrag darauf hin, wie sehr es im Li dieser Erscheinungen nötig ist, das 1908 aufgestellte Programm der Gegenwa forderungen gründlich zu revidieren.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.



Band Nr. 21 Ausgegeben am 23. Februar 1912 30. Jahrgang

Eine großartige Kampagne.

Berlin, 17. Februar 1912.

Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben, und man soll niemals ...gessen, daß die Fraktion Drehscheibe sich nicht nur jedes Jahr und jeden ...nat, sondern auch schon jede Woche und sogar in jeder Woche jeden Tag ...hen kann. In der letzten Woche hat sie es gerade siebenmal getan.

Wirklich war die Tinte noch nicht trocken, mit der wir vor acht Tagen ...mten, daß die nationalliberale Fraktion sich von unseren Leuten hätte ... Räson bringen lassen, als das mühsam emporgelüpfte Häuflein der ...delsten und Besten" schon in sich zusammenkrachte wie ein rechtes Häuf...n Unglück. Die einzelnen Akte dieses Possenstücks hier nochmals aufzu...ren, hat keinen Zweck, zumal da sie in der Tagespresse gründlich genug ...chgenommen worden sind, und es lohnt sich auch nicht, ein Donnerwetter ...hr gegen die armen Schächer loszulassen, denn davon haben sie genug ... besehen gehabt. Schwerlich hat schon jemals eine Partei ein solches ...urzbad von Hohn und Spott zu erdulden gehabt wie die nationalliberale ...hrend der letzten Woche, und zwar von allen Seiten; ihre erbärmliche ...gheit zu brandmarken, hat selbst die Presse des schwarzblauen Blocks ein ...isses Recht.

Einen Verteidigungsgrund haben die um Bassermann und Schiffer ...lich, und er ist geeignet, alle ihre Tadler zum Schweigen zu bringen. ... besteht in der simplen Frage: Ja, wie habt ihr denn nach vierzig- und ...st fünfzigjähriger Erfahrung etwas anderes von uns erwarten können? ... der Tat, was läßt sich darauf Durchschlagendes erwidern? Selbst der ...che Bonaparte, der just kein großes Licht war, hat schon davor gewarnt, ... mit einem Kadaver zu verbinden, und wer es dennoch tut, darf sich ...t darüber beklagen, wenn er auf Fäulnis und Verwesung stößt. Insofern ... nicht die Nationalliberalen die Blamierten, sondern wir, die wir ihnen ...etraut haben, was sie ein für allemal nicht leisten können. Indessen

braucht uns das nicht weiter leid zu sein; in der Politik geht Probieren üb Studieren, und ein Versuch mußte mit der „Linkenmehrheit“ gema werden. Mißlingt er gleich beim ersten Griffe, so ist das ungleich besser, a wenn er sich mit Ach und Krach noch ein Weilchen hingeschleppt hätte.

Schicken wir also die „Linkenmehrheit“ zurück in das Reich der Träum das sie niemals hätte verlassen sollen! Außer den 110 Sozialdemokraten g hören zur Linken nur noch die 42 Mann der Fortschrittlichen Volkspart und das sind nach Adam Riese zusammen etwa 150 Mitglieder gegen 250 Mitglieder, die mehr oder minder im Fahrwasser des schwarzblau Blocks schwimmen. Die Fortschrittliche Volkspartei hat sich bisher ganz g gehalten, und es gereicht ihr zur Ehre, daß sie, um die schwarzblau-nation liberale Obstruktion gegen ein arbeitsfähiges Reichstagspräsidium lah zulegen, selbst vor einer etwas heiklen Situation nicht zurückgeschreckt Obgleich sie nur die fünftstärkste Fraktion des Reichstags ist, hat sie Präsidenten und den zweiten Vizepräsidenten gestellt, und obendrein Präsidenten Herrn Kämpf, dessen Berliner Mandat mit guten Gründen gefochten ist und vermutlich kassiert werden wird. Daran üben die schwa blauen Blätter ihren stumpfen Witz, und sie beschwören den Schatten seligen Eugen Richter herauf, damit er diese entarteten Erben verflu aber die Fortschrittliche Volkspartei braucht sich um solcher schalen Sche willen keine grauen Haare wachsen zu lassen.

Wie mit der „Linkenmehrheit“, so ist es auch mit dem „Linkenpräsidiu“ vorbei; in vier Wochen wird der Reichstag unter einem ultramontan-k servativ-nationalliberalen Präsidium tagen. Das ist zwar ein schnöder H auf den Ausfall der Wahlen, aber wenn anders völlige Klarheit die e Voraussetzung einer konsequenten Politik ist, so ist es kein Unglück. wenigsten für die Sozialdemokratie. Für sie war die Wahl eines Par genossen in das Präsidium ein großer moralischer Erfolg, und das wird nicht geschmälert, sondern vielmehr verstärkt, wenn ihr der errungene wieder durch ein Netz schäbiger Intrigen entrissen wird. Ein praktis Schaden erwächst ihr dadurch nicht, denn, wie wir schon vor acht Tagen deuteten: zu sagen hat ein Vizepräsident herzlich wenig, zumal in einem ohnmächtigen Parlament, wie der deutsche Reichstag leider noch ist.

Inzwischen hat auch Herr v. Bethmann Hollweg die Politik der Re rung gegenüber dem Ausfall der Reichstagswahlen kundgegeben. Sein Pr gramm läßt sich in die Worte zusammenfassen: Es wird fortgewurstelt. seinem Standpunkt, das heißt vom Standpunkt eines beschränkten Bure kraten aus hat er, namentlich seit dem kläglichen Umfall der Natio liberalen, so unrecht nicht; daß eine Massenkundgebung, wie sie in Reichstagswahlen gegen sein Regierungssystem erfolgt ist, auf ihn irg einen Einfluß machen sollte, hieße staatsmännische Fähigkeiten vorausse von denen ihm jede Spur fehlt. Langweilig und trocken wie immer erkl er, daß sein Karren weiter rumgehen würde wie bisher; er verhöhnte Verfassung, die eine gleichmäßige Einteilung der Reichstagswahlkreise schreibt, indem er erklärte, er wolle es bei der gegenwärtigen Abgrenz

; Wahlkreise bewenden lassen, die durch die Verschiebungen der Bevölke-
ng zu einem wahren Hohn auf die einfachsten Begriffe von Gerechtigkeit
worden ist, und im übrigen machte er allerlei Späßchen über die Sozial-
nokratie, von denen leider nur eines nicht ganz und gar abgetakelt war.
Der Reichskanzler nahm sich nämlich heraus, den Reichstag zu kora-
eren, weil dieser zum ersten Vizepräsidenten den Genossen Scheidemann
wählt habe; von ihm behauptete Herr v. Bethmann Hollweg, er habe
orte gegen unser Kaiserhaus gebraucht, die nicht vergessen werden könnten.
is ist doch eine ein wenig verkehrte Welt. Genosse Scheidemann hatte vor
nigen Jahren den Wortbruch zu den erhabensten Traditionen der in
eußen herrschenden Dynastie gezählt, mit besonderer Anspielung auf den
ortbruch Friedrich Wilhelms III., der in den Jahren der Not eine Ver-
sung versprochen, aber dies Versprechen nicht eingelöst hatte, nachdem sein
ron unter Strömen von Blut wiederhergestellt worden war. Desselbigen-
ichen tat sein Sohn, und dessen Gedächtnis wurde durch die Berliner
rrikadenkämpfe in höchst dankenswerter Weise aufgefrischt. Wenn nun
ei so erlauchte Fürsten ein ganzes Menschenalter hindurch ein feierlich
pfändetes Wort vergaßen, Herr v. Bethmann Hollweg aber feierlich
wört, er werde die Erinnerung des Genossen Scheidemann an diese Tat-
he nie vergessen, so scheinen die Gedächtnisfunktionen in den maßgebenden
gionen anders organisiert zu sein als sonst in Menschenköpfen.

Will indessen der Reichskanzler ein so andächtiger Hörer des Genossen
heidemann sein, so sollte er wenigstens nicht vergessen, daß Scheidemann
e historische Erinnerung nur heraufbeschwor, um daran zu erinnern, daß
rr v. Bethmann Hollweg auch ein verpfändetes Königswort einzulösen
, nämlich die Verheißung einer preußischen Wahlreform. Scheidemann
n sich für seine ganz verständige Ansicht, daß auch bei den Hohenzollern
rsprechen und Halten nicht zweierlei sein sollte, auf die ausgezeichnetsten
trioten berufen, sogar auf hieb- und stichfeste Junker, deren Verstand
rch Brot- und Fleischwucher noch nicht ganz umnebelt war. So sagte der
neral York im Jahre 1817: „Die monarchische Verfassung und Verwal-
ng, so wie sie unter Friedrich dem Großen war, ist mir die liebste und
te. Indes ist dem Lande Konstitution und Repräsentation versprochen
rden, und das Wort muß gelöst werden. Auch sobald als möglich, da die
rtdauer großer Lasten doch Unzufriedenheit nährt und bei den Waffen
der Hand des Volkes gar zu leicht gefährlich werden kann." So deutlich
Scheidemann ja noch lange nicht geworden. Was York im Jahre 1817
phezeite, ist freilich erst dreißig Jahre später eingetroffen; dann aber
ßte Friedrich Wilhelm IV. das Wort seines Vaters einlösen, mit dem
t in der Hand vor den Leichen der gefallenen Barrikadenkämpfer. Ein-
öst werden Königsworte ja immer; so nett ist diese irdische Welt schon
gerichtet; sei es nun so oder so, und seit hundert Jahren ist ja auch ein
elleres Marschtempo aufgekommen.

Übrigens krebst nicht nur der Reichskanzler mit jener Äußerung Scheide-
nns, sondern ebenso die ganze bürgerliche Presse einschließlich der frei-

sinnigen Federhelden. Diese guten Leute erklären entweder, daß die sozi
demokratische Reichstagsfraktion sich der Äußerung Scheidemanns nicht e
innert habe, als sie ihn zum Präsidentschaftskandidaten vorschlug, oder
fordern, daß von Fraktions wegen bei der nächsten Wahl ein anderer Ka
didat präsentiert werden soll. Diese Biedermänner sind offenbar nicht re
bei Trost; sie scheinen vor lauter Byzantinismus den Verstand verloren
haben. Was Scheidemann gesagt hat, war wirklich noch harmlos gegen da
was vor hundert Jahren aufrechte Männer über denselben Friedrich W
helm III. zu sagen pflegten. So schrieb beispielsweise der Freiherr v. Stei
„Ich verspreche mir nichts von den Ingredienzien des Hofes; es ist ei
geistlose, geschmacklose Zusammensetzung, keiner als einer feudalen Gäru
fähig.“ Und nicht nur dem preußischen Hofe, sondern auch dem preußisch
Staate stellte Stein dies Heroskop: „Ein Regent ohne Willenskraft,
Ministerium ohne Einfluß, eine Nation ohne gesetzliches Organ ihr
Willens, was soll alles dieses für Resultate liefern? Alles löst sich in leer
Geschwätz auf, in kleine Oszillationen, die aus dem Wollen und Nichtwoll
entstehen, und weiter wird Preußen bis zum Augenblick seiner Auflösu
nichts hervorbringen.“ Auch sonst hat Stein, derselbe Stein, den kein fr
sinniges Blatt erwähnen kann, ohne mit dem Kopfe auf den Boden
schlagen, kein Hehl aus seinem Wunsche gemacht, daß Preußen, als Parad
der Bureaukraten und Junker, je eher je lieber zum Teufel gehen solle.

Das war vor hundert Jahren, und heute erhebt sich ein Gewimmer v
Orient bis zum Okzident, weil ein Reichstagsabgeordneter in Vertretu
wichtiger Volksinteressen eine Äußerung getan hat, die historisch ganz u
anfechtbar ist, aber am Hofe der Hohenzollern möglicherweise selbstgere
Anschauungen stören kann. Und mit solchem elenden Klatsch und Kram v
man die größte Kulturbewegung der Weltgeschichte überwinden! Das
denn wirklich eine großartige Kampagne.

Das russische Ultimatum und seine Folgen für Persien.

Von einem Perser.[1]

I.

Kaum hatte sich Persien von dem Schrecken der reaktionären Beweg
erholt, als das russische Ultimatum sein Leben von Grund auf erschütt
sollte.

Welches waren die Ursachen, die Rußland veranlaßten, in Persien
solch energischen Mitteln zu greifen?

Als sich Liachoff und Schah Mehmed Ali unfähig erwiesen, das
Regime wiederherzustellen, bei welchem Rußland sich wohler gefühlt h
als der Fisch im Wasser, fühlte sich die russische Regierung bewogen,
eigenen Namen ihre „Rechte“ in Persien zur Geltung zu bringen.

[1] Der nachfolgende Brief wurde uns zur Veröffentlichung zur Verfüg
gestellt.

Nach dem letzten Siege der Perser über den Schah Mehmed Ali wandte h die Regierung Persiens mit Hilfe des amerikanischen Finanzmanns Morgan chuster der Reformierung des Finanzwesens zu. Das verdoppelte aber r den Zorn Rußlands, besonders als sich das Gerücht verbreitete, Morgan chuster beabsichtige, die russische Schuld vollständig zurückzuzahlen, um so ersien von der russischen Vormundschaft zu befreien. Schuster selbst war h dessen wohl bewußt. Beweis dessen einige Stellen aus seiner Korrespon- nz über den russisch-persischen Konflikt, die er in englischen Blättern ver- fentlichen ließ: „Von Anfang an," heißt es dort, „wollte Rußland nicht statten, daß Persien Finanzreformen einführe, und daß es überhaupt ieder zu Kräften komme. Nun hat die russische Regierung die Maske llen lassen und handelt offen. . . . Mein ganzes Vorgehen, das auf eine irkliche Reform der persischen Finanzen abzielte, begegnete direkten oder direkten Hindernissen von seiten Rußlands und einem heuchlerischen chweigen Englands. . . ."

Das russische Ultimatum, das kürzlich der persischen Regierung vor- legt wurde, beweist nicht nur, daß Persien keinen Schritt vorwärts wird achen können, solange der russische Absolutismus besteht, sondern es ver- telt zugleich alle Bemühungen, die auf eine Reform der persischen Finanzen richtet sind. Die drei wesentlichen Punkte des russischen Ultimatums, das n der persischen Regierung bereits angenommen wurde, sind:

1. Die Entfernung Morgan Schusters,
2. die Bezahlung einer Kontribution von 10 Millionen Rubel,
3. die Anstellung eines neuen Finanzverwalters, die von der Einwilli- ng Rußlands und Englands abhängig gemacht wird.

So wurde Persien eine neue, schwere Schuld aufgeladen und ihm zu- eich das Recht genommen, seinen Finanzverwalter nach eigenem Gut- inken zu wählen. Fortan kann zum Posten eines Verwalters der Staats- nanzen nur ein Mann berufen werden, der der russischen Regierung ge- hm ist, das heißt, der durchaus nicht die persischen Finanzen reformiert, ndern das Land mit neuen Schulden überhäuft und so immer mehr m russischen Joche unterwirft.

Welches war nun der unmittelbare Vorwand für die Überreichung des ssischen Ultimatums?

An der jüngsten reaktionären Erhebung hatte neben dem Schah Mehmed li auch sein jüngerer Bruder, Schoa-es-Saltaneh, teilgenommen. Da ese Erhebung der persischen Regierung große Auslagen verursachte, be- loß sie, das Eigentum der reaktionären Prinzen zu konfiszieren. Die rsische Regierung benachrichtigte alle diplomatischen Vertreter der fremden ächte von diesem ihrem Entschluß. Als sie aber Gendarmen nach dem ause des Schoa-es-Saltaneh schickte, befahl der russische Konsul in Teheran n persischen Kosaken,[1] die Gendarmen zu vertreiben und das Haus zu setzen. Er behauptete nämlich, Schoa-es-Saltaneh sei Schutzbefohlener der ssischen Bank. Morgan Schuster erklärte daraufhin dem russischen Konsul n Namen der persischen Regierung, daß die von diesem getroffenen Maß-

---

[1] Es ist das die von dem russischen Oberst Liachoff gebildete und einexerzierte chutztruppe Mehmed Alis, die nach der Vertreibung des Schahs sich scheinbar den evolutionären angeschlossen hatte. (Anmerkung der Redaktion.)

regeln einer als unabhängig anerkannten Macht gegenüber ungesetzl
seien. Er verlangte daher die Zurückziehung der Kosaken, indem er z
gleich versicherte, daß die persische Regierung die Autorität der russisch
Bank anerkenne. Als nun der russische Konsul diese Erklärung unbeacht
ließ, entsandte Morgan Schuster eine größere Anzahl von Gendarmen u
ließ die Kosaken aus dem Hause des Schoa-es-Saltaneh vertreiben.
handelte dabei vollständig im Einverständnis mit dem persischen Kabine
Sofort nach diesem Vorfall ließ die russische Regierung ein Ultimatu
überreichen, in dem sie die Räumung des Hauses von Schoa-es-Saltan
die Ersetzung der Gendarmen durch Kosaken und die offizielle Abbitte d
persischen Regierung wegen dieses Vorfalls forderte.

Da sich das persische Kabinett angesichts der schwierigen Lage, die du
das russische Ultimatum geschaffen war, auflöste, verzögerte sich die z
stimmende Erklärung der persischen Regierung um einen Tag. Das mach
sich die russische Regierung sofort zunutze und überreichte das zweite Ul
matum, dessen vorhin angegebene Forderungen mit dem vorliegend
Streitgegenstand eigentlich nichts zu tun hatten.

Das zweite Ultimatum gab durch seine Schärfe Anlaß zu den versch
densten Vermutungen. Man hielt die Tage der Unabhängigkeit Persie
für gezählt, und in naiven Kreisen sowie in der über die persischen A
gelegenheiten schlecht informierten Presse begann man bald Morgan Schust
wegen seines „taktlosen Vorgehens“, bald wieder die persische Regieru
wegen ihres „Zögerns“ zu tadeln. Indessen waren diese Vorwürfe vo
ständig gegenstandslos; das Ultimatum wäre früher oder später jedenfa
erfolgt, wenn auch die persische Regierung sich noch so bemüht hätte, kein
Anlaß dazu zu geben. Denn die Zeit war reif für dieses Ultimatum, u
die russische Regierung konnte jederzeit einen Anlaß selbst schaffen.

II.

Das russische Ultimatum und die Ankunft der russischen Armee
Kaswin brachte ganz Persien in Aufruhr. Das Parlament, die Provinzi
räte, die öffentliche Meinung, die Presse usw. erhoben sich gegen Rußla
Sie verlangten übereinstimmend die einfache Zurückweisung der russisch
Forderungen, auf die Gefahr russischer Repressalien hin. „Unabhängigk
oder Tod!“ Mit diesem Rufe begegneten die Demonstranten dem russisch
Ultimatum. Zugleich wurde in allen Hauptstädten Persiens, in Tehera
Kaswin, Rescht, Täbris, Schiras und Isfahan der Boykott über die ru
sischen Waren verhängt. Die persischen Hafenarbeiter weigerten sich na
türkischem Beispiel, russische Waren auszuladen. In kürzester Zeit war d
Situation so gespannt und die politische Atmosphäre so mit Elektrizit
geladen, daß es zu blutigen Zusammenstößen zwischen der russischen Arm
und den Fidais (Revolutionären) in Rescht, in Enseli und Täbris komm
mußte. In dieser letzteren Stadt war der Zusammenstoß so heftig, daß
Hunderte von Opfern auf beiden Seiten forderte. Wir wollen ein
Augenblick bei den Einzelheiten der Geschehnisse verweilen, die sich seit de
Dezember in Täbris abgespielt haben und noch abspielen, einerseits w
die von der russischen Telegraphenagentur in St. Petersburg über sie ve
breiteten Nachrichten falsch sind, und weil andererseits diese Einzelheit
selbst zahlreiche charakteristische Züge bieten.

In der Nacht vom 20. Dezember waren russische Pioniere damit be- äftigt, zwischen der Hauptarmee und dem soeben aus Ardabil in Täbris gekommenen Detachement eine telegraphische Verbindung auf persischem oden herzustellen. Persische Polizisten untersagten den russischen Soldaten ie Arbeit und verlangten, daß sie zuerst die Genehmigung der persischen hörden einholten. Gleich darauf kehrten die vertriebenen Pioniere unter deckung von 20 Mann mit einem russischen Offizier zurück und riefen ie beiden Polizisten, die vorher die Arbeit verhindert hatten, aus der achtstube. Kaum aber waren diese hervorgetreten, als sie, von den hüssen der Russen getroffen, tot zusammenstürzten. Das konnten die rigen persischen Polizisten nicht ruhig hingehen lassen; sie gaben auf die ussen Feuer, töteten und verwundeten zwei und schlugen die anderen in ie Flucht. Sofort war nun die in Täbris eingerückte russische Militär- acht auf den Beinen, um die persischen Polizisten, die Revolutionäre und erhaupt alle Perser, die im Besitz von Waffen waren, zu entwaffnen. ieses russische Vorgehen mußte, besonders in einem Augenblick, in dem nz Persien gegen Rußland infolge des Ultimatums aufgebracht war, türlich den bewaffneten Widerstand der Polizisten und Revolutionäre rvorrufen. Und in der Tat trat beim ersten Angriff der Russen sofort ie ganze Stadt wie ein Mann unter die Waffen; der Kampf wurde im ugenblick allgemein.

Kein objektiver und unparteiischer Beobachter hätte die Perser tadeln nnen, selbst wenn sie wirklich die Russen zuerst angegriffen hätten; denn it das persische Volk seine Verfassung erhielt, ist es von den Russen un- sgesetzt unterdrückt und gepeinigt worden, die durch ihre unerhörten ntrigen seit Jahren nur Haß und Abscheu gesät haben. In der Tat aber ben sich die persischen Revolutionäre, und besonders die von Täbris, stets ug und zurückhaltend benommen, und es waren die Russen, die, wie so- en gezeigt, die Feindseligkeiten eröffneten, indem sie die beiden Polizisten euchlings erschossen. Und die folgenden Ereignisse zeigten, daß die Russen esen Konflikt vorsätzlich angestiftet hatten, um die Bevölkerung von äbris entwaffnen zu können, die ununterbrochen und mit Überwin- ung aller Schwierigkeiten so lange die Reaktion bekämpft hat. Die Tele- aphenagentur von St. Petersburg aber, die das Monopol für alle Nach- chten aus Täbris besitzt, hat wie stets auch diesmal brav ihres Amtes ge- altet, indem sie die Lüge verbreitete, die Perser hätten zuerst die russischen ioniere getötet.

Doch fahren wir fort.

Die fanatisierten persischen Kämpfer hatten die Leichen der unschuldigen oldaten verstümmelt, die selbst nur Opfer ihrer Vorgesetzten waren. Die arbarei dieser fanatisierten Kämpfer wurde von allen bewußten Revolu- onären verurteilt und selbst bestraft. Die russische Telegraphenagentur er, die ein solches Geheul erhoben hatte über die Barbarei der persischen idais (Revolutionäre), hat wohlweislich über die russischen Barbareien schwiegen, welche die der Fidais bei weitem übertreffen. Die russische rmee, die sich außerstande sah, die Revolutionäre zu bezwingen, erprobte re Waffen an der friedlichen schutzlosen Bevölkerung, an Frauen und indern, an harmlosen Passanten. Die 500 während der Kampftage ge- teten Perser waren durchwegs friedliche Passanten, Frauen und kleine

Kinder. Rings um Baghe-Schemal, wohin die Russen ihre Streitkrä zusammengezogen hatten, wurde die schutzlose Bevölkerung erbarmungs hingemetzelt und bombardiert. Aber noch mehr. Die persischen Revo tionäre wachten mit der größten Sorgfalt in den Straßen und Basars, unter ihrem Schutze standen, über die Sicherheit des Eigentums nicht der Eingeborenen, sondern auch der Fremden, ja der Russen, und sie stell eigene Wachtposten vor die Tore der russischen Bank. Die russischen Kosa aber plünderten alle Läden und alle Magazine, die sich in ihrem Geb befanden, bis auf das letzte Stück aus, eine Plünderung, welche die wohner Täbris' an die Taten der Räuberbanden des berüchtigten Rah Chan gemahnte. Die Kosaken scheuten nicht einmal das Eigentum staatstreuesten russischen Untertanen, und es ist bezeichnend, daß di Plünderungen nur wenige Schritte vom russischen Konsulat stattfanden, den an das Konsulat anstoßenden Gebäuden. Das hindert aber natür die russischen Staatsmänner und die russische Telegraphenagentur kein- wegs, der zivilisierten Welt zu erzählen, Rußland sende seine Trupp nach Persien, um die Interessen seiner Untertanen zu wahren und die fri- liche Bevölkerung gegen Raub in Schutz zu nehmen.

Die Revolutionäre gaben endlich freiwillig die Festungswerke von Täb und ihre übrigen Stellungen auf und zogen sich zurück. Nicht daß es ihn an Mut gefehlt hätte. Sie hätten den Kampf fortgeführt, obgleich wußten, daß sie früher oder später jedenfalls unterliegen mußten. Aber konnten den Jammer der hingemordeten Familien nicht mehr ertrag; das zwang sie, den aussichtslosen Kampf aufzugeben.

Nachdem die Revolutionäre abgezogen waren, langte die neue russis Armee von 6000 Mann aus dem Kaukasus an, und die Stadt ging v- ständig in ihre Gewalt über. Bei Absendung der Truppen hatte die r- sische Regierung offiziell bekannt gegeben, sie beabsichtige nicht, Pers oder einen Teil des Landes zu besetzen, sondern lediglich die „schuldige" Fidais zu bestrafen, das heißt die Revolutionäre, die an der jüngsten (hebung teilgenommen hatten. Wie groß war aber das allgemeine (staunen, als der russische Generalstab, indem er den Belagerungszust über die Stadt verhängte und Kriegsfeldgerichte errichtete, begann, zugl mit den „schuldigen" Fidais auch die Konstitutionellen mit dem Galgen beſtrafen, die zwar an dem letzten Aufstand gar nicht teilgenommen, aber eines anderen Verbrechens „schuldig" gemacht hatten, nämlich an Gewinnung einer parlamentarischen Verfassung für ihr Land teilgenomm zu haben.... Und gar bald mußte man einsehen, daß die russische Arm ins Land gekommen war, um gegen die persische Verfassung zu kämpf Kaum waren die Russen in Täbris eingerückt, als sie alle Einrichtung der Verfassung auflösten: den Provinzialrat, den Stadtrat, das Zi- gericht, die Polizei usw. Mit wahrem Vandalismus zerstörten sie das (bäude des Provinzialrats und konfiszierten das Eigentum der bekann Konstitutionellen, darunter die Besitzungen Sattar-Chans und Bagh- Chans, die seit zwei Jahren in Täbris leben. Das ärgste aber ist, daß Russen den berüchtigten Reaktionär Samat-Chan mit seiner Räuberba wieder zurückführten, der vom Beginn der revolutionären Bewegung heute die persische Verfassung bekämpft hat. Und man muß zugeben, er der würdige Diener der Russen, denn er vollendet alles, was die Rus

och nicht ausgeführt haben. Neben den russischen Galgen hat Samat-Chan inen eigenen besonderen Galgen aufgerichtet und hängt Tag für Tag unter nwendung von Foltern eines Dschingis-Chan die Besten unter den Revotionären von Täbris. Er erpreßt gewaltsam große Summen von den ewohnern von Täbris und im Verlauf einer Woche hat er bereits eine n Kaufleuten von Täbris abgepreßte Summe von 300 000 Rubel in den anken auf Zins angelegt. Diese Wirtschaft geht so fort, und die vernigte schwarze Reaktion der Russen und Samat-Chans wütet in Täbris rart, daß die Stadt einer Hölle auf Erden gleicht und daß von ihrem ühenden Zustand nichts übrig bleibt als Asche. Niemand vermag sich zu ihren, und die arme Bevölkerung kann unter den Drohungen von Schrecken ıd Tod nicht einmal gegen die vielfachen Gewalttaten und Ungerechtigiten protestieren, die sich täglich ereignen. Von politischen Parteien, der mokratischen oder der sozialdemokratischen Organisation, ist nicht mehr zu den, sie sind vollständig zerstört; und das in derselben Stadt, die der per'chen Revolution vorangegangen ist, ihr die Richtung gegeben hat und ihr ittelpunkt war. Noch trauriger ist es vielleicht, daß Täbris und die ganze rovinz Aserbaïdschan an den Wahlen für den dritten Medschlis, die bereits gonnen haben, so lange nicht teilnehmen können, als Samat-Chan in äbris bleibt, und so wird der Medschlis seiner besten Mitglieder beubt sein.

Die russische Regierung wird aber zweifelsohne auch fernerhin vor uropa behaupten, daß Rußland sich in die inneren Angelegenheiten Perens nicht einmische.

III.

Es ist sicher, daß der russische Absolutismus nicht in gutem Einvernehmen it einem konstitutionellen Persien leben kann; es ist ebenso sicher, daß ersien nicht imstande ist, den russischen Despotismus zu bezwingen. Doch ı drängt sich die Frage auf: Gibt es denn keine andere Macht, die, durch onomische oder politische Interessen mit dem konstitutionellen Persien rknüpft, der Willkür Rußlands Zügel anlegen könnte?

Die Macht, die sich nächst Rußland am meisten für das Schicksal Perens interessiert, ist England. Auf den ersten Blick könnte es scheinen, daß e persische Verfassung auf Sympathie und Schutz Englands rechnen dürfte, ı die Beseitigung der Herrschaft des Schahs das Ende der Privilegien ußlands in Persien bezeichnete. Tatsächlich hatte Rußland alles, was es ährend der Herrschaft der Schahs gewonnen hatte, verloren, sobald das ersische Volk selbst Herr über seine Rechte wurde. Doch schon seit längerer eit interessiert sich England für Persien in erster Linie nicht mehr als Abtzmarkt, sondern vor allem als Pufferstaat, denn Gegenstand seiner Sorge t einzig und allein Englisch-Indien. Im Jahre 1907 räumte die englische egierung Rußland das Recht auf den nördlichen Teil Persiens mit der auptstadt Teheran ein, das ist auf den reichsten, dichtest bevölkerten und ewerbtätigsten Teil des Landes, wogegen sie ihre Stellung in Tibet und fghanistan befestigte. In demselben Übereinkommen erlangte sie von Rußnd das feste Versprechen, den status quo in Persien zu erhalten, das heißt ie territoriale Unverletzlichkeit Persiens. Abgesehen von dieser Erhaltung es status quo ist für die englische Diplomatie alles andere ziemlich gleich-

gültig. Daß sich Rußland in die inneren Angelegenheiten Persiens misch daß es seine Offiziere ausschickt, um das Parlament zu bombardieren, da es reaktionäre Bewegungen anstiftet, daß es die Verfassung in Täbris au hebt und Berge von menschlichen Leichen aufhäuft, das alles kümmert Eng land recht wenig. Die englische Diplomatie hat sich noch niemals dazu au geschwungen, gegen die russischen Übergriffe zu protestieren, ja auch ni gegen die vielfachen Fälle von Verletzungen des Vertrags von 1907.

Aber nicht nur die eben erwähnten Umstände, sondern auch das Au treten Deutschlands, das ständig an Macht gewinnt, führt England zu ein gewissen Gleichgültigkeit in der persischen Frage; denn es kommt ihm v allem darauf an, die Freundschaft Rußlands zu gewinnen, um Deutschlan in Europa zu isolieren. Das konstitutionelle Persien hat also von Englan nichts zu erwarten; im Gegenteil, „das klassische Land der politischen Fre heiten", wie man England einst nannte, hat begonnen, im Süden Persien dieselbe Unterdrückungspolitik zu treiben wie Rußland im Norden.

In seiner Abneigung gegen Rußland und England neigte das ko stitutionelle Persien einen Augenblick zu Deutschland. Tatsächlich haben d deutschen Handelsbeziehungen mit Persien seit der Revolution große For schritte gemacht. Jedoch der deutsche Imperialismus, der stets die Beute u eines Schattens willen fahren läßt, wie es in der Fabel heißt, zeigte si auch dieses Mal unfähig, aus der Situation des persischen Volkes Nutz zu ziehen, und verkaufte seine Rechte in Persien an Rußland, um dess Unterstützung in der Marokkoangelegenheit zu gewinnen. Wieviel Vortei wären der deutschen Industrie erwachsen, wenn Deutschland seine Stellun in Persien gewahrt und durch die Verlängerung der Bagdadbahn sei Handelsbeziehungen zu Persien erweitert hätte, wofür schon ganz von sell ein günstiges Terrain vorbereitet war.

Die vierte Macht, die sich für Persien interessiert, ist die Türkei. S wünscht nicht, daß die russische Reaktion in Persien die Oberhand gewinn weil das eine Rückwirkung auf die Türkei ausüben würde; auch denkt daran, da sie doch der mohammedanische Grenznachbar ist, in nächster Z ihre ökonomischen und politischen Beziehungen zu Persien zu erweiter Aber die inneren und äußeren Komplikationen der letzten Jahre werden i noch nicht gestatten, Persien tatkräftig zu Hilfe zu kommen. Solange d Türkei sich unfähig zeigen wird, die verschiedenen Stämme ihres Land mit einem kräftigen und dauerhaften Bande an das Reich zu knüpfen, lange wird sie auch nicht imstande sein, Rußland daran zu hindern, Persien nach seinem Willen zu schalten. Und solange die oben auseinand gesetzten politischen Beziehungen nicht eine andere Form angenomm haben, so lange muß das persische Volk in den Klauen des russischen A solutismus schmachten, bis die russische Revolution von neuem ausbri und das russische Proletariat sich seine politischen Rechte wiedererobert, es sich zum Teil schon im Jahre 1905 erzwungen hatte. Ja unter den jetzig Verhältnissen wird die endgültige Befreiung des persischen Volkes zugle mit der Befreiung des russischen Volkes kommen.

---

ie Politik J. B. v. Schweitzers und die Sozialdemokratie.

Von **H. Laufenberg.**

(Schluß.)

III.

Schon die auf Beseitigung der Koalitionsverbote und Eroberung des gemeinen, gleichen und direkten Wahlrechtes gerichteten Beschlüsse des uttgarter Vereinstags bedeuteten für die fortschrittlichen Arbeitervereine en entschiedenen Ruck nach links. Mehr noch galt dies von dem Proamm der sächsischen Volkspartei, die am 19. August 1866 zu Chemnitz ins ben trat, als eben der Donner von Königgrätz verhallt war. Über den inbürgerlich-demokratischen Boden ging freilich auch dieses Programm cht hinaus. Trotz mancher Berührungspunkte mit den Forderungen des lgemeinen Deutschen Arbeitervereins verstand es unter dem allgemeinen ahlrecht weder die Herrschaft der Arbeiterklasse im Staat, noch unter der rderung der Produktivgenossenschaften eine Umwälzung der Produktionsise im sozialistischen Sinne. In organisatorischer Beziehung erschien die chsische Volkspartei vollends als der Gegenpol des Allgemeinen Deutschen beitervereins. Hier ein streng zentralistisches Gebilde, eine reine Arliterpartei, die Auseinandersetzung mit der bürgerlichen Demokratie erdigt; dort lokale Dezentralisation, die Grenze zwischen Kleinbürgertum d Arbeiterschaft noch nicht gezogen, das Denken noch im Bannkreis der rgerlichen Demokratie. Der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein anerkannte n Deutschen Krieg als ein Ereignis von entscheidender Bedeutung; Berlin sei s Machtzentrum, auf das fortab eingewirkt, dem die übrigen deutschen taaten angegliedert werden müßten. Dagegen hielt die sächsische Volksrtei an der großdeutsch-demokratischen Einheitstendenz fest, verlangte Zummenberufung eines alldeutschen konstituierenden Parlaments und Teilhme an den Wahlen zum norddeutschen Reichstag, „um das Gewaltwerk n 1866 auf dem Boden seiner eigenen Institutionen bis zur Vernichtung bekämpfen". Und wie die sächsische Volkspartei sich überwiegend aus Aritern zusammensetzte, war gerade dieser großdeutsch-demokratische Standnkt Ausdruck ihres proletarischen Kernes. Hatte beim Ausbruch des tzten Krieges die sächsische Großbourgeoisie Anschluß an Preußen gesucht, kehrten Arbeiter und Kleinbürger nur desto entschiedener den entgegensetzten Standpunkt hervor, kamen sie den Auffassungen des Revolutionshres desto näher, das der deutschen Demokratie den entschiedensten und insten Ausdruck verliehen hatte. Das rapide Aufkommen der fabrikäßigen Industrie setzte Tausende und Tausende von Händen frei. Welche ersöhnung sollte möglich sein zwischen dem Todesgang der Handarbeit d der politischen Institution, die die ökonomische Herrschaft ihrer Todinde befestigte? Vernichtung des Gewaltwerkes von 1866, das hieß hier ampf bis zum äußersten wider entsetzensvolles Elend. Was das Chemtzer Programm nicht enthielt, enthielt diese Taktik, den Gedanken des lassenkampfes wider den neudeutschen Klassenstaat. So setzte gerade der edanke der proletarischen Taktik beide Organisationen in Gegensatz. Und war das Fußgewicht der historischen Stellung, wenn die sächsische Volksartei die Klarheit dieses Gegensatzes trübte und sich der Deutschen Volksartei anschloß, mit der sie nichts verband als die negative Eigenschaft des

Preußenhasses, der hier jedoch nicht revolutionärer Gesinnung, sonde überwiegend partikularistischer Krähwinkelei entsproß.

Erklärlich, wenn schon über den Wahlen zum konstituierenden Reichst die Gegensätze hervorbrachen. Auch im Reichstag traten sie in kurzen, a scharfen Kontroversen zwischen Liebknecht und Schweitzer zutage. Bald gi das seit Anfang 1868 erscheinende „Demokratische Wochenblatt", das v Liebknecht redigierte Organ der sächsischen Volkspartei, zu Angriffen a Schweitzer über, die dieser monatelang unbeachtet ließ. Als dann der A gemeine Deutsche Arbeiterverein im August 1868 auf der Generalversam lung zu Hamburg sein Einverständnis mit den Bestrebungen der int nationalen Arbeiterassoziation aussprach, wenige Tage später die fortschri lichen Vereine sich auf der Tagung zu Nürnberg der Internationale för lich anschlossen, beide Kongresse angesichts der wieder machtvoll auflebend Lohnkämpfe die Organisation der Berufsbewegung für notwendig erklärt schien die Möglichkeit einträchtigen Zusammenwirkens gegeben. Ernste A näherung wurde gesucht und — scheiterte. War für die Gemeinsamkeit a dem Felde der politischen Bewegung die Zeit noch nicht reif, so noch w weniger auf dem der wirtschaftlichen. Und die letztere trat diesmal mit u so größerem Gewicht auf, als inmitten einer chaotischen Gärung des Wi schaftslebens alle die organisatorischen Fragen dringend der Lösu heischten, die das Jahr 1865 unbeantwortet gelassen hatte.

Als der Polizeistaat die interlokale Organisation der Zünfte zerstö und den Einfluß der örtlichen Gesellenschaften auf die Gestaltung des A beitsverhältnisses brach, mußte er eines bestehen lassen, wollte er nicht Ja hunderte alte Einrichtungen zum Schaden auch der besitzenden Schich beseitigen: die Zunftkassen. In ihnen pflanzte der organisatorische G danke der Zunft sich fort. Aber wie die fortschreitende Arbeitsteilung v dem zünftig bestimmten Arbeitsprozeß des Handwerkes eine stets wachsen Zahl freier Hantierungen abschält, zersplitterte sie namentlich in den Gr städten mit der alten Gesellenschaft auch das Kassenwesen. Stärkung u Zentralisation des letzteren auf lokaler und interlokaler Basis wurde da das erste Bestreben der Arbeiterschaft. Schon die Arbeiterverbrüderu des Jahres 1848 versucht die Errichtung von örtlichen Unterstützun kassen aller Art, und plant selbst eine nationale Arbeiterzentralka hauptsächlich freilich zur Förderung von Produktivgenossenschaften. In d Folgezeit werden nicht allein zahlreiche Zunftreste mit Hilfe des Kass wesens erhalten; in den Manufakturen bilden sich wie bereits früher n lokale Fachvereine, und der Statutenentwurf, den das Leipziger Zent komitee vor der Gründung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins z Begutachtung versandte, forderte die Errichtung einer allgemeinen A beiterversicherungsanstalt, eine Forderung, die Lassalle allerdings aus d endgültig angenommenen Statut fernzuhalten wußte. Als nun die gr Streikbewegung des Jahres 1865 einsetzte, hatte sie nicht nur zur politisch Bewegung, sondern auch zu den Traditionen, Organisationen und Ka der Vergangenheit ihre Stellung zu finden. Die gelernten Arbeiter a Zunft brachen mit den alten Zuständen mittels der Forderung, die K der modernen Organisation dürfe kein Kranken- und Sterbegeld zah überhaupt keine Unterstützungskasse im alten Sinne, sie müsse Kampfk sein. Der überwiegend ungelernten Fabrikarbeiterschaft lagen dagegen e

e die von den Zunftgesellen abgelehnten Unterstützungsarten um so
her, als ihre organisatorische Sammlung notwendig mit dem fabrik-
ßigen Zusammenschluß begann. Um diese Bestrebungen schlang die
ale allgemeine Arbeiterunterstützungskasse, wie sie 1865 in Hamburg be-
nd und die Fabrikarbeiterschaft der Lohnbewegung angliederte, ein erstes
nd der Einheit, wobei die Fabrikarbeiterschaft den Beitritt im einzelnen
r nach Fabriken, die Gesellenschaft bei ihrem engeren Zusammenhalt
d ihrer gleichartigen Tätigkeit den Beitritt nach Gewerken bevorzugte.
ß die Zentralkasse in Anlehnung an den Stand der Handwerkskassen die
ganisation noch als eine Funktion der Kasse erscheinen, so legte sie auf
anderen Seite den Grund zum örtlichen Berufskartell. Beide traten
m auch selbständig nebeneinander. Damit erhob sich die neue Frage, wie
einander organisatorisch bei- und unterzuordnen seien. Hinzu kam, daß
Gefolge der Bewegungen des großen Streikjahrs die Manufakturarbeiter
: nationalen Berufsorganisation übergingen, die Buchdrucker auf föde-
istischer, die Tabakarbeiter auf zentralistischer Basis, und damit neben die
agen der lokalen die der zentralen Organisation stellten. Ein Gewirr sich
uzender, bedeutungsvoller organisatorischer Probleme!

Gegenüber den Lohnkämpfen von 1865 vertrat der „Sozialdemokrat"
Lassallesche Auffassung. Die sich noch zur Epidemie gestaltende Streik-
t lasse sich, zumal im Hinblick auf die politischen Ziele der Arbeiterschaft,
ht vollends billigen. Das Koalitionsrecht sei zwar ein unzweifelhaftes
cht der Arbeiter, und der „Sozialdemokrat" trete daher nachdrücklich für
sselbe ein; aber die Agitation dafür gehe nicht von den Anhängern der
ssalleschen, sondern von der Schulze-Delitzschen Richtung aus. „Einstweilen
er verbitten wir es uns ernstlichst, daß man uns als solche denunziere,
: vom Koalitionsrecht und derlei Dingen eine durchgreifende Verbesse-
ng der Lage der Arbeiter erwarten." Der Krieg und die ihm folgende
rtschaftliche Depression fegten die neuen organisatorischen Anfänge größten-
ls hinweg, ließen einen tiefen Pessimismus nach der wirtschaftlichen Seite
atz greifen. Als dann 1867 in Frankreich und England große Streiks der
onzearbeiter, Maschinenbauer, Schneider und anderer Berufe ausbrachen,
inte das Blatt: Bürgerliche und proletarische Ökonomie lägen sich zwar
fs heftigste in den Haaren, aber in einem Punkte, in der Betonung der
tzlosigkeit der Streiks seien sie einig. Die Erfahrung bestätige diese
ffassung, ginge doch die Hälfte der Lohnkämpfe verloren, und die andere
ilfte lasse es zweifelhaft, ob der Verlust den Gewinn aufwiege, wie denn
bst errungene Vorteile vom Kapital häufig genug in Nachteile verkehrt
irden. Freilich brächen bei gewissem Hochstand der Industrie Streiks
mer wieder herein, denn die Einsicht in das Wesen der Klassengesellschaft
ginne bei der Lohnfrage. Da sie besser als irgend ein Mittel sich eigneten,
e Arbeiter aus dem Schlummer zu wecken, sei es nicht nur erklärlich,
ndern auch notwendig, daß die Arbeiterbewegung in den Anfängen sich
lerwärts auf Streiks werfe. Drei Leitsätze ergäben sich. Die Streiks seien
twendig ökonomisch erfolglos. Dagegen gäben sie ein vorzügliches Mittel
, die Arbeiterbewegung zum Ausbruch zu bringen und zu der Höhe zu
hren, wo sie für den politischen Kampf reif werde. Wo aber die Arbeiter-
wegung für ihre letzten Ziele wirken könne, mithin gerade in den mo-
rnen kapitalistischen Staaten, seien Streiks in der Regel nicht zu billigen.

Als nun im Frühling 1868 die Lohnkämpfe erneut auch nach Deutschla übergriffen, erfaßte Schweitzer sofort ihre hohe, namentlich politische Tra weite, wie er denn aus Marx' inzwischen erschienenem Hauptwerk manch gelernt hatte. Er wiederholte, die Klassenerkenntnis des Arbeiters begin bei der Lohnfrage, im Streik lerne er Solidarität üben. Keineswegs würd die Arbeitseinstellungen den Arbeitern von der Bourgeoisie aufgedrän sie gingen vielmehr selbständig aus dem arbeitenden Volke hervor. Es bedeutsam, daß die Reichen die Gewährung des Koalitionsrechtes hinau zuschieben trachteten; wäre das Recht ohne praktische Bedeutung, wür man es längst zugestanden haben. Vielmehr seien die Streiks „ein g schichtlich notwendiges Übergangsstadium zur wahren Herrschaft der sozi listisch-kommunistischen Bewegung". War Schweitzer somit dem Verständn des modernen Lohnkampfes wesentlich näher gekommen, so zeigte sich da bald genug, daß das Wesen der beruflichen Organisation ihm nach wie v verschlossen blieb. Das aber wurde im gegebenen Augenblick von en scheidender Bedeutung.

Inwieweit 1865 das Eindringen der Fabrikarbeiterschaft in die wi schaftliche Bewegung die politische Diskussion verschärfte, entzieht sich d Beurteilung. Gewiß ist, daß die fortschrittlichen Arbeiter den Lohnkämpf nicht fernstanden, gewiß auch, daß die großstädtische Opposition im A gemeinen Deutschen Arbeiterverein die Gedanken der Demokratie wi die Politik der Vereinsleitung ausspielte. Seitdem hatte in den Beruf die dem Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein das Gepräge gaben, Werkzeugmaschine Fuß gefaßt, das Baugewerbe sah sich durch Entfaltu des Großstadtwesens revolutioniert, andere Industrien, vor allem die v schiedenen Zweige der Metallverarbeitung verfielen rapid dem Großbetri Eine tiefe Zerrissenheit ging durch den Arbeitsprozeß der Gesellschaft, sich bei aufsteigender Konjunktur verschärfte und auf die Arbeitersch übertrug. In den Lohnbewegungen von 1868 und 1869 drängt die Fabr arbeiterschaft stürmisch vor, tritt sie der Handwerksgesellenschaft ebenbür zur Seite. Galt es unter solchen Verhältnissen auf wirtschaftlichem Geb die organisatorische Formel zu finden, die Berufsbewegung der politisch Klassenbewegung anzugliedern, so ergibt sich von selbst, daß die Lösung d Problems keine einheitliche, daß sie nur Widerspiegelung der gegeben Tatsachen zu sein vermochte.

Als Selbstregierung der Arbeiterschaft Demokratie, als Negation d Kapitalismus Diktatur, ist auch die proletarische Organisation zwieschlä tigen Wesens, dessen beide Seiten in den Bedingnissen des Klassenkamp Maß und Einklang finden, letzterhand von den Bewegungsverhältniss des gesellschaftlichen Milieus bestimmt werden. Wiewohl die Grundla bleibt die Demokratie das immer wiederkehrende Problem der Arbeit bewegung. Die politische Bewegung begann mit der persönlichen Diktat Die Berufsorganisation duldet eine solche nicht, und ihr Aufkommen deut an, daß auch auf politischem Felde die persönliche der kollegialen Verw tung zu weichen habe. Wie aber eine Kollegialverwaltung herzustellen s war eine Frage der Praxis, die sich für die Manufakturarbeiter und Han werksgesellen angesichts der durch das Kassenwesen erhaltenen oder n gebildeten Organisationen anders beantwortete, denn für die Fabr arbeiterschaft, wo, wie gesagt, die Arbeitsstelle den organisatorischen A

nüpfungspunkt darstellte, die scharfe kapitalistische Konkurrenz die
Branchen und Spezialitäten rasch vermehrte, Abgliederung und Grenzen
es Berufs sich in vollem Flusse befanden. Man hat das Gewerkschafts-
tatut der Lassalleaner ein widersinniges genannt. Mit Unrecht, wie schon
er Umstand erkennen läßt, daß es offenbar von Fritzsches Hand, dem
Gründer und Leiter der Tabakarbeiterorganisation, herrührte, und die
Holzarbeiter unter Yorks Führung es in den entscheidenden Zügen ihrer
Organisation zugrunde legten. Die für dasselbe charakteristische Ausschuß-
dee entsprach den Bedürfnissen der erstbezeichneten Berufsschichten, und
Schweitzer war vollauf im Rechte, wenn er gegenüber Marx' Einwänden
on der allzu diktatorischen Spitze betonte, einmal bestehe das Präsidium
us drei Personen, und zum anderen habe es in den wichtigsten und ent-
cheidenden Fragen „gar nicht mitzusprechen, sondern einfach nach den Be-
chlüssen des großen, aus lauter Arbeitern bestehenden Ausschusses zu ver-
ahren". Als in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre die Korporativ-
ewegung erneut einsetzte, nahm sie auch den Gedanken des Fritzscheschen
Statuts wieder auf, und erst in den letzten Jahren gelangte die Entwicklung
um Abschluß, die in der einschlägigen Gewerkschaftsgruppe die Ausschüsse
us ihrer zentralen Stellung verdrängte und ihre Befugnisse an die Organi-
ationsvorstände übertrug, auch hier Zentralvorstand und Ortsfiliale als
die Pole der Entwicklung einander gegenüberstellte und dahin gelangte,
vo das auf die Fabrikarbeiterschaft zugeschnittene Gewerkschaftsstatut der
Eisenacher von Anfang an gestanden hatte.

Nicht das gewerkschaftliche Normalstatut, wie wiederum Yorks und
Fritzsches Zugehörigkeit zu den Eisenachern dartut, sondern das Statut des
mit der politischen Organisation sich notwendig eng berührenden Gewerk-
schaftsverbandes war entscheidend. Als Bebel sein Normalstatut für Ge-
werksgenossenschaften veröffentlichte, ließ er die Frage eines Gewerkschafts-
verbandes zunächst offen. Später huldigte er mit York der Auffassung, es
sollten die einzelnen Gewerkschaften sich selbständig organisieren, ihr eigenes
Organ besitzen, durch eine oberste Behörde und ein von ihr herausgegebenes
Zentralblatt zu einer Union verbunden sein: im wesentlichen die Organi-
sation, die heute durch die Generalkommission der Gewerkschaften Deutsch-
lands verwirklicht ist. Anders die Lassalleaner. Sie hatten über der De-
pressionsperiode den Gedanken des politischen Kampfes immer ausschließ-
licher betont. Die leitenden Schichten des Vereins in die Berufsbewegung
hineinzuziehen, war nur möglich, wenn diese mit der politischen eng ver-
quickt, gewissermaßen in deren Dienst gestellt wurde. Zudem hatte sich die
innere Entwicklung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins bisher in der
Stärkung der Präsidialmacht vollzogen, und im gleichen Sinne behandelte
man die neue Aufgabe. Präsident des Verbandes der Arbeiterschaften, wie
die Lassalleaner die Gewerkschaften nannten, wurde der Präsident des All-
gemeinen Deutschen Arbeitervereins, eine Lösung, die äußerlich als Kom-
promiß zweier Personen — Schweitzer und Fritzsche —, in Wahrheit zwi-
schen zwei Materien, den Erfordernissen der Berufsorganisation und der
herrschenden Auffassung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins er-
scheint, dessen Präsident jederzeit die volle Macht der politischen Organi-
sation im Verband der Arbeiterschaften zur Geltung bringen konnte. Aus-
drücklich hieß es im Statut des Verbandes, daß die Gewerkschaften ihre

Vertreter mit absoluter Vollmacht auszurüsten hätten, jede Gewerkschaft sich den Beschlüssen und Anordnungen der Generalversammlung und den Behörden des Verbandes zu fügen habe. Eine Stärkung der Präsidialbefugnisse zu einer Zeit, wo die politische Diktatur abgedankt werden mußte und im weiteren ein Verstoß gegen die Entwicklungsbedingungen der Korporativbewegung, hatte doch die Diktatur für die anhebende Gewerkschaftsbewegung große Bedeutung. Die straffe Präsidialmacht stellte ihr die nötigen Agitatoren zur Verfügung, und wenn die Zimmererstreiks von 1868 weit über 20 000, der Streik der Leipziger Zigarrenarbeiter, der Streik in der Lauensteinschen Wagenfabrik zu Hamburg je über 5000, die Streiks der Maurer, Weber, Tischler, Metallarbeiter viele Tausend Taler verschlangen, dankte man es der durch den Präsidenten vermittelten finanziellen Unterstützung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins, daß die jungen Organisationen von den Lasten der über sie hereinbrechenden Lohnkämpfe nicht sofort erdrückt wurden.

Gleichwohl stellte diese Sachlage, die die Anhänger Bebels und Liebknechts zum schärfsten Kampfe wider Schweitzer spornte, auch für den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein die Frage der Diktatur zur Debatte. Die Vorgänge auf der Generalversammlung zu Barmen-Elberfeld sind bekannt, die persönliche Diktatur wurde erheblich beschnitten. Aber wenn schon die weiter Blickenden sich dieser Notwendigkeit nicht verschlossen, so war die überwiegende Mehrheit der Vereinsmitglieder keineswegs mit den gefaßten Beschlüssen einverstanden, wie Schweitzer auf einer unmittelbar nach der Generalversammlung unternommenen Rundreise zur Genüge erfuhr. Mit der Ausbreitung der Maschine hebt sich der heimindustrielle Charakter der im Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein führenden Schichten nur desto schärfer ab — den Kern der Lassalleschen Tischlerorganisation beispielsweise bildet nach eingetretener Spaltung das überwiegend heimindustrielle Hamburg. Wohl gliedern sich dem Verein neue Berufe von gleichfalls handwerksmäßiger Technik, vor allem die Maurer und Zimmerer an, bei denen sich aus der Zunftzeit in den Vereinen der fremden Gesellen gleichfalls starke Organisationsreste erhalten haben, die die Produktions-, die Arbeitsgenossenschaft im Kampfe mit dem Unternehmertum trefflich zu gebrauchen wissen, der Korporativbewegung eine gewissermaßen traditionelle Sympathie entgegenbringen. Der Unterstützung des Vereins in hohem Maße bedürftig, können sie noch nicht daran denken, dessen Richtung bestimmen zu wollen. Dagegen haben jene heimindustriellen Schichten die Abneigung gegen den selbst inszenierten Streik nicht überwunden, empfinden sie die Angriffstreiks vielfach als Besteuerung zugunsten arger Konkurrenten. Träger des Angriffstreiks aber war die Berufsbewegung. Daher die Bemängelung ihrer teuren Verwaltung, das Zurückgreifen auf die tief in diesen Schichten wurzelnde Idee einer allgemeinen Arbeiterunterstützungskasse. Nicht eine Gewerkschaftsunion gelte es zu schaffen gegenüber dem Unternehmertum, sondern eine Unionsgewerkschaft, die die Arbeiter aller Berufe umfasse, jeden Augenblick in der Lage sei, die vereinte Macht der gesamten Klasse zur Abwehr von Übergriffen der Unternehmer in die Wagschale zu werfen. Eine Form der Organisation zudem, die sich an die des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins eng anzulehnen und damit die höchste Form auch der wirtschaftlichen Organisation zu bilden schien.

Daß Schweitzer die Beschlüsse von Barmen-Elberfeld als Kränkung mpfand und sie zugleich für verfehlt hielt, wird bei seiner Auffassung von er Bedeutung der Präsidialverfassung für die innere Entwicklung des Vereins nicht überraschen. Daß sich die Kerntruppen des Vereins, die von em Präsidenten Abhilfe ihrer Beschwerden hinsichtlich der gewerkschaft-ichen Organisation erhofften, mit jenen Beschlüssen nur widerwillig ab-anden, mochte ihm die Situation von 1867 in die Erinnerung rufen, wo ie kategorisch geforderte und durchgesetzte Stärkung der Diktatur eine Epoche rascher Aufwärtsbewegung eingeleitet hatte. So kam jene Wieder-ereinigung mit der Hatzfeldgruppe, die die Beschlüsse von Barmen-Elber-eld über den Haufen stieß und diesmal zum Schaden der Sache zeigte, vie wenig in Schweitzer Person und Sache sich trennen ließen. Er be-riedigte das eigene Gelüst und glaubte dem Verein zu dienen. In der Tat gewann er organisatorische Stützpunkte in Sachsen, die er selbst urch Übersiedlung von Agitatoren zu lebensfähigen Gegenorganisationen u entwickeln trachtete. Zugleich stärkte er den gewerkschaftsgegnerischen Flügel des Vereins. Nicht von ungefähr faßte Fritzsche die mit Mende etroffene Vereinbarung als einen Bruch des zwischen ihm und Schweitzer estehenden Kompromisses, als unmittelbar wider die Berufsbewegung erichtet auf. Zwar stehen sich Mendes und Schweitzers Behauptungen iber die Bedingungen der Verschmelzung entgegen; doch kann hinsicht-ich der von dem letzteren ins Feld geführten Argumente ein Zweifel üglich nicht bestehen: Die Organisation des Arbeiterschaftsverbandes sichere er politischen die Herrschaft über die urwüchsig entstandene wirtschaftliche Bewegung, führe die letztere schließlich in das Lassallesche Lager, biete dem Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein treffliche Werbebezirke; zudem bilde ie Berufsgewerkschaft nur eine vorübergehende Organisationsform, die ffenbar im Begriff stehe, in eine dem Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein däquate, einen Arbeiterunterstützungsverband, wie der Plan bereits Lassalle beschäftigt habe, hinüberzugleiten. Auch Mende verfocht, unmittel-ar nachdem Schweitzer und die Hatzfeld sich erneut entzweiten, den Plan iner allgemeinen Arbeiterversicherungsgesellschaft, eine Idee, von der er ucht den Namen begriff, und die ihm bei der Unfähigkeit, originale Ideen u haben, von Schweitzer zweifelsohne eingeblasen war.

Die abschüssige Bahn war beschritten. Das ergab unzweideutig die Ant-vort, die Schweitzer zuteil ward. Was ihm selber nicht gelingen wollte, in ie Domäne des Gegners einzubrechen, gelang Bebel und Liebknecht nun-nehr desto erfolgreicher. Dem Mendecoup folgte die Gründung der Eisen-icher Arbeiterpartei. Suchte Schweitzer die Präsidialmacht durch Anlehnung n die wirtschaftliche Bewegung zu stärken, die letztere unmittelbar zu inem Werkzeug der ersteren zu machen, so verlangten die Eisenacher die rganisatorische Selbständigkeit von Partei und Gewerkschaft, stellten sie er diktatorischen Vereinsverfassung die demokratische Parteiverfassung ent-egen, die die Vereinsgeneralversammlung durch den Parteitag, den Ver-inspräsidenten durch den Parteivorstand, den über Deutschland verstreuten Vereinsvorstand durch die an einem Orte sitzende Kontrollkommission, die Vereinsmitgliedschaft durch den sozialdemokratischen Verein, den Bevoll-nächtigten des Präsidenten durch den selbst gewählten Vorstand des Orts-ereins oder, wo Ortsvereine sich nicht durchführen ließen, nach dem Be-

schluß des Stuttgarter Kongresses durch den Vertrauensmann der örtlichen Parteigenossen ersetzte. Welche Vorzüge die Lassallesche Organisation besaß, die Eisenacher begriffen, daß die Stunde gekommen war, wo der Klassenstaat dem Zentralismus der Arbeiterbewegung den Krieg auf Tod und Leben erklärte. „Ohne Zentralisation ist die Sozialdemokratie tot, die sozialdemokratische Bewegung hat dann keine Bedeutung mehr", meint Tessendorf. Den zentralistischen Organisationsgedanken auf dezentralistischer Grundlage lebendig zu erhalten, straffste Bewegung des Ganzen mit freier Bewegung der Ortsgruppen zu verbinden, den Mechanismus der Vereinsverwaltung aufzulösen in die lebendige Einheit des Parteigedankens und des Parteiprogramms, das waren die Fortschritte über die Lassallesche Organisation hinaus und zugleich die entscheidenden Richtlinien der Zukunft.

Wollte Schweitzer das Spiel nicht verloren geben, dann blieb ihm nur übrig, die beschrittene Bahn weiter zu wandeln, die Hemmnisse, die der Präsidialmacht ob der einsetzenden Streitigkeiten nunmehr aus der Berufsbewegung selber entsprangen, durch Ausspielen des Arbeiterschaftsverbandes wider die einzelnen Arbeiterschaften niederzuschlagen. Auf die Dauer undurchführbar, drängte diese Taktik dazu, mit dem Gedanken einer allgemeinen Arbeiterunterstützungskasse, der Auflösung der Gewerkschaften in eine einzige Generalgewerkschaft Ernst zu machen. Der Kampf um die Präsidialmacht, in dem Schweitzer selbst vor verwerflichen politischen Mitteln nicht zurückschreckte, das Ringen zwischen den beiden großen Flügeln der Arbeiterbewegung um die politische Führung der Klasse spitzt sich zu auf die Frage der gewerkschaftlichen Organisation. Heute, wo sich rückschauend der Gang der Dinge überblicken läßt, ist es leicht, die Aussichtslosigkeit von Schweitzers Beginnen zu erkennen. Damals aber war es das keineswegs. Nicht nur erfreute der Gedanke der Unterstützungskasse sich eines großen und traditionellen Ansehens, schien sie den organisatorischen Bedürfnissen der Arbeiterschichten zu entsprechen, die immer noch die überwiegende Mehrheit der Arbeiterschaft bildeten, die wachsende Zermürbung des Wirtschaftslebens warf die Frage auf, ob überhaupt dem zentralen Berufsverband die Zukunft gehöre, bedeutete doch die Ausbreitung der Maschine in mehrfacher Beziehung eine Stärkung lokalistischer Gesichtspunkte. Mehrere Jahre hindurch steht die Frage, ob Unionsgewerkschaft oder Gewerkschaftsunion im Vordergrund der Erörterungen innerhalb der Arbeiterschaft. Aber Schritt um Schritt drängte die wirtschaftliche Sturmbewegung zu Beginn der siebziger Jahre zur Wiederanerkennung der Berufsorganisation, zur Rückverwandlung der Unterstützungskasse in einen Verband selbständiger Gewerkschaften, eine Entwicklung, die in der Lassalleschen Organisation den Einfluß der alten führenden Gruppen zurücktreten ließ, die Führung in die Hand der gewerkschaftsfreundlichen, im Norden der Bauberufe legte.

Es war der volle Sieg der Organisationsidee der Eisenacher. Er gestaltete sich um so bedeutungsvoller, als sie, wie sie zäh und unbeirrt ihren Organisationsgedanken festhielten und ihn mitten in den Lohnkämpfen des Jahres 1872 auf dem Erfurter Gewerkschaftskongreß aufs neue klar und scharf formulierten, zugleich auf dem Boden des lokalen Kartells richtunggebend auftraten, Berufskartell und örtliche Zentralkasse in das rechte Verhältnis zu setzen wußten. Denn dort, wo die ersten Gegensätze aufsprangen, auf dem Boden des lokalen Kartells, kamen sie unter dem Drucke gemein-

mer Kämpfe und gemeinsamer politischer Verfolgungen auch zur ersten 'ersöhnung. Und wie seinerzeit nicht die überlegene ökonomische Einsicht nes Marx und Engels, sondern die Organisation Lassalles den Ausschlag ab, lag auch diesmal der Schwerpunkt bei den organisatorischen Fragen. Rochte das Gothaer Einigungsprogramm der tieferen sozialistischen Er-nntnis der Lassalleaner zum ausgiebigen Rechte verhelfen; daß sie sich mit em politischen Organisationsgedanken der Eisenacher und ihrer richtigeren rkenntnis der Berufsbewegung hatte paaren müssen, trug das Lassalleaner-im für immer zu Grabe.

Beim ersten Auftauchen der neuen Berufsbewegung nach dem Kriege at Schweitzer vom Präsidium zurück. In einem letzten Manifest wenige Ronate später befürwortete er die Einigung der Fraktionen, ohne freilich ır Berufsbewegung auch jetzt das rechte Verhältnis zu finden. Der Mann, essen Name lange Jahre das Feldgeschrei wider Bourgeoisie und Klassen-aat gewesen, wurde von den eigenen Anhängern verfemt und geächtet.

Doch dieses Urteil wird nicht das Urteil der Nachwelt sein. Sie wird chweitzer nicht von menschlichen Schwächen und politischen Fehlern frei-rechen, aber sie wird sich auch der Erkenntnis nicht verschließen, daß sich e großen und entscheidenden Momente seiner Politik, die Gründe des ufstiegs wie des Abstiegs aus dem sachlichen Untergrund, der Schichtung nd dem Kampfe der Gruppen innerhalb der Arbeiterklasse selber erklären. Rit Mut, Ausdauer und Geschick hat er Lassalles Schöpfung zu einem sten Fundament der deutschen Arbeiterpartei ausgemauert, hat er dem rößeren Lebenswerk Bebels und Liebknechts die Bahn gebrochen, das ohne chweitzers Wirken nicht möglich gewesen wäre, und das sich doch nur im ampfe wider Schweitzer durchzusetzen vermochte, weil ihn das Fußgewicht er historischen Stellung auf seiten der Mächte hielt, die die gesellschaftliche mwälzung selbst aus der Führung der Klasse verdrängte. Unter ihren enkern und Führern darf ihn die deutsche Arbeiterklasse mit Auszeich-ung und Ehren nennen.

Die braunschweigische Wahlreform.

Von **Richard Wagner.**

Kurz vor dem Zusammentritt des Reichstags ist der Landtagswahl-formentwurf der braunschweigischen Regierung veröffentlicht worden. Er t ein Angstprodukt und wurde von der Regierung durch die Braun-hweiger Wahlrechtskämpfer abgetrotzt. Das ging aus den Verhandlungen n Februar vorigen Jahres, in denen die Grundsätze der Wahlreform fest-estellt wurden, ohne weiteres hervor. Inzwischen hat sich der Regierung die nzufriedenheit des Volkes auch noch zahlenmäßig bemerkbar gemacht. Bei en Landtagswahlen Ende vorigen Jahres war die bürgerliche Beteiligung eradezu kläglich. An vielen Orten wurden in der dritten Klasse nur sozial-emokratische Stimmen abgegeben. Es war im ganzen Lande rot gewählt orden, dennoch brachte das Dreiklassenwahlsystem einen sozialistenreinen andtag zustande. Das zweite Menetekel war die Reichstagswahl. Zwei er drei Wahlkreise des Landes wurden von den Sozialdemokraten ohne stichwahl erobert. Im dritten, nicht eroberten musterten wir eine achtung-

gebietende Minderheit. Von 99 111 im Herzogtum Braunschweig abg gebenen Stimmen waren 48 200 sozialdemokratisch. Also fast die Hälfte d Wähler stimmte sozialdemokratisch, während sie im Jahre 1907 unter 92 8 abgegebenen Stimmzetteln erst 37 203 sozialdemokratische befanden. D Regierung hat also bei der letzten Reichstagswahl ein ganz außerorden liches Anwachsen der roten Flut konstatieren müssen.

Trotz alledem wagt es das braunschweigigische Ministerium, ein Dr männerkollegium, dem Landtag eine Wahlreform vorzulegen, die an de Dreiklassenwahlsystem festhält, die Bedingungen der Wahlberechtigung ve schlechtert und als einzige Besserung nur die Ersetzung der indirekten Wa durch die direkte bringt. Das Herzogtum Braunschweig erhält also für d indirekte geheime Dreiklassenwahl die direkte geheime. Das ist alles.

Bisher zählte der Landtag 48 Abgeordnete. Davon waren 30 in d Dreiklassenwahl gewählt und 18 von den bevorrechteten Berufsständen nannt. Die reichsten Großgrundbesitzer ernannten 4, die reichsten J dustriellen 3, die wissenschaftlichen Berufsstände 4, die evangelischen Gei lichen 2 und die höchstbesteuerten Einkommensteuerpflichtigen, die kei anderen bevorrechteten Gruppe angehörten, 5 Abgeordnete aus ihrer Mit. An der Einrichtung der bevorrechteten Berufsstände hält die Wahlrefor bemerkenswerterweise fest. Die Begründung ist völlig haltlos. Weil Brau schweig keine Erste Kammer habe, müsse an der Bevorrechtung festgehalt werden. Das Volk hält die Herrenhäuser für ein Übel, dessen Beseitigu zu erstreben ist — die braunschweigigische Regierung bedauert es, die Übel nicht zu besitzen und schafft sich dafür ein Ersatzübel.

Sehr bezeichnend ist auch die Reformierung, die der Regierungsentwu der Vertretung der bevorrechteten Berufsstände angedeihen läßt. Den höch besteuerten Einkommensteuerpflichtigen, die den nützlichen Stand i Rentner darstellten, ist die Bevorrechtung entzogen. Sie wären als reiche Leute durch die Dreiklassenwahl schon genug bevorrechtet. Daß dies a für die reichsten Großgrundbesitzer und Unternehmer und auch für die ho besoldeten höheren Beamten und die im Herzogtum Braunschweig ganz sonders hoch besoldeten Geistlichen gilt, wird in der Denkschrift der d Minister weise verschwiegen. Die 5 Mandate der reichsten Rentner sind verteilt worden, daß jetzt die Großgrundbesitzer 6, die Großindustriellen die „wissenschaftlichen Berufsstände“, womit die hohe Bureaukratie u schrieben wird, 6 und die evangelischen Geistlichen 2 Abgeordnete aus ihr Mitte ernennen. Dabei ist eine köstliche Unterbevorrechtung unter den vorrechteten konstruiert worden. Der Kreis der Großgrundbesitzer und Gr industriellen ist etwas ausgedehnt worden. Die Herren brauchen nicht m ganz so reich zu sein wie bisher. Dafür bilden aber die Neuhinzutreten eine zweite Klasse innerhalb der Gruppe und erhalten etwas weniger nennungsrecht als die erste Klasse. Diese komische Künstelei in der Klass bildung ist auch so recht charakteristisch für den kleinlich reaktionären G des braunschweigigischen Ministeriums. Die Handwerker, Arbeiter und Kle bauern, die kleinen Geschäftsleute, die mittleren und unteren Beamten s bei der „Reform“ der Berufsständevertretung nicht bedacht worden.

Die Zahl der durch die Dreiklassenwahl zu wählenden Abgeordneten von 30 auf 36 erhöht worden. Die Stadt Braunschweig erhält 9, die übri Städte erhalten ebenfalls 9, und das Land erhält 18 Mandate. Damit

ie Stadt Braunschweig den übrigen Städten gegenüber und die gesamte ädtische Bevölkerung der ländlichen gegenüber benachteiligt. Der Einohnerzahl entsprechend müßte nämlich die Stadt Braunschweig 12 Abeordnete wählen.

Das Herzogtum wird in 12 Wahlkreise eingeteilt. Die Wähler eines eden Bezirkes teilen sich derart in drei Klassen, daß auf jede Abteilung ein)rittel des Gesamtsteuerbetrags aller Wähler entfällt. Die erste Klasse beeht aus den Wählern, auf welche die höchsten Steuerbeträge bis zu einem)rittel des Gesamtsteuerbetrags entfallen, die zweite Klasse setzt sich aus en Wählern zusammen, auf die die nächst niedrigeren Steuerbeträge bis ur Grenze des zweiten Drittels entfallen. Der Rest der Wähler bildet die ritte Klasse. Der plutokratische Charakter des Dreiklassensystems wird also icht im geringsten gemildert, er bleibt dem Herzogtum Braunschweig rhalten.

In jedem Wahlkreis werden 3 Abgeordnete gewählt, und zwar wählt ede Klasse ihren Abgeordneten für sich. Es entfallen also auf die dritte Klasse 12 Abgeordnete. Da die Wahlkreiseinteilung es unmöglich macht, aß auch in der zweiten Klasse einmal ein Sozialdemokrat gewählt wird,) können die Sozialdemokraten im allergünstigsten Falle 12 Mandate erbern. Höher können sie es nie bringen. Da schiebt ihnen die Wahlreform inen Riegel vor. Dagegen sind den Herren der ersten und zweiten Klasse, lso dem Grundbesitz und dem Kapital, da die bevorrechteten Berufsstände atürlich auf dieser Seite stehen, Mandate für alle Zeiten unbedingt sicher. lutokratie und Grundbesitz haben also auch im ungünstigsten Falle immer ine mehr als Dreiviertelmehrheit. Die 12 Vertreter der dritten Klasse ürfen im Landtag wohl reden, aber jeder Einfluß bei der Abstimmung st ihnen von vornherein genommen. Sogar das Mehrheitsverhältnis ist leich festgelegt. Hier erkennt man klar und zweifelsfrei die Absicht dieser ounderlichen Wahlreform. Sie soll die Wähler der dritten Klasse über ihre Rechtlosigkeit hinwegtäuschen. Deshalb gibt man der dritten Klasse ein aar Mandate, aber nur so viel, daß sie einflußlos bleiben muß.

Aber selbst mit der Redefreiheit im Landtag hapert es. Die Geschäftsrdnung ist ein vorsintflutliches Ungeheuer, das in vielen Fällen sogar die Diskussion verbietet. Diese Geschäftsordnung gibt nun dem Landtag das Recht, einen Abgeordneten von den Verhandlungen auszuschließen. Und in)em Wahlreformentwurf steht, daß der Ausschluß eines Abgeordneten durch)ie Geschäftsordnung den Verlust des Mandats zur Folge hat. Werden also)ie Vertreter der dritten Klasse der Landtagsmehrheit unbequem, so kann ie ihnen mit Hilfe der Geschäftsordnung einfach das Mandat abnehmen. Diese altertümliche Bestimmung hat die Wahlreform wohlweislich bei)ehalten.

Während die Wahlreform alle volksfeindlichen Bestimmungen des bis)erigen Wahlverfahrens beibehält, das unter anderem die Wählbarkeit von)er Zurücklegung des dreißigsten Lebensjahres abhängig macht, sind die Bedingungen der Wahlberechtigung noch verschlechtert worden. Bisher genügte ein einjähriger Wohnsitz im Herzogtum und die Staatsangehörigkeit, um wählen zu dürfen. Jetzt wird die Wählbarkeit an die Staatsangehörigkeit und einen mindestens dreijährigen ununterbrochenen Wohnsitz im Herzogtum gebunden. Daß sich diese Karenzzeit vornehmlich gegen die

fluktuierende Arbeiterschaft richtet, bedarf keines Beweises. Bei der zer rissenen Gestalt des Herzogtums, die preußische Städte, wie Halberstadt Goslar, Hildesheim, gewissermaßen mit braunschweigischem Gebiet um schließt, ist die Forderung des dreijährigen ununterbrochenen Wohn sitzes im Herzogtum besonders rigoros. Der Weg von Braunschweig nac Blankenburg zum Beispiel führt über Halberstadt. Geht ein Blankenburge Arbeiter in Halberstadt der Arbeit nach und nimmt er dort Wohnung, so ver liert er sofort das Wahlrecht. Das schönste dabei ist jedoch, daß auch hie eine Bevorrechtung eingeschmuggelt worden ist. Die Staats-, Kirchen Schul- und Gemeindebeamten dürfen nach einjährigem Wohnaufenthalt in Herzogtum Braunschweig wählen. Die Kirchendiener, Schutzleute, Nacht wächter, Flurschützen usw. erhalten also mehr politische Rechte als di Privatleute. Diese Nachtwächterklausel ist auch so recht bezeichnend für di Geistesbeschaffenheit des braunschweigischen Ministeriums.

Eine Verschlechterung bringen auch die Bestimmungen über den Verlu des Wahlrechtes. Bisher schloß der Empfang einer Armenunterstützung nich vom Wahlrecht aus. Da hatte natürlich die Wahlreform nichts Besseres z tun, als diesen Zustand zu beseitigen und den Unterstützungsempfänger das Wahlrecht abzunehmen. In verbessernder Weise ist dagegen nicht geändert worden, nicht einmal Umschläge für die Stimmzettel sind ein geführt.

In der Begründung macht die Regierung den lächerlichen Versuch, e so hinzustellen, als ob die Bevölkerung Braunschweigs einzig und allei gegen die indirekte Wahl mißgestimmt sei. Das ist selbstverständlich nich der Fall. Zuerst wird das gleiche Wahlrecht verlangt. Daß die Abschaffun der Dreiklassenwahl die Hauptsache ist, hinter der die Einführung de direkten Wahl an Bedeutung zurücksteht, weiß in Braunschweig jedes Kin Die Renommisterei der Minister mit der Abschaffung der indirekten Wal findet deshalb auch kein Echo im Lande. Selbst bürgerliche Blätter nenne die Wahlreform völlig ungenügend.

Gegen die Abschaffung des Dreiklassensystems führt die Denkschrift de Minister die abgedroschene Begründung ins Feld, die Bundesstaaten hätte andere Steuerverhältnisse als das Reich, deshalb müßten sie auch ei anderes Wahlrecht haben. Zu den indirekten Steuern passe die gleiche Wah zu den direkten Steuern die Dreiklassenwahl. Dann müßten also au Sachsen, Oldenburg, Hessen, Bayern, Baden und Württemberg schnell di Dreiklassenwahl nach braunschweigischem Muster einführen. Der Grun weshalb die Regierung am Dreiklassensystem festhält, ist natürlich nur di Angst vor einer Überschwemmung des Landtags mit Sozialdemokraten. Ta sächlich würden wir ja unter dem gleichen Wahlrecht die Hälfte alle Mandate, vielleicht auch gleich die Mehrheit im Landtag bekommen. De Grund, warum die Regierung überhaupt eine Wahlreform macht, ist eben falls die Angst vor der Sozialdemokratie. Der Wahlrechtskampf hat ih heiß gemacht, da denkt sie sich Luft zu verschaffen, wenn sie ein paar Sozia demokraten in den Landtag läßt. Übrigens gibt die Denkschrift der Minist ganz offen zu, die Wahlreform wolle es verhüten, daß auch in bürgerliche Kreisen die Unzufriedenheit immer größer werde. Natürlich wird der Wah rechtskampf im Herzogtum Braunschweig trotz der Wahlreform, der der a 27. Februar zusammentretende Landtag sicher zustimmen wird, von de

Sozialdemokratie erst recht und noch energischer als bisher geführt werden. Auch die Regierung rüstet sich bereits darauf. Sie hat im Etat eine Vermehrung der Polizei und die Einführung einer berittenen Polizeitruppe vorgesehen, was ganz naiv mit zu erwartenden neuen Wahlrechtskämpfen begründet wird.

Die soziale Bewegung in Japan.

Von **S. Katayama.**

Tokio, Januar 1912.

Das Jahr, das eben zu Ende gegangen ist, war für die Geschichte der sozialen Bewegung in Japan bedeutungsvoll. Das geheime Verfahren gegen 24 unserer Genossen, das mit der Verurteilung der Hälfte von ihnen zum Tode abschloß, machte einen starken und nachhaltigen Eindruck auf die Gedankenwelt und die Anschauungsweise der breiten Öffentlichkeit. Wie immer man über das Verbrechen der Angeklagten und seine Ursachen denken mag, ihre Verurteilung wegen Hochverrats erschütterte den ganzen Staat in seinen Grundfesten. Seither ist schrittweise und ruhig eine tiefgehende Umwandlung in der Gedankenwelt des Volkes im ganzen Reiche eingetreten. Der Sozialismus und seine Bedeutung wurden überall, sowohl in der Tagespresse als auch in den Büchern, erörtert und diskutiert. Gerade diese Angriffe und Einwürfe bewährten die Unerschütterlichkeit der sozialistischen Prinzipien.

Die Sozialisten selbst konnten allerdings so gut wie nichts zu dieser Entwicklung beitragen; denn sie wurden fortwährend von der Polizei überwacht und bespitzelt; die einzige sozialistische Zeitung, „Socialist News", wurde im August des vorigen Jahres durch Polizei- und Gerichtstrafen zu Tode gehetzt. Seither gibt es in Japan kein sozialistisches Organ mehr. Während es jeder Tageszeitung, jedem Wochen- oder Monatsblatt freisteht, die Sozialisten und den Sozialismus zu kritisieren, anzugreifen und zu verleumden, ist den Sozialisten jede Antwort, jede Verteidigung verwehrt. So wurde dieses Jahr für uns Sozialisten zu einem der qualvollsten. Ich selbst wurde vier Tage lang von zwei Untersuchungsrichtern ins Kreuzverhör genommen, und alles, was ich seit fünfzehn Jahren in Zeitungen, Zeitschriften und Büchern veröffentlicht, wurde mir vorgehalten, ja selbst meine Reden auf dem internationalen Kongreß von Amsterdam sowie die Resolutionen, für die ich dort gestimmt hatte. Das Gericht war offenbar von dem Wunsche beseelt, mich zum Anarchisten zu stempeln. Näher auf dieses Verhör einzugehen, muß ich mir aus naheliegenden Gründen versagen.

Seit dem Wechsel des Ministeriums scheinen die Sozialisten etwas vernünftiger behandelt werden zu sollen; doch bleibt uns das Recht, uns zu einer Partei zu organisieren, verwehrt. Zweimal wurde von uns der Versuch gemacht, und beide Male wurde die Organisation noch am Tage ihrer Begründung aufgelöst. Immerhin ist es uns gestattet, öffentliche politische Versammlungen abzuhalten, die allerdings nicht als sozialistische angekündigt werden dürfen; doch sind unsere Namen dem Publikum genügend bekannt. Um die Kosten der Saalmiete und der Bekanntmachungen herein-

zubringen, sind wir genötigt, ein Eintrittsgeld von 10 Sen (etwa 20 Pfennig) zu erheben. Solche Versammlungen hielten wir wiederholt in Tokio und Umgebung ab. Trotzdem war unsere finanzielle Lage oft sehr bedrängt, aber wir hielten durch. In diesen Versammlungen dürfen wir allerdings weder von Sozialismus noch von Streiks oder von der Revolution sprechen. Die Erwähnung eines dieser Worte würde sofort die Auflösung der Versammlung nach sich ziehen. Aber wir finden stets genug Stoff, um das Interesse des Publikums wachzuhalten und es unsere eigentlichen Absichten und Gedanken erkennen zu lassen. Außerdem halten wir Zusammenkünfte bei einem der Genossen ab, wo wir mit größerer Freiheit die Tagesereignisse besprechen können. So arbeiten wir langsam auf unser Ziel hin.

Nach der Auflösung aller sozialistischen Zeitungen waren die Genossen die sich an ihnen beteiligt hatten, genötigt, an bürgerlichen Blättern Stellungen zu suchen, und dort suchen sie seither nach Möglichkeit dem Sozialismus zu nützen. Der Prozeß gegen Kotoku und Genossen hat das Publikum, wie erwähnt, für Versuche sozialistischer Propaganda empfänglicher gemacht; ein gewisses soziales Empfinden scheint allmählich zu erwachen Das Fabrikgesetz, das in der letzten Parlamentssession angenommen wurde, ist gewiß nur ein dürftiges Palliativmittel. Es ist aber deshalb bedeutungsvoll, weil es wenigstens das Recht der Arbeiter auf gesetzlichen Schutz im Prinzip anerkennt.

Eine neue Erscheinung ist es auch, daß eine „Medizinische und Krankenhausgesellschaft" gegründet und ein Fonds von etwa 2 500 000 Yen (5 000 000 Mark) zur Unterstützung von Armen in Krankheitsfällen gesammelt wurde. Da Japan bisher überhaupt keine Wohlfahrtseinrichtungen im europäischen Sinne kannte, ist auch dieses Ereignis als Zeichen der Zeit bedeutungsvoll. Auch die Stadtverwaltung von Tokio hat in letzter Zeit Vorkehrungen gegen die Wohnungsnot getroffen und ein städtisches Spital für Arme errichtet; ebenfalls ein Zeichen des neuen Zeitgeistes in Japan.

Die Arbeiter selbst haben im letzten Jahre keine wesentlichen Fortschritte gemacht; immerhin wurden einige Streiks mit Erfolg durchgeführt. So wurden zwei Streiks von den Zeitungssetzern in Yokohama und Tokio und ein dritter von den Typographen der Methodistendruckerei (gegen 600 Arbeiter) glänzend gewonnen. Hingegen schlug ein anderer Streik von Druckereiarbeitern fehl, da die Polizei die Streikposten verhaftete. Der letzte und bedeutungsvollste Streik des Jahres war der der Trambahnbediensteten in Tokio, etwa 6000 Mann. Er brach am 30. Dezember aus dauerte über den Neujahrstag[2] und endete erst am 2. Januar mit dem vollen Siege der Angestellten. Die Straßenbahnarbeiter sind allerdings nicht organisiert. Trotzdem machte sich die größte Solidarität dieser Arbeitskräfte geltend, und an den verkehrsreichsten Tagen des ganzen Jahres lief auf dem ganzen Netz von 118 (englischen) Meilen kein einziger Trambahnwagen. Hier zeigte die Arbeit zum erstenmal dem Publikum seine Macht die jeder empfand, der genötigt war, zu Fuß zu gehen.

---

[1] Vergleiche „Neue Zeit", XXIX, 2, S. 917 ff.

[2] Das Neujahrsfest, das vom 1. bis 3. Januar gefeiert wird, ist das größt und populärste Fest Japans, an dem vor allem Austausch von Visiten allgemeine Brauch ist, so daß die Trambahnen stark in Anspruch genommen werden.

Anmerkung der Redaktion

Die Arbeiter haben in Japan zwar die längste Arbeitszeit und die ge[ri]ngste Bezahlung und genießen keine politischen Rechte, aber Steuern [h]aben sie in den verschiedensten Formen zu bezahlen. Von den 572 Millionen [Y]en (1 Yen gleich 2,10 Mark) des Budgets des nächsten Jahres werden bloß [.]34 Millionen durch direkte Grund-, Erwerbs-, Einkommen- und Erbschafts[st]euern aufgebracht, 250 Millionen aber durch indirekte Steuern, die auf [d]en Schultern der Arbeiterschaft besonders schwer lasten. Einkommensteuer [w]ird bereits von einem Jahreseinkommen von 300 Yen im Betrag von [.] bis 8 Yen erhoben. Der Reiche aber, der sein Einkommen aus Staats[o]bligationen zieht, hat überhaupt keine Einkommensteuer zu bezahlen. Be[z]eichnend für unsere Steuerverhältnisse ist die Veranlagung der Reisesteuer. [D]er arme Teufel hat jedesmal, wenn er die Trambahn benutzt, 1 Sen (gleich [.] Pf.) an Steuer zu entrichten; der Reiche aber, der sich ein Abonnement von [.]0 Fahrten um 2 Yen leisten kann, hat dafür nur 5 Sen Steuer zu be[z]ahlen, für jede Fahrt also nur $^1/_{10}$ Sen. Für ein Jahresabonnement auf [d]en Trambahnlinien der Vororte, das zu deren beliebiger Benutzung be[r]echtigt, ist ebenfalls ein Betrag von ganzen 5 Sen an Steuer zu bezahlen. [E]ine schwere Last ist auch für unsere Arbeiterschaft das System der Förde[r]ung der Zuckerproduktion; es bewirkt, daß der Zuckerpreis bei uns doppelt [s]o hoch ist wie in Amerika, und doch exportieren unsere Zuckerplantagen[b]esitzer von Formosa nach Amerika um weniger als die Hälfte des Preises, [d]en wir zahlen müssen. Salz wird in der Mandschurei und in Formosa zu [e]inem Kostenpreis von 18 Sen pro 100 (englischen) Pfund gewonnen. Das [S]alzmonopol der Regierung diktiert uns aber einen Detailpreis von [.],60 Yen für 100 Pfund.

Im Laufe der letzten zehn Jahre stiegen die Preise der Lebensmittel [d]urchschnittlich um mehr als 50 Prozent, die Löhne aber bloß um 30 Pro[z]ent. Welche Folgen diese Zustände für die Volksgesundheit mit sich bringen, [h]abe ich bei früherer Gelegenheit[1] bereits geschildert. Die Zahl der Selbst[m]orde nimmt von Jahr zu Jahr zu und beträgt im letzten Jahre schon [m]ehr als 10 000. Ebenso wächst die Zahl der Verbrechen. Derzeit werden [d]ie Gefängnisse Japans von mehr als 70 000 Personen bevölkert, was einen [j]ährlichen Kostenaufwand von 10 Millionen Yen erfordert.

Ist die Lage unserer Arbeiterschaft auch jetzt schon verzweifelt genug, [s]o wird die Einführung des neuen Zolltarifs mit seinen hohen Schutzzöllen, [d]er im letzten Juli in Kraft trat, ihr Los noch weiter verschlechtern, er [w]ird sie aber zugleich aus ihrer Dumpfheit und Gleichgültigkeit erwecken [u]nd für die sozialistische Aussaat empfänglich machen.

Literarische Rundschau.

Joseph Petzoldt, Die Einwände gegen Sonderschulen für hervorragend Befähigte. (Sonderabdruck aus dem 22. Bande der Neuen Jahrbücher für Pädagogik, 1911.) Druck und Verlag von G. B. Teubner, Leipzig und Berlin. 24 Seiten. Preis 80 Pfennig.

Sonderschulen oder Sonderklassen für hervorragend Befähigte ist eines der Palliativmittel, welche die bürgerliche Schulreform zur Gesundung des großen Volks-

[1] A. a. O.

körpers anpreist. „Die Höhe unserer Kultur hängt in erster Linie von der Lebens arbeit der Führer auf allen öffentlichen und privaten Gebieten ab," sagt Petzold „Wir wollen Führer erziehen!" Daher sollen in den Sonderklassen „die vorzüglic Begabten — im besonderen alle großen Genies und Talente — zur vollen Entwicklung kommen.

Eine Trennung der Schüler nach den Leistungen, wie Petzoldt sie hier, und zwa in erster Linie für die höheren Schulen im Auge hat, ist von dem Stadtschulr Dr. Sickinger im Mannheimer Volksschulwesen bereits durchgeführt, nur mit de Unterschied, daß es Dr. Sickinger weniger um die Auslese der „besten Köpfe" z tun ist, als um die Förderung der „schwachen" Schüler, der mäßig schwachen i besonderen „Förderklassen" neben den Hauptklassen und der abnormen schwachen i den „Hilfsklassen".

In diesen Bestrebungen liegt ein richtiger Kern. Es ist richtig, daß bei de gewöhnlichen Gruppierung der Schüler zu „homogenen Unterrichtsgemeinschaften lediglich nach dem Gesichtspunkt der Altersgleichheit besondere Begabungen irgend welcher Art und irgendwelchen Grades gar nicht kultiviert werden können. Verkeh jedoch ist es, nur die Unterschiede des Grades zu beachten. Petzoldt, Sickinger un ihresgleichen reden stets nur von Schwachen, Tüchtigen, Trägen, Fleißigen, Gleic gültigen, Feurigen, Zaghaften, Zähen, Ausdauernden. Wie bei einem Pferderenne läuft alles in einer Richtung, nach einem Ziele. Dieses Ziel, welches eng umgren ist, definiert Petzoldt ganz richtig als „ein gewisses festes, positives Wissen und ei mehr oder weniger schablonenhaftes Können". Es ist erwachsen auf der Grundlag der bestehenden Schul- und Gesellschaftsorganisation.

An dieser Grundlage wollen die bürgerlichen Schulreformer natürlich nic rütteln. Auch die Vertreter der Sonderklassen halten an dem bisherigen Ziele de Schule fest, es soll nur für die verschiedenen Begabungen verschieden hoch gestec werden.

Wie anders die sozialistische Schulreform! Schule und Leben gehen ineinande über. Das ungeheure Gebiet der Handarbeit mit seiner ganzen Mannigfaltigkeit de Betätigungsweisen und Ziele wird Grundlage der Schule. Man wird von „schwachen Schülern wenig mehr reden, wo das Gebiet der vielseitigsten Betätigungsmöglichke ein so großes ist. Denn da wird nicht nur die Begabung jedes Grades zu ihren Rechte kommen, sondern, was wichtiger ist, die jeder Art, nämlich die Begabung fü jede Art Tätigkeit. Die Schule von heute kennt in ihrer Einseitigkeit fast nur di geistige, und zwar die Gedächtnisarbeit.

Von den bürgerlichen Schulreformern ist der Streit um die Gliederung de Schulwesens nach der verschiedenen Begabung der Schüler, also nach einem Punkt verschoben, wo bestehende Verhältnisse keinesfalls aus den Angeln gehoben werden Trotzdem behaupten die Gegner der Sonderschulen allen Ernstes, daß durch Ein führung derselben die soziale Ordnung umgestürzt und die heutige Geltung von Ade und Besitz beseitigt würde.

Petzoldt erwidert darauf: „Keiner von denen, die heute den herrschenden Klasse angehören, und keiner seiner Erben wird von der Einrichtung der Sonderschule im geringsten in seiner Stellung bedroht sein."

Auch im übrigen schießt Petzoldt bei seiner Widerlegung der zahlreichen gege die Sonderschulen erhobenen Einwände nicht so oft vorbei wie seine Gegner, di nichts weiter als den bestehenden Zustand zu verteidigen wissen. Arnul

---

Dr. Karl Grünberg, **Die Agrarverfassung und das Grundentlastungsproblem in Bosnien und der Herzegowina.** Leipzig 1911, Duncker & Humblot. 120 Seiten Preis 3 Mark.

Gegenüber den offiziellen Beschönigungsversuchen der österreichischen Bureau kratie zeigt Professor Grünberg, wie die Verhältnisse in den Reichslanden Öster

ichs, in Bosnien und der Herzegowina, wirklich liegen. „Mager wie ein Zins=
ahn, schlecht wie ein Zehntwein.“ Nirgends wohl läßt sich die Richtigkeit dieser
ätze besser feststellen als in den Reichsländern. In der Tat „zeigt dort die Feld=
stellung, wie sie aus früheren Zeiten überkommen ist..., nur einen höchst ge=
ngen Grad der Vollkommenheit; sie war bis vor kurzem noch allgemein und ist
uch heute noch teilweise auf jener Stufe, welche den großen Balkanforscher A m i
o n é im Jahre 1842 zu dem Ausspruch veranlaßte: „Man arbeitet hier wie zur
eit der Patriarchen.“ Nicht anders steht es um die Pflege der Saat, um die Art,
ie die Ernte eingebracht und behandelt wird, um die Stofferſatzwirtschaft, um
ie Methoden der Viehzucht“ (S. 58, 59).

Die zwei Reichsländer haben noch durchaus landwirtschaftlichen Charakter.
ach der letzten Volkszählung vom 10. Oktober 1910 gehörten von 1 898 044 Ein=
ohnern 1 668 587 oder 87,91 Prozent der Landwirtschaft an. Und doch produziert
ieses Land nicht einmal genug Getreide (Weizen, Roggen, Gerste, Hafer und
Rais) für den eigenen Verbrauch. In Bosnien und der Herzegowina muß
a u e r n d mehr Mehl eingeführt werden, als die Getreideausfuhr ausmacht.
war werden durch die Rodungen gewaltige Landflächen urbar gemacht. Dadurch
ird auch die produzierte Getreidemenge in die Höhe getrieben, aber es bleibt die
ändige Tendenz, daß der Bodenertrag immer niedriger und niedriger wird. Die
eichsländer befinden sich auf dem besten Wege, in eine öde Wüste verwandelt
u werden. Die planlose Ausrottung der Waldungen durch konzessionierte Aktien=
esellschaften wird dabei vortreffliche Beihilfe leisten.

Die Landwirtschaft Bosniens und der Herzegowina befindet sich in derselben
age wie die französische vor der großen Revolution. Sie hat sich selbst unmöglich
emacht. Obgleich eine überreiche Menschenmenge in ihr beschäftigt ist, obgleich
iese Menschen weniger als die wilden Hunde für sich beanspruchen, folgen die
ungerjahre regelmäßig aufeinander. Durch eine jahrhundertelang dauernde
aubwirtschaft sind dem Boden alle Nährkräfte ausgesogen, und jetzt stehen auf
chwachen Halmen leere Ähren.

In einer Wirtschaft mit Privateigentum an Grund und Boden muß, damit
ie Landwirtschaft nicht verkommt, eine gesellschaftliche Klasse bestehen, die sich
ls Klasse für die Entwicklung der Arbeitsmethoden wie für die Wiederherstellung
er der Erde entzogenen Nahrungskräfte unmittelbar interessiert. In der feu=
alen Landwirtschaft, wie sie in Bosnien und der Herzegowina betrieben wird,
ibt es eine solche Klasse nicht. Die Grundeigentümer, die Spahis, kümmern sich
ar nicht um das Land, die Bebauer, die Kmeten, auch nicht, da das Land nicht
hnen gehört. Durch die Verbesserung des Bodens würde der Bauer direkt gegen
eine eigenen Interessen handeln. Dadurch würde er bloß erreichen, daß er seinem
Spahi größere Jahresabgaben zu geben und, wenn er das Grundstück kaufen will,
s teurer zu bezahlen hätte. So geht die Landwirtschaft immer mehr zugrunde.
Auf ihr lastet eine Kaste, die ganz unproduktiv ein volles Drittel der Ernte in
Anspruch nimmt, sie sozusagen um ein Drittel vermindert.

Es ist klar: eine Rettung der Landwirtschaft ist möglich nur durch Vernich=
ung der Feudalherrschaft und Befreiung der Bauern von den Abgaben. Aber eben
n dem Augenblick, als sich die bosnisch=herzegowinischen Bauern durch eine er=
folgreiche Revolution von dem feudalen Joche befreien wollten, kam die Herrschaft
Österreich=Ungarns über sie. Und diese Herrschaft, mit vollem militärischen Nach=
druck ausgeübt, machte es unmöglich, daß die Zustände, die die Türken im vier=
zehnten Jahrhundert eingerichtet haben, wenigstens im zwanzigsten Jahrhundert
verändert werden.

Scharf wendet sich Grünberg gegen diese Politik. Er zeigt deutlich, wie sie
eine innerliche Zersetzung und Unruhe in dem Lande schafft, wie sie eine frappante
Ähnlichkeit mit der Haltung der österreichischen Regierung gegenüber dem Robot=
problem in der Zeit von 1790 bis 1848 aufweist, eine Politik, durch die eine

blutige Revolution heraufbeschworen wurde. Grünberg weist darauf hin, daß hier nicht nur die Landwirtschaft dieser Länder vernichtet wird, sondern auch ein Absatzgebiet für die Industrieprodukte Österreichs. Er macht sich lustig über die kindische Besorgnis der Regierungen: wenn 5000 türkische Grundbesitzer des Grund und Bodens verlustig gehen, dann werden aus Zorn alle 600 000 Mohamedaner die Reichsländer verlassen und auswandern!

Grünberg sieht nicht oder spricht nicht aus, warum die Regierungen der Monarchie eine solche Politik treiben. Die Ruinierung der Landwirtschaft in Bosnien und der Herzegowina tut den Regierungen kein Leid, ja, sie wollen sie eigentlich. Das verlangen die groben Interessen der Agrarier in Österreich und Ungarn, das wollen die Brot- und Fleischwucherer, die in den Reichsländern einen gefährlichen Konkurrenten nicht aufkommen lassen wollen. Solange die Agrarier Österreich-Ungarn beherrschen, so lange haben die bosnischen Kmeten sehr schlechte Aussichten auf Befreiung. Diese Bestrebungen der Agrarier werden durch die hohe Finanz unterstützt. Denn diese entschädigt sich durch die unglaublichen Konzessionen zur Ausbeutung der Waldungen und Bergwerke und durch die wucherischen Geldgeschäfte beim Loskaufen der Kmeten, beim Bau von Kasernen, Eisenbahnen usw. Dazu ist aber eine absolutistische Regierung in dem Lande selbst notwendig. Diese Regierung ist nur möglich, wenn sich der innere Kampf zwischen Kmeten und Spahis fortspinnt, wobei die Regierung in der Mitte steht, den Ungestüm der Kmeten lähmt und sie zwingt, sich bloß durch freie Vereinbarungen von den Spahis loszukaufen, wozu ihnen die Regierung den Kredit verschaffen will. Die beiden Klassen sind direkt von der Regierung abhängig, und so müssen beide tanzen, so wie jene pfeift. Die ungelöste Agrarfrage ist die unerschütterlichste Grundlage der absolutistischen bureaukratischen Regierung in Bosnien und der Herzegowina.

Grünberg verlangt unbedingt nicht die fakultative — durch freiwillige Vereinbarung mit den Spahis herbeigeführte — Befreiung der Kmeten, wie es jetzt der Fall ist, sondern eine *obligatorische*. Durch eine Staatsanleihe sollen alle Kmeten losgekauft werden und nachher diese Schuld dem Staate abzahlen. Es ist merkwürdig, daß er nicht einsieht, wie diese Befreiung keine Befreiung ist. Sie ist bloß geeignet, eine Erholung der Landwirtschaft unmöglich zu machen. Die kleine bäuerliche Wirtschaft auf dem aufgesaugten Boden kann unmöglich außer Staatssteuern noch eine schwere Schuld tragen. Wenn der Bauer seine Jahresquote statt in Produkten in barem Gelde zu bezahlen hat — was ist das für eine Befreiung? Ist er damit nicht noch schlechter gestellt, da er damit der absoluten Herrschaft der Geldwirtschaft preisgegeben wird? Wenn die bosnisch-herzegowinische Landwirtschaft gerettet werden soll, dann muß das freigewordene Dritte des Bodenertrags jahrelang verwendet werden, den Boden zu verbessern und zu kräftigen. Die Bauern müssen durch staatliche Mittel losgekauft werden, aber *ohne Verpflichtung, diese Gelder selbst zurückzuzahlen.*

Die Forderung Grünbergs, auf die Agrarverhältnisse Bosniens und der Herzegowina nicht die Bestimmungen des bestehenden bürgerlichen Gesetzbuchs in Anwendung zu bringen, sondern ein eigenes bürgerliches Recht für sie zu schaffen, welches die alten Hauskommunionen erhält, ist ganz verfehlt. Sein serbischer Gewährsmann hat ihn falsch informiert; durch das serbische bürgerliche Gesetzbuch sind die Hauskommunionen nicht, wie Grünberg glaubt, vernachlässigt worden, sie sind vielmehr, besonders auf dem Gebiet des Erbrechtes, unter speziellen Schutz gestellt. Sie sind aber doch zugrunde gegangen, weil sie eben nur unter der Naturalwirtschaft möglich sind. Die Geldwirtschaft richtet sie unweigerlich und unglaublich rasch zugrunde. Die Hauskommunionen passen nur zu der heutigen Feudalwirtschaft, die Grünberg bekämpft, und sie müssen mit ihr leben oder sterben.

Z. Topalowitsch

rofessor Dr. R. Broda, **Inwieweit ist eine gesetzliche Festlegung der Lohn- und Arbeitsbedingungen möglich?** Erfahrungen Englands, Australiens und Kanadas. Berlin 1912, Verlag von Georg Reimer. 286 Seiten.

Vor einigen Monaten versuchte das Institut für internationalen Austausch ortschrittlicher Erfahrungen eine internationale Aktion zugunsten einer gesetzchen Regelung der Heimarbeit einzuleiten. Um diese Aktion zu befördern, hat un der Sekretär dieses Instituts eine Darlegung der Einrichtungen, die zum schutze der Heimarbeiter in einigen überseeischen Ländern getroffen wurden, ubliziert. Brodas Ideal sind die Lohnämter Viktorias, in denen von der legierung ernannte Vertreter der Arbeiter und Unternehmer unter dem Vorsitz ines unparteiischen Dritten bindende Beschlüsse über die Lohn- und Arbeitserhältnisse in der Heimindustrie fassen können. In anderen Ländern sind gleichalls Versuche gemacht worden, die Arbeitskämpfe durch Vereinbarungen der ämpfenden Parteien, durch Schiedsspruch oder durch gesetzliche Lohnfestsetzung zu rsetzen, so in Kanada, Neuseeland und auch in einigen europäischen Staaten. Die Entwicklung scheint aber nach Broda immer mehr der Einrichtung von Lohnımtern mit großer Machtbefugnis zuzusteuern. Broda meint auch, daß die Wirksamkeit dieser Lohnämter nicht auf die Heimindustrie beschränkt bleiben werde, ondern daß sie vor allem auch in jenen Industrien eine große Rolle zu spielen berufen seien, an deren Nichtunterbrechung durch Streiks die Gesamtheit ein großes Interesse habe. Brodas Arbeit ist eine sehr wertvolle Materialiensammung, die bei den Beratungen über den gesetzlichen Schutz der Heimarbeiter eine gebührende Beachtung finden wird. Auszusetzen an seiner Studie hätten wir nur, daß sie die Bedeutung der Lohnämter für die soziale Entwicklung allzu sehr überschätzt, mehr noch als es dem Fachmann zusteht, der seinem Lieblingsfach eine überragende Tragweite beimißt. Die Superlative, in denen Broda von den Lohnämtern spricht, als wären sie der Angelpunkt des ganzen Verhältnisses zwischen Kapital und Arbeit tragen keinen wissenschaftlichen, sondern lediglich propagandistischen Charakter.

Julius Deutsch.

Konsumgenossenschaftsbrevier. Urteile von Männern der Wissenschaft und Praxis über die Konsumvereine. Zusammengestellt von Dr. August Müller, Hamburg, Verlagsanstalt des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine von Heinrich Kaufmann & Co. 40 S.

Eines der modernen Mittel, für ein Unternehmen Reklame zu machen, besteht darin, daß man aus Urteilen darüber die lobenden Stellen herausschneidet, sammelt und dann diese Sammlung als Broschüre oder als Beilage zu einer Zeitung herausgibt. Nach dieser Methode wird für alles mögliche, Gutes und Schlechtes Reklame gemacht, für Anna Czillag mit ihrem Riesenloreleyhaar wie für Somatose und Yoghurt.

Lebhaft wird man daran erinnert, wenn man das Konsumgenossenschaftsbrevier zur Hand nimmt. Es ist eine Sammlung aller möglichen lobenden Urteile über die Konsumvereine. Es gibt keine Illusion über deren Wirkungen, die nicht wohlgefällig verzeichnet würde. Dagegen ist sorgfältig jedes Wörtchen vermieden, das ahnen ließe, das an diesen Illusionen auch eine Kritik möglich ist. Daß die lobenden Stimmen sich auf Schritt und Tritt widersprechen, geniert den Herausgeber nicht. Auf S. 13 werden zwei Gutachten abgedruckt. Eines, das erklärt, die Fabrikanten selbst hätten ein erhebliches Interesse an den Konsumvereinen, weil diese ohne Erhöhung des Geldlohns den Reallohn erhöhten, was offenbar den Profit steigert. Das andere Gutachten preist die Konsumvereine, weil sie den Profit nicht nur der Zwischenhändler, sondern schließlich auch des Fabrikantentums durch ihre Eigenproduktion beseitigen und eine neue Organisation der Volkswirtschaft bilden.

Irgend ein wissenschaftlicher Wert ist einem so wahllosen Sammelsurium widersprechendster Lobsprüche natürlich nicht eigen. Es ist nur imstande, die Konfusion noch erheblich zu vermehren, deren Verbreitung Dr. August Müller zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat.

Ob das „Brevier" dabei den Zweck erreicht, für die Konsumgenossenschaften neue Freunde zu werben, ist fraglich. Es enthält so warme Lobpreisungen der Konsumvereine durch ausgemachte Feinde der proletarischen Bewegung, daß jeder klassenbewußte Proletarier zu einem Gegner der Konsumvereine werden müßte, wenn er von diesen nichts anderes wüßte, als was Dr. August Müller ihm hier serviert.

K. K.

Zeitschriftenschau.

(Bürgerliche Revuen.)

Im Januarheft von The Imperial and Asiatic Quarterly Review (Woking 1912, England) schreibt J. Kennedy über **„Die ökonomische Wandlung in Indien"**. Nach den alten Gesetzbüchern der Hindus gab der indische Bauer dem Grundherrn, dem Rajah oder Sirkar, ein Sechstel bis zu einem Viertel der Ernte. Die Rente war so niedrig, weil damals die landwirtschaftliche Arbeit noch sehr wenig Ertrag lieferte. Unter der Herrschaft der Moguls wurde die Rente wesentlich erhöht, sie betrug nominell ein Viertel bis zwei Drittel der Ernte, tatsächlich aber erpreßte der Grundherr, so viel er eben konnte. Die Gründung der europäischen Faktoreien besonders in Bengalen und die von diesen ausgehenden Handelsbeziehungen bewirkten eine völlige Revolutionierung der wirtschaftlichen Verhältnisse Indiens. Nun galt es auch für den Handel zu produzieren, für den Export. Dazu eigneten sich aber nicht die Bodenprodukte, von denen der Bauer selbst lebte, sondern in erster Linie hochwertige Handelsgewächse wie Zuckerrohr, Indigo, Opium und dergleichen. Deren Anbau war aber nur möglich, wenn die Rente in Geld abgelöst werden konnte. Denn von diesen Produkten, die teure Aussaat und viel Arbeit erforderten, konnte an den Grundherrn nicht derselbe Ertragsteil abgeliefert werden wie von den gewöhnlichen Getreidesorten. Auf diese Weise kam es zur Umwandlung der Naturalrenten in Geldrenten und zugleich zur Verdrängung der Nahrungspflanzen durch Handelsgewächse. Denn die gewohnheitsmäßige Festlegung der Geldrente war ein neuer Anreiz zum Anbau dieser hochwertigen Pflanzen.

Als nun Indien unter englische Herrschaft kam, trat abermals eine wichtige Änderung in den ökonomischen und sozialen Verhältnissen der Bauern ein. Bis dahin waren nur die „Ashraf" zum selbständigen Landbau berechtigt gewesen. Die niederen Kasten waren deren an die Scholle gebundenen Hintersassen. Die englische Verwaltung lieh den Grundherren keine Hilfe mehr zur Rückführung entlaufener Bauern. Diese verließen daher in Scharen die Dörfer und siedelten sich selbständig auf bis dahin unbebauten Ländereien an. Ein Teil von ihnen gelangte zu Wohlstand und blickte nun mit Verachtung auf ihre armen Kastengenossen herab, sie entwickelten sich zu einem neuen selbstbewußten Bauernstand, der die Ashraf, vielfach Brahmanen und Angehörige anderer hoher Kasten, die aber nun verarmten, nicht mehr als übergeordnet betrachten wollte. Zugleich hoben sie von ihren ärmeren Kastengenossen, die von ihnen pachten mußten, schwere Renten ein.

In manchen Distrikten stehen die alten Dorfbruderschaften noch in Ansehen, meist aber sind sie bereits verfallen. Immer mehr beherrscht der Marktbedarf und nicht mehr der eigene Konsum die Produktion. Der Handelsgeist und der mit diesem verknüpfte Individualismus haben weite Ausbreitung gewonnen, die alten Ideale sind abgekommen.

Im Gegensatz zu diesen freigewordenen Bauern hat sich das Schicksal der
gentlichen Landarbeiter lange Zeit nicht gebessert, eher verschlimmert. Ihre alten
turallöhne wurden in äußerst niedrige Geldlöhne umgewandelt, die fast un-
ränderlich blieben. So betrug durch viele Jahre der Lohn eines Pflügers in
rakhabad 2 Rupien (etwa 2,50 Mark) monatlich und ein Tuch und ein Paar
chuhe im Jahre. Erst der Bau der Eisenbahnen, zu dem Arbeitskräfte aus dem
nzen Lande zusammengesucht wurden, hat auch hier Wandel geschaffen und die
ten Verhältnisse revolutioniert.

Die alten Hausindustrien, die Schöpfer all der prachtvollen Kunstwerke der
ındarbeit, gehen jetzt zugrunde. Der Dorfweber ist noch nicht ausgestorben, aber
lebt in größter Armut. Die eigentliche Industrie aber ist in Indien noch sehr
hwach entwickelt, nur in einigen Städten, vor allem in Bombay, gibt es große
ıbriken. Indien wird, meint der Autor, noch viele Jahrzehnte im Stadium des
oßen Warenhandels verbleiben, bevor es eine eigene Industrie entwickelt. Und
schließt mit dem Appell, alles zu tun, um die Leiden dieser Übergangszeit zu mildern.

In der Dezembernummer von The Economic Journal (London 1911) be-
richt Kuang Yung Pao **„Die Stellung des Kompradors im Außenhandel Chinas“**.
ls die ersten europäischen Händler nach China kamen, wollte kein achtbarer
inesischer Kaufmann mit ihnen in Verkehr treten. Sie waren daher auf die
ienste eingeborener Bediensteter angewiesen, die diesen Verkehr vermittelten.
päter befestigten die Schwierigkeiten, die sich aus der chinesischen Sprache, den
emdartigen Handelsbräuchen, der Vielartigkeit der Maße, Gewichte, Münzsorten,
reditsysteme usw. ergaben, die Stellung dieser Mittelsmänner, die immer un-
bhängiger wurden und heute längst nicht mehr bloß Dolmetscher oder Agenten
nd, sondern Kommissionäre, die auch an dem Profit des Handelshauses ihren
nteil haben, wogegen sie für die Kreditwürdigkeit der chinesischen Kontrahenten
irgen. Es wurden aber auch schon Fälle bekannt, in denen der fremde Firmen-
ıhaber überhaupt nur mehr ein Strohmann war, während tatsächlich das ganze
eschäft in den Händen des Kompradors lag, der auch das ganze Betriebskapital
eliefert hatte.

Natürlich nutzen die Kompradors ihre Stellung gewinnbringend aus. Zwar
nd Fälle von Betrug selten, aber sie schließen sich häufig untereinander oder mit
inesischen Großkaufleuten zu Ringen zusammen und verteuern auf diese Weise
owohl für die fremden Kaufleute als für die chinesischen Detailhändler die
Waren sehr wesentlich.

Aber nicht nur ökonomisch hat sich der Komprador zwischen den Chinesen und
en Fremden gedrängt; auch sozial und geistig hat er jede Annäherung und Ver-
ändigung zwischen diesen sehr erschwert. Er hat es beiden Teilen überflüssig ge-
ıacht, Sprache und Sitten des anderen kennen zu lernen und sie auf diese Weise
oneinander ferngehalten.

Das Kompradorsystem wird voraussichtlich nicht so bald verschwinden; aber
ie bevorstehende Regelung des chinesischen Münzwesens und die technische Ent-
wicklung des Landes werden seine Bedeutung verringern, und infolgedessen werden
hinesische und fremde Kaufleute mehr in persönliche Berührung zueinander
ommen, was für beide Teile nur von Vorteil sein wird.

In der Revue du Monde Musulman vom Oktober (Paris 1911) teilt
N. F. Valentin die französische Übersetzung eines in chinesischer Sprache in der
Pekinger Zeitschrift King tou je pao erschienenen Artikels mit, **„Mitteilung an
ie chinesischen Muselmanen, um ihnen die Türkei im wahren Lichte zu zeigen“**.
Der Artikel wendet sich gegen die von türkischen Emissären in China zugunsten
er Türkei entfaltete Agitation. Die Türkei, heißt es, ist kaum weniger krank als
China. Der Unterschied besteht nur darin, daß China ein saftigerer und schmack-
hafterer Bissen ist und daher die Habgier der Westmächte mehr reizt als der aus-
getrocknete Maiskuchen Türkei. Aber selbst wenn die Türkei ein mächtiger Staat

wäre, dürften die chinesischen Mohammedaner nicht auf ihre Hilfe rechnen. Behandelt doch die türkische Regierung das Mutterland des Glaubens, Arabien, so schlecht, daß nur die Abneigung gegen die Christen die Araber verhindert, sich mit diesen gegen die Türken zu verbünden. Ägypten aber, ein durchwegs mohammedanisches Land, hat die Türkei direkt an England verraten. Aber selbst wenn die Türkei wollte, könnte sie den chinesischen Glaubensgenossen nicht zu Hilfe kommen, denn sie ist dazu viel zu schwach. Für die chinesischen Mohammedaner gilt es daher nicht, nach dem Ausland zu schielen, sondern sich mit ihren Landsleuten zusammenzuschließen und das Vaterland zu retten, das in Gefahr ist. Wenn China einst das mächtigste Land des Ostens und der ganzen Welt sein wird, dann werden die chinesischen Mohammedaner große Reformen durchführen und Arabien aus der Gewalt der Türken befreien.

Die Februarnummer der Contemporary Review (London 1912) enthält einen Artikel von Henry Baerlein über **„Die Sklaven von Yukatan"**. Mexiko besitzt sehr schöne Gesetze, welche die Gleichberechtigung der Indianer und Weißen aussprechen. Aber diese Gesetze sind zu schön für den täglichen Gebrauch. Der Besitzer einer Hazienda in Yukatan ist entrüstet, wenn man von Sklaverei in seinem Lande spricht, und tatsächlich gibt es nach dem Wortlaut des Gesetzes keine Sklaverei. Aber die Mayas, die Abkömmlinge der Indianer, die vor der Ankunft der Spanier jene berühmten großartigen Bauten aufführten, deren Ruinen heute noch Bewunderung erregen, die Überlebsel jenes einst hochzivilisierten Volkes, dienen heute als Knechte auf den Haziendas. Sie werden nicht „verkauft"; wenn aber einer von ihnen die Hazienda verlassen will und deren Besitzer damit einverstanden ist, erhält er von diesem die „Rechnung", die zeigt, wieviel er seinem Herrn schuldet. Und nur wenn sich jemand findet, der diese Summe zahlt, darf der Indianer das Gut verlassen, natürlich um auf das seines neuen Schuldherrn als Schuldknecht zu übersiedeln. Flüchten kann der Indianer nicht, denn es sind eigene Beamte angestellt, die auf sie Jagd machen, das heißt offiziell, die sie veranlassen, zurückzukehren. In der Tat aber riskiert jeder herrenlose Indianer, vom erstbesten Polizisten niedergeschossen zu werden. Freilich ist das vom mexikanischen Gesetz untersagt, das auch keine Schuldgefangenschaft kennt. Aber wo sollte der Indianer sein Recht finden? Der Beamte, der Richter ist selbst ein Weißer und sehr häufig auch in Abhängigkeit von den Gutsbesitzern der Gegend. Selbst wenn es einem Sklaven durch glückliche Umstände gelingt, einen Prozeß anhängig zu machen, wird dieser so lange verschleppt, und es werden solche Schwierigkeiten gemacht, daß ein Obsiegen ausgeschlossen ist. Dabei werden die Sklaven fast durchweg in völliger Unwissenheit und fast Wildheit erhalten. Die Hoffnungslosigkeit ihrer Lage und die Prügel, die sie wegen der geringsten Verfehlungen erhalten, haben sie ganz stumpf gemacht. Allerdings zeigen sie oft, wenn sie Gelegenheit dazu erhalten, sehr großen Eifer im Lernen; aber diese Gelegenheit ist nicht nur selten, die meisten Gutsbesitzer halten es für gefährlich, wenn die Indianer etwas lernen, und hindern sie daher geradezu daran. So ist religiöse Unterweisung das einzige, was den Sklaven an geistiger Nahrung geboten wird, und auch das nicht immer.

Freilich kommt es vor, daß Indianer freigegeben werden; aber das ist meist der Fall bei unbrauchbaren Arbeitern oder im Falle dringenden Geldbedarfes des Herrn, der zwar, wie gezeigt, den Indianer nicht „verkauft", aber sich dessen Schuldrechnung von einem anderen Gutsbesitzer zahlen läßt. Doch ist dieser Vorgang deshalb selten, weil die Indianer zum Inventar der Hazienda gerechnet werden und ihre Abwanderung deren Wert mindert.

Natürlich gibt es auch milde Herren; aber was eben das charakteristische Los des Sklaven ausmacht, das ist die völlige Abhängigkeit von den Launen des Herrn, von dessen gutem oder bösem Willen. G. E.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

'euilleton der Neuen Zeit

mmer 48 o o o o o o o o o o Ausgegeben am 23. Februar 1912

jaltsverzeichnis: Stileinheit und Kollektivbewußtsein. Von G. G. Ludwig. — cherschau: Max Lehmann, Historische Aufsätze und Reden. Karl Vorländer, manuel Kants Leben. Alexander Ular, Die Zwergenschlacht. Hans Holbeins tialbuchstaben mit dem Totentanz. Gustav Freytag, Bilder von der Entstehung des Deutschen Reichs.

Stileinheit und Kollektivbewußtsein.

Von **G. G. Ludwig.**

Wenn wir vergangene Epochen der bildenden Kunst betrachten, so heben uns unwillkürlich diejenigen heraus, mit denen wir den Begriff einer ;en Kultur verbinden; zum Beispiel das alte Hellas, die Renaissance, ; achtzehnte Jahrhundert. Diese Epochen erscheinen uns als solche hoher ltur, weil in ihnen eine Stileinheit zum Ausdruck kommt.

In dieser offenbart sich die Einheit des Kunststils einer Epoche mit ihrem onderen Lebensinhalt, die Durchdringung aller charakteristischen Lebens- ;erungen der Epoche mit einem besonderen, nur ihr zugehörigen Stil. der Stileinheit kristallisieren sich Elemente, die aus der ökonomischen ruktur einer Kulturphase sowohl wie aus deren ideologischem Überbau ultieren; in ihr zeichnet sich die große Linie, die den Sinn einer Zeit ;drückt.

Eine Stileinheit wird sich nur dann herausbilden, wenn in dem Stil er Epoche das zum Ausdruck kommt, was als das Besondere, Neue, oße oder Charakteristische der Zeit *gemeinsam bewußt* wird. Ein il von den verschiedenen Strömungen einer Zeit verdichtet sich zu einem neinsamen Bewußtseinsinhalt, einem *Kollektivbewußtsein*, aus n heraus das erwächst, was wir als Stileinheit empfinden. Der Stil er Epoche müßte dann von jedem einzelnen als lebendiger Ausdruck ies Bewußtseinsinhalts, oder doch eines Teiles desselben, empfunden rden, ganz gleich, in welchem Verhältnis er seiner Klassenlage nach zu n steht, was der Stil verkörpert. Der Bewußtseinsinhalt des einzelnen ein soziales Produkt, durch das Mit- und Aufeinanderwirken denkender nschengehirne entstanden; und durch dies Mit- und Aufeinanderwirken, ; im Begriff des gesellschaftlichen Seins eingeschlossen ist, wird auch der griff des Kollektivbewußtseins geschaffen. Ohne die Annahme eines Kol- tivbewußtseins kann man die Stileinheit innerhalb einer von Klassen- jensätzen zerrissenen Gesellschaft nicht erklären. Der Inhalt einer Epoche, glichen mit dem einer anderen, ergibt sich nicht allein aus den äußerlich tbaren Erscheinungsformen menschlich-gesellschaftlicher Zustände des be- ffenden Zeitabschnitts, sondern auch aus der Beziehung dieser ein- nen konkreten Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens zu den den- den Individuen. Es sind immer die Produktionsverhältnisse, die in ı Ideen und allen Äußerungen geistigen Lebens einer Zeit reflektiert rden.

Wenn zum Beispiel in einer Kulturphase wie die Renaissance die Expansionskraft nur **einer Klasse**, einer Minderheit innerhalb der Gesellschaft, neue Wirtschaftsbedingungen schafft, das ganze gesellschaftliche Sein revolutioniert, schließlich eine neue Ideologie entwickelt, so wird das alles, was da geschieht, alle diese Veränderungen, der Umschwung in der Lebensgestaltung, der überall sichtbar wird, bis zu einem gewissen Grade allen bewußt. Alle empfinden das Neue und Besondere, der Lebensrhythmus wird ein anderer. Der Bewußtseinsinhalt kann von alledem unmöglich unberührt bleiben, selbst wenn die Mehrheit der Gesellschaft von den Vorteilen neuer Entdeckungen und Errungenschaften keinen oder nur geringen Anteil hat. Die neuen Elemente werden aber in den Bewußtseinsinhalt aufgenommen und verarbeitet. Die neuen Ideen, die in einer mächtigen Minderheit sich herausbilden, werden unwillkürlich, mit der Kraft unsichtbarer feiner Strahlen den ganzen Gesellschaftskörper durchdringen, und das Kollektivbewußtsein wird in dem Schimmer, unter der Wirkung dieser Strahlung seine Farbe verändern. So wird zum Beispiel in die französische Revolution, die doch ihrem Wesen und ihren Erfolgen nach die Revolution der Bourgeoisie war, das ganze Volk hineingerissen, alle werden von ungeheurem Elan ergriffen und zur Aktion getrieben.

Ebenso spiegeln sich auch in der Kunst die Beziehungen der denkenden Individuen zu den konkreten Erscheinungsformen des gesellschaftlichen Seins. Sie ist ein Ausdruck des Empfindungs- und Geisteslebens, ein Stück Ideologie. Aber nur wenn dies Stück Ideologie zum Kollektivbewußtsein wird, kann eine Stileinheit in Erscheinung treten.

Sobald aber in einem Zeitabschnitt, wie wir es im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert sehen, eine herrschende Minderheit nicht mehr **allein** bestimmend auf den ideologischen Überbau wirken kann, sondern aus der großen Masse der Gesellschaft eine neue Gedankenwelt sich emporringt, wird das Kollektivbewußtsein von diesen neuen keimenden Ideen ganz erfüllt werden; die Ideologie der Minderheit, der Herrschenden, wird der Mehrheit des Volkes immer mehr entfremdet, je weiter sie überwunden wird. Die Kunst aber, die das Privilegium der mächtigen Minderheit ist, deren Vertreter den Gralstempel noch in Erbpacht haben und seine Priester stellen, die ihn hüten, wird immer mehr den Zusammenhang mit dem Kollektivbewußtsein verlieren und nur noch ein Stück von der Ideologie der herrschenden Klasse verkörpern, solange nur die besitzende Minderheit die Mittel, den Überfluß hat, die zur Erzeugung künstlerischen Lebens notwendig sind. Eine Stileinheit, die in allen Kunstschöpfungen das Große, Besondere, das die Zeit charakterisiert, allen verständlich, allen bewußt zum Ausdruck bringt, in allen Lebensformen einen großen Stil wirksam, allen verständlich in Erscheinung treten läßt, ist nicht mehr möglich.

Der Begriff der Stileinheit, der sich uns bei der Betrachtung der verschiedenen großen Kunstepochen als deren Charakteristikum aufdrängt, hat somit den Begriff des Kollektivbewußtseins zur notwendigen Voraussetzung.

Die Frage, **wie** es zu einem Kollektivbewußtsein und zu einer Stileinheit kommt, ist damit nicht gelöst. Dazu bedarf es seiner Zurückführung auf die Struktur einer gegebenen Gesellschaft. Dadurch wird es zugleich inhaltlich bestimmt.

Gehen wir die verschiedenen sich ablösenden Gesellschaftsepochen durch, … wird sich ergeben, daß das Kollektivbewußtsein einen zweifachen Ursprung …aben kann.

Einmal kann es (scheinbar ist dies immer der Fall) direkt in der …asse des Volkes wurzeln, von vornherein Massenempfinden sein (dies ist …raktisch nur möglich, wenn eine Mehrheit gegenüber einer herrschenden …inderheit sich schon theoretisch befreit, eine neue Ideologie bereits ge…ildet hat, zum Beispiel im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert in …ngland, Deutschland und Frankreich); oder es wird (und das ist in den …lteren Kulturen immer der Fall) durch das ökonomische und ideologische …bergewicht einer Minderheit, einer herrschenden Klasse bestimmt und der …esamtheit aufoktroyiert, soweit diese überhaupt fähig ist, die Kulturwerte … sich aufzunehmen und zu verarbeiten, und nicht in stumpfer Teilnahm…sigkeit im Kampfe um die bloße Existenz dahinlebt.

Das zweite tritt besonders klar im Mittelalter zutage, als der Katholi…ismus, nachdem es ihm einmal gelungen war, seine Ideologie, seine Ge…ühlswelt und Moral fast der gesamten europäischen Welt zu oktroyieren, …ie Macht ist, die die einheitliche Form gießt, die das ganze öffentliche …eben umschließt, in die alle der Masse entströmenden Kräfte und alle ihre …ehnsucht hineindrängen, ihre Ekstase durchmachen; die Form, in der für …ie Masse die Vergeistigung ihres Lebensinhalts sich vollzieht.

Während auf der einen Seite die mittelalterliche Gesellschaft von den …eftigsten Klassen- und Machtkämpfen bewegt wird, erscheinen im Gegen…tz dazu in der kirchlichen Gemeinschaft alle Klassenunterschiede aufgehoben …u sein; sie finden in der christlich-katholischen Ideologie ihre Versöhnung, …ährend sie in Wahrheit nur Herrschaftsmittel der Ausbeuterklasse ist.

In der katholischen Kirche wird deshalb auch die Kunst zu einem Macht…ittel, das ihre Ideen dem Volke suggerieren hilft. Ideell und auch rein …ateriell konnte sich die Kunst, vor allem die bildende Kunst, ja nur inner…alb der Kirche entwickeln, da sie im Mittelalter die einzige Kulturträgerin …st. In den Klöstern finden wir die ersten Spuren künstlerischer Betäti…ung, ebenso überall da, wo der sichere Besitz — die katholische Kirche ist ja …er Machtausdruck des Grundbesitzes, der herrschenden Klasse der feudalen …esellschaft — Muße zu künstlerischem Schaffen gab. Muße, das heißt …reie Kräfte, die nicht zur Gütererzeugung notwendig sind. Die Kirche ist …ie einzige Institution im Mittelalter, in der eine Ideologie herausgebildet …ird, überhaupt geistiges Leben sich konzentriert; die Institution, die, von …en Machthabenden gestützt, deren Erkenntnisse und Lebensweisheit, ihre …nteressengemeinschaft in ein System bringt, durch das nun die Denk…otwendigkeiten der Masse bestimmt, dirigiert werden sollen nach dem …illen, im Interesse der Herrschenden. So erfüllt die Kirche in der mittel…lterlichen, zerrissenen, noch nicht in festen Staaten organisierten Gesell…chaft die Aufgabe, die heutzutage dem Staate, seinem Beamtentum, seinen …chulen zufällt.

Volkskunst aber wurde diese aus dem Klerus entwachsene und von ihm …eförderte Kunst aus der geistigen Gemeinschaft heraus, zu der die Kirche …ie Gesamtheit gewonnen hatte. Ihr Charakter als Massenkunst wird in …en gewaltigen katholischen Domen am deutlichsten offenbar. Alle Indivi…ualität wird von der Macht der Kirche, dieser Einheitsform, in der die

katholische Ideologie und Kunst verkörpert wird, verschlungen und die Kunst wächst wirklich aus dem Massenempfinden heraus. Aber das Kollektivbewußtsein wurzelte in dem Glauben, den die Herrschaftsinstinkte einer Klasse geboren hatten.

Die gläubige Masse, die dem Priester gehorcht, scheint so in inniger Beziehung zu dieser Kunst zu stehen, ja diese entwickelt sich immer reicher, je mehr durch Generationen hindurch das religiöse Leben an Innigkeit gewinnt und mit dem Emporblühen einzelner an günstigen Plätzen, Verkehrsstraßen gelegenen Städte auch aus dem Volke, dem Handwerkerstand Künstler erstehen.

In dieser mittelalterlichen Kunst spiegelt sich die ganze naive und innige Gläubigkeit der für das Christentum gewonnenen Volksmassen wider. An der Erbauung von Kirchen und Domen sind alle interessiert, alle genießen ihre Schönheit, haben teil an ihrer reichen Ausschmückung.

Weil der von der herrschenden Klasse der Gesamtheit aufgezwungene Glaube zum Inhalt des Kollektivbewußtseins geworden ist, aus dem nun die Kunstschöpfungen geboren werden, erscheint die Stileinheit hier in so hohem Grade vollkommen. Die Architektur, Plastik und Malerei erstehen aus ein und demselben Geiste, sind wie aus einem Gusse, innig verwachsen. Malerei und Plastik sind nur als Ergänzung für die Architektur da.

Die Stileinheit ist also in dem Charakter ihres Inhalts wie in ihren äußeren Formen bedingt ebensosehr in dem wirtschaftlichen Sein, der Güterverteilung, als in der durch diese Gesellschaftsstruktur von der herrschenden Klasse herausgebildeten Ideologie, die allgemeine Denknotwendigkeit geworden ist.

Schließlich aber beginnen in dieser mittelalterlichen Stileinheit die ersten Elemente der Auflösung emporzukeimen und sichtbar zu werden mit dem Beginn der Zersetzung der feudalen Gesellschaft in Italien, die in die Renaissance hineinführt. Die Bildung von Wucherkapital durch die Verschuldung und Zerstückelung des Grundbesitzes und der Kirchengüter und die Entstehung des Kaufmannskapitals durch die Erschließung der Handelswege (siehe darüber Davidsohn, Geschichte von Florenz, Berlin 1908, 2. Band, 10. Kapitel) gibt den Anstoß zu dieser Auflösung der alten Gesellschaftsform, die sich auch bemerkbar macht an dem ihr entwachsenen einheitlichen Stile.

Die Gemälde, die bis dahin reine Andachtsbilder oder Dekoration gewesen waren, werden jetzt immer häufiger von einzelnen, die durch die gesteigerte Werterzeugung Mittel errungen haben und sich hervortun wollen, gestiftet. Ihr Porträt wird mit in das Andachtsbild hineinkomponiert, oder das Abbild des Betreffenden in anbetender Stellung wird danebengestellt als Bild des „Stifters“. Es erscheinen zum Beispiel auf den Bildern Benozzo Gozzolis und Ghirlandajos aus der biblischen Geschichte florentinische Bürger in der Tracht der Zeit. Auf diese Weise beginnen die Individualitäten, die die Renaissance mit ihrer Entwicklung des Frühkapitalismus in den großen Handelszentren in Italien, Deutschland, den Niederlanden und Spanien in der neuen besitzenden Klasse erweckt, in der Kunst sichtbar hervorzutreten. Die mittelalterliche Starrheit löst sich, überall entfaltet sich in der Kunst das lebendige Leben in seiner überströmenden Fülle. Die mittelalterliche Stileinheit wird gebrochen; sie beginnt sich aufzulösen,

nd es sieht zunächst so aus, als ob die Kunst dem gläubigen Volke entfremdet würde, der Zusammenhang mit dem Kollektivbewußtsein verloren nge; aber in Wirklichkeit wird jetzt nur sichtbar, was im Mittelalter verschleiert gewesen war: daß die Kunst in Wahrheit den Sonderinteressen ner Minderheit, jetzt der neuen aufsteigenden Klasse der Kaufleute und s ihr in Oberitalien erstehenden neuen Adels- und Fürstengeschlechter ent. Auch ihnen wird die Kunst Machtmittel, Glorifizierungsmittel; sie gen einen Teil ihres Überflusses in Kunstschätzen an, die Kunst wird ihr Monopol, weil sie allein Kunstwerke bezahlen können. Die reichen Kaufute (zum Beispiel in den Niederlanden) schmücken ihre Gildenhäuser und atssäle mit ihren Porträts und anderen Gemälden nach ihrem Geschmack. ürsten erbauen sich prächtige Grabmäler, Grabkapellen und Privatkapellen; e lassen sich selbst in Bildwerken und Gemälden verherrlichen; oder, um en Glanz ihres Namens zu erhöhen, lassen sie öffentliche Gebäude bender s großartig von berühmten Künstlern errichten und ausschmücken.

Wenn man nun das Wesen der Stileinheit der Renaissance begreifen ill, die vor allem in Italien so ausgeprägt ist, aber mit dem allen und mit em in der Einleitung Ausgeführten nicht vereinbar zu sein scheint, weil s an einem Kollektivbewußtsein scheinbar fehlt, muß man sich vergegenwärtigen, daß diese ganze Entwicklung in Italien von unten sich emporerungen hat; man lese bei Davidsohn nach, wie zum Beispiel in Florenz rst einzelne Zünfte den Vorstoß gegen den Adel, die Feudalherren wagten; ie aus den unteren Schichten immer weitere Bürgerstände nachdrängten, nmer schärfer sich der Klassenkampf ausprägte, in dem alle unteren Schichten Befreiung ersehnten von dem Drucke der Herrschenden. Da war ie Gesamtheit in den Entwicklungsstrom hineingerissen, überall war die xpansionskraft gesteigert. Die Epoche war revolutionierend in ihrem gemten gesellschaftlichen Sein. Alle diese neuen wirksamen Kräfte, die im Schoße der Gesellschaft lebendig sind, den Lebensinhalt, den Lebensrhythmus eu gestalten, mußten auch das Kollektivbewußtsein unmerklich mit neuem nhalt erfüllen. Mit all den neuen Entdeckungen und Erfindungen, dem mporblühen des Welthandels hat die Welt, hat der Mensch einen ganz nderen Sinn, eine andere Bedeutung bekommen, neue Denknotwendigeiten, neue Bewußtseinsinhalte haben sich ergeben. Das ist es, was überall pontan hervortritt, explosiv in der Kunst hervordrängt, und die Stileinheit er Renaissance wird geboren aus diesem spontan, unmerklich, wie von unichtbaren Strahlen, von neuen Farben durchleuchteten Kollektivbewußtein. Denn von einer neuen Ideologie, mit der die herrschende Klasse schon e w u ß t auf die Massen wirken sollte, kann im Beginn und auf der Höhe er Renaissance noch kaum die Rede sein, da die alte Ideologie erst ganz llmählich von einer sich in einem engen Kreise von Gelehrten neu bilenden zersetzt wird. Auf der Höhe ihrer Macht haben die Herrschenden, ie ja auch die hohen Kirchenämter besetzen, sogar ein Interesse daran, dem Volke die alte Religion, mit der es schon von den vorigen Machthabern im Zaume gehalten worden war, zu erhalten.

Daher der Widerspruch, daß innerhalb des Klerus (besonders in Italien), er dem Volke den alten katholischen Glauben predigt, der Humanismus ich entwickelt, die neue Ideologie. Diesen Schatz des neuen Wissens und Erkennens konnte die Geistlichkeit wohl vor dem Volke hüten; aber sie

konnte es nicht verhindern, daß das Äußere der Kirchen verweltlicht wurde, daß an die Stelle der gotischen Dome die weiten reichen Renaissancebauten treten. In den Kirchen werden die Madonnen und Heiligen lebendig, alle die biblischen Gestalten erwachen aus ihrer aszetischen Starrheit; alle die Propheten und Evangelisten, die von großen Künstlern wie Donatelli und Michelangelo geschaffen werden, sind es nicht Menschen von Fleisch und Blut? Der Moses von Michelangelo erscheint wie die Gestalt einer neuen Gottheit, in der der schöpferische Mensch verkörpert und verherrlicht wird, der auf einmal tausend neue Kräfte, Wege zur Macht erkannt hat. Homer ist wieder auferstanden, Plato und Aristoteles werden dargestellt an Stelle der alten starren Heiligen; die lebendige Welt der griechischen Götter und Gelehrten ist Eigentum eines neuen Gesellschafts- und Wirtschaftskomplexes.

Zur Zeit der Renaissance ist nun der Gesellschaftskomplex, in dessen Umfang sich ein neues Kollektivbewußtsein entwickeln konnte, wesentlich kleiner geworden als im Mittelalter. Die mittelalterlich-religiöse Kultur war ihrem ganzen Wesen nach durchaus volkstümlich; wenn ein Bauer von einem entlegenen Dorfe in die große Stadt kam, so war ihm ihr Dom mit seinen Kunstschätzen nichts Fremdes; das alles sagte ihm im Wesen nichts anderes als seine enge Kirche daheim, seine armseligen Madonnen und Heiligen; es war nur alles viel schöner und herrlicher, viel reicher, aber es war ihm durchaus verständlich, entsprach seinem geistigen Niveau; im intellektuellen Leben war die Klassenscheidung noch nicht so ausgeprägt.

Während der Renaissance nun, mit ihrer rein städtischen Kultur, deren Empordrängen wohl in allen Klassen der städtischen Bevölkerung lebendig ins Bewußtsein tritt, von allen als etwas Großes und Neues empfunden wird, muß sich naturgemäß der Abstand in der geistigen Verfassung der Stadt- und Landbewohner vergrößern, denn es gibt viele entlegene Landdistrikte, die nicht von den neuen Ideen berührt werden, die nicht an der Schöpfung neuer Bauten und öffentlicher Kunstwerke teilnehmen.

Man kann deswegen nicht sagen, daß nun ein Kollektivbewußtsein nicht mehr bestände, ebensowenig wie man heutzutage verneinen kann, daß die Idee des Sozialismus die Welt erfüllt, weil es auf dem Lande und in entlegenen Gebirgsgegenden noch große Bevölkerungsschichten gibt, die noch unberührt von sozialistischen Anschauungen sind. Es liegt ja in dem Begriff Kollektivbewußtsein, daß es nur innerhalb der Sphäre existieren kann, in der überhaupt gesellschaftliches Geschehen bewußt werden kann.

Die Differenzierung des Kollektivbewußtseins, seine Beschränkung auf immer engere Kreise der Gesellschaft aber nimmt von der Renaissance an immer mehr zu, je mehr durch die Proletarisierung der Volksmassen, die in der Renaissance schon beginnt, die Klassengegensätze auch in der geistigen Entwicklung der Gesellschaft sich herausbilden. Der Niveauunterschied zwischen dem Bewußtseinsinhalt derer, denen Besitz und Macht das Recht auf Kulturgüter, Geisteskultur gibt, und dem Bewußtseinsinhalt und den Denknotwendigkeiten der proletarischen Welt, in der immer weiteren Volksschichten mehr und mehr vom geistigen wie vom materiellen Kulturbesitz entzogen wird, wird immer größer. Es kommt gar nicht mehr dazu, daß, wie im Mittelalter, der verelendeten Masse eine neue Ideologie aufge-

ungen wird; diese bleibt heiliges Besitztum der Herrschenden, und die telligenz des Volkes wird in dem alten Glauben und Aberglauben erkt, so daß immer größere Massen gänzlich verkommen in Elend und ummheit.

Die Konsequenzen dieser Entwicklung treten typisch in Erscheinung in r französischen Kultur des achtzehnten Jahrhunderts, die ja auch als eine ileinheit angesprochen wird.

Zur Zeit der Renaissance schon hatte ja das Kunstschaffen den Einfluß nzelner Individuen erlitten, die die Künstler beauftragten, besondere erke nach ihrem Willen zu schaffen. Aber in der Künstlerindividualität, s vergesellschaftetem Wesen, war doch gerade damals der Zusammenhang t dem Kollektivbewußtsein gegeben. Im achtzehnten Jahrhundert in ankreich, wo aller Glanz und alle Macht der besitzenden Klasse in einer ntralgewalt, dem Königtum, vereinigt ist, hat es den Anschein, als ob es Kunstschaffen den einen Thron umstrahle. In der Tat wird die Tätigkt der Künstler hier auch im höchsten Grade von der Individualität der önige bestimmt; das geht so weit, daß man die verschiedenen Stilarten ch ihrem Namen benennt.

Während aber in der Renaissance die große Kunst, die Stileinheit, öglich wurde nicht allein durch einen gewissen materiellen Überfluß, inm die Kunstschätze einen Teil der Schatz- und Kapitalbildung ausmachten, ndern auch durch ein emporquellendes Lust- und Kraftgefühl, aus einer erströmenden Kraftfülle innerhalb eines weiten Gesellschaftskomplexes, hen wir in Frankreich die glanzvolle Kunstentfaltung eng mit dem Staatsnkrott verknüpft, der durch die furchtbarste Aussaugung der bäuerlichen nd proletarischen Existenzen, die nötig war, um den Luxus der oberen Gellschaftsschichten materiell zu ermöglichen, nicht mehr aufgehalten werden nnte. Alle diese im Elend verkommenden Bevölkerungsschichten, die sich sammensetzten aus der niederen Geistlichkeit, den Industriearbeitern der oßen Städte, vor allem aber aus der großen Masse der Kleinbauern und albpächter, die Cunow in seiner Schrift über „Die Zeitungsliteratur rankreichs während der Jahre 1789 bis 1794“, Seite 38, als „halb vererte, stumpfsinnige Geschöpfe“ schildert, kommen natürlich in der Gesellhaft des achtzehnten Jahrhunderts für die Herausbildung eines Kollektivwußtseins nicht in Betracht.

Die glanzvolle künstlerische Kultur des achtzehnten Jahrhunderts in rer Stileinheit ist aber ihrem ganzen Wesen nach doch nicht ausschließlich öfische Kultur, wie es auf den ersten Blick den Anschein hat, besonders enn man an das Kunstgewerbe und seine verschiedenen Stilarten denkt.

An dieser Kultur, vor allem an dem Zustandekommen ihrer Stileinheit, aben weitere Kreise Anteil, und sie ist denn auch aus den verschiedensten lementen zusammengesetzt. Die Träger dieser Kultur sind außer den öfischen Kreisen — dem Adel, den Hofbeamten — die bürgerliche Bureauatie, zu der die höheren Gerichts- und Verwaltungsbeamten gehören, die inanz- und Handelsbourgeoisie, ja zum Teil bis zu den Großmeistern – entrepreneurs — des Handwerkerstandes hinab (Cunow, a. a. O.); dazu ommen natürlich noch die Künstler selbst und die Gelehrten, die ja in den alons des Adels und der Bourgeoisie eine große Rolle spielen. Alle diese erschiedenen Gesellschaftsschichten, innerhalb deren während der Revolu-

tion der Klassenkampf entbrennen sollte, haben mehr oder weniger teil den Kulturgütern. Es berührt sie nicht nur der äußere Glanz und Rei tum der Kultur; sie sind verbunden durch ihren hohen geistigen Inha Vor allem bilden sie auch zum Teil die Träger der sich im achtzehnten Jah hundert neu emporringenden Ideologie, der französischen Aufklärung, der sich die theoretische Befreiung der Bourgeoisie vollzieht. Aus all diesen Elementen wird das Kollektivbewußtsein gebildet, aus dessen Inha allein die Stileinheit sich erklären läßt. Denn wie wäre diese Stileinh ohne ein solches Kollektivbewußtsein denkbar oder erklärlich hier, in ein von den tiefsten Klassengegensätzen zerrütteten Gesellschaft, aus deren Scho binnen kurzem die Revolution sich emporrecken sollte? Die französis Malerei und Plastik des achtzehnten Jahrhunderts haben ihren Reiz u besonderen Charakter in dem eigenartigen, prickelnden Gemisch, zusamme gesetzt aus der Darstellung des glanzvollsten Luxus einer üppigen Leben haltung, über dem eine gewisse Sentimentalität liegt, ein unbestimmt Verlangen und Schwärmen, etwas wie Wirklichkeitsflucht: es klingt dara wie die vorgefühlte und später die mißverstandene Mahnung Roussea „Zur Natur zurück", der man ja auch spielerisch und tändelnd folgt. denke hier an Watteaus Bilder, an seine „Einschiffung nach der In Cythere". Dies Bild ist von unbeschreiblichem Zauber umflossen, ein trau haft zerfließender, sehnsuchtsvoller Farbenschmelz liegt darüber, eine fei strahlende Heiterkeit; aber ich kann es nicht ansehen, ohne die heimli Tragik zu empfinden, die mir hineinverwoben scheint, beim Gedanken diese genießende, höchsten Genuß ersehnende Gesellschaft, die ahnungsl im glänzenden Schiffe der Luft sich wiegt, während es doch schon in d Tiefe des heiteren Wassers brodelt, Sturm sich vorbereitet, verderbe bringend der letzten frohen Fahrt. Sein melancholischer „Gilles" aber mu uns heute an wie eine grandiose Verkörperung seiner eigenen Gesellscha die unter glanzvoller, verhüllender Maske der Welt das bunte Schauspi von Reichtum und Glück gibt, während darunter, tief in ihrem Herze Unglück und Hunger und Not in stummer, trauriger Gebärde ihr Ele leben.

Die revolutionären Ideen aber, von denen dann die ganze verelende Bauern- und Arbeitermasse mit fortgerissen werden sollte in Begeisteru und flammendem Zorn, wurden innerhalb jener glänzenden Gesellscha vorbereitet; und daraus ist es zu erklären, daß eine Ahnung von dies neuen, die Welt bewegenden Ideen sich in der bildenden Kunst wiederfind unter einem sentimentalen Schleier, freilich verborgen, in dem bürgerli moralisierenden Zug einiger Maler offen zutage tretend (Greuze), und der Architektur und Plastik in dem Streben nach immer reineren, ei facheren und strengeren Formen des Klassizismus (Cochin). Hier knüpf sich die Fäden an, die sich weiter spinnen, mit denen das in der Zeit lebe dige, aber auf einen verhältnismäßig engen Kreis der Gesellschaft b schränkte Kollektivbewußtsein sich in immer weitere Schichten hineinwe die für unser rückschauendes Auge seine Beschränkung aufheben.

Aber zugleich liegen hier die Ursachen verborgen, die, sich anhäufen zu jener explosiven Kraft auswachsen, die diese Gesellschaft und dieses i zugehörende Kollektivbewußtsein zersprengt und mit ihm die Stileinhe des achtzehnten Jahrhunderts. Denn mit der Revolution bekommt au

das Kunstschaffen wie mit einem Schlage einen neuen Inhalt, einen neuen Charakter. Die Göttin der Vernunft und die Göttin der Freiheit erscheinen in antikem Gewand, mit der phrygischen Mütze auf dem Haupte. Die römisch-republikanische Bürgertugend wird verherrlicht, ein nüchtern strenger Zug liegt über den Bildern, die im engsten Zusammenhang mit den großen Ereignissen, den Erregungen der Zeit stehen und von revolutionärem Pathos getragen sind, wie vor allem die großen Gemälde Davids, der selbst mitten in der revolutionären Bewegung stand, „Der Schwur im Ballsaus" und „Marats Tod".

Hier hat das Kunstschaffen also die engste Fühlung mit dem, was das Kollektivbewußtsein neu erfüllt; aber nur für kurze Zeit. Dann wird die andere, eingangs angeführte Ursache immer mehr wirksam, die zur Herausbildung eines neuen Kollektivbewußtseins und einer in ihm wurzelnden Stileinheit führen kann.

Zunächst entwickelt sich nach den Stürmen der Revolution die emanzipierte Bourgeoisie zur herrschenden Klasse, der auch das Privilegium über die Kunst zufallen muß. Ihre Ideologie aber wird keine neue Macht, sondern zersetzt sich in dem Maße, wie aus den unterdrückten Massen sich langsam neue Ideen hervordrängen und zu einem neuen, eigenen Kollektivbewußtsein, vom Massenempfinden selbst geboren, verdichten. Diese Masse aber muß erst einen gewissen Grad der geistigen Selbstverständigung und vor allem auch der materiellen Sicherheit, eine bestimmte Kulturfähigkeit erreicht haben, ehe aus ihr heraus freie Kräfte erstehen können, die nötig sind, um neue selbständige künstlerische Werte, eine neue Stileinheit zu erzeugen.

Bücherschau.

Max Lehmann, **Historische Aufsätze und Reden.** Leipzig 1911, Verlag von S. Hirzel. 384 Seiten. Preis geheftet 7 Mark, gebunden 8 Mark.

Unter den bürgerlichen Historikern hat sich Max Lehmann am verdientesten um die Aufklärung der preußischen Geschichte gemacht. Obgleich er selbst von den kleindeutschen Geschichtsbaumeistern à la Sybel und Treitschke seinen ersten Ausgang nahm, so hat er sich mehr und mehr von deren geschichtsklitternden Tendenzen zu emanzipieren verstanden und gründlich unter den Fabeln aufgeräumt, die sie mit solcher Beharrlichkeit und solchem Erfolg über die preußische Geschichte verbreitet haben.

Vom Standpunkt des historischen Materialismus aus wird man an der Methode des Göttinger Historikers manches aussetzen, aber was den Leser seiner Schriften ungemein anregt und fesselt, ist noch über den historischen Blick hinaus, der ihnen unbedingt eignet, die Empfindung, daß es ihrem Verfasser immer nur um die Wahrheit zu tun ist. Man bewegt sich bei Max Lehmann durchaus auf sicherem Boden. Dazu kommt die gehaltvolle Form, die sich von der überladenen Rhetorik Treitschkes fernhält, ohne doch irgendwie in die lederne Langeweile des landläufigen Professorenjargons zu verfallen.

Alle diese Vorzüge machen die großen Werke Lehmanns, seine Biographien Scharnhorsts und Steins, freilich noch nicht zu einer so bequemen und leichten Lektüre, wie die Schriften der großpreußischen Romanfabrikanten sind. Sie schöpfen allemal aus dem Vollen, und so gut es Lehmann versteht, die ungeheuren Massen des archivalischen Materials übersichtlich zu ordnen und die entscheidenden

Gesichtspunkte hervorzuheben, so kostet es immer ein Stück ernsten Nachdenken ihm so zu folgen, daß man seiner Leistung durchaus gerecht wird. Seine Bi graphie des Bauernsohns Scharnhorst, die schon um ihres Helden willen das lebe digste Interesse erwecken muß, hat in mehr als einem Vierteljahrhundert n nicht die zweite Auflage erlebt, in schroffem Gegensatz zu der gesinnungstüchtig Biographie des Erzjunkers York, die der preußische Historiograph Droysen be faßt hat.

Unter diesen Umständen begrüßen wir gern die Sammlung seiner historisch Aufsätze und Reden, die Max Lehmann eben herausgegeben hat. Es sind ihr etwa zwanzig, darunter einige akademische Festreden, und ein paar Abhandlunge die sich mit historischen Spezialfragen befassen und mehr nur die Historiker v Fach interessieren. Aber die Mehrzahl der Aufsätze beschäftigt sich mit wichtig Problemen der preußischen Geschichte und ist außerordentlich geeignet, zu Kummer der braven Patrioten, „denen die Auflösung einer Legende annäher so schmerzlich ist wie der Verlust einer Schlacht", in weiten Kreisen klares Li über die borussische Herrlichkeit zu verbreiten. Preußen und Polen, Agrariertu und Steuern in Brandenburg-Preußen, Aus der Geschichte der preußischen Volk schule, Werbung, Wehrpflicht und Beurlaubung im Heere Friedrich Wilhelms Hardenbergs Denkwürdigkeiten, der Friede von Tilsit, Fichtes Reden an die deuts Nation vor der Zensur, Boyens Denkwürdigkeiten, die preußische Städteordnu vom 19. November 1868 — diese Titel geben einen ungefähren Begriff, we auch noch nicht von der Reichhaltigkeit, so doch von der Mannigfaltigkeit d Inhalts.

Wir wünschen dem Buche eine weite Verbreitung, namentlich auch in d bürgerlichen Kreisen, für die es ja in erster Reihe bestimmt ist. Der zweihundert Geburtstag des alten Fritz hat eben wieder gezeigt, wie tief noch selbst in de jenigen bürgerlichen Presse, die sich einbildet, an der Spitze der bürgerlichen Zivi sation zu marschieren, die borussische Legende wurzelt und den Kampf für d historischen Fortschritt lähmt. Wir verlangen von diesen Biedermännern natürl nicht, daß sie der „sozialdemokratischen Geschichtschreibung" glauben sollen, aber den Arbeiten Lehmanns können sie sehen, wie weit sie selbst hinter den bürge lichen Vertretern der historischen Wissenschaft einhertrotten.

Schließlich sei noch erwähnt, daß wir in dem Buche Lehmanns vergebe nach dem Anathema gegen den historischen Materialismus gesucht haben, ohne de selbst die besseren bürgerlichen Historiker sich nicht gern an die Öffentlichkeit traue Wir wollen Herrn Lehmann deshalb keineswegs zum Proselyten der historis materialistischen Methode machen. Aber wir dürfen den guten Geschmack lobe der ihn auf diesen wohlfeilen Theaterdonner verzichten läßt.

Karl Vorländer, **Immanuel Kants Leben.** Leipzig 1911, Verlag von Fel Meiner. 224 Seiten. Preis geheftet 3 Mark, gebunden 3,60 Mark.

Der Verfasser verwahrt sich in der Vorrede gegen den Anspruch, eine wisse schaftliche Biographie Kants zu geben. Seine Arbeit erscheint als ein Band d „Philosophischen Bibliothek" und soll nur eine Ergänzung zu den Kant-Ausgabe dieser Sammlung liefern; sie verzichtet von vornherein auf die Entstehung geschichte oder gar eine Inhaltsangabe der Schriften, ebenso wie auf eine Schild rung von Kants Charakter oder eine ausführliche Darstellung seiner Stellung z Politik, Religion, Kunst usw. Es ist also im wesentlichen eine Chronik von Kan äußerem Lebenslauf, die Vorländer bietet, was jedoch nicht in irgend einem hera setzenden Sinne gesagt sein soll. Denn bei der Dürftigkeit und Unsicherheit d Nachrichten, namentlich über die früheren Lebensumstände Kants, war das Zi das sich Vorländer gesteckt hat, keineswegs ohne Fleiß und Mühe zu erreichen, un an beidem hat er es nicht fehlen lassen.

Freilich, das eintönige Philisterdasein Kants bietet auch dem eifrigsten Be-
ühen des Biographen kaum überwindbare Schwierigkeiten, insofern es darauf
ıkommt, den Leser zu fesseln. Selbst bei dem einzigen, halbwegs ernsthaften Kon-
ikt seines Lebens, seinem Zusammenstoß mit Wöllner, kam Kant nicht aus der
aut des Philisters heraus. Es ist durchaus anzuerkennen, daß Vorländer, bei all
iner Verehrung für Kant, doch nicht daran denkt, die in diesem Konflikt nichts
eniger als heldenhafte Rolle seines Helden zu beschönigen. Er urteilt bei diesem
ılaß eher zu strenge über Kant als zu milde.

Wenn somit das Büchlein den Zweck, den es sich gesetzt hat, vollkommen er-
illt, so hat es doch eine Seite, die einen weniger erfreulichen Eindruck macht. Es
ckt bis über die Ohren in der borussischen Legende. Die Neukantianer, zu denen
orländer ebenso gehört wie Professor Hermann Cohen, dem die Schrift gewidmet
:, wollen bekanntlich den proletarischen Klassenkampf klären und läutern durch
e Ethik Kants, den Herr Cohen logisch und historisch als Urheber des modernen
ozialismus ausgerufen hat. Wenn dieser Marburger Philosoph uns sein gewiß
hätzenswertes Patronat verspricht, falls wir in „Ehrfurcht" vor dem Klassen-
aat ersterben wollen, so ließe sich darüber noch reden, aber wenn wir nun gar
ch durch den „preußischen Wind" unsere Segel blähen lassen sollen, so ist das
ch eine etwas harte Zumutung.

Geben wir nun einige Proben! Gleich im Anfang lesen wir von einem Franz
lbert Schultz, dem Generalinspektor des gesamten Kirchen-, Schul- und Armen-
esens im „Königreich Preußen", das heißt der heutigen Provinz Ostpreußen, der
i den ersten Beschützern und Förderern des jungen Kant gehört hat. Unter seiner
erwaltung sollen, wie Vorländer rühmt, in den dreißiger Jahren des achtzehnten
ahrhunderts in der Provinz Preußen über 1500 Landschulen entstanden sein!
a Schultz, wie Vorländer ebenfalls berichtet, ein Günstling des berufenen Nuß-
ıackerkönigs Friedrich Wilhelm I. war, der, wie selbst Treitschke anerkennt, für
ildung und Wissen nur den Spott des Barbaren hatte, so klingt die Sache sehr
ıerkwürdig; aber sie hat gleichwohl ihre zwar nicht historische, aber doch borussische
ichtigkeit. Wie alle preußischen Könige hat Friedrich Wilhelm I. die Volksschule in
:aurigster Weise vernachlässigt, jedoch in den dreißiger Jahren des achtzehnten
ahrhunderts hatte er das dringendste Interesse, das durch die Pest verwüstete
itauen durch die salzburgischen Protestanten zu bevölkern, die durch den Erz-
ischof Firmian aus ihrer Heimat vertrieben wurden. Aber diese seltsamen Ideo-
gen machten zur Bedingung ihres Kommens, daß der König ihnen Kirchen und
chulen baute, und so entstanden zwar nicht 1500, aber gegen 1200 Landschulen
nter echt borussischen Bedingungen. Auf Befehl des Königs wurden die Schul-
äuser so unsolid gebaut, daß sie etwa zwanzig Jahre auszuhalten versprachen;
ie meisten stürzten schon nach wenigen Jahren zusammen. Die Schullehrer aber
urden vor dem Verhungern durch den königlichen Trost geschützt: „Ist der Schul-
ıeister ein Handwerker, kann er sich schon ernähren; ist er keiner, wird ihm er-
ıubt, in der Ernte sechs Wochen auf Taglohn zu gehen." Bei dieser „Schul-
eform" das königliche Werkzeug gewesen zu sein, ist für Franz Albert Schultz am
nde nicht so ehrenvoll, wie Vorländer annimmt.

Der Minister v. Zedlitz avanciert dafür, daß er ein Bewunderer und Leser
ants war, zum „freisinnigsten Unterrichtsminister, den Preußen bis jetzt gehabt
at". Das ist aber wirklich ungerecht gegen Wilhelm v. Humboldt oder auch Alten-
ein, ja selbst gegen Mühler und Trott zu Solz. Zedlitz war in seiner Art gewiß
in ganz wackerer Kerl; am rühmlichsten hat er sich bewährt, als er sich weigerte
– Justiz- und Unterrichtsministerium waren damals ein Ressort —, die
abinettsjustiz des Königs in der Müller-Arnoldschen Sache zu kontrasignieren.
ber er war ein Junker durch und durch und ein „Aufklärer" etwa nur von dem-
lben Kaliber wie der König selbst. In seiner — natürlich französisch ge-
hriebenen — Abhandlung über die Erziehung zur Vaterlandsliebe sagt Zedlitz:

„Von allen Bürgern eines monarchischen Staates haben die Adligen die schwerst Pflichten zu erfüllen. Ihnen gebühren die hervorragendsten Posten im Zivil w in der Armee." Worauf ein echt friderizianisches Gesalbader über die Ehre d adliges Monopol folgt. In derselben Schrift verhöhnt Zedlitz den märkisch Junker Friedrich Eberhard v. Rochow, der — ein weißer Rabe unter seine gleichen — in der Tat etwas für die Volksschule übrig hatte, als Cosmopoli enthousiaste, der die Dorfjugend zu klug und zu „raisonneurs" machen wolle.

Ähnlich wie mit dem schlesischen Junker Zedlitz steht es bei Vorländer m dem ostpreußischen Junker Schrötter, der wegen seiner Freundschaft für Ka zum eigentlichen Triebrad der Steinschen Reformen wird, während er höchste ihr fünftes Rad war, was uns jedoch zu weit führen würde, an dieser Stelle näh darzulegen.

Nur noch ein Wort über den „orthodoxen Theologen" Wöllner, von dem Vo länder sagt, daß ihn schon der große Friedrich als einen „betrügerischen und i triganten Pfaffen" gekennzeichnet habe. Zunächst war Wöllner gar kein „orth doxer", sondern ein aufklärerischer Theologe und ein eifriger Bewunderer d „großen Friedrich", ein Mann etwa vom Schlage Nicolais, an dessen „Allg meiner Deutscher Bibliothek", dem Hauptorgan der Berliner Aufklärer, Wölln lange Jahre hindurch fleißig mitgearbeitet hat. Sein Pech war nur, daß er e Fräulein v. Itzenplitz heiratete, in deren elterlichem Hause er als Erzieher gewi hatte. Solche Verbindungen zwischen der Noblesse und der Rotüre zogen de philosophischen König bekanntlich regelmäßig Schlaganfälle zu; in seiner blind Wut befahl er, den jungen Ehemann Wöllner in die Hausvogtei zu stecken u die junge Ehefrau Wöllner zu entmündigen. Aber das Ehepaar hielt tapfer au sprengen konnte der König die Ehe nicht, und so mußte er sie mit dem oh mächtigen Schmerzensschrei segnen, daß Wöllner ein betrügerischer und intrigant Pfaffe sei. Daß Wöllner nach dieser zärtlichen Behandlung auf jede Bewunderu des „großen Friedrich" verzichtete, kann man ihm am Ende so sehr nicht ve denken, womit gewiß nicht entschuldigt werden soll, daß er sich nunmehr auf d Seite des Thronfolgers und dessen frömmelnder Orthodoxie schlug. Auch in seine Konflikt mit Kant spielt er durchaus eine erbärmliche Rolle, wenn auch nicht ei ganz so erbärmliche Rolle wie der König Friedrich in seinem Konflikt mit Wölln Der kategorische Imperativ verbietet also doch wohl, den „großen Friedrich" a Schiedsrichter zwischen Kant und Wöllner zu berufen.

Insoweit ist die Schrift Vorländers ein neuer Beweis dafür, daß die moder Arbeiterbewegung sich von der Ethik Kants weiter nicht klären und läutern lassen braucht. Aber sonst läßt sich ihr das Lob einer fleißigen und mühsam Arbeit nicht absprechen, und sie kann jedem empfohlen werden, der sich mit de äußeren Lebenslauf Kants vertraut zu machen wünscht.

Alexander Ular, **Die Zwergenschlacht.** Ein sozialer Roman. Frankfurt a. 1910, Verlag der Literarischen Anstalt Rütten & Loening. Geheftet 5 Mark, bunden 6,50 Mark.

Auf den „Rassenroman" Alexander Ulars „Die gelbe Flut" folgt jetzt „e sozialer Roman". Wie schon die Überschriften andeuten, bringt Ular nicht in d Form, wohl aber dem Inhalt nach etwas Neues. Er wagt sich an Probleme, d bisher außerhalb der künstlerischen Linien zu liegen schienen. Der bürgerli Roman war bisher individualistisch, auch da, wo er sich über die durchschnittli Salon- und Reiselektüre erhob und sich an die Darstellung der historisch bedeute den Vorgänge in Gegenwart oder Vergangenheit wagte. Der moderne Roman, fern er Anspruch auf Kunst machte, war bisher in erster Linie Charakterrom Psychologie. Die Einzelperson, ihre inneren und äußeren Schicksale standen Mittelpunkt, während die Zeitgeschichte, die gesellschaftlichen Zusammenhänge d

[ge]nten Hintergrund der Handlung abgaben. Das Milieu stand im Dienste der [Ei]nzelperson, hatte nur relative, nicht absolute Bedeutung.

Mit Worten wie „Rassenroman“, „sozialer Roman“ deutet Ular an, daß er das [kü]nstlerische Problem, den historischen Gehalt seiner Zeit im Romane zu gestalten, [vo]n einer anderen Seite anzufassen beabsichtigt. Freilich bleiben auch bei ihm die [Ei]nzelschicksale der rote Faden, an dem sich die übrigen Ereignisse aufreihen, allein [sie] treten in den Hintergrund zugunsten des Versuchs, Massenschicksale, Massen[ha]ndlungen, Massenpsychologie zu schildern. Ular ist modern nicht in dem banalen [Si]nne, wonach jedes Machwerk, in dem ein Fabrikschornstein raucht, eine Maschine [ra]sselt, etwas von der Börse oder vom Proletariat erzählt wird, als modern ange[pr]iesen wird, sondern weil seine Kunst ein Versuch ist, im Geiste und mit den [M]itteln der neuen Zeit das Leben dieser neuen Zeit darzustellen.

Der Inhalt des vorliegenden Romans ist kurz folgender: Die kapitalistische [P]roduktionsweise hat besonders in den Vereinigten Staaten Amerikas ihre letzten [Ko]nsequenzen entwickelt, gewaltige Massen von Produktionsmitteln in der Hand [Ei]nzelner vereinigt. Der Milliardär Andrew Strong gründet einen alle Nationen [de]r Alten und Neuen Welt umfassenden Riesentrust; das internationale Groß[ka]pital steht dem organisierten internationalen Proletariat gegenüber. Im Kampfe [di]eser beiden mächtigen Rivalen muß sich die Zukunft aller Völker entscheiden. Der [N]ationalismus ist eine überwundene Sache, nur in manchen rückständigen euro[pä]ischen Ländern, wie Deutschland, herrscht noch der nationale Staatsbegriff und [de]r Militarismus, Bureaukratie und Feudalwesen. Diesen baufälligen Ruinen [de]n Gnadenstoß zu geben und den Weltfrieden herzustellen, ist die Absicht des [G]eldriesen, der ehrlich überzeugt ist, nicht nur im Dienste des Kapitals, sondern [i]m Dienste der Menschlichkeit, gerade auch der Arbeiter, zu handeln. Er will mit [se]inen unermeßlichen Mitteln den Staaten, dem kleinen, national begrenzten [K]apital seinen Willen aufzwingen und dann als Wohltäter der Menschheit dieser [ein]e glückliche Zukunft diktieren. Wie er das nun angreift, wie alle wirtschaftlich [rü]ckständigen Elemente gegen ihn reagieren, wie er, um die Staaten zu zwingen, [ei]ne beispiellose Finanzkrise mit ihrem Gefolge von Elend und Hunger herauf[b]eschwört, wie das organisierte Proletariat zum Kampfe rüstet, wie die Verhältnisse [de]m Geldriesen sowohl wie den Regierungen, aber auch den einzelnen Arbeiter[fü]hrern über den Kopf wachsen, sie alle von den Ereignissen willenlos weiter[g]erissen werden, nicht die Schiebenden, sondern die Geschobenen sind, in diesen [S]childerungen und Erkenntnissen liegt die Stärke des Romans. Von untergeord[n]eter Bedeutung erscheint daneben das persönliche Verhältnis des „Anarchisten“ [L]ahors und der Tochter des Geldkönigs Strong.

Ein solcher Versuch will nicht künstlerisch bewertet werden, wenn man unter [K]unst formale Schönheit versteht. Nebensache ist auch die mehr oder minder ge[l]ungene Charakterzeichnung, die psychologische Wahrheit, auch die größere oder [k]leinere Menge von Geist, Witz und Scharfsinn, die der Verfasser zum besten gibt. [K]urz, alles Individuelle tritt zurück. Es sei deshalb gleich hier bemerkt, daß manche [B]analität und Flachheit, manches im schlechten Sinne Romanhafte dem Buche an[h]aftet. Daneben fehlen aber nicht Abschnitte von großer Anschaulichkeit, Kraft der [P]hantasie und lebensvoller Darstellung. Während Ulars Psychologie, seine Dar[s]tellung subjektiven Erlebens und Denkens viel zu wünschen übrig läßt — seine [C]haraktere haben sämtlich etwas Zusammengestoppeltes, Gliederpuppenartiges —, [z]eigen seine Schilderungen zum Beispiel der großen Weltkrise, des kopflosen [S]turmes auf die Banken, mancher Revolutionsszenen ihn als Meister der Dar[s]tellung von Massenschicksalen und Massenerlebnissen. Die Massen, die hier han[d]elnd, leidend, kurzum erlebend auftreten, sind keine Menge von Einzelpersonen, [k]eine bloße Ansammlung von Individuen; Ular hat die Gabe, sie zusammen zu [s]chauen, die Tausenden zu vereinigen zu einem Individuum höherer Art, zu einer Kollektivpersönlichkeit.

In einer Zeit der Völkerpsychologie, der Gesellschaftswissenschaften, der En wicklungslehre nimmt es nicht wunder, wenn die Kunst solche Wege geht. I Gegenteil, es ist ganz natürlich, wenn dem kleinbürgerlich-individualistisch Roman nun endlich der kollektivistische Roman der großkapitalistischen Epoche folg Die Großindustrie, die Großfinanz sind ja nicht private, sondern politische Mäch ihre Arbeitsmethoden sind nicht auf private Bedürfnisproduktion, sondern a Massenproduktion, Massenabsatz und auf Massenbeherrschung eingerichtet. Ab noch mehr, unter dem Gegendruck des organisierten Proletariats organisiert si großes wie kleines Kapital zu schließlich weltweiten Trusts und Ringen. D Unternehmer so gut wie die Arbeiter stehen sich nicht als Haufen von einzelne entgegen, sondern als kompakte Gesamtheiten, als internationale Organisatione als Klassen.

Diese Umwälzung der Wirtschaftsformen beginnt nun endlich auch das Spiege bild der Welt in den Köpfen des Bürgertums umzuwälzen. Auch ihre Kun humpelt nun den Tatsachen hinterdrein. Gerade weil Ular hier den Fortschri verkörpert, läßt sich an ihm am deutlichsten beobachten, wie schwer es hält, sich au dem alten ideologischen und individualistischen Fahrwasser herauszuarbeite Sein Roman ist ein Beweis für die seltsamen Widersprüche, jene wunderliche G menglage der Begriffe in den modernen, großbürgerlichen Köpfen, die in d Praxis schon längst dem kleinbürgerlichen Individualismus und der kleinbürge lichen ideologischen und metaphysischen Denkweise entwachsen sind, allein in d Theorie sich vom Angelernten und Eingeschulten nicht freizumachen wissen. O wohl heute die wirtschaftliche Entwicklung mit fühlbarer Deutlichkeit beweist, da die Geschichte nicht von einzelnen Herren gemacht wird, so hält doch der Bou geois mit ängstlicher Zähigkeit am Altväterglauben fest, die Geschichte sei d Schöpfung großer Männer, Geisteshelden, Fürsten, Feldherren, Finanz- oder In dustriekönige. Auch in Ulars Roman erscheinen diese Widersprüche dem aufmer samen Leser. Das eine Mal spricht Ular, als ob ein Industriefürst wie Stron Gewerkschaftsführer wie der Deutsch-Amerikaner Hegler, „Anarchisten" wie Caho die Welt umschaffen könnten; wenige Seiten darauf geben aber diese unumwunde zu, daß auch die Mächtigsten nichts sind gegen die elementare Macht „kollektiv Ideen", und wieder etwas später heißt es: „Es war nicht mehr selbstbewußt Wille, sondern rohe Leidenschaft, Haß, Neid, Wut und die geile Lust am schranken losen Genießen, was das zahllose Zwergenheer zum Sturm gegen die Riesen d Weltwirtschaft trieb." Drei Stufen durchläuft Ular hier: Die Geschichte ist da Produkt einzelner Persönlichkeiten, die Geschichte ist das Produkt von Ideen, d Geschichte wird durch den Kampf ums Dasein bestimmt. Die materialistische G schichtsauffassung bricht freilich nirgends rein durch, sie trägt überall die ideol gischen Eierschalen.

Ein bißchen mehr Beschäftigung mit der modernen Arbeiterbewegung und de wissenschaftlichen Sozialismus, wenn auch nur als Vorarbeit zu diesem Roma hätte Ular nichts geschadet. Er wäre dann nicht auf die kuriose Vorstellung ve fallen, dem deutschen Sozialismus fehle es an revolutionärem Mute, er hät dann nicht marxistische Orthodoxie in Verbindung gebracht mit einer lende lahmen und kurzsichtigen Opportunitätspolitik. Vollkommen unbekannt schei Ular zu sein mit dem Unterschied zwischen Anarchisten und Sozialisten.

Mit seinen Sympathien ist der Verfasser selbstverständlich auf der Seite de Kapitals als dem Träger der traditionellen Bildung, des eleganten Benehmen des differenzierten, aber gut regierten Gemütslebens. Unwillkürlich sind ihm d Charaktere in diesem Lager besser gelungen als die Gestalten des proletarische Lagers, von denen der eine als begabter absolutistischer Egoist, der andere a Mitteldding zwischen Schmachtlappen und kühnem Genie, der dritte als roher Ve räter, der vierte als lächerliche Figur erscheint. Mit inniger Schadenfreude lä Ular eine internationale Konferenz sämtlicher Gewerkschaften und politischen Pa

en ~~sie~~ ich in nichts auflösen, schildert er uns die Uneinigkeit, feige Selbstsucht, immheit der Arbeiterführer, die, von dem elementaren Ausbruch der Revolution erraſcht, so tun, als ob sie das alles geschaffen hätten.

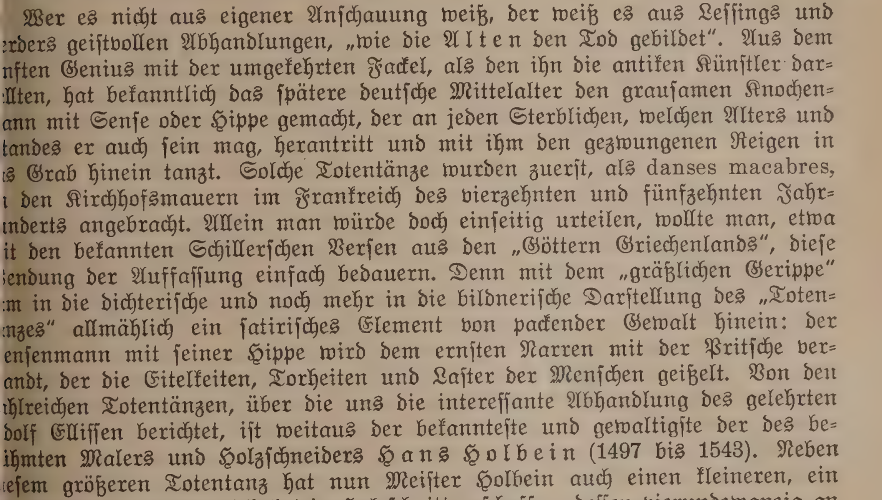
Auch hier ist überall der Wunsch Vater des Gedankens, vollends wenn Ular rtlich schreibt: „Die wenigen europäischen Arbeiterführer, die volkswirtschaft- je Bildung besaßen."

Der Schluß des Romans bringt die uralte Weisheit aller Müden und Ent- ıschten, aber auch aller abgelebten Aristokraten der Geburt oder des Geldes: nur seits vom tätigen Leben, im aristokratischen Alleinsein, in der Verachtung der löden Massen", deren „primitive Seelenverfassung" das Große und Edle doch ht begreift, gibt es Glück und Frieden. Odi profanum vulgus. et arceo. Horaz. +)

Der Roman ist großkapitalistische, aber nicht proletarische Kunst. E. Hoernle.

+) Ich hasse u. meide das gemeine Volk.

ns Holbeins Initialbuchstaben mit dem Totentanz. Mit erläuternden Denk- versen und einer geschichtlichen Abhandlung über die Totentänze von Dr. Adolf Ellissen. Manualneudruck der Ausgabe vom Jahre 1849 mit einem Vorwort von Professor Dr. O. A. Ellissen. Leipzig 1911, Dietrichsche Verlagsbuchhandlung (Th. Weicher). VIII und 132 Seiten.



Wer es nicht aus eigener Anschauung weiß, der weiß es aus Lessings und erders geistvollen Abhandlungen, „wie die Alten den Tod gebildet". Aus dem nften Genius mit der umgekehrten Fackel, als den ihn die antiken Künstler dar- ellten, hat bekanntlich das spätere deutsche Mittelalter den grausamen Knochen- ann mit Sense oder Hippe gemacht, der an jeden Sterblichen, welchen Alters und tandes er auch sein mag, herantritt und mit ihm den gezwungenen Reigen in s Grab hinein tanzt. Solche Totentänze wurden zuerst, als danses macabres, ı den Kirchhofsmauern im Frankreich des vierzehnten und fünfzehnten Jahr- underts angebracht. Allein man würde doch einseitig urteilen, wollte man, etwa it den bekannten Schillerschen Versen aus den „Göttern Griechenlands", diese 'endung der Auffassung einfach bedauern. Denn mit dem „gräßlichen Gerippe" m in die dichterische und noch mehr in die bildnerische Darstellung des „Toten- nzes" allmählich ein satirisches Element von packender Gewalt hinein: der ensenmann mit seiner Hippe wird dem ernsten Narren mit der Pritsche ver- andt, der die Eitelkeiten, Torheiten und Laster der Menschen geißelt. Von den hlreichen Totentänzen, über die uns die interessante Abhandlung des gelehrten dolf Ellissen berichtet, ist weitaus der bekannteste und gewaltigste der des be- ihmten Malers und Holzschneiders Hans Holbein (1497 bis 1543). Neben iesem größeren Totentanz hat nun Meister Holbein auch einen kleineren, ein ogenanntes Totentanzalphabet in Holzschnitt geschaffen, dessen vierundzwanzig an ie großen lateinischen Unzialbuchstaben sich anlehnenden Bildern die gleichen 'otive wie dort zugrunde liegen, und das, trotz seiner durch die Natur der Sache edingten Kleinheit der Figuren, von allen Kennern als ein Meisterwerk be- eichnet wird.

Dieses von Holbein gezeichnete, von Meister Hans Lutzelburger ausgeführte lphabet, das im Dresdener Kupferstichkabinett aufbewahrt wird, von dem einzelne ufällig in den Handel gekommene Buchstaben mit teuren Preisen bezahlt wurden, aben nun 1849 zwei kunstsinnige Hannoveraner zum erstenmal einem größeren 'ublikum zugänglich gemacht: der Kupferstecher Heinrich Lödel, indem er eine em Original gleichwertig zu achtende getreue Kopie schuf, der Göttinger Gelehrte ldolf Ellissen, indem er diese künstlerische Reproduktion nicht bloß mit der schon rwähnten interessanten Abhandlung begleitet, sondern vor allem jedes Bild durch ortreffliche, dem Gegenstand aufs beste angepaßte Denkverse erläutert hat, ie an Kraft und Kühnheit kaum zu wünschen übrig lassen. Wir können uns nicht nthalten, einige hierher zu setzen.

Als Motto trägt „Freund Heins Fibel“ den Vierzeiler an der Spitze:

Mein Abc lernt jung und alt;
Das kleinste Büblein faßt es bald,
Und wessen Weisheit sternenhoch,
Ich nehm' ihn in die Schule noch.

Dem König, den er eben zu Boden gestreckt, ruft Hans Mors in die Ohre

Dein Volk hat lang g'nug untertänig,
Die Knie sich wund gekniet, Herr König,
— — — — — — — — — —
Schwer lag auf ihm des Herren Hand;
Nun hat das Blättchen sich gewandt:
Den größeren Herren vor dir sieh!
Tief beugt sich des Gesalbten Knie!
Und wie die Knochenfinger winken,
Wird bald vom Haupt die Krone sink

Und der sich noch sträubende Edelmann muß die Worte vernehmen:

Kein Sträuben, kein ergrimmt Gesicht!
Gestrenger Herr, 's hilft alles nicht!
Den Bauersmann hast zwar verachtet,
Als Kot an deinen Schuh'n betrachtet,
Hätt'st nie den Flegel angerührt,
Den kräftig er für dich geführt;
Nun gibt der Flegel dir den Rest!
Von mir als Grundherrn mußt so fe
Dich an die Scholle binden lassen,
Wie je nur deine Untersassen.

Ebenso geht es den übrigen Großen der Erde: den Geistlichen (Papst, Kardin Bischof, Domherrn) wie den Weltlichen (Kaiser, Herzog, Kaiserin, Königin). Ab auch den im ausgehenden Mittelalter am meisten hervortretenden anderen Stände Reiter und Soldat, Mönch und Nonne, Klausner und Kurtisane, weiter dem Ge hals und dem Säufer, dem Spieler und dem Narren. Der Nonne zum Beispi die im öden Bette ihr heißes Blut vergebens durch Kasteien zu dämpfen such naht er sich als „ehrsamer Buhle“:

Hast Zeit, vom Wachen, Beten, Fasten
In seinem treuen Arm zu rasten.

Wenn jetzt der Sohn des Dichters, der unter anderem auch durch Bebels „E innerungen“ als Lange-Biograph bekannte Professor O. A. Ellissen (Einbeck), d verschollene Büchlein neu herausgegeben hat, so hat er damit nicht bloß einen A der Pietät vollzogen, sondern auch allen Freunden satirischer Kunst einen Dien erwiesen. Das stilvoll ausgestattete kleine Buch kostet nur 2 Mark. P

Gustav Freytag, **Bilder von der Entstehung des Deutschen Reiches.** Gesam melt und herausgegeben von Wilhelm Rudeck. Leipzig, Walther Fiedl 482 Seiten. Preis gebunden 4,50 Mark.

Ein ganz überflüssiges Buch! Bekanntlich redigierte Freytag lange Jahre d „Grenzboten“, für die er selbst zahlreiche Artikel schrieb. Was er davon länger Dauer für wert hielt, hat er noch bei Lebzeiten in seine Gesammelten Schrift aufgenommen, wobei er schon recht freigebig verfuhr. Was er aber vergess wissen wollte, sammelt nun Herr Wilhelm Rudeck und bietet es mit einer präte tiösen Vorrede dem Publikum dar.

Das ist ein Unrecht gegen Freytag, der diese Aufsätze nicht noch einmal ve öffentlicht haben wollte, und es ist ein Unrecht gegen den heutigen Leser, der, dur Freytags Namen bestochen, sich dies Buch erwirbt, um nichts davonzutragen, a was im Gedanklichen und Tatsächlichen selbst von der patriotischen Literatur läng überholt worden ist. Einen besonders schlechten Dienst leistet Herr Rudeck de Andenken Freytags, indem er dessen Panegyrikus auf die Feldherrngaben des d maligen Kronprinzen Friedrich abdruckt. In dem häßlichen Pamphlet, das Freyta nach dem Tode des Kaisers Friedrich veröffentlichte, hat er seinem alten Gönn jede Feldherrngabe abgesprochen.

Für die Redaktion des Feuilletons verantwortlich: Franz Mehring, Steglitz.



Band Nr. 22 Ausgegeben am 1. März 1912 30. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Gedämpfte Stimmung.

↗ Berlin, 24. Februar 1912.

Der neue Reichstag tagt nunmehr drei Wochen. Es versteht sich, daß er zwanzig Tagen noch keine großen Taten vollbracht haben kann, aber imerhin ist diese Frist lang genug, um zwar noch kein abschließendes rteil, aber doch eine vorahnende Stimmung über seine Leistungsfähigit zu gestatten. Und es will uns scheinen, daß diese Stimmung in sozialmokratischen Parteikreisen recht gedämpft ist.

An und für sich hat diese Erscheinung nichts Überraschendes. Wir ernerten schon vor einigen Wochen an das Clausewitzische Wort vom „Kulinationspunkt des Sieges", dem regelmäßig eine Reaktion auf dem Fuße folgen pflege, und wir erinnerten auch an die historische Tatsache, daß h nach großen Wahlsiegen der Partei stets ein Gefühl der Enttäuschung ngestellt hat, sobald die parlamentarische Mühle zu klappern begann, ein efühl der Enttäuschung, das sich etwa in die Worte zusammenfassen läßt: ı, eigentlich ist doch trotz unserer kolossalen Anstrengungen alles beim ten geblieben.

Diese Empfindung kommt in den Tageszeitungen der Partei zu sehr utlichem Ausdruck, namentlich auch in ihrem Urteil über die öde Langeeile der sechstägigen Etatsdebatte, die ja von jeher als sicherster Maßstab r die geistige und politische Höhe eines Parlaments gilt. Von den prechern der bürgerlichen Fraktionen ganz abgesehen, so wird nicht mit ırecht gesagt, daß die Rede des Genossen Frank, der zuerst das Wort erelt, keineswegs berechtigten Anforderungen entsprochen habe. Genosse wid, der zuletzt sprach, erhob zwar die Debatte auf eine würdige Höhe, er die Wirkung seiner Ausführungen wurde dadurch beeinträchtigt, daß) an sie eine nicht gerade erbauliche Auseinandersetzung über die verulichen Verhandlungen anschloß, die zwischen der sozialdemokratischen aktion auf der einen, der freisinnigen, der nationalliberalen und der

ultramontanen Fraktion auf der anderen Seite in der Präsidialfrage ge-pflogen worden sind.

Wenn die Genossen Bebel und Haase beteuerten, daß sie in diesen Ver-handlungen die Übernahme aller höfischen Verpflichtungen durch einen sozialdemokratischen Vizepräsidenten von vornherein abgelehnt hätten, so ist klar, daß sie die ungeschminkte Wahrheit sprachen. Auch die böswilligsten Gegner sollten ihnen nicht zumuten, daß sie im Widerspruch mit dem Auf-trag der Fraktion gehandelt hätten. Dagegen wäre es doch unbillig, zu be-haupten, daß die freisinnigen, nationalliberalen und ultramontanen Redner, die so etwas wie ein Zugeständnis der sozialdemokratischen Unterhändle in Sachen der höfischen Verpflichtungen gehört haben wollen, wider ih besseres Wissen die Unwahrheit gesprochen haben sollen. Es sind da offen-bar Mißverständnisse mit untergelaufen. Was die einen scherzhaft gemein haben, das haben die anderen ernsthaft genommen, wobei man denn freilic sich nicht verhehlen darf, daß Scherze, selbst gute, geschweige denn wenige gute Scherze nicht recht angebracht sind in der Verhandlung mit Gegnern die seit Jahrzehnten sozialdemokratische Äußerungen ganz anders aufzu-fassen pflegen, wie sie gemeint sind, und die auch bei gutem Willen gar z leicht hören, was sie gern hören möchten.

Damit ist der Punkt berührt, der für dieses Mal der gedämpften Stim-mung, die sonst schon nach großen Wahlsiegen der Partei einzutreten pflegt die besondere Note gibt. So notwendig und unausweichlich es war, da die Partei ein gewisses Abkommen mit den Liberalen traf, sobald diese ei Verlangen danach bekundeten, so sehr ist dadurch doch eine für die Parte ganz ungewohnte Lage geschaffen worden. Wir müssen die neuen „Bundes-genossen“ — soweit dies Wort überhaupt zutrifft — wie rohe Eier be-handeln und ihnen Taten zutrauen, die sie, wenn anders die Erfahrun eines halben Jahrhunderts nicht trügt, nimmermehr vollbringen werde und wir laufen dadurch die Gefahr, daß wir schließlich ihre Düpierte zwar nicht sind, aber doch als ihre Düpierten erscheinen. In dieser Situ-tion ist eine sehr kühle Gelassenheit notwendig. Ohne den Biedermänner um die es sich handelt, geradezu ins Gesicht zu sagen: Wir wissen wohl, da ihr uns übers Ohr hauen werdet, sobald ihr könnt, kann man sich doch zu ihnen stellen, daß man die Lacher auf seiner Seite hat, wenn es zu Klappen kommt.

Ob dem nun aber so bei dem ganzen Präsidialhumbug gewesen i könnte einigermaßen fraglich erscheinen. Viel Glück hat die Partei bei dies ganzen Frage bisher nicht gehabt. Ihre unzeitige Aufwerfung nach d Wahlen von 1903 führte zu heftigen inneren Kämpfen, die sich um den, w Genosse Bebel sich damals ausdrückte, „Titel ohne Mittel“ nicht lohnte und auch die Wahl des Genossen Scheidemann, die von vornherein kei reelle Bedeutung haben konnte, hat selbst jede symptomatische Bedeutu verloren, seitdem sich durch die neuerliche Auseinandersetzung im Reich-tag herausgestellt hat, daß die nationalliberalen Stimmen, soweit sie a ihn gefallen sind, von der Annahme ausgingen, daß er die höfischen V-

ichtungen erfüllen werde. Diese Komödie der Irrungen enttäuscht um mehr, als sich eine ganze Reihe von Parteiblättern darin gefiel, die Leing einer formalen Reichstagssitzung durch Scheidemann als einen „weltchichtlichen Augenblick“ zu feiern. Stellt sich dieser Atemzug der Weltchichte nunmehr als eine beiläufige Episode von vier Wochen heraus, so lärt sich daraus allein schon eine etwas gedämpfte Stimmung.

Hat man mit so unsicheren Kantonisten wie den Liberalen zu tun, so soll n sich doppelt und dreifach vor jedem Überschwang in Worten hüten. zu gehört auch die immer wiederholte Versicherung, daß die Reichstagsktion „praktisch“ mitarbeiten wolle. Was doch nichts anderes heißt, als ß sie bisher nicht ehrlich mitgearbeitet habe. Das ist aber nicht wahr, wie em Parteigenossen bekannt ist; so lange es eine Reichstagsfraktion gibt, : sie sich nach besten Kräften an den parlamentarischen Arbeiten beteiligt, ern sie nicht durch die bürgerlichen Fraktionen daran gehindert wurde, ihr zum Beispiel jahre- und jahrzehntelang die Wahl in die Komssionen verweigerte. Es gibt auch nicht eine bürgerliche Fraktion, vor der sozialdemokratische Fraktion zurückzututen brauchte, soweit es auf den iß und Mühe ankommt, die sie aufgewandt hat.

Was hat also die Versicherung für einen Sinn, daß sie fortan „praktisch“ tarbeiten wolle? Doch keinen anderen, als daß sie sich dem bürgerlichen rgon anbequemt, der ihr zu Unehren erfunden ist: als ob „praktische“ beit nur die Bewilligung von neuen Kanonen und neuen Kähnen und ien Steuern, die noch so fleißige und wohlüberlegte Arbeit aber für derne Kulturziele und namentlich für die intellektuelle, materielle und ralische Hebung der arbeitenden Klassen „unpraktische“ Demagogie sei. esem bürgerlichen Jargon auch nur das geringste Zugeständnis zu machen, en wir doch wahrlich nicht den geringsten Anlaß. Es denkt ja niemand uns daran, „praktische“ Arbeit im bürgerlichen Sinne des Wortes zu ten, das heißt die Geschäfte der herrschenden Klassen zu besorgen. Wozu sich in Redewendungen berauschen, die die Gegner nur noch hochnäsiger chen, als sie ohnehin schon sind, in den Massen aber ein Gefühl der Entschung hervorrufen müssen? Denn dazu sind 4¼ Millionen sozialdemotischer Wähler nicht aufmarschiert, um sich durch ihre Erwählten an der aktischen Arbeit“ zu beteiligen, die die Klassenherrschaft stützen soll.

Glücklicherweise sorgen die Gegner immer dafür, die Dinge wieder ins zu bringen, sobald sie aus dem Lote zu geraten drohen. Haben wir uns der Präsidentenwahl vielleicht einigen Illusionen hingegeben, so hat der nähliche Umfall der Nationalliberalen dafür gesorgt, daß uns die reale chternheit der Dinge wieder klar geworden ist. Und das ist mehr wert, wenn wir einen Sitz im Präsidium des Reichstags behaupten. Es geht auch e ihn, und sogar besser ohne ihn. Als die ultramontane Fraktion in den ziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ganz und gar vom Präsidium geschlossen wurde, hat sie wirklich kein großes Lamento darüber erhoben, dern sich damit begnügt, in der Tat so etwas wie einen „weltgeschichten Augenblick“ zu schaffen, indem sie den „Herkules des Jahrhunderts“

mitsamt seinen ganzen Kohorten von Kulturkämpfern auf die Knie zwan
Es waren die erfolgreichsten Tage des Zentrums.

Auch das Phantom der „praktischen Arbeit" wird bald genug zerstiebe
Sobald die neuen Flotten- und Heeresvorlagen an den Reichstag gelange
wird sich der Weizen von der Spreu sondern, und von Dan bis Bathseb
von der Wilhelms- bis zur Jerusalemerstraße wird das patriotische Geschr
erschallen, daß die Sozialdemokratie für „praktische Arbeit" ein für allem
verdorben sei. Von der wirklichen Lage der Dinge wird dann der letz
Schleier fallen; der Riß, der den neuen Reichstag spaltet, geht nicht zwische
den Stuhlreihen, die auf der linken und der rechten Seite des Hause
stehen; er geht vielmehr zwischen der Sozialdemokratie und der Gesamthe
der bürgerlichen Parteien. Können und wollen die liberalen Fraktionen si
noch einmal aufraffen, so wird es um so besser sein, und wir haben gew
allen Anlaß, ihnen zu helfen, wenn sie wirklich etwas zur Demokratisierun
des Reiches tun wollen. Aber worauf wir nun und nimmer verzichte
dürfen, das ist jenes „stolze Gesetz der Initiative", worin sogar schon ei
preußischer König die Voraussetzung aller Erfolge erkannt hat. Wir habe
uns nicht an die anderen, sondern die anderen haben sich an uns zu kehre
Wir müssen die Liberalen Hals über Kopf ins Wasser werfen, damit s
zeigen, ob sie schwimmen können, aber wir dürfen auch nicht einen Schri
in den Sumpf tun, worin sie stecken, sei es auch in der wohlwollenden A
sicht, ihnen desto rascher herauszuhelfen. Dann wird keine gedämpfte Stim
mung in den Massen aufkommen.

Einen Teil an dieser gedämpften Stimmung tragen freilich auch d
Wähler selbst, indem sie Feigen vom Dornenstrauch pflücken wollen, da
heißt indem sie vom bürgerlichen Parlamentarismus Leistungen erwarten
deren er nach all seinen historischen Lebensbedingungen unfähig ist. Ein
sozialdemokratische Reichstagsfraktion, und sei sie so stark wie die gegen
wärtige, kann durch rücksichtslose Vertretung der Parteiprinzipien in alle
praktischen Fragen der Gesetzgebung manch Gutes wirken, aber umkrempel
kann sie den bürgerlichen Parlamentarismus auch nicht. Noch hat es kei
bürgerliches Parlament gegeben und wird auch nie eines geben, das je au
freien Stücken eine durchgreifende Reform im Interesse der unterdrückte
Klassen durchgeführt hat oder durchführen wird. Wo es geschah, geschah e
immer nur unter dem „Druck von außen", der ganz anders auf die taube
Ohren der besitzenden Klassen wirkt, als die noch so einschmeichelnde Bered
samkeit parlamentarischer Wortführer.

Hat also die gedämpfte Stimmung, die augenblicklich in weiten Kreise
der Partei zu herrschen scheint, keinen rechten Anlaß, so würde sie geradez
verhängnisvoll werden, wenn sie zu einer gedämpften Agitation führt
Umgekehrt wird vielmehr ein Schuh daraus.

Geld und Ware.

Von **Rudolf Hilferding.**

In seinem interessanten Aufsatz „Goldproduktion und Teuerung“ [1] ver-
ht Genosse Eugen Varga die These, daß „die Veränderungen der
ldproduktion nicht die Ursache der Teuerung sein können“. Wir sind nun
: gleichen Ansicht, glauben aber, daß die Beweisführung Vargas, um
lüssig zu sein, noch einer wesentlichen Ergänzung bedarf.

Varga beseitigt zunächst die Quantitätstheorie, deren tiefsinnigen In-
lt kürzlich der „Simplicissimus“ ebenso richtig wie witzig folgendermaßen
edergegeben hat: „Durch die kolossale Goldproduktion ist so viel Geld in
nlauf gekommen, daß die Preise so gestiegen sind, daß nicht genug Geld
rhanden ist, die Waren zu bezahlen.“

Die Quantitätstheorie ist ebenso primitiv, simplistisch und falsch wie die
völkerungstheorie des Malthus, und deshalb ebenso langlebig. Nur daß
: Quantitätstheorie durch die Erfahrungen mit der gesperrten Währung
ıen gewissen Schein der Rechtfertigung, der dem Malthusianismus über-
upt fehlt, erhalten hat — in den Augen der Oberflächlichkeit wenigstens,
: gerade das Wesentliche übersieht. Denn gerade die Phänomene der
sperrten oder einer reinen Papierwährung werden nur verständlich, wenn
: Wert der in Zirkulation befindlichen Warenmasse objektiv bestimmt
also nur durch die Arbeitswerttheorie. Denn die Geltung, der Kurs un-
llöslichen Papiergeldes ist bestimmt durch den Wert der zirkulierenden
ırensumme, ist Reflex der zirkulierenden Warenwertsumme. Diese muß
ektiv gegeben sein, damit überhaupt ein Vergleichsmaßstab zwischen der in
rkulation befindlichen Warensumme — und addieren kann man die Waren
nur als Werte — und den Geldeinheiten gefunden werden kann. Die
uantitätstheorie wird aber völlig unsinnig bei der freien Goldwährung.
ie Illusion, daß ... die Warenpreise durch die Masse der Zirkulations-
ttel und letztere ihrerseits durch die Masse des in einem Lande befind-
hen Geldmaterials bestimmt werden, wurzelt bei ihren ursprünglichen
rtretern in der abgeschmackten Hypothese, daß Waren ohne Preis und
ld ohne Wert in den Zirkulationsprozeß eingehen, wo sich dann ein
quoter Teil des Warenbreis mit einem aliquoten Teil des Metallberges
stausche.“ [2] Da aber theoretische Beweisführung nicht jedermanns Sache
hat sich Varga ein Verdienst erworben, den Unsinn der Quantitäts-
eorie wieder einmal statistisch aufgezeigt zu haben. Die wirklichen welt-
rtschaftlichen Ursachen, die zur Teuerung geführt haben und auf der
arenseite, nicht auf der der Goldproduktion zu suchen sind, hat Otto
uer in seiner Schrift über „Die Teuerung“ systematisch dargestellt. Es
kein Zweifel, daß die dort angeführten Ursachen zur Erklärung der Teue-
ng vollkommen ausreichen.

Varga geht dann an die Untersuchung der Frage, ob ein Sinken der
oduktionskosten des Goldes im Preise des Goldes zum Ausdruck komme.
handelt sich natürlich nicht um den nominellen Preis. Da aus einem
und Feingold stets nach den Vorschriften des Gesetzes 1395 Mark aus-

[1] „Neue Zeit“, XXX, 1, S. 212 ff.

[2] Marx, Kapital, I, S. 87.

geprägt werden müssen, so ist der „Goldpreis" nichts als der Ausdruck einer bestimmten Goldmenge, Mark nur ein anderer Ausdruck für $^1/_{1395}$ Pfund Gold, also zunächst Gewichtsbezeichnung, nicht Preisausdruck. Dieser ist mir erst gegeben, wenn ich einen Preiskatalog, der sämtliche Waren umfassen müßte, rückwärts lese und daraus entnehme, daß 10 Mark Gold gleich a Meter Leinwand, b Kilogramm Salz, c Paar Handschuhe usw.

Vargas Behauptung geht nun dahin, daß, welches immer die Produktionskosten der 10 Mark Gold, diese sich doch immer gegen a Meter Leinwand, b Kilogramm Salz usw. austauschen würden, vorausgesetzt, daß die Produktionsbedingungen von Salz, Leinwand usw. dieselben blieben. Die These scheint so auf den ersten Blick jeder Werttheorie zu widersprechen, und dieser Besorgnis gibt J. v. G. in seinem Artikel[1] beweglichen Ausdruck. Nun sagt freilich Varga, die Änderungen in den Produktionskosten des Goldes üben deshalb keinen Einfluß auf den Tauschwert aus, weil Gold zu den Waren gehört, für deren Preisbildung die Gesetze der Grundrente maßgebend sind. Für solche Waren ist der Produktionspreis desjenigen Warenquantums bestimmend, das unter den ungünstigsten Bedingungen produziert worden ist, vorausgesetzt, daß die Nachfrage dieses Warenquantum noch erfordert. Verbilligung der Produktion würde höchstens dazu führen, daß die Rente steigt, nicht aber, daß der Preis sinkt. Nun ist es eben die Frage, ob nicht eine solche Verbilligung eingetreten ist, daß die für die Nachfrage erforderliche Menge unter besseren Produktionsbedingungen hergestellt werden kann, also ob etwa für Gold durch Verbesserung der Technik und Entdeckung der südafrikanischen Minen dasselbe eingetreten ist wie für den Weizen durch die Verbesserung der Transportmittel und die dadurch herbeigeführte amerikanische Konkurrenz oder dasselbe wie für das Silber zur Zeit der Entdeckung der amerikanischen Minen. Denn damals hat, wie kaum bezweifelt werden kann, tatsächlich Teuerung infolge Geldentwertung stattgefunden.

Auf den entscheidenden Punkt hat nun Varga selbst hingewiesen, aber unterlassen, ihn näher auszuführen, weshalb ihn auch J. v. G. völlig übersehen hat. Es ist die „unumschränkte Nachfrage" nach Gold und die eigentümliche Regelung des Geldwesens durch die staatlichen Notenbanken. Im „Finanzkapital" habe ich darauf hingewiesen, daß bei gesperrter oder Papierwährung der Wert des Geldes bestimmt ist durch den „gesellschaftlichen Zirkulationswert". Das heißt, es besteht hier die Wertgleichung: Wert der Geldsumme $= \frac{\text{Wertsumme der Ware}}{\text{Umlaufsgeschwindigkeit des Geldes}}$ plus der Summe der fälligen Zahlungen minus der sich ausgleichenden Zahlungen minus der Anzahl Umläufe, worin dasselbe Geldstück bald als Zirkulations-, bald als Zahlungsmittel fungiert.

Wie steht es nun bei der heutigen freien Goldwährung? Das Gold hat einen bestimmten Eigenwert. Für die zu Zirkulationszwecken tatsächlich verwendete Geldsumme muß aber gleichfalls die vorhin aufgestellte Gleichung gelten. Bei gesperrter oder Papierwährung geht die ganze Masse der Geldzeichen in die Zirkulation ein; denn zu anderen Zwecken ist unterwertiges Metall- oder Papiergeld wenigstens bei den historisch gegebenen

[1] „Goldproduktion und Preisbewegung", „Neue Zeit", XXX, 1, S. 660.

raussetzungen nicht verwendbar. Solches Geld empfängt seinen Kurs
t durch den gesellschaftlichen Zirkulationswert.

Anders verhält sich die Sache bei freier Goldwährung. Gesetzt, die
sellschaft verfügt über eine Goldmenge von 2000; ist der Zirkula-
nswert gleich 1000, so werden Goldstücke im Werte von 1000 in Zirku-
ion, 1000 als Schatz aufbewahrt sein.[1] Hier ist, da die Goldmenge ihren
genen Wert hat, der Zirkulationswert für die Menge der in Zirkulation
findlichen Goldstücke entscheidend. Bei der gesperrten oder Papierwährung
die Menge das Gegebene, ihr Wert durch die zirkulierende Warenwert-
mme bestimmt, bei Goldwährung ist der Eigenwert des Goldes gegeben,
Menge bestimmt durch den Zirkulationswert.

Nun ist aber durch die großen Zentralbanken ein bestimmter Mechanismus
chaffen für das Ein- und Austreten des für die Zirkulation jeweils nötigen
pektive unnötigen Goldes. Die Notenbanken nehmen alles ihnen ange-
tene Gold auf. Die Nachfrage ist also unbeschränkt. Eine Preisänderung
llzieht sich aber immer nur durch Verschiebung des Verhältnisses von An-
bot und Nachfrage. Die Nachfrage ist zwar nun unbeschränkt. Das heißt
nächst nichts weiter, als daß für 1 Kilogramm Gold stets 1 Kilogramm
Goldmünze gegeben wird. Diese neuen Kilogramme verschwinden zu-
chst in den Kellern der Bank und werden da als Schatz gehütet. Gesetzt
n Fall, der Zirkulationswert stiege von 1000 auf 1500. Wäre kein Gold-
atz vorhanden, so würde das Tauschverhältnis der Goldmünze sich ändern
üssen; 1 Mark wäre jetzt $1^1/_2$ wert. Umgekehrt, umgekehrt. Die Bank
mmt aber auch jedes in der Zirkulation überflüssige Goldstück auf und
gt es ihrem Schatz zu; eine Änderung im Wertverhältnis kann also somit
r nicht entstehen.

Denn damit Änderungen im Goldwert sich durchsetzen können, müßte
s Gold in der Zirkulation verharren. Denn nur dann, wenn sich Ware
d Zirkulationsmittel unmittelbar gegenüberstehen, können sie sich
ihrem Werte gegenseitig bestimmen. Geld außerhalb der Zirkulation
als Schatz in den Bankgewölben — steht zur zirkulierenden Warensumme
keinem Verhältnis.

Der tatsächliche Vorgang ist also der. Der Produzent des Goldes be-
mmt für 1 Kilogramm Gold 1 Kilogramm Goldmünze. Das neue Gold
gt in den Kellern der Bank. Tritt vermehrtes Zirkulationsbedürfnis
n, so fließt Gold aus den Kellern in die Zirkulation. So bleibt das
ustauschverhältnis der Goldmünzen zu den Waren
ets dasselbe, das es bei Beginn des Prozesses war.
nderungen in der Goldproduktion haben auf dieses Verhältnis keinen Ein-
uß, solange dieser Mechanismus intakt bleibt. Es würde sich sofort ändern,
enn der Mechanismus aufgehoben würde. Gesetzt den Fall, die Gold-
oduktion stiege so rasch, daß die Banken fänden, der angesammelte Gold-
hatz genüge für all ihre Zwecke. Sie würden also die Aufnahme des Goldes
n einem bestimmten Zeitpunkt an verweigern. Da sie die Zirkulation
lbst in derselben Weise wie bisher regelten, alles gemünzte Gold aus der
irkulation aufnehmen würden und aus ihrem Schatz nötig werdende

[1] Als Schatz, als allgemeine Inkarnation und Aufbewahrungsmittel gesell-
haftlichen Reichtums kann Gold nur fungieren, weil es Eigenwert hat im
egensatz zum Papiergeld.

Münze zur Verfügung stellten, würde sich das Tauschverhältnis des gemünzten Goldes nicht ändern. Anders stünde es dann mit dem Gold als Ware. Die unbeschränkte Nachfrage hätte aufgehört. Gold wäre jetzt vornehmlich zu Luxus- und gewerblichen Zwecken nachgefragt. Das bisherige Angebot erwiese sich der eingeschränkten Nachfrage gegenüber als zu groß. Es würde Konkurrenz unter den Goldproduzenten eintreten, der Preis fallen, die unter ungünstigsten Umständen produzierenden Goldbergwerke müßten die Produktion einstellen, die Goldbergwerksrente würde in ihrer Summe stark fallen. Es sind Vorgänge, die sich in analoger Weise bei der Demonetisierung des Silbers in der Tat abgespielt haben.

Die Goldwährung wäre dann in der Tat eine gesperrte Währung geworden; das Austauschverhältnis der Goldmünze wäre ein anderes als das des ungemünzten Goldes; es bliebe dasselbe trotz des Fallens im Goldpreis — wiederum alles Vorgänge, die bei den gesperrten Silberwährungen eingetreten sind.

Würde aber auch das Austauschverhältnis der Goldmünze dasselbe bleiben, so wäre doch eine andere Funktion des Goldschatzes der Banken gestört. Marx hat schon darauf aufmerksam gemacht, daß diesem Goldschatz ganz verschiedene Funktionen zukommen, die ganz verschiedenen Gesetzen unterliegen. Der Goldschatz ist nicht nur Reserve für die Zirkulation, Garantie, wenn auch nur virtuelle, für die Konvertibilität der Geldforderungen in Gold, sondern auch Fonds für die Begleichung der internationalen Bilanz und Aufbewahrungsmittel des Reichtums in seiner stets austauschbaren Gestalt. Nun gilt der staatliche Stempel, der aus Gold Münze macht, nur innerhalb der staatlichen Grenzen; zur Ausgleichung internationaler Bilanzen gilt Gold nur nach seinem Metallwert; löst sich dieser von seinem Münzwert, was bei Sperrung der Währung eintreten würde, so würde der Schatz der Banken gleichfalls entwertet werden können, sofern er zur Ausgleichung internationaler Zahlungsdifferenzen dient. Nur eine internationale Regelung der Währung, die also für die Geldzirkulation ein einziges einheitliches Wirtschaftsgebiet schaffen würde, würde diese Folge verhüten. Der internationalen Regelung stehen aber die national-staatlichen Gegensätze gegenüber; wenn nicht früher, so würde in einem Kriegszustand solche internationale Vereinbarung über den Haufen geworfen. Dies ist der Grund, warum eine Änderung in der unbeschränkten Nachfrage nach Gold als ausgeschlossen angesehen werden muß. Dagegen würden die beiden anderen Funktionen des Goldschatzes, falls derselbe nur an sich genügend groß ist, nämlich Reserve für die Zirkulation und Garantiefonds für die Konvertibilität der Geldforderungen in Gold, und zwar in Gold m ü n z e, zu sein, auch bei einer so beschaffenen gesperrten Goldwährung vollständig erfüllt werden können.

Daß die unmittelbare Geltung des Wertgesetzes für das Gold als Geld aufgehoben ist und dieses nur mittelbar — durch die Vermittlung des gesellschaftlichen Zirkulationswertes — den Kurs (wie wir hier zum Unterschied von Wert oder Preis lieber sagen) des Geldes bestimmt, hat im Grunde genommen, so frappierend die Erscheinung auch auf den ersten Blick sein mag, nichts Wunderbares. Das Wertgesetz hat zu seiner Durchsetzung völlige wirtschaftliche Freiheit nötig. Diese ist durch die Wirksamkeit der Zentralnotenbanken für das Verhältnis von Geld zur Ware modifiziert. Die spezi-

ie Natur des Geldes macht es schwer, ein erläuterndes Beispiel zu geben; denke man an folgendes: In einem völlig abgeschlossenen, sich selbst ügenden Wirtschaftsgebiet würde die Staatsmacht ein Petroleumhandels-opol einführen. Sie würde ständig einen Vorrat von sage 100 Mil-en Litern halten. Sie würde das Petroleum zum Preise von 30 Mark 100 Liter an jedermann verkaufen, zum Preise von $29^1/_2$ Mark alles angebotene Petroleum stets kaufen. Die Folge wäre natürlich ein ger Petroleumpreis von 30 Mark. Dieser Preis würde entscheiden, che Fundstellen noch ausgebeutet werden könnten, welche Fundstellen te und in welcher Höhe sie diese abwerfen würden. Bei vermehrtem roleumbedarf wird die Nachfrage aus dem Vorrat befriedigt, auf dessen ausreichende Größe die „Petroleumbankpolitik" bedacht ist. Läßt die hfrage nach oder ist die Produktion besonders reichlich, so vermehrt sich Vorrat weiter, was als besonders günstiger Umstand von den Bank-ern betrachtet würde. Ganz analog sind die Vorgänge beim Golde, nur hier das gleichbleibende Austauschverhältnis mit zwingender Sicher- nur theoretisch nachgewiesen werden kann.

Sind diese theoretischen Schlüsse aber richtig, so ergibt sich eine weitere zerung. Ist das Austauschverhältnis des Goldes zu den Waren ein indiges, so müßte dieselbe Regelung selbstverständlich bei Silber das che bewirken. Dann würde aber, da es sich um zwei konstante Größen delt, auch das Verhältnis zwischen Gold und Silber konstant bleiben die Möglichkeit des Bimetallismus theoretisch erwiesen sein. Ich beeile , hinzuzusetzen, daß ich keinen Moment lang an praktische Konsequenzen e; noch weniger wäre es möglich, wie aus dem Folgenden gleich er-n werden wird, dieses Verhältnis willkürlich zugunsten des Silbers zu ern. Aber rein theoretisch wäre eine Doppelwährung unter der Voraus-ng denkbar, daß die Zentralnotenbanken international das Silber ebenso eschränkt annehmen und aus der Zirkulation im Bedarfsfall aufschatzen den, wie sie es mit dem Golde tun.

Wie würde nun, um gleich noch eine andere „Doktorfrage" zu erledigen, Trust der Goldproduktion wirken? Er würde überhaupt erst wirksam den, wenn die Banken fürchten müßten, ihr angesammelter Goldbestand e zur Ausgleichung ihrer internationalen Verpflichtungen nicht mehr ; sie wären dann gezwungen, für 1 Pfund Gold mehr als 1 Pfund nze zu zahlen, also zum Beispiel mehr als 1395 Mark. Würden sie ihren hanismus der Befriedigung der Zirkulationsbedürfnisse nicht ändern, würden sie in dem Umfang ihrer Goldankäufe Verluste erleiden, und könnte die einzige Wirkung sein. Wahrscheinlich würden die Noten-ken, um sich vor Goldabfluß zu schützen, den Zins in die Höhe setzen. r die Zinsfußerhöhung als solche hat keine Wirkung, keine direkte igstens auf die Höhe der Warenpreise, mag die Vulgärökonomie auch solche für selbstverständlich halten, da sie den Zins zu den „Produk-skosten" rechnet. Das einzige Mittel, das die Notenbanken hätten, um Goldkurs dem Monopolpreis anzupassen, wäre die Weigerung, das ulationsbedürfnis im bisherigen Umfang zu befriedigen — durch Sper- der Währung, also durch Änderung des ganzen Mechanismus. In klichkeit würde der Goldtrust aber längst an der Macht der Zentral-ken, hinter denen ja die Staaten selbst stehen, gescheitert sein.

Ist bei der freien Goldwährung, also bei der unbeschränkten Aufnahme der Goldproduktion durch die Notenbanken, das Austauschverhältnis des Goldgeldes zu den Waren ein bestimmtes und unveränderliches, wie ist denn dieses Tauschverhältnis überhaupt entstanden? Die Antwort kann nur lauten: es hat sich historisch gebildet, in den Zeiten, wo das Gold noch direkt in die Zirkulation eintrat, ohne daß es irgendwelche gesellschaftliche Regelung der Zirkulation gab, wobei zu bemerken ist, daß nicht die Ausmünzung durch den Staat für unser Problem das Entscheidende ist, sondern die Fixierung der Münze als bestimmtes Gewicht Goldes und die Aufnahme allen Goldes durch die Zentralbank zu diesem fixierten „Goldpreis“.

Hier könnte nun ein Einwand erhoben werden, der auf den ersten Blick von großem Gewicht zu sein scheint. Schon vor Errichtung von Zentralnotenbanken oder, allgemeiner ausgedrückt, der staatlichen Regelung der unbeschränkten Aufnahme alles Goldes, das auf dem Markte angeboten wird, floß Gold in die Zirkulation und aus dieser wieder ab durch Verwandlung von Schatz in Zirkulations- oder Zahlungsmittel und umgekehrt. War also diese Schatzbildung für die Fixierung des Austauschverhältnisses des Goldes zu den Waren nicht von derselben Bedeutung wie die staatliche Regelung der Zirkulation? Jedoch übersieht diese Argumentation einen sehr wesentlichen Unterschied. Die Schatzansammlung der Privaten steht unter ganz anderen Gesetzen als die Schatzbildung der Notenbanken. Der Bankschatz dient unmittelbar als Reserve der Zirkulation, die Notenbank ist verpflichtet und kann gar nicht anders, als irgendwo auftretendes Zirkulationsbedürfnis sofort zu befriedigen. Ganz anders, wenn diese Regelung fehlt. Daß Zirkulationsbedürfnis auftaucht, daß das Gold im Austausch gegen Waren im Werte steigt, ist für Privatleute kein Grund, Geld in die Zirkulation zu werfen. Der Schatz der Klöster, reicher Kaufleute, Kriegsschätze des Staates usw. wurden im fünfzehnten, sechzehnten oder siebzehnten Jahrhundert nicht deshalb vermindert, weil Gold in der Zirkulation fehlte. Und auch heute sind Schätze Privater, wo sie noch bestehen, nicht Reserve für die Zirkulation, sondern Reserve für die eigene Zahlungsfähigkeit. In der modernen Wirtschaft findet solche private Schatzbildung in Geldform ja überhaupt nicht in nennenswertem Maße statt; Schatzbildung, Reichtumsanhäufung geschieht hier in Form von Besitztiteln auf künftige Produktion. Findet sie aber doch statt, so bleibt sie Ausnahme, Folge namentlich kritischer Zirkulationsstockung. Gerade zur Zeit der Geldkrise, die verbunden sein kann mit plötzlicher Erhöhung und Überwertung des Geldes, haben wir zugleich Ansammlung von Bar(Gold-)geld in privater Hand, und gerade diese Ansammlung verschärft die Geldknappheit; umgekehrt dient der Bankschatz dazu, der Zirkulation das nötige Gold zur Verfügung zu halten.

Früher war das Eintreten in die Zirkulation kein so mechanischer Prozeß wie heute. Das Gold hatte eben damals keine unbeschränkte Nachfrage. Es mußte gegen Waren ausgetauscht werden, trat also unmittelbar in Zirkulation und blieb darin, sofern nicht private Schatzbildung einsetzte. Diese war aber wieder nicht abhängig von Zirkulationsbedürfnissen, sondern von dem privaten Vermögen des einzelnen zu solcher Schatzbildung. Historisch betrachtet, spielte da die Schatzbildung der Staaten für Kriegs-

ecke die größte Rolle. Das heißt aber zugleich, daß diese angesammelten häße periodisch immer wieder in die Zirkulation zur Bezahlung von iegsausgaben aller Art entleert wurden und dann zu einem großen Teil Zirkulation blieben. Das bedeutet aber wieder, einmal daß das Tausch-hältnis des Goldes durch das wirkliche Gegenübertreten von Gold und re in der Zirkulation sich immer wieder bildete, sodann daß damals der ldwert tatsächlich Schwankungen unterlag, die einerseits aus den bestän-en Störungen der Zirkulation entsprangen, andererseits aus dem chsel in den Produktionskosten des Goldes.

In der überaus reichhaltigen ökonomischen Literatur über das Ver-tnis von Gold und Ware ist der Einfluß, den die Umwälzung in den oduktionsbedingungen des Geldmetalls im sechzehnten Jahrhundert auf Preiserhöhung ausgeübt hat, unbestritten. Ganz anders aber lautet Urteil für die spätere Zeit. „Trotz aller Schwankungen in den Pro-tionsverhältnissen der edlen Metalle, trotzdem daß oft in der neuen Ge-chte große geldreiche Staaten ihr Metallgeld in Papiergeld abgelöst und le Hunderte von Millionen Mark im Verlauf weniger Jahre auf den ltmarkt geworfen haben, trotz aller Schwankungen im Goldbedarf für die dürfnisse des Verkehrs, ist es doch unter den Gelehrten streitig, ob an Mittelpunkten des Weltverkehrs überhaupt von der Mitte des sieb-nten bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts der Geldwert sich ndert habe.“ [1]

Von den Anhängern der Quantitätstheorie, aber auch von anderen Öko-nen ist immer wieder der Versuch gemacht worden, Preisänderungen Veränderungen der Menge der Goldproduktion oder deren Produk-skosten zurückzuführen. Der Nachweis ist stets völlig mißglückt. Für ältere Zeit hat Tooke den Gegenbeweis erbracht. Das Sinken der Preise der Krise von 1873 bis gegen das Ende der achtziger Jahre, das mit r Verminderung der Goldproduktion einerseits, mit einem vermehrten dbedarf zu Währungszwecken andererseits infolge des Überganges tschlands zur Goldwährung und Einstellung der Silberprägungen in eren Staaten zusammenfiel, regte zu neuen Untersuchungen an. In land wurde 1886 von der „Gold- und Silberkommission“ ein großes terial zur Beurteilung dieser Frage aufgebracht. In dem eben zitierten satz führt Nasse überzeugend den Nachweis, daß die Preisverände-gen auf Seite der Waren, nicht auf der des Geldes zu suchen sind. Und gleichen Ansicht ist im wesentlichen auch W. Lexis.[2] Andererseits findet in diesen Untersuchungen Material, das beweist, wie stark die Beständig-des Austauschverhältnisses von Gold zur Ware ist, und daß solche Ände-gen nicht früher eintreten können, als bis das Metall als Münze auch lich in der Zirkulation den Waren gegenübertritt. Auf den euro-chen Märkten war das Silber bereits gegen Gold im Preise stark ge-n; in Indien aber behielt es noch sein altes Austauschverhältnis gegen ren lange bei. Lexis sagt in dem zitierten Auffatz darüber: „Von be-erem Interesse waren die Mitteilungen, welche die Kommission über

[1] E. Nasse, Das Sinken der Warenpreise während der letzten fünfzehn Jahre. rads Jahrbücher für Nationalökonomie, 1888, Neue Folge, XVII, S. 156.

[2] Lexis, Die Währungsfrage und die englische Untersuchungskommission. Con-Jahrbücher, Neue Folge, XVI.

den Einfluß der Silberentwertung auf den Güteraustausch zwischen Eng-land und Ostasien erhielt. Zunächst kann jetzt die Tatsache nicht mehr be-stritten werden, die mir selbst lange zweifelhaft gewesen, daß in Indien die Kaufkraft des Silbers gegen Landesprodukte und gewöhnliche Arbei trotz des schon seit mehreren Jahren gesunkenen Goldpreises desselben sich bisher noch immer nicht merklich vermindert hat und voraussichtlich auch in der nächsten Zukunft sich noch behaupten wird." Lexis gibt auch die zu-treffende Erklärung: „Bei genauerer Betrachtung der Tatsachen erschein diese Wertstetigkeit des Silbers nun allerdings weniger überraschend als auf den ersten Blick. Eine Herabdrückung des Silberwertes gegen di indischen Waren wäre doch nur zu erwarten im Gefolge einer bedeutenden Vermehrung der Masse des umlaufenden Silbergeldes. Einer solchen Ver-mehrung wirkt nun aber in Indien die Sitte der Schatzbildung sehr ent-schieden entgegen." Die Schatzbildung der Privaten wirkte in diesem spe-ziellen Falle und unter den bestimmten Verhältnissen Indiens ebenso wi die der Zentralbanken; sie verhütete das Eintreten des Silbers in die Zir-kulation; da das Zirkulationsbedürfnis dasselbe blieb, so auch der Wer der Silbermünze im Gegensatz zum Barrensilber, der jetzt bestimmt wurd durch den gesellschaftlichen Zirkulationswert. Als der Silberpreis weite fiel, wurde es irrationell, das Silber aufzuschatzen, an seine Stelle al Schatz trat auch in Indien in steigendem Maße das Gold; das Silber wa jetzt nur noch als Zirkulationsmittel zu verwenden, es wurde in die Zir-kulation gepreßt, und allmählich stiegen auch in Indien die Warenpreis Die Einstellung der freien Silberprägungen machte denn der Entwertun der Silber*münze* ein Ende.

Wir kommen zum Schlusse. Die staatliche Regelung des Geldwesens be-deutet also eine *prinzipielle* Änderung in dem Verhältnis von Gol und Ware. Das Austauschverhältnis von Goldmünze und Ware wir durch das staatliche Eingreifen fixiert; aber *nicht* willkürlich; der Sta übernimmt nur ein *historisch-naturwüchsig übernommene Austauschverhältnis*; er kann auch, solange der Mechanismu derselbe bleibt, daran *nichts ändern*. Änderungen in den Produktions-kosten des Goldes wirken nicht auf das Austauschverhältnis der Goldmün zu den Waren, sondern entscheiden nur über die Frage, welche Goldlag noch mit Aussicht auf Profit in Angriff genommen werden können.

Das Gold erhält durch seine Verwendung als Geldmetall nicht nur ein höheren Preis als ohne solche Verwendung; das wäre nichts Auffallende denn die Verwendung als Geld bedeutet Vermehrung der Nachfrage. E erhält einen *fixen Preis*, und dieser kann theoretisch hinausgeh über den Produktionspreis des unter den ungünstigsten Bedingungen pr duzierten Goldes. Hier würde dann eine besondere Form von *absolute Rente* entstehen, wahrscheinlich die einzige Form von absoluter Rent die wirklich existiert.

Es gilt aber vor einem Mißverständnis auf der Hut zu sein. D Fixierung des Preises besteht nicht darin, daß ein Pfund Gold glei 1395 Mark. Das ist, wie schon gesagt, kein Preis-, sondern ein Gewicht-verhältnis. Der Preis wird nur dadurch fixiert, daß aus einem au reichenden Goldvorrat jedesmal so viel Goldmünzen in die Zirkulation ei-treten, als der gesellschaftliche Zirkulationswert erfordert.

Das Wesen der heute bestehenden Goldwährung wird vielleicht am besten klar im Vergleich zu einer reinen Papierwährung.

„Abstrakt genommen ließe sich ein Zustand reiner Papierwährung folgendermaßen konstruieren. Man denke sich einen geschlossenen Handelsstaat, der Staatspapiergeld mit Zwangskurs in einer den durchschnittlichen Zirkulationsbedürfnissen genügenden Menge ausgäbe. Diese Papiergeldsumme sei unvermehrbar. Die Bedürfnisse der Zirkulation werden außer durch dieses Papiergeld durch Banknoten usw. versorgt, genau so wie bei metallischer Währung. Das Papiergeld diene nach Analogie der meisten heutigen Notenbankgesetzgebungen als Deckung für diese Banknoten, die im übrigen bankmäßig gedeckt seien. Die Unvermehrbarkeit des Papiergeldes würde es vor Entwertung sichern. Das Papiergeld würde dann je nach den Verhältnissen der Zirkulation analog wie heute das Gold in die Bank fließen oder von Privaten aufgeschatzt werden, wenn der Umfang der Zirkulation abnähme, und wieder in die Zirkulation zurückfließen, wenn ihr Umfang sich erweiterte. In der Zirkulation verbliebe immer das jeweils gebrauchte Zirkulationsminimum, während die Schwankungen der Zirkulation durch ein Mehr oder Minder von Banknoten befriedigt würden. Ein solches Staatspapiergeld hätte also Wertbeständigkeit."[1]

[1] „Finanzkapital", S. 43 und 44. Die Ausführungen dieses Aufsatzes sind nur Folgerungen aus den in meinem Buche entwickelten Gesetzen.

Bei der Lektüre der „Allgemeinen Volkswirtschaftslehre" von Wilhelm Lexis (Teubner, 1910) kann ich übrigens mit Befriedigung konstatieren, daß auch dieser bedeutende Vertreter einer „metallistischen", wie Knapp, oder der goldfetischistischen Geldtheorie, wie ich lieber sagen würde, unter dem Eindruck der neueren Erfahrungen in seinen bisherigen Ansichten stark erschüttert zu sein scheint. Seite 113 gibt Lexis die theoretische Möglichkeit einer reinen Papierwährung zu, die er in ganz gleicher Weise konstruiert, wie ich es im „Finanzkapital" getan habe. Und das tut derselbe Lexis, der noch vor wenigen Jahren in der Einführung kleiner Notenabschnitte beinahe schon den Beginn einer Geldverschlechterung gesehen hatte.

Und kurz vorher erklärt Lexis: „Die früher herrschende Meinung, daß das Zwangspapiergeld immer von dem Metallwert abhängig bleibe, den es ursprünglich repräsentierte, ist durch die Erfahrung widerlegt worden. Dieses Papiergeld löst sich von seiner ursprünglichen Metallbasis gänzlich los, es kann nicht nur unter sie herabsinken, sondern sich auch über sie emporheben. In Österreich war 1892 der Kurs des Papierguldens gegen Mark 168 bis 170 Pfennig, während der Wert des in einem Silbergulden enthaltenen Silbers 130 bis 140 Pfennig betrug. Als Münze aber stand der Silbergulden im inneren Verkehr dem Papiergulden gleich, da er diesen in allen Zahlungen ersetzen konnte. Er lehnte sich also seinerseits an den zum Hauptgeld gewordenen Papiergulden, während nach der älteren Anschauung das Umgekehrte stattfinden sollte. Ebenso stand in Rußland zur Zeit des Überganges zur Goldwährung der Papierrubel beträchtlich höher im Kurse, als es dem Werte des in einem Silberrubel enthaltenen Silbers entsprach."

Wenn aber Lexis daraufhin dem Papiergeld den Charakter eines selbständigen Wertmaßes verleihen will, so läßt er die Hauptsache völlig unerklärt, wie denn ein an sich Wertloses Wert erhält. Denn die staatliche Anordnung, daß die Schulden in Papier zu zahlen sind, könnte höchstens plausibel machen, daß Papiergeld zu irgendwelchem Kurse umgesetzt wird, bis die eingegangenen Verpflichtungen gelöst sind; sie kann aber nie und nimmer erklären, daß das Papiergeld jederzeit ein bestimmtes und oft lange konstantes Austauschverhältnis gegen Waren hat. In Wirklichkeit ist Papiergeld oder Metallgeld bei gesperrter Währung



Genau so hat heute die Goldmünze Wertbeständigkeit. Nur daß das Gold im Gegensatz zum Papier Eigenwert hat. Dieser Eigenwert wäre aber ohne die Geldverwendung ein anderer, niederer und mit den Produktionskosten stets schwankender. Wertbeständig bleibt er durch denselben staatlich eingeführten Mechanismus, wie es bei reiner Papierwährung der Fall wäre. Nur daß bei Einführung einer Papierwährung der gesellschaftliche Zirkulationswert unmittelbar das Austauschverhältnis des Papiergeldes bestimmen könnte. Bei der Goldwährung war dieses Austauschverhältnis bereits historisch gegeben, und der gesellschaftliche Zirkulationswert bestimmt bei diesem gegebenen und stabil bleibenden Verhältnis die Menge des stets in Zirkulation befindlichen wirklichen Goldes, den Stand der Verwendung des Kreditgeldes usw. als gleich vorausgesetzt.

Das ist also die Wirkung der „unbeschränkten Nachfrage“ nach Gold. Sie bewirkt in der Tat die Stabilisierung des Austauschverhältnisses der Goldmünze und damit des Goldes in Barren, solange die stete Umwandlung von Gold in Münze gesetzlich garantiert ist. Damit haben wir aber auch seit der allgemeinen Einführung der modernen Goldwährungssysteme in der Tat ein fixes Wertmaß, nach dem die Ökonomen so lange gesucht, und das sie noch immer nicht erkannt haben, als sie es schon lange hatten.

Wagner der Erlöser.

Von **Rudolf Franz.**

I.

Das Erscheinen der Lebenserinnerungen Richard Wagners legt es nahe, daß auch wir uns einmal grundsätzlich mit diesem Künstler auseinandersetzen, um so mehr, als gerade die „Neue Zeit“ das bisher noch nie getan hat, während in unserer Tagespresse fast ausnahmslos sogar eine merkwürdige und kritiklose Voreingenommenheit für Wagner zu konstatieren ist. Im ersten Jahrgang dieser Zeitschrift schrieb Malvida v. Meysenburg

---

nie selbständiges Wertmaß, sondern sein Kurs wird bestimmt durch den gesellschaftlichen Zirkulationswert. Zu dessen begrifflicher Erfassung ist allerdings die objektive Werttheorie, die Marxische, unerläßlich.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei betont, daß historisch die metallische Währung vorausgehen muß, ehe Papierwährung möglich ist. Erst muß im Prozeß des unmittelbaren Warenaustausches eine Ware Geldware geworden sein, damit durch gesellschaftliche Konvention oder staatliches Gesetz aus der Geldware die Münze wird. Und neben dem Metallgeld muß sich schon aus dem Zirkulationsbedürfnis selbst der Umlauf von (privaten) Geldzeichen herausgebildet haben, damit der Staat die Möglichkeit hat, das Metallgeld durch seine Geldzeichen zu ersetzen und ihnen unter Umständen Zwangskurs zu verleihen. Ist dies aber einmal geschehen, dann ändert sich damit auch der Wertmaßstab. Ebenso erfordert auch die staatliche Regelung der Metallgeldzirkulation eine spezielle Modifikation in der Anwendung des Wertgesetzes, die zu einem speziellen Preisgesetz des Goldes als Geldmetall führt. Ebensowenig wie etwa der Produktionspreis bedeutet dieses spezielle Preisgesetz eine Aufhebung des Wertgesetzes. Vielmehr kann es nur auf dessen Grundlage begriffen und abgeleitet werden.

ein ästhetisch-idealistisch, 1896 dann Albinus nicht anders über den Musik-ramatiker. In unserer Tagespresse begnügt man sich nicht damit, sondern hreibt leider (im vorigen Winter) Dinge wie: „Die Idee der Ring-agödie ist Sozialismus.... Und hoffnungsfreudig wird allein vom iege des Sozialismus mit der Befreiung der Menschheit aus kapita-stischer Abhängigkeit die Erlösung der Kunst erwartet" (Kasseler „Volks-att", Oktober 1910). Die Erfurter „Tribüne", der Braunschweiger „Volks-eund" brachten etwa gleichzeitig einen Artikel über „Richard Wagner s Antikapitalist", einen Artikel voll schwerer Irrtümer. Und so kann man st durch die ganze Parteipresse jene Auffassung verfolgen, die ein älterer nd ziemlich bekannter Parteischriftsteller vor drei Jahren in den Worten ım Ausdruck brachte: „Für die sozialdemokratische Arbeiterschaft ergeben h verschiedene Lehren von eminenter Wichtigkeit. Das Bürgertum hat n Meister auch bis heute noch nicht zu erfassen vermocht. Wir können ıs, können es aber auch nur, wenn wir uns an seine Werke hingeben. Es wächst deshalb den deutschen Proletariern die wichtige Kultur-ission, von Wagners Kunstschaffen tatkräftig Besitz uergreifen...."

Ja, das Zentralorgan brachte einen Aufsatz des Genossen Mauke, der h mit Wagners Lebenserinnerungen beschäftigt und aus diesen zu er-nnen glaubt, „wie klein er als Mensch war", während der Künstler gar cht angetastet wird. Klein als Mensch, „wie ihn ahnend schon Nietzsche kannt hatte". Nein, gerade Nietzsche hat den Künstler Wagner an-griffen, und gerade schon aus Nietzsche sollte man wissen, was es mit dem Parsifal" als angeblich „schließlichem Rückfall zum christlichen Er-sungswahn" auf sich hatte. Auch ist es eine ebenso primitive wie ver-hrte Methode, Wagners menschliche Schwächen der „jammervollen In-fferenz der besitzenden bürgerlichen Gesellschaft" zuzuschreiben. Wagner urzelte durchaus in dieser Gesellschaft, und er ist seit Jahrzehnten ihr dol! Auch war er als Mensch keineswegs bemerkenswert „klein", aber er ar ein Kleinbürger.

Wagner und Nietzsche, die uns beide gleich fern stehen, heben ein-ıder auf, weil sie einander ergänzen. Nietzsche, als der Überlebende, der e Hochflut des Wagnertums mit ansehen mußte, begnügte sich nicht mit r objektiven Gestaltung seiner so unwagnerischen Auffassung, sondern ng hin und formulierte seinen tiefen und grundsätzlichen Haß gegen den ünstler Wagner in einigen polemischen Schriften, die zu seinen glän-ndsten Leistungen gehören, die von den Wagnerianern sorgfältig ignoriert erden. Wagner hat eben gesiegt, wenigstens in der Theorie.

Er und Nietzsche sind, jeder in seiner Art, die stärksten Ausläufer der irgerlichen Ideologie in unserer Zeit. Mit dem Jahre 1871 hat die utsche Bourgeoisie ihre politische und gesellschaftliche Entwicklung faktisch endet, der Kapitalismus richtet sich häuslich ein, die Ideale werden ver-schiedet. Die künstlerische Produktion der siebziger Jahre ist denn auch ziemlich die jämmerlichste seit dem Dreißigjährigen Kriege; man griff so auf Wagner zurück, dessen Werke längst vorlagen und dem stärksten thetischen Bedürfnis einer Epoche ohne große Ziele durchaus entgegen-men: der „Einkehr", der Zergliederung der Seele, der Beschäftigung mit m Ich. Hier konnte jene schlappere Seele der Bourgeoisie hoffen, aller

ihrer Sünden Vergebung in reichem Maße zu finden, denn diese Seele is matt, blasiert, von Ekel am Genuß erfüllt, ängstlich, weil sie sich zwische Großkapitalismus und Proletariat eingekeilt sieht; zugleich gibt es unte den Bürgern dieser Richtung tiefer blickende, wenigstens ahnende, und be sonders mitfühlende. Sie empfinden das Bedürfnis nach Buß' und Reu eine moralische Verpflichtung zur Askese, die in der Praxis gern mit Aus schweifung abwechselt. Vor allem verlangt und strebt diese schwächlicher Seele nach Ausgleich der Gegensätze durch Mitleid, nach Versöhnung, nac Harmonie, nach Erlösung. Es ist die Wagnersche Seele. (Womit noc nicht auf die Wagnerische Harmonik angespielt sein soll — obschon das an dauernde Auflösen raffinierter Dissonanzen tatsächlich auf eine Häufun kleiner akustischer Erlösungen hinausläuft.)

„Wie verwandt muß Wagner der gesamten europäischen Dekadenz sein daß er von ihr nicht als dekadent empfunden wird!" ruft Nietzsche, de seinerseits zu brutal-ehrlich ist, als daß man sich in der Zeit des allgemeine Stimmrechts offen für seine Herrenhäuslermoral erklären dürfte. Dahe ist Nietzsche als Dramatiker heute undenkbar, und sein Haß gegen da Theater, besonders gegen das von Wagner beeinflußte, ist keineswegs nu eine Theorie.

II.

Wenn wir nun wissen, daß Nietzsche, der Gegenpol Wagners, als erste und schärfster Opponent, triftige Einwände gegen das Wagnertum[1] vor gebracht hat, die wir uns größtenteils zu eigen machen können, so ist dam zur Erklärung des Phänomens Wagner vom Standpunkt des historische Materialismus natürlich noch nicht viel gewonnen. Ja, wir werden a einem speziellen Beispiel sehen, daß Nietzsche ganz unfreiwillig die idea listische Methode der Geschichtsbetrachtung gründlich blamiert. Uns mu es darauf ankommen, Wagner als ein Entwicklungsprodukt seiner Klas und in seinem Entwicklungsgang die Widerspiegelung der gesellschaftliche Entwicklung dieser Klasse, nämlich des Kleinbürgertums, zu erkennen. Un da bieten uns die unter dem Titel „Mein Leben" jetzt der Öffentlic keit ausgelieferten Erinnerungen Wagners eine wertvolle Ergänzung z den bisher bekannten Sämtlichen Werken. Hier sehen wir, daß dem Blu dieses Kleinbürgers in Sachsen, einem sich industriell bereits kräftig en wickelnden Lande, von Anbeginn zwei fremde Bestandteile beigemischt sin die ihn hindern, sich völlig der demokratischen und kleinbürgerlich-revolu tionären Stimmung hinzugeben, wie sie durch den Niedergang des Han werks und der Manufaktur und den großkapitalistischen Aufschwung Wagners Jugend gerade in Sachsen emporkam; zwei Elemente, die de werdenden Wagner ebensosehr dem rebellischen Streben seiner Klasse en fremden, wie sie den gereiften Wagner sich mit seiner gesättigten Klasse der Versöhnungsduselei begegnen lassen. Trotz der verschleierten Au drucksweise Wagners steht jetzt wohl fest (übrigens haben die Herausgeb der Erinnerungen sich skandalöserweise Streichungen erlaubt!), daß Wagne physischer Vater in Wahrheit der Schauspieler Geyer war, der die Witt des Polizeiaktuars Wagner ein Jahr nach dessen Tode heiratete. Dies

[1] Siehe besonders die Schriften aus dem Jahre 1888: „Der Fall Wagne und „Nietzsche kontra Wagner". Die zweite enthält lauter neu bearbeite Stücke aus früheren Schriften.

Polizeiaktuar, „mit der Anwartschaft auf die Stelle des Polizeidirektors“, war „nicht frei von galanter Leidenschaftlichkeit für Künstlerinnen des Theaters“. Darüber vernachlässigte er denn Frau und Kinder, so daß der Hausfreund Geyer meist des Vaters „Stelle in der Familie vertrat“. Im Geburtsjahr Richards (1813) starb der Vater. Die Mutter ihrerseits ist nach Wagners Andeutungen unzweifelhaft als uneheliche Tochter eines weimarischen Prinzen anzusprechen. Diese Einflüsse, in Verbindung mit einer auch äußerlich unruhigen Lebensweise entwickeln schon in dem Knaben Richard eine tolle und „dämonische“ Phantastik und Verzücktheit, die an E. T. A. Hoffmann ihre stärkste Nahrung finden. Später lebt Wagner viele Jahre lang in Frankreich, und das hat am Ende auch einen Grund gehabt, den er selber nicht ahnte, nämlich die Wesensverwandtschaft mit dem französischen Kleinbürgertum unter Louis Philippe und während der zweiten Republik. Wie tief aber Wagners Schaffen sich von vornherein auch im Gesamtzug der bürgerlichen Ideologie Deutschlands bewegte, mag Friedrich Engels mit seinem Schriftchen über „Ludwig Feuerbach und den Ausgang der klassischen deutschen Philosophie“ bezeugen. Denn Feuerbach war der einzige Philosoph, dem Wagner vor Schopenhauer überhaupt nur Geschmack abgewann; und wie er Schopenhauer predigte, ehe er Schopenhauer kannte, so lernte er Feuerbach erst kennen, nachdem er längst dasjenige praktiziert hatte, was ihn an Feuerbach anzog, und das war zwar nicht der „belletristische, stellenweise sogar schwülstige Stil“, wohl aber sicher die „überschwengliche Vergötterung der Liebe“ im „Wesen des Christentums“, Schwächen, von denen Engels sagt:

Gerade an sie „knüpfte der seit 1844 sich im ‚gebildeten‘ Deutschland verbreitende ‚wahre Sozialismus‘ an, der an die Stelle der wissenschaftlichen Erkenntnis die belletristische Phrase, an die Stelle der Emanzipation des Proletariats durch die ökonomische Umgestaltung der Produktion die Befreiung der Menschheit vermittelst der ‚Liebe‘ setzte. . . .“

Wie sehr dieser kleinbürgerliche „Sozialismus“ einmal auf Wagner abgefärbt hat, werden wir noch an der Urfassung der „Götterdämmerung“ gewahren. Wenn Engels weiterhin von Feuerbach konstatiert, sein Entwicklungsgang sei „der eines — freilich nie ganz orthodoxen — Hegelianers zum Materialismus hin“, so ist zu bemerken, daß Wagner gerade von dem Unhegelianischen an Feuerbach gefesselt wurde; besonders entsprach ihm dessen unhistorischer Sinn, in dem er sich dann später auch mit Schopenhauer begegnete. Und die „erstaunliche Armut Feuerbachs verglichen mit Hegel“ in der Ethik finden wir gleichfalls bei Wagner, auf den wiederum zutrifft, was Engels schreibt:

Rationelle Selbstbeschränkung in Beziehung auf uns selbst und Liebe — immer wieder Liebe! — im Verkehr mit anderen sind also die Grundregeln der Feuerbachschen Moral. . . .

Und wenn wir noch hinzunehmen, was erst durch Schopenhauer zur letzten Festigung in ihm gebracht wurde, so haben wir die drei Elemente Wagners: Individualismus, Pessimismus und Erlösungsbrunst — in harmonischer Mischung die Elemente des Bürgertums zur Zeit der Vollendung des Großkapitalismus. Auch die Großbourgeoisie hat ja Wagner heute längst auf den Schild erhoben, ihn, der ursprünglich seiner engeren

Klasse, eben dem gegenüber der ökonomischen Entwicklung rat- und tatlosen Teile des Kleinbürgertums, als Prophet der Erlösung zum Nichts vorangeschritten war.

Hören wir weiter Engels:

Feuerbachs Moral ist auf die heutige kapitalistische Gesellschaft zugeschnitten, so wenig er selbst das wollen oder ahnen mag.

Aber die Liebe! — Ja, die Liebe ist überall und immer der Zaubergott, der bei Feuerbach über alle Schwierigkeiten des praktischen Lebens hinweghelfen soll — und das in einer Gesellschaft, die in Klassen mit diametral entgegengesetzten Interessen gespalten ist. Damit ist der letzte Rest ihres revolutionären Charakters aus der Philosophie verschwunden, und es bleibt nur die alte Leier: Liebet euch untereinander, fallt euch in die Arme ohne Unterschied des Geschlechts und des Standes — allgemeiner Versöhnungsdusel!

Was Feuerbach nicht tat, taten andere:

Der Kultus des abstrakten Menschen, der den Kern der Feuerbachschen neuen Religion bildete, mußte ersetzt werden durch die Wissenschaft von den wirklichen Menschen und ihrer geschichtlichen Entwicklung. Diese Fortentwicklung des Feuerbachschen Standpunktes über Feuerbach hinaus wurde eröffnet 1845 durch Marx in der „Heiligen Familie".

Wagner aber blieb bei Feuerbach stehen, und wie dieser sich nach dem unbegriffenen Jahre 1848 endgültig in die Einsamkeit verkroch, so brach Wagner nach dem Dresdener Maiaufstand und für immer nach dem Staatsstreich des Louis Bonaparte, nach dem 2. Dezember 1851, mit dieser „grundschlechten" Welt.

III.

Um ganze Arbeit zu machen, wird es nötig sein, wenigstens in Kürze an den einzelnen Schöpfungen Wagners jene Kennzeichen nachzuweisen, deren Vorhandensein uns nach dem Angeführten nur allzu begreiflich wird.

In der Verballhornung des Rienzistoffs steckt doch noch ein Rest revolutionären Trotzes, und das einzige, was sogar der alte Wagner an diesem Werke gelten ließ, war der „jugendliche, heroisch gestimmte Enthusiasmus, der es durchweht". Bemerkenswert ist auch die Jugendoper „Das Liebesverbot", die Wagner 1835 vollendete. Shakespeares „Maß für Maß" war hier Vorbild, und Gegenstand war „der Sieg der freien, offenen Sinnlichkeit über puritanische Heuchelei". Es ist kein Zufall, daß diese Oper vom Unglück verfolgt wurde. In Leipzig und Berlin wurde sie „wegen des frivolen Inhalts" abgelehnt, und 1866 schrieb Wagner Ludwig dem Zweiten in die Partitur das Verschen:

Ich irrte einst und möcht' es nun verbüßen:
Wie mach' ich mich der Jugendsünde frei?
Ihr Werk leg' ich demütig dir zu Füßen,
Daß deine Gnade ihm Erlöser sei!

Aber da hatte Wagner sich längst schon selber erlöst und seine Jugendsünde durch seine sämtlichen Werke verbüßt.

Die Buße begann mit dem „Fliegenden Holländer". Dieser nordische Ahasver war eigentlich nur ein trotziger Rebell, gleich Prometheus, dem wilden Jäger usw. Wagner biegt alle derartigen Gestalten um, läßt sie zu Kreuze kriechen, wobei ihm freilich manchmal spätere Sagenfassungen Vorbild waren. Gerade Wagners Holländergestalt, die seine Weltanschauung

uerst offenbart, zeigt sie auch am klarsten. Nur das Leiden und das Verlangen nach dem Ende, nach der Erlösung, gestaltet Wagner hier. Trotz und uflehnung kennt sein Holländer so gut wie gar nicht. Und so folgt eine ariation dieses Motivs auf die andere; bis zum „Parzival". Und „Ruhe! uhe, du Gott!" ruft ja schließlich auch Brunhild am Schlusse des „Ringes" em nach „erlösender Weltentat" verlangenden Wallvater zu. Ganz arglos nd im Glauben, damit Wagner höchstes Lob zu spenden, schreibt ein agnerbiograph über des Holländers Sehnsucht nach der „Heimat":

Goethes Faust, Byrons Manfred, Heines Ratcliff sprechen dasselbe Gefühl it mehr oder weniger Schönheit und Kraft aus: die wonnige Ruhe der irklich gewonnenen Erlösung wie bei Wagner haben sie icht in gleichem Maße, und diese Spur sollte er selbst jetzt nicht bloß icht mehr verlieren, sondern stets energischer verfolgen, um damit den lastenden elsblock der Zeit um ein gutes Stück weiter abzuwälzen.

Aber man vergleiche hiermit den überlegenen Spott, mit dem sich gende Heine — er war ja Wagners Quelle für den Holländerstoff — von der Moral des Stückes" abwendet. Er witterte die Schwächlichkeit, die in ieser Erlösungssehnsucht steckt.

Immer wieder hatte Wagner in der Geschichte nach Opernstoffen gesucht; dachte an einen Manfred und an Hohenstaufendramen. Aber was ihn twa zu einem Barbarossadrama lockte, war nur der „Begriff des Herrhers ... in seiner kraftvollsten und ungeheuerlichsten Bedeutung aufgeßt", der „Bedeutung der kaiserlichen Gewalt, welche selbst auf die Behnung mit Wasser und Luft sich erstrecken sollte". Aber da blieb Wagner ei seinen „historischen" Studien wie gebannt vor der Figur des Tannäuser stehen, dieses Helden, wie ein Wagnerbiograph behauptet: „der en ersten deutschen Protest gegen die römische Afterkultur [eine verfluchte tilblüte!] und Scheinmoral erhebt". Doch auch im „Tannhäuser" gestaltete agner nun zwar den Kampf zwischen Trotz und Entsagung, aber mit dem iege der Entsagung und Erlösung.

Zunächst einmal sind alle Gegner des Helden entsagende, weltabgewandte szeten. Man ermesse an der verfälschten Figur des Walther von der Vogeleide, wie Wagner hier zu Werke gegangen ist! Und wie er auf dieser Seite ur die „reine" Liebe, nämlich ein romantisches Eunuchentum, aufstellt, so eigt er auf der Gegenseite nur „wildeste Sinnenlust". Eine Synthese von eidem gibt es nicht,[1] und obendrein erhält die Partei Venus Unrecht, annhäuser wird bekehrt, und zwar dreimal nacheinander. Freilich ist er ls so schwankender Held gezeichnet, daß ein abermaliger Rückfall in die böse Lust" zweifellos wäre, wenn er nicht im Moment der dritten Behrung seinen Geist aufgäbe. Er wird erlöst durch „höhere Jungfrauen", ie Nietzsche sagt, durch Maria und Elisabeth.

Aber auch, wo Tannhäuser sich sündig auflehnt, ist er ein weltflüchtiger ürger, kein Kämpfer. Er will immer gleich in den Hörselberg, wenn er

[1] Charakteristisch ist in dieser Hinsicht die Ouvertüre. Der große Kontraunktiker vermeidet hier mit Absicht eine (scheinbar so naheliegende) Verschlingung er gegensätzlichen Motive ineinander. Hübsch gesondert folgen der Reihe nach rst die „fromme Weise", dann die sündige Lust, zuletzt wieder der Pilgerchor, der ur durch die Sechzehntelfigur der Streicher zu einer christlich temperierten ebensfreude gesteigert wird.

sieht, daß auf dieser Welt kein Raum für ihn ist. Er schwankt zwischen de Flucht in das Sinnliche und der in das Übersinnliche. Aber er flieht au jeden Fall. Er denkt nicht daran, den Kampf gegen die bestehenden Ver hältnisse aufzunehmen.

War nun mit dieser Haltung des Charakters wenigstens die mittel alterliche Überlieferung einigermaßen gewahrt, so doch nicht im Abschlu der Oper. Der Tannhäuser der Sage verschwindet ja im Hörselberg. Wagne wählte einen „versöhnenden" Schluß, einen erlösenden. Und sein Verfahre in diesem Falle ist typisch für sein Verhalten den sämtlichen Sagenstoffe gegenüber. Wo schon das Mittelalter in seiner Formung mythischer Vor gänge solche Tendenzen verdichtet hatte, die der Wagnerschen Weltanschau ung entsprachen, da übernahm er sie ziemlich treu. Wo er aber seine eigen Tendenz nicht vorfand, da verkehrte er jene der Überlieferung nötigenfall in ihr Gegenteil. Und welcher Art seine Tendenz war, haben wir ja ge sehen und werden wir noch weiter sehen.

Warum Wagner manchen seiner Dramen jene mittelalterliche Sagenfassungen zugrunde legte, warum diese seinen Bedürfnisse häufig entsprachen, das läßt sich leicht einsehen. Die Zeit, der sie ent stammen, weist mannigfache Ähnlichkeiten mit dem Zeitalte Richard Wagners auf.

Je mehr Warenproduktion und Warenhandel sich entwickelten, desto meh wuchsen die gesellschaftlichen Mächte den Menschen über den Kopf, desto undurch sichtiger und geheimnisvoller wurden die gesellschaftlichen Zusammenhänge un desto furchtbarer die gesellschaftlichen Übel, die über die Menschen hereinbrache Ratlos und hilflos standen ihnen diese gegenüber, am ratlosesten und hilflosester die unteren, die ausgebeuteten Volksklassen.

Was Kautsky hier (im ersten Bande der „Vorläufer", Kapitel über di „Mystik") sagt, bezieht sich natürlich schon auf das spätere Mittelalter, w die herrschenden Klassen sich in den neuen Verhältnissen „mit Hilfe de antiken Staatsweisheit und des römischen Rechtes" bereits zu orientiere verstanden. Aber im zwölften und dreizehnten Jahrhundert mochte jen Klasse, der die mittelhochdeutschen Dichter zum großen Teil angehörten mochte der niedere Adel wohl die Engel im Himmel singen hören. Gleich zeitig nötigte der ausschlaggebende Einfluß der Kirche zur Berücksichtigun der christlichen Moral. Trotz alledem freilich dachten diese Dichter nich daran, sich kopfüber in den Mystizismus und die Aszese zu stürzen. Wohl gab es da einerseits einen Konrad von Würzburg, der dem ritterliche Sänger Wirnt von Grafenberg die „Frau Welt" erscheinen läßt, von vorn herrlich anzusehen, aber Schlangen und Nattern auf dem von Blattern un Maden zerfressenen Rücken: der werlte lôn. Wohl schrieb Heinrich v. Mel eine Satire auf das sündige Leben, oder Hartmann v. Aue den „Arme Heinrich", der zugleich wohl die Deklassierung des niederen Adels in de Ehe mit der Tochter des Sassen symbolisiert. Hinzuweisen wäre auch au die Minnelieder Hartmanns und Friedrichs v. Hausen, die zum — Kreuzzu auffordern. Dagegen sehen wir auch den Bayern Neidhart v. Reuental, de weltfroh die bäuerische Minne besingt. Walther von der Vogelweide, auc ein armer Schlucker, fordert zwar gleichfalls wiederholt zum Kreuzzug au und stellt in älteren Jahren wehmütige Betrachtungen über die Vergäng lichkeit des Irdischen an, übrigens erwischte er aber, gleich Neidhart, ei

ehen und war im ganzen der, als den wir ihn „unter der Linde“ kennen: e „niedere Minne“, wie unsere bürgerlichen Historiker sagen, hat er äftig besungen. Wagner jedoch wählte nur jene weltflüchtigen Züge aus er mittelhochdeutschen Sagendichtung aus und wurde damit ein Vorläufer iner Klasse, die ihn zwar anfänglich heftig befehdete, weil ihr seine Weltnschauung noch nicht zum Bewußtsein hatte kommen können, die ihn aber eute längst endgültig auf den Schild gehoben hat.

Kautsky sagt weiterhin:

Eine Klasse oder eine Gesellschaft, die im Niedergang begriffen ist, wird sich ets dagegen sträuben, die Wirklichkeit zu erkennen; sie wird ihre Intelligenz icht dazu benutzen, das, was ist, klarzustellen, sondern dazu, Argumente zu entecken, durch die sie sich selbst beruhigen, trösten und — betrügen kann, ganz abesehen von der Notwendigkeit, ihre Gegner über ihre Kraft und Lebensfähigkeit u täuschen.

Man halte hierneben die Worte, die Wagner an Liszt schrieb:

Ich habe erkannt, daß wir mit dieser Welt nichts gemein haben ..., keine Hoffung, keine Täuschung für unser Herz auf sie gesetzt! Sie ist schlecht, schlecht, rundschlecht; nur das Herz eines Freundes, nur die Träne eines Weibes kann e aus ihrem Fluche erlösen....

Oder die Worte von 1852, als er den „Ring“ auszuarbeiten begann:

Wenn ich mich jetzt aber zu einem großen Werke wende, so geschieht dies ahrlich nur, um Rettung vor meinem Unglück zu suchen, Vergessen meines ebens! Nichts anderes habe ich vor, und glücklich würde ich mich schätzen, wenn h nicht mehr weiß, daß ich vorhanden bin.

So hat Wagner, ähnlich wie Schopenhauer, schon im voraus das Beürfnis seiner Klasse empfunden, weil er als Künstler feiner und tiefer mpfand. Er fühlte voraus, was Kautsky von unserer Zeit konstatiert:

Wohl blüht der Mystizismus, das Bedürfnis nach überirdischen Mächten heute ieder auf ..., in den besitzenden Klassen, die fühlen, daß ihre Stunde kommt.

Nicht übel, wenn auch allzu feuilletonistisch, sagt Hermann Bahr in inem Essay über Paul Bourget:

... Ganzen Klassen scheint es nicht anders als dem einzelnen zu gehen. Auch hnen geschieht es, wenn im grauen Herbst die Gicht kommt, daß sie die Engel ingen hören und den Finger Gottes sehen: plötzlich erschreckt, bedroht, verscheucht, verfen sie sich weg und verlieren alle Vernunft ihrer Geschichte.... Von Nachrängenden erschreckt, in der Nacht wankend, der Zukunft ungewiß, scheuen sie urück und, statt eben jetzt die ganze Kraft zu sammeln, den ganzen Geist zu alten, alles aufzuwerfen, was sie sind, vergessen, verraten, verleugnen sie sich, hre Kraft, die sie befreite, entweicht, ihr Geist, der sie behauptete, verlischt, aller Mut, die Hoffnungen, der Stolz vermessener Entwürfe, alter Haß sogar, die Scham sind entflogen, der eben noch so freie Geist setzt sich mit dem Pfaffen zum Whist. Eine Formel, nach der man die ganze Geschichte seit der Revolution chreiben könnte. Der Titel wäre: Das Bürgertum und der Finger Gottes.

In diesen Worten ist auch schon ausgesprochen, was Kautsky als Unterschied des neuesten Mystizismus von dem der mittelalterlichen Kommunisten hinstellt: es fehlt ihm die Hingebung an eine große Sache; eine Hingebung, die doch auch in den Kreuzzügen trotz ihrem höchst zweideutigen Charakter ebenso vorhanden war wie in den mystischen Partien der mittelhochdeutschen Epen. Das weltliche Abenteurertum spielt natürlich in den Kreuzzügen wie

in diesen Epen die Hauptrolle, wenn auch scheinbar die Religion, der Mystizismus den Sieg davonträgt.

Wagners Praxis gegenüber der Sage tritt am klarsten beim Parzivalstoff zutage. Wolfram v. Eschenbach, der als jüngerer Sohn vom väterlichen Erbe ausgeschlossen war, und der erst spät zu Wildenberg einen eigenen, ärmlichen Herd gründen konnte, dieser Wolfram schuf etwa von 1198 bis 1210, also zwischen dem dritten und fünften Kreuzzug, seinen „Parzival“ nach französischen Vorbildern. Und wie ging er zu Werke? Die unverdächtigen Worte eines bürgerlichen Literarhistorikers mögen es sagen:

> Wolfram, der bei aller christlichen Frömmigkeit sich doch den Anhängern Mohammeds duldsam erweist, strebt nach einer Lebensgestaltung, welche der Seele Gottes Huld erwirbt, ohne würdigem Welt- und Waffendienst zu entsagen. . . . Bei Wolfram erscheint der Artusritter Gawan als ruhmvollster Vertreter weltlichen Rittertums selbständig neben Parzival.

Man vergleiche damit der Wagnerschen Weisheit letzten Schluß und was er aus der Artuspartei gemacht hat! Zweimal dagegen verherrlichte er die Familie Parzival.

Zuerst im „Lohengrin“, dieser vorausgenommenen Parodie auf das Gottesgnadentum. Schon durch dieses Werk wurde übrigens die in seinem Vollendungsjahr 1848 entworfene Oper „Jesus von Nazaret“ überflüssig, gegen die ohnehin die bigotten Freunde Wagners protestierten. Und schließlich wurde sie ja auch durch Wagners sämtliche Werke unnötig gemacht. Wozu sollte er noch den Erlöser dramatisieren, nachdem er so viele Erlösungen dramatisiert hatte? Wagner sah in der Lohengrinsage ein Symbol für seinen merkwürdigen „Revolutionarismus“. Elsa war ihm der Geist des Volkes, der erlöst werden sollte. (Vorausgesetzt, daß er das Maul hält, dieser Volksgeist.) Ortrud ist die — „Reaktionärin“, wie Wagner an Liszt schreibt. Dann wieder heißt es da:

> Ortrud ist das Weib, das die Liebe nicht kennt. Hiermit ist alles, und zwar das Furchtbarste gesagt. Ihr Wesen ist Politik. Ein politischer Mann ist widerlich, ein politisches Weib aber grauenhaft: diese Grauenhaftigkeit hatte ich darzustellen....

Auch wenn man weiterhin den Satz berücksichtigt: „Wir kennen in der Geschichte keine grausameren Erscheinungen als politische Frauen“, bleibt Wagners Urteil über die Reaktionärin noch reaktionär genug.

Schon die Art, wie die Erlösung des Volksgeistes nun vor sich geht, und das Resultat, zu dem sie führt, zeigen, daß Wagner nur ein Mitläufer der achtundvierziger Revolution war. Und nach seinen Erinnerungen steht das überdies, wie wir noch sehen werden, jetzt verblüffend deutlich fest. Unmittelbar vor der Revolution schreibt Richard Wagner den romantisch-pessimistischen „Lohengrin“, wo der Retter aus himmlischen Höhen kommt, während sich die zu Rettende nicht würdig der Rettung zeigt. Und unmittelbar nach der Niederwerfung des Dresdener Aufstandes flüchtete der Revolutionär zwiefach ins Ausland: körperlich nach Zürich, seelisch in das Reich des ästhetischen Scheines. Er schrieb zwar mit Bezug auf den Aufstand:

> Wer sollte ... so blind sein wollen, nicht zu ersehen, daß ich da keine Wahl mehr hatte, wo ich nur noch mit Entschiedenheit einer Welt den Rücken kehren mußte, der ich meinem Wesen nach längst nicht mehr angehörte!

Doch als dann, wie einer seiner Biographen schreibt: „eine lange trau-ige Verbannung folgte, die aber aus ihren Nöten den ganzen Mann und ünstler gebar, der seiner Nation ihre Ideale wiedergegeben, nein, ihr deal erst völlig festgestellt hat." ..., da schrieb der „ganze Mann", der viel-icht ein ganzer Künstler und sicher ganz nur Künstler war:

Mit nichts kann ich das Wohlgefühl vergleichen, das mich nach Überstehung er nächsten schmerzlichen Eindrücke durchdrang ..., als ich jede Hoffnung, jeden Bunsch auf diese siegreiche Welt hinter mich geworfen und mit zwanglosester Un-mwundenheit laut und offen ihr zurufen konnte, daß ich, der Künstler, sie, diese scheinheilig um Kunst und Kultur besorgte Welt aus tiefstem Grunde ver-chte ..., da fühlte ich mich zum ersten Male in meinem Leben durch und durch ei, heil und heiter. . . ."

(Schluß folgt.)

Die Reichstagswahlen in Posen.

Von **Emil Caspari** (Kattowitz, Oberschlesien).

I.

Die Nationalitätenhetze, deren Schauplatz die Provinz Posen ist, und elche fortwährend durch die Unterdrückungspolitik der preußisch-deutschen egierung gegenüber der polnischen Bevölkerung genährt wird, hat es mit ch gebracht, daß auch der diesjährige Reichstagswahlkampf in dieser ge-ischtsprachigen Provinz zwischen den bürgerlichen Parteien unter der ationalistischen Losung: Hie Deutsche — hie Polen ausgefochten worden t. Verteidigen wir unsere allerheiligsten Güter: unsere Nationalität und nseren heiligen katholischen Glauben vor dem Andrang des Deutschtums! it dieser Losung zogen auch diesmal die polnisch-nationalistischen Führer den Wahlkampf mit dem Bewußtsein, daß auf diese Weise die Aufmerk-mkeit der polnischen Arbeiterwähler von den wichtigsten Problemen, elche den neuen Reichstag beschäftigen werden, abgelenkt wird. Es zeigte ch noch einmal, daß die Befürworter der Interessen der polnischen be-tzenden Klassen ausgeprägtes Klassenempfinden haben: die bewußte Ab-nderung der polnischen Arbeiterwähler durch die nationalistischen Losungen erursacht, daß es den polnischen Arbeitern schwer kommt, in sich das Be-ußtsein ihrer Klassenstellung aufzunehmen sowie begreifen zu lernen, wo re eigentlichen Feinde zu finden sind.

Die polnisch-nationalistischen Abgeordneten hatten im alten Reichstag n der Bewilligung der ungeheuren Last der indirekten Steuern bei der genannten Reichsfinanzreform der Regierung des Herrn v. Bethmann ollweg teilgenommen, der während der Kanzlerschaft Bülows den berüch-igten Maulkorbparagraphen 12 des Reichsvereinsgesetzes so eifrig befür-ortet hatte; sie hatten offenkundig mit der Regierung geliebäugelt, was en krassesten Ausdruck in der Offerte des Grafen v. Brudzewo-Mielzynski ur Bereitwilligkeit der Polenfraktion zur gemeinsamen Bekämpfung der ozialdemokratie gefunden hatte und als positive Politik gestempelt worden ar — das alles blieb nicht ohne gewissen Widerhall in den Massen des pol-ischen Volkes und erregte sichtbare Unzufriedenheit und Mißstimmung. iese kam schon im April 1910 bei der Ergänzungswahl in Posen nach-

drucksvoll zum Vorschein.[1] Die Nationaldemokraten, als Vertreter des polnischen Kleinbürgertums, gewannen im Wege der Sezession, wobei das größte nationale Heiligtum, die sogenannte nationale Solidarität, ohne Zögern über Bord geworfen wurde, das Posener Reichstagsmandat für ihren Paradearbeiter Herrn Nowicki, Vorsitzenden der Handwerkerabteilung der Polnischen Berufsvereinigung, gegen den legalen nationalen Kandidaten Herrn Sosinski, den Zentralvorsitzenden derselben Berufsvereinigung, dem die polnischen Konservativen mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zum Siege zu verhelfen suchten.

Das starke Hervortreten der Klassengegensätze während dieser Ergänzungswahl unter dem Drucke der durch den Steuerraub des Jahres 1909 unzufrieden gewordenen Arbeiterschaft erfüllte die Streiter der beiden kämpfenden Lager um so mehr mit banger Sorge für die Zukunft, als die Stimmenzahl, welche auf den sozialdemokratischen Kandidaten fiel, gleichzeitig bedeutend in die Höhe schnellte. Die polnischen Nationaldemokraten wurden ängstlich, als sie merkten, welche Geister sie wachzurufen im Begriff wären, wenn sie den polnischen Konservativen, als den Vertretern des polnischen Grundbesitzes, den Kampf auf der ganzen Linie erklärten. Man konnte denn auch bald merken, daß die polnischen Nationaldemokraten eifrig nach Berührungspunkten mit den polnischen Konservativen strebten, daß die bestehenden Gegensätze bewußt abgeschwächt wurden, und daß man sich zum Kompromiß immer geneigter stellte. Die polnischen Krautjunker waren so klug, in ihrem eigenen Interesse diese Liebkosungen und Bemühungen der nationaldemokratischen Politiker nicht abzuweisen. Die gemeinsamen Verhandlungen der Vertreter der polnischen Nationaldemokraten und der Konservativen in der kitzlichen Angelegenheit der Agrarzölle, welche in Posen vor etwa einem Jahre stattgefunden haben, führten zu folgendem Kompromiß: Die Frage der Agrarzölle darf in die Wahlagitation nicht hineingezogen werden. In ihrer ungekünstelten Fürsorge um das Wohlergehen der polnischen Landwirtschaft, tatsächlich einer Handvoll von 662 polnischen Großgrundbesitzern, welche den allergrößten Nutzen von den Agrarzöllen haben,[2] erklärten sich die Nationaldemokraten damit einverstanden, daß die polnischen Abgeordneten im neuen Reichstag für die Aufrechterhaltung dieser Zölle auf der bisherigen Wucherhöhe eintreten und jeder Ermäßigung derselben Widerstand leisten werden.

Jetzt war der Weg zum Wahlkompromiß der verfeindeten nationalen Brüder frei: es kam in der Weise zustande, daß man sich in der Provinz Posen auf die Kandidaturen der bisherigen Abgeordneten einigte, nur mit dem Unterschied, daß aus dem Wahlkreis Inowrazlaw-Mogilno in Kujavien der Rechtsanwalt Dr. Zygmunt v. Dziembowski hinausbefördert wurde, der durch seine Teilnahme an der Auslieferung des polnischen Fideikommisses Reisen des Fürsten Sulkowski zugunsten der preußischen Regierung sich zu arg kompromittiert hatte, und daß an seiner Stelle die Kandidatur des Rechtsanwalts Dr. Trampczynski aufgestellt wurde, desjenigen Mannes

[1] Näheres darüber in der Notiz von Karl Radek: „Die Ersatzwahl in Posen" (Heft 35 der „Neuen Zeit", XXVIII, 2, S. 280 bis 283) sowie in der gleichnamigen Notiz von Josef Kliche (Heft 31 der „Neuen Zeit", XXVIII, 2, S. 159 bis 160).

[2] Siehe darüber meinen Artikel „Die Agrarzölle und das polnische Gemeinwesen" in Heft 11 der „Neuen Zeit", XXX, 1, S. 389 bis 395.

ıter dessen Führung vor anderthalb Jahren die polnischen Stadtverord-
ıten der allerneuesten Residenzstadt Posen für die Bewilligung von
000 Mark zur Ausschmückung der Stadt aus Anlaß der Anwesenheit
ıiser Wilhelms II. zum Zwecke der feierlichen Einweihung des neuerbauten
niglichen Schlosses gestimmt haben, obwohl es das Symbol der Ausbrei-
ng der preußischen Kultur unter den Polen ist — jener Kultur, die sie
Gestalt von Ausnahmegesetzen gegen ihre Muttersprache und ihre kul-
rellen Bestrebungen auf jedem Schritt und Tritt zu spüren bekommen.
ıßerdem wurde der alte Herr v. Czarlinski aus dem Wahlkreis Wirsitz-
hubin in der Provinz Posen in den westpreußischen Wahlkreis Tuchel-
nitz versetzt, den im alten Reichstag der politische Geschäftsmann, der
kannte Herausgeber der Graudenzer „Gazeta Grudziadzka", Herr Viktor
ılerski, vertreten hatte. Der Adels-„Demokrat" Czarlinski, der unver-
entermaßen von den Polen als ein echter volkstümlicher Abgeordneter
feiert wird, es jedoch in seiner jahrzehntelangen parlamentarischen Tätig-
t immer ausgezeichnet verstanden hat, die Interessen des polnischen
autjunkertums wahrzunehmen, wurde durch den Propst Kurzawski er-
ßt. Hinter den Schanzen des Nationalismus, im engen Bündnis mit dem
tramontanismus, fühlen sich die polnischen Ausbeuter ganz sicher in
rem Element; sie halten die polnischen arbeitenden Massen in geistiger
nnachtung gefangen und bremsen ihren Kulturaufstieg. Die führenden
ılitiker der polnischen Nationaldemokratie akzeptierten ohne Bedenken und
iderspruch die Wiederwahl solcher Befürworter der Interessen der pol-
ichen Großagrarier, wie des Direktors der Gnesener Zuckerfabrik, Herrn
o v. Grabski, welcher vor einigen Jahren während einer Lohnbewegung
r ungemein schlecht bezahlten polnischen Arbeiter diese brutal aufs Pflaster
worfen hat, wie des Grafen Matthias v. Brudzewo-Mielzynski, eines
ıischen polnischen Krautjunkers, dessen Ehrgeiz es ist, die Präsidentschaft
der Polenfraktion nach dem Dahinscheiden des altersschwachen Fürsten
ıdziwill zu bekleiden, welcher würdig die nationale Ehre errettete, als er
August 1910 vor dem Haupt des Hohenzollernstammes nach der Posener
ıingburg pilgerte. Die polnischen Nationaldemokraten hatten auch gegen
se Fürstenkandidatur nichts einzuwenden. Es entstand unter den das
ahlkompromiß betreibenden Machern des polnischen Kleinbürgertums
d des polnischen Großgrundbesitzes nur ein erbittertes Ringen um die
ominierung des Kandidaten im Wahlkreis Krotoschin-Koschmin: die
ıtionaldemokraten präsentierten für diesen Posten ihren Vertrauensmann,
rrn Dr. Chlapowski, die Konservativen wollten unbedingt einen aus-
prochenen Kenner und vor allem Verteidiger der Großgrundbesitzer-
eressen, den Junker v. Lipski, haben. In den nationalen Wählerver-
mmlungen siegte Dr. Chlapowski und wurde durch die legitime nationale
ahlbehörde, das Provinzialwahlkomitee, als der einzige legale Kandidat
erkannt.

II.

Während der ganzen Wahlkampagne hatte man nicht den Mut, mit
endwelchen bestimmten nationalen Forderungen hervorzutreten. Zeigen
r durch die Stimmabgabe für die nationalen Kandidaten, daß wir trotz
er Verfolgungen Polen bleiben wollen — mit dieser einzigen Losung
tionalistischer Absonderung wurde die Wahlkampagne ausgefüllt. Daß

ein Kampf um die wahren nationalen Interessen des polnischen Volkes nu
in Bundesgenossenschaft mit den demokratischen Bestrebungen innerhalb de
deutschen Gemeinwesens erfolgreich vollzogen werden kann, deren Befü
worterin heute einzig und allein zielbewußt die sozialdemokratische Part
bildet, das wurde mit Überlegung verschwiegen. Das polnische Kleinbürge
tum hat in seiner Gier nach Bereicherung um jeden Preis eine wah
Höllenangst davor, daß die arbeitenden Massen durch den Kampf um d
Demokratisierung des Staates auch Aufklärung über ihre soziale Lage e
halten. Deshalb zieht das polnische Kleinbürgertum es vor, unter dem Dec
mantel des Wahlkompromisses sich unter das politische Kommando de
polnischen Krautjunkertums zu begeben. Vor allem aber läßt die Angst vo
der Demokratie, welche in den Bestrebungen des aufgeklärten Proletaria
ihren Ausdruck findet, die polnischen besitzenden Klassen ihr Heil in de
positiven politischen Mitarbeit mit der hakatistischen Regierung suche
sie gehen Hand in Hand mit den deutschen Junkern und der Zentrum
partei.

Die Polenfraktion hat jedoch im alten Reichstag den Verrat an de
Interessen und Bedürfnissen der polnischen Volksmassen zu arg getriebe
Das Zusammenzählen der polnischen Stimmen bei der Wahl am 12. Janu
fiel zuungunsten des polnisch-nationalistischen Lagers aus. Für die Ka
didaten der Polenfraktion wurden diesmal in allen fünfzehn Wahlkreis
der Provinz Posen insgesamt 188 103 Stimmen abgegeben gegenüb
193 629 Stimmen vor fünf Jahren, mithin 5500 Stimmen weniger. E
Teil der polnischen Wähler hat im Wahlkreis Fraustadt-Lissa gleich bei
ersten Wahlgang das Geheiß der nationalen Wahlbehörde, nur für d
legalen nationalen Kandidaten ihre Stimmen abzugeben, nicht beachtet u
für den wilden Zentrumskandidaten, den Grafen v. Oppersdorf, gestimm
der eine Fürstin Radziwill zur Frau hat und sich auf eigene Faust u
das Mandat bewarb. Noch schlimmere Dinge ereigneten sich im Wahlkre
Krotoschin-Koschmin: die Anhänger des polnischen Agrariertums pfiff
einfach auf die heilige nationale Solidarität und stimmten für den Kra
junker v. Lipski, welcher selbstredend, wie vor kurzem im Posener Wa
kreis Herr Nowicki, jede Gemeinschaft mit der Sezession ableugnete. D
nationalistischen Schlagworte ließ man beiseite und stachelte lieber d
Leidenschaften der im Wahlkreis zahlreich vertretenen Bauernschaft d
durch auf, daß im Falle der Wahl Dr. Chlapowskis das Bestehen der Agra
zölle gefährdet sei; gleichzeitig sorgte man reichlich für klingende Mün
Wahlwurst und nationalen Fusel des erlauchten Herrn Lipski! Trotz al
dem erreichte die Sezession im Wahlkreis Krotoschin-Koschmin nicht solch
Erfolg wie die nationaldemokratische Sezession bei der Posener Ergänzung
wahl, um den legalen Kandidaten aus der Stichwahl zu verdrängen. D
Kandidat der Sezession erhielt hier nämlich nur 3380 Stimmen, während d
Dr. Chlapowski 5141 Stimmen fielen, so daß er in die Stichwahl mit de
hakatistisch-deutschen Kandidaten, der 3573 Stimmen musterte, gelang
konnte. Zu welcher Verbissenheit sich diese Sezession, welche ohne Zaude
den angeblich geheiligten Grundsatz der nationalen Solidarität weit v
sich warf, hinreißen ließ, dafür war die Drohung der Anhänger der Ka
didatur Lipski bezeichnend, daß sie in der Stichwahl für den deutsch
hakatistischen Kandidaten stimmen würden, falls Dr. Ch

wski keine Zusage gibt, daß er nach der Wahl sein Mandat sofort nieder-
gen wird.

Der beständige Verrat der Interessen der arbeitenden Massen durch
Polenfraktion im alten Reichstag gab der Sozialdemokratie gutes
itationsmaterial in die Hand. Die Aufklärungsarbeit der Sozialdemo-
atie in der Provinz Posen gestaltet sich ja infolge der geringen
dustrialisierung dieses Landesteils und des Überwucherns der natio-
len Leidenschaft, welche durch die Verfolgungspolitik der preußischen Re-
erung gegenüber der polnischen Bevölkerung immer wieder angestachelt
rd, ungemein schwierig; dadurch haben es die bürgerlichen polnischen
litiker leicht, die Gehirne der polnischen Arbeiter mit der angeblichen
twendigkeit der nationalistischen Absonderung zu vernageln. Wenn
r noch dazu den beherrschenden Einfluß der Klerisei auf das geistige
ben und Fühlen der polnischen Volksmassen berücksichtigen, so haben
r in kurzen Umrissen die Schwierigkeiten vor uns, mit welchen die
zialdemokratie in dieser gemischtsprachigen Provinz zu kämpfen hat.
otz dieser ungünstigen Bedingungen für ihre Werbearbeit hat die Sozial-
nokratie aber auch hier am 12. Januar, wenn man die örtlichen Verhält-
se in Betracht zieht, gut abgeschnitten. In allen Wahlkreisen der Provinz
ammengenommen stieg die Zahl der sozialdemokratischen Stimmen von
10 im Jahre 1907 auf 12 967, so daß demnach ein Zuwachs von über
00 Stimmen zu verzeichnen ist. Die meisten sozialdemokratischen Stimmen
nmen auf den Wahlkreis Posen-Stadt und -Land, nämlich 3578 gegen-
er 1377 vor fünf Jahren. Im Wahlkreis Bromberg-Stadt und -Land
rden diesmal 2968, im Wahlkreis Samter-Obornik 1084, im Wahlkreis
arnikau-Kolmar 2754 sozialdemokratische Stimmen gezählt, während im
hre 1907 die korrespondierenden Zahlen 1602, 544 und 1327 betragen haben.

Für die Sozialdemokratie ergibt sich, angesichts des sichtbaren Steigens
es Einflusses auf die Arbeiterschaft vor allem in der Stadt Posen selbst,
Notwendigkeit, ihre Organisationsarbeit hier besonders in-
siv zu betreiben, um sich hier eine feste Organisationsbasis zu schaffen,
n welcher aus man dann nach und nach auch die Provinzstädte in den
eis der Organisationsarbeit einbeziehen kann. Die harte Nuß der be-
ßten nationalistischen Absonderung, die ihren besten Bundesgenossen im
erikalismus hat, wird die polnische Sozialdemokratie erst dann zernagen
inen, wenn sie selber auchsozialistischen Nationalismus streng meidet und
undsätzliche sozialdemokratische Propaganda treibt. Die Kritik der Po-
ik der polnischen besitzenden Klassen, deren Repräsentantin die Polen-
ktion bildet, muß darauf bedacht sein, den polnischen Arbeitern klar zu
chen, daß der Gemeinsamkeit der Klasseninteressen der Ausbeuter ohne
terschied der Nationalität die Gemeinsamkeit der Interessen des Prole-
riats des ganzen Reiches, ebenfalls ohne Rücksicht auf die nationalen
terschiede der Proletarier, entgegenzusetzen ist. Die Verteidigung der
tionalen Rechte, das Verlangen der nationalen Gleichberechtigung und
nach das Bekämpfen der nationalen Unterdrückung des polnischen Prole-
riats muß vom Standpunkt der Klassenbedürfnisse der polnischen Ar-
iterschaft aus geschehen.

Das praktische Ergebnis der diesjährigen Reichstagswahl in der Pro-
iz Posen muß für die polnische Sozialdemokratie, als Bestandteil der

Gesamtpartei, sein, eine ständige Agitationskraft zu gewinnen, um endlic in Posen eine planmäßige Organisations= und Agitationsarbeit in Angrif nehmen zu können. Es ist zu erwarten, daß der nächste Parteitag der pol nischen Sozialdemokraten, welcher während der Osterfeiertage in Pose tagen wird, sich in diesem Sinne ausspricht. Wenn das Bedürfnis nac ständiger polnischer Agitationskraft durch einen polnischen Parteisekretä für die Provinz Posen schon vor fünf Jahren bestanden hat, so ist das gegen wärtig um so mehr der Fall. Man darf hoffen, daß die Gesamtpartei auc hier unsere polnischen Genossen tatkräftig zu unterstützen geneigt sein wir

---

Literarische Rundschau.

Die Sozialdemokratie und die Wahlen zum deutschen Reichstag. Von Paul Hirs und Bruno Borchardt. Mit einer farbigen Übersichtskarte. Berlin 191 Buchhandlung Vorwärts. 180 Seiten. Preis 1 Mark.

Wie sich das stärkere politische Interesse unserer Parteigenossen darin zeig daß unsere Tagespresse, vor allem das Zentralorgan, in wahlstatistischen Mi teilungen und Zusammenstellungen den bürgerlichen Blättern aller Schattierunge weit voran ist, so haben auch die Genossen Hirsch und Borchardt (beide Abgeordne des preußischen Dreiklassenwahlhauses) schon jetzt, wenige Wochen nach vollendet Reichstagswahl, das obengenannte Buch erscheinen lassen, das vieles interessan Material enthält. Voran geht ein äußerst klar geschriebener geschichtlicher Überbli man könnte auch sagen, eine kurz gefaßte äußere Entwicklungsgeschichte der Parte Dann folgen fünf kürzere Tabellen. Die erste läßt die Zahl der sozialdemokr tischen Stimmen in ihrem prozentualen Verhältnis zu derjenigen der Wahlberec tigten wie der abgegebenen gültigen Stimmzettel von 1871 an erkennen; die zwei gibt die absoluten Wählerziffern sämtlicher Parteien bei sämtlichen Wahlen, d dritte dieselben Zahlen in Prozenten der abgegebenen Stimmen ausgedrückt wiede die vierte zeigt das Auf und Ab der Stärke der Fraktionen von 1871 bis 1912, d fünfte endlich die Verteilung unserer Abgeordneten auf die einzelnen Bunde staaten während des nämlichen Zeitraums. Waren Tabellen ähnlicher Art für d früheren Wahlen auch schon früher erschienen, so sind ganz neu und einzig in ihr Art die den Hauptinhalt des Buches bildenden folgenden Verzeichnisse. Zunächst e solches von den Vertretern (1871 bis 1912) aller entweder zurzeit sozialdemokratisch oder schon einmal im Besitz unserer Partei gewesenen Wahlkreise. Außer unser jetzigen 110 waren dies noch 23 weitere, darunter der von den Verfassern bei d Aufzählung vergessene neunte schleswig=holsteinische Kreis Segeberg, der 1874 b 1876 vorübergehend durch Reimer vertreten war, wie an anderer Stelle (S. 6 richtig angegeben ist. Es schließt sich nämlich hier (S. 46 bis 67) eine sehr übersic liche Tabelle aller früheren und jetzigen sozialdemokratischen Reichstagsabgeo neten von Agster bis Zubeil mit genauer Angabe ihrer jeweiligen Wahlkreise a Am längsten hintereinander im Besitz desselben — also in dieser Beziehu sehr konservativen — Kreises sind Dietz für Hamburg II (1881 bis 191 Bebel für Hamburg I (1883 bis 1912, mit Ausnahme der Periode 1893 bis 18 wo er sich für das damals noch schwer errungene Straßburg entschied), Frohme f Altona (von 1884 an) und Vollmar für München II (seit 1884). Fünf= bis sech malige Wahl durch den nämlichen Wahlkreis findet sich schon recht häufig: e Vorzug, dessen sich nur sehr wenige bürgerliche Abgeordnete rühmen dürft Der konservativste aller 397 Wahlkreise ist notabene Kiel: er hat seit Bestehen d deutschen, ja sogar des ordentlichen norddeutschen Reichstags erst zwei Abgeo

e gehabt: den Fortschrittler Hänel und (von 1893 bis 1898 und wieder seit 1903) seren Legien. Den Hauptteil, über die Hälfte des Buches, füllt die sodann fol= nde vergleichende Übersicht der Wahlergebnisse von 1903, 1907 und 1912 für ntliche 397 Wahlkreise, mit genauester Angabe der amtlichen Ziffern für sämt= he Parteien inklusive der zersplitterten, und natürlich auch der Stichwahlen. Was r im Interesse der Vollständigkeit vermissen, was sich aber leicht bei einer hoffent= bald kommenden zweiten Auflage nachholen läßt, wäre die Angabe der Zahl Wahlberechtigten und der Summe der abgegebenen Stimmen in jedem Kreise. sonders dankenswert ist die sich daranschließende genaue Statistik der in der gelaufenen Legislaturperiode stattgefundenen nicht weniger als 49 Ersatzwahlen. ch die vergleichende Übersicht der Wahlergebnisse von 1903, 1907 und 1912 nach Einzelstaaten beziehungsweise preußischen Provinzen ist für jeden Politiker rreich; wir gedenken demnächst in einem größeren Artikel darauf zurückzu= mmen.

Wenn auch für eine umfassendere Statistik noch manche andere Angaben be= glich der einzelnen Wahlkreise (wie Mitteilung der Bevölkerungsziffer, der Zu= mmensetzung von Stadt und Land, der konfessionellen Mischung und ähnliches) nschenswert wären, so bietet doch das Buch alles, was man unter den vor= genden Umständen erwarten kann, und so empfehlen wir es denn aufrichtig dem udium aller interessierten Parteigenossen. Ak.

. Karl Bernhard, Diplomingenieur, **Ökonomik der Wärmeenergie.** Eine Studie über Kraftgewinnung und =verwendung in der Volkswirtschaft. Unter ornehmlicher Berücksichtigung deutscher Verhältnisse. Berlin 1911, Verlag J. Springer.

Wir unterscheiden im Maschinenbestand des Industriebetriebs zwei Maschinen= ppen, die arbeitspendenden und die arbeitverzehrenden Maschinen. Oder auch zer gesagt: Kraftmaschinen und Arbeitsmaschinen.

Die Arbeitsmaschine kopiert die Hand= und Muskelkraftarbeit. Jede Arbeits= schine zeigt dieses Merkmal: die Drehbank „saugt" die Handgeschicklichkeit des ehers auf, der Maschinenwebstuhl ist ein besonders „fleißiger" eiserner Weberei= beiter, und der Kran ist ein eiserner Transportarbeiter, der um ein Vielfaches rker ist wie der Mensch als Lastträger.

Aber diese eisernen Arbeiter müssen erst ihre Bewegungsenergie erhalten, e Triebkraft. Diesen Zweck erfüllt die Kraftmaschine.

Erst die Kraftmaschine gibt den Arbeitsmaschinen den Impuls, und wir edern den industriellen Produktionsstätten eine Zentrale an, eine Kraft= schinenanlage, von der aus die eigentlichen Hebel, Gestänge, Werkzeuge des nzen Maschinenorganismus in Bewegung gesetzt werden.

Wir unterscheiden drei Gruppen der Kraftmaschinen: 1. Diejenigen, die die irme des Brennstoffs durch ein Mittelglied, den Dampf zur Arbeitsumsetzung ngen (die stationären Dampfmaschinen, die Lokomobilen, die Dampfturbinen). Diejenigen, welche den Brennstoff unmittelbar entweder durch Explosion oder rbrennung zur Arbeitsleistung bringen: die Explosions= beziehungsweise Ver= nnungsmotoren (alle Arten von Gasmaschinen, der Dieselmotor und die anderen issigkeitsmotoren). 3. Diejenigen, die die Wärmemenge durch eine zweite Energie= m, die elektrische Energie hindurch in die dritte, die mechanische Arbeitslistung rführen (die Elektromotoren, als Gleichstrom=, Wechselstrom= oder Drehstrom= toren).

Auch die Konstruktionsarbeit dieser Kraftmaschinen steht unter dem Zeichen Rationalismus, entscheidend ist das Resultat der Rentabilitätsberechnung, die schinen sollen je nach ihren Verwendungsmöglichkeiten mit dem höchsten Nutz= ekt arbeiten.

Von diesen Dingen handelt das vorliegende Buch. Nach einer Einleitung übe[r] die allgemeinen Ursachen der zunehmenden Steigerung des Kraftbedarfes und de[r] Möglichkeit seiner Deckung in der Volkswirtschaft geht der Verfasser zu de[n] „Energieträgern“ über (Steinkohle, Braunkohle, Torf, flüssige Brennstoffe un[d] deren Derivate, gasförmige Brennstoffe, landwirtschaftliche und industrielle Abfall[-] produkte).

Der zweite und wichtigste Abschnitt handelt von dem Vergleich der Wärme[-] kraftmaschinen. Mit den Beobachtungsmitteln des Ingenieurs ausgerüstet, sprich[t] der Verfasser die einzelnen Betriebssysteme durch, veranschaulicht durch graphisch[e] Tabellen die Wirtschaftlichkeit der verschiedenen Kraftmaschinentypen. Zum Schlu[ß] folgen einige Beispiele der speziellen Kraftverbrauchsgebiete.

Was uns hier geschildert wird und was der Verfasser weit über den Durch[-] schnitt des zünftigen Technikers beherrscht, liegt auf dem Grenzgebiet zwische[n] Technik und Volkswirtschaft. Es werden die Wirkungen und Wechselbeziehunge[n] zwischen der Maschinenentwicklung und dem Wirtschaftsleben gekennzeichnet. Ein[e] Materie, die auch uns neue Probleme aufgibt, denn in der Ausbildung der Kraft[-] maschinen zu immer größeren Krafteinheiten und Kraftanlagen haben wir ein[e] sehr wichtige Entwicklungserscheinung des modernen Industrialismus zu kon[-] statieren. Ein machtvolles Hindrängen zum Großbetrieb und Riesenbetrieb. Au[ch] um die Herrschaft über diese „Energieträger“ kämpfen unsere Industriemagnaten und in den großen Wirtschaftskämpfen der Zukunft werden die in dem vorliegende[n] Buche mit Sachkenntnis behandelten Fragen mit eine bedeutsame Rolle spielen.

R. Wold[t]

Zeitschriftenschau.

„Der Kampf“ vom 1. Januar bringt einen Artikel von Otto Bauer üb[er] **„Galizische Parteitage“**. Nach der deutschen Partei haben die ukrainische und d[ie] polnische Partei ihren Parteitag abgehalten. Die Ruthenen (Ukrainer, Klein[-] russen) sind ein Agrarvolk mit nur ein paar Prozent industrieller Bevölkerung[;] das ganze industrielle Proletariat zählt nur 30 000 Köpfe, die noch dazu über un[-] zählige Kleinwerkstätten verteilt sind, denn die Anzahl der Selbständigen in Ge[-] werbe und Handel betrug 16 694 gegen 16 868 Arbeiter (im Jahre 1900). Für eine[n] proletarischen Klassenkampf nach westeuropäischer Art fehlen die Bedingungen. Da[-] gegen liefert die Bauernschaft der Sozialdemokratie Truppen. Die Bauern pro[-] duzieren für den eigenen Bedarf, haben kein Marktinteresse, das sie gegen di[e] Forderungen der Arbeiter einnähme, sie müssen vielmehr für ihren Geldbeda[rf] (Steuern, Salz, Geräte) selbst Lohnarbeit bei den Großgrundbesitzern verrichten[;] sie fühlen den Klassengegensatz zu den Gutsherren sehr tief, mit denen sie um de[n] Besitz von Wald, Weide und Wasser lange kämpften, und sind daher für die sozi[a-] listischen Lehren sehr empfänglich. Daneben kommt die Intelligenz in Betrach[t.] In Rußland, wo die überwiegende Mehrheit der Ruthenen wohnt, versucht d[ie] zarische Regierung seit langem die der russischen nahe verwandte ukrainisc[he] Sprache zu unterdrücken und auszurotten. Nur der Sturz dieses Absolutism[us] kann den Fortbestand der Nation sichern. Daher nähert sich die ukrainische I[n-] telligenz dem Sozialismus; sie nennen sich Sozialdemokraten, weil sie Revol[u-] tionäre sind.

Die ruthenische Sozialdemokratie erhält von diesen beiden Klassen, Intellige[nz] und Bauern — die polnischen Grundherren gegenüberstehen —, ein stark nati[o-] nales Gepräge. Das hindert sie nicht daran, mit der polnischen Partei zusamme[n-] zuarbeiten; bei dem Mangel an Organisation des eigenen Volkes finden vi[ele] ruthenische Intelligenzler in der polnischen Partei ein Betätigungsfeld. Sie weis[t]

f die Interessengemeinschaft — namentlich in Rußland — hin, wo eine Russi-
ierung der Ukrainer den Großrussen ein absolutes Übergewicht über die Polen
en würde (Großrussen 43 Prozent, Ukrainer 17 Prozent der Bevölkerung). Aber
letzter Zeit ist unter den Ruthenen eine Richtung emporgekommen, die die
hlagworte des Separatismus übernimmt, über Bedrückung durch die Polen in
ankenkassen und Gewerkschaften klagt und eine schärfere Tonart gegen die Polen
rlangt. Wo aber das ruthenische Parteiblatt nur 2000 Leser hat, ist es un-
glich, für jede Gewerkschaft ein besonderes ruthenisches Fachblatt zu schaffen.
Auf dem Parteitag in Lemberg stießen die beiden Richtungen aufeinander;
ter dem Eindruck Kopenhagens wagte auch die nationalistische Richtung nicht,
zum Separatismus zu gehen; dazu sind die ruthenischen Gewerkschaften auch
machtlos. Aber auch die von ihr geforderte schärfere Tonart gegen die Polen
rde vom Parteitag abgelehnt. Es verlautet, daß die nationalistische Minder-
t sich jetzt abspalten und eine neue Partei gründen will; frivoler wäre sicher nie
e Parteieinheit gesprengt worden, und jedenfalls ist die nationalistische Gefahr
ch nicht überwunden.

Das jüdische Problem ist für die galizische Sozialdemokratie sehr wichtig. In
lizien wohnen 811 000 Juden, mehr als 11 Prozent der Bevölkerung; sie be-
hen aus Kleinhandwerkern und Heimarbeitern, die noch eine besondere Nation
t eigenen Sitten und Traditionen, mit eigener Tracht und Sprache (Jargon)
den. Während in Westeuropa die Juden sich überall den Wirtsvölkern assimi-
rt haben, ist das in Osteuropa nicht der Fall. Natürlich wird das mit der kapi-
istischen Entwicklung kommen, die viele ehemalige Händler aus dem Lande
austreibt und die anderen zwingt, das Ghetto zu verlassen. Aber diese Assimi-
ion hat in Galizien kaum begonnen; daher hat die polnische Partei eine jüdische
ktion gebildet, die die Agitation unter den Juden im Jargon betreibt. Da-
ben ist aber eine „jüdische Sozialdemokratie" entstanden, die zuerst nicht in die
samtpartei aufgenommen wurde. Um die Gefahr, die daraus für die Reichs-
gswahlen entstand, zu beschwören, hat die polnische Partei sie als selbständige
rtei anerkannt und ihr die eigene jüdische Sektion angegliedert. Hier besteht
Gefahr, daß die neue Partei der Herd einer nationalistischen Agitation werden
rd, deren Forderungen die natürliche Assimilation erschweren werden.

Die polnische Sozialdemokratie steht auf einer höheren Entwicklungsstufe als
beiden anderen; ihr gehören moderne Proletarier, vor allem in Schlesien, und
Eisenbahner Galiziens an. Daneben spielt die Intelligenz eine große Rolle;
r allem durch die Verhältnisse Russisch-Polens, das den höchstentwickelten Volks-
l umfaßt. Hier leidet eine moderne Nation unter einer barbarischen Fremd-
rrschaft, die nicht nur alle Bürgerrechte verweigert, sondern auch die Volks-
rache in den Schulen. Daher muß als Gegendruck eine starke nationale Fär-
ng der polnischen Sozialdemokratie entstehen; über die Frage des Nationa-
smus ist sie in mehrere Fraktionen gespalten. Um so mehr fällt dadurch ihre
tellungnahme zu dem Separatismus ins Gewicht, der auf ihrem Kongreß ent-
hieden verurteilt wurde. Ein paar Stimmen, die sich gegen die Deutschen und
tschechischen Zentralisten wandten, blieben völlig vereinzelt.

In einem Artikel **„Zur nationalen Debatte"** polemisiert Ludo M. Hart-
ann gegen die Ausführungen Renners im vorigen Heft. Die Nationen und
r Kampf der Nationen bestehen nun einmal, und die Streitigkeiten, die inner-
lb der Sozialdemokratie über „nur zwei Fragen" herrschen, die Minoritäts-
hule und die Gewerkschaftsorganisation, bilden einen wirklichen nationalen
treit. Daher ist die Frage von Wichtigkeit, durch welche staatliche Organisation
n solcher Streit unmöglich gemacht werden wird. Die Konstituierung der Nation
nötig, ob man Österreich als lang- oder kurzlebig ansieht. Aber das Perso-
litätsprinzip Renners ist dazu nicht die geeignete Grundlage. Gerade in den
iden erwähnten Streitfragen tritt das Personalitätsprinzip auf. Die Separa-

tisten tun nichts anderes als das Personalitätsprinzip konsequent durchführen au Kosten der Zweckmäßigkeit der Gewerkschaftsorganisation. Ist es aber nach Renne nötig, daß die Arbeiter einer Werkstatt ein Regiment bilden, dann müssen sie si zuvor verständigen können, das heißt eine gemeinsame Sprache haben. Dasselb gilt für die Minoritätsschulen; sie sind vom Übel, weil sie den natürlichen Proze der Assimilation aufzuhalten suchen. Die Assimilation soll nicht ins Parte programm gehören, weil sie ein gesellschaftlicher Naturprozeß ist, der von unserem Willen unabhängig ist? Gerade deshalb gehört sie in unser Programm, wo wi die unvermeidlichen Tatsachen und notwendigen Ziele der Entwicklung feststelle und aussprechen, etwa wie die Vergesellschaftung der Produktionsmittel. Ist di Assimilation ein Naturprozeß, so bedeuten die Minoritätsschulen einen obrigkeit lichen Eingriff in diesen. Gewiß mag jeder sich zu der Nation bekennen, die e will. Aber müssen aus diesem freien Willen Pflichten des Staates erwachsen? Di Proklamierung des „individuellen Grundrechtes" klingt hier mehr nationalistisc als sozialistisch.

Über **„Die Kehrseite des Eigenhauses"** schreibt Rudolf Müller: Infolg der Wohnungsnot sind viele Versuche zur Abhilfe aufgekommen; Baugenossen schaften schossen, vor allem nach dem Inkrafttreten des Wohnungsfürsorgefonds wie Pilze aus der Erde, und bürgerliche Sozialreformer errichteten Zentralstelle und eine Zeitschrift für Wohnungsbau. Auch unter den Parteigenossen lassen sic viele dadurch mitschleppen. Von den 450 Baugenossenschaften (von denen ein Dritte im letzten Jahre gegründet wurden) sind eine Anzahl tätig, billige Mietwohnunge zu bauen, und gegen diese vernünftige Form ist kein Einspruch zu erheben. Abe daneben gibt es viele, die Eigenhäuser erbauen wollen. Sie wecken durch ihre o schwindelhaft rosigen Darstellungen in ihren Prospekten bei den Arbeitern völli undurchführbare Hoffnungen; sie reden auf die Arbeiter ein, wie sie spielen leicht ein eigenes Häuschen mit Garten erwerben können, wo die Kinder spielen und wo sie Gemüse- und Tierzucht betreiben können. Sind aber die Arbeiter ein mal darauf hereingefallen, so erfahren sie erst die vielen Bedingungen, Zahlunge und Verpflichtungen aller Art. Den unleugbaren Vorteilen stehen auch schwer Nachteile gegenüber. Meist sind die Kosten zu hoch; in der Nähe von Wien wir man auf jährlich 550 Kronen nebst allen Unkosten rechnen müssen. Um das au zubringen, muß sich der Arbeiter sonst viele Beschränkungen auferlegen; da solch Wohnungen weit vom Zentrum liegen, braucht er viel Fahrgeld zur Werkstat kann zum Essen nicht nach Hause kommen und schädigt damit seine Gesundhei Statt Freude bringt sein Heim ihm Kummer, Ärger und Sorge.

Aber auch für die gesamte Arbeiterklasse birgt das Eigenhaus schwere Ge fahren. Es untergräbt die Solidaritätsbestrebungen und Organisationen. Je meh Arbeiter bodenständig werden, um so mehr werden dem Klassenkampf entzogen um so geringere Aussichten haben die Kämpfe für Lohnverbesserungen. Bei Eisen bahnern zum Beispiel kann man beobachten, wie der Besitz eines eigenen Hause ihre Kampfkraft völlig lähmt. In ständiger Furcht, versetzt zu werden, wagen s es nicht mehr, durch Teilnahme am Organisationsleben nach oben Anstoß zu geben Wenn sie wenigstens Mitglieder auf dem Papier bleiben, ist es noch gut. Au erfordert das Haus viele Sorge, Anstrengung und vor allem Sparen — und m dem Sparen fängt man zuerst bei den Organisationsbeiträgen an. Die bürger lichen Kreise wissen sehr gut, weshalb sie die Bodenständigkeit der Arbeiter z fördern suchen; damit wecken sie den Eigentumsfanatismus und schädigen de Klassenkampf. Die Parteiorgane sollen sich aber von solchen Bestrebungen fern halten. Wo wir bauen, soll es nur zu Mietzwecken sein. Weiter sollen wir unsere Einfluß in den Gemeinden aufwenden, eine gesunde Wohnungspolitik zu förder Aber immer soll die Hauptsache sein, den Klassenkampf nicht zu verwässern.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.



Band Nr. 23 Ausgegeben am 8. März 1912 30. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Mrs. Partington.

↗ Berlin, 2. März 1912.

In der ausgezeichneten Rede, durch die Genosse Wurm die Reichstags-
batte über das Reichsamt des Innern einleitete, kam er darauf zu sprechen,
ß die Sozialdemokratie die Urheberin alles dessen sei, was sich bisher im
eiche an sozialen Reformen durchgesetzt habe. Damit ist er jedoch allen
irgerlichen Parteien ins Fettnäpfchen getreten, auch der Fortschrittlichen
olkspartei, deren Blätter sich über Wurms „kühne Behauptung" mächtig
ıfregen.

Ihnen stände es nun freilich am ehesten an, hübsch den Mund zu halten.
Sollten wir grausam sein und hier zusammenstellen, was die großen Helden
er Fortschrittspartei, die immerhin noch ganz andere Leute waren als ihre
pigonen, etwa 1865 in den Verhandlungen des preußischen Abgeordneten-
uses über die Koalitionsfrage oder 1869 in den Verhandlungen des nord-
eutschen Reichstags über die Gewerbeordnung zusammengeredet haben,
würde dieser gehässige Gallimathias heute wie ein Echo aus dem Narren-
uus klingen. Diesen Kummer wollen wir den neuen „Freunden" lieber
icht antun, aber wenn sie sich gar zu mausig machen, so gehört sich schon
n kleiner Klaps auf ihre vorwitzigen Finger.

Es sei deshalb nur in Kürze daran erinnert, wie die Fortschrittspartei
hon beim ersten Auftauchen der Koalitionsfrage im Jahre 1864 durch den
ürdigen Gneist die Arbeiter zu nasführen suchte, indem sie ihnen „Schutz-
aßregeln" gegen den Mißbrauch der Koalitionsfreiheit als notwendig ein-
eden wollte, oder wie sie Männer vom Schlage F. A. Langes aus ihren
eihen fortekelte, weil er verlangte, daß sie eine halbwegs objektive Haltung
ı der Agitation Lassalles einnehmen sollte, oder wie sie in den siebziger
ahren die sogenannten „Kathedersozialisten", Professoren, die just nicht
uf jedes blödsinnige Schlagwort des Manchestertums schwören mochten,
en Kultusministerien denunzierte, oder wie noch in den achtziger Jahren

ein großes Fortschrittslicht verwundert fragte, was denn die Arbeiter vie
zu klagen hätten, da ja die Kinder der Hohenzollern auch ein Handwer
erlernen müßten, und ein noch größeres Fortschrittslicht, kein Geringere
als der große Eugen Richter, den Widerstand Bismarcks gegen den gesetz
lichen Schutz der Kinderarbeit mit dem Jubelschrei begrüßte, wenn der Her
Reichskanzler immer so vernünftig sein wolle, würde er keine getreuere
Mannen finden als ihn und seinesgleichen. Nun hat zwar Herr Doorman
als fortschrittlicher Redner neulich im Reichstag die jahrzehntelangen Tra
ditionen seiner Partei in dieser Frage verleugnet, aber auf dies erste leis
Zeichen einer ungemein verspäteten Besserung sich nun gleich als Trieb
rad der Sozialreform auszuspielen, das will uns doch etwas verwegen er
scheinen.

Es steht nicht anders mit den anderen bürgerlichen Parteien, auch wen
sie sich nicht mit der banausischen Beschränktheit eines Eugen Richter zu de
Problemen der Sozialpolitik verhalten haben. Ja, unter gewissem Gesichts
punkte könnte man selbst sagen, daß jene banausische Beschränktheit imme
noch den sentimentalen Krokodilstränen vorzuziehen sei, die die Landlords
über das Elend der Fabrikarbeiter oder die Fabriklords über das Elend de
Landarbeiter vergossen. Immer, wo eine bürgerliche Partei mit sozialrefor
matorischen Redensarten um sich geworfen hat, geschah es zu dem edle
Zwecke, dem guten Freunde und getreuen Nachbarn ein Bein zu stellen; di
Wahrheit des englischen Sprichwortes, daß die Barmherzigkeit im eigene
Hause beginnt, blieb ihnen allen verborgen. Endlich die Regierung befan
sich stets in gleicher Verdammnis. Sie hat wohl mit dem Feuer gespielt
solange sie es durfte, ohne sich die Finger zu verbrennen, aber sie hat da
Feuer nie so weit genährt, daß auch nur der Ärmste sich ein Süpplein dara
kochen konnte; erst als die Sozialdemokratie mit der Peitsche hinter sie kam
ist sie auf die Beine gekommen, und auf was für lahme und langsame Beine

Gesetzt, es hätte nie eine deutsche Sozialdemokratie gegeben, so hätte di
deutsche Gesetzgebung noch kein Atom sozialer Reformen gesehen. Und ge
setzt, daß die deutsche Sozialdemokratie heute vom Erdboden verschlunge
würde, so würde das ganze Gerede von der Sozialreform, worin sich di
bürgerlichen Parteien heute berauschen, in demselben Augenblick für sie ei
fader Scherz von vorgestern. Dies feststellen heißt nicht einmal einen sitt
lichen Vorwurf gegen die herrschenden Klassen richten, sondern es heißt nu
ihr historisches Wesen richtig erkennen. Noch nie hat eine ausbeutende, herr
schende, unterdrückende Klasse das Los der von ihr ausgebeuteten, be
herrschten, unterdrückten Klasse aus freiem Antrieb erleichtert; sie hat e
immer nur getan, soweit sie es getan hat, unter dem Drucke der Ausge
beuteten, Beherrschten und Unterdrückten. Und je stärker und unwidersteh
licher dieser Druck war, um so eher hat sie sich dazu bequemt. Hätten di
deutschen Arbeiter vor vierzig Jahren den Rat von Rodbertus befolgt, nu
„im tiefsten Frieden“ mit den herrschenden Klassen an der Hebung ihre
Klassenlage zu arbeiten, so hätten sie heute noch nicht so viel erlangt, wi
ein Spatz auf der Spitze seines Schwanzes davontragen kann.

Wenn es anders keine Regel ohne Ausnahme geben soll, so muß auch se Regel ihre Ausnahme haben, das heißt, die historische Tatsache, von wir eben sprachen, ist eine Regel, die in aller Geschichte keine einzige snahme hat. Darüber sind sich alle, auch alle bürgerlichen Historiker ig, soweit sie nicht bloß eine gewissenlose Reklame für die herrschenden ıssen betreiben, und für Deutschland hat sich bekanntlich sogar Bismarck ıu bekannt. Es hat früher wohl in der bürgerlichen Geschichtschreibung zelne Pracht- und Prunkstücke gegeben, durch die bewiesen werden sollte, ; herrschende Klassen freiwillig auf ihre Vorrechte verzichtet hätten, um heroischen Schwunge ihre Klasseninteressen dem nationalen Interesse opfern. Aber je genauer man diese Herrlichkeiten geprüft hat, um so ıiger ist von ihnen übrig geblieben. Es sei nur an das berühmteste Bei- el dieser Art erinnert, die Augustnacht der französischen Nationalver- ımlung von 1789, von der Genosse Cunow in seinem Buche über die nzösische Revolution urkundlich nachgewiesen hat, daß sie kein leuchtender ımmenstoß antiken Heroismus, sondern eine eigensüchtige Tragikomödie oesen ist, durch die die Junker nur preisgaben, was für sie längst ver- en war, um noch zu guter Letzt die Bauern gründlich übers Ohr zu hauen.

Ist dem nun aber so, wie kommen die bürgerlichen Parteien dazu, sich die Urheberinnen der Sozialreform auszuspielen, die es im Deutschen iche gibt? Erkennt man den richtigen Zusammenhang der Dinge, so ist Sache sehr einfach. Da sie sich nur unter einem unwiderstehlichen Drucke ı außen her an solche Aufgaben begeben, so tun sie nicht mehr, als sie h ihrer Meinung schlechterdings tun müssen; sie bemessen das Nötige s knappste und ganz unzulängliche Maß, oder richten es in höchst un- ıktischer Weise ein, oder stellen gar nur ein Schaugericht her, das scheinbar Interessen des Proletariats, tatsächlich aber die Interessen des Kapita- nus fördert. Vergebens weisen die sozialdemokratischen Abgeordneten hin den richtigen Weg; sie haben, solange es eine sozialdemokratische Reichs- sfraktion gibt, keine Mühewaltung gescheut, die bürgerlichen Parteien es Besseren zu belehren, aber gewöhnlich ganz ohne Erfolg. Das erklärt wiederum einfach genug. Die bürgerlichen Parteien werden nur durch Angst vor den aufrührerischen Massen gebändigt, und wo diese Angst hört, würde selbst die Beredsamkeit eines Demosthenes an ihren Klassen- eressen scheitern. So flicken und stückeln sie denn sozialpolitische Gesetze ammen, die den berechtigten Forderungen der arbeitenden Klassen weit- ; nicht entsprechen oder ihnen selbst überwiegend widersprechen, so daß sozialdemokratischen Abgeordneten gezwungen sind, gegen sie zu stimmen. d daher stammt die wunderbare Mär, daß die bürgerlichen Parteien von ialreformatorischem Drange überfließen, ihn aber nur unter dem Wider- ıd der Sozialdemokratie betätigen können.

Das einzig Erfreuliche an diesem Schwindel ist, daß er auf die arbeiten- : Klassen niemals den geringsten Eindruck gemacht hat. Er ist gar zu ıchsichtig und schon vor achtzig Jahren, lange ehe es eine deutsche Arbeiter- oegung gab, von einem englischen Politiker in einer witzigen Parabel ge-

brandmarkt worden. Es handelte sich damals um die Reformbill von 183 die von den privilegierten Klassen in ähnlicher Weise verkümmert werd sollte, wie heute die sozialen Forderungen der arbeitenden Klassen, sowe sie überhaupt die Berücksichtigung der besitzenden Klassen finden, von dies verkümmert zu werden pflegen. Daraufhin sagte Sydney Smith in ein Arbeiterversammlung in Taunton: „Im Winter 1824 gab es großen Stur in Sidmouth, die Flut stieg zu unglaublicher Höhe, die Wellen stürzten s auf die Häuser und bedrohten alles mit Verderben. Inmitten dieses e habenen und furchtbaren Unwetters sah man Madame Partington, die a Strande lebte, vor der Türe ihres Hauses mit Scheuerlappen und Übe schuhen das Seewasser ausringen und eifrig den Atlantischen Ozean fo fegen. Der Ozean wütete. Auch Mrs. Partington war im Zorn, aber brauche Ihnen nicht zu sagen, daß es ein ungleicher Kampf war. Der Atla tische Ozean schlug Mrs. Partington. Sie war unübertrefflich in einer Pfü oder Lache, aber mit dem Sturm hätte sie sich nicht einlassen sollen. Mei Herren, seien Sie getrost, seien Sie ruhig und fest. Sie werden Mrs. Pa tington schlagen." Die Arbeiter hörten auf diesen Rat, und durch eini revolutionäre Stöße brachten sie die Reformbill in den Hafen.

Die bürgerliche Sozialpolitik in Deutschland ist nun auch so eine richti Mistreß Partington. Mit ihren Scheuerlappen und Überschuhen will sie di oder jene Lache austrocknen, aber sie sollte sich nicht lächerlich machen, inde sie dadurch den Sturm der revolutionären Arbeiterbewegung überflüg haben will.

Wagner der Erlöser.

Von **Rudolf Franz.**

(Schl

IV.

Man errötet vor Scham für den Bürger Wagner, wenn man seine E innerungen liest und immer wieder auf die Versicherung stößt, wie kalt i im Grunde die deutsche Revolution und besonders der Dresdener M aufstand mit allem Drum und Dran gelassen habe, und wie er sich di Sache nur aus ästhetischem Interesse an den „sonderbaren" und „u erhörten" Vorgängen angesehen habe, ohne auch nur einen Augenblick dar zu denken, selbst in die Entwicklung einzugreifen. Er bewunderte Bakun Heusler und die anderen Kämpfer, und er selber stelzte auf den Barrikad umher wie ein Scherlscher Reporter. Der naiven Äußerungen, die das h angedeutete Empfinden des Ästheten gegenüber der Revolution zum d stischen Ausdruck bringen, sind so viele, daß ich es vorziehe, keine aus wählen. Und immer wieder taucht dazwischen auch die Versicherung a daß alles Interesse, das Wagner besonders nach den ersten Erfolgen Aufständigen für die Bewegung faßte, nur auf die Erlösung des Theat zielte. In seiner langjährigen Kapellmeisterlaufbahn an den verschmiert deutschen Bühnen hatte Wagner einen sehr berechtigten Ekel gegen Theaterwirtschaft bekommen. Aber auch hier dachte er keinen Augenblick einen Versuch zur Hebung des Standes, sondern nur an eine „Revolu

rung“ des Kunstbetriebs aus himmlischen Höhen. Wagner besaß ein un-wüstliches und zweifellos naiv ehrliches Vertrauen zu den deutschen Mon-hen, speziell zu seinem angestammelten, hinter dessen Equipage er ein-l buchstäblich herlief, bis er sich heiser geschrien (S. 428 der „Erinne-ngen“). Das war im März 1848 nach der Berufung des liberalen Mini-riums, durch die der Untertan Wagner „wahrhaft gerührt“ wurde. Wenn sich nun trotz aller Loyalität beständig in seiner Stellung als Kapell-ister der Dresdener Hofoper durch naive und tragikomische halbpolitische tgleisungen kompromittierte, so wurde er dazu durch mehrere persönliche ünde gedrängt. Ganz richtig schreibt ein Wagnerinterpret über des isters Erfahrungen kurz vor 1848: „... Die schweren Enttäuschungen gen auch nicht wenig zu seiner Stellungnahme in der Aufstandszeit 18/49 beigetragen haben.“ Man muß bedenken, was die deutschen Höfe n Komponisten zu bieten wagten. Den „Tannhäuser“ hatte er dem iedrich Wilhelm IV. von Preußen widmen wollen, um das Werk über-upt auf die Berliner Oper bringen zu können. Die Generalintendantur königlich preußischen Hofmusik (ein Titel, der heute ganz von selbst irisch klingt) antwortete, es empfehle sich, das Bekanntwerden Seiner ajestät mit dem fraglichen Werke zunächst einmal dadurch zu ermöglichen, ß Herr Wagner einiges daraus für Militärmusik arrangiere, was nn dem König während der Wachtparade zu Gehör gebracht werden e. Das Verhalten der Berliner Hofoper gegen Wagner — einschließlich ner späteren und jetzigen Ausschlachtung zu Liebhaberpreisen — ist auch st ein überaus skandalöses Kapitel.

Ferner ist neben dem Theaterekel, der ihm seine sichere Existenz völlig leidete, der chronische Dalles zu nennen, an dem Wagner dank seinem dürfnis eines gewissen Luxus selber mit schuld war. Noch mehr vielleicht r die qualvolle Ehe für ihn ein Grund, sein' Sach' auf nichts zu stellen d, wie er immer wieder betont, sich von der Entwicklung treiben zu lassen. e recht nüchterne Schauspielerin Minna Planer, von proletarischer Her-ift, ist stets eine Fessel am Fuße des phantastischen Künstlers gewesen, nur durch häufige und lange Trennung von ihr — ohne daß er sich aber einer dauernden Scheidung aufgerafft hätte! — die Ehe mehrere Jahr-nte lang dahinschleppte.

In ihren Einzelheiten sind übrigens die Schilderungen Wagners von n Dresdener Unruhen höchst lebendig und anschaulich, wie überhaupt diese innerungen, trotz Wagners gewagtem Periodenbau, der manchmal zu lligen Entgleisungen führt, eine bemerkenswerte stilistische Leistung und Künstlerdokument von Bedeutung darstellen.

Was wir schon aus seinen Schriften, besonders aus jener über „Kunst d Revolution“ (Feuerbach gewidmet) wußten, bestätigen die Aufzeich-ngen des „Revolutionärs zugunsten des Theaters“ (über diese Benennung chwert er sich schon damals): daß nämlich Wagner mit dem Worte „Re-lution“ einen sehr bescheidenen Begriff verband; und der Titel jener hrift ist nicht nur für den spekulierenden Verleger Wigand in Leipzig eführend gewesen, der 1849 die Schrift des Züricher Flüchtlings in der ffnung auf „ergiebigen Skandal“ übernahm. Um gegen Wagner gerecht sein, muß man natürlich anerkennen, daß es ihm mit der Kunst, die er inte, heiligster Ernst war, und daß diese Kunst sich allerdings erst ein

neues Theater schaffen mußte. Daher auch Wagners Verzweiflung, s Alles-oder-Nichts-Standpunkt, der ihn scharf von jenem literarischen Deuts land trennt, über das Heine in der „Romantischen Schule" schreibt:

...Wenn in Deutschland die Revolution ausbrach, so hatte es ein Ende Theater und Theaterkritik, und die erschreckten Novellendichter, Komödianten u Theaterrezensenten fürchteten mit Recht, „daß die Kunst zugrunde ginge".

Der wechselnde Aufenthalt Wagners in den nächsten Jahren nach Flucht aus Deutschland, wo er dem Schicksal der Bakunin, Heubn Röckel usw. nur wie durch ein Wunder entgangen war, muß jedenfalls Frankreich zu Eindrücken geführt haben, die den fröhlich-verzweifelt Vaterlands- und Weltflüchtling noch eine Weile in Spannung auf die po tische Entwicklung erhielten. Er unterlag, wie so viele kleinbürgerliche „S zialisten", der Illusion, die sich auf die ersehnten Wahlen von 1852 gründ und durch den Staatsstreich von 1851 so jämmerlich zerstört wurde. Wagn bekennt selbst, im Frühjahr 1850 von der „sogenannten sozialdemokratisch Partei" einen großen Eindruck gewonnen zu haben, und es ist ergötzl zu sehen, daß die Herausgeber der „Erinnerungen" über die Seite 568, in der Tat nur von dieser „sozialdemokratischen" Schwärmerei handelt, vorsichtige Inhaltsangabe „Hochgehende Stimmung" gesetzt haben. Ergö lich, wenn man bedenkt, was für harmlose Leutchen diese „Sozialdem kraten" waren, deren „würdiges Benehmen, fern von allem tumultuarisch Wesen", Wagner so große Hoffnungen erweckte. Sehen wir zu, wie Ma im „18. Brumaire des Louis Bonaparte" diese Sozialdemokraten à Wagner und damit auch diesen Wagner à la Sozialdemokrat kennzeichn Es handelt sich um die Montagne der gesetzgebenden Nationalversammlu die am 29. Mai 1849 zusammentrat. Montagne:

Diesen parlamentarischen Taufnamen hatte sich die sozialdemokr tische Partei gegeben. Sie verfügte über mehr als 200 von den 750 Stimmen Nationalversammlung.... Sie zählte beinahe alle Deputierten von Paris un sich, die Armee hatte durch die Wahl von drei Unteroffizieren ein demokratisch Glaubensbekenntnis abgelegt.... Die Montagne schien also am 29. Mai 1849, den unvermeidlichen Kollisionen der Royalisten unter sich und der gesamten O nungspartei mit Bonaparte, alle Elemente des Erfolges vor sich zu haben. Vi zehn Tage später hatte sie alles verloren, die Ehre eingerechnet.

Aber das merkten freilich die Wagnersozialdemokraten selber keineswe

Jeder erträgliche Beobachter, meint dagegen Marx, ...mußte ahnen, daß Revolution eine unerhörte Blamage bevorstehe. Es genügte, das selbstgefälle Siegsgekläffe zu hören, womit die Herren Demokraten sich wechselseitig zu Gnadenwirkungen des 2. Mai 1852 beglückwünschten. Der 2. Mai 1852 war ihren Köpfen zur fixen Idee geworden, zum Dogma, wie der Tag, an dem Chris wiedererscheinen und das tausendjährige Reich beginnen sollte, in den Köpfen Chiliasten.... Der 2. Dezember traf sie wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himm

In der Tat, auch nach Wagner schien dem Jahre 1852 „die Bedeutu eines unerhörten Umschwunges beigelegt werden zu müssen", und er wartete felsenfest „eine heroische Wendung der menschlichen Angeleg heiten", einen „unermeßlichen Umschwung". Und als sich der Erfolg Staatsstreichs befestigte,

und das, was vorher kein Mensch für möglich gehalten hätte, mit allem A schein der Dauer sich begründete, wandte ich (Wagner) mich mit der Gleichgült

[...]t, wie von einem Geheimnis, dessen Ergründung uns nicht der Mühe wert dünkt, [...]n der Erforschung dieser rätselhaften Welt ab.

Auch Wagner war eben **kein** „erträglicher Beobachter“, und auch er [v]erlor alles Verständnis der Gegenwart über der tatlosen Verhimmelung [de]r Zukunft“.

Woher rührte die unerhörte Blamage der Revolutionäre à la Wagner? [D]ie Struktur der Montagne, von Marx erklärt, gibt uns Aufschluß:

[„]Der koalisierten Bourgeoisie gegenüber hatte sich eine Koalition zwischen [Kl]einbürgern und Arbeitern gebildet, die sogenannte **sozialdemokratische** [Pa]rtei. Die Kleinbürger sahen sich nach den Junitagen 1848 schlecht belohnt.... [Si]e näherten sich daher den Arbeitern.... Ein gemeinschaftliches Programm [wu]rde entworfen, gemeinschaftliche Wahlkomitees wurden gestiftet und gemein[sch]aftliche Kandidaten aufgestellt. Den sozialen Forderungen des Proletariats [wu]rd die revolutionäre Pointe abgebrochen und eine demokratische Wendung [ge]geben, den demokratischen Ansprüchen des Kleinbürgertums die bloß poli[tis]che Form abgestreift und ihre sozialistische Pointe herausgekehrt. So entstand [di]e **Sozialdemokratie**. Die neue **Montagne**, das Ergebnis dieser Kom[bi]nation, enthielt, einige Figuranten aus der Arbeiterklasse und einige sozialistische [Se]ktierer abgerechnet, dieselben Elemente wie die alte Montagne, nur numerisch [ve]rstärkt. **Aber im Laufe der Entwicklung hatte sie sich ver[ä]ndert mit der Klasse, die sie vertrat. Der eigentümliche [C]harakter der Sozialdemokratie faßt sich dahin zusammen, [da]ß demokratisch-republikanische Institutionen als Mittel [ve]rlangt werden, nicht um zwei Extreme, Kapital und Lohn[ar]beit, beide aufzuheben, sondern um ihren Gegensatz ab[zu]schwächen und in Harmonie zu verwandeln.** Wie verschiedene [M]aßregeln zur Erreichung dieses Zweckes vorgeschlagen werden mögen, wie sehr [er] mit mehr oder minder revolutionären Vorstellungen sich verbrämen mag, der [In]halt bleibt derselbe. **Dieser Inhalt ist die Umänderung der Ge[se]llschaft** auf demokratischem Wege, aber eine Umänderung **innerhalb [de]r Grenzen des Kleinbürgertums**. Man muß sich nur nicht die [bo]rnierte Vorstellung machen, als wenn das Kleinbürgertum prinzipiell ein [eg]oistisches Klasseninteresse durchsetzen wolle. Es glaubt vielmehr, daß die **be[so]nderen** Bedingungen seiner Befreiung die **allgemeinen** Bedingungen [sin]d, innerhalb deren allein die moderne Gesellschaft und der Klassenkampf ver[mi]eden werden kann. Man muß sich ebensowenig vorstellen, daß die demokratischen [Re]präsentanten nun alle shopkeepers (Krämer) sind oder für dieselben schwärmen. [Si]e können ihrer Bildung und ihrer individuellen Lage nach himmelweit von [ih]nen getrennt sein. Was sie zu Vertretern des Kleinbürgers macht, ist, daß sie im [Ko]pfe nicht über die Schranken hinauskommen, worüber jener nicht im Leben hin[au]skommt, daß sie daher zu denselben Aufgaben und Lösungen theoretisch getrieben [we]rden, wohin jene das materielle Interesse und die gesellschaftliche Lage praktisch [tre]iben. Dies ist überhaupt das Verhältnis der **politischen** und **litera[ri]schen Vertreter** einer Klasse zu der Klasse, die sie vertreten.

Ich habe geglaubt, diese glänzende Charakteristik der kleinbürgerlichen [Po]litik möglichst restlos hierhersetzen zu müssen, weil sie zugleich eine [C]harakteristik Wagners enthält, und weil obendrein der „18. Brumaire“ [m]it seiner genialen Fülle der Erkenntnis zu Anfang 1852, also in einer [Z]eit verfaßt ist, wo Wagner sich noch nicht einmal vom ersten Staunen über [de]n 2. Dezember erholt hatte, Wagner, den die Wiener „Arbeiterzeitung“ [vo]r einiger Zeit den größten Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts [ne]nnte.

V.

Als Wagner allmählich zur Besinnung über den Staatsstreich des Louis Bonaparte gekommen war, bemächtigte sich seiner „eine außerordentliche Niedergeschlagenheit, in welcher sich die Enttäuschung über den äußeren Verlauf der Weltgeschicke auf sonderbare Weise mit der ... Reaktion gegen die Übertreibungen der Wasserkur ... zur Geltung brachte". Das Resultat war schließlich die Um- und Ausarbeitung des „Ringes", durch die „namentlich das letzte Stück solche bedeutende Erweiterungen, wie sie jetzt der unverhohlener dargelegten Bedeutung des Ganzen entsprachen, erhielt". Wotan ist jetzt der Held,

> dessen Sinn nach Macht dürstet und der, indem er alle Wege geht, sie zu gewinnen, sich durch Verträge bindet, seine Freiheit verliert und in den Fluch, welcher auf der Macht liegt, verflochten wird.... Da ekelt ihn endlich vor der Macht, welche das Böse und die Unfreiheit im Schoße trägt: sein Wille bricht sich, er selbst verlangt nach dem Ende, das ihm von ferne droht.

Und weiter heißt es über Siegfried und seine Taten, und wie er zuletzt

> untergeht, den ganzen Himmel mit seinem Feuerglanz entzündend und die Welt vom Fluche reinigend — dies alles schaut der Gott ... voller Wonne am eigenen Unterliegen, voll Mitfreude und mit Mitleiden mit seinem Überwinder. Sein Auge liegt mit dem Leuchten einer schmerzlichen Seligkeit auf den letzten Vorgängen: er ist frei geworden in Liebe, frei von sich selbst.

So schrieb einst Nietzsche, als er noch Wagnerianer war. Schopenhauerisch ausgedrückt:

> Uns wird doch wohl keine Scheu vor der stets bleibenden Stimmenmehrheit der Gemeinheit und Plattheit abhalten, zu bekennen, daß die größte, wichtigste und bedeutsamste Erscheinung, welche die Welt aufzeigen kann, nicht der Welteroberer ist, sondern der Weltüberwinder....

Daß es noch eine dritte Erscheinung gibt, die weltenschöpfende Arbeit, war dem Philosophen wie dem Komponisten verborgen und ist ihren Jüngern höchst ärgerlich.

Nun hat ja derselbe Nietzsche, der einst so wagnerianisch über Wotan schrieb, späterhin gerade den Fall Wotan weidlich verhöhnt und besonders den Umschwung der Tendenz gegeißelt, der, wie wir nun wissen, der politischen Verzweiflung zu danken ist, während Wagner die Schopenhauersche Philosophie, der Nietzsche die Schuld gibt, erst später kennen lernte, wie er denn 1854 an Liszt über Schopenhauer schrieb:

> Sein Hauptgedanke, die endliche Verneinung des Willens zum Leben, ist von furchtbarem Ernste, aber einzig erlösend. Mir kam er natürlich nicht neu, und niemand kann ihn überhaupt denken, in dem er nicht bereits lebte. Aber zu dieser Klarheit erweckt hat ihn mir erst dieser Philosoph.

So war ja auch Schiller — auf dessen Verwandtschaft mit Wagner wir noch kommen — schon lange Kantianer, ehe er Kant kennen lernte.

Nietzsche charakterisiert die Wagnerisierung Wotans folgendermaßen:

> Was geschah? Ein Unglück. Das Schiff fuhr auf ein Riff, Wagner saß fest. Das Riff war die Schopenhauersche Philosophie; Wagner saß auf einer konträren Weltansicht fest. Was hatte er in Musik gesetzt? Den Optimismus. Wagner schämte sich. Noch dazu einen Optimismus, für den Schopenhauer ein böses Beiwort geschaffen hatte — den ruchlosen Optimismus. Er schämte sich noch einmal. Er besann sich lange, seine Lage schien verzweifelt.... Endlich dämmerte ihm ein Au

eg: das Riff, an dem er scheiterte, wie? wenn er es als Ziel, als Hinterabsicht, s eigentlichen Sinn seiner Reise interpretierte? Hier zu scheitern — das war ich ein Ziel. Bene navigavi, cum naufragium feci ... (Ich bin gut gefahren, da) gescheitert bin.) Und er übersetzte den „Ring" ins Schopenhauersche. Alles uft schief, alles geht zugrunde, die neue Welt ist so schlimm wie die alte: — das ichts, die indische Circe winkt.... Brunhild, die nach der älteren Absicht sich it einem Liede zu Ehren der freien Liebe zu verabschieden hatte, die Welt auf ne sozialistische Utopie vertröstend, mit der „alles gut wird", bekommt jetzt etwas deres zu tun. Sie muß erst Schopenhauer studieren; sie muß das vierte Buch r „Welt als Wille und Vorstellung" in Verse bringen. Wagner war erlöst.... len Ernstes, dies war eine Erlösung. Die Wohltat, die Wagner Schopenhauer rdankt, ist unermeßlich. Erst der Philosoph der décadence gab den Künstler der cadence sich selbst. — — —

Obwohl nun, wie gesagt, Wagner unabhängig von Schopenhauer zu nem Richtungswechsel gekommen ist, trifft der letzte Satz Nietzsches den-ch zu, denn Wagner erzählt, daß er zwei Jahre später Schopenhauers uptwerk las, es war im Herbst 1854:

Ich blickte auf mein Nibelungengedicht und erkannte zu meinem Erstaunen, ß das, was mich jetzt in der Theorie so befangen machte, in meiner eigenen etischen Konzeption mir längst vertraut geworden war. So verstand ich erst selbst inen „Wotan" und ging nun erschüttert von neuem an das genauere Studium s Schopenhauerschen Buches.

Der „Ring des Nibelungen" ist nun auch im einzelnen zu sehr echter agner, als daß man ihn nicht noch mit einigen Randglossen bedenken llte. Von der deutschen Nibelungensage ist der Rhein untrennbar, lcher eine Hauptverkehrsstraße war und immer mehr dazu wurde. In ser seiner Bedeutung muß auch der tiefste Grund zu dem Hortmotiv cken. Nicht in dem Rhein, sondern an dem Rhein liegt das Rheingold: i den Handelsniederlassungen an seinen Ufern. Bei den Rheinfranken ucht ja auch die Siegfriedsage zuerst auf. Daher auch ein gewisser anti-ammonistischer Zug im alten Nibelungenlied wie in Wagners ssung. Die Entstehung der Sage fällt zweifellos in die Zeit des Auf-knmens der Geldwirtschaft, denn der Fluch gegen das Gold ist allen Lite-ruren von dem Zeitpunkt an gemeinsam, wo ihre Schöpfer am eigenen ibe den Fluch des Goldes erfuhren. Homer kennt bezeichnenderweise nur naive Freude an kostbarer Habe und an ihrem Verschenken.

Aber die Sitte der Gastfreundschaft nimmt rasch ein Ende, sobald die Waren-oduktion beginnt, das Produzieren zum Verkauf, sobald ein Markt für die schiedenen Produkte sich auftut. Die einzelnen Wirtschaften kommen nun in die ge, ihre Überschüsse gegen Geld umzutauschen, jenen großen Erzeuger von cht, von dem man nie zu viel haben kann, der nicht verdirbt, der sich auf-ufen läßt. An Stelle der Freude des Mitteilens vom Überschuß tritt die Freude Aufspeichern von Schätzen, die Freigebigkeit wird getötet durch die Habsucht. utsky, „Vorläufer", I, S. 54.)

Damit ist der Gegensatz zwischen Homer und dem Nibelungenlied ge-en. Und in diesem Gegensatz ruht vielleicht der Grund, weshalb man z allgemein doch dem Homer den Preis der Schönheit zuzusprechen pflegt. Schon die griechischen Tragiker, besonders Sophokles in der „Antigone", d zahllose spätere Dichter donnern gegen den Mammon. Daß Wagner r mittut, ist also nicht verwunderlich. Aber im Grunde ist es ihm dabei

nicht so sehr um das Gold zu tun, das ihm vielmehr nur als Symbol de Macht dient. Wagner dachte gar nicht daran, im Kapitalismus die Wurz alles Übels zu sehen. Man darf sich nicht durch Nebenzüge — wie d Knechtung und Ausbeutung der Nibelungen durch Alberich (den einzige Fall, der die Bezeichnung Kapitalismus rechtfertigt!) oder Fafners Liege und Besitzen usw. — verführen lassen, eine antikapitalistische oder auch n ausgesprochen antimammonistische Tendenz in der Ringtragödie zu ve muten. Man bedenke auch, daß Wagner sich über die Tendenzen sein Werke eingehend auszusprechen pflegte. Auf die Notwendigkeit der „E lösung" zum Beispiel weist er ja immer wieder hin, und die ist denn au wie überall, so im „Ring" der Weisheit letzter Schluß. Ganz falsch ist d Satz aus jenem Artikel der Erfurter „Tribüne":

> Wenn aber dann die „Götterdämmerung", das heißt also das Ende der gege wärtigen Herrlichkeit der oberen Zehntausend, hereingebrochen sein wird, werd wieder gerechtere, natürlichere Zustände herrschen, indem denen da unten zurü kommt, was ihnen von Rechts wegen gehört.

Die Rheintöchter wären demnach die — Proletarier! Sie sind ab natürlich nur Geister der Natur, und der Natur soll man — nur so ist deuten, wenn denn einmal gedeutet werden soll — ihre Schätze lass Zurück (mit diesen Schätzen) zur Natur! das ist so eine Nebenparole d Erlösungsbrünstigen. Tatlose Resignation! Pietismus und Quietism reichen sich die Hand. Siehe den Buddhismus. Siehe den urchristlich Kommunismus. Siehe dieser beiden Ismen modernste Ausläufer: Tolst und Wagner.

Also mit dem Antikapitalismus Wagners ist es nichts; desgleichen m seinem Sozialismus. Wagner ist im allerbesten Falle ein verspäteter Vo läufer des Sozialismus: freilich ein sehr dehnbarer Begriff und f einen Zeitgenossen von Marx wahrlich kein Ehrentitel. Mit solchem „Soz lismus" sind die herrschenden Klassen begreiflicherweise vollkommen e verstanden, wie ja eben ihre Wertschätzung Wagners beweist.

Ein anderer Punkt, auf den noch hinzuweisen wäre, ist folgender.

Bekanntlich hat das klassische Nibelungenlied des Mittelalters zwei ge wissermaßen heterogene Sagen vereinigt. Wie weit dabei mythische u historische Bestandteile sich vermischt haben (neuerdings sucht man auch d Fall Siegfried nicht mehr mythisch, sondern aus der Geschichte der Me winger zu erklären, wie ja von jeher den Fall Kriemhild aus jener d Burgunden), das mag hier außer acht bleiben. Wichtig ist nur, daß ie alte Sage den Siegfried ungerächt fallen ließ. Wie ein bürgerlic Literarhistoriker ziemlich treffend sagt:

> Nach altgermanischer Anschauung ist das Band der Blutsverwandtsch heiliger als das der Ehe; die veränderten sittlichen Anschauungen, wonach ie Ehe heiligere und höhere Verpflichtungen mit sich brachte, legten Kriemhild ie Pflicht der Blutrache für ihren Gemahl auf.

Man braucht hier bloß die Verwandtschaftsorganisation auf ihren ö nomisch-sozialen Untergrund zurückzuführen, so hat unser Historiker ll kommen recht. Überhaupt sind ja, zumal in dem mittelhochdeutschen Ne lungenlied, alle Teile, Mythos wie Historie, mit den „christlichen" r rungenschaften des ersten Jahrtausends überarbeitet. Wagner aber h sich nicht an das mittelhochdeutsche Nibelungenlied, sondern an die Völsun

ge, in der übrigens, um die Rache an den Nibelungen zu erklären, Brun-
ld zur Schwester des Atli (Etzel) gemacht wird, so daß dieser ihren Tod,
r übrigens freiwillig ist, da sie dem ermordeten Gatten Siegfried folgt,
 den Nibelungen rächen muß. Außerdem ließ nun Wagner die ganze
Rache", diese christliche Fortsetzung von echt „christlicher" Art (die deutlich
igt, wie sich das Christentum überall den gegebenen Anschauungen an-
passen vermochte) gänzlich fort. Trotz dieser Vermeidung der christlichen
assung und Fortsetzung des Nibelungenstoffs pfropfte Wagner
ine urchristliche Ethik auf den heroischen Stoff. Darin
egt der heillose Zwiespalt des „Ringes", und darin erkennen wir zugleich
ieder den Kleinbürger des neunzehnten Jahrhunderts. Wagner nutzte
e Verknüpfung Odins mit dem Völsungengeschlecht, wie sie die Völsunga-
ge bot, aus, um Odin zum Helden mit urchristlicher Erlösungstendenz
nzuarbeiten. Er folgte dabei allerdings, wenn er sich auch der weniger
om Christentum berührten nordischen Sage bediente, doch einem christ-
chen Einfluß. Ursprünglich nämlich ist ragna rok nur das „Götter-
chicksal"; spätere Zeit machte daraus, sicher unter dem Einfluß „christ-
cher" Vorstellungen, mißverständlich ragna rökkr, „Götterverfinsterung"
er, wie man es übersetzte, Götterdämmerung. Damit war denn auch für
e nordgermanische Sage eine Eschatologie gewonnen, ein Chiliasmus
eniger, als eine Erlösung zum Nichts. Der Dramatiker Wagner tat den
tzten Schritt, indem er diese Eschatologie in das individuelle Bewußtsein
dins erhob. Soweit er also nicht geradezu die Weltanschauung seiner
lasse auf den alten Mythos aufpfropfte und diesen mit ihr durchtränkte,
ählte er doch mindestens auch hier aus ihm nur solche Züge aus, die jener
eltanschauung entsprachen. Entsprachen, weil die Verwandtschaft der
pochen, in denen jene Züge und Wagners Neuschöpfung entstanden, ihn
zu nötigte. Daher denn die, wie Engels erwähnt, von Marx gebrand-
arkte „totale Verfälschung der Urzeit" im Wagnerschen Nibelungentext,
f die hier nicht weiter eingegangen werden kann. Nietzsche drückt eine
nliche Empfindung mit den Worten aus:

Nach der Herrenmoral, der vornehmen Moral hinschielen (die isländische
age ist beinahe deren wichtigste Urkunde) und dabei die Gegenlehre, die vom
vangelium der Niedrigen", vom Bedürfnis der Erlösung, im Munde führen! . . .

VI.

Daß Wagner mit der Schopenhauerschen Philosophie sich endgültig
lbst gefunden hatte, daß er erlöst war und nun seine Entwicklung beendet
tte, zeigt der Rest seines Schaffens wie seines fast noch dreißigjährigen
ebens. Die gefestigte Weltanschauung des desperaten Mittelständlers
ndet ihren reinsten Ausdruck in „Tristan und Isolde". In den
Erinnerungen" leugnet Wagner jede tiefere Leidenschaft für Mathilde
esendonck, und wenn ich auch nicht der in dem schon erwähnten Artikel des
Vorwärts" ausgesprochenen Meinung bin, Wagner schreibe da „jede Zeile
r die Unsterblichkeit" und jeder Satz sei inhaltlich „auf Effekt komponiert",
rz, Wagner fehle „die letzte Ehrlichkeit vor sich selbst", und wenn ich
elmehr glaube, daß Wagner gerade hier von der äußersten subjektiven
Wahrheitsliebe ist, so befremdet die kühle Ablehnung der Wesendonck-
pisode doch den Kenner der vor einigen Jahren veröffentlichten Wesendonck-

briefe. Aber der phantastische und illusionäre Geist Wagners macht solch scheinbaren Widersprüche sehr begreiflich, und Wagner war allzeit ein über sinnlich sinnlicher Freier. Der Mann Wagner ist offenbar dem Mann Schiller ebenso verwandt gewesen, als es ihre künstlerischen Naturen (vo Haus aus) waren. Auch spricht Wagner gerade in den Briefen an Mathild Wesendonck mit der größten Liebe von Schiller. Sein Verhältnis zu diesem Urbild der Isolde ähnelt demjenigen Schillers zu Charlotte v. Kalb.[1] Ma denke an Schillers kantianische Gedichte „Kampf" und „Resignation":

> Da steh ich schon auf deiner finstern Brücke,
> Furchtbare Ewigkeit!
> Empfange meinen Vollmachtbrief zum Glücke!
> Ich bring ihn unerbrochen dir zurücke,
> Ich weiß nichts von Glückseligkeit.

Nur freilich, daß Wagner-Tristan sehr wohl von Glückseligkeit wei Just die unerfüllte Sehnsucht und das im Nichts Vergehen ist sein Glüc während Schiller sich mit Flüchen gegen das „Sittengesetz" auflehnt. Trista preist des Todes heil'ge Nacht, „wo urewig, einzig wahr, Liebeswonne ih lacht"! Hier ist Schiller in jener Richtung fortgesetzt, in der Schopenhau den Kant fortsetzte.

Um zu ermessen, wie mächtig die Wagnersche Weltanschauung, jetzt ve stärkt durch Schopenhauer und Mathilde Wesendonck, sein Schaffen beei flußte, muß man wieder seine Vorlage betrachten. Waren die Minnelyrik des Mittelalters derb-lebenslustige Gesellen gewesen, die wenig schmac teten und stürmisch begehrten (auch der Ritter Toggenburg gehörte zu dies Richtung, obschon ihn Schiller wagnerisch verfälscht hat), so ist der Schöpf des deutschen Tristanepos geradezu der Dichter der sinnlichen Liebe. Un das ist nicht verwunderlich, denn Gottfried von Straßburg war ein bür gerlicher Sänger, ein „Meister", wie es überall in den Quellen heiß kein „Herr". Man höre nur einen Oberlehrer über Gottfried:

> ... die schlichte Frömmigkeit Hartmanns, den sittlichen Ernst Wolframs, d christlichen Untergrund beider sucht man bei ihm vergebens; nicht einmal f ritterliche Taten herkömmlicher Art zeigt er sich begeistert; sondern die Minn und zwar eine vorwiegend sinnliche, alle gesetzlichen und sittlichen Schranken dur brechende Minne ist sein Gegenstand, den er mit großer psychologischer Feinh zu behandeln weiß, ohne im mindesten zu verraten, daß seine eigene sittliche Au fassung sich über den Standpunkt des ehebrecherischen Paares erhöbe.

Mit den „gesetzlichen und sittlichen Schranken" jener Zeit hat es nämli seine besondere Bewandtnis. Jedenfalls würden Gottfried und seine Mi bürger den zweiten Akt von Wagners Drama als die allerkomischste Zei verschwendung empfunden haben. Und Gottfried hat den so ganz ande gearteten Wolfram weidlich verhöhnt als einen Erfinder wilder Mären, a einen dunklen Dichter, der beständig einer Auslegung bedürfe und, st mit dichtlaubigen und blütenreichen Zweigen, mit dürren Ästen Schatt bieten wolle.

[1] Wagner empfiehlt seiner Freundin Palleskes Schiller (nicht Palleske): „ wird Sie ungemein fesseln; ja, Sie werden an einigen Orten ganz — erstau sein.... Schiller stand in seiner Jugend, als er in Mannheim beim Theater w an einer Klippe, von der er durch eine herrliche glückliche Erscheinung zurü gehalten wurde, darüber müssen Sie mir viel mitteilen!"

Hatte Wagner bei Wolfram einseitige Auswahl gehalten, so verkehrte den Gottfriedschen Tristan geradezu in sein Gegenteil. Kaum etwas deres veranschaulicht so den Aufstieg und den Abstieg der bürgerlichen asse wie der Tristan um 1210 und der um 1850. Für die bürgerliche teraturgeschichte ist Wagners Werk natürlich die „sittlich vertiefende und gisch läuternde Neudichtung“. Nichts konnte ihm so sehr die Sympathie s Bürgertums gewinnen wie die resignierte, „rein geistige Liebe“, die in r Tat, wie Marke sagt, aus Tristan den „treulos treusten Freund“ macht. ese nahezu perverse Unsinnlichkeit, in der ein gutes Stück seelischer Maso-smus enthalten ist, mochte dem Nervensystem Wagners entsprechen — für n bürgerliches Publikum ist sie, zumindest nebenher, eine platte Heuchelei. rlich ist die Begeisterung nur, soweit sie dem Leitmotiv aller Wagnerschen itmotive gilt: der Erlösungsbrunst, dem Selbstvernichtungstrieb, dem sozusagen — individuellen Anarchismus.

Man vergegenwärtige sich die Freude der Wagnergemeinde, als sie 1904 rch die Herausgabe des Briefwechsels mit Mathilde Wesendonck die ana-tnische Harmlosigkeit dieser Freundschaft bestätigt sah. Ein Verehrer schreibt:

> Vom rein menschlichen Standpunkt bildet das Buch eine glänzende Rechtferti-ng gegenüber den vielfach geäußerten Verdächtigungen, daß die Beziehungen ischen Wagner und Mathilde nicht nur geistiger Art gewesen seien.

Und über den „Tristan“ heißt es dann:

> Wagner gestaltete den ganzen Stoff in seinem innersten Wesen aus dem ange tiefster Herzensnot und der durch sie gewonnenen Freiheit und Reinheit nzlich um. Nicht eine Verherrlichung unerlaubter sinnlicher Liebe bedeutet ses Drama, vielmehr — früher geahnt, nun unwiderleglich feststehend! — die erwindung der Sinnlichkeit, die Loslösung von irdischem Verlangen, vom Truge ser Welt, des frechen Tages, mit dem Sehnen nach der Nacht des Todes, nach em anderen, unkörperlichen Sein, in dem sich die Seelen liebend vereinigen ffen, ohne ihre Zuneigung durch Wünsche aus der Welt körperlicher Erschei-ngen getrübt zu sehen.

Der schon mehrfach erwähnte Aufsatz Maukes im „Vorwärts“, der sich t den Erinnerungen Wagners befaßt, zeichnet sich vor anderen Partei-ßerungen durch die Bekämpfung der Legende vom Revolutionär aus, harrt aber in der ebenso irrtümlichen Meinung, es handle sich zwar nicht dem Menschen, aber bei dem Künstler Wagner um einen „großen Re-lutionär“. Daß hiervon indessen ernsthaft nicht die Rede sein kann, so nig wie von „revolutionären Künstlertaten“ etwa Ibsens (der aber merhin ein Oppositioneller war, ein dramatischer Fourier mit wesent-ler Beschränkung auf die Negation), zeigt ein Blick auf Wagners Dich-ngen. Ja, aber die Musik? Nun, da zeigt uns gerade der „Tristan“, rin Wagners Musik exzelliert: in den Gefühlen der Erlösungssehnsucht, Vergessens und Verzagens, des Resignierens, der Mystik, der Todes-nne, des Nachtverlangens, des Vergehenwollens usw. Wir finden hier ausnahmslos Gefühle, die nur mit denen einer an sich selbst verzwei-den Gesellschaftsklasse korrespondieren und niemals das innerste Emp-den einer revolutionären Klasse ausmachen können. Ganz falsch ist darum h, was H. Herrig über Wagners Musik meinte: „In den Entzückungen Musik liegt eine schlagende Widerlegung des Schopenhauerschen Pessi-smus. . . .“ Es kommt ganz auf die Musik an, und Wagners Musik wider-

legt jenen Pessimismus nicht, sondern sie bestätigt, bekräftigt und übe zuckert ihn. Auch die Oper unserer Tage weist verwandte Tendenzen au und die unerhörte Virtuosität der modernen musikalischen Technik ist weite nichts als ein Analogon der literarischen Seelenzergliederung. Kann de Gefühlswert der Wagnerschen Musik keinen Augenblick als „revolutionär bezeichnet werden, so doch vielleicht die Technik? Aber ganz abgesehen vo der Vieldeutigkeit, die der Begriff „revolutionär“ hier besitzt, ist auch die Hoffnung trügerisch. Was ist das Prinzip des Leitmotivs anderes al reglementierte Symbolik? Auf die Untertöne etwa der Maeterlinckscher und der letzten Ibsenschen Dialogkunst und auf ihre Verwandtschaft m dem Leitmotivprinzip ist ja oft genug hingewiesen worden. Der star Schematismus des Leitmotivs hat am Ende gar eine verfluchte Ähnlic keit mit den Zetteln, die auf alten Bildern den Personen vom Mun flattern: Ich bin der und der! Und das Kommando: Jetzt ist so und so z empfinden, wie das Leitmotiv beweist! — dieses Kommando kommt d Trägheit eines erlösungsbedürftigen Publikums aufs glücklichste entgege Kurz, wenn auch gerade die musikalische Seite des Falles Wagner no genauer zu untersuchen bleibt — von „revolutionär“, von „Taten“, selbst von einem „Reformator“ kann nicht die Rede sein. Davon sollte ein schon der Gedanke an Beethoven abhalten.

Dafür sind aber jene dekadenten (weil ausschließlich herrschenden) Ge fühle bei Wagner zweifellos in der stärksten Konzentration zum mächtigst Ausdruck gebracht. Und gerade beim „Tristan“ mag eingeschaltet werde daß die hinreißenden ästhetischen Schönheiten, ihre Einseitigkeit einm vorausgesetzt, dieses und anderer Werke Wagners von dem ablehnend Urteil über seine Gesamterscheinung natürlich nur hinsichtlich der Kon quenzen berührt werden. Als künstlerische Offenbarungen, wenn schon ei seitig bürgerlicher Weltanschauung, sind sie zum Teil, rein ästhetisch nommen, auch für uns meisterliche Werke und obendrein noch von ein zweiten Tragik, von der geschichtlichen Tragik einer stürzenden Klasse, u wittert. Der moderne Mystizismus ist in ihnen auch ästhetisch mit äußers Konsequenz durchgeführt. So kommt man bei der kritischen Untersuchu Wagners zeitweise doch in eine ähnliche Lage wie jene naiven alten A schreiber obszöner Autoren, die sich kühlender Unterlagen bedienten, u muß sich durch Verstandeskühle gegen den alten Hexenmeister schützen.

Durch die Beziehung zum Tristanproblem (Wagnerscher Fassung) halten sogar die „Meistersinger“ jenen aszetischen, entsagenden Z der durch Wagners Lebenswerk geht und dem heutigen Bürgergeschlecht der Ideologie) so sympathisch ist. Hierbei ist wichtig, daß der Textentwurf 1845 eine Beziehung zwischen Hans Sachs und Eva und also auch Sachs Verzicht (mit dem Hinweis auf König Marke) noch nicht kennt. Aber durch Louis Bonaparte, Schopenhauer und persönliche Schicksale gefesti Tendenz des Künstlers brachte später jene Züge hinein und schuf beze nenderweise wieder gerade aus diesem Motiv ästhetisch höchst wertv Episoden und Kontraste. Das ist wieder um so auffälliger, als der histori Sachs, verwitwet und durch die Pest vieler Kinder und Enkel beraubt, 77 Jahren zum zweiten Male freite, und als Wagner ihn sonst ziem getreu dem Vorbild nachzeichnete, höchstens seine künstlerische Begab und Bedeutung hinaufschraubte.

Nun sind die „Meistersinger“ bei alledem gewiß das sonnigste Werk
Bagners, aber was es mit dieser Ausnahme auf sich hat, bezeugt der Autor
lber, denn er schrieb 1851 die „Mitteilungen an meine Freunde“, und da
ißt es über die „sehnsüchtig ernste Stimmung“, die ihn zum „Lohengrin“
trieben hatte:

Mir ist es jetzt klar geworden, aus welchem Grunde jene heitere Stimmung,
ie sie sich in der Konzeption der „Meistersinger“ zu genügen suchte, von keiner
ahren Dauer bei mir sein konnte. Sie sprach sich damals nur erst noch in der
heorie aus und bezog sich als solche mehr auf das bloß formell-künstlerische
einer Richtung und meines Wesens, als auf den Kern desselben, wie er im
ben selbst wurzelt....

Ibsen machte mit dem „Bund der Jugend“ einen ähnlichen Seiten-
rung aus dem Gleis seines Thespiskarrens heraus.

übrigens verleugnet das Meistersingerstück auch über den Fall Sachs
naus nicht die Verwandtschaft mit Wagners früheren und späteren Dra-
en. Die, trotz aller ästhetisch billigen Prophezeiung, recht unhistorische
chlußrede Sachsens über deutsches Volk und deutsche Kunst mag auf sich
ruhen. Desgleichen die Verherrlichung der kleinbürgerlich-handwerkerlichen
tmosphäre und die unhistorische Figur des Junkers, der da „um die Mitte
s sechzehnten Jahrhunderts“ den zunftmäßigen Sängern als begnadeter
ünstler gegenübergestellt wird. Aber echtester Wagner ist wieder die Ein-
eidung seiner revolutionären Betrübnis in künstlerische Fragen. Die Kunst
ar ihm erst Ziel und Zweck der politischen Revolution, dann Zuflucht aus
m politischen Elend, und die Kunst galt ihm schließlich als Hebel der
litisch-nationalen Entwicklung.

Den „Parsifal“ lehnen ja sogar die gesünderen und freilich auch die
nehrlichsten Elemente des Kleinbürgertums heute halbwegs ab. Hier ist
ie Erlöserei denn doch allzu deutlich, allzu ausgesprochen. Es wartet alles
uf Erlösung, und es wird denn auch so ziemlich alles erlöst. Schließlich
gar der Erlöser: „Höchsten Heiles Wunder: Erlösung dem Erlöser!“ —
Beiter ging es nimmer. Der obendrein noch geplante „Buddha“ („Die
Sieger“) wurde durch den Tod Wagners verhindert, der die „Erlösung vom
rlöser“ brachte, wie Nietzsche schmunzelnd berichtet. Von der Welt des
Parsifal“ zu unserer gehen schlechterdings gar keine Fäden mehr herüber.
erade der alte Wagner empfand nach dem siebziger Rausch wieder den
ärksten politischen Katzenjammer. Am 4. März 1880 schreibt er an Feustel:

Meine Hoffnungslosigkeit für Deutschland und seine Zustände ist durchaus
llständig: und hiermit ist etwas gesagt, denn als ich dereinst mit vollem Bewußt-
in in die mir eigene entschiedene Richtung eintrat, schrieb ich auf meine Fahne:
Mit Deutschland stehen oder fallen!“

Wagner wollte allen Ernstes nach Amerika gehen. Hier glaubte ja auch
bsen in jenen Jahren einen Augenblick, das Heil entdeckt zu haben, wie
ine Ideologin Lona Hessel zeigt. Aber er kam schnell zur Besinnung und
ührte, wenn er auch keinen neuen Ausweg fand, doch im Gregers Werle
as Ideologentum ad absurdum.

Wagner ging nicht nach Amerika, aber Amerika kam zu ihm. Das Kapitel
Bayreuth nach Wagner ist ein schändlich-ländliches Satyrspiel ohnegleichen.
Stärker als durch die Umwertung dieser Stätte zur noblen Modesensation
nternationalen Fatzkentums konnte der Meister und Erlöser nicht parodiert

werden. Auch in diesem posthumen Schicksal scheint sich Tolstoi dem seelenverwandten Wagner zu nähern. Und die Geschäftstüchtigkeit ihrer Gattinnen ist gleichfalls kein Zufall, sie ist zweifellos eine Eigenschaft, die beiden Männern diese Frauen zur Notwendigkeit werden ließ.

Die einstige Opposition gegen Wagner hatte mit seiner Weltanschauung bewußt wenig oder gar nichts zu tun, so sehr auch später diese Weltanschauung zum Haupthebel des Erfolges wurde. Die Wagnerphilologie hat die tausendfältigen Schimpfwörter auf Wagner und die „Widerlegungen" seiner Kunst emsig gesammelt, aber sie beziehen sich fast ausnahmslos nur auf den Musiker und allenfalls auf den Dramatiker als solchen. Den „Tannhäuser" fanden zum Beispiel die Berliner Instanzen „zu episch", die Dresdener „zu dramatisch", die Leipziger „zu lyrisch".

Ein bremischer Pastor hat ein ganzes Buch geschrieben, in dem er Wagner für das Christentum in Anspruch nimmt. Der Mann hat vollkommen recht. Wagner verlangte ja, „es sei die Schopenhauersche Philosophie in jeder Beziehung zur Grundlage aller ferneren geistigen und sittlichen Kultur zu machen". Und was Wagner aus der Philosophie Schopenhauers (der von Wagner, soweit er diesen kennen lernte, gar nichts wissen wollte, schon weil Schopenhauers treffliche musikalische Theorie auf das Gegenteil der Wagnerschen Praxis hinausläuft) übernommen hat, steht mit dem liberalen Christentum sehr wohl im Einklang. Sobald man das eingesehen hatte, war Wagners Sieg bei den herrschenden Klassen besiegelt, während Herrig, der Festspielmann, noch 1871 wegen der Parallele Wagner und Schopenhauer verhöhnt wurde, nächstens werde wohl noch einer über „Wrangel und Leonardo da Vinci" schreiben.

* * *

Tiefer in die gesellschaftlichen und ökonomischen Grundlagen des Wagnerschen Wollens und Schaffens einzudringen, ist Aufgabe weiterer Untersuchungen. Hier sollte nur eine Übersicht, eine Materialsammlung gegeben werden, die im einzelnen wie im ganzen zeigt, daß die proletarisch revolutionäre Weltanschauung mit Wagner absolut nichts gemein hat. Darum wird man natürlich doch die ehrliche Konsequenz seines Charakters achten und sogar seine Kunst als Kunst in gewissem Grade schätzen. Nötig aber war es, vor ihrer Überschätzung zu warnen, nötig vor allem, die Konsequenzen dieser Kunst aufzudecken. Die Arbeiterklasse hat keinen Bedarf an Mystik und keinen Sinn für sie. Unser Reich ist von dieser Welt, und nur von dieser Welt. Wer sich das Gegenteil einredet, beschwindelt sich selbst; wer uns das Gegenteil einzureden versucht, will uns beschwindeln. Mystik aber, Resignation, Versöhnung, Aufgeben seiner selbst, Verzagen, Unterducken, Flucht — nicht mehr nur, wie bei Schiller, in das Reich des ästhetischen, sondern geradezu in das des ethischen Scheins — das alles ist von Wagner untrennbar. Seine Gemeinde rühmt ihn als Mann der „religiösen Tat". Das gilt uns als Widerspruch in sich. Wir lieben die „Religion" der Tat, nämlich gar keine Religion; nicht die „erlösende Weltentat", von der Wotan-Wagner schwärmt, sondern die welterlösende Tat, von der wir nicht nur schwärmen: die nicht ausbeutende und nicht ausgebeutete Arbeit.

Die Seeleute und der neue Reichstag.

Von **H. Dillenberger** (Hamburg).

Bei der im Jahre 1902 vorgenommenen Revision der Seemannsordnung ist den Wünschen der Seeleute in keiner Weise Rechnung getragen worden. Große Hoffnungen hatten damals die Seeleute auf diese Revision gesetzt. Das war um so erklärlicher, als das Gesetz damals gerade dreißig Jahre bestand, ohne daß die geringste Änderung an ihm vorgenommen wurde, obwohl es durch die technische und wirtschaftliche Entwicklung längst überholt war. Es bedurfte allerdings auch erst wiederholter Anstöße der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion, bis die Regierung ihren Entwurf einer Revision der Seemannsordnung dem Reichstag vorlegte. Von der Leitung der Organisation der Seeleute war aber unter Hinzuziehung einzelner Vertreter der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion sowie auch noch im Beruf stehender Kollegen in einer ganzen Anzahl Zusammenkünften und Sitzungen ebenfalls ein Entwurf zur Revision des Gesetzes ausgearbeitet worden, der sich von jenem Regierungsentwurf zu seinem Vorteil unterschied wie Tag und Nacht. Und an der Hand eines beweiskräftigen und durchschlagenden Materials, welches die Organisation im Laufe der Jahre zusammengetragen hatte, war es den sozialdemokratischen Rednern bei Beratung des Regierungsentwurfes möglich, die Anträge der Seeleute zu verteidigen und zu befürworten. Aber nicht allein, daß die bürgerliche Mehrheit des Reichstags fast alle Verbesserungsanträge der Seeleute ablehnte, selbst der äußerst mangelhafte Regierungsentwurf wurde noch verschlechtert, um den Wünschen der Reeder in weitestgehendem Maße entgegenzukommen. Daß unter diesen Umständen in der Folge eine allgemeine Enttäuschung und zugleich Erbitterung unter den Seeleuten Platz griff, ist nur zu erklärlich. Die im Laufe der Jahre immer mehr in die Erscheinung tretende grenzenlose Fluktuation unter den Seeleuten — die nicht allein von uns, sondern auch von den Reedern bedauert wird — ist zurückzuführen auf die miserablen Zustände, unter denen die Seeleute zu leiden haben. Wer die „Freuden" des heutigen Seemannslebens kurze Zeit genossen, der sehnt sich danach, zu einem anderen Beruf übergehen zu können.

Nachdem 1902 das Gesetz nun in der jetzt bestehenden Fassung vom Reichstag verabschiedet war, erwarteten die Seeleute, daß in nicht allzu ferner Zeit eine erneute Revision des Gesetzes kommen werde. Man glaubte, eine Arbeiterkategorie wie die Seeleute, die in einem so großen Maße unter Einsetzung ihres Lebens und ihrer Gesundheit zum Volkswohl beiträgt, könne man nicht für immer unter solchem Unrecht leben lassen, wie es die jetzige Seemannsordnung in sich birgt. Heute aber sind schon wieder annähernd zehn Jahre seit dem Inkrafttreten des Gesetzes dahingegangen, ohne daß in irgend einer Beziehung für die Seeleute etwas geschehen ist. Auch heute noch sind die Seeleute nicht der Krankenversicherung unterstellt, obwohl es die Regierung mehrere Male versprochen hat. Zunächst 1902 bei der Beratung der Seemannsordnung. Als die Frage der Krankenversicherung für die Seeleute von sozialdemokratischen Abgeordneten angeschnitten wurde, hieß es, diese Angelegenheit solle später bei der Novelle zum Krankenversicherungsgesetz geregelt werden. Als dann diese Novelle kam und die Regierung an ihr Versprechen in dieser Beziehung erinnert wurde,

vertröstete man die Seeleute wieder auf einen späteren Zeitpunkt. Und bei Beratung der Reichsversicherungsordnung, wo wiederum von sozialdemokratischer Seite zwecks Regelung dieser für die Seeleute so wichtigen Angelegenheit ganz bestimmte Anträge gestellt wurden, ist sie abermals unerledigt geblieben. Für die Zeit, wo die Seeleute im Dienste des Reeders stehen, haftet ja allerdings dieser für die Krankenfürsorge des erkrankten Schiffsmanns. Aber wenn der Schiffsmann während der Zeit, wo er stellenlos am Lande liegt, erkrankt, so ist er fast immer auf sich selbst angewiesen. Die Armenverwaltung, an die sich der Schiffsmann in diesen Fällen wenden muß, sorgt natürlich dafür, daß sie bei seiner nächsten Rückkehr von der Reise die ausgelegten Krankenhauskosten zurück erhält. Dadurch kommt der Schiffsmann häufig genug in die größte Verlegenheit, wenn er noch nach anderer Seite hin weitere Verpflichtungen hat. Ferner wurden mit dem Inkrafttreten der jetzigen Seemannsordnung die Reeder verpflichtet, auch bei Geschlechtskrankheiten für den Schiffsmann die Krankenfürsorge zu übernehmen, was bei dem alten Gesetz nicht der Fall war und fast der einzige greifbare Vorteil ist, der bei dem neuen Gesetz für die Seeleute heraussprang; allerdings unter dem lebhaften Widerspruch der Reeder. Regierung und Reichstag ließen sich aber vernünftigerweise hierbei von dem Gedanken leiten, daß die Geschlechtskrankheiten unter den Seeleuten dadurch einzudämmen seien.

Nun wird aber kein vernünftiger Mensch, der die Verhältnisse kennt, behaupten wollen, daß die Seeleute, wenn sie stellenlos an Land sind, der Gefahr der Geschlechtskrankheit weniger ausgesetzt sind als in der Zeit, wo sie sich im Dienste des Reeders befinden. In Konsequenz ihres im Jahre 1902 eingenommenen Standpunktes hat also die Regierung und auch der Reichstag die Pflicht, in dieser Frage Remedur zu schaffen. Auch muß weiter in Betracht gezogen werden, daß häufig bei dem stellenlosen Schiffsmann irgend eine Krankheit zum Ausbruch kommt, die er sich zugezogen hat, als er sich noch im Dienste des Reeders befand. Wer da weiß, daß die Seeleute oft genug, speziell in den Zeiten der Krise, nicht allein wochen-, sondern auch monatelang arbeitslos am Lande liegen, wird zugeben, daß diese Angelegenheit für sie von Bedeutung ist. Die Reeder selbst wollen allerdings nichts davon wissen, daß die Seeleute der Krankenversicherung unterstellt werden, weil sie eben Gegner der Mitverwaltung der Seeleute bei der in diesem Falle zu errichtenden Krankenkasse sind.

Dem neuen Reichstag erwächst also die Pflicht, die Regierung sowohl in der Frage der Krankenversicherung für die Seeleute vorwärtszutreiben als auch zu einer erneuten Revision der Seemannsordnung Stellung zu nehmen. Heute besteht ein solcher Wirrwarr in bezug auf das Rechtsverhältnis der Seeleute, wie es sich aus der Seemannsordnung ergibt, daß selbst die Juristen sich nicht mehr hindurchfinden — den Auslegungskünsten der Gerichte ist Tür und Tor geöffnet.

Wollte man nur einen Teil der Fragen, die sich aus dem dritten und fünften Abschnitt der Seemannsordnung ergeben und welche das Vertragsverhältnis und die Strafvorschriften für den Schiffsmann betreffen, hier einer Erörterung unterziehen, so müßte man den Raum der „Neuen Zeit" in weit größerem Maße in Anspruch nehmen, als es wirklich geschehen kann. Nur auf einzelnes möchte ich hier hinweisen. Die Seemannsordnung sol

in Schutzgesetz für die Seeleute sein. Und doch müssen diese häufig genug ine Arbeitszeit von 16 bis 18 und 20 Stunden innerhalb 24 Stunden eisten, und ohne daß ihnen dafür Überstunden bezahlt werden! Dabei soll nan nicht etwa annehmen, daß der Schiffsmann innerhalb dieser langen Zeit nur leichte Arbeiten zu verrichten braucht; das Gegenteil ist der Fall. Und wie ein Hohn klingt es, wenn der Schiffsmann im § 35 der Seemannsordnung liest, daß er, wenn das Schiff in den Tropen im Hafen liegt, nur 8 Stunden zu arbeiten brauche. Aber gerade in den Tropen kommt es am meisten vor, daß er die vorgenannte lange Arbeitszeit leisten muß und, wie gesagt, ohne daß ihm in den meisten Fällen Überstunden bezahlt zu werden brauchen.

In der ersten Zeit nach Inkrafttreten der jetzigen Seemannsordnung hat die Organisationsleitung gerade in diesen Fällen auch mehrere Prozesse wegen Bezahlung von Überstunden gegen einzelne Reedereien angestrengt. Die Gerichte haben aber entschieden, daß der Schiffsmann in solchen Fällen keine Bezahlung von Überstunden verlangen könne, und nach § 35 Absatz 1 der Seemannsordnung allerdings mit einem Scheine von Berechtigung. Wenn ich sage „mit einem Scheine von Berechtigung“, so deshalb, weil es zweifelhaft sein kann, ob der Gesetzgeber bei Fassung des Schlußsatzes im § 35 Absatz 1 der Seemannsordnung nur an den im Hafen und auf der Reede geleisteten „Wachtdienst“ oder an den Wachtdienst überhaupt, mithin auch an denjenigen gedacht hat, der bei Einlaufen des Schiffes in den Hafen schon auf See geleistet ward. Kurz und gut: unbekümmert darum, ob der Schiffsmann schon in der Nacht vor dem Einlaufen des Schiffes in einen Hafen eine bestimmte Anzahl Stunden im Wachtdienst gearbeitet hat, wird von ihm verlangt, daß er auch während des ganzen folgenden Tages ohne Ruhezeit, also unter Umständen noch 10 beziehungsweise 8 Stunden dem Reeder seine Dienste zur Verfügung stellt, und unbekümmert darum, ob das Schiff an demselben Tage des Abends oder des Nachts wieder in See geht und möglicherweise am nächsten Morgen beziehungsweise Tage wieder in einen anderen Hafen einläuft. So kann es vorkommen, daß sich dies Spiel mehrere Tage hintereinander wiederholt, der Schiffsmann dabei erschlafft und ermüdet und darunter wieder die Sicherheit des Schiffes leidet.

Ebenfalls wird das soziale Empfinden unserer Richter auch dadurch gekennzeichnet, daß dem Schiffsmann auch für geleistete Überstunden auf See die Bezahlung abgesprochen wird mit der Begründung, daß nach der Seemannsordnung für die außer der Wache geleistete Überarbeit auf See keine Bezahlung vorgesehen sei. Dabei heißt es aber im § 36: „Die abgelöste Wache darf nur in dringenden Fällen zu Schiffsdiensten verwendet werden.“ Aber auch in den Fällen, die von Sachverständigen als nicht „dringend“ angesehen werden, braucht eine Bezahlung nach den Gerichtsentscheiden nicht zu erfolgen. Im Gegenteil, der Schiffsmann wird noch bestraft, wenn er eine anerkanntermaßen nicht als dringend zu betrachtende Arbeit verweigert. Das gilt auch, wenn sich das Schiff im Hafen befindet. Alle die Schutzbestimmungen, wie sie in den §§ 35, 36, 37 und 38 der Seemannsordnung vorgesehen sind, stehen in Wirklichkeit auch nur auf dem Papier, denn der § 34 steht zu jenen im diametralen

Gegensatz und hebt sie wieder auf. Was dem Soldaten mit einer ganzen Reihe von Kriegsartikeln gesagt wird, das wird hier in diesem Paragraph mit zwei Absätzen dem Seemann gesagt, nämlich: daß er zu unbedingtem Kadavergehorsam verpflichtet ist.

Dieser Paragraph ist auch wörtlich aus der alten Seemannsordnung in die neue übernommen worden, trotz eines Antrags, ihn zu streichen. Wo immer sich Hafenarbeiter in den verschiedensten Häfen des In- und Auslandes im Streik befunden haben, sind deutsche Seeleute auf Grund dieses Paragraphen zu Streikarbeiten gezwungen worden. Zur Kennzeichnung der schwierigen Lage, in welcher sich die Seeleute im Falle eines Streiks der Hafenarbeiter befinden, wollen wir den § 34 hierher setzen. Er lautet in den beiden ersten maßgebenden Sätzen:

> Der Schiffsmann ist verpflichtet, in Ansehung des Schiffsdienstes den Anordnungen des Kapitäns, der Schiffsoffiziere und seiner sonstigen Dienstvorgesetzten unweigerlich Gehorsam zu leisten und zu jeder Zeit alle für Schiff und Ladung ihm übertragenen Arbeiten zu verrichten.
>
> Er hat diese Verpflichtung zu erfüllen sowohl an Bord des Schiffes und in dessen Booten als auch in den Leichterfahrzeugen und auf dem Lande, sowohl unter gewöhnlichen Umständen als auch unter Havarie.

Zunächst ist hier der § 100 zu berücksichtigen, welcher besagt:

> Ein Schiffsmann, welcher den wiederholten Befehlen des Kapitäns, eines Schiffsoffiziers oder eines anderen Vorgesetzten den schuldigen Gehorsam verweigert, wird mit Gefängnis bis zu drei Monaten oder mit Geldstrafe bis zu 300 Mark bestraft.

Und hinzu kommt dann der berüchtigte Meutereiparagraph 101, welcher lautet:

> Wenn zwei oder mehrere zur Schiffsmannschaft gehörige Personen dem Kapitän, einem Schiffsoffizier oder einem anderen Vorgesetzten den schuldigen Gehorsam auf Verabredung gemeinschaftlich verweigern, so tritt gegen jeden Beteiligten Gefängnisstrafe bis zu einem Jahre ein. Der Rädelsführer wird mit Gefängnis bis zu drei Jahren bestraft.

Der Gesetzgeber hat offenbar mit dem letzteren Paragraphen nur die direkte Meuterei treffen wollen, das heißt solche Fälle, wo sich ein Teil oder die ganze Mannschaft dem Kapitän beziehungsweise der Schiffsleitung tätlich widersetzen und zum Angriff gegen diese übergehen sollte. Die Gerichte haben aber wiederholt versucht, den § 101 auch dann anzuwenden, wenn die Mannschaft in irgend einem Falle glaubte, eine bestimmte Arbeit verweigern zu können.

Als im Jahre 1907 der Schnelldampfer „Deutschland" im Hafen von New York lag und dort die Kohlenleute streikten, weigerte sich der größte Teil der Mannschaft an einem Sonntag, die Bunkerkohlen überzunehmen. Dafür sind sämtliche Leute (zirka hundert Mann) mit Gefängnis von vierzehn Tagen und vier Wochen bestraft worden. Daneben aber hat man die größten Anstrengungen gemacht, den vermutlichen „Rädelsführer" herauszubekommen, und tatsächlich wurde einer von der Mannschaft unter Bezugnahme auf § 101 angeklagt. Nur weil ihm die Rädelsführerschaft nicht nachzuweisen war, wurde er davon freigesprochen, aber immerhin wie die anderen wegen Arbeitsverweigerung zu vier Wochen Gefängnis verurteilt.

Wenn es also schon ein ganz haltloser Zustand ist, daß die Seeleute, wenn sich das Schiff ohne Gefahr in einem sicheren Hafen befindet und noch

dazu an einem Sonntag, im Falle der Arbeitsverweigerung zu solch enormen Strafen verurteilt werden können, so wirkt das noch um so schlimmer, daß nach dem Standpunkt der Gerichte derjenige Schiffsmann, der vielleicht ganz unbedeutsamerweise irgend eine Äußerung in bezug auf eine solche Arbeitsverweigerung gegenüber seinen Kollegen fallen läßt, als „Rädelsführer“ angesehen und bis zu drei Jahren Gefängnis bestraft werden kann.

Nun birgt die Seemannsordnung auch nach einer anderen Richtung einen ganz besonderen Mangel in sich. Trotz der 138 Paragraphen, aus denen die Seemannsordnung ohne die Nebengesetze besteht, ist nichts darin über Strafvorschriften enthalten, wenn sich die Vorgesetzten irgend ein Vergehen gegen die Schiffsleute zuschulden kommen lassen. Nach § 99 muß allerdings der Kapitän eine Beschwerde eines Schiffsmanns gegen einen Vorgesetzten in das Schiffstagebuch eintragen. Was dann aber zu geschehen hat, darüber besagt das Gesetz nichts. In den ersten Jahren nach Inkrafttreten der Seemannsordnung haben die Seemannsämter auch einen anderen Standpunkt in dieser Beziehung eingenommen wie heute.

Mir ist persönlich ein Fall in Erinnerung, der mehrere Jahre zurückliegt, wo ein zweiter Maschinist vor dem Hamburger Seemannsamt als Angeschuldigter erschienen war, welcher mit einer eisernen Talje nach einem Heizer geworfen hatte. Derselbe wurde damals mit dem Betrag einer Monatsheuer vom Seemannsamt bestraft. Heute aber erklärt sich das Seemannsamt in allen Fällen, wo es sich um Beschwerden der Schiffsleute gegen Vorgesetzte handelt, für unzuständig und weist die Beschwerdeführer an die ordentlichen Gerichte. Vom Staatsanwalt wird dann gewöhnlich in solchen Fällen die Eröffnung des Verfahrens abgelehnt, und die Seeleute sind demzufolge auf den langwierigen Privatklageweg angewiesen, welcher für sie so gut wie unbeschreitbar ist. Dagegen können sie selbst auf Grund des § 96 für die geringfügigsten Lappalien bis zum Betrag einer Monatsheuer vom Seemannsamt bestraft werden. Auf Grund des Umstandes, daß dieser Paragraph die Worte enthält: „ungebührliches Betragen gegen Vorgesetzte“, ist er zum „Mädchen für alles“ geworden. Bei den geringsten Streitigkeiten, die hier und da zwischen Vorgesetzten und Schiffsmann entstehen und, wie die Verhältnisse liegen, auch leicht vorkommen können, findet dieser Paragraph seine Anwendung. Und es sind ganz horrende Summen, die den Seeleuten im Laufe des Jahres von den Seemannsämtern abgenommen werden. Bei der rigorosen Handhabung dieses Paragraphen durch die Seemannsämter muß man es einen Skandal nennen, daß von seiten der Vorgesetzten und der Reederpresse fortgesetzt die Seemannsämter und die Gerichte scharf gemacht werden und deren angebliche Milde bei Bestrafungen der Seeleute beklagt wird. Wer da weiß und es selbst durchgekostet hat, unter welchen Gefahren und Entbehrungen die Seeleute ihren geringen Lohn verdienen, muß es als eine Roheit bezeichnen, wenn solche Ansichten zum Ausdruck gebracht werden. Oft genug schon ist es vorgekommen, daß den Seeleuten wegen irgend eines dummen Wortes, das sie gegen einen Vorgesetzten gebraucht hatten, die höchst zulässige Strafe, nämlich der Betrag einer Monatsheuer, zudiktiert wurde. Legt nun der Schiffsmann gegen einen solchen Entscheid des Seemannsamtes Berufung ein, so ist er auf Grund der Verhältnisse größtenteils darauf angewiesen, die Sache einem Rechtsanwalt zu über-

tragen, was ihm wieder eine Ausgabe von 30 bis 50 Mark verursacht. Wird nun im günstigsten Falle die Strafe auf vielleicht die Hälfte vom Gericht herabgesetzt, so hat der Betreffende schließlich immer noch keinen oder wenig Vorteil davon, weil er eben die Rechtsanwaltskosten trotzdem selbst tragen muß.

Sowohl in zivilrechtlicher wie in strafrechtlicher Beziehung müssen die Bestimmungen der Seemannsordnung von Grund auf geändert werden. Als Grundlage hierzu müssen Seeschöffengerichte errichtet werden. Damit können sowohl die strafrechtlichen Fragen der Seeleute wie auch die zivilrechtlichen Streitigkeiten zwischen Reeder und Schiffsmann ihre schnellere Erledigung finden. Heute kommt es vor, daß manche Prozesse in zivilrechtlicher Beziehung erst in vier bis fünf Jahren ihre Erledigung finden und nachdem manchmal der Kläger längst verstorben ist.

Also — herbei mit der Revision der Seemannsordnung; das ist der Mahnruf, den die Seeleute an den neuen Reichstag richten.

Die Privatangestellten und die Sozialdemokratie.

Von **Paul Lange** (Hamburg).

Man sagt, daß die Handlungsgehilfen, die Techniker und die Angehörigen ähnlicher Berufe, die man mit dem Sammelnamen „Privatangestellte“ bezeichnet, in ihrer überwiegenden Mehrheit Gegner der Sozialdemokratie seien. Man folgert eine allgemeine Abneigung der Privatangestellten gegen die Sozialdemokratie aus dem Umstand, daß eine freigewerkschaftliche Bewegung nur bei einigen ihrer Kategorien, bei den Handlungsgehilfen und den Bureauangestellten der Rechtsanwälte usw. vorhanden ist, und daß diese Bewegung gegen die bürgerlichen Vereine zahlenmäßig schwach genannt werden muß.

Zunächst einiges über die Handlungsgehilfen, unter denen bis in die letzten Jahre die antisemitische Bewegung stark gewesen ist. Freilich war das nicht in dem Maße der Fall, als man vielfach glaubte. Obwohl zum Beipiel die antisemitische Handlungsgehilfenbewegung in Hamburg ihren Sitz und eine starke Stütze hat, ist doch dort 1907 die Zahl der antisemitischen Reichstagswähler lächerlich gering gewesen; auch 1912 war sie ganz unbedeutend. Die antisemitische Bewegung unter den kaufmännischen Angestellten erschien stärker als sie war, weil sie es verstand, sich die Tagespresse, insbesondere auch die liberale, in reichem Maße zu Reklamezwecken dienstbar zu machen. Es wäre ein Irrtum, wenn man aus der mangelnden freigewerkschaftlichen Organisation unter den Handlungsgehilfen folgern würde, daß die Zahl der sozialdemokratischen Wähler unter ihnen ebenfalls nicht zahlreicher sei. Auch der Zentrumspartei fehlt eine große Organisation der Angestellten, die sich mit den im liberalen Fahrwasser segelnden kaufmännischen Vereinen messen könnte. Trotzdem kann angenommen werden, daß das Zentrum auch aus Angestelltenkreisen recht viele Stimmen empfängt.

Die Kaufmannsgerichtswahlen haben sich von Anfang an zu politischen Kämpfen ausgebildet, insbesondere wird bei diesen Wahlen der Zentralverband der Handlungsgehilfen und -gehilfinnen von seinen Gegnern als „die Sozialdemokratie“ hingestellt. Trotzdem, vielleicht aber gerade des

vegen ist die Zahl der Stimmen, die dieser Verband bei den Wahlen mpfängt, viel größer als die Zahl seiner wahlberechtigten Mitglieder. Die Zahl seiner Wähler ist auch weit größer, als dem Verhältnis seiner numeischen Stärke gegenüber den anderen kaufmännischen Vereinen entspricht. Daür einige Beispiele. Bei den Wahlen der Gehilfenbeisitzer zu en Kaufmannsgerichten in den Jahren 1910/11 entfielen auf den Zentralverband der Handlungsgehilfen und -gehilfinnen in Berlin 3450 Stimmen (das heißt 22 Prozent der überhaupt abstimmenden Wähler), in München 467 Stimmen (21 Prozent), in Straßburg i. Els. 108 Stimmen 19 Prozent), in Charlottenburg 115 Stimmen (19 Prozent), in Frankurt a. M. 434 Stimmen (11 Prozent), in Hamburg 652 Stimmen (9 Proent), in Leipzig 518 Stimmen (9 Prozent) usw. In einigen Orten ist der Prozentsatz noch günstiger; ich lasse sie aber hier unerwähnt, weil die Gesamtzahl der dortigen Wähler verhältnismäßig gering ist.

Der Ausfall dieser Wahlen erklärt sich daraus, daß die bürgerlichen aufmännischen Vereine auch solche Mitglieder haben, die nicht nur nicht ür, sondern zu einem Teil gegen die Kandidaten ihres eigenen Vereins timmen. Die Mitglieder gehören bei weitem nicht alle ihrem Verein aus Überzeugung, sondern wegen gewisser materieller Vorteile an: wegen der Krankenkasse, der Stellenvermittlung usw. Wegen der Aussicht, leichter eine Stellung zu erhalten, werden manche Handlungsgehilfen bei drei und vier olcher Vereine Mitglied; doch ist die Leistungsfähigkeit dieser Vereine geringer, als ihre Mitglieder vermuten. Wer aber einmal in diesen Vereinen ist, kommt so leicht nicht wieder heraus. Der Deutschnationale Handlungsgehilfenverband hat nämlich in seinen Satzungen folgende Vorschrift:

> Die Mitgliedschaft kann nur für den Schluß des Geschäftsjahres unter Einhaltung einer dreimonatigen Kündigungsfrist gekündigt werden. Die Kündigung ist für den Verband nur dann rechtsverbindlich, wenn sie der Verwaltung in Hamburg bis zum 30. September schriftlich angezeigt wird, das Mitglied vorhandene Verpflichtungen, insbesondere diejenigen zur Zahlung des Beitrags für das laufende Geschäftsjahr, erfüllt hat und den Ausweis dafür mit der Kündigung eingesandt hat.

Wer diesen Vorschriften nicht genügt, wird in der Regel unnachsichtlich verklagt und gepfändet!

Zu einem guten Teil erklärt sich das Wachstum dieser Vereine daraus, daß sie ihrem reaktionären Wesen eine fortschrittliche und radikale Maske vorgebunden haben.

Die Antisemiten haben wiederholt mit dem Gedanken des Streiks gespielt. In Nr. 21 der „Deutschen Handelswacht" vom Jahre 1899 hatte Wilhelm Schack in einer Plauderei seinen Anhängern erzählt, im Jahre 1910 werde der Deutschnationale Handlungsgehilfenverband einen Tarif für Mindestlöhne ausgearbeitet haben, dem sich alle Prinzipale fügen würden, weil sonst über sie die Sperre verhängt werden würde. Im Jahre 1902 hat der Deutschnationale Handlungsgehilfentag beschlossen:

> Der § 153 der Gewerbeordnung ist aufzuheben, da er die Rechte, die den Angestellten im § 152 gegeben sind, so sehr schmälert, daß davon kein angemessener Gebrauch gemacht werden kann. Die Vergehen, die der § 153 unter Strafe stellt, sind ohnehin strafbar, und eine Verschärfung der Strafe ist schon deshalb nicht am

Platze, weil für Prinzipale, die sich gleicher Vergehen schuldig machen, also zum Beispiel ihre Angestellten am Eintritt in eine gewerkschaftliche Vereinigung hindern oder den Austritt zu erzwingen suchen, keine besondere Bestrafung vorgesehen ist.

Auf dem fünften Deutschnationalen Handlungsgehilfentag zu Hannover im Jahre 1900 erklärte Rich. Döring, „daß als Arbeiter alle diejenigen zu betrachten sind, die zu einem Arbeitgeber in einem Vertragsverhältnis auf Kündigung stehen. Es gibt somit Arbeiter des Kopfes und der Hand, Arbeiter der Industrie, des Handwerks, der Landwirtschaft, Arbeiter in staatlichen Betrieben usw., und wir Handlungsgehilfen bezeichnen uns mit Recht als die ‚Arbeiter des Handels'."

Nicht der reaktionäre Charakter der bürgerlichen Handlungsgehilfenverbände ist es gewesen, der ihnen die große Zahl der Mitglieder zugeführt hat; sondern ihre Krankenkassen, ihre Vereinsstellenvermittlungen sowie ihr hier beschriebenes scheinbar fortschrittliche und radikale Äußere waren es.

Der Beruf der technischen Angestellten ist jünger als der der Handlungsgehilfen. Unter den Handlungsgehilfen ist schon seit langem eine sozialdemokratische und freigewerkschaftliche Richtung vorhanden gewesen. Eine freigewerkschaftliche Organisation für technische Angestellte gibt es bisher nicht. Die radikale Richtung verkörpert hier der Bund der technisch-industriellen Beamten (gegründet im Jahre 1904) und der kleinere Verband der deutschen Kunstgewerbezeichner. Auch der größere und ältere Deutsche Technikerverband findet radikale Töne. Der Bund der technisch-industriellen Beamten hatte keine den Unternehmern mißliebige Tradition, und wenn er auch in der letzten Zeit bei den Unternehmern mehrfach angeeckt hat, so konnte er sich doch anfänglich ohne bedeutende Hindernisse entwickeln, so daß er heute 20 000 Mitglieder zählt. Dieser Bund hat nach sorgfältiger Vorbereitung im vorigen Jahre den Bund der kaufmännischen Angestellten gegründet, und seine Führer haben gleichzeitig die Parole ausgegeben: Los von der Arbeiterbewegung! Sie wollten eine besondere Generalkommission der Angestellten begründen (siehe „Neue Zeit", XXIX, 2, S. 820). Infolge der Wachsamkeit der freigewerkschaftlichen Angestellten kann dieser Versuch zurzeit als abgeschlagen gelten. Auch Helmut Lehmann führt in vortrefflicher Weise aus („Neue Zeit", XXX, 1, S. 682), daß dieser Plan, die Bewegung der Angestellten von der allgemeinen Arbeiterbewegung zu entfremden, nichts ist als ein Ausdruck des Willens zur Macht, von dem die Demokratische Vereinigung bis zur letzten Reichstagswahl beseelt war — ein Wille, der auch heute bei manchem ihrer Anhänger fortlebt. Die Demokratische Vereinigung ist nicht, wie von manchen Sozialdemokraten irrtümlicherweise angenommen wird, eine Partei, die gewisse Schichten des Bürgertums der Sozialdemokratie näher bringen wird. Sie ist vielmehr eine Sekte, die darauf hinausgeht, gewisse proletarische Schichten der Sozialdemokratie dauernd zu entfremden. Sie ist daher keine Partei, die unsererseits Duldung verdient, sondern eine Richtung, die bekämpft werden muß. Es ist ja richtig, daß bei der letzten Reichstagswahl diese Demokraten bei den Stichwahlen die Parole für die Sozialdemokratie ausgegeben haben. Das taten aber

ch Vertreter anderer bürgerlicher Parteien. Soweit es die Demokratische ereinigung tat, hat es der Sozialdemokratie nicht viel genutzt, weil an n meisten Orten Anhänger der Demokratischen Vereinigung nicht vor- nden waren und in den übrigen Orten ihre Anhängerzahl recht be- eiden ist. Die Demokratische Vereinigung hat durch ihre Haltung bei der tzten Reichstagswahl weniger der Sozialdemokratie als sich selbst nutzt: sie sonnte sich im Ansehen der Sozialdemokratie. Nach der ichstagswahl hat die Leitung der Demokratischen Vereinigung eine tzung gehabt, wo man zum Ausdruck gebracht hat, daß man künftig in ößerem Maße Zählkandidaturen aufstellen und nicht wieder in den ehler" verfallen wolle, die Stichwahlparole vorzeitig auszugeben! („Das ie Volk" vom 10. Februar 1912.) Es ist recht gut, daß man das schon zt sagt. So können wenigstens diejenigen Sozialdemokraten von ihrer lusion geheilt werden, die sich einbilden, die Demokratische Vereinigung ine keinen sehnlicheren Wunsch als den, die sozialdemokratische Partei stärken. Wie sich diese Sekte entwickeln wird, ist noch ganz ungewiß.

Die Demokratische Vereinigung muß, solange sie existiert, aufmerksam obachtet werden. Denn ihre Führer bedienen sich in der Agitation mancher- l unsauberer Tricks, die dem Reichsverband zur Bekämpfung der Sozial- mokratie alle Ehre machen würden. Die Demokratische Vereinigung, deren nze Agitation in der Hauptsache von den Angestellten und den aktiven itgliedern des Bundes der technisch-industriellen Beamten getragen wird, kuliert in erster Linie auf die Privatangestellten. Diesen gegen- er versucht man die Sozialdemokratie zu verdäch- gen. In der Reichstagswahlbewegung haben Redner der Demokrati- en Vereinigung der Sozialdemokratie vorgeworfen, daß sie aus wahl- ktischen Gründen dem Versicherungsgesetz für Angestellte gestimmt habe, obwohl es im Interesse der Angestellten angebracht ge- esen wäre, das Gesetz abzulehnen. Um die Tücke dieses Vorwurfes zu rstehen, muß folgendes berücksichtigt werden:

Die Freie Vereinigung für die soziale Versicherung der Privatange- llten (der die freigewerkschaftlichen Angestelltenverbände angehören, und ren Vorsitz in den Händen des Herrn Lüdemann, des Ausschußvorsitzen- n der Demokratischen Vereinigung, liegt) hat seinerzeit entschieden die blehnung der reaktionären Reichsversicherungsordnung m Reichstag gefordert und für diese Ablehnung eine umfangreiche Agi- tion entfaltet. Als nun die Verabschiedung des Versicherungs- esetzes für Angestellte im Reichstag nahte, war vom Zentral- rband der Handlungsgehilfen und -gehilfinnen angeregt worden, daß die reie Vereinigung für die soziale Versicherung der Privatangestellten dazu tellung nehme, wie sie sich zur Verabschiedung dieses Gesetzes verhalten olle. Herr Lüdemann und sein Vertreter, Herr Granzin, der gleichfalls gitator der Demokratischen Vereinigung ist, zogen die Beantwortung eser Anregung so lange hinaus, bis es zu spät war. Das Organ der emokratischen Vereinigung, „Das freie Volk", wie auch der Bund der chnisch-industriellen Beamten hatten vor der Endabstimmung über das ersicherungsgesetz für Angestellte sich gehütet, zu dieser kitzlichen Frage tellung zu nehmen. Nach der Endabstimmung im Reichstag aber brachte Das freie Volk" einen Artikel, in dem Herr Granzin es auf das tiefste be-

dauert, „daß die äußerste Linke hier aus wahltaktischen Gründen eine
Gesetz zugestimmt hat, dessen reaktionäre Tendenz von ihr zweifellos nic
gebilligt wird. Es ist bedauerlich, daß sie den Mut, mit dem sie die rea
tionäre Reichsversicherungsordnung verworfen hat, nicht auch gegenübe
diesem doch wahrlich nicht minder reaktionären Gesetz bewiesen hat." De
Lesern der „Industriebeamtenzeitung", dem Organ des Bundes der technisc
industriellen Beamten, wagte man es zunächst nicht, eine ähnliche Äuß
rung vorzusetzen, weil diese es als Unehrlichkeit hätten empfinden müsse
daß man ihnen nach Verabschiedung des Gesetzes etwas sagte, das ma
vorher nicht zum Ausdruck gebracht hatte.

Ich will diese Ausführungen dahin zusammenfassen, indem ich wiede
hole, daß die Bewegung der Privatangestellten nicht nach den Reklam
notizen beurteilt werden darf, die die einzelnen Richtungen den Tage
zeitungen in Gestalt von Waschzetteln übermitteln. Die Sozialdemokrat
hat sich der Interessen der Angestellten von jeher in nachdrüc
lichster Weise angenommen. Die anderen Parteien haben es aber bis z
einem bestimmten Grade besser verstanden, die Angestellten agita
torisch zu bearbeiten. Hier muß der Hebel angesetzt werden.

Die sozialistischen Wahlkreise.

Von **A. Kolb.**

Die Zahl der Wahlkreise, die im sozialistischen Besitz sind oder scho
waren, steigt von einer Wahl zur anderen und hat speziell bei dieser Wahl ei
beträchtliche Zunahme erfahren. Seit dem ersten großen Aufschwung der sozi
listischen Stimmenzahl, nach dem zwölfjährigen Sozialistengesetz, betrug die Za
der Mandate, die wir damals oder schon früher einmal erobert hatten, im Jah
1890 42, stieg 1903 auf 93, dann 1907 auf 103 und zählt jetzt, 1912, 133 Kreise.

Wir wissen, daß die ökonomische Entwicklung die Grundursache, daß natürli
auch die ausgebreitete Organisation, die intensive Agitation der Partei wie d
stark zunehmende Parteipresse ihr Teil dazu beigetragen, daß aber insbesonde
die Zunahme des proletarischen Elementes, bei der steigenden Bevölkerungszah
der Sozialdemokratie zugute kommt. Einen Maßstab liefern die Berufszählunge
und schon Kautsky berechnete, daß 1882 der Unterschied der proletarischen (4 744 02
Wähler gegen die selbständigen (3 947 192) Wähler noch gering war, sich die
Differenz 1895 auf 1½ Million verschob, 1907 schon über 3 Millionen betrug u
jetzt, 1912, zwei Drittel proletarische und nur noch ein Drittel selbständige Wähl
vorhanden sind.

Die zunehmende Wahlbeteiligung, also das stärkere politische Leben, ebe
falls ein sozialistischer Erfolg, hat die Zahl der Nichtwähler immer mehr ve
ringert. Es ist für die weitere Entwicklung der Partei von besonderer Bedeutun
die Wahlziffern in den Wahlkreisen nach dem neuen Wahlausfall zu sondiere
solche auf ihre sozialistische Reife zu prüfen. Hier liefert die sozialistische Prozen
ziffer aller Wahlberechtigten den richtigen Maßstab, weil diese Ziffer nicht dur
die Wahlbeteiligung beeinflußt wird, denn die Beispiele der Wahlen 1903 geg
1907 mahnen zur Vorsicht, diese Ziffer schützt vor falscher Beurteilung. Es könn
darum nur die Kreise in Betracht gezogen werden, in denen bereits über 40 Pr
zent aller Wähler sozialistisch sind oder es bei einer folgenden Wahl werden.

1903 waren es 58, 1907 53 und nun, 1912, sind es 93 solcher Kreise. Na
folgende Tabelle nennt alle diese Kreise, stellt den Unterschied der Prozentziffe
der Wahlen 1907 und 1912 gegenüber und zeigt die prozentuale Zunahme:

Wahlkreis	Sozialistische Prozentziffer aller Wähler 1907	1912	Zunahme in Prozent.	Wahlkreis	Sozialistische Prozentziffer aller Wähler 1907	1912	Zunahme in Prozent.
Berlin 4	61,1	66,9	5,8	Hanau	41,5	45,9	4,4
„ 6	51,0	64,8	13,8	*Hof	38,6	45,9	7,3
Hamburg 1	58,7	60,7	2,0	Stuttgart	42,1	45,8	3,7
Niederbarnim	51,3	60,6	9,3	Halle a. S.	41,0	45,6	4,6
Hamburg 2	55,6	57,8	2,2	Altenburg	41,7	45,0	3,3
Leipzig-Land	50,3	56,9	6,6	Neurode	37,4	44,8	7,4
Glauchau	50,0	55,5	5,5	Zittau	38,9	44,7	5,8
Stollberg	50,7	54,7	4,0	Holzminden	35,6	44,7	9,1
Berlin 3	46,5	54,6	8,1	Stettin	37,9	44,6	6,7
Dresden-Land	50,8	53,9	3,1	*Nordhausen	31,6	44,6	13,0
Sonneberg	43,4	57,7	10,3	Pforzheim	40,1	44,4	4,3
Mittweida	49,0	53,6	7,6	Sorau	38,2	44,4	6,2
Chemnitz	51,6	53,2	1,6	*Kassel	38,5	44,4	5,9
Zwickau	49,2	53,1	3,9	Elberfeld	42,0	44,2	2,2
*Wanzleben	44,6	52,6	8,0	Speyer	41,2	44,1	2,9
Nürnberg	47,2	52,4	5,2	Eßlingen	37,4	44,1	6,7
Berlin 5	43,0	51,8	8,8	München 2	34,4	43,9	9,5
Reuß ä. L.	40,1	50,9	10,8	Darmstadt	38,3	43,6	5,3
Altona	53,4	50,8	—	Randow	41,8	43,4	1,6
Braunschweig	41,3	50,4	9,1	Dresden, links	38,4	43,3	4,9
Hamburg 3	47,8	50,2	2,4	Cannstatt	38,1	43,3	5,2
Magdeburg	43,7	50,2	6,5	Rostock	37,7	43,2	5,5
Reuß j. L.	41,3	49,8	8,5	Bernburg	39,3	43,2	3,9
Lübeck	46,6	49,6	3,1	Löbau	38,4	43,2	4,8
Aschersleben	46,4	49,6	3,2	Königsberg-Stadt	40,3	43,1	2,8
Breslau-West	39,7	49,6	9,9	Mainz	38,1	42,8	4,7
Auerbach	43,6	48,8	5,2	*Potsdam	38,0	42,7	4,7
Annaberg	38,8	48,8	10,0	Straßburg-Stadt	31,5	42,6	11,1
Döbeln	44,4	48,8	4,4	*Halberstadt	33,6	42,1	8,5
Offenbach	43,0	48,7	5,7	Pinneberg	41,2	41,9	0,7
Berlin 2	42,5	48,7	6,2	Lennep	36,7	41,7	5,0
Dresden, rechts	44,5	48,6	4,1	Plauen i. V.	33,9	41,6	7,7
Teltow	41,8	48,3	6,5	Breslau-Ost	35,7	41,4	5,7
Solingen	44,6	48,2	3,6	Freiberg i. S.	35,4	41,4	6,0
Bremen	44,8	48,2	3,4	*Eschwege	27,9	41,3	13,4
Gotha	42,0	48,1	6,1	*Hameln	33,7	41,3	7,6
Zschoppau	39,5	48,1	8,6	Höchst	36,8	41,1	4,3
Waldenburg	45,6	47,9	2,3	Frankfurt a. O.	34,3	40,6	6,3
Mannheim	45,2	47,6	2,4	*Dessau	38,4	40,6	2,2
Meißen	41,9	47,5	5,6	*Görlitz	34,7	40,5	5,8
Kiel	46,6	47,2	0,6	Frankfurt a. M.	37,4	40,3	2,9
Mülhausen i. E.	43,1	46,7	3,1	Weimar	34,9	40,3	5,4
*Erfurt	38,3	46,7	8,4	*Bayreuth	31,7	40,3	8,6
Hannover	44,1	46,6	2,5	Borna	35,8	40,3	4,5
Pirna	41,6	46,5	4,9	*Hagen i. W.	34,5	39,9	5,4
Naumburg	39,8	46,3	6,5	Sondershausen	27,2	39,6	12,4
Rudolstadt	41,4	46,3	4,9	Oschatz	35,4	39,2	3,8
Fürth	38,4	46,1	7,7	Harburg	33,8	39,1	5,3
Westhavelland	41,7	46,1	4,4	Schwerin	33,1	39,1	6,0

Wahlkreis	Sozialistische Prozentziffer aller Wähler		Zunahme in Prozent	Wahlkreis	Sozialistische Prozentziffer aller Wähler		Zunahme in Prozent
	1907	1912			1907	1912	
Dortmund . . .	36,8	38,9	2,1	**Böblingen** . . .	23,6	35,2	9,6
Eisenach . . .	31,6	38,8	7,2	Varel	30,5	35,1	4,6
Leipzig-Stadt .	33,4	38,2	3,8	**Iserlohn** . . .	26,7	34,7	8,0
Goslar	29,9	38,2	8,3	**Einbeck**	24,5	34,7	10,2
***Bitterfeld** . .	32,1	38,2	6,1	Meiningen . . .	18,4	34,5	15,9
Wolmirstedt . .	30,2	38,2	8,0	**München 1** . .	24,6	33,5	8,9
Koburg	27,9	37,8	9,9	***Jerichow** . . .	24,1	33,4	9,3
***Jena**	31,8	37,4	5,6	***Grünberg** . .	22,0	33,3	11,3
Bielefeld . . .	33,4	37,3	3,9	**Wollin**	23,6	33,2	9,6
Friedberg . . .	30,2	36,9	6,7	Hirschberg . . .	24,5	33,1	8,6
Mansfelder . .	22,3	36,2	13,9	***Kaiserslautern** .	22,8	32,5	9,7
Kottbus	31,2	35,9	4,7	***Bensheim** . . .	21,4	31,6	10,2

NB. Zur Übersicht sind noch die fehlenden Kreise angeführt, die schon sozialisti vertreten waren.

Gmünd-Göppingen	36,4	35,3	—	**Wiesbaden** . .	27,1	30,2	3,1
Düsseldorf . . .	30,1	33,8	3,7	***Colmar** . . .	22,1	29,3	7,2
***Straßburg-Land**	18,3	33,7	15,4	***Metz**	24,4	29,2	4,8
Karlsruhe . . .	33,9	33,6	—	**Lauenburg** . . .	29,9	28,6	—
***Heilbronn** . .	26,7	33,1	6,4	***Ansbach** . . .	22,1	27,8	5,7
***Striegau** . . .	32,6	32,9	0,3	**Duisburg** . . .	25,6	26,9	1,3
Bochum . . .	29,4	32,7	3,3	***Würzburg** . .	22,7	26,3	3,6
***Kalau**	25,5	30,7	5,2	**Flensburg** . . .	22,0	25,8	3,8
***Hildesheim** . .	25,5	30,6	5,1	**Landau i. Pf.** . .	18,9	24,5	5,6
***Köln-Stadt** . .	26,5	30,6	4,1	**Oldenburg-Plön** .	17,3	19,4	2,1

NB. Alle fett gesetzten Kreise sind oder waren schon im sozialistischen Besitz = 133 Kreise. Der * vor dem Wahlkreis bedeutet: neugewonnener Wahlkreis 1912.

122 Kreise zeigen für die künftige Wahl Aussicht auf 40 Prozent sozialistische Wähler von allen Wahlberechtigten, daraus wird sich also der sozialistische Besit stand ergeben. Von den 30 neu gewonnenen Wahlkreisen 1912 werden wieder ei Teil verloren gehen, jene, die nicht auf 40 Prozent kommen, also Zufallssiege darstelle

Prozentuale Abnahme zeigen nur 4 Wahlkreise von allen 142 angeführte Es sind teils sehr hohe Zunahmen zu verzeichnen, auch in Kreisen, die sicher Besitzstand sind. Über 50 Prozent aller Wähler stimmten sozialdemokratisch 191 22 Wahlkreise gegen 11 1907, über 45 Prozent aller Wähler 32 1912 gegen 1 1907, das sind die Kreise, die für die Hauptwahlen in Betracht kommen.

Die zunehmende Zahl agitatorischer Kräfte läßt die Wahlarbeit individuell betreiben und vermeidet die Doppelmandate, auch ein Fortschritt in der Parte bewegung. So kandidierten 1907 noch in 65 Kreisen Doppelkandidaten, manc mehrfach. Diese Ziffer reduzierte sich 1912 auf 23 Wahlkreise.

Der deplacierte Trost der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“, daß d Sozialdemokratie fast alle die Kreise verloren, die sie in der Nachwahl gewonne wird durch die Anführung der Tabelle hinfällig. Eisenach, Koburg, Landa Wollin, Friedberg zeigen noch keine 40 Prozent sozialdemokratische Wähler, si also noch schwankend. Der Liberalismus muß ferner damit rechnen, daß wir vie zurückeroberte Kreise auch in Zukunft behaupten werden. Die Sozialdemokrat hat in mehr wie 80 Wahlkreisen den Liberalen Hilfe geleistet, wovon über 40 vo Erfolg waren, hat dagegen, fast ausschließlich durch die Fortschrittliche Volk partei (außer Köln und Würzburg), in 22 erfolgreichen Fällen Gegenleistung erhalte

Literarische Rundschau.

[D]r. August Kohl, **Pubertät und Sexualität.** Untersuchungen zur Psychologie des Entwicklungsalters. Würzburg 1911, Kurt Kabitzsch (A. Stubers Verlag). 82 Seiten. Preis 1,50 Mark.

Mit Recht weist der Autor im Vorwort zu dieser Schrift darauf hin, daß der [al]lergrößte Teil jener Publikationen, die in den letzten Jahren zur Aufklärung [de]r Jugend über das Sexualleben so zahlreich erschienen sind, ihre Aufgabe nur [se]hr mangelhaft erfüllen. Schon dadurch, daß sie sich ausschließlich mit dem biolo[gi]schen Prozeß der Fortpflanzung befassen, kommen sie fast nur für das Kindes[al]ter in Betracht, während gerade die im Entwicklungsalter Stehenden am [d]ringendsten der Belehrung und Beratung bedürfen. Noch fehlt aber der Pädagogik [di]e Grundlage, die ihr durch wissenschaftliche Untersuchungen der psychologischen [E]rscheinungen während der Pubertätszeit erst geschaffen werden müßte. Zur Aus[f]üllung dieser Lücke will Dr. Kohl durch die vorliegende Schrift einen bescheidenen [A]nfang machen, indem er die Zeit der sexuellen Entwicklung bei Jünglingen und [M]ädchen in mehrere Epochen teilt und zunächst nur die beiden ersten davon, [di]e Zeit der „unbewußten Sexualatät" und die der „sexuellen Ahnungen" be[ha]ndelt. Er gibt uns dabei ein lebhaftes Bild von dem Fühlen und Gehaben des [D]urchschnitts der bürgerlichen Jugend im ungefähren Alter zwischen 14 und [1]6 Jahren.

Daß er sich ausdrücklich darauf beschränkt, diejenigen Erscheinungen zu [sc]hildern, die „bei der gebildeten Jugend beiderlei Geschlechtes" zu beobachten [si]nd, das motiviert er damit, daß hier eine größere Varietät anzutreffen sei als [be]i der Jugend der tieferstehenden sozialen Schichten. „Vererbung, höhere Bildung, [v]erfeinertes Milieu und anderes lassen auf eine differenziertere, reichere Psyche [sc]hließen."

In Wahrheit macht aber Dr. Kohl auch nicht den leisesten Versuch, uns durch [s]eine Broschüre Einblick in eine „differenziertere, reichere Psyche" zu verschaffen, [w]as wohl im Rahmen dieser Arbeit auch schwer möglich wäre, sondern er begnügt [si]ch damit, uns diejenigen inneren und äußeren Vorgänge zu zeigen, die sich bei [d]en allergewöhnlichsten Durchschnittsmenschen aus bürgerlichen Familien in der [b]ezeichneten Entwicklungsepoche abzuspielen pflegen.

Es dürfte auch kaum zutreffen, daß die psychischen Vorgänge, die mit der [P]ubertät zusammenhängen, durchweg bei der Jugend der bürgerlichen Klassen [d]ifferenzierter sind als bei der des Proletariats.

Die verfeinerten Sitten des Bürgertums erlegen allerdings den erwachenden [T]rieben stärkere Hemmungen auf und zwingen sie dadurch, sich mannigfach zu [v]erhüllen, andererseits aber wirkt die starre Konvention, die in bürgerlichen [K]reisen alles beherrscht, das mit der Sexualität zusammenhängt, stark nivellierend [a]uf das Denken und Gebaren ein, während die größere Freiheit, die im Prole[t]ariat nach jener Richtung hin waltet, mehr Raum gibt für individuell differen[z]iertes Denken und Handeln.

Obwohl der Verfasser der Einwirkung sozialer und wirtschaftlicher Verhält[n]isse auf die sexuell-psychische Entwicklung flüchtig erwähnt, so scheint er sich doch [ü]ber deren ausschlaggebende Bedeutung nicht ganz klar zu sein und scheint nicht [z]u wissen, daß die größten Schwierigkeiten, die sich einer wirklich klugen Be[l]ehrung und Beratung der Jugend über das Sexualleben entgegenstellen, in den [W]idersprüchen ihre Wurzel haben, welche die Sexualethik des Bürgertums auf[w]eist und leider auch noch die des Proletariats, das bisher aus seinen besonderen [L]ebensbedingungen heraus noch keine neue Ethik der Geschlechtsliebe entwickelt [h]at und darum gerade nach dieser Richtung hin noch vielfach im Banne klein[b]ürgerlicher Denkgewohnheiten steht, obwohl seine Praxis sich täglich mehr von [d]er des Bürgertums unterscheidet.

Therese Schlesinger.

Gustaf F. Steffens, **Die Demokratie in England.** Jena 1911, Verlag Eugen Diederichs.

Der Titel des Buches ist umfassender als sein Inhalt. Der Verfasser biete eine Reihe hübscher Feuilletons über demokratische und sozialpolitische Problem und Persönlichkeiten in England vom Standpunkt der Fabier. Geschrieben hat e sie, wie mir scheint, unter dem Eindruck der ersten Tagungen des Parlamentes das aus den Wahlen vom Januar 1906 hervorging. Die literarische Form, in di er seine Eindrücke goß, bringt es mit sich, daß ihnen eine ziemlich starke Dosi ästhetisierender Würze beigemischt ist, die wohl den an solche Kost nicht gewöhnten Gaumen eines Marxisten beleidigen, aber dem Geschmack derjenigen Leser, fü die sie bestimmt sind, entsprechen dürfte. Freiheitlich und sozialpolitisch gesinnt deutsche Intellektuelle werden sich angeregt fühlen durch die Schilderung eine englischen „At Home" — eines ambulanten Teekränzchens in Gesellschaft vo Wells, Shaw, Webb oder Wallas, im geistigen Verkehr mit dem ethisch-ästhetisch religiösen Naturforscher Oliver Lodge, dem pantheistischen Schwätzer Rev. Camp bell vom City-Tempel, oder dem diskreten Sozialökonomen Professor Marshall ebenso wird es ihnen wohl tun, über John Burns, Lloyd George und im allge meinen über die Demokratisierung des ministeriellen Personals der englische Regierung zu hören. Daß der Verfasser hierbei so manche richtige Ansicht übe die demokratischen, konservativen und sozialistischen Strömungen unserer Zei entwickelt, ist bei einem gebildeten Manne wie Steffens selbstverständlich. Di Quintessenz seiner soziologischen Ansichten befindet sich auf Seite 54 bis 55 de Buches, wo er den bürgerlichen Demokraten zu beweisen sucht, daß die letzte Kon sequenz ihres Denkens und Fühlens der Sozialismus — „die demokratisch-staatlic regulierte und organisierte Produktion" — ist, und die Sozialdemokratie zu be lehren sucht, daß sie einen Fehler begehe, indem sie „die Klassenbewegung de Arbeiter im Rahmen des Sozialismus mit dem Sozialismus als politischer Total erscheinung verwechselt.... Die Sozialdemokratie muß lernen, daß sie den Sozia lismus sehr einseitig und viel zu dogmatisch repräsentiert, und daß alle starke Fortschrittskräfte in der Gesellschaft an der weiteren Entwicklung des Sozialismu mitwirken müssen." Das klingt so, als ob die Sozialdemokratie alle nichtprole tarischen Elemente von der Mitarbeit an der Verwirklichung des Sozialismus fern hielte. Meines Wissens geschieht dies nirgends. Ebensowenig verwechselt die Sozial demokratie die proletarische Bewegung mit der aufsteigenden Entwicklung der Ge sellschaft zur Stufe des Sozialismus. Sie behauptet nur, daß die Interessen de Proletariats mit den wirtschaftlichen Entwicklungstendenzen und Bedürfnissen de Gesellschaftslebens harmonieren, und daß deshalb die proletarischen Massen di Träger der Entwicklung zum Sozialismus sind. Es waren doch gerade die Gründe der Sozialdemokratie, die auf diesen Zusammenhang zuerst aufmerksam machten Und es ist die Hauptschwäche der Fabier, daß sie diesen Zusammenhang ver kennen.

Zum Schlusse einige kleinere Korrekturen: Als die Hauptdaten der Demo kratisierung des englischen Wahlrechtes gibt der Verfasser die Jahre 1832, 186 und 1872 an; letzteres Datum ist unrichtig; es müßte 1884 heißen und nicht 187 (S. 41). Shaw folgend, meint der Verfasser, die älteste Tendenz der Bourgeoisi sei gewesen, „die Arbeiterklasse zu idealisieren" (S. 23), was eine unbewiesene un unbeweisbare Behauptung ist. Wohl sind nach der Auffassung des Naturrechte alle Menschen frei, gleich und allem Schönen, Guten und Edlen zugänglich, abe hier wird nicht der Arbeiter, sondern der Mensch idealisiert, und noch dazu de bürgerliche Mensch. Auf Seite 21 wird Wells als der vertraute Freund Webb hingestellt, was seit 1908 nicht mehr richtig ist; Webb findet seit einigen Jahre keinen feindlicheren Kritiker als Wells, der ihn für einen Verderber des Sozia lismus hält.

M. Bee

Zeitschriftenschau.

In dem Dezemberheft der Revue socialiste, syndicaliste et cooperative rd unter dem Titel „**Gegen die Teuerung**“ ein Gutachten des verstorbenen Gessen P. Lafargue abgedruckt, das dieser dem Parteivorstand eingereicht hatte, o gleichsam sein Vermächtnis. Darin werden die Maßnahmen aufgezählt, die ergreifen seien und der Partei als Leitfaden zu ihrer Agitation dienen sollen. allererst sollen die Zölle und Steuern auf Lebensmittel (Brot, Fleisch, Kaffee, cker usw.) sofort aufgehoben werden. Aber dann müssen zugleich die Pachtträge revidiert werden, die dazu dienen, die Vorteile der hohen Lebensmittelise den Grundbesitzern in die Hände zu spielen. Die kleinen Besitzer, die ihre ene Ernte verbrauchen oder weniger verkaufen als sie kaufen müssen, haben hr Schaden als Vorteil von der Teuerung. Wenn auch gesagt wird, daß wir mit ser Forderung unsere Propaganda in den Kreisen der ländlichen Besitzer erveren, so darf uns das doch nicht davon abhalten, den internationalen Kampf en die Agrarierpolitik mitzukämpfen.

Wir müssen weiter den Vorschlag der Regierung unterstützen, die den Geinden das Recht gibt, Bäckereien und Schlächterein zu gründen — wozu noch lkereien hinzuzufügen wären; der Großhandel will natürlich nichts davon sen, denn die Gemeinden würden als die größten Käufer die Preise beflussen. Sie würden nicht, wie die Großhändler, die ländlichen Lieferanten sbeuten, sondern ihnen durch Vorschüsse Gelegenheit geben, ihre Produktion verbessern. Sie würden noch mehr Waren im großen einkaufen und damit kleinen Läden von dem Großhandel unabhängig machen; diese kleinen schäftsleute würden eine solche kommunale Tätigkeit sicher mit Freuden rüßen. Natürlich kann man mit diesen Reformen nicht die Teuerung völlig heben, da sie auch von bleibenden Ursachen, wie der Verbilligung der Golduktion, abhängig ist. Indem wir alles tun, den unmittelbaren Druck der Teueig zu beheben, weisen wir zugleich auf unser Endziel als das endgültige Mittel , die Sozialisierung der Produktionsmittel.

La vie ouvrière bringt in den Nummern 51 bis 54 (5. November bis 20. Deiber) eine Studie über „**Die englische Woche**“ von Pierre Dumas. Die Verzung der Arbeitszeit ist für die Arbeiter eine der wichtigsten und aktuellsten agen, um die sich ihre Kämpfe in den letzten Jahren am meisten bewegten. neben kommt jetzt die Forderung der englischen Woche, das heißt des freien mstagnachmittags auf. Daher soll jetzt untersucht werden, was bisher auf sem Gebiet erzielt wurde.

Die bürgerlichen Republikaner haben den Irrtum verbreitet, als sei früher die beitszeit länger gewesen als heutzutage, und die herrliche Große Revolution he uns die Befreiung aus früherer Sklaverei gebracht. In Wirklichkeit war die beitszeit in früheren Jahrhunderten kürzer als heute; bei künstlichem Lichte rde nicht gearbeitet, und daher war in Frankreich der Durchschnitt aus 12 Stun des Sommers und 8 Stunden des Winters ungefähr 10 Stunden. Dazu kamen vielen Feiertage; und die Beachtung der Vigilien vor jedem Sonn- und Feier bedeutete praktisch den freien Nachmittag der englischen Woche. Nach einer rechnung von Franklin kam die gesamte Ruhezeit auf 141 Tage hinaus, so daß r 224 Arbeitstage übrig blieben. Die große Industrie hat diese Verhältnisse gehoben; und die Große Revolution hat daran mitgeholfen durch die Verhtung aller Korporationen, durch das Verbot der Koalitionen; sie hat zeitweilig ar die Sonntage durch die zehntägige Woche um ein Drittel verringert. Erst im hre 1848 kommt die erste gesetzliche Beschränkung der Arbeitszeit auf 12 Stunden, e Gesetz, das übrigens gar nicht praktisch angewandt wurde.

In England waren die Arbeitszeiten im siebzehnten und achtzehnten Jahrndert noch kürzer, 7 bis 8 Stunden, und die Lage der Arbeiter meist sehr günstig.

Die Einführung der Maschinen verlängerte die Arbeitszeit auf 12, 14, sogar Stunden; Frauen- und Kinderarbeit sowie Nachtarbeit rissen ein und brachten Arbeiterklasse körperlich, geistig und moralisch tief herunter. Die Trade Unio begannen den Kampf: nicht friedlich, wie oft gefaselt wird, sondern mit viel waltsameren Mitteln als die, welche dem heutigen Syndikalismus vorgeworf werden; sie fanden aber nicht den blödsinnig-hartnäckigen Widerstand wie heute bei den französischen Unternehmern, die nur gedankenlose Routinemensch sind. Von 1825 bis 1901 reiht sich Gesetz an Gesetz, Früchte dieser Kämpfe, Arbeitszeit allmählich einzuschränken. Schon 1825 wird eine kürzere Samsta arbeit vorgeschrieben; das Gesetz von 1847 beschränkte die Arbeitszeit auf 10 Stu den an anderen Tagen, auf 8 am Samstag. 1874 wurde die Samstagarbeit f Frauen und Jugendliche auf 6½ Stunden festgesetzt. 1875 finden wir in den ve schiedensten Industrien den Brauch, am Samstag um 12 oder 1 Uhr zu feie Das Gesetz von 1901, das auch in die Heimarbeit eingriff, schrieb dort das Ende Arbeit für 4 Uhr vor und in Textilfabriken für 12 bis 1½ Uhr. Obgleich wir d Gesetz für machtlos halten, hier schöpferisch aufzutreten, wird das alles angefüh um zu zeigen, welchen hohen Wert die englischen Arbeiter dem freien Samsta nachmittag beilegen. Sie haben große Erfolge errungen, weil sie zuerst und längsten vom Kapitalismus unterjocht wurden, dadurch zuerst den Kampf a nahmen und starke Organisationen aufbauten.

Aber nicht in England, sondern in Australien und Neuseeland sind die größt Errungenschaften auf dem Gebiet der Arbeitszeit zu verzeichnen. Praktisch ist d schon lange, wenn auch erst nach heftigen Kämpfen, der Achtstundentag dur geführt; oder eigentlich die 48stündige Woche, denn an anderen Tagen wird 8¼ 8½ Stunden und am Samstag 4 Stunden gearbeitet, so daß dort auch der fr Samstagnachmittag herrscht. In Neuseeland ist sogar der wirkliche Achtstundent mit der englischen Woche vereinigt, also die 44stündige Arbeitswoche verwirkli Auch in Amerika hat der Kampf um den Achtstundentag mitunter heftig gewüt meist liegt die Arbeitszeit zwischen 48 und 56 Stunden, und fast überall herrs der freie Samstagnachmittag.

Die Länder, wo die englische Woche vorkommt, sind alle protestantische Länd Sie wird deshalb meist auf den Puritanismus zurückgeführt, der alle Arbeit u Zerstreuung am Sonntag verpönt und daher geradezu zwingt, dazu den Samst nachmittag zu benutzen. Aber es ist fraglich, ob diese Erklärung ausreicht; in d protestantischen Deutschland und der Schweiz finden wir diesen Brauch nicht; wird noch das Alter der englischen Arbeiterbewegung sowie die Vorliebe für Sp und der Sinn für das Familienleben bei den Engländern hinzugezogen werden müss

In Deutschland wird der freie Samstagnachmittag immer mehr von Gewerkschaften gefordert und schon vielerorts durchgeführt. Auch in Frankr haben viele Arbeiter ihn schon erobert und bürgert er sich immer mehr ein; ländlichen Industrien, die die Arbeiterinnen von weither heranziehen müssen, ist geradezu notwendig. Zur Unterstützung des ferneren Kampfes seien die wichtigst Argumente nochmals zusammengestellt. Vor allem soll die Arbeiterin dadurch e lastet werden. Jetzt hat sie neben der Fabrikarbeit die Haushaltungsarbeit zu sorgen, und der Sonntag ist daher kein Ruhetag, sondern gerade die Zeit, ha alle aufgeschobenen Arbeiten zu verrichten. Damit wird alles Familienleben möglich gemacht. Der freie Samstagnachmittag wird die Gelegenheit zu die Arbeiten geben, und damit wird der Sonntag für die Arbeiterin erst wirklich Ruhetag, der Erholung und den Kindern gewidmet. Eine weitere Folge ist, er für Berufe, die sonst am Samstag noch spät überlastet sind, wie Friseure, Lad geschäfte usw., eine vernünftige Schlußzeit ermöglichen wird. Dann kommt weitere Interesse an aller Verkürzung der Arbeitszeit hinzu.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.



Band Nr. 24 Ausgegeben am 15. März 1912 30. Jahrgang

Präsidial- und andere Fragen.

↗ Berlin, 9. März 1912.

Das Ziel aller patriotischen Sehnsucht ist erreicht und der erste sozial-
mokratische Vizepräsident von seinem erhabenen Sessel gestürzt worden.
enosse Scheidemann besaß den guten Geschmack, sich mit einem lustigen
Borte zu verabschieden, und in derselben frohen Stimmung darf auch die
artei sein. Sie verliert nichts an einer bedeutungslosen Würde, aber die
rt, wie einen Monat lang darum gerungen worden ist, ihr selbst diesen
litter zu entreißen, zeigt nur, wie sehr sie gefürchtet ist und wie sehr sie
n Mittelpunkt der Dinge steht.

Im Grunde lief das Ringen auf einen Kampf zwischen dem schwarz-
lauen Block und der Sozialdemokratie hinaus. Dank dem nationallibe-
alen Umfall haben die Ritter und die Heiligen den Genossen Scheidemann
us dem Präsidium gedrängt, dagegen haben sie selbst die Schlacht ver-
oren, die sie um ein schwarzblaues Präsidium kämpften. Dann aber haben
ie beiden harten Mühlsteine, indem sie sich aneinander rieben, das, was
wischen ihnen liegt, für diesmal nicht zerquetscht, sondern in die Höhe
equetscht. Das neue Präsidium, das nunmehr endgültig für die Dauer
er Session gewählt worden ist, besteht aus den beiden Fortschrittlern, die
isher schon darin saßen, und dazu dem Nationalliberalen Paasche, der an
ie Stelle Scheidemanns getreten ist. Die beiden liberalen Fraktionen, die
inter diesem Präsidium stehen, zählen noch nicht hundert Mitglieder, bilden
lso noch nicht den vierten Teil des Reichstags. Herr Kämpf verdankt
einen Sitz den sozialdemokratischen Stimmen, und die beiden Vizepräsi-
enten verdanken die ihrigen den Stimmen des schwarzblauen Blocks.

Damit sind die Sonderbarkeiten dieses sonderbaren Präsidiums aber
och nicht erschöpft. Herr Dove ist, da die Konservativen und die Ultra-
ontanen ihn auf den Schild erhoben, aus Angst vor dem gefürchteten
Scheidemann gegen seine eigene Fraktion gewählt worden, die für den

sozialdemokratischen Vizepräsidenten stimmte. Er war loyal genug, um sich zur Ablehnung dieser Wahl zu entschließen, und hat sie nur angenommen, weil nicht allein seine eigene, sondern auch die sozialdemokratische Fraktion damit einverstanden war. Insofern hat er den verhältnismäßig kühlsten Platz unter den drei Männern im feurigen Ofen. Viel schlimmer ist Herr Kämpf daran. Er ist bekanntlich nur mit sieben Stimmen Mehrheit gegen den sozialdemokratischen Gegenkandidaten gewählt worden, und wenn man den Versicherungen der schwarzblauen Presse trauen darf, deren lautere Gerechtigkeitsliebe ja außer Zweifel steht, so sind so viele berechtigte Proteste gegen seine Wahl erhoben worden, daß deren baldige Ungültigkeitserklärung keinem Zweifel unterliegt. Der Sturz eines Präsidenten durch Kassierung seiner Wahl wäre denn freilich ein Novum im parlamentarischen Leben, und die reaktionären Biedermänner reiben sich auch schon vergnügt die Hände.

Unter diesen Umständen fehlt einem wirklich das zutreffende Wort für die Triumphgesänge, die das liberale Zeitungsgeschwister über das „liberale Reichstagspräsidium" anstimmt. Zum Beispiel das „Berliner Tageblatt" findet nunmehr festgestellt, daß der Schwerpunkt der deutschen Politik bei den Liberalen liege, und es beglückwünscht Herrn Dove, weil er zugleich Vertrauensmann der Rechten und der Linken sei. Glauben denn diese Leute wirklich, daß man solche sinnlose Rodomontaden nicht auslacht, hüben wie drüben, bei den Roten wie bei den Schwarzblauen, die, so weltenfern sie sich stehen, doch wenigstens darin einverstanden sind, daß sie Politik zu treiben wissen? Oder soll durch diese öden Laute das peinliche Schweigen vertuscht werden, das die freisinnige Presse in der nunmehr eröffneten Diskussion über das fortschrittlich-sozialdemokratische Stichwahlabkommen beobachtet?

Wie unseren Lesern bekannt sein wird, hat die Genossin Luxemburg dies Abkommen in vier glänzend geschriebenen und vortrefflich durchdachten Artikeln der „Leipziger Volkszeitung" einer in der Form sehr maßvollen, aber in der Sache äußerst scharfen Kritik unterzogen. Darauf hat der Parteivorstand im „Vorwärts" ebenfalls in vier Artikeln geantwortet, nach viel zu langem Schweigen, und hat endlich — soweit es nicht schon die Genossin Luxemburg getan hatte — volles Licht über jenes Abkommen verbreitet, das der profanen Parteiwelt bisher nur in schwankenden Umrissen bekannt war. Auch die Antwort des Parteivorstandes ist sehr gut zu lesen und namentlich ist sie taktisch sehr geschickt, indem sie nicht sowohl auf Freisprechung plädiert, sondern nur auf mildernde Umstände, die in der Tat dem Angeklagten nicht wohl versagt werden können.

Die Genossin Luxemburg hat in ihren sonst erschöpfenden Artikeln einen entscheidenden Gesichtspunkt nicht genug gewürdigt oder selbst ganz übersehen: den Gesichtspunkt nämlich, daß wenn die Fortschrittler mit dem Vorschlag eines Stichwahlabkommens an den Parteivorstand herantraten, dieser unmöglich von vornherein nein sagen konnte. Wir sehen von den Einzelheiten des Abkommens ab, der Gewinnung von Mandaten, der Beseitigung

der Schwächung des schwarzblauen Blocks usw.: nachdem wir aber jahr=
ehntelang die Fortschrittler wegen ihrer verräterischen Taktik in der Stich=
vahl verhöhnt und ihnen erklärt hatten, wenn sie ehrliche Politik treiben
vollten, so würden wir sie gern unterstützen, so können wir ihnen, wenn
e aus freien Stücken sich zu einer ehrlichen Politik erbieten, nicht ohne
veiteres die Tür weisen, gleichviel aus welchen Gründen sie kommen, und
lbst dann nicht, wenn wir der angebotenen Freundschaft nicht über den
Beg trauen.

So viel über die Generalia des Abkommens. Anders steht es um seine
Spezialia, über die wir Profanen jetzt erst durch die Aufsätze der Genossin
uxemburg und des Parteivorstandes hinreichend unterrichtet sind. Man
ann gewiß auch hier dem Parteivorstand manches zugute halten. Wenn er
en Fortschrittlern erstens gestattete, daß sie — statt sich auf die Jenaer Be=
ingungen zu verpflichten — sich statt dessen einfach auf ihr Parteiprogramm
erufen durften, und zweitens auch noch, daß sie ihre Anhänger nicht zur
bstimmung für die sozialdemokratischen Kandidaten, sondern nur zur Ab=
immung gegen die schwarzblauen Kandidaten auffordern durften, so
ag er gedacht haben: Na, der biedere Freisinn ist nun einmal kein „Wüsten=
oß aus Alexandria", sondern ein Renner, den Boileau geschult:

Er weiß, daß eitler Mut ihm weder ziemt noch frommt,
So schnäufelt er, und hebt die Hüflein, springt und kommt
Ans andre Ufer wohlbehalten.

Also dem spatlahmen Gaul ein wenig ans andere Ufer zu helfen, mag
och angehen. Allein es ging über die erlaubte Grenze hinaus, als dem An=
nnen der Fortschrittler nachgegeben wurde, ihnen 16 Wahlkreise zu über=
ssen, in denen sie mit unseren Leuten stachen. Sie machten diese Be=
immung zur conditio sine qua non des Abkommens, indem sie argumen=
erten: In diesen Wahlkreisen würden wir sonst durch Hilfe der Reak=
onäre siegen; wenn wir uns diese Hilfe durch unser Abkommen mit euch
erschlagen, so seid ihr uns dafür eine Entschädigung schuldig. Mit anderen
Borten: die Bankrotteure spielten gar noch die Erpresser, dieselben Leute,
ie sich, wie die Genossin Luxemburg mit Recht hervorhebt, vor sittlicher
ntrüstung über eine angebliche „Erpresserpolitik" die Haare ausrauften,
ls ihnen zugemutet wurde, für die 400 Millionen Mark indirekter Steuern,
ie sie der Regierung bewilligen wollten, auch einige konstitutionelle Zu=
eständnisse von der Regierung zu beanspruchen. Oder um ein Beispiel
us dem gewöhnlichen Leben anzuziehen: Wenn X einige Jahrzehnte=
ing mit Y Schwindelgeschäfte auf Kosten von Z gemacht hat und dabei auf
en Hund gekommen ist, nun zwar reumütig zu Z kommt, jedoch ehe er die
ste Probe seiner Besserung ablegt, das anmutige Verlangen stellt, Z möge
m den Profit aus seinen Schwindelgeschäften mit Y garantieren, so würde
dem X einfach zeigen, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat. Daß
er Parteivorstand die 16 Kreise nicht einfach, sondern durch die „Dämp=
ing" der Agitation preisgegeben hat, macht die Sache eher noch schlimmer

als besser. Wäre es in weiten Parteikreisen unseres Erachtens nicht ver standen worden, wenn der Parteivorstand das Stichwahlabkommen mit der Fortschrittspartei von der Schwelle abgewiesen hätte, so würde es gerad auch in diesen Parteikreisen freudig begrüßt worden sein, wenn der Partei vorstand auf die Erpresserbedingung hin die Fortschrittler hätte zu ihren Freunden vom Bülowblock abfahren lassen.

Auch die Heimlichkeit, in die das Abkommen gehüllt wurde, war von übel. Sie widerspricht ebenso wie die „Dämpfung“ der Agitation allen überlieferungen wie dem innersten Leben und Wesen der Partei. Es is deshalb ein Verdienst der Genossin Luxemburg, die Dinge an die Öffent lichkeit gezogen, und es ist ebenso ein Verdienst von ihr, die Frage in alle Schärfe gestellt zu haben, auch wenn sie dabei der ungemein schwierigen un ungewohnten Lage, worin sich der Parteivorstand befand, nicht ganz ge recht geworden ist. Es handelt sich nicht um nachträgliche Vorwürfe gegen den Parteivorstand, zumal da er selbst in seiner Antwort auf die Aufsätz der Genossin Luxemburg ohne alle bureaukratische Hochnäsigkeit zugegeben hat, daß die Sache allerdings zwei Seiten habe. Mit ihm mag der Partei tag in Chemnitz abrechnen, der ihm wohl schwerlich einen Galgen errichte wird.

Notwendig jedoch ist es, aus den begangenen Fehlern zu lernen un namentlich den Fortschrittlern gegenüber wiederum eine feste und klar Stellung einzunehmen. Die Geschichte des Stichwahlabkommens, wie si vorliegt, zeigt zur Evidenz, daß die Fortschrittler noch immer die Alte sind. Nach dem Ausfall der Hauptwahlen erkannten diese „ollen ehrliche Seemänner“, daß ein Abkommen mit der Sozialdemokratie, das ihnen ein Reihe von Hintertüren ließ, um jeden Augenblick zu den Schwarzblaue zu entwischen, das für sie vorteilhafteste Geschäft sei. Es sei gern aner kannt, daß sie dabei die Geriebenheit altgedienter Roßtäuscher entwicke haben.

Aber ebensosehr muß anerkannt werden, daß sie bei den Stichwahlen i wenig gemilderter Form die alte Verrätertaktik fortgesetzt haben, so da für uns bei dem Abkommen, wie die Genossin Luxemburg schlüssig nach gewiesen hat, kaum etwas herausgekommen ist, was wir nicht auch ohne da Abkommen gehabt haben würden. Und wie ist es jetzt, wo das Abkomme öffentlich diskutiert wird? Während unser Parteivorstand in durchaus wü diger, wenn auch nicht unanfechtbarer Form sein Verhalten darlegt, halte sich die Mitkontrahenten des Abkommens an die Wanzentaktik des To schweigens und haselieren, als ob sie an der Spitze der Zivilisation ma schierten; höchstens daß dies oder jenes fortschrittliche Organ dreist genu ist, unter allerhand Schimpfereien unseren Parteivorstand der Unwahrhe zu zeihen.

Dem gegenüber muß jede Art Rücksicht auf diese angenehmen „Bunde genossen“ aufhören. Wir verlangen gewiß nicht, daß die Fortschrittler, w die schwarzblauen Blätter spotten, unsere „Heloten“ oder „Hörigen“ werde sollen.

Aber unser Marschtempo müssen sie annehmen, und dies Marschtempo uß nach Lage der Dinge womöglich noch schneller und stürmischer sein als or den Wahlen. Kommen die Fortschrittler dann nicht mit, so kann es is höchst gleichgültig sein, ob sie auf der Landstraße liegen bleiben oder h in die böhmischen Wälder der politischen und sozialen Reaktion schlagen.

Gold, Papier und Ware.

Von **K. Kautsky.**

1. Goldproduktion und Teuerung.

Die Teuerung ist eine so anhaltende und auffallende Erscheinung georden, daß die Frage nach ihren Ursachen die Ökonomen der verschiedensten chulen und Richtungen beschäftigt. Unter anderem wurde auch die Relutionierung der Goldproduktion als eine Ursache der Teuerung genannt. tto Bauer hat in seiner Schrift über die Teuerung diese Auffassung zeptiert, ich selbst habe das gleiche wenigstens bedingungsweise getan. llerdings haben weder Bauer noch ich, noch, soviel ich weiß, irgend ein derer sozialistischer Theoretiker die Herabsetzung der Produktionskosten s Goldes als alleinige Ursache der Teuerung oder auch nur als ihre sentlichste betrachtet. In meinem Artikel über die Aktion der Masse habe als die Ursachen der Teuerung bezeichnet:

> Die preissteigernde Wirkung des Privateigentums am Boden in Amerika, die rstärkt wird durch die Folgen des Raubbaus in Rußland und Amerika, durch die nahme von Verbänden der Produzenten und Händler, vielleicht auch durch Revolutionierung der Goldproduktion. Technische Fortschritte d das Auffinden neuer Goldlager haben die Produktionskosten und damit den ert des Goldes möglicherweise rascher gesenkt als den Wert der Lebensmittel, die Produktivität der Landwirtschaft infolge der Hemmungen des Privateigenms am Boden, der Erhaltung des technisch rückständigen Kleinbetriebs und der ndflucht der Arbeiter nur langsam steigt. Nimmt man zu alledem noch die chsenden Schutzzölle sowie die Steuererhöhungen der letzten Jahre, dann hat n so ziemlich die Ursachen der Teuerung beisammen. Sie alle sind dauernder tur. Auch auf die Agrarzölle und Steuererhöhungen werden die herrschenden assen nicht freiwillig verzichten, sie sind die notwendige Folge des imperialtischen Kolonial- und Rüstungsfiebers, das sich des Kapitalismus bemächtigt hat.

Gegen die Auffassung, als könne der Wert des Goldes infolge der Verinderung seiner Produktionskosten gesunken sein, wendet sich Varga in nem Artikel über Goldproduktion und Teuerung im 7. Heft des laufenden hrganges des „Neuen Zeit“.

Er behauptet nicht bloß, der Goldwert sei tatsächlich nicht gesunken, was lleicht zutrifft, sondern sogar, es sei ganz unmöglich, daß der Goldwert erhaupt sinke. Die Veränderungen der Produktionsbedingungen des oldes könnten also auf keinen Fall eine Ursache der Teuerung sein. Hilferng nimmt diese Behauptung auf und sucht ihr eine tiefere theoretische Bendung zu geben in seinem Artikel über Gold und Ware.

Seine Theorie ist kühn und anscheinend fest geschlossen, dabei aber so radox, daß sie zur Nachprüfung förmlich zwingt. Diese Nachprüfung wird h aber vor allem auf die Theorie der Papierwährung erstrecken müssen,

die Hilferding in seinem „Finanzkapital" entwickelte, und die er jetzt zur Grundlage seiner Theorie vom unveränderlichen Werte des Goldes macht.

Ich habe bereits in meiner Besprechung des Hilferdingschen „Finanzkapital" („Neue Zeit", XXIX, 1, S. 771) darauf hingewiesen, daß mir die dort entwickelte Theorie der Papierwährung unhaltbar erscheint. Ich dachte mich mit dieser Feststellung begnügen zu dürfen und sah von einer eingehenden Widerlegung ab, einmal weil meine Besprechung ohnehin schon so ausführlich wurde, daß sie den Rahmen eines Artikels sprengte, dann aber auch deshalb, weil ich mich ganz in feine Unterscheidungen hätte verlieren müssen, die der Masse der Leser leicht als bloße Tüfteleien erscheinen und die man ohne Not nicht in einer populären Zeitschrift veröffentlicht. Ein dringender Grund zu dieser Erörterung schien mir aber nicht gegeben, weil die Papierwährung in dem Buche Hilferdings keine Rolle spielt, so daß sie seine großen Vorzüge in keiner Weise beeinträchtigt. Er selbst erklärte sie praktisch für undurchführbar. Ich hielt mich daher für berechtigt, sie als bloße „akademische Schrulle" zu betrachten.

Hilferdings jüngster Artikel zeigt mir, daß die Auffassungen, aus denen er seine Theorie der Papierwährung entwickelt, doch größere Bedeutung gewinnen können. Er macht sie hier zur Grundlage von Darlegungen, die für die Beantwortung der wichtigsten Frage der Ökonomie unserer Zeit, die Frage der Teuerung, von entscheidender Bedeutung werden können, die aber auch darüber hinaus unsere Werttheorie in unseren Wurzeln angreifen — wenn sie richtig sind.

Ob das der Fall, wollen wir im folgenden untersuchen.

2. Die Papierwährung.

Hören wir vor allem Hilferding selbst. In seinem „Finanzkapital" sagt er:

Unterstellen wir einmal reine Papierwährung. (Es ist dabei immer staatlicher Zwangskurs vorausgesetzt.) Wir wollen annehmen, daß in einem bestimmten Moment die Zirkulation 5 Millionen Mark erfordere, zu denen zirka 3600 Pfund Gold nötig wären.[1] Wir hätten dann eine Gesamtzirkulation, die folgendes Bild zeigte: (5 Millionen Mark in) W — (5 Millionen Mark in) G — (5 Millionen Mark in) W. Ersetzt man das Gold durch Papierzeichen, so kann auf diesen Zeichen was immer gedruckt sein, ihre Summe muß immer die Wertsumme der Waren repräsentieren, also in unserem Falle gleich sein 5 Millionen Mark. Werden 5000 gleiche Zettel gedruckt, wird jeder 1000 Mark gleichgesetzt werden, werden 100 000 gedruckt, so jeder 50 Mark gleich sein. Verdoppelt sich, die Umlaufsgeschwindigkeit immer gleichgesetzt, die Preissumme der Waren, und wird die Menge der Zettel nicht geändert, so werden sie 10 Millionen Mark gelten. Sinkt die Preissumme auf die Hälfte, so nur 2½ Millionen. Mit anderen Worten: Bei einer Papierwährung mit Zwangskurs ist bei gleichbleibender Umlaufszeit der Wert des Papiergeldes bestimmt durch die Summe der Warenpreise, die in der Zirkulation umgesetzt werden muß. Das Papiergeld wird ganz unabhängig vom Werte des Goldes und reflektiert direkt den Wert der Waren nach dem Gesetz, daß seine ganze Menge gleichen Wert repräsentiert wie die Preissumme der Waren, dividiert durch die Umlaufszahl gleichnamiger Geldstücke. Man sieht sofort, daß, verglichen mit dem Ausgangspunkt, nicht nur Entwertung, sondern auch Überwertung des Papiergeldes eintreten kann" (S. 18, 19).

---

[1] Im Original steht infolge eines Druckfehlers 36,56 Pfund Gold.

Hilferding weist dann auf die Erfahrungen in verschiedenen Ländern ., in denen bei Einstellung der freien Silberprägung der Wert der lbermünze über ihren Metallwert hinausging, was seine Auffassung be- ftigen soll, und kommt schließlich zu folgendem Ergebnis:

Das Geld erscheint nach wie vor als Wertmesser. Aber die Größe des Wertes es „Wertmessers" ist nicht mehr bestimmt durch den Wert der Ware, die ihn iet, den Wert des Goldes oder Silbers oder des Papiers. Vielmehr wird dieser ert" in Wirklichkeit bestimmt durch den Gesamtwert der zu zirkulierenden ren (bei gleichbleibender Umlaufsgeschwindigkeit). Der wirkliche Wertmesser ist t das Gold, sondern der „Kurs" des Goldes wird bestimmt durch das, was ich *gesellschaftlich notwendigen Zirkulationswert* nennen hte, der gegeben ist, wenn wir auch die Zahlungsfunktion des Geldes berück- igten ..., durch die Formel $\frac{\text{Wertsumme der Waren}}{\text{Umlaufsgeschwindigkeit des Geldes,}}$ plus der Summe fälligen Zahlungen, minus der sich ausgleichenden Zahlungen, minus endlich Anzahl Umläufe, worin dasselbe Geldstück abwechselnd bald als Zirkulations-, als Zahlungsmittel funktioniert (S. 29, 30).

Sehen wir nun diese Ausführungen näher an. Gleich der erste Satz hält den Keim eines Mißverständnisses. Er sagt:

Wir wollen annehmen, daß in einem bestimmten Moment die Zirkulation Millionen Mark erfordere, zu denen zirka 3600 Pfund Gold nötig wären.

Nach dieser Fassung könnte man annehmen, die 5 Millionen Mark und 3600 Pfund Gold seien zwei verschiedene Dinge. Das Gold sei das ttel, die 5 Millionen Mark in Umlauf zu bringen. In Wirklichkeit sind 5 Millionen Mark nichts anderes als die 3600 Pfund Gold. Sie sind ihnen identisch und können nichts anderes sein. Was die Zirkulation rdert, sind 3600 Pfund Gold. Daß man $^1/_{1395}$ Pfund Goldes eine Mark nt, 3600 Pfund also rund 5 Millionen Mark heißen, ist nebensächlicher tur.

Der Hilferdingsche Satz ist noch nicht direkt falsch, aber er trägt schon sich den Keim des Irrtums.

Bedenklicher ist schon der nächste Satz:

Wir hätten dann eine Gesamtzirkulation, die folgendes Bild zeigte: (5 Mil- ien Mark in) W — (5 Millionen Mark in) G — (5 Millionen Mark in) W.

Die Formel W — G — W benutzt Marx, um die Zirkulation der Ware kennzeichnen. Der Warenproduzent kommt auf den Markt mit einer re W, die eine bestimmte Wertgröße darstellt.

Er verkauft sie, tauscht sie aus gegen eine bestimmte Menge der Geld- te, G, die von gleichem Werte ist wie die Ware W, und kauft mit dieser ldmenge wieder eine Ware von gleichem Werte wie die erste Ware, wes- b Marx auch diese Ware mit W bezeichnet, obgleich sie als Gebrauchs- t etwas ganz anderes vorstellt als die erste Ware.

Es ist klar, W bedeutet dabei nicht eine bestimmte Geldmenge, sondern e bestimmte Warenmenge. Will Marx W konkret bezeichnen, dann gibt uns bestimmte Gewichts- oder Stückmengen der Waren — 20 Ellen Lein- nd, 1 Rock, 40 Pfund Kaffee, $^1/_2$ Tonne Eisen. Es würde ihm nie ein- en, zu sagen 5 Millionen Mark in W. 5 Millionen Mark bezeichnet, wie wissen, auch nur eine bestimmte, nach dem Gewicht bemessene Menge

einer einzelnen Ware, des Goldes. Es wäre sinnlos, zu sagen, die Zirlation der Ware tausche zum Beispiel 1360 Pfund Gold in Kaffee ge 1360 Pfund Gold in Gold, gegen 1360 Pfund Gold in Eisen.

Noch bedenklicher ist aber folgendes. W — G — W ist die Formel die Zirkulation der einzelnen Ware. Was Hilferding hier zeigen w ist jedoch nicht die Zirkulation der einzelnen Ware, sondern Umlauf der gesamten Gold- und Warenmasse in der Gesellschaft. Dieser aber das Ergebnis zahlreicher Zirkulationsprozesse, die sich miteinan auf das mannigfachste verschlingen, und deren Gesamtheit unmöglich du die Formel W — G — W wiedergegeben werden kann. Bei der For W — G — W muß W an Wert immer gleich sein G. Dagegen ist die W summe des umlaufenden Geldes fast nie gleich der Wertsumme der War die in Umlauf zu setzen ist.

Alles das weiß Hilferding so gut wie ich; er gibt wenige Zeilen spä selbst die Marxsche Formel an, die die Menge des umlaufenden Geldes stimmt. Wenn er trotzdem die Formel (5 Millionen in) W — (5 Million in) G — (5 Millionen in) W gebraucht, so liegt offenbar nur ein Verse vor, über das man hinwegsehen könnte, wenn es nicht zur Grundlage wi terer Versehen würde.

Hilferding fährt fort:

> Ersetzt man das Gold durch Papierzeichen, so kann auf diese Zeichen w immer gedruckt sein, ihre Summe muß immer die Wertsumme der Waren rep sentieren, also in unserem Falle gleich sein 5 Millionen Mark.

Hier haben wir den ersten Sündenfall, den die ungenaue Ausdru weise erzeugt. Auffallend ist schon die bei Hilferding ungewöhnlich v wischte Ausdrucksweise.

„Was immer kann auf diese Zeichen gedruckt sein." Warum drückt sich nicht deutlicher aus? Was kann denn auf die Papierzeichen gedr sein? Doch nicht etwa Zitate aus deutschen Klassikern, wie auf das moder Klosetpapier? Nur eines kann auf sie gedruckt sein, was für uns hier Belang ist, wie viel Gold sie repräsentieren. Auf jedem Zettel steht druckt, welches Gewicht an Gold er darstellt. Vergessen wir nicht.

Nicht minder undeutlich wie der Ausdruck: „was immer auf die Zeichen gedruckt sein mag" ist der folgende: „Ihre Summe muß imm die Wertsumme der Waren repräsentieren." Die Summe von Zetteln? kann doch keinen Wert repräsentieren. Nicht um die Summe der Zett handelt es sich, sondern um die Summe der Goldmengen, die sie dr stellen. Hilferding sucht hier förmlich nach plumpen, verwaschenen A drücken, um nur das Papier von seiner Beziehung zum Gold loszulö

Und nun erscheint es ihm ein leichtes, den entscheidenden Schritt zu t indem er mit größter Gemütsruhe, als verstünde es sich von selbst, erklä „Ihre Summe muß immer die Wertsumme der Waren repräs tieren, also in unserem Falle gleich sein 5 Millionen Mark."

„Ersetzt man Gold durch Papierzeichen", so dient das Papier eben Repräsentant von Gold, einer bestimmten Goldmenge, und nie als Rep sentant von Ware. Die Summe an Wert, die die Gesamtheit der Ze darstellt, muß also immer gleich sein der Summe von Gold, an deren St

tritt. Diese Summe ist allerdings in dem Hilferdingschen Beispiel gleich Wertsumme von Waren, die zirkuliert, aber damit ist noch nicht gesagt, ihre Summe die Wertsumme der Waren auch dort repräsentiert, wo diese der Wertsumme das Goldes abweicht, die zur Warenzirkulation er- cht wäre.

Wird das Gold durch Papierzeichen ersetzt, so bezeichnen diese bestimmte dmengen, nicht Warenwerte. Sie bezeichnen G, nicht W. Welche Gold- ngen immer sie dem auf sie gedruckten Namen nach darstellen mögen, in klichkeit können sie nicht mehr Gold repräsentieren, als die Bedürfnisse Zirkulation erfordern.

Nun wird Hilferding mir entgegenhalten, das sei alles reine Pedan- e. Die Menge Goldes, die durch die Bedürfnisse der Warenzirkulation rdert sei, hänge ab von der Wertsumme der Waren, die in Zirkulation setzen sei. Je größer diese Summe, desto höher auch die erforderliche dmenge. Unter sonst gleichen Umständen stünden beide in einem festen hältnis zueinander.

Marx selbst sagt in seinem „Kapital“:

Unter dieser Voraussetzung ist die Masse der Zirkulationsmittel durch die zu isierende Preissumme der Waren bestimmt.

Kommt das, was Hilferding gesagt hat, nicht auf dasselbe hinaus? Keineswegs, denn Marx sagt, sein Satz sei unter einer bestimmten Vor- setzung richtig. Gerade diese Voraussetzung aus dem Wege zu räumen, aber das eifrige Bemühen der Hilferdingschen Argumentation.

„Diese Voraussetzung“ formuliert Marx mit den Worten:

Im folgenden wird der *Wert des Goldes* als gegeben vorausgesetzt, wie n der Tat im Augenblick der Preisschätzung gegeben ist.

Hilferding dagegen will uns zeigen, daß das Papiergeld vom Wert des des unabhängig ist, daß der Gesamtwert, den es repräsentiert, *direkt*, *mittelbar* durch den Wert der ihm gegenüberstehenden Warenmasse immt wird (bei gleichbleibender Umlaufsgeschwindigkeit).

Nach der Marxschen Lehre wird allerdings der Wert des Papiergeldes nfalls durch den Wert der ihm gegenüberstehenden Warenmasse be- mmt, aber dieser Prozeß wird bei ihm vermittelt durch das Gold, das r in seiner Leiblichkeit aus ihm bei der Papierwährung ausgeschaltet das aber nach wie vor als Wertmesser, also als vorgestelltes Gold, weiter giert.

Der Gegensatz der Auffassungen beider tritt klar in folgender Fußnote Finanzkapital (S. 45) zutage:

Am richtigsten scheint mir Marx die Gesetze der Papier- (oder gesperrten) hrung zu formulieren, wenn er sagt: „Die wertlosen Marken sind Wertzeichen , soweit sie das Gold innerhalb des Zirkulationsprozesses vertreten, und sie reten es nur, soweit es selbst als Münze in den Zirkulationsprozeß eingehen de, eine Quantität, bestimmt durch seinen eigenen Wert, wenn die Tausch- te der Waren und die Geschwindigkeit ihrer Metamorphosen gegeben sind“ r Kritik der politischen Ökonomie, S. 113). *Nur erscheint der Umweg erflüssig*, den Marx einschlägt, indem er zuerst den Wert der Münz- nse bestimmt und durch ihn erst den des Papiergeldes. Der rein gesellschaft- e Charakter dieser Bestimmung kommt viel deutlicher zum Ausdruck, wenn man Wert des Papiergeldes direkt vom gesellschaftlichen Zirkulationswert ableitet.

Daß historisch die Papiergeldwährungen aus Metallwährungen entstanden, kein Grund, sie auch theoretisch so zu betrachten. Der Wert des Papiergeldes m abgeleitet werden können, ohne auf das Metallgeld zu rekurrieren.

Hier haben wir den Gegensatz zwischen Marx und Hilferding klar d gestellt. Dieser meint, der Wert des Papiergeldes muß ohne Beziehu auf das Metallgeld abgeleitet werden können. Muß ist eine harte N aber in der Wissenschaft gibt es kein sic volo, sic jubeo. Da entschei bloß die ratio. Und da sind die bisher betrachteten Versuche Hilferdin das Gold los zu werden, nicht sehr zwingend. Er will das Gold bei Bestimmung des Wertes des Papiergeldes ausschalten. Er will diesen dir durch den Warenwert bestimmt wissen. Das gelingt ihm aber nur dadu daß er, ohne es zu merken, die Messung des Warenwertes durch das G stillschweigend voraussetzt. Mit anderen Worten, daß er Wert und Preis e ander gleichsetzt. Seine ganze Deduktion baut sich auf der Voraussetzu auf, so und so viele Mark seien nicht eine Preis-, sondern eine Wertbesti mung. Daß aber die Preissumme der Waren den Wert des umlauf den Papiergeldes bestimmt, bestreitet Marx keineswegs. Der Weg v Wert zum Preis ist eben der „Umweg", den Marx einschlägt. Hilferd erspart diesen „überflüssigen" Umweg dadurch, daß er Wert und Preis gleichbedeutend behandelt. Diesen Sündenfall leitet er dadurch ein, daß 5 Millionen Mark und 3600 Pfund Gold als verschiedene Dinge behan und die Formel W — G — W durch die Formel ersetzt: (5 Millionen M in) W — (5 Millionen Mark in) G — (5 Millionen Mark in) W.

Marx sagt: Unter der Voraussetzung des gegebenen Goldwertes ist Masse der Zirkulationsmittel durch die zu realisierende Preissumme Waren bestimmt. Hilferding dagegen erklärt, die Summe der Geldzeich „muß immer die Wertsumme der Waren repräsentieren, also in unserem B gleich sein 5 Millionen Mark". Diese 5 Millionen Mark sind keine We summe, sondern eine Preissumme. Der Wert wird bestimmt durch die sellschaftlich notwendige Arbeitszeit. Steckt in der Warenmasse eine ges schaftlich notwendige Arbeit von 5 Millionen Arbeitsstunden, so wird Wert so hoch sein. Wird nun durch eine Arbeitsstunde $^{1}/_{1395}$ Pfund Gol erzeugt und nennt man diese Menge Goldes eine Mark, dann mag m auch sagen, daß die Wertsumme der Warenmasse 5 Millionen Mark betr Genau genommen ist dies jedoch nicht eine Wertsumme, sondern eine Pr summe, das heißt eine bestimmte Wertgröße, ausgedrückt durch eine Me Goldes, gegen die sie ausgetauscht wird. Wert und Preis fallen keinesw zusammen, aber der Einfachheit halber kann man sie mitunter in der Theo einander gleichstellen. Dabei darf man aber nie vergessen, daß der Ausdr eines Wertes in Geld den Wert des letzteren voraussetzt, ohne diese Vora setzung sinnlos ist. Richtiger ist es immer, einen solchen Ausdruck als Pr zu bezeichnen.

Warum spricht nun Hilferding hier von einer Wertsumme statt v einer Preissumme? Die Wertsumme der Waren ist an sich gegeben, sie unabhängig vom Wert des Geldes. Die Preissumme setzt dagegen n bloß einen bestimmten Wert der Ware, sondern auch einen bestimm Wert des Geldes voraus. Indem er Wertsumme und Preissumme ei ander gleichsetzt, ermöglicht er es, den Preis ebenso wie den Wert der W von der Voraussetzung eines gegebenen Geldwertes unabhängig zu mach

Mit dieser Gleichsetzung von Wert und Preis hat er die Bedingungen ner Theorie gegeben. Er fährt fort:

Werden 5000 gleiche Zettel gedruckt, so wird jeder 1000 Mark gleichgesetzt rden, werden 100 000 gedruckt, so jeder 50 Mark gleich sein. Verdoppelt sich, die nlaufsgeschwindigkeit immer gleichgesetzt, die Preissumme der Waren und rd die Menge der Zettel nicht geändert, so werden sie 10 Millionen Mark gelten, kt die Preissumme auf die Hälfte, so nur $2^1/_2$ Millionen.

Hier ist anscheinend jede Beziehung des Geldes zum Gold verschwunden. ir haben auf der einen Seite eine Warenmasse, auf der anderen eine ttelmasse. Von dem Werte jener Warenmasse und der Menge der Zettel ingt es ab, wie groß der Wert jedes derselben. Das Gold scheint völlig sgeschaltet.

Und doch trotz alledem drängt sich das zudringliche Metall auch in diese jöne Papierwirtschaft immer wieder ein.

Was haben wir nach der Voraussetzung Hilferdings? Eine Wertmasse, nen Haufen von Waren, die vielleicht 5 Millionen Arbeitsstunden re- äsentieren, und eine Menge „gleichbedruckter" Zettel. Diese sind an sich ertlos. Jeder erhält seinen Wert durch das Monopol, das ihm der Staat rleiht, die Waren zu zirkulieren. Der Wert eines jeden wird durch den ert der Waren bestimmt, die er zu zirkuliren hat. Sind bloß 5000 Zettel , so entfallen auf jeden 1000 Arbeitsstunden Wert. Sind ihrer 100 000, 50 Arbeitsstunden.

In dieser Form wäre die Papierwährung nichts als eine schlechte Kopie r Utopie vom Arbeitsgeld. Über dieses sagt Marx:

Die Frage, warum das Geld nicht unmittelbar die Arbeitszeit selbst repräsen- rt, so daß zum Beispiel eine Papiernote x Arbeitsstunden vorstellt, kommt ganz nfach auf die Frage heraus, warum auf Grundlage der Warenproduktion die rbeitsprodukte sich als Waren darstellen müssen, denn die Darstellung der Ware ließt ihre Verdoppelung in Ware und Geldware ein. Oder warum Privatarbeit cht unmittelbar als gesellschaftliche Arbeit, als ihr Gegenteil, behandelt werden nn. („Kapital", I, S. 64.)

Der unangenehmen Notwendigkeit, diese Fragen beantworten zu müssen, tzieht sich Hilferding dadurch, daß er die Wertgröße statt durch Arbeits- unden durch Mark darstellt. Er mag sich aber drehen und wenden wie er ill, eine Mark bedeutet eine bestimmte Menge Goldes.

Sobald wir das Gold einführen, erhält die Sache wieder einigen Sinn. ilferding geht aus von einem Warenwert von 5 Millionen Mark. Das ist ne bestimmte Größe vorgestellten Goldes, wenn wir unter einer Mark $_{1395}$ Pfund Gold verstehen. Es sind dann rund 3600 Pfund Gold. Nimmt : nun an, daß zur Zirkulierung dieser Warenmenge eine gleiche Gold- enge erforderlich ist, so haben wir auch hier wieder 3600 Pfund Gold, iese aber in voller Leiblichkeit. Werden diese 3600 Pfund durch sie repräsen- erende Zettel ersetzt, so stellt deren Gesamtsumme dann auch 3600 Pfund old vor, wie groß immer ihre Menge. Bedruckt ist aber jeder mit der rklärung, daß er einer bestimmten Menge Goldes gleich sei. Dies ist der inn der Erklärung, daß er 50 oder 100 oder 1000 Mark gelte. Einen an- eren Sinn hat sie nicht oder kann sie nicht haben. Werden mehr solcher cheine in die Zirkulation geworfen, als diese erfordert, werden mehr Gold-

repräsentanten ausgegeben, als Gold an ihrer Stelle zirkulieren würde so werden sie doch zusammen nur ebensoviel Gold wert sein, als dem Zirkulationsbedürfnis entspricht. Verlangt dieses 5 Millionen Mark in Gold und es wird Papiergeld ausgegeben, das 10 Millionen Mark in Gol repräsentiert, so wird jeder Zwanzigmarkschein nur eine Goldkrone wer sein, und jener wird nicht mehr Ware kaufen können wie diese.

Anders ist auch der Satz nicht aufzufassen: „Werden 5000 gleiche Zette gedruckt, so wird jeder 1000 Mark gleichgesetzt werden, werden 100 000 ge druckt, so jeder 50 Mark gleich sein." Welche Mark können hier verstanden sein, als Mark in Gold? Es gibt neben den Mark (oder 50, 100, 1000 Mark scheinen) in Papier nur solche in Gold — oder wenigstens in vorgestellten Gold. Nun, eine Mark in Papier ist immer eine Mark in Papier wert. Di Erklärung, 100 Mark in Papier seien nur 50 Mark wert, kann unter dieser letzteren gar nichts anderes verstehen als 50 Mark in Gold.

Wo mehr Papiergeld in Umlauf gesetzt wird, als den Bedürfnissen de Zirkulation nach Goldgeld entspricht, da bilden sich bei Zwangskurs dop pelte Preise, Goldpreise und Papierpreise. Die Basis der Wertmessungen bleibt aber stets das Gold. Als Wertmesser kann das Gold nicht ausge schaltet werden.

Das leugnet Hilferding. Er kommt zu dem Gesetz:

> Bei reiner Papierwährung mit Zwangskurs ist bei gleichbleibender Umlaufs zeit der Wert des Papiergeldes bestimmt durch die Summe der Warenpreise, di in der Zirkulation umgesetzt werden muß; das Papiergeld wird hier ganz unab hängig vom Werte des Goldes und reflektiert direkt den Wert der Waren.

Der Wert des Geldes wäre danach bestimmt durch die Summe der Waren preise. Wie wird aber die Summe der Warenpreise bestimmt? Offenba durch den Wert des Geldes. Es ist unmöglich, zu sagen, eine Ware se 10 Mark wert, ehe ich weiß, welchen Wert 10 Mark repräsentieren. Nach Hilferding wird aber der Wert des Geldes bei Papierwährung bestimm durch den mit dem Werte des Geldes verglichenen Wert der Waren. In diesen netten circulus vitiosus konnte er nur kommen, indem er Wert und Preis durcheinanderwarf. So konnte der Schein entstehen, als hätten die Waren nicht bloß einen bestimmten Wert, ehe sie mit dem Gelde konfron tiert werden, sondern auch schon einen bestimmten Preis, das heißt ein be stimmtes Austauschverhältnis mit dem Gelde, dessen Wert noch gar nicht bekannt ist. Wäre das richtig, dann könnte freilich aus dem Werte der Ware der Wert des Geldes entspringen und dieses „direkt den Wert der Waren reflektieren".

Wie die Waren zu einem Preis kommen, ehe der Wert des Geldes fest steht, das verrät Hilferding nicht. Und doch ist das die entscheidende Frage Ohne sie beantwortet zu haben, kommt er zu dem Schlusse, daß bei ge sperrter Währung der Wert des Geldes als Wertmesser nicht bestimmt wird durch den Wert der Ware, die es bildet, sondern durch das, was man den „gesellschaftlich notwendigen Zirkulationswert" nennt, der gegeben ist durch die Formel $\frac{\text{Wertsumme der Waren}}{\text{Umlaufsgeschwindigkeit des Geldes}}$ = Wert der Geldsumme. (Ab gesehen von den Zahlungen, die wir hier nicht einbeziehen wollen, um die Sache nicht unnötig zu komplizieren.)

Die Formel ist gebildet in Nachahmung einer Marxschen Formel, die utet: $\frac{\text{Preissumme der Waren}}{\text{Umlaufszahl gleichnamiger Geldstücke}}$ = Masse des als Zirkulations-ittel fungierenden Geldes.

Beide Formeln scheinen äußerlich das gleiche zu besagen und doch sind fundamental verschieden.

Marx geht aus von der Preissumme der Waren, das heißt ihrer Wert-mme, ausgedrückt in einer bestimmten Menge von Geldstücken, sagen wir ark. Es betrage zum Beispiel die Preissumme der Waren, die in einem ige auf einem Markte umzusetzen sind, 5 Millionen Mark. Diese Zahl ividiere man durch die Durchschnittszahl der Umläufe gleichnamiger Geld-icke im Tag. Da die Preissumme der Waren in Mark angesetzt ist, kämen ch hier Mark in Betracht, wobei es ohne Belang bleibt, wieviele einzelne arkstücke, Zwanzigmarkstücke usw. umlaufen. Nehmen wir an, jedes Mark-ick wechsle fünfmal im Tage durch Kauf und Verkauf seinen Platz, so wird ne Million Markstücke erheischt sein, diese Käufe und Verkäufe zu voll-hen.

Bei alledem ist der Wert des Geldes, der Wert einer Mark, als gegeben rausgesetzt. Was mit der Preissumme der Waren und der Umlaufsge-windigkeit des Geldes wechselt, ist nicht der Wert des einzelnen Geld-icks, sondern die Anzahl der gleichzeitig in Umlauf befindlichen Geldstücke.

Das alles ist klar und einfach. Bei der Hilferdingschen Formel haben r dagegen, wie schon bemerkt, die Wertsumme der Waren, die in ihre eissumme verwandelt werden muß, ehe noch der Wert des Geldes be-immt ist. Damit der Wert der Geldsumme und damit des einzelnen Geld-icks festgestellt werde, ist aber auch noch die Umlaufsgeschwindigkeit des ldes in Betracht zu ziehen, die bestimmt wird durch die Anzahl der ufe, die im gegebenen Zeitraum vollzogen werden. Das heißt, das Geld uß nach der Hilferdingschen Formel zuerst als Wertmesser und dann noch s Zirkulationsmittel fungiert haben, ehe sein Wert festgestellt wird, der zum Wertmesser und Zirkulationsmittel macht. — Zuerst setzt der Ver-ufer den Preis seiner Ware fest. Dann wird sie gegen diese bestimmte ldmenge verkauft, und nun erst stellt sich als das Resultat dieser Ope-tionen heraus, was das einzelne Geldstück wert ist! Der Wert des Geldes, r feststehen muß, ehe die Warenzirkulation, der Austausch von Ware und ld, beginnen kann, wird zum Resultat des Austausches gemacht!

Habe ich darin Hilferding richtig verstanden, und ich wüßte nicht, wie ne Theorie anders aufzufassen wäre, dann ist sie sicher sehr erstaunlicher tur.

Aber doch nicht ganz unbegreiflich. Sie ist nicht einfach aus der Luft ge-ffen, sondern ein Versuch, bestimmte Erscheinungen zu erklären, mit nen sich die Geldtheoretiker schon seit Jahrzehnten abquälen und die Hilfer-ng besonders nahe lagen, da die Erfahrungen, die in seiner Heimat mit r Goldwährung gemacht wurden, unter jenen Erscheinungen eine hervor-gende Rolle spielen. Seine Theorie der Bestimmung des Geldwerts durch n gesellschaftlich notwendigen Zirkulationswert, der völligen Unabhängig-it des Geldwerts vom Goldwert ist eine echt österreichische Theorie. Seit n siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts fiel der Wert des Silbers r rasch. Das brachte eine arge Verwirrung in die Währung aller Staaten,

die nicht die Goldwährung angenommen hatten. Unter den Ländern, i denen damals noch die Silberwährung herrschte, befand sich Österreich, eben wie Indien. Beide Länder suchten sich dadurch zu helfen, daß sie die fre Silberprägung einstellten. Die Zahl der Silbermünzen, die im Lande zirk lierten, wurde auf ein bestimmtes Maß beschränkt. Der Erfolg war hier w dort der, daß der Preis der Silbermünze sich von ihrem Metallwert loslös und über diesen hinausstieg. Das erklärt Hilferding dadurch, daß die vo handene Menge Silbergeld bei dem gegebenen Metallwert den Bedürfniss der Warenzirkulation nicht genügte. Er meint, wenn die Warensumm 700 Millionen Silbergulden erfordert und es sind nur 600 Millionen Zirkulation, so wird der Silbergulden sieben Sechstel des Silberwerts ein Silberguldens gelten.

Dies beweist für Hilferding, daß der Geldwert bei gesperrter Währu nicht durch den Eigenwert des Geldes bestimmt wird, sondern durch d gesellschaftlich notwendigen Zirkulationswert.

Die Tatsache, auf die er sich beruft, ist nicht zu leugnen. Durch die Au hebung der freien Silberprägung gelang es in der Tat, den Kurs d Silbermünze über ihren Metallwert zu erhöhen.

Aber unter welchen Umständen geschah das? Es geschah zu der Zeit, a die Goldwährung unvermeidlich wurde. Der Verkehr der Länder d Silberwährung mit denen der Goldwährung wurde ein immer engerer i Laufe der ökonomischen Entwicklung. Neben dem Silber erhielt das Go auch für jene Länder immer größere Bedeutung. Da mußte für sie e Zustand ganz unerträglich werden, in dem das ehemalige ziemlich ständi Verhältnis zwischen Goldwert und Silberwert durch das stete Sinken d letzteren völlig über den Haufen geworfen wurde. Dem entgegenzutrete erschien unerläßlich, und deshalb wurde die freie Silberprägung eingestel

Hilferding sagt zum Beispiel über die Einstellung der freien Silbe prägung in Indien:

> Die Absicht war, den Kurs der Rupie auf 16 Pence zu heben. Dieser Ku entsprach bei freier Prägung einem Silberpreis von ungefähr 43,05 Pence. D heißt, bei einem solchen Preise erzielte das in der Rupie vorhandene Silber, we eingeschmolzen und verkauft, auf dem Londoner Markte den Preis von 16 Pen

Zur Zeit der Schließung der Münzstätten für private Prägung betr der Silberpreis 38 Pence, der Kurs der Rupie 14⁷/₈ Pence. Nachdem d freie Silberprägung 1893 eingestellt worden war, gelang es schließl 1897, den Preis der Rupie auf die Höhe von 16 Pence zu bringen, währe der in ihr enthaltene Silberwert bloß 8,87 Pence betrug.

Nun, Pence sind englisches Geld, Goldgeld. Der Kurs der indisch Rupie ist ihr Preis ausgedrückt in Gold. Ebensowenig wie vom Papi geld kann man hier vom Silbergeld sagen, daß es „ganz unabhängig wi vom Werte des Goldes und direkt den Wert der Waren reflektiert". Es wi unabhängig von seinem eigenen Metallwert, aber nur deshalb, weil d Silber als Wertmesser depossediert wird durch ein anderes Edelmetall. E handelte sich darum, das Verhältnis zwischen dem indischen Silbergeld u dem englischen Goldgeld zu fixieren, was man dadurch zu erreichen such daß man die Menge des in Indien zirkulierenden Silbergeldes auf ein b stimmtes Maß beschränkte. Die letztere Maßregel wäre aber wohl nicma eingefallen und auch unmöglich gewesen, wenn das Silbergeld dort n

is einzige Geld gewesen wäre. Sie wurde möglich, ja wünschens-
ert dadurch, daß das Gold, zunächst als Wertmesser, das Silber immer
eiter zurückdrängte, diesem immer mehr die Funktionen eines bloßen Zir-
lationsmittels, also im Grunde der Scheidemünze, zuwies. Scheide-
ünze fungiert bloß als Zirkulationsmittel, nicht als Wertmaßstab. Der
ert der silbernen Scheidemünze steht über ihrem Metallwert, aber kein
ensch wird behaupten, daß deswegen das Geld überhaupt keinen Eigen-
ert zu haben brauche und daß nicht dieser Eigenwert die Warenpreise und
imit die Menge des zur Warenzirkulation erforderlichen Geldes bestimme.
lerdings wurde das Silbergeld durch die Einstellung der freien Prä-
gungen noch nicht völlig zur Scheidemünze. Aber diese Einstellung bildete
ır die Vorstufe dazu, denn Österreich wie Indien gingen zur Gold-
ihrung über. Gold ist hier wie dort der gesetzliche Wertmaßstab.

Die Erfahrungen mit der gesperrten Silberwährung beweisen also
neswegs, daß der Wert des Geldes als Wertmaß durch den gesellschaftlich
rtwendigen Zirkulationswert und nicht durch seinen Eigenwert gebildet
rd, den es als Metall wie jede andere Ware besitzt. Sollten das jene Er-
hrungen beweisen können, dann müßten sie länger angedauert haben,
ne erhebliche Zirkulationsstörungen hervorzurufen, in Ländern, in denen
as gesperrte Metall den einzigen Wertmaßstab bildet. Solange nicht ein
ispiel länger dauernder gesperrter Goldwährung vorliegt, fühle ich mich
cht verpflichtet, die Anschauungen über das Geld als Maß der Werte zu
vidieren, die Marx im „Kapital" entwickelt, wo es heißt:

Obgleich nur vorgestelltes Geld zur Funktion des Wertmaßes dient, hängt der
eis ganz vom reellen Geldmaterial ab.

Marx macht sich lustig über die Vertreter der „abgeschmackten" Quan-
tätstheorie, die da meinen, „daß Waren ohne Preis und Geld ohne Wert
i den Zirkulationsprozeß eingehen, wo sich dann ein aliquoter Teil des
arenbreis mit einem aliquoten Teil des Metallberges austauscht". Hilfer-
dig wiederholt dies Urteil, aber paßt dies nicht auch auf seine Theorie des
gellschaftlich notwendigen Zirkulationswertes? Denn auch bei ihm tritt
eld ohne Wert in die Zirkulation ein; wohl läßt er die Waren mit einem
eise in sie eingehen, aber dies bringt er nur dadurch zustande, daß er
ien Wert ohne weiteres auch als ihren Preis bezeichnet.

Schließlich wird denn auch Hilferding vor seiner eigenen Theorie bange,
id so bemerkt er:

Eine solche reine Papierwährung entspricht auf die Dauer nicht den An-
derungen an das Zirkulationsmittel. Da sein Wert bestimmt ist durch die
ertsumme der jeweils zirkulierenden Waren, diese aber beständigen Schwan-
ngen unterworfen ist, würde auch der Wert des Geldes beständig schwanken.
as Geld würde nicht mehr das Maß der Werte der Waren sein, sondern um-
ehrt, sein Wert würde gemessen durch das jeweilige Zirkulationsbedürfnis, also
i gleichbleibender Zirkulationsgeschwindigkeit durch den Wert der Waren. Reines
piergeld ist also auf die Dauer unmöglich, weil dadurch die Zirkulation be-
tdigen Perturbationen ausgesetzt wäre.

Mit anderen Worten: der gesellschaftlich notwendige Zirkulationswert
i bei Lichte betrachtet, nichts als eine gesellschaftlich schädliche beständige
rkulationsstörung. Bleiben wir also lieber bei dem Marxschen „Umweg".

(Schluß folgt.)

Der Lyoner Kongreß.

Von **Ch. Rappoport** (Paris).

Seit der Einigung ist die französische sozialistische Partei im ständigen Wachsen. Hier die Zahlen: Am Kongreß im Salle Globe 1905 — Einigungsjahr — zählte die Partei 34 688 Mitglieder, in Chalon 1905 40 000, mehr 5312; in Limoges 1906 43 462, mehr 3462; in Nancy 1907 48 237, mehr 4775; in Toulouse 1908 49 348, mehr 1111; in St.-Etienne 1909 51 692 mehr 2344; in Nimes 1910 53 928, mehr 2296; in St.-Quentin 1911 63 358 mehr 9430; in Lyon 1912 63 657, mehr 299 Mitglieder.

Es sind die offiziellen Zahlen des Parteisekretariats. Auffallend ist der Unterschied der Zahlen 1911 und 1912 oder genauer der Rechnungsjahre 1910 und 1911. Während die Zahl der Mitglieder im Jahre 1910 sich um 9430 — die überhaupt höchste Zuwachszahl — vermehrte, liefert das folgende Jahr den unbedeutenden Zuwachs von 299 Mitgliedern. 1910 war ein Jahr der Wahlen. Der Zustrom der Mitglieder war verhältnismäßig groß. Unser Wahlerfolg war bedeutend: 73 Mandate wurden erobert. Eine Anzahl neuer junger Kräfte rückte in die Kammer ein. Aber der Parteifortschritt entsprach nicht dem Wahlerfolg. Die Partei blieb stationär.

Wenn wir von den allgemeinen zu den einzelnen Resultaten übergehen, so müssen wir nach dem objektiv gehaltenen Parteibericht noch folgende wenig aufmunternde Erscheinungen hervorheben. Von 84 Landesorganisationen (Fédérations), aus denen die geeinigte Partei besteht und die folglich fast sämtliche Departements (deren Zahl 87 beträgt) umfassen, haben 30, also mehr als ein Drittel, einen Rückgang aufzuweisen, darunter die zweitgrößte Föderation, Seine, mit der Hauptstadt Paris, die 250 Mitglieder verlor; Allier, wo von 6 Deputiertenmandaten 4 in unseren Händen sind, verlor 37 Mitglieder; Gard mit 2 Deputierten, von denen einer Compère-Morel, der tüchtigste und rührigste Propagandist der Partei, ging um 300 Parteimitglieder zurück; Isère mit 2 sozialistischen Deputierten um 500, das industrielle Pas de Calais um 525.

Unter den 30 Föderationen, die zurückgingen, befinden sich „guesdistische" wie „jauresistische". Sogar die größte und mächtigste der Föderationen, die Nordföderation, vermehrte sich bloß um 5 Mitglieder (infolge einer wirtschaftlichen Krise und der dadurch bewirkten Auswanderung der Arbeiter). Es scheint, daß, je mehr wir Sozialisten in die Kammer bekommen, wir desto weniger — verhältnismäßig — Anhang im Lande besitzen.

Der Kongreß wies auf diese traurige Sachlage hin, konnte sich aber mit ihr nicht gründlicher befassen, da auch diesmal der Kampf der „Tendenzen" den Kongreß fast ausschließlich in Anspruch nahm. Von beiden Seiten — von der jauresistischen wie der guesdistischen — wurde Zündstoff mehr als genug geliefert.

Die Jauresisten ebenso wie die Anarcho-Syndikalisten verlangten von den guesdistischen Abgeordneten Compère-Morel und Ghesquière Rechenschaft wegen ihrer Kammerreden am 2. Dezember 1911, wo sie die anarcho-syndikalistische Methode der C. G. T. (Arbeiterkonföderation) scharf kritisiert hatten. In einer Gegenüberstellung der Fortschritte der auswärtigen Gewerkschaften mit der Schwäche der französischen hatten diese nämlich d[...]

Methoden des Gewerkschaftskampfes in Frankreich und im Ausland verglichen. Ihr Urteil fiel selbstverständlich zuungunsten der französischen Methoden aus. Sie sagten nichts Neues und Unerhörtes. Die guesdistische Revue „Le Socialisme“ (nicht zu verwechseln mit „Le Socialiste“, dem Zentralorgan der Partei) führt seit Jahren einen offenen Kampf gegen den nationalistischen und anarcho-syndikalistischen Dünkel der C. G. T. Niemand bekämpft die C. G. T. als Gewerkschaftsorganisation. Man ist aber hierzulande gezwungen, gründlich den Leuten klarzumachen, daß der Streik kein Selbstzweck sei, daß starke Organisationen mit gefüllten Kassen dem revolutionären Geiste keinen Abbruch tun, daß Generalstreiks ohne Streikende ein Unsinn, daß Sabotage und Boykott keine höheren Waffen des Klassenkampfes sind. Dieses und ähnliches sagten die Genossen Compère-Morel und Ghesquière in der Kammer. In jedem anderen Lande hätte man die Gedanken der beiden „guesdistischen“ Genossen als etwas Selbstverständliches betrachtet. Im kleinbürgerlichen und von anarchistischen Strömungen beeinflußten Frankreich wurden die Reden gegen die anarcho-syndikalistischen Methoden fast zu einem Skandal. Im anarcho-syndikalistischen Lager wurden unsere Freunde aufs heftigste angegriffen. Die Genossen Jaurès und Vaillant veröffentlichten Erklärungen, daß die Ansichten Compère-Morels einen individuellen Charakter tragen. Und eine der aufgebrachtesten Föderationen — Cher — forderte Rechenschaft von Compère-Morel.

Nun kann man verschiedener Meinung darüber sein, ob es klug war, diese Reden zu halten. Man kann auch darüber streiten, ob sie in der Kammer am Platze waren. Man muß aber dabei die französischen Verhältnisse in Betracht ziehen. In den letzten Jahren verstärkten sich die Arbeitgeberorganisationen ungemein, während die bedeutendsten Arbeiterorganisationen — die Eisenbahner, die Bauarbeiter und andere — große Verluste zu verzeichnen haben — dank der anarcho-syndikalistischen Methode. Die Zahl der zahlenden Mitglieder der Eisenbahnerorganisation ging nämlich nach dem verunglückten Streik von 90000 auf 12000 zahlende Mitglieder zurück. Gleichzeitig schnellte die gelbe Organisation bis auf 5000 Mitglieder hinauf. Der Kampf gegen die Sozialisten hörte seitens der Anarcho-Syndikalisten keinen Augenblick auf. Wir sind samt und sonders — ohne Unterschied der „Tendenzen“ — für diese Leute „politische Streber“ und zu allem Bösen bereit und fähig. Die Taktik der Vertuschung, der Sanftmut, des Entgegenkommens hat die Anarcho-Syndikalisten nicht entwaffnet. Zwar erkämpfte sich die Seine-Föderation die Möglichkeit der Anteilnahme an gemeinsamen Massendemonstrationen mit den Anhängern der C. G. T. Aber diese Anteilnahme hat nichts gemein mit Besserung der Verhältnisse zwischen der Partei und der C. G. T. Die Massendemonstrationen sind eben — auch vom anarcho-syndikalistischen Standpunkt — ohne Massen undenkbar. Man mußte also, der Not gehorchend, zu sozialistischer Hilfe Zuflucht nehmen.

Man muß auch folgendes bedenken: Die Sozialisten sind nie die angreifende Seite. Wenn von derselben Rednertribüne ein Sozialist und ein Syndikalist sprechen, so kommt die Hetze nicht von sozialistischer Seite.

Zwar hat die Propaganda der quasi-revolutionären „Gymnastik“ in der letzten Zeit etwas abgenommen. Man ist auch im anarcho-syndikalistischen

Lager der Niederlagen und der fortdauernden Schwäche überdrüssig. Es kriselt und gärt in den unteren Regionen der C. G. T. Aber niemand von ihren Freunden — außer allenfalls Gustave Hervé, der in der letzten Zeit sich zum gesunden Menschenverstand bekehrt hat — wagt es, entschieden den Finger in die Wunde zu legen. Das taten wie immer die Marxisten. Und wie immer mußten sie einer wütigen, rasenden Hetze und einem Verleumdungsfeldzug die Stirn bieten.

Vom eng-guesdistischen Standpunkt war die Rede Compère-Morels eher „unzeitgemäß“, da die Guesdisten und Syndikalisten während des letzten Jahres in ihrem berechtigten Feldzug gegen die Mißgeburt der bürgerlichen Reformierung — in der Form „der Versicherungspensionen für Tote“ — zusammengingen. Compère-Morel stellte sich aber auf einen allgemeinen Standpunkt. Er vertritt die internationale Gewerkschaftsmethode der starken Organisationen mit möglichst hohen Beiträgen, der Streiks nur als äußerstes Mittel, während die Anarcho-Syndikalisten vor ihrem eigenen Erfolg zurückschrecken, da die Schwäche ihr Lebenselement ist! Eine anarcho-syndikalistische Führung bei starken Gewerkschaften ist etwas Unmögliches und Undenkbares.

Genosse Vaillant, der an die allmähliche friedliche Ausgleichung des Gegensatzes zwischen Partei und Arbeiterkonföderation glaubt, wollte die Frage vom Kongreß beseitigt wissen, um nicht Öl ins Feuer zu gießen. Der Kongreß war anderer Meinung. Der Fall Compère-Morel mußte selbstverständlich eine Diskussion über die gewerkschaftliche Taktik herbeiführen. Wir geben hier ausführlich die von beiden Seiten entwickelten Gesichtspunkte. Zwar sind sie nicht nagelneu. Eine Partei ist kein literarischer oder philosophischer Zirkel, der zur Originalität des Gedankens verpflichtet ist. Neu ist bloß eine gewisse Verschiebung der Rollen. Die Gemäßigten wurden zu beredtsamen Anwälten der Vorzüge der „revolutionären“ Taktik, während der linke Flügel der Partei sich für eine gemäßigte opportunistische Taktik auf gewerkschaftlichem Boden aussprach. Die Reden sind dieselben geblieben, aber die Redner tauschten ihren Platz. Genosse Jaurès versuchte in einer seiner besten Reden Licht und Schatten gerecht über die Reden Compère-Morels und Ghesquières zu verbreiten. Sein Endurteil lautete aber: Schuldig. Schon in der „Humanité“ hatte er sich von der Rede losgesagt, obwohl er als Evolutionist die Gewalttaktik der Führer der C. G. T. in den früheren Jahren in der schroffsten und manchmal in der ungerechtfertigsten Weise beurteilt und verurteilt hat. Jetzt hat er die besten Argumente, die für die revolutionäre Taktik des Proletariats überhaupt gelten können, zugunsten der anarcho-syndikalistischen Führung der C. G. T. ausgespielt. Seine Hauptgedanken waren folgende:

Es handelt sich nicht um die Opportunität der beiden Interventionen, sondern um die Thesen Compère-Morels und Ghesquières. Aber es ist nicht möglich, diese anzunehmen. Erstens, weil wir nicht das Recht dazu haben, weil das Problem, das eine Revision der nationalen und internationalen Kongreßbeschlüsse einbegreift, nicht auf die Tagesordnung gestellt ist. Zweitens, weil sie nicht im Interesse der Arbeiterbewegung liegen. Das Urteil der beiden Genossen über die Aktion der französischen Gewerkschaften ist nicht in allen Punkten unrichtig, aber es ist pessimistisch und übertrieben. Sicher haben wir das Recht, das Vorgehen der C. G. T. zu kritisieren. Aber wenn wir jemals zur Einigung kommen wollen,

nüssen wir die *Autonomie* der Gewerkschaften auf das strengste achten und ınsere Kritik mit Maß und brüderlichem Sinne betreiben. Wenn es in der C. G. T. ·raltierte und ungerechte Kritiker der Partei gibt, ist es unsere Pflicht, weiser zu ein. Die Erklärungen Beers (des Referenten der Stuttgarter Gewerkschaftsresolu-ion) besagen, daß die Resolution in keinem Falle die vorhandenen Schwierigkeiten, ie zwischen Partei und Gewerkschaften eines Landes beständen, vergrößern solle. Die Kritiken der beiden Genossen sind übertrieben. Wohl ist es nötig, die Werbe-ırbeit der Gewerkschaften zu erweitern, weil dauerhafte Siege nur durch die or-ganisierten Massen errungen werden können. Wohl müssen wir die Kräfte und Nittel des Proletariats abwägen, aber wir müssen gegen die Kämpfenden gerecht ein. *Verlorene Streiks bedeuten noch keine dauernde Schwä-hung der Kraft der Arbeiterbewegung.* Das haben die großen Bergarbeiterstreiks im Pas de Calais von 1893 gezeigt. Sie haben die Wurzeln er proletarischen Energie tief in den Boden getrieben. Lernen wir daraus auch ie neueren Kämpfe beurteilen. *Ich verurteile die Gewalttätigkeit.* Sie kann durch den Anschein der Barbarei die Schönheit der künftigen Zivili-ation, die das Proletariat in sich trägt, kompromittieren. Ich halte die Geste der Zerstörung gegen Dinge und Personen für das Zeichen einer *schwachen Or-ganisation.* Aber lassen wir uns nicht durch die klassischen Mittelchen der ürgerlichen Polemik düpieren! Ehemals erschreckte man das Land mit dem Worte Sozialismus. Jetzt hat es sich daran gewöhnt, und man nennt uns nun die „Uni-izierten“. Und dasselbe Spiel wird mit dem Worte Sabotage getrieben. Jede Gewalttätigkeit, die im Kampfe der Arbeiterklasse verübt wird, wird mit diesem Worte tragisch aufgestutzt. Wir müssen *die Organisationsarbeit ver-tärken,* um die Gewalttätigkeit zu vermeiden, aber es muß festgestellt werden, aß diese nicht mit der C. G. T. geboren worden ist. Zu allen Zeiten haben die Arbeiter auf die Gewalt mit Gewaltanfällen geantwortet. (Stürmischer Beifall.) Die Gewalttätigkeit der Arbeiter ist *zufällig,* die der Herrschenden *syste-natisch.* Wir müssen unsere Disziplin stärken. Aber wir werden nie so weit ommen, jeden Gewaltakt im Kampfe zu vermeiden. Vor vierzehn Tagen erst haben die englischen Weber ihre Unternehmer daran hindern wollen, Unorgani-ierte zu beschäftigen. Sie hatten recht. Denn jene sind die Parasiten der kämpfen-den Arbeiter. Die englischen Arbeiter haben die Parasiten gezwungen, die Gegend zu verlassen. Ja, wohl ist es schrecklich, daß Arbeiter bisweilen gezwungen sind, gegen Arbeiter loszugehen, die noch elender sind als sie selbst, weil sie nicht einmal die Stütze der sozialistischen Hoffnung haben. Aber wenn sich ein solcher Zorn kund-gibt, *kehren wir unsere Entrüstung nicht gegen die Gewerk-schafter,* sondern gegen die Herren, die ihn hervorgerufen haben. (Beifall.) Compère-Morel und Ghesquière sind in ihrem achtungswerten Bestreben, die Arbeiterklasse vor gewissen Gefahren zu warnen, *zu weit* gegangen und haben das Gleichgewicht nicht bewahrt. Es ist nicht richtig, daß die Gewerkschaftsbewe-gung keine Rücksicht auf die Bedürfnisse der industriellen Entwicklung des Landes nimmt. Redner verweist auf die verschiedenen Artikel Griffuelhes', deren einer im letzten Heft des „Mouvement Socialiste“ auf den Tischen der Delegierten liegt. Die Selbstbesinnung ist im Gange, aber es ist nötig, daß die Gewerk-schaften Vertrauen zur Partei und zu sich selbst haben. Um die Gewalttätigkeit zu bekämpfen, ist es nötig, die Gewerkschaften auf einen breiteren Weg zu bringen. Die These Compère-Morels und Ghesquières schwächt die revolutionäre Kraft und die reformatorische Wirksamkeit der Gewerkschaften. Ich verkenne nicht die Notwendigkeit, vom Ausland zu lernen. Ich weiß, daß die Berliner Reise schon auf die Pariser Gewerkschafter ihre Wirkung ausgeübt hat. Aber jedes Land soll, indem es die Essenz der ausländischen Leistungen sich zu eigen macht, die Kraft seines nationalen Genies bewahren. Wir haben, gerade weil das rückständige Kleinbürgertum und Bauerntum bei uns so stark ist, mehr als anderswo die Kraft

nötig, die der revolutionäre Idealismus gibt. Uns fehlt die große Akkumulation des Proletariats der Länder, wo die Masse selbst wirkt. Und diese Kraft wollen Compère-Morel und Ghesquière, diese alten Genossen, die selbst so viele Arbeiter dem Zünftlertum entrissen und dem Sozialismus zugeführt haben, vermindern. Es ist die Bewegung, die Aktion, die das Proletariat größer macht, und in den Kämpfen für ein Teilresultat bekräftigt sich der Kampf für die volle Befreiung. Reißen wir nicht der Gewerkschaftsbewegung die Krone vom Haupte! Die Sozialisation ist nur möglich, wenn wir ein von sozialistischem Denken erfülltes Proletariat haben. Der Sozialismus wäre sonst Saint-Simonismus, ein Sozialismus von Bureaukraten, Gelehrten, Bourgeois. Unser Kongreß in Limoges hat ausgesprochen, daß der Syndikalismus in sich selbst die Kraft der sozialistischen Forderung trage, und die Toulouser Erklärung hat diese Auffassung bestätigt. Der Stuttgarter Kongreß erklärte die sozialistische Inspiration der Gewerkschaften für notwendig. Die Gewerkschaften sind nicht eine bloße Elementarschule des Proletariats, wie Compère-Morel und Ghesquière meinen. Wenn Sie den ganzen Sozialismus der Politik überlassen, zerreißen Sie die Arbeiterbewegung. Es ist aber auch ein Widerspruch, die Gewerkschaften einerseits auf ihre Aktion im kapitalistischen Milieu auf Selbsthilfeeinrichtungen beschränken zu wollen, andererseits aber sich mit den Demagogen der C. G. T. vereinigt zu haben, die die auf die Selbsthilfe gegründete Altersversicherung bekämpften, und überhaupt zu erklären, alle partiellen Verbesserungen seien in der heutigen Gesellschaft unmöglich. Auf diese Art würde man das Proletariat von der revolutionären Aktion wie von der reformatorischen entmutigen. Die Partei kann keine Verantwortung für Theorien übernehmen, die vielleicht als nützliche Mahnung gedacht waren, aber gegen den Sozialismus und gegen das Proletariat ausgebeutet werden würden.

Es ist vielleicht nicht ohne Interesse, zu bemerken, daß der richtig aufgedeckte Gegensatz zwischen der proletarischen und der bürgerlichen Gewalttätigkeit seinerzeit fast mit denselben Worten in der „Neuen Zeit“ gegen Jaurès von der Genossin Rosa Luxemburg und vom Schreiber dieses ebenfalls gegen Jaurès in seiner Broschüre: „Le socialisme révolutionnaire et le socialisme de Gouvernement“ (Paris 1902, Vorrede von Ed. Vaillant) hervorgehoben und ausführlich entwickelt wurde. Und wir dürfen es als eine der erfreulichsten Konsequenzen der Einigung betrachten, daß Jaurès' Auffassung der proletarischen Gewalttätigkeit gegenwärtig richtiger und wohlwollender klingt als in der trostlosen Epoche der Jahre 1899 bis 1903.

Was Genosse Jaurès über die C. G. T. sagt, ist richtig. Aber es ist nicht alles, was über sie zu sagen war. Die Führer der C. G. T. tun fast nichts, um starke Organisationen zu schaffen, große Erfolge zu erzielen. Sie tun aber alles, um die Partei und den vernünftigen Teil — das heißt die große Mehrheit — der C. G. T. zu bekämpfen. Der Kampf gegen den Anarcho-Syndikalismus muß früher oder später in Frankreich wie in anderen Ländern ausgekämpft werden, trotz aller mit diesem Kampfe verbundenen Unannehmlichkeiten. Compère-Morel hat es in der gemäßigtesten Weise getan. Die Frage ist bloß, ob er es am rechten Platze getan hat. Genosse Jaurès, der innere Parteizwiste, wie zum Beispiel im Falle der Arbeiterpensionen, auch im Parlament auszufechten pflegt, konnte diesen Vorwurf Compère-Morel nicht machen. Und er hat es auch nicht getan.

Die Antworten Ghesquières und Compère-Morels wurden ruhig entgegengenommen. Nach einigen Beobachtern der Verhandlungen hat ihnen

die Mehrheit zugestimmt. Jedenfalls war es beinahe eine gute Hälfte des Kongresses. Ghesquière übernahm die volle Verantwortung für alles, was er gesagt. Er würde heute genau dasselbe sagen.

Wir müssen gegen die sogenannten revolutionären Syndikalisten Stellung nehmen, die im Grunde nur Anarchisten sind. Wir müssen das Unkraut ausjäten, das sie gesät haben. Wir im Norden haben die gewerkschaftliche Aktion und das revolutionäre Ideal stets zu vereinigen gewußt. Meine Äußerungen im Parlament sind der Ausdruck meiner Anschauung, daß dem Zwist zwischen Partei und Gewerkschaft ein Ende gemacht werden muß. Ich verneine nicht die Notwendigkeit des Streiks, aber ich will, daß diese Waffe möglichst vermieden und daß sie nicht von schwachen, unvorbereiteten Organisationen angewendet werde. Ich habe nicht die C. G. T. verurteilen wollen, aber es für meine Pflicht gehalten, meine Meinung über die verschiedenen Gewerkschaftsmethoden zu äußern. Ich wollte nicht die zufälligen Gewaltakte verurteilen, sondern gegen die systematischen Gewalttätigkeiten protestieren, gegen die Theorie einer Aktion, die mit Sabotage, Knütteln und Revolvern arbeiten will. Wir vertreten nicht eine Gewerkschaftspolitik des „sozialen Friedens", aber eine Taktik, die alle Arbeiter zum Kampfe für bessere Existenzbedingungen vereinigt. Beim Streik in Armentières haben die Gelben an unserer Seite gekämpft. In der Gewerkschaftsbewegung soll Platz für alle Arbeiter sein. Zwischen revolutionärer und reformistischer Auffassung sehe ich keinen Gegensatz. Man kann nicht ein wahrer Revolutionär sein, ohne zugleich Reformist zu sein, und umgekehrt. Wir brauchen die Einigkeit der kämpfenden Arbeiterklasse und darum die Überwindung des Zunftgeistes, worin die französische Arbeiterklasse trotz ihres vermeintlichen Revolutionarismus verharrt. Daß sich der Horizont der Gewerkschaften erweitern muß, darüber bin ich mit Jaurès einig. Auch ich erwarte die Einigkeit von der vollständigen Autonomie von Partei und Gewerkschaft. Wird diese aufrechterhalten werden, dann wird unsere Intervention nicht vergebens gewesen sein.

Compère-Morel legte in einer zweistündigen Rede den Standpunkt dar, den er in seiner Erklärung in der Kammer und hernach in seiner Zuschrift an den „Temps" vertreten hat: er ist im Einklang mit den Kongreßbeschlüssen.

Ich war niemals gegen den Klassenkampf, aber ich will, daß Streiks nicht ohne Vorverhandlung und Aussicht auf Erfolg geführt werden. Ich bin Anhänger des Massenkampfes, nicht der Aktion der „handelnden, bewußten Minoritäten", ohne deren Opfermut zu verkennen. Sie (zur rechten Seite des Parteitags gewendet) sprechen in der Propaganda genau wie ich. In den Couloirs sagen die Deputierten von Ihrer Seite das gleiche. Der Streik ist das alleräußerste Mittel des Kampfes. Das hat die Resolution des Brüsseler Kongresses von 1891 anerkannt. Ich bin überzeugt davon, daß der in seiner Gewerkschaft tätige Arbeiter über die bloße Gewerkschafterei hinauskommt und in seiner Gewerkschaft Sozialist wird. Je mehr Sozialisten in den Gewerkschaften sind, desto stärker wird der sozialistische Geist in den Gewerkschaften werden. Sie mögen mich tadeln oder mir ein Bedauern aussprechen. Das wichtigste ist, daß Sie genau so denken wie ich. (Stürmischer Beifall.) Sie berufen sich auf die Parteitagsbeschlüsse. Aber über den nationalen Beschlüssen stehen die der Internationale. Der von Stuttgart gibt uns recht. Wir werden ihn hier wieder zur Abstimmung bringen und sehen, ob Sie ihn annehmen.

Auf einen Zwischenruf Collys, des ehemaligen Allemanisten und eines der besten Propagandisten, erklärte sich Compère-Morel für den Antimilitarismus, aber gegen den anarchistischen Antipatriotismus, wie er in Frankreich gepredigt wird. Er zitierte seine Kammerrede und

bewies, daß er die Verfolgungen der Regierung gegen die C. G. T. aufs schärfste verurteilt habe. Er führte die Stuttgarter Reden K. Kautskys, Legiens, Beers und Huebers an, in denen sie die „französische" syndikalistische Methode scharf verurteilten.

Nach einer langen und schwierigen Debatte in der Kommission gelangte man zu folgender fast einstimmig angenommenen Resolution:

Der Kongreß erkennt an, daß die Genossen Ghesquière und Compère-Morel bei ihrer Intervention in der Kammer keinen anderen Zweck verfolgten, als den Interessen der Arbeiterklasse zu dienen, und daß es ihnen durchaus nützlich scheinen konnte, die Aufmerksamkeit der Arbeiter auf die Gefahren einer Propaganda des Antiparlamentarismus und der systematischen Gewalttätigkeit zu lenken, und ruft die Beschlüsse in Erinnerung, die über die gewerkschaftliche und politische Aktion der Arbeiterklasse auf den nationalen Kongressen von Limoges, Nancy und Toulouse und auf dem internationalen Kongreß in Stuttgart gefaßt worden sind. Er fordert alle Arbeiter auf, sich von ihnen bei dem notwendigen Werke der gegenseitigen Annäherung inspirieren zu lassen.

Eigentlich ist die Resolution Compère-Morel keineswegs günstig. Sie scheint ihm für seine angebliche Schuld „mildernde Umstände" zuzubilligen, während alle und jeder zugeben, daß Compère und Ghesquière bloß ausgesprochen haben, was *ist*, und was sie auszusprechen verpflichtet waren. Wie üblich laufen auch unsere Freunde die Gefahr, um dem Anarcho-Syndikalismus zu trotzen, in das andere Extrem — in die Übertreibung der Friedensmöglichkeiten auf *gewerkschaftlichem* Boden — zu verfallen. Wir hoffen, daß ihre gesunde marxistische Bildung sie vor dieser Gefahr bewahren werde. Hätten Compère-Morel und seine Freunde die Resolution bekämpft, so hätte er Sieger werden können, aber, wie er mir erklärt hat, er wollte nicht mit Hilfe der reinen Reformisten siegen und zog es deshalb vor, der Einigkeit ein Opfer zu bringen. Der Anarcho-Syndikalist Lafon, der in Paris *ultrarevolutionär* und in seinem Wahlkreis *opportunistisch* auftritt, bekämpfte die Resolution als für Compère-Morel zu günstig. Er wollte ihn kreuzigen. Trotzdem wurde sie mit 2258 gegen 180 Stimmen bei 144 Enthaltungen angenommen.

Als wichtige Zwischenfälle dürfen die Diskussionen über die Alkoholfrage und den Staatssozialismus betrachtet werden. Der reaktionäre Senat schlug nämlich die Beschränkung der Schanklokale als einziges Mittel der Bekämpfung des Alkoholismus vor. Fast alle sozialistischen Deputierten — darunter Jules Guesde — außer neun, unter denen Genosse Jaurès, Vaillant, Sembat und Albert Thomas sich befinden, verwarfen diese Maßregel als ungenügend und gefährlich, da sie eine neue Korruptionswaffe in die Hände der Regierung drückt. Vielleicht war diese schroffe Abweisung unvorsichtig, da Frankreich unter der Alkoholplage schwer leidet (ein Schanklokal auf 20, oft auf 10 bis 7 männliche erwachsene Personen). Ganze Departements — meistens die klerikalen und reaktionären — fallen infolge dieser Plage geradezu der Degeneration anheim. Angesichts einer solchen Lage müßten *alle* Mittel und Palliative versucht werden. Die Reformisten bauschten allerdings dieses Palliativ zu einem Heilmittel ersten Ranges gegen den Alkoholismus auf.

Derselbe Gegensatz macht sich bei der Frage des „Staatssozialismus" geltend, den Jules Guesde als *Staatskapitalismus* betrachtet. Die

Frage wird im nächsten Jahre bei der Verhandlung der allgemeinen sozialistischen Taktik ausführlich und gründlich diskutiert werden.[1]

Auch die Frage des Verhältnisses der Partei zur Freimaurerei wurde leidenschaftlich diskutiert.

Man übertreibt die wohltätige, beziehungsweise schädliche Rolle der Freimaurerei vom sozialistischen Standpunkt außerordentlich. Ihr historisches Schicksal ist das der bürgerlichen Demokratie. Von abstrakten Gedanken — Gleichheit, Menschenliebe, Brüderlichkeit — als ideologischem Inhalt genährt, gerät die Freimaurerei selbstverständlich in Widerspruch mit der ökonomischen Grundlage der bürgerlichen Gesellschaft, die auf Ungleichheit, Konkurrenz und Kampf ums Futter aufgebaut ist. Die Moral wird zur Phrase. Die Freimaurerei hat aber gegenüber der konsequenten Demokratie noch den Nachteil, daß sie ihrer Symbolik und Zusammensetzung, wenn nicht ihren Bestrebungen nach eine *Geheimgesellschaft* ist. Sie ist halb demokratisch, halb oligarchisch geleitet. Sie ist halb Religion, halb Moral, ein Zwitterwesen. Sie hat ihre historischen Verdienste: die Bekämpfung des religiösen und politischen Despotismus. Sie hat einen gewissen *moralischen* Wert, indem sie das Gefühl der *Solidarität* in unserer zerrissenen und unmenschlichen, teilweise moralisch sogar vertierend wirkenden kapitalistischen Gesellschaft, wenn auch auf eine geringe Zahl von Mitgliedern beschränkt, sorgsam und anerkennenswert pflegt. Sie ist aber vielfach selbst im Banne religiöser und politischer Befangenheit. Die Spitzen herrschender königlicher Häuser gehören, wenn auch bloß formell, zur Freimaurerei. Kaum gab es in Frankreich einen bedeutenden bürgerlichen republikanischen Politiker, der nicht Freimaurer war: Brisson, Gambetta, Jules Ferry, Floquet, Paul Bert, Clemenceau.

Bei der in den Logen herrschenden Ideologie ist dort für einen auf dem Boden des Klassenkampfes stehenden Politiker wenig oder gar nichts auszurichten. Die Freimaurerei ist in Frankreich eine Schule des Zusammenwirkens der Klassen und des Konfusionismus, ein Liebling der Allerweltssozialdemokraten und der reinen Reformisten. Ein Marxist hat in ihr nichts zu suchen.

Eine andere Frage aber ist die, ob und wie wir die Freimaurerei bekämpfen sollen. In unserem *Kampfe* gegen die Freimaurer können wir leicht in eine böse Gesellschaft geraten, in die der Pfaffen und ihrer Gefolgschaft, die die Freimaurerei von jeher mit besonderer Wut verfolgt haben.

Die guesdistische Nordföderation hat auch hier das richtige Maß getroffen. Sie will die Freimaurer nicht bekämpfen, verlangt aber von Mitgliedern der Partei, daß sie ihre *ganze* Kraft der eigenen Partei, die auch die Pflege des freien Gedankens zur Aufgabe hat, widmen sollen. Eine Resolution in diesem Sinne wurde jedoch mit 1502 gegen 927 Stimmen abgelehnt. Die Mehrheit hat sich für den Status quo ausgesprochen.

Der Kongreß von Lyon war ein Übergangskongreß, eine Vorbereitung zu einer großen Debatte über die allgemeine sozialistische Aktion im nächsten

---

[1] Dieser Gegensatz ist früher schon bei uns in Deutschland aufgetreten und führte in der Frage der Verstaatlichung der Kohlengruben zu einer Diskussion zwischen Bebel, Hué und Kautsky (in der „Neuen Zeit“, 1901, Bd. XIX, 1). Wir weisen auf diese Diskussion hin, weil die Frage der Verstaatlichung einzelner Produktionszweige auch in Deutschland wieder aktuell wird. Die Redaktion.

Jahre. Der nächste Kongreß wird ausnahmsweise eine Woche dauern. Auf seine Tagesordnung wurde auf den Antrag des Genossen Jaurès die erwähnte große Frage gestellt.

Eine höchst erfreuliche Erscheinung und ein erhebendes Moment war die zahlreiche Anwesenheit von Vertretern der ausländischen Bruderparteien: Genosse Müller von der deutschen Sozialdemokratie, der in einer trefflichen Rede die Notwendigkeit betonte, daß die Sozialisten der verschiedenen Nationen voneinander lernen; Keir Hardie als Vertreter der englischen Arbeiterpartei, der den Riesenkampf der Bergarbeiter ankündigte; Ciotti aus Italien, der den Raub Tripolitaniens brandmarkte; Nemec, der die internationale Solidarität feierte; Einar Lie, der Vertreter der norwegischen Partei, der das enge Zusammengehen von Gewerkschaft und Partei in Norwegen recht zeitgemäß hervorhob; die Genossin Inessa aus Rußland, die Vertreterin der Gruppe Lenins. Ein Enthusiasmus sondergleichen wurde den Gästen entgegengebracht. Und Genosse Sembat hat in seiner geistreichen Weise dem Kongreß den freundlichen Rat gegeben, „unter den Augen der Ausländer" die Diskussion mit etwas gedämpfter Leidenschaft zu führen. Das gelang nicht immer. Die Franzosen haben nun einmal die Fehler ihrer Vorzüge, ihres glänzenden revolutionären Temperaments und ihrer Begeisterungsfähigkeit. Wer die letzteren liebt, muß die ersteren mit in Kauf nehmen.

Der zehnte Kongreß der sozialistischen Partei Argentiniens.

Von **Cornelio Thießen.**

Buenos Aires, 18. Januar 1912.

Der zehnte Parteitag der sozialistischen Partei Argentiniens tagte den 13., 14. und 15. Januar wie immer in dem Saale des deutschen sozialdemokratischen Vereins „Vorwärts". Obzwar die Arbeiterbewegung auf ökonomischem Gebiet in stetem Wachsen begriffen ist, kann die Arbeiterpartei ein Wachsen in Ziffern nicht aufweisen, wenngleich ihr Ansehen in der Arbeiterklasse langsam aber sicher steigt. Die Partei hat hier mit Hindernissen zu kämpfen, die der Sozialismus in Europa nie kannte. Die Partei nennt sich Partei Argentiniens; leider haben wir bis heute noch keine argentinische Arbeiterklasse. Laut der letzten Statistik besitzt von zirka 50 Millionen Einwohnern etwa eine Million Bürgerrechte; das ausländische Element bildet folglich die große Menge, die am politischen Leben keinen Anteil nimmt und es auch nicht kann, um so mehr, als für die klassenbewußten Arbeiter die Erwerbung der Bürgerrechte beinahe unmöglich gemacht wird, indem die Polizei ihnen alle möglichen Hindernisse in den Weg legt. Ja, es scheint sogar, daß es nicht einmal eine argentinische Regierung gibt; denn das, was man mit diesem Namen zu bezeichnen pflegt, ist nur ein Werkzeug ausländischer, hauptsächlich englischer Gesellschaften. Persönliche Abhängigkeit — viele dieser Herren sind oft zugleich noch Angestellte bei dieser oder jener Kompanie — läßt hier die Bedeutung der Gesellschaften auf ökonomischem Gebiet noch stärker hervortreten. Wird doch das ganze hiesige politische und soziale Leben von London aus geleitet. Um nur ein Beispiel an-

zuführen, hat die hiesige Regierung gleich zu Beginn des Streiks der Maschinisten und Heizer der Eisenbahnen ein Dekret erlassen, womit die Eisenbahnleitung ermächtigt wird, neues Maschinenpersonal aufzunehmen, ohne sich an die Forderung des Gesetzes, jeder Maschinist müsse ein entsprechendes Zeugnis besitzen, zu binden. Infolge eines solchen Verfahrens konnte die Chronik schon eine Reihe von Zusammenstößen registrieren; die wenigen Züge, die verkehren, stehen oft stunden-, ja tagelang in irgendeiner öden Gegend, sei es, weil der neue „Dekretheizer“ nicht genug Dampf bekommt, sei es, weil der Kessel infolge Überdrucks platzt. Das Publikum schimpft, was kümmert's die Regierung. Ist sie doch nur ein blindes Werkzeug der Unternehmer, und ihr Streben bleibt nur das eine: dem englischen Kapital alle, auch die ungesetzlichsten Mittel zur Verfügung zu stellen, um den Widerstand der 8000 Streikenden zu brechen. Bis jetzt scheint das Spiel allerdings wenig Erfolg zu haben.

Wie gesagt, die Arbeitermasse bildet ein buntes Gemisch der verschiedensten Nationen, und zwar der niedrigst stehenden, deren Organisierung durch nationale Vorurteile und babylonische Sprachenverwirrung beinahe unüberwindliche Hindernisse entgegengestellt werden. Das gilt sowohl für die politische wie die ökonomische Organisation. Das ist der Boden, auf dem anarchistisches und syndikalistisches Unkraut reichlich emporschießt; wir finden darum auch, daß die Masse nur allzu gern geneigt ist, „Generalstreiks“ und Gewalttätigkeit zu proklamieren und jeder Politik, ja sogar der Genossenschaftsbewegung aus dem Wege geht. Indirekt mag ja auch die Partei wohl ein wenig dem Anarchismus in die Arme gearbeitet haben. Anfangs spielte die neu gegründete Partei (in den neunziger Jahren) theoretisch viel mit Radikalismus und Revolution. Damals nahm man noch nicht direkten Anteil am politischen Leben, mußte darum mehr auf abstrakte Propaganda Gewicht legen. Mit der Zeit, als man dann an die positive politische Arbeit ging — auch wieder in abstracto —, war es verhängnisvoll für die Arbeiterpartei, daß es in Argentinien keine bürgerlichen Parteien gibt, die Klasseninteressen vertreten. Die demokratische Arbeit mußte darum von der sozialistischen Partei auf ihre Schultern genommen werden; bürgerliche Demokraten, die es mit der Demokratie ehrlich meinten, fanden darum nur in unserer Partei Anwendung für ihre Kräfte; diese Umstände machen das Zusammenwirken verschiedener, eigentlich nicht zusammengehöriger Elemente in der Partei möglich, und dieses Zusammenwirken muß die Partei notwendig vom rechten Wege ablenken, hauptsächlich weil die Partei noch nicht über eine klassen- und zielbewußte Arbeitermasse verfügt. So sind nach dem Bericht der Parteileitung in diesem Jahre im ganzen Lande 900 bis 1000 Mann organisiert. Unter diesen Umständen müssen die „Akademiker“, die zudem ausgesprochene Anhänger der „Sozialreform“ in revisionistischem Sinne sind, der Partei ihr Gepräge geben, um so mehr, als die Sozialisten hier überhaupt gar nicht über die verschiedenen Tendenzen des Sozialismus orientiert sind. So debattierte der letzte Parteitag die Frage, ob die Parteileitung recht getan, als sie einem Wahlkreis gestattete, daß eines seiner Mitglieder die Kandidatur annehme, die ihm eine prinzipienlose Gruppe anbot. Zugleich wurde darauf hingewiesen, daß solches Verfahren die hier herrschende Korruption nur fördern könne. Im Anschluß an diese Frage wurde beantragt, daß die Partei sich überhaupt in keine Koalition mit bürgerlichen

„Parteien“ einlassen möge. Die Parteileitung, bestehend aus „Akademikern“, bekämpfte diesen Antrag mit Hinweis darauf, daß die Koalitionen von den Sozialisten schon akzeptiert worden seien (Spanien), und so wurde der Antrag denn auch abgelehnt.

Die Taktik der Parteileitung ist in den letzten Jahren vielfach bekämpft worden. Sie veranlaßte vor nicht langer Zeit eine Gruppe Genossen, auszutreten, um sich dann dem Syndikalismus in die Arme zu werfen. Die verfehlte Taktik ist eine Ursache mehr, warum sich der Sozialismus in der Arbeitermasse nur langsam Bahn brechen kann.

Nun hat sich in der Partei eine radikalere Ansicht entwickelt, die jedoch noch wenig zielbewußt auftritt. Der ganze Kongreß erhielt seinen Charakter durch dies Bestreben beider Richtungen, die künftige Parteileitung an ihre Beschlüsse zu binden.

Auf dem Kongreß waren zirka 40 Delegierte versammelt, deren jeder eine Gruppe von etwa 25 organisierten Genossen vertrat. Es ist natürlich, daß auf einem solchen Parteitag große Probleme nicht gelöst werden; die Protokolle desselben werden darum auch nicht gedruckt: man begnügt sich mit dem Bericht im Zentralorgan „La Vanguardia“. Aus dem Bericht der Parteileitung geht hervor, daß die ganze Arbeit der Partei gegen die neue „soziale“ Gesetzgebung gerichtet war. Diese Gesetze beschränken das Vereinsrecht und andere Rechte, geben der Polizei unbeschränkte Vollmachten in Sachen der Arbeiterbewegung und verhängen über das Land den permanenten Kriegszustand. Hier hat die Parteileitung ein großes Stück Arbeit geleistet; gewaltige Maidemonstrationen im ganzen Lande — zirka 40 0000 Demonstranten in Buenos Aires —, eine zähe Propaganda in einer Reihe Protestversammlungen und, was für die Zukunft von großer Bedeutung ist, die Schaffung eines „Kampfkomitees gegen die antisozialen Gesetze“, in welchem alle in Buenos Aires existierenden politischen und ökonomischen Arbeiterorganisationen der verschiedensten Richtungen vertreten sind. Der neunte Parteitag hatte beschlossen, den Kampf gegen den Teil der Gesetze zu richten, der sich auf die politischen Rechte und „Freiheiten“ bezog, indem man den anderen, der sich gegen „Bombenattentate“ richtete und neue entsprechende Strafen (Todesstrafe sogar für schwangere Frauen) diktierte, unangefochten ließ. In diesem Sinne hatte denn die Parteileitung auch gearbeitet. Nun forderte die junge Richtung auf dem zehnten Kongreß den Kampf gegen die Gesetze in ihrer Totalität, indem man hervorhob, daß solche Attentate, wenn sie wirklich aus eigener Initiative begangen werden und nicht, wie es in letzter Zeit Sitte geworden ist, von der Polizei inszeniert werden, eine Folge des hier herrschenden Elends, der Unwissenheit, Rechtlosigkeit und Unterdrückung sind; daß man dagegen nicht mit Henkersarbeit, sondern mit volksfreundlicher Gesetzgebung kämpfen muß, und der Kongreß hat diesen Antrag denn auch angenommen.

Die zweite wichtige Frage des Kongresses drehte sich um die Leitung des Zentralorgans der Partei „La Vanguardia“ und um dessen Reformierung. Der Bericht des Redakteurs, dem für seine aufopfernde Tätigkeit Dank ausgesprochen wurde, gab Anlaß zu einer herben Kritik über die „Orientation“ des Organs, was hier so viel heißt als Beleuchtung der verschiedensten Seiten des Staatslebens und der verschiedensten Ereignisse und Tendenzen der Arbeiter- und sozialistischen Bewegung in der Internationale. Es ist

das ein Thema, das von den letzten Kongressen immer wieder aufgenommen wird und das auf dem letzten zu einem von der Opposition beantragten Beschluß führte. Die argentinische Partei besitzt keine wöchentlich oder monatlich erscheinenden Zeitschriften. Der Parteigenosse, der nicht auswärtige Blätter liest, ist darum auf die „Orientation“ durch die täglich erscheinende „La Vanguardia“ angewiesen. Dadurch erhält er aber nicht die tiefere Einsicht in das Wesen des Sozialismus, der internationalen Ereignisse, es fehlt ihm auch die theoretische Vorbereitung, die zur Ausarbeitung einer prinzipiellen Taktik notwendig ist. Broschürenliteratur gibt es hier auch nicht, da sie keinen Absatz findet. Die Lektüre der „La Vanguardia“ erhält dadurch eine um so größere Bedeutung. Nun gibt das Zentralorgan wohl Berichte über die internationalen Ereignisse, über Parteitage, gibt aber entweder keine Beleuchtung derselben oder eine sehr einseitige und oberflächliche. Es scheint zuweilen, daß die Führer den großen Fragen geflissentlich aus dem Wege gehen, vielleicht weil sie fürchten, daß man die Konsequenzen auf das eigene Land übertragen könnte. Ich will hier nur ein Beispiel anführen: über das Verhalten der deutschen Partei in der Marokkofrage bekamen wir nur den Brief Molkenbuhrs und den ersten „zustimmenden“ Brief Bebels zu sehen. Vom Jenaer Parteitag erhielten wir die Ziffern und einen Artikel des Vertreters Argentiniens Dr. Dickmann: „Ein Gespräch mit einem Jenaer Arbeiter“, in dem dieser Arbeiter alles auskramte, was seinerzeit Schippel (in seiner letzten Couleur) und andere Monatsheftler auf den Parteitagen Deutschlands (besonders in Hannover) über „Evolution“, „Sozialismus in der Gegenwartsarbeit“ usw. zum besten gaben; so behauptete der Arbeiter, daß „wir“ schon längst aus den Schuhen der „Doktrinen“, „Katastrophen“ und anderem herausgewachsen seien, mit solchem Selbstbewußtsein, daß es mir so von Herzen leid tat um die arme „doktrinäre“ „Neue Zeit“. In diesem Tone räsoniert man denn auch über sonstige internationale und heimische Ereignisse. Die neue Richtung nun, der es oft an Kenntnis fehlt, um solche „Irrtümer“ richtigstellen zu können, fühlt jedoch instinktiv, daß das nicht das Richtige oder wenigstens nicht alles ist. Daher die Forderung einer besseren „Orientation“, die denn auch mit 25 Stimmen gegen 17 angenommen wurde, freilich in der Form einer sehr konfusen Resolution.

Dann ging man zur Umänderung der „La Vanguardia“ in anderer Hinsicht über. Man will diese nämlich in eine achtseitige Zeitung verwandeln. Nun hatte sich eine Gruppe gebildet, die es übernahm, die nötigen Mittel dazu zu verschaffen. Um allen Eventualitäten vorzubeugen und auch sonst die Interessen der Beteiligten und der Partei zu wahren, sollte diese Kommission rechtlich von der Druckerei, mit einem Worte von allem Eigentum der „La Vanguardia“ Besitz ergreifen. Dabei hatte diese Gruppe alle möglichen Garantien gegeben, die der Partei de facto ihr Eigentum sicherten und auch sonst das Unternehmen unter Parteikontrolle stellten. Nun sollte die Umänderung aber nicht nur die finanzielle Seite betreffen, sondern es sollte auch eine Änderung in der Leitung des Organs eintreten. Und es überwog da die Tendenz — der Direktor des Organs hat es in seinem diesjährigen Bericht deutlich hervorgehoben —, die „La Vanguardia“ vom „schweren“ Gewicht des Parteieinflusses zu entlasten, sie von der „engen“, „doktrinären“ Auffassung zu emanzipieren; man glaubte damit alles getan

zu haben, um mit Erfolg mit den bürgerlichen Zeitungen konkurrieren zu können. Der neunte Kongreß hatte die Transformierung in diesem Sinne beschlossen, die Kommission war jedoch aus persönlichen Gründen nicht in der Lage gewesen, dieselbe durchzuführen. Daher kam die Angelegenheit aufs neue zur Debatte. Die entgegengesetzte Richtung konnte darum wieder ihre Ansicht vertreten, nach der das Organ an das Schicksal und den Willen der Partei zu binden sei, nach der die Partei als ein Ganzes an dem Tageblatt beteiligt sein müsse, sei es in der Form einer Genossenschaft oder auf anderem Wege. Es ist ein Zeichen für das Erstarken der Opposition, daß man beschloß, die Frage der neuen Parteileitung zu überweisen.

Weiter beschäftigte sich der Parteitag mit der ewigen Frage: „Beziehungen der Partei zu den Gewerkschaften und zur gewerkschaftlichen Bewegung." Formell gibt es auch hier wie in Frankreich eine syndikalistische „Confederacion", an die alle Gewerkschaften angeschlossen sind. Nur die „Fraternidors", der Maschinistenverband, bleibt unabhängig, und der Typographenverband sympathisiert mit der Partei. Es sind dies, nebenbei gesagt, die einzigen soliden Organisationen, die syndikalistischen bieten ein abschreckendes Schauspiel dar. 25 bis 30 Arbeiter sind in einer Gewerkschaft organisiert und dekretieren alle Augenblicke „Streiks" und die Confederacion wenigstens zweimal jährlich den „Generalstreik", wobei sie diese zweischneidige Waffe in unseren Verhältnissen gründlich diskreditiert. Andererseits sehen auch die Blindesten unter den Sozialisten ein, daß die Arbeiterpartei in den gegebenen Verhältnissen einen Halt oder wenigstens ein Korrelat in der Klassenorganisation der Produzenten finden muß, wenn ihre politische Aktion nicht zur Spielerei werden soll. Dem Kongreß wurde eine Reihe von Resolutionen unterbreitet; man konnte sich jedoch nur über eine einigen, die die Schaffung einer Kommission fordert, deren Aufgabe sein soll, die Propaganda und Organisation auf gewerkschaftlichem Gebiet zu leiten.

Der Kongreß beschloß auch mehrere Resolutionen internationalen Charakters; so beglückwünschte er die Sozialdemokratie Deutschlands zu dem Erfolg des ersten Wahlganges; er formulierte einen energischen Protest gegen den Zarismus, gegen die russische Politik in Finnland und Persien und sandte einen brüderlichen Gruß an die gefangene sozialdemokratische Fraktion der zweiten Duma usw.

Die verschiedenen Richtungen der Partei können mit dem zehnten Kongreß zufrieden sein. Wenn die „neue Richtung" auch nicht zur Herrschaft gelangt ist, so bedeutet die Annahme ihrer wichtigsten Resolution doch, daß ihre Ideen an Boden gewinnen. Die „Alten" aber, die bisherigen Führer der Partei, müssen wohl befriedigt sein, wenn sie sehen, daß die Opposition, die bisher hauptsächlich in kleinlicher Nörgelei bestand, nun im Begriff steht, eine neue prinzipielle und lebenskräftige Richtung zu bilden, die dem Sozialismus in Argentinien frisches Blut und neue Kraft zuzuführen verspricht.

Die Aussperrungen in Deutschland.

Von **Richard Seidel** (Berlin).

Die Aussperrung drückt mehr und mehr den modernen Arbeitskämpfen as Gepräge auf. Es gibt kaum noch eine größere Streikbewegung, die icht eine Aussperrung oder mindestens die Drohung mit einer solchen im efolge hätte. In vielen Fällen wartet das Unternehmertum den Angriff er Arbeiterorganisationen gar nicht einmal ab, sondern beantwortet schon ie Stellung von Forderungen mit Aussperrung. Die Anwendung dieser Waffe der organisierten Unternehmer läßt die Wirtschaftskämpfe der üngsten Zeit zu immer heftigeren und ausgedehnteren Machtkämpfen wischen Kapital und Arbeitskraft anschwellen. Die Opfer, die auf beiden Seiten gebracht werden müssen, erreichen eine ungeahnte Höhe, die Wunden, ie diese Machtkämpfe dem allgemeinen Wirtschaftsleben schlagen, werden mmer schmerzlicher.

Der Gedanke, die Angriffskraft der Arbeiterorganisationen zu brechen urch Aussperrung zahlreicher am Kampfe ursprünglich nicht beteiligter Arbeiter, ist in Deutschland so alt wie die moderne Arbeiterbewegung selbst; chon die sechziger und siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts sehen Aussperrungen größeren Umfanges. So wurden m Jahre 1868 die Zigarrenarbeiter Berlins und 1873 2000 Buchdrucker in 70 Orten Deutschlands ausgesperrt. Sodann berichtet Bürger in seinem Buche über die Hamburger Gewerkschaften on 1865 bis 1890[1] von zahlreichen Aussperrungen, die die Arbeiterchaft Hamburgs und seiner Nachbarstädte in den siebziger Jahren zu erulden hatte. Es wurden danach 1872 300 Former 4 Monate, 1873 000 Maurer und Zimmerer 16 Wochen, 1874 die Hamburger Böttcher 31 Wochen und 1877 die Maurer und Zimmerer in ltona ausgesperrt. Diese Beispiele ließen sich leicht vermehren, sie genügen jedoch. Die näheren Angaben Bürgers über Ursache und Verlauf ieser Kämpfe zeigen, daß das Aufkommen einer einigermaßen gefestigten nd angriffstarken Arbeiterorganisation in diesen Gewerken sofort den Versuch der Unternehmer zeitigte, durch Aussperrungen die Gewerkschaftsbewegung der Arbeiter im Keime zu ersticken, lso das Koalitionsrecht illusorisch zu machen.

In der Mehrzahl der Fälle gelang ihnen das aber nicht aus eigenen Mitteln. Nur eine verhältnismäßig geringe Zahl von Unternehmern war n den siebziger Jahren für die Unternehmerverbände und die Taktik der lussperrungen, die zahlreiche Opfer erforderte, zu gewinnen. Das Unterehmertum überließ die Sorge um die ungestörte Plusmacherei damals och einem vermeintlich Stärkeren, dem Klassenstaat. Dieser ließ es enn auch in der Ära Tessendorf und unter dem Sozialistengesetz an Feindeligkeiten gegen die Arbeiterbewegung nicht fehlen. Als jedoch klar urde, daß auch die Blut- und Eisenpolitik eines Bismarck die Arbeiterewegung nicht zu unterdrücken vermochte, traf die liberale Bour-

[1] Heinrich Bürger, Die Hamburger Gewerkschaften und deren Kämpfe von 865 bis 1890. Hamburg 1899.

geoisie, die sich bis dahin auf diese Gewaltpolitik verlassen hatte, von neuem Anstalten zur Schaffung von Abwehrmaßnahmen gegen die Gewerkschaften.

Der Stein des Anstoßes war die Ende der achtziger Jahre mit dem Londoner Dockerstreik einsetzende „Neue Unionsbewegung" in England. Sie veranlaßte den Zentralverband deutscher Industrieller zur Entsendung einer Studienkommission nach England im September 1889. Auf Grund der „Studien" dieser Kommission begann das Wühlen des Zentralverbandes gegen das Koalitionsrecht der Arbeiter, dessen Erfolg schließlich die Einbringung des Zuchthausgesetzes im Reichstag war. Alle Mühe und alle Skrupellosigkeit — ich erinnere nur an die 12 000-Mark-Affäre — vermochten jedoch nicht, den Mißerfolg hintanzuhalten: die Vorlage wurde abgelehnt. Mit derStaatshilfe war es also wieder einmal nichts, so daß man sich gezwungen sah, von neuem nach anderen Mitteln zur Bekämpfung der Arbeiterbewegung umzuschauen.

Schon die Zeit vom Falle des Sozialistengesetzes bis zum Fiasko der Zuchthausgesetzvorlage hatte das Unternehmertum nicht müßig verstreichen lassen; das machtvolle Anwachsen der Gewerkschaftsbewegung in den neunziger Jahren brachte es auf die Beine. Bald nach dem Falle des Sozialistengesetzes wurden überall energische Versuche gemacht, Unternehmerorganisationen zu gründen, die auch angesichts der immer drohender werdenden Gefahr für den Profit zu wesentlich besseren Ergebnissen führten als die Bemühungen gleicher Art in den siebziger Jahren, auf die wir oben hingewiesen haben. Zu diesem Gelingen trug auch der Umstand wesentlich bei, daß unter dem Einfluß der zunehmenden Kapitalkonzentration der Glaube an die alleinseligmachende freie Konkurrenz verblaßte und die Bestrebungen zur Ausschaltung der Konkurrenz durch Kartellbildung sich mehrten.

Die neuen Unternehmerverbände bedienten sich bald des Mittels der Aussperrungen. Schon in den letzten Jahren des Sozialistengesetzes, in denen dessen Unwirksamkeit immer deutlicher zutage trat, machte das Unternehmertum einige Vorstöße gegen die Arbeiterbewegung durch die Aussperrung der Tischler Hamburgs im Jahre 1888, die 94 Tage dauerte. Einen Riesenkampf führten 1888 bis 1890 die Former. Der Kampf brach in Hamburg aus, wo 1888 230 Former ausgesperrt wurden, und dehnte sich dann auf mehrere Orte aus. Das Ziel der Aussperrung war schon damals die Vernichtung der jungen Formerorganisation. Der Kampf dauerte in Hamburg 539 Tage und kostete 81 716,44 Mark, eine für die damalige Zeit recht hohe Ausgabe für einen Gewerkschaftskampf. Das gleiche Ziel verfolgten mehrere Aussperrungen im Jahre 1891. So vor allem die Aussperrung von 2500 Tabakarbeitern in Hamburg, die 16 Wochen dauerte und 400 000 Mark kostete. Die Unternehmer forderten die Unterzeichnung eines Reverses, in dem sich die Arbeiter zum Austritt aus ihrer Organisation verpflichten sollten. Einen ähnlichen Ausgangspunkt hatten einige andere Aussperrungen und Abwehrstreiks. So ein Kampf der Glasarbeiter, an dem 170 Personen in verschiedenen Orten beteiligt waren, und ein Kampf von 113 Weißgerbern in Kirchheim. Wenn diese

Kämpfe auch nicht immer mit einem direkten Erfolg der Arbeiter endeten, so ist doch das Hauptziel der Unternehmer, die Zerstörung der Arbeiterorganisationen, nicht erreicht worden, wie das in den neunziger Jahren einsetzende machtvolle Aufblühen der Gewerkschaften beweist.

Um den Unternehmern das Aufbringen der Opfer für ihren Kampf gegen die Arbeiterorganisationen zu erleichtern, versuchte man bereits in den achtziger Jahren, *Streikversicherungen* zu gründen. Es wurde aber noch nichts daraus; die Profitgeier glaubten noch an die Wirkungen des Sozialistengesetzes. 1897 trat sodann die *Streikversicherungsgesellschaft* „Industrie“ ins Leben, ging aber bald ein.

Regeres Leben entsteht in den Unternehmerverbänden jedoch erst nach der endgültigen Niederlage der Bestrebungen, die Gewerkschaftsbewegung durch die Gesetzgebung zu vernichten, nach der Ablehnung der Zuchthausvorlage (1899). Es ist bezeichnend für die Auffassung der Bourgeoisie von den Aufgaben des modernen Staates, daß sie erst dazu übergeht, den Kampf gegen die Arbeiter aus eigenen Mitteln zu führen, nachdem die Machtmittel des Staates versagt haben.

Ein weiterer Grund für das sehr verspätete Gelingen der Organisationsbestrebungen der Scharfmacher ist darin zu sehen, daß zur erfolgreichen Gründung von Unternehmerverbänden ebenso wie zur wirksamen Durchführung von Aussperrungen *ein gewisser Grad der Kapitalkonzentration erreicht sein muß*. Der kleine Unternehmer mit seinem auf das naheliegende Profitinteresse gerichteten kleinlichen Geist ist schwer für die Organisation und noch schwerer für eine Aussperrung, die große augenblickliche Opfer erheischt, zu gewinnen, während der weitere Gesichtskreis des Großunternehmers diesen befähigt, über die augenblicklichen Opfer hinaus den künftigen Vorteil einer erfolgreichen Aussperrung zu sehen. Sodann ist das kapitalkräftige Großunternehmertum auch allein in der Lage, die Schäden eines Kampfes von großem Umfang und langer Dauer zu ertragen. Es ist für die Großkapitalisten keine unangenehme Nebenwirkung der Aussperrungen, daß sie zur Vernichtung ihrer kleinen Konkurrenten beitragen. Aber auch die größeren Unternehmer waren erst dann bereit, reichlichere Opfer zur Bekämpfung ihrer Gegner aufzubringen, als die Gewerkschaften in den neunziger Jahren aufblühten.

Nach dem Fiasko der Zuchthausvorlage begannen die Unternehmer sich immer mehr zu organisieren, und 1904 entstanden zwei *Zentralen der Unternehmerverbände*, die am 12. April gegründete „*Hauptstelle deutscher Arbeitgeberverbände*“, die vom Zentralverband deutscher Industrieller beherrscht wird, und der „*Verein deutscher Arbeitgeberverbände*“, der am 22. Juni ins Leben trat. Beide Zentralen stehen in einem Kartellverhältnis. Am 1. Juli 1906 wurde denn auch in der „*Gesellschaft des Vereins deutscher Arbeitgeberverbände zur Entschädigung bei Arbeitseinstellungen*“ eine einigermaßen florierende *Streikversicherung* geschaffen.

Nach 1900 sehen wir denn auch *die Zahl der Aussperrungen* insgesamt sowie den Umfang jeder einzelnen Aussperrung beständig wachsen. Die Zahl der Aussperrungen, von denen Mitglieder der freien

Gewerkschaften betroffen wurden, betrug 1900 46. Sie stieg bis zum Jahre 1905 auf 253. Das Jahr 1906 erlebte sogar 421 Aussperrungen. In den Krisenjahren 1907 bis 1909 sinkt die Zahl zwar wieder, beträgt aber 1909 noch immer 206. 1910 dagegen wurden 970 Aussperrungen ausgekämpft; dieses enorme Anschwellen der Ziffer ist auf die zahlreichen Kämpfe im Baugewerbe zurückzuführen. 1900 waren 5,4 Prozent aller Lohnkämpfe Aussperrungen. 1905 ist das Prozentverhältnis bereits 10,9; es bleibt bis 1909 ziemlich auf der gleichen Höhe, um 1910 auf 30,4 Prozent emporzuschnellen.

Ebenso wächst die Summe der von den Aussperrungen betroffenen Arbeiter. Sie beträgt 1900 14 630 oder 12,6 Prozent aller an den Lohnkämpfen des Jahres beteiligten Personen, 1905 144 047 oder 28,4 Prozent, 1908 60 576 oder 47,7 Prozent und 1910 226 898 oder 61,5 Prozent. Während die Zahl der Aussperrungen in den Krisenjahren 1907 bis 1909 gegen 1906 etwas zurückgeht, steigt der Prozentanteil der ausgesperrten Arbeiter an der Summe aller in Lohnkämpfe verwickelten Personen bis 1908, wie die obigen Zahlen zeigen.

In dem gleichen Zeitabschnitt wächst auch die Summe der Abwehrstreiks sehr stark, was ebenfalls von der steigenden Angriffsfreudigkeit der Unternehmerverbände Zeugnis gibt.

Ziel der Aussperrungen war für das Unternehmertum die Zerstörung der Arbeiterorganisationen: es verlangte von den Arbeitern unter Androhung der Aussperrung den Austritt aus der Organisation. Die Mitgliedschaft in der Gewerkschaft sollte den Arbeitern als eine Gefahr erscheinen, sie sollten in Scharen die freien Gewerkschaften verlassen und anderen, friedlicheren oder gar gelben Organisationen beitreten. Dieser Plan, die Angriffskraft der Arbeiterverbände in dieser Weise durch Mitgliederverlust oder Zersplitterung zu vernichten, gelang freilich nicht. Er wurde darum auch nach und nach aufgegeben. Offiziell kam das aber erst 1905 zum Ausdruck. Damals schrieb die „Arbeitgeberzeitung“, daß die Taktik des Fernhaltens der Arbeiter von den Gewerkschaften versagt, und daß auch das Prinzip „teile und herrsche“ keinen Erfolg gezeitigt habe. Das Zusammengehen der Arbeiterverbände aller Richtungen bei dem Bergmannsstreik 1905 habe das bewiesen. Darum sei diese Taktik aufzugeben; man solle die Gewerkschaften anerkennen und in Zukunft mit ihren Vertretern verhandeln. Zugleich aber forderte das Blatt zu größerer Konzentration der Kräfte der Unternehmerverbände und zum Übergehen zum „offenen Kampfe“ auf. Was das bedeuten soll, ist sonnenklar: nichts anderes als die Bekämpfung der Gewerkschaftsbewegung durch rücksichtsloses Aussperren großer Arbeitermassen und durch Ausdehnung der Aussperrungen bis zur finanziellen Erschöpfung der Gewerkschaften. Und mit der in solcher Weise niedergerungenen Gewerkschaft will man dann großmütig verhandeln. Dieses war das Ziel fast aller größeren Aussperrungen im letzten Jahrfünft. Diese Methode wird auch in Gewerben geübt, in denen die Tarifverträge seit langem zur Einführung gelangt sind.

Inzwischen hatten die Formen und Methoden der Aussperrungen mancherlei Wandlungen durchgemacht. Über die Frage, wie

und wen sperren wir aus, ist in Unternehmerkreisen viel gestritten worden; sie ist auch heute noch nicht zur Zufriedenheit der eifrigsten Hüter der ungestörten Profitmacherei gelöst. Die Gesamtaussperrung, die vollkommene Stillegung aller organisierten Betriebe, obwohl die wirksamste Methode im Sinne der Kapitalisten, hat den Nachteil für die Unternehmer, daß sie die ebenfalls ausgesperrten Unorganisierten in die Gewerkschaft treibt. Außerdem ist es nicht leicht, große Unternehmerkreise dafür zu gewinnen, da diese Methode die Befriedigung auch der dringendsten und wertvollsten Kundschaft auf lange Zeit ausschließt und so den Außenseitern, die es ja noch immer gibt, zu günstige Chancen bietet. Das Unternehmertum begnügt sich darum in vielen Fällen mit der Aussperrung eines bestimmten Prozentsatzes der Arbeiter. Diese Methode ist aber nur dann wirksam, wenn der Prozentsatz hoch ist. Darum kann es auch in solchen Fällen noch vorkommen, daß Unorganisierte ausgesperrt werden, da ja der Prozentsatz der organisierten Arbeiter leider nicht immer so hoch ist wie der Prozentteil der Ausgesperrten. Diesen Unannehmlichkeiten sucht das Unternehmertum aus dem Wege zu gehen, indem es nur die organisierten Arbeiter aussperrt. Aber auch hierbei stellt sich sofort eine neue Kalamität heraus. Die organisierten Arbeiter verteilen sich selbstverständlich nicht in der Weise auf die einzelnen Betriebe, daß sie überall in gleichem Prozentsatz vertreten sind, so daß diese Form der Aussperrung es mit sich bringen kann, daß der eine Betrieb nur wenige Arbeiter aussperrt, während der andere völlig stillgelegt wird. Dadurch werden die Opfer und das Risiko der Aussperrung sehr ungleich auf die einzelnen Kapitalisten verteilt und die Solidarität der Herren Unternehmerkollegen gerät angesichts solcher „Ungerechtigkeit" leicht ins Wanken. Aus diesem Grunde mögen wohl auch die Metallindustriellen nicht für das bekannte Abc-System des Herrn Menck-Altona zu haben gewesen sein, das die Arbeiter in der Reihenfolge ihres Namens treffen sollte. Die brutale Willkür dieser Methode war zu offensichtlich, was bei einem in dieser Form geführten Kampfe die Öffentlichkeit für die Unternehmer ungünstig stimmen würde. Ein anderes System will die Arbeiter nach dem Lebensalter in einzelne Gruppen gliedern und die Gruppen nacheinander aussperren, mit der Gruppe der ältesten Arbeiter soll begonnen werden. Soll mit Hilfe dieser Methode eine ausreichende Anzahl Arbeiter auf das Pflaster geworfen werden, dann muß das Unternehmertum sich schon entschließen, bei dem schrittweisen Hinabsteigen von Altersstufe zu Altersstufe ziemlich weit zu gehen. Das würde schließlich dazu führen, daß alle älteren und erfahreneren Arbeiter ausgesperrt werden, während die jüngeren und jüngsten in den Betrieben verbleiben. Dadurch wird vielfach der Fall eintreten, daß der Unternehmer Lohn zahlen muß, ohne indes von den zurückbleibenden Arbeitern einen wesentlichen Nutzen zu haben. Vor allem aber läßt die in allen Industrien eingebürgerte Arbeitsteilung mit ihrem Handinhandarbeiten ein willkürliches Herausgreifen und Entlassen einzelner Arbeiter, wie es diese Systeme fordern, höchst unzweckmäßig erscheinen. Darum entschließt sich das Scharfmachertum denn doch, wo es nur eben angeht, zur Stillegung des ganzen Betriebs. Es pflegt hierbei ebenfalls stufenweise vorzugehen, indem es zunächst am Streikort selbst, dann in einem größeren Bezirk und schließlich in weiteren Be-

zirken aussperrt. Und wenn man es sich leisten kann, greift man zur Generalaussperrung im Gewerbe.

Mag das Unternehmertum nun aber zu dieser oder jener Methode greifen, *in jedem Falle treibt die Aussperrung den Kampf über den ursprünglich von den Arbeitern gewollten Rahmen hinaus.* Das ist ja auch ihr Zweck. Die Aussperrungsmanie der Scharfmacher trägt darum nicht zuletzt dazu bei, daß die Lohnkämpfe *auf immer größerer Basis* ausgefochten werden.

Darin liegt aber auch die *Schwäche der Aussperrtaktik.* Die wirtschaftlichen, vor allem die Konjunkturverhältnisse sind doch nicht in allen Landesteilen die gleichen; auch die einzelnen Branchen einer Industrie unterscheiden sich in dieser Hinsicht vielfach voneinander. Das kann die Folge haben, daß durch Auflehnung einer oder der anderen Industriellengruppe gegen das Aussperrkommando eine großangelegte Aussperrung zusammenbricht. Aus diesem Grunde wird vor allem die Generalaussperrung für viele Industriezweige noch auf lange hinaus *ein Phantom* bleiben.

Auch die *Situation der Arbeiter* wird nicht immer die gleiche sein. Verhältnismäßig günstig ist sie, wenn die Forderungen, die bei Ausbruch eines Streiks gestellt werden, im Falle einer Aussperrung, die den Streik brechen soll, sofort auch von den ausgesperrten Arbeitern aufgenommen werden können. Dann kämpfen Streikende und Ausgesperrte um die gleichen Verbesserungen. Vom glücklichen Ausgang des Kampfes haben in diesem Falle alle Arbeiter den gleichen Vorteil; sie werden darum auch alle mit gleicher Zähigkeit den Kampf ausfechten. Weniger günstig ist die Situation, wenn große Arbeitermassen in der Aussperrung verharren müssen, um die Forderungen einer kleinen streikenden Gruppe durchdrücken zu helfen, wie es oft geschieht. In einem solchen Falle kann der Einfluß der Aussperrung auf die streikende Gruppe doch so stark sein, daß sie nachgibt und ihre Forderungen einschränkt, um die Masse der Kameraden vor allzu großen Opfern zu bewahren.

Solche Kämpfe vermag nur eine Arbeiterschaft durchzuführen, deren Blick weit und scharf genug ist, um das Interesse der *Gesamtheit* ihrer Klasse zu erfassen. Jeder Arbeiter muß wissen, daß der Sieg seiner Arbeitsbrüder sein Sieg ist, dann wird er auch, ohne daß ihm ein sofort greifbarer Vorteil winkt, für sie im Kampfe aushalten. *Das vermag aber nur eine sozialistisch geschulte Arbeiterschaft zu erkennen. Darum ist jede engherzige Berufspolitik der Gewerkschaften im Zeitalter der Aussperrungen mehr denn je vom Übel.*

Glücklicherweise ist diese Vorbedingung für den Sieg — neben anderen nicht minder wichtigen Vorbedingungen — bei dem größten Teil der deutschen Arbeiterschaft gegeben.

Die deutschen Arbeiter haben sich denn auch in den Aussperrungen stets recht tapfer geschlagen. Das zeigt uns die Statistik über diese Kämpfe, die die Generalkommission seit 1900 führt und alljährlich in ihrem „Korrespondenzblatt" veröffentlicht. Sie zeigt uns vor allem, daß sich trotz des stärker und stärker werdenden Ansturms der organisierten Unternehmer *die Zahl der für die Arbeiter völlig erfolglosen Aussperrungen seit 1900 minde-*

tens nicht vermehrt hat. Im Jahre 1900 verliefen 26,0 Prozent ller Aussperrungen erfolglos. Der Prozentsatz stieg bis 1902 auf 44,4 Pro-ent, um in den nächsten Jahren wieder zu sinken, so daß 1903 29,3 Prozent, 904 37,2 Prozent und 1905 23,4 Prozent aller Aussperrungen keinen Er-olg für die Arbeiter brachten. Von 1905 bis 1908 steigt der Prozentsatz vieder von 23,4 auf 39,7 Prozent, um 1909 wieder auf 33,5 und 1910 gar uf 7,8 Prozent herunterzugehen. Die Erfolge schwanken also, wie das ganz elbstverständlich ist, mit dem Wechsel von wirtschaftlicher Prosperität und Depression, aber es ist auf keinen Fall eine dauernd zu-ehmende Steigerung des Mißerfolges seitens der Gewerk-chaften zu beobachten, aus der die Unternehmer den Mut zu immer neuen nd immer größeren Anstrengungen, wie sie sich in den oben mitgeteilten Zahlen über die Zunahme der Aussperrungen widerspiegeln, schöpfen önnten.

Das gleiche ist von der Dauer der Aussperrungen zu sagen. Dem Unternehmertum gelang es nicht, den Verlust an Arbeitstagen, den er einzelne Arbeiter zu tragen hat, zu vermehren, was einige Zahlen be-veisen mögen. Der Verlust an Arbeitstagen betrug pro Kopf des ausge-perrten Arbeiters:

1900 . .	20,4 Tage	1904 . .	17,0 Tage	1908 . .	19,7 Tage
1901 . .	20,4 „	1905 . .	13,2 „	1909 . .	20,5 „
1902 . .	23,8 „	1906 . .	26,1 „	1910 . .	29,9 „
1903 . .	47,2 „	1907 . .	22,0 „		

Der Anreiz zu den immer wuchtigeren Angriffen des Unternehmertums iegt denn auch nicht in den Erfolgen der Aussperrungen, sondern lediglich n den wachsenden Erfolgen der Angriffstreiks der freien Ge-verkschaften in dem Zeitraum von 1900 bis 1910. Von den Angriffstreiks atten einen vollen Erfolg 1900 46,1 Prozent und 1901 37,4 Prozent. In en folgenden Jahren bewirkte die gute Konjunktur eine ununterbrochene Steigerung der Summe der erfolgreichen Streiks bis auf 57,9 Prozent im Jahre 1905. Dann sinkt die Prozentziffer wieder bis auf 46,0 Prozent in 1908, um darauf wieder zu steigen auf 54,6 Prozent in 1909 und 62,2 Pro-zent in 1910. Dazu kommt noch in jedem Jahre ein beträchtlicher Anteil eilweise erfolgreicher Streiks. Diese Zahlen lassen, wenn man von den Schwankungen, die die Konjunkturverhältnisse hervorriefen, absieht, eine beträchtliche Steigerung der gewerkschaftlichen Erfolge in dem hier betrach-teten Zeitraum erkennen.

Der „Erfolg", den die Unternehmer mit Hilfe der Aussperrungen zu erringen vermochten, besteht lediglich in der ungeheuren Steigerung der Ausgaben, die die Aussperrungen den Gewerkschaftskassen ver-ursachten. Die Ausgaben der freien Gewerkschaften für Aussperrungen be-trugen 1900 600 493 Mark, 1903 1 798 801 Mark, 1907 6 147 079 Mark und 1910 11 992 647 Mark. Diese enorme Steigerung der Ausgabenposten ver-schwindet sofort wieder, wenn wir die Kosten pro Aussperrung berechnen. Sie betrugen 1900 13 050 Mark, 1903 21 936, 1904 16 702, 1905 16 574, 1907 19 031 und 1910 12 243 Mark.

Recht interessant ist sodann eine Betrachtung der Ursachen der Aussperrungen. Leider bietet die Statistik in dieser Beziehung nur für das letzte Jahrfünft ausreichendes Material. Bei einer solchen Betrach-

tung fällt zunächst auf, daß die Zahl der Aussperrungen, deren Ursache ei Angriffsstreik ist, sehr gering ist; sie betrug 1906 82, 1907 41, 1908 13, 190 17, 1910 29. Wesentlich höher ist dagegen die Zahl der Aussperrungen, fü die lediglich entstehende Differenzen über Lohn- und Arbeitsbedingunge den Anlaß gaben; sie betrug 1906 160 von 421, 1907 113 von 323, 190 104 von 257, 1909 85 von 206 und 1910 770 von 970 Aussperrungen. Daz kommen noch in jedem Jahre eine Anzahl Aussperrungen, die einen Ab wehrstreik zur Ursache hatten; auch in diesen Fällen führte ein Angriff de Unternehmer den Kampf herbei.

Wir sehen also, daß das Unternehmertum, wenn es über eine gute organi satorische Rüstung zu verfügen glaubt, die Gewerkschaft angreift, ohne de Streik abzuwarten. Dort, wo es die Entwicklung der Dinge bis zum An griffsstreik gedeihen läßt, dürfte der Elan zur Aussperrung in vielen Fälle schon verzettelt sein. Ihren Triumph hat ja diese Taktik, wie bekannt, i den Riesenkämpfen der Bauarbeiter 1910 gefeiert.

Ereignisse in der Holzindustrie in den letzten Jahren zeigen, daß de Scharfmacher neueste Taktik ist, Aussperrungen in den Zeiten schlechte Konjunktur zu inszenieren, *ohne daß die Arbeiter dazu eine Anlaß gegeben haben.* Man will dadurch den Organisationen de Arbeiter die Kraft rauben, in der folgenden Zeit wirtschaftlicher Prospe rität erfolgreiche Lohnbewegungen zu führen. Daraus erklärt es sich auch daß die Summe der Aussperrungen beziehungsweise der ausgesperrten Ar beiter in den Jahren der jüngsten Depression absolut und relativ sehr hoc war, wie die oben aufgeführten Zahlen dartun.

Die Entwicklung der Aussperrungen zeigt, daß sich diese Bewegung i Deutschland noch nicht weit über die Anfangsstadien erhoben hat. Di Scharfmacher fühlen sich daher auch keineswegs sicher in ihrer Haut, wes halb sie wieder einmal nach Staatshilfe schreien. Aber trotzdem denkt da Unternehmertum nicht etwa daran, in der wütenden Bekämpfung der Ge werkschaften durch Aussperrungen innezuhalten. Alle Anzeichen spreche vielmehr dafür, daß die Aussperrtaktik in Deutschland noch eine große Zu kunft hat. Die nächsten Jahre dürften schwere, opferreiche Kämpfe bringen Die dringendsten Aufgaben der Gewerkschaften sind darum die Anschaffun großer Geldmittel und die Gewinnung auch des letzten Arbeiters für di Organisation. Lösen wir diese Aufgabe, dann wird es auch gelingen, ei noch so machtvolles Unternehmertum in Schach zu halten.

Literarische Rundschau.

Dr. Siegfried Weinberg, **Alkohol, Strafrecht und Strafrechtsreform** Berlin 1912, Verlag des Deutschen Arbeiterabstinentenbundes. 30 Seiten. Prei 10 Pfennig.

Genosse Weinberg untersucht in diesem Schriftchen die Beziehungen zwische Alkoholismus und Kriminalität in der heutigen Gesellschaftsordnung und be trachtet dann, darauf gestützt, die Bedeutung des gegenwärtig geltenden Stra rechtes und des „Vorentwurfes zu einem Deutschen Strafgesetzbuch" für die Be kämpfung des Alkoholismus.

An der Hand eines reichen Materials aus der Kriminalstatistik werden di Beziehungen zwischen Alkoholismus und Kriminalität anschaulich vorgeführt. Da

n Sozialdemokrat nicht in den Fehler der bürgerlichen Abstinenten verfällt, den lkoholismus für alles allein verantwortlich zu machen, ist selbstverständlich. Wein=erg betont energisch, welche Bedeutung dem Kapitalismus als Nährboden für lkoholismus und Kriminalität zukommt. Diese Ausführungen nehmen fast zwei rittel des Büchleins in Anspruch. Wer sich für dies Gebiet interessiert und nicht der Lage ist, die dickleibigen Spezialwerke durchzunehmen, kann sich hier rasch nd zuverlässig auf wenigen Seiten darüber orientieren.

Die Bedeutung des Strafrechtes als Waffe zur Eindämmung des Alkoholis=us schätzt der Verfasser mit Recht als sehr gering ein im Vergleich zu einer urchgreifenden Sozialpolitik. Immerhin könnte hier doch noch Beträchtliches ge=istet werden. Indes wird nachgewiesen, daß das geltende Strafrecht so gut wie ar nichts gegen den Alkoholismus tut. Es ignoriert ihn fast völlig. Dagegen nthält der Vorentwurf zu einem deutschen Strafgesetzbuch eine Reihe von Be=immungen, die dem Kampfe gegen den Alkoholismus dienen sollen. Er hat aus iesem Grunde bei den bürgerlichen Alkoholgegnern großes Lob geerntet. Doch anz mit Unrecht. Denn 1. sind die Bestimmungen gegenüber dem Alkoholismus öllig unzureichend, 2. selbst wenn dies nicht der Fall wäre, würden sie krasse usnahme= und Klassengesetze werden, 3. wünschenswert erscheinende Bestim=ungen haben Aufnahme nicht gefunden (Verbot, alkoholische Getränke an Kinder u verkaufen, das Pollardsystem). Aus allem diesem zieht Weinberg den Schluß, daß wir abstinenten Sozialdemokraten das vernichtende Verdikt, das wir als ozialdemokraten über den Entwurf zu fällen haben, auch von unserem Stand=unkt als Abstinenten nicht zu modifizieren brauchen". Genosse Weinberg kann amit allseitiger Zustimmung gewiß sein. Albert Wilhelm.

Nyrra Tunas, **Anti=Japan.** Zürich 1911, Internationaler Verlag für Lite=ratur, Musik und Theater von Franz Ketner. 132 Seiten.

Die Verfasserin vereinigt in bemerkenswerter Weise scharfe Beobachtung mit völligem Mangel tieferen Verständnisses und bietet darin sowie in dem tiefen Haß, den sie allem Japanischen entgegenbringt, ein typisches Beispiel von der Art der Auffassung und Stimmung, die unter den europäischen und amerika=ischen Ansiedlern in Japan verbreitet sind. Immerhin bietet das Buch ein ge=wisses Gegengewicht gegen die oft gar zu limonadenhaften Schilderungen aus em „Lande der aufgehenden Sonne" und bringt besonders in seinem zweiten Teile eine Reihe treffender Beobachtungen und Bemerkungen, wenn auch die tat=sächlichen Angaben nicht immer ganz zuverlässig sind. So ist zum Beispiel die Darstellung der rechtlichen Verhältnisse der japanischen Ehefrauen und der japa=ischen Prostituierten heute veraltet, wenn auch das tatsächliche Leben sich gewiß en neuen juristischen Formulierungen noch nicht vollkommen angepaßt hat.

G. Eckstein.

Zeitschriftenschau.

The socialist Review vom November brachte einen Aufsatz von D. F. Grif=iths: **Prinzipien, nicht Personen"** überschrieben. Der Sozialismus ist nicht der Kampf der Besitzlosen mit den Besitzenden; viele Besitzende sind eifrige Sozia=isten und die Masse der Besitzlosen ist liberal, Tory oder gar nichts. Wären die Menschen nur Ausdruck ihrer ökonomischen Stellung, ohne wunderbare Seelen in ich, so würde in unserem Lande mit 95 Prozent Besitzlosen, mit 87 Prozent Lohn=rbeitern eine einzige Wahl den Sozialismus bringen müssen. Aber so einfach iegt die Sache nicht. Der Kampf des Sozialismus ist ein Kampf gegen Prinzipien, nicht gegen Personen; ein Kampf gegen die ungerechten Prinzipien des Privat=besitzes, der Konkurrenz und der Produktion für Profit. Für die heutige Ordnung

sind wir alle, mit Ausnahme der Kinder, verantwortlich. Großgrundbesitz ist nic das Werk der heutigen Grundbesitzer, die nur eine kleine Anzahl bilden; er besteh weil wir ihn zulassen, weil die Mehrheit der Wähler damit einverstanden is Wegen dieser Institution kann man ihren Nutznießern also keinen Vorwurf machen sie sind selbst gleichsam Opfer des Systems. So ist auch der Kapitalismus da Produkt einer sich bewußtlos durchsetzenden Evolution, und es wäre gleich unbillig die Aktionäre zu tadeln, weil sie Dividenden einstreichen, wie die Polizisten, we sie in Haft nehmen, und die Richter, weil sie verurteilen. Alle sind Opfer de Systems, gegen das sie machtlos sind, und dieses System müssen wir umänder. Das System erzeugt Juristen und zahllose andere Parasiten der Gesellschaft; dar man ihnen einen Vorwurf daraus machen, daß sie sich selbst möglichst bereichern Der Sozialismus bekämpft bloß die Institution. Er bekämpft die Vergeudung de Konkurrenzsystems, aber nicht die kleinen Geschäftsleute, die selbst darunter leider Er denunziert die Börsenspekulation, aber sogar unter den Börsenspekulanten gib es Sozialisten, die an der Herbeiführung eines besseren Systems mitarbeiten. De Sozialist greift die Grundbesitzer, Kapitalisten, Geschäftsleute, Juristen usw. ni als solche, als Personen an, sondern „erklärt“ sie bloß. Sie sind nicht schlechte oder besser als wir alle; die Übel der Gesellschaft entstehen nicht durch ihr Schlechtigkeit. Wir sind alle zusammen verantwortlich für die heutige Gesell schaftsordnung.

Diese Ausführungen werden im Dezemberheft in einem Diskussionsartike von Frank Ackroyd bekämpft. Denn sie erklären die Haltung der Sozialiste zu ihren politischen Gegnern absolut nicht. Der Sozialist greift allerdings da System an, aber daher auch alle, die das System aufrechterhalten und verteidiger Das System ist nicht, wie Griffiths es darstellt, ein bloßes materielles leblose Produkt blinder wirtschaftlicher Kräfte, gleichsam ein Haus, worin wir wohner Es ist das Produkt der lebendigen Menschen; die Gesellschaft ist ein Organismu der dem Geiste der schaffenden Menschen entspricht, und daher ist der Angriff de Sozialisten auch auf die Menschen gerichtet, die die Gesellschaft in der heutige Form aufrechterhalten wollen. Die Grundbesitzer im Lordshaus verteidigten ihr Privilegien mit Energie, und der Angriff der Liberalen war nicht nur gegen da alte System, sondern auch gegen den Widerstand seiner Nutznießer gerichtet. Ohn diese Verteidigung wären die Privilegien schon längst gefallen. Griffiths stellt di Börsenspekulanten und Aktionäre als Opfer des Systems dar, die zufrieden sind in ihrem Winkel ihr Brot zu verdienen. Aber bei den Wahlen kamen sie aus ihren Winkel heraus und suchten durch ihr Gold Stimmen gegen Lloyd George zu werben, der ihre Privilegien antastete. Sie sind Unterstützer des Systems un müssen daher bekämpft werden.

Das Parlament hat die Aufgabe, die Beziehungen der Menschen und de Klassen zu regeln. Dabei kommt es bald mit dieser, bald mit jener Gruppe i Konflikt; so zum Beispiel bei der Besteuerung des Grundbesitzes mit den Land lords. Der Kampf zwischen den Personen wird von dem Boden des Parlament durch die Wahlen auf die ganze Bevölkerung ausgedehnt; der Kampf um da System wird notwendig zu einem Personenkampf auf politischem Gebiet.

The Social-Democrat vom Dezember bringt in einem Artikel **„Der Frieden und seine Gefahren“** von Zelda Kahan eine Fortsetzung der Diskussion übe das von Quelch angeregte Thema (vergl. S. 431). Die Schlußfolgerung von Quelc ist eigentlich, daß in der Friedensbewegung eine wesentliche Gefahr für den Sozia lismus liegt, und ihr Erfolg eine Erdrosselung des Sozialismus bedeutet — abe er wagt es noch nicht, gerade heraus zu denken, und deshalb sagt er, daß wir natür lich alle für den Frieden sind. Nun ist schwer zu sagen, ob ein Krieg die Revolutio fördern oder hemmen wird; das hängt von den Umständen ab. Aber auch im erste Falle erachten wir die Revolution mit den Opfern des Kriegs zu teuer erkauft in der Regel wird der Ausbruch einer solchen Revolution verfrüht sein, und di Erfahrungen des Krieges erheben die Partei, die ihn bekämpfte, in den Augen de

olkes; daher müssen wir den Krieg bekämpfen. Aber auch aus dem Grunde der :ziehung der Massen; ähnlich wie sie durch den Kampf um Sozialreformen Ver- :auen in die eigene Kraft bekommen, wird durch die Agitation für den Frieden e internationale Solidarität geweckt, der Blick auf den inneren Feind, den Kapi- listen, gerichtet und die Vergeudung, die der Kapitalismus treibt, dargelegt. Der zialistische Friedensagitator sieht sehr gut die Möglichkeit des Krieges, aber er eist darauf hin, ohne nationalen Haß gegen das Ausland zu wecken.

Was die Vergeudung durch Rüstungen anbetrifft, so würde sie nur dann für e Arbeiter eine gleichgültige Tatsache sein können, wenn sein Lohnanteil feststeht. ber erstens ist diese Form kapitalistischer Vergeudung gefährlicher als andere, id zweitens steht der Lohnanteil des Arbeiters nicht fest. Indirekte Steuern ver- ngern den Lohn, Zuschüsse des Staates in Gestalt sozialer Reformen heben ihn. ewiß könnten Sozialreformen und Dreadnoughts beide bezahlt werden; aber nn würden die Kosten entweder aus Verbrauchssteuern oder aus Besitzsteuern holt werden, und im letzten Falle wenden sich die Besitzenden um so schärfer gen andere Abzüge im Interesse der Arbeiter. Auf jeden Fall bedeuten die üstungen also eine Belastung der Arbeiterklasse.

Es ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß angesichts der furchtbaren Kosten id Gefahren des Krieges Nikolaus, Wilhelm und George ein Abkommen schließen erden. Haben wir das zu fürchten? Besser, daß Frankreich und Deutschland in frika sich in die Beute teilen, als daß deshalb die französischen und deutschen roletarier sich gegenseitig erschießen. Aber wenn auch möglich, so ist ein solches okommen zur Abrüstung doch nicht wahrscheinlich. Zuviel große Interessen von eferanten und Spekulanten stehen dahinter, und die Erweckung der Kriegsfurie mmt den Regierungen auch oft sehr gelegen. Noch sind die Interessen der Kapita- tengruppen verschiedener Länder nicht völlig dieselben geworden, und wenn diese h der Gemeinsamkeit ihrer Interessen bewußt werden, haben sie noch allen An- ß, den Schein der Gegensätzlichkeit als Mittel des Volksbetrugs aufrechtzuer- lten.

Wenn aber eintritt, was Quelch fürchtet, wenn die Waffen zu friedlichen erkzeugen umgeschmiedet werden, wird es nicht schlimmer sein wie heute. Fallen it den europäischen Armeen die Kolonialkriege fort, so können die unterdrückten ölker in Asien, Afrika und Europa selbst an ihrer eigenen Freiheit arbeiten. ewiß ist es für eine lebhafte Phantasie denkbar, daß dann der international or- misierte Kapitalismus auch den Arbeitern ein etwas besseres Leben verschaffen ird, um sie von der Revolution abzuhalten; aber in Wirklichkeit wird der Gegen- ß zwischen reich und arm schon lange vorher zu einer Revolution geführt haben. origens hat das mit der Abrüstung nichts zu tun. Es scheint, als ob Quelch es der utschen Armee oder der englischen Flotte zuschreibt, daß Väterchen nicht noch ehr seiner Kinder hängt. Das Asylrecht, das Recht des freien Wortes hängt von m Bewußtsein der Massen ab, nicht von der Macht der Regierung. Weshalb eine rsetzung der Militärmacht durch eine einfache Polizeimacht die Bürgerrechte iterdrücken würde, ist nicht leicht zu fassen. Wir kommen also zu dem Schlusse, ß eine freiwillige Abrüstung der kapitalistischen Staaten nicht wahrscheinlich ist, id daß der Frieden und eine Verringerung der Kriegsausgaben den Sozialismus id die soziale Revolution in keiner Weise benachteiligen können.

In der Januarnummer, wo die Zeitschrift als Organ der neuen British ocialist Party auch einen neuen Namen: The British Socialist be- mmen hat, beantwortet H. Quelch in einem gleichlautenden Aufsatz die Ein- endungen der Genossin Kahan. Wenn heute schon, wie man sagt, die Berliner ankiers den Ausbruch des Krieges verhindert haben, so ist eine Einigung der ripelalliance und der Tripelentente durchaus möglich zum Zwecke, die außer- iropäischen Völker um so besser unterjochen zu können. Ich betrachte den Frieden cht als eine wirkliche Gefahr für das Kommen des Sozialismus, sondern die erwendung unserer Energie für den Frieden als eine hemmende, verzögernde

Kraft. So wirkt auch die bürgerliche Sozialreform von Lloyd George, die die Ar beiterbewegung schon geschwächt hat. Lloyd George wünscht aufrichtig solch Sozialreformen, weil er glaubt, damit das System zu festigen, und ähnlich wir Carnegie für den Frieden, weil er darin das beste Mittel gegen die Revolution de Proletariats sieht. Daher sollen wir aufpassen, nicht ihr Spiel zu spielen. E handelt sich darum, die Meinung zu bekämpfen, daß die unerträgliche Bürde de Rüstungen das Proletariat zur Revolution treiben müsse. Rüstungsvergeudung i gerade umgekehrt ein Sicherheitsventil der Gesellschaft. Die Bürde der Rüstunge lastet vor allem auf der Bourgeoisie, und Abrüstung würde der Bourgeoisie meh nutzen als dem Proletariat. Sicher leiden die Arbeiter am meisten durch den Krieg aber sie leiden auch am meisten im Frieden. Ein industrieller Krieg, ein Strei bedeutet auch große Leiden für die Arbeiter; befürworten wir aber deshalb de industriellen Frieden? Mag auch nicht direkt die englische Flotte die russischen Re volutionäre hängen helfen, so hat doch das französische Geld und die ganze Tripel entente die russische Revolution bezwungen und Frankreich zur Eroberung Ma rokkos befähigt. Alle Kombinationen der Weltmächte sind antirevolutionär un antidemokratisch, und das reaktionärste Land gibt den Ton an; daher ist di Friedenskombination aller Großmächte — mit oder ohne Abrüstung — eine Ge fahr für das Proletariat. Die „Vereinigten Staaten von Europa" bedeutet fü ganz Europa die Annexion an Rußland, wie Finnland und Polen wird es russi fiziert und verpreußt. Was für Asylrecht oder Recht der freien Meinungsäußerun wäre in einem solchen Staatenbund möglich?

Über **„Die Wirkung der Luftschiffahrt auf den Sozialismus"** bringt W. E Gee dort einen Aufsatz, der schon vor einigen Jahren abgefaßt wurde. An de Luftschiffahrt ist zu prüfen, inwieweit die Sozialisten mit Recht behaupten, da eine Umwälzung zum Sozialismus unvermeidlich ist. Jedermann erkennt die Ent wicklung der Technik als die wichtigste und auffallendste Erscheinung unserer Zei an; sie bildet die Grundlage der Gesellschaft, und alle Entwicklung der Gesellschaf ist nichts als eine Anpassung ihrer Institutionen an die neuen technischen Bedin gungen. Nun ist die heutige Lage anormal, weil eine Umänderung der soziale Organisation auf gewaltige Vorurteile stößt, ähnlich wie in der ältesten Zeit di technischen Neuerungen vom Vorurteil bekämpft wurden. Diese Furcht vor der Neuen kann nur durch den weiteren Fortschritt der Technik beseitigt werden; si fügen unserem heutigen System jedesmal die schlimmsten Störungen zu, währen ein sozialistisches Gemeinwesen nur Nutzen davon haben würde. So würde ein plötzliche reiche Goldquelle oder die Kunst, große Diamanten zu machen, die hef tigsten Krisen in der ganzen heutigen Welt bewirken, während unter dem Sozialis mus die Menschen daraus nur Vorteile ziehen würden. Jetzt sind die Luftschiff und Flieger verwirklicht, wenn auch erst im rohen Anfang, ähnlich wie das Fahr rad, das heute das sicherste und bequemste Werkzeug ist, aber vor einigen Jahr zehnten noch zu seiner Benutzung einen gefahrvollen Akrobatismus erforderte. Auc wenn wir nicht einmal darauf rechnen, daß in einem Jahrzehnt eine Geschwindig keit von 200 Kilometer und eine Tragfähigkeit von Tonnen erreicht sein wird, mu doch die Luftschiffahrt die heutige soziale Organisation unmöglich machen. All geographischen Grenzen werden leicht passierbar; Grenzzölle werden unmöglich, di Beziehungen der Menschen, der Nationen werden enger gestaltet. Aber Zölle sin auch nicht mehr nötig, denn der Militarismus wird unmöglich; die beste Armee die uneinnehmbarste Festung wird machtlos gegen die Flugmaschinen. Die Mil lionen von Arbeitskräften, die dabei freikommen, können nur durch das sozia listische System in die Organisation der Arbeit eingefügt werden. Kein Verbo oder internationaler Vertrag wird die Verwendung von Luftschiffen hinder können; und nur die Sozialisten verfügen über ein System, worin seine Ver wendung sich leicht und selbstverständlich, zum Nutzen der Menschheit, einfügen läßt

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.



1. Band Nr. 25 Ausgegeben am 22. März 1912 30. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Der Bergarbeiterstreik.

↗ Berlin, 16. März 1912.

Mitten in die etwas öden Verhandlungen des Reichstags, die in den letzten Wochen vorwiegend das öffentliche Interesse beansprucht und auch gefunden haben, tritt der Bergarbeiterstreik, um ein Dichterwort anzuführen, wie ein ungeheures Schicksal mit Gigantenschritt. Der Kampf der Bergknappen um ein menschenwürdiges Dasein erschüttert die Grundlagen der kapitalistischen Gesellschaft wie ein Erdbeben die Grundmauern eines Gebäudes, das mit ragenden Zinnen in die Wolken zu streben scheint.

Vergebens suchen die Feinde der Arbeiterklasse den Streik als eine politische Machenschaft darzustellen, als ein frivoles Attentat auf das, was sie in ihrem ledernen Jargon die „heiligsten Güter" zu nennen belieben. Es ist vielmehr ein elementares Ereignis, so notwendig und unausbleiblich im Hause der ausbeutenden und unterdrückenden Klassengesellschaft, wie ein Gewitter im Haushalt der Natur ist. Die herrschenden Klassen mögen noch so viel Gewalt besitzen, um den Widerstand des Proletariats gegen seine Entmenschung das eine oder das andere Mal zu brechen, aber seine Wiederkehr zu hindern, bis es endlich auf der ganzen Linie siegt, das liegt außerhalb ihrer Macht.

Mit der Heuchelei, die ihnen zur zweiten Natur geworden ist, lärmen sie über die Frivolität der Arbeitseinstellung, deren kräftigste Geburtshelferin ihre eigene Frivolität gewesen ist. Im Ernste wagen sie selbst nicht einmal zu bestreiten, daß die Forderungen der Bergarbeiter, selbst vom Standpunkt der kapitalistischen Gesellschaft aus, durchaus berechtigt und erfüllbar sind; was sie harthörig gegen diese Forderungen macht, ist der unbelehrbare Herrendünkel, der in dem „freien Arbeiter" immer nur noch den hörigen und willenlosen Knecht erblickt. Sie spielen mit dem Feuer, von dem sie sich einbilden, daß sie es gewaltsam ersticken können, während es wieder und wieder aus den unterirdischen Vulkanen hervorbricht, auf deren

trügerischer Decke wie auf einem felsigen Grunde sie einherstolzieren zu können glauben.

Den sanften Träumern von der allmählichen Ausgleichung der Klassengegensätze bereitet die Stellung der Herrenkaste zu diesem Bergarbeiterstreik ein etwas unsanftes Erwachen. Bei seinen Vorgängern, selbst noch im Jahre 1905, fand die Sympathie mit den gequälten und zerdrückten Bergknappen in den besitzenden Klassen ein ziemlich lebhaftes Echo. Heute läßt sich dies Echo nur noch leise vernehmen. Es sind namentlich zwei Tatsachen, die den gegenwärtigen Streik von seinen Vorläufern unterscheiden: seine gewissen- und schamlose Ausbeutung durch die schwarzblauen Parteien und die knechtische Unterwürfigkeit, womit die Regierung nach deren Pfeife tanzt. Gewiß sind diese Erscheinungen nicht neu; namentlich die ostelbischen Junker haben von jeher an der perversen Einbildung ihers ehemaligen Helden v. Puttkamer gelitten, wonach hinter jedem Streik die Hydra der Revolution lauern soll. Allein das Zentrum und die Regierung haben das letzte Feigenblatt abgetan, mit dem sie ehedem bei großen Arbeitseinstellungen ihre Blöße zu bedecken suchten.

Das Zentrum hat die christlichen Gewerkvereine, die leider noch in seinem Schlepptau segeln, zu einer Judasrolle in dem Bergarbeiterstreik zu bestimmen gewußt. Obgleich auch diese Gewerkvereine die Forderungen der Bergarbeiter für berechtigt halten, fallen sie dennoch ihren Kameraden in den Rücken, angeblich, weil der Streik eine sozialdemokratische Machenschaft sein soll. Das ist eine Einflüsterung der ultramontanen Kulissenschieber, die einstweilen triumphieren mögen, daß es ihnen gelungen ist, die ihnen noch folgsamen Arbeiter gründlich zu nasführen. Aber sie werden sich ihres Triumphes nicht lange freuen. Noch hat das proletarische Klassenbewußtsein immer über allen solchen Schwindel gesiegt, und wenn sich jetzt schon die Reihen der christlichen Gewerkvereine lichten durch die Flucht der Arbeiter, die der schmählichen Rolle überdrüssig sind, die ihnen das Zentrum zumutet, so wird dieser Prozeß der Selbstbesinnung sich um so schneller vollziehen nach dem siegreichen Ende des Kampfes, und sogar noch viel schneller, wenn der Kampf an dem Verrat der christlichen Gewerkvereinler scheitern sollte.

Tief beschämend, wie die Haltung des Zentrums, ist die Haltung der Regierung. Der alte Adam Smith hat zwar schon gesagt — und seit seinen Tagen hat es sich wieder und wieder bestätigt —, daß, wenn sich eine Regierung in die Kämpfe zwischen Arbeitern und Unternehmern mische, die Unternehmer *immer* ihre Ratgeber seien. Jedoch bisher suchte die deutsche Regierung die Stellung des gehorsamen Kommis, die sie gegenüber der Unternehmerklasse einnimmt, wenigstens unter der dürftigen Maske der Heuchelei zu verbergen; höchstens in einem unbewachten Augenblick, wie einst dem Staatssekretär v. Bötticher, entfloh das niederziehende Bekenntnis ihrer Dienstbarkeit dem Gehege ihrer Zähne. Heute aber prunkt sie im Schmucke ihrer Ketten und wirft den abgeschmackten Humbug vom „sozialen Königtum" zum alten Eisen, wohin er freilich stets gehört hat. Allein auch

ie treibt ein ebenso gefährliches und zweischneidiges Spiel wie das Zentrum. Indem sie das Streikgebiet mit Militär überschwemmt, obgleich die Streikenden eine so musterhafte Ordnung und Ruhe beobachten, wie bei einer Bewegung von Hunderttausenden nur immer möglich ist, fordert sie von den Söhnen des Volkes, die zur Verteidigung des Reiches gegen äußere Feinde berufen sind, Schergendienste, die gleich aufrüttelnd wirken, mögen sie nun in eine leere Posse verlaufen oder in ein blutiges Trauerspiel. Das alte Wort, wonach Kanonen die ultima ratio der Könige sind, mag heute noch wahr sein, aber es ist in einem ganz anderen Sinne wahr als in den Tagen der zusammengeprügelten Söldnerheere.

An der ruhigen Besonnenheit und der selbstbewußten Kraft der streikenden Arbeiter wird die Desperadopolitik der Regierung und der schwarzblauen Parteien scheitern, und wir wollen uns die sichere Hoffnung auf diesen Ausgang des Riesenkampfes auch nicht dadurch verleiden lassen, daß die Übeltäter dabei immer noch billiger wegkommen, als sie verdienen.

* * *

Zu der Diskussion über das freisinnig-sozialdemokratische Stichwahlabkommen veröffentlicht Genosse Bernstein im „Vorwärts" folgendes Bruchstück aus einem Briefe, den Friedrich Engels im Jahre 1884 an ihn gerichtet hat:

Singer war hier, ich habe ihm unter anderem meine Ansicht wegen der Taktik bei Stichwahlen gesagt. Ich halte es nämlich für Unsinn, dafür eine für alle Fälle gültige Regel aufstellen zu wollen, die ja auch in Wirklichkeit nie eingehalten wird. Wir haben da eine große Macht in der Hand, die total unbenutzt bleibt, wenn Wahlenthaltung in allen Fällen proklamiert wird, wo keiner der Unserigen in Stichwahl ist. In Wirklichkeit haben sich ja auch immer in solchen Fällen Wahlverträge, zum Beispiel mit dem Zentrum (das damals bekanntlich noch oppositionell war), von selbst gemacht: wir stimmen da für euch, wenn ihr dort für uns stimmt, und haben uns manchen Sitz verschafft. Dummheiten passieren dabei natürlich, aber die passieren immer, und das ist kein Grund, eine noch größere zu begehen. Ich sagte ihm sogar, daß zum Beispiel in Orten wie Berlin, wo der Wahlkampf fast ganz zwischen uns und dem Fortschritt liegt, Verträge vor der Hauptwahl nicht ausgeschlossen seien: Ihr tretet uns diese Wahlbezirke ab, dafür wir euch jene — natürlich nur, wenn man auch darauf rechnen kann, daß es eingehalten wird. Was mir ungeschickt erscheint, ist nur dies, auf Kongressen und im voraus allgemein gültige Regeln aufstellen zu wollen für taktische Fälle, die der Zukunft angehören.

Es ist nicht abzusehen, was dies Brieffragment zur Aufklärung der augenblicklichen Streitfragen beitragen soll. Im Gegenteil ist es nur geeignet, eine gewisse Verwirrung hervorzurufen.

Zunächst hatte der Kopenhagener Kongreß von 1883 nicht absolute Stimmenthaltung bei Stichwahlen zwischen bürgerlichen Kandidaten beschlossen; ein entsprechender Antrag wurde mit 34 gegen 24 Stimmen abgelehnt. Erst auf dem Kongreß in St. Gallen wurde, als Folge der verräterischen Taktik, die der Freisinn bei den Faschingswahlen von 1887 beobachtet hatte, der Beschluß gefaßt, den Engels kritisiert. Möglich, daß der

Brief erst in dieser Zeit geschrieben worden und die Jahreszahl 1884 auf einem Druck- oder Schreibfehler beruht.

Recht behalten hat Engels darin, daß sich der Beschluß absoluter Stimmenthaltung bei Stichwahlen zwischen bürgerlichen Kandidaten nicht aufrecht erhalten ließ, und daß es somit „Unsinn“ wäre, ihn im voraus zu fassen. Unrecht dagegen hat Engels behalten, wenn er es überhaupt für „Unsinn“ erklärte, für Stichwahlen eine in allen Fällen gültige Regel aufzustellen. Darauf hat die Partei nie verzichtet, sondern die Unterstützung bürgerlicher Kandidaten stets von gewissen Minimalforderungen abhängig gemacht, wie noch im vorigen Jahre auf dem Parteitag in Jena. Davon wird sie auch in Zukunft schwerlich lassen.

Ebenso ist der Partei der Vorschlag von Engels, vor der Hauptwahl unter Umständen Verträge mit der Fortschrittspartei abzuschließen, immer fremd gewesen, mit Ausnahme der ersten Wahlen nach dem allgemeinen Wahlrecht im Jahre 1867 und etwa noch 1871. Dieser Vorschlag rührt nämlich ursprünglich von Schweitzer her. Nicht als ob es in dessen Zeit zu solchen tatsächlichen Abmachungen mit der Fortschrittspartei gekommen wäre, aber auf Vorschlag Schweitzers beschloß der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein, sich zu derartigen Verträgen bereit zu erklären. Seitdem aber hat die Partei unverbrüchlich daran festgehalten, in den Hauptwahlen auf eigenen Füßen zu stehen und sie als große Heerschauen und Übungsfelder, Gradmesser ihrer wachsenden Kraft zu betrachten, und auch davon wird sie schwerlich in Zukunft abgehen.

Die Gedanken also, die Engels in einem flüchtig geschriebenen Briefe hingeworfen hat, sind etwa geeignet, neue Zweifel an der bisherigen sozialdemokratischen Wahltaktik zu erwecken, wo bisher noch gar keine Zweifel laut geworden sind, aber sie sind in keiner Weise geeignet, die Zweifel zu beschwichtigen, die sich tatsächlich an das freisinnig-sozialdemokratische Stichwahlabkommen geknüpft haben.

Der englische Bergarbeiterstreik.

Von **Th. Rothstein** (London).

Der allgemeine Bergarbeiterstreik, der am Schalttag 1912 in Großbritannien ausbrach, ist wohl der gewaltigste wirtschaftliche Zusammenstoß zwischen Kapital und Arbeit, der bisher stattgefunden. Über eine Million Arbeiter — genau: 1 067 213, von denen 863 512 unter Tage beschäftigt sind — haben ihre Stellen verlassen, und die gesamte Kohlenindustrie, die die Grundlage aller Industrien bildet, ist zum absoluten Stillstand gebracht worden. Noch nie ist die wirtschaftliche Macht des Proletariats in solch drastischer Weise demonstriert worden, und wenn es auch selbst vom kapitalistischen Standpunkt aus eine Albernheit ist, in diesem Zusammenhang von der „größten Katastrophe seit der spanischen Armada“ zu faseln, wie es das ehrwürdige Scharfmacherblatt die „Times“ getan hat, so zeigt eben dieses Faseln, wie tief die englische Bürgerwelt durch das kühne und einmütige Auftreten der Arbeiter erschüttert worden ist.

Wie ist es zu diesem Riesenstreik gekommen? Bekanntlich handelt es sich dabei um die Frage des Minimallohns. Das ist eine Frage, die nicht nur an und für sich neu ist, sondern auch prinzipiell einen Bruch mit der bisherigen Praxis der Lohnbestimmung in der Kohlenindustrie bildet. Bis jetzt nämlich wurden die Häuer, die wichtigste Kategorie der Kohlenarbeiter, akkordmäßig pro Tonne oder Schicht entlohnt, nach Sätzen, die sich, von einer Grundziffer ausgehend, prozentual im Einklang mit den Kohlenpreisen bewegten. Im südwalisischen Kohlenrevier zum Beispiel wurde die Grundziffer 1879 festgestellt als Lohnäquivalent bei einem Nettopreis der Kohle von 11 Schilling 10 Pence pro Tonne, und die wirklichen Lohnsätze wurden seitdem durch paritätische Ausschüsse, nach regelmäßigen Prüfungen der Preisbewegungen, in der Form von soundso viel Prozent über die Grundziffer bestimmt. Blieben die Preise auf der Höhe von 1879 stehen oder sanken sie, dann bekamen die Häuer genau nach der Grundziffer bezahlt. Wenn dagegen die Verkaufspreise über diese Höhe stiegen, wie es ja die Regel war, dann erhielt die Grundziffer einen gewissen prozentualen Zuschlag. Nach den Angaben der südwalisischen Zechenbesitzer bewegten sich die Lohnsätze während der 35 Jahre 1876 bis 1910, nach fünfjährigen Perioden gemessen, in Zuschlägen zur Grundziffer von 1879 wie folgt: 1876 bis 1880 11,75 Prozent, 1886 bis 1890 14,89 Prozent, 1896 bis 1900 22,94 Prozent und 1906 bis 1910 48,66 Prozent. Am 1. April 1910 wurde eine neue Skala geschaffen. Es wurde nämlich ein Lohnsatz von 35 Prozent über die Grundziffer von 1879 als eine neue Grundziffer bei einem durchschnittlichen Verkaufspreis von 12 Schilling 5 Pence pro Tonne bestimmt, dabei aber verabredet, daß die Lohnsätze nicht früher die Ziffer von 50 Prozent über die Grundziffer von 1879 erreichen dürfen, als bis der Verkaufspreis der Kohlen 14 Schilling 9 Pence erreicht hat, dagegen nicht unter 40 Prozent der Grundziffer von 1879 herabsinken dürfe, wenn der Verkaufspreis 14 Schilling beträgt.

Mit gewissen Variationen galt dasselbe auch von anderen Revieren. In Durham zum Beispiel gibt es auch eine Grundziffer aus dem Jahre 1879, aus der der sogenannte Grafschaftssatz durch prozentuale Zuschläge gebildet wird. 1880 bis 1889 betrug dieser 5,17 Prozent, 1890 bis 1899 24,09 Prozent, 1900 bis 1909 39,84 Prozent, 1910 38,78 Prozent und 1911 37,81 Prozent über die Grundziffer von 1879. Dieser Grafschaftssatz aber ist ein idealer: sollte der wirkliche Verdienst drei Zahltage nacheinander unter ihn um mehr als 5 Prozent herabsinken, dann hat der Arbeiter das Recht, eine entsprechende Revision des Akkord(Tonnen-)satzes zu fordern; steigt dagegen der Verdienst drei Zahltage nacheinander über 5 Prozent über den Grafschaftssatz, dann haben die Zechenbesitzer das Recht, eine entsprechende Revision des Lohnsatzes zu fordern. Nimmt man zum Beispiel das Jahr 1910, wo der Grafschaftssatz 38,78 Prozent über die Grundziffer von 1879 betrug, so war dieser „ideale“ Satz, in absoluten Ziffern ausgedrückt, gleich 6 Schilling 1½ Pence pro Schicht. Der wirkliche Verdienst konnte nicht unter 5 Schilling 9½ Pence sinken, noch über 6 Schilling 5 Pence hinaus steigen.

Man sieht, auch bei dem bisherigen System gab es einen Minimallohn, der nach dem Ausbruch des jetzigen Streiks den bekannten liberalen Abgeordneten Clemens Edwards zu der geistreichen Entdeckung verleitet hat,

der ganze Streik sei nur eine Komödie der Irrungen. Es ist aber klar, daß nicht die Arbeiter und die Unternehmer, sondern Herr Edwards selbst sich zwischen drei Bäumen verirrt hat, indem er Minimal akkord sätze, wie sie in verschiedenen Industrien existieren, für Minimal tage sätze annahm, wie sie nur für manche der anderen Kategorien der Kohlenarbeiter bestehen. Tatsächlich verhält es sich so, daß infolge der verschiedenartigen Eigenschaften der Flöze (ganz abgesehen von anderen Faktoren) die Arbeitsleistung der Häuer den größten Schwankungen ausgesetzt ist, und da sie pro Tonne oder pro Schicht bezahlt werden, schwankt auch ihr Verdienst ungeheuer. Es ist berechnet worden, daß zu jeder Zeit nicht weniger als 40 Prozent der Häuer unter dem Normalverdienst des Reviers arbeiten, und es ist gänzlich vom Zufall abhängig, wer von ihnen in diese Kategorie fällt. Eben diesen Zustand wollen die Bergarbeiter jetzt abschaffen. Sie verlangen, daß, wenn sie leistungsfähig sind, sie auch einen auskömmlichen Lohn erhalten, mögen die objektiven Arbeitsbedingungen sein, welche sie wollen. In anderen Worten, die Verantwortlichkeit für den Zustand der Flöze, für die Einrichtung der Zeche und für die sonstigen Bedingungen, von denen die Produktivität der Arbeit abhängt, müsse wie überall von den Unternehmern selbst getragen werden, der Arbeiter aber soll seinen bestimmten Minimallohn erhalten. Damit, wie gesagt, ist nicht bloß eine neue Forderung, sondern auch ein neues Prinzip aufgestellt worden: ein ausreichender Lohn muß ohne Rücksicht auf den Unternehmerprofit gezahlt werden.

Wie neu dieses Prinzip ist, erhellt aus der Einrichtung, die bisher in bezug auf die sogenannten „abnormalen Stellen" geherrscht hat. Unter diesem Namen sind eben jene Stellen in den Gruben bekannt, an denen ein Häuer ein minderwertiges Flöz antrifft und infolgedessen nicht die normale Menge der Kohle ausarbeiten kann. Solche Stellen gibt es überall, und man kann sie gar nicht voraussehen. Manchmal erweist sich ein Flöz gleich beim Beginn der Arbeit als „abnormal"; es passiert aber auch, daß es sich erst nach mancher Strecke als abnormal entpuppt. Was taten nun die Arbeiter, um diesem Übel vorzubeugen? Die gewöhnliche Praxis war, sämtliche Stellen in der Grube unter den Häuern durch das Los zu verteilen, das heißt, es dem Zufall zu überlassen, wer ein gutes und wer ein schlechtes Flöz bekommen soll. Der Unternehmer war damit von jeder Verantwortlichkeit befreit, und das Risiko wurde von den Arbeitern selbst getragen. Nur in manchen Revieren war es Gepflogenheit, daß, wenn ein Häuer am Ende der Woche besonders schlecht abschnitt, ihm die Zechenverwaltung ein paar Schilling über den Lohn auszahlte, aber nur als freiwillige Vergütung, als eine Art Almosen! Dies war die Auffassung über die Rechte und Verpflichtungen der Unternehmer, beziehungsweise der Arbeiter seit Beginn des Bergbaus in England! Es ist klar, daß die jetzige Forderung eines festen Minimallohns eine weitgehende Umwälzung in dieser Auffassung bedeutet.

Wie sind nun die Arbeiter dazu gekommen? Der äußerliche Verlauf des Vorganges ist sehr lehrreich. Es war im Oktober 1906, auf der Jahreskonferenz des Bergarbeiterverbandes von Großbritannien, daß die Frage des Minimallohns auf Anregung der Südwaliser Arbeiter aufgerollt wurde. Damals aber verstand man unter dem Minimallohn noch

immer einen Akkordlohn, und da Minimalakkordsätze bereits fast in allen Revieren bestanden, so drückte die Südwaliser Resolution bloß die Überzeugung aus, daß „der Zeitpunkt gekommen sei, für die Ausdehnung und Erhöhung des jetzigen Minimums eine besondere Anstrengung zu machen“. Selbst diese Resolution, obwohl einstimmig angenommen, wurde aber ganz platonisch aufgefaßt, da einerseits die zwei wichtigen Gruppen der Bergarbeiter, die Northumberlander und die Durhamer, noch immer außerhalb des Verbandes standen und ihn in der Frage des gesetzlichen Achtstundentags bekämpften, und andererseits manche Delegierten, darunter der Vorsitzende des Verbandes, Enoch Ewards, Bedenken hegten, ob die „Industrie“ die schwere Last eines Minimallohns zu tragen imstande sei. Nur ein einziger Delegierter, Ben Davies aus Südwales, meinte, daß die Resolution noch immer nicht ausreichend sei, da die Bergarbeiter nicht eines Minimalakkord-, sondern eines Minimaltagelohns bedürfen.

Das, wie gesagt, war 1906. Drei Jahre später wurde die Frage auf der Verbandskonferenz in Newcastle wieder angeregt, aber auch diesmal in alter Auffassung. Zwar sprach die Resolution, die diesmal von den Delegierten aus Yorkshire eingebracht wurde, von einem Minimallohn von 8 Schilling pro Tag, faßte ihn aber, gleich derjenigen von 1906, als „Ausdehnung und Erhöhung des bestehenden Minimallohns“, das heißt als Akkordlohn auf. Die Resolution wurde auch diesmal angenommen und dem Vorstand zur Erwägung der Mittel ihrer Verwirklichung überwiesen, aber die Abwesenheit jeglicher Debatten bekundete, daß trotz des inzwischen stattgefundenen Anschlusses der beiden nördlichen Gruppen an den Verband die Sache noch immer platonisch betrachtet wurde.

Die richtige Auffassung des Minimallohns kam erst auf der Verbandskonferenz von 1910 in Edinburg zum Ausdruck. Dort wurde eine Resolution angenommen, die „jeden Distrikt und Verband“ aufforderte, „Schritte zu unternehmen zur Festellung eines individuellen (lokalen) Minimaltagelohns für alle erwachsenen und jugendlichen Arbeiter, die jetzt pro Tonne, pro Meter oder pro Korb entlohnt werden, wobei die Sätze von jedem Distrikt einzeln bestimmt werden müssen“. Aber auch diese Resolution blieb ein ganzes Jahr auf dem Papier stehen, ohne von dem Vorstand in den Verhandlungen mit den Unternehmern angeschnitten zu werden und ohne das Publikum oder das Unternehmertum zu beunruhigen. Sie wurde allgemein so behandelt wie die Hunderte Resolutionen der verschiedenen Gewerkschaftskongresse vordem — als akademischer Ausdruck der Meinung mancher der aktiven Delegierten, den die übrigen Kollegen und der Vorstand nicht einmal für würdig betrachteten, ihm zu opponieren. Man darf sagen, daß die Forderung eines Minimallohns erst im Oktober 1911 ihren praktischen Wert erhalten hat, als der Bergarbeiterverband, auf einer Konferenz in Stockport versammelt, die Edinburger Resolution bestätigte und zugleich den 21. Artikel seiner Statuten dahin umänderte, daß der Zentralverband, der sonst zum Schutze der Einzelverbände nur mit defensiven Funktionen bekleidet war, von nun an auch in die Offensive übergehen könne. Damit wurde erst der Welt klargemacht, daß die Minimallohnfrage in das Gebiet der „praktischen Politik“ eingetreten war.

Was aber hatte diesen Wandlungsprozeß herbeigeführt? Warum wurde erst 1910 die Frage des Minimallohns in ihrer richtigen Fassung gestellt

und dann 1911 zur praktischen Ausführung gebracht? Wie überall, war es nicht das Bewußtsein, das das Sein bestimmte, sondern umgekehrt, es war das Sein, das das Bewußtsein nach der gegebenen Richtung lenkte. 1905/06 brachen die ersten „modernen“, wie man sie nennen kann, Kämpfe im südwalisischen Revier aus. Zu jener Zeit blühten die dortigen Kohlentrusts und der allgemeine Unternehmerverband in vollem Glanze auf, und die Arbeiter bekamen zum ersten Male die Folgen ihrer mangelhaften Organisation zu spüren. So entstand denn unter ihnen eine in der Geschichte des englischen Trade Unionismus noch nie dagewesene Bewegung für die Ausdehnung der Organisationen, die mit einer geradezu beispiellosen Wucht geführt wurde. Die nichtorganisierten Kollegen wurden als Verräter und Feiglinge verfolgt; es kam häufig zu tätlichen Angriffen und Einschüchterungsdemonstrationen, und schließlich brach eine Reihe Streiks über das ganze Revier aus, um auf diese Weise die Nichtorganisierten in die Gewerkschaften zu zwingen. Daß es gerade die Südwaliser Arbeiter waren, die so vorgingen, läßt sich auf eine Reihe von Umständen zurückführen, darunter das keltische Temperament, die historischen Traditionen des Chartistenkampfes, der Feudalsinn des Unternehmertums (man denke nur an den bekannten Lord Penrhyn seligen Angedenkens!), die besonderen Erfolge der sozialistischen Propaganda (selbst erst durch die aufgezählten Faktoren ermöglicht!) und schließlich der massenhafte Zustrom von Arbeitern aus anderen Gegenden, die, durch das Aufblühen der Kohlenindustrie angelockt, sich nicht organisieren wollten — alles dies dürfte an der Aufrüttelung gerade der südwalisischen Arbeiter gleichzeitig mit dem Aufkommen der Trustwirtschaft mitgewirkt haben. Die Folge dieser Kämpfe war das Auftauchen der Forderung eines Minimallohns, die, wie wir gesehen haben, von den Südwalisern im Oktober 1906 zum ersten Male ausgesprochen wurde.

Es vergingen zweieinhalb Jahre. 1908 kam das Achtstundengesetz für Bergarbeiter zustande — ein Gesetz, das so genannt wurde, weil es, indem die Ab- und Auffahrt ausgeschlossen wurde, den Arbeitstag auf $8\frac{1}{2}$ bis 9 Stunden festlegte. Außerdem gestattete das Gesetz eine Überstunde pro Tag, vorausgesetzt, daß die Gesamtzahl dieser Stunden nicht 60 pro Jahr übersteige. So kümmerlich diese „Reform“ auch war, schien sie doch dem Unternehmertum eine grobe Verletzung seiner heiligen Ausbeutungsrechte zu sein, und noch ehe sie in Kraft trat — also vor dem 1. Juli 1909 in allen Revieren außer Northumberland und Durham und vor dem 1. Januar 1910 in diesen Revieren —, stellten die Zechenbesitzer in Südwales, in Schottland und in den beiden genannten Grafschaften Forderungen, die auf eine Vernichtung des praktischen Wertes der ganzen Reform hinausliefen. Hier sollten die Arbeiter einer Lohnreduktion unterzogen werden; dort sollte man regelmäßig die vollen 60 Überstunden pro Jahr und doppelte Schichten arbeiten; in Northumberland und Durham wollte man sogar dreifache Schichten einführen; wieder in anderen Ortschaften sollten die Arbeiter das Recht auf freie Kohle für Hausbedarf aufgeben und keine Pausen für die Mahlzeiten mehr bekommen usw. Es entbrannte ein Kampf oder richtiger eine Reihe Kämpfe, wie sie im englischen Bergbau nie zuvor stattgefunden. Mehrere Male griff der Allgemeine Verband von Großbritannien ein, und es schien, als könne ein Generalstreik kaum vermieden werden. Ein-

mal wurde sogar über die Frage durch Referendum abgestimmt und mit einer Mehrheit von 540 000 gegen 60 000 bejaht. In elfter Stunde aber gelang es immer — hauptsächlich durch Vermittlung des Handelsministeriums —, ein Kompromiß zustande zu bringen, und schließlich wurde der Friede allmählich wiederhergestellt. Aber erst im April 1910 wurden die letzten Funken ausgelöscht, die Stimmung jedoch blieb stets gereizt. Denn nicht nur wurde während dieser auf beiden Seiten mit Leidenschaft geführten Kämpfe den Arbeitern die grausame und ruchlose Macht der Unternehmerverbände in drastischer Weise demonstriert, sondern auch der Abschluß der Kämpfe war in jedem einzelnen Falle wenn nicht gerade mit Verlusten, so wenigstens mit Unterdrückung des Selbstbestimmungsrechtes der Arbeiter verbunden, indem sich diese zu verpflichten hatten, den gewerblichen Frieden eine Reihe Jahre — in Südwales fünf, in Northumberland zwei usw. — zu halten. Die Arbeiterschaft fühlte sich überall den Unternehmern fast wehrlos ausgeliefert und gegenüber der zunehmenden Teuerung durch die langfristigen Kontrakte der schlimmsten Ausbeutung ausgesetzt. So sehen wir, daß schon im Herbst 1909 der Gedanke, einen Minimallohn durch die kollektiven Kräfte des Verbandes zu erreichen, wieder auf der Tagesordnung erschien, um dann, nach dem Schlusse der Kämpfe, in seiner verbesserten Gestalt angenommen zu werden.

Allein es gab noch immer eine Distanz zwischen Wort und Tat. Wie wurde sie überbrückt? Es läßt sich vermuten, daß die alten Führer der Bergarbeiter, die Enoch Edwards', die Abrahams, die Burts und die Fenwicks, keine allzu große Lust hegten, die Entscheidungsstunde zu beschleunigen. Dagegen drängten die Massen immer energischer auf einen kräftigen Vorstoß. Wieder ergriffen die Südwaliser die Initiative. Anfangs September — also noch vor der Edinburger Konferenz — brach auf einer südwalisischen Zeche ein kleiner Streik aus: die Häuer, etwa 70 Mann, die sich seit Monaten über die Preisliste für ein abnormales Flöz bei der Verwaltung vergebens beklagt hatten, verloren die Geduld und legten die Arbeit nieder; darauf wurden die gesamten 950 Arbeiter, die von derselben Verwaltung beschäftigt waren, wegen „Kontraktbruch“ ihrer Kollegen ausgesperrt. Es entstand eine große Erregung: die Arbeiter forderten die Zurückziehung der Sperre, und die Unternehmer forderten, daß die Häuer die Arbeit wieder aufnehmen. Ende Oktober wurden dann die Verhandlungen abgebrochen, und am 1. November traten sämtliche 12 000 Mann, die vom Trust, dem die betreffenden Zechen gehören, beschäftigt waren, in Ausstand. Jetzt regte sich erst recht die Leidenschaft. Die Arbeiter, durch die Edinburger Resolution ermuntert, schwuren, sie würden nicht eher an die Arbeit zurückkehren, als bis ihnen ein fester Minimallohn wenigstens für abnormale Stellen gesichert worden sei; die Unternehmer dagegen wiesen die Forderung entschieden zurück und stellten Streikbrecher unter polizeilichem Schutz ein. Es entstanden große Unruhen und Krawalle, die mehrere Monate dauerten. Dabei gerieten die Führer in eine recht zweideutige Lage. Die Streiker verlangten vom Vorstand des Südwaliser Verbandes, daß ein Generalstreik im ganzen Revier proklamiert würde; der Vorstand aber lehnte den Plan ab und wurde von dem Vorstand des Allgemeinen Verbandes von Großbritannien unterstützt. Zweifelsohne war die Stellung der Führer nicht im Einklang mit der

Stimmung der Massen, denn bei den nächsten Wahlen zum Vorstand des Südwaliser Verbandes im Oktober 1911 wurden die drei älteren Führer Brace, Thomas Richards (beide Parlamentsmitglieder) und Onions (der Kassierer des Verbandes) abgesetzt und drei jüngere, sämtlich Sozialisten, Stanton, Hartshorn und Barker, an ihre Stelle gesetzt. Selbst Abraham, der Vorsitzende des Südwaliser Verbandes, einer der ältesten und verdienstvollsten Führer im Bergbau, der Urheber des monatlichen Ruhetags, der nach seinem walisischen Namen „Mabon's Day" genannt wird, zugleich aber ein waschechter Liberaler und ein Right Honourable (Mitglied des Privy Councils), mußte seine Demission einreichen. Der Streik wurde mit ungeheurer Erbitterung bis August 1911 fortgeführt, und erst nachdem die Ausständigen mehrere Male die zwischen dem Vorstand und den Unternehmern erzielten Abmachungen verworfen hatten, gaben sie völlig erschöpft nach, ohne irgendwelche nennenswerte Zugeständnisse zu bekommen. Die Frage des Minimallohns für abnormale Stellen wurde überhaupt ausgeschaltet, da die Unternehmer sich entschieden geweigert hatten, darüber zu verhandeln.

Dieser Streik, der so bald nach den langen Kämpfen über den Achtstundentag folgte, versetzte die gesamte Bergarbeiterschaft in die größte Erregung und verbitterte die Beziehungen zu den Unternehmern einerseits und zu den Führern andererseits. Kein Wunder, daß, als zwei Wochen nach der Beilegung des Südwaliser Streiks der gewaltige Eisenbahnerstreik ausbrach, die Bergarbeiterwelt selbst in eine starke Gärung geriet und beschloß, ihrerseits die Fahne der Revolte zu erheben. Man hat allen Grund, anzunehmen, daß, hätte der Eisenbahnerstreik länger angedauert, auch die Massen der Bergarbeiter sich in den Kampf gestürzt hätten. Der Eisenbahnerstreik aber wurde abgebrochen, und die Bergarbeiter taten, was das nächste Beste war: sie rollten die Frage des Minimallohns gemäß der Edinburger Resolution auf und forderten ihre Führer auf, sofort die notwendigen Schritte zu ihrer Verwirklichung zu unternehmen. Die Führer machten den letzten Versuch, einem Zusammenstoß vorzubeugen: Ende September arrangierten sie eine Konferenz mit den Zechenbesitzern von ganz England und stellten ihnen die Forderung nach Einführung eines Minimallohns bloß für abnormale Stellen. Aber auch diese abgeschwächte Forderung wurde von den Unternehmern — hauptsächlich auf Veranlassung der Südwaliser Trustmagnaten — abgelehnt, und nun erst gaben die Führer dem Drängen der Bergarbeiter nach. Am 4. Oktober versammelten sich die Distriktsdelegierten (161) des Allgemeinen Verbandes von Großbritannien zu einer Konferenz in Stockport, und dem Vorstand wurde ein gebundenes Mandat gegeben, auf der Grundlage der Edinburger Resolution mit den Unternehmern distriktweise endgültig zu verhandeln. Die Dinge wickelten sich dann folgenderweise ab: Es wurden sofort die paritätischen Einigungskammern, die in jedem Kohlenrevier bestehen, einberufen und den Unternehmern die Forderung nach einem allgemeinen Ortsminimallohn gestellt. Überall wurde die Forderung abgelehnt, außer in den föderierten mittelenglischen Kohlenrevieren, wo die Unternehmer das Prinzip des Minimallohns anerkannten, nicht aber in der Lage waren, die konkrete Frage auf der Stelle zu entscheiden. Am 14. November versammelten sich wieder die Bergarbeiter-

verbandsdelegierten, um die Distriktsberichte zu empfangen, und obwohl diese nicht befriedigend waren, wirkten die Führer aus, daß noch ein zweiter Versuch gemacht würde (nämlich durch eine *nationale* Zusammenkunft mit den Unternehmern), die Forderung auf friedlichem Wege durchzusetzen. Bemerkenswert aber ist, daß dieser Beschluß bloß mit 366 000 gegen 238 000 Stimmen angenommen wurde. Am 15. Dezember fand dann in London eine Konferenz zwischen dem Vorstand des Allgemeinen Verbandes von Großbritannien und den Vertretern sämtlicher Zechenbesitzer des Königreichs statt, die aber wieder an der ablehnenden Stellung der Südwaliser Magnaten scheiterte. Erst am 20. Dezember beschloß die Konferenz der Arbeiterdelegierten ein Referendum über die Frage, ob gestreikt werden soll. Das Referendum ergab eine Mehrheit von 445 801 gegen 115 721 Stimmen zugunsten des Streiks bei ziemlich bedeutender Stimmenthaltung in den mittelenglischen Revieren, wo sich die Verhandlungen mit den dortigen Unternehmern noch immer hinzogen. Demgemäß beschloß die Delegiertenkonferenz am 19. Januar in Birmingham, den Streik am 29. Februar zu proklamieren — dem ersten Tage, wo es gemäß den Kündigungsvorschriften möglich war. Aber noch immer wollte der Vorstand einen Ausbruch der Feindseligkeiten verhüten. Am 29. Januar dieses Jahres lud er *eigenmächtig* den Zentralausschuß der Unternehmer zu einer Konferenz ein, und am 2. Februar stellte er eine Skala der Minimallöhne für erwachsene Untertagearbeiter in jedem einzelnen Distrikt auf, die von den Ziffern, über die man bisher *distriktweise* verhandelt hatte, *zuungunsten der Arbeiter stark abwich*.[1] Dieser Beschluß des Vorstandes wurde von den Massen scharf getadelt, konnte aber nicht umgestoßen werden. Die zweite Nationalkonferenz mit den Unternehmern fand dann am 7. Februar statt und brach wie die erste zusammen: auch die niedrigeren Sätze, mit denen man einen Ausgleich schaffen wollte, vermochten die Unternehmer, und besonders die Südwaliser Magnaten, nicht mit dem Prinzip zu versöhnen.

Die Dinge mußten somit ihren Lauf nehmen. Die langen Verhandlungen, das gemäßigte Verhalten der Führer, selbst die Anerkennung des Prinzips durch einen Teil der Unternehmer vermochten nicht den Widerstand der Mehrheit der Zechenbesitzer zu brechen. Da griff in letzter Stunde, am 20. Februar, als die letzten Kündigungsanzeigen von den Arbeitern

---

[1] Nachstehende Tabelle zeigt die Skala im Vergleich mit den Sätzen, die bis dahin den Gegenstand der Distriktsverhandlungen bildeten:

	Die Vorstandsskala				Die Distriktziffern	
Yorkshire . . .	7 Sch.	6 P. bis	— Sch.	— P.	8 Sch.	— P.
Derbyshire . . .	7 =	$1\frac{1}{2}$ = =	7 =	6 =	8 =	— =
Nottinghamshire	7 =	6 = =	— =	— =	8 =	3 =
Südwales . .	7 =	$1\frac{1}{2}$ = =	7 =	6 =	8 =	— =
Nordwales . .	6 =	— = =	— =	— =	6 =	— =
Northumberland	6 =	— = =	7 =	2 =	6 =	8 =
Lancashire . .	7 =	— = =	— =	— =	7 =	— =
Durham . . .	6 =	$1\frac{1}{4}$ = =	— =	— =	6 =	$1\frac{1}{4}$ =
Süd-Derbyshire	6 =	6 = =	— =	— =	7 =	— =
Mittelengland .	6 =	— = =	7 =	— =	6 bis 7 Sch.	
Schottland . .	6 =	— = =	— =	— =	6 Sch.	— P.

eingereicht worden waren, die Regierung ein. Die Lage der Regierung war keine beneidenswerte. Es war jedermann klar, daß, wenn einer Katastrophe noch vorgebeugt werden könnte, es nur durch das Eingreifen der Regierung geschehen könne. Die Regierung selbst war sich bewußt, daß, wenn sie bei einem so folgenschweren Streik sich zuwartend verhalten sollte, ihre eigene Position tief erschüttert werden würde. Allein bei der Arbeiterschaft hat sie durch ihr Verhalten bei dem Eisenbahnerstreik, wo sie so schamlos gelogen, terrorisiert und schließlich die Arbeiter betrogen hat, an Ansehen schwer eingebüßt; andererseits war ein ernster Versuch, die Unternehmer zum Nachgeben zu zwingen, von Hause aus ausgeschlossen. Daher enthielt sie sich jeder Einmischung bis zum letzten Augenblick, mußte aber endlich doch den unangenehmen Schritt tun. Den Anlaß dazu gab das endgültige Scheitern der Verhandlungen in den mittelenglischen Revieren, wo nach zahlreichen Konferenzen die Unternehmer schließlich den Arbeitern eine unannehmbare Minimallohnskala vorgeschlagen hatten, die obendrein mit einem Dienstvertrag für zwei Jahre verquickt war. Die Regierung meinte, der Vorschlag der mittelenglischen Unternehmer sei eine passende Unterlage, und nach langen Privatverhandlungen erschien der Premierminister Asquith auf der Delegiertenkonferenz am 28. Februar, das heißt am Vorabend des Streiks; in einer Rede, die einen lehrreichen Kontrast zu jener bildete, mit der er im August die Eisenbahner einzuschüchtern versucht hatte, schlug er folgenden Ausgleich vor: Das Prinzip des Minimallohns soll anerkannt werden, die Minimallohnsätze aber sollen, unter Preisgabe der von dem Bergarbeitervorstand aufgestellten Skala, auf Distriktskonferenzen der Unternehmer und der Arbeiter unter Vorsitz der von der Regierung zu diesem Zwecke ernannten Personen diskutiert und festgestellt werden, in den Fällen aber, wo keine Verständigung erzielt wird, sollen sämtliche Regierungspersonen als Schiedsgericht fungieren und die Lohnsätze bestimmen. Das war, von der nichts kostenden Anerkennung des Prinzips des Minimallohns abgesehen, genau derselbe Einigungs- und schiedsgerichtliche Leim, auf dem sich die Eisenbahner im vergangenen Sommer fangen hatten lassen. Glücklicherweise sind seitdem die Arbeitermassen bedeutend klüger geworden, und der pfiffige Vorschlag der Regierung wurde höflich, aber entschieden abgelehnt.

Damit war der letzte Versuch gescheitert, und am folgenden Tage fing der Generalstreik an. Bis zum Augenblick, wo diese Zeilen geschrieben werden, sind 13 Tage verflossen, und erst jetzt sind die Verhandlungen wieder aufgenommen worden. Die Regierung hat ihren Vorschlag auf Überweisung der Feststellung der Minimallöhne an Distriktsversammlungen zurückgezogen und die Arbeiterführer auf eine gemeinsame Konferenz mit den Unternehmern eingeladen. Der Vorstand hat die Distriktsdelegierten nach London berufen und von ihnen die Ermächtigung eingeholt, mit den Unternehmern unter dem Vorsitz der Regierung zu konferieren, vorausgesetzt, daß die prinzipielle Frage eines Minimallohns gar nicht diskutiert wird. Die Antwort der Unternehmer ist bis zur Stunde der Abfassung dieses Artikels noch nicht bekannt; aber selbst wenn eine solche Konferenz stattfindet, ist ihr Ausgang recht zweifelhaft. Allein bis zu der Zeit, wenn diese Zeilen in die Hände der Leser gelangen, wird bereits nicht nur die Konferenz, sondern vielleicht auch der Streik selbst vorüber sein, und es

ist nutzlos, die Ereignisse vorwegzunehmen. Eines ist sicher: die Regierung hofft, der Vorstand würde von der Skala vom 2. Februar Abstand nehmen und die Delegierten wie eventuell auch die Massen dazu bewegen, eine andere, für die Unternehmer noch günstigere Skala anzunehmen. Ob ihr dies gelingen wird, läßt sich nicht voraussehen: bis jetzt war die Stimmung unter den Massen entschieden gegen jedes weitere Kompromiß.

Es ist klar, daß der riesige Klassenkampf, der jetzt das gute alte England aus den Angeln hebt, eine äußerst wichtige historische Erscheinung ist. Was wir in diesen Blättern fast vor $1^1/_2$ Jahren am Schlusse einer Übersicht über die jüngsten Ereignisse in der englischen Arbeiterwelt als Vermutung ausgesprochen haben,[1] nämlich, daß diese „nur die Anfänge eines mächtigen Umwandlungsprozesses sind, dessen historische Wichtigkeit nur mit der Umwandlung der fünfziger Jahre vergleichbar ist“, ist noch früher eingetroffen, als wir selbst erwartet haben, und gegenwärtig darf man schon ohne Furcht vor Übertreibung sagen, daß das englische Proletariat vom Grunde aus revolutioniert worden ist und seinen Mann für den großen Emanzipationskampf unserer Zeit stellen kann. Wenn die wunderbare Bewegung der Transportarbeiter und der Eisenbahner im vergangenen Sommer noch immer den Charakter eines elementaren, immer noch nicht vollständig zielbewußten Ausbruchs trug, so ist der gegenwärtige Kampf der Bergarbeiter mit seiner musterhaften Disziplin, seiner wundervollen Einstimmigkeit, seiner zielbewußten und aktiven Selbständigkeit der Massen ein herrliches Bild der proletarischen Aktion, wie es nie zuvor weder in England noch anderswo zu sehen war. Eben diese Selbständigkeit der Massen nach allen Richtungen hin ist es, was uns mit lauter Freude erfüllt: sie bekundet einen neuen Abschnitt in der sozialen Geschichte Englands und verspricht unübersehbare Folgen für die Entwicklung der Sache des Proletariats in der gesamten Welt.

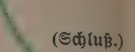
Es unterliegt keinem Zweifel, daß auch die politische Tragweite des Bergarbeiterstreiks gewaltig ist. Die Regierung sorgt wie bei dem Eisenbahnerstreik so auch in dem gegenwärtigen Kampfe ganz gründlich dafür, den Arbeitermassen eine klare Einsicht in das Wesen des modernen Klassenstaats zu gewähren und sie den Lehren des Sozialismus zuzuführen. Freilich das völlige Versagen der Führer der Arbeiterpartei — darüber wird sich noch bei einer späteren Gelegenheit viel sagen lassen! — mag einem gewissen Teile der Arbeiterschaft die Politik verekeln und ihn der syndikalistischen Agitation, die jetzt von Tom Mann so eifrig betrieben wird, zugänglich machen. Wir glauben aber, daß das englische Proletariat zu gut organisiert und zu gut politisch ausgebildet (wenn auch nicht gut erzogen) ist, um sich auf antiparlamentarische Wege einzulassen, während das Versagen der Arbeiterpartei es nur vom Opportunismus entwöhnen wird. Allein, wie gesagt, diese Seite der neuesten Erscheinungen ist besonders zu betrachten; inzwischen muß der Abschluß des rein wirtschaftlichen Kampfes abgewartet werden.

---

[1] Siehe Gewerkschaftliche Wandlungen in England, „Neue Zeit“, XXIX, 1, S. 220.

Gold, Papier und Ware.

Von **K. Kautsky.**



(Schluß.)

3. Der Goldwert und die Banken.

In seinem Artikel über Geld und Ware wendet Hilferding das von ihm aufgestellte Gesetz des gesellschaftlich notwendigen Zirkulationswertes auf die freie Goldwährung an, nachdem er es im „Finanzkapital" bloß auf gesperrte und Papierwährung angewandt.

Er behauptet, dies Gesetz bestimme bei freier Goldwährung den Wert der zu Zirkulationszwecken verwendeten Geldsumme.

Diese Geldsumme wird heute durch die Notenbanken geregelt. Sie nehmen alles ihnen angebotene Gold auf. „Die Nachfrage ist also unbeschränkt." Dieses Gold verschwindet in den Kellern der Bank und wird dort in dem Maße ausgegeben, in dem der wechselnde Zirkulationswert es erfordert.

Gesetzt den Fall, der Zirkulationswert stiege von 1000 auf 1500. Wäre kein Goldschatz da, so würde das Tauschverhältnis der Goldmünze sich ändern müssen. 1 Mark wäre jetzt $1^1/_2$ Mark wert. Umgekehrt, umgekehrt.

Aber dank dem Goldschatz wird immer so viel Gold ausgegeben, als dem Zirkulationswert entspricht. Überschüssiges wird wieder von der Bank aufgenommen, fehlendes zugegeben.

Eine Änderung im Wertverhältnis (zwischen Geld und Ware) kann also gar nicht entstehen. Denn damit Änderungen im Goldwert sich durchsetzen können, müßte das Geld in der Zirkulation verharren. Denn nur dann, wenn sich Ware und Zirkulationsmittel unmittelbar gegenüberstehen, können sie sich in ihrem Werte gegenseitig bestimmen. Geld außerhalb der Zirkulation — als Schatz in den Bankgewölben — steht zur zirkulierenden Warensumme in keinem Verhältnis.

Der tatsächliche Vorgang ist also der. Der Produzent des Goldes bekommt für 1 Kilogramm Gold 1 Kilogramm Goldmünze. Das neue Gold liegt in den Kellern der Bank. Tritt vermehrtes Zirkulationsbedürfnis ein, so fließt Gold aus den Kellern in die Zirkulation. So bleibt das Austauschverhältnis der Goldmünzen zu den Waren stets dasselbe, das es bei Beginn des Prozesses war.

Das heißt mit anderen Worten, das Wertgesetz ist für das Gold als Geld aufgehoben. Das mag auf den ersten Blick frappieren, Hilferding erscheint es nicht wunderbar.

Das Wertgesetz hat zu seiner Durchsetzung völlige wirtschaftliche Freiheit nötig. Diese ist durch die Wirksamkeit der Zentralnotenbanken für das Verhältnis von Geld und Ware modifiziert. Die spezifische Natur des Geldes macht es schwer, ein erläuterndes Beispiel zu geben; doch denke man an folgendes: In einem völlig abgeschlossenen, sich selbst genügenden Wirtschaftsgebiet würde die Staatsmacht ein Petroleumhandelsmonopol einführen. Sie würde ständig einen Vorrat von sage 100 Millionen Litern halten. Sie würde das Petroleum zum Preise von 30 Mark für 100 Liter an jedermann verkaufen, zum Preise von $29^1/_2$ Mark alles ihr angebotene Petroleum stets kaufen. Die Folge wäre natürlich ein stetiger Petroleumpreis von 30 Mark. Dieser Preis würde entscheiden, welche Fundstellen noch ausgebeutet werden könnten, welche Fundstellen Renten und in welcher Höhe sie diese abwerfen würden. Bei vermehrtem Petroleumbedarf wird die Nachfrage aus dem Vorrat befriedigt, auf dessen stets ausreichende Größe die „Petroleumbankpolitik" bedacht ist. Läßt die Nachfrage nach oder ist die Produktion besonders reichlich, so vermehrt sich der Vorrat weiter, was als besonders

günstiger Umstand von den Bankleitern betrachtet würde. Ganz analog sind die Vorgänge beim Golde, nur daß hier das gleichbleibende Austauschverhältnis mit zwingender Sicherheit nur theoretisch nachgewiesen werden kann.

Die Notenbanken bilden heute ein derartiges Goldmonopol. Ehedem hatte das Gold „keine unbeschränkte Nachfrage", heute dagegen nehmen die Notenbanken alles Gold auf, und zwar zu einem bestimmten Preise.

Das Entscheidende ist die Fixierung der Münze als bestimmtes Gewicht Goldes, die Aufnahme allen Goldes durch die Zentralbank zu diesem fixierten „Goldpreis".

Andererseits ist „die Notenbank verpflichtet und kann gar nicht anders, als irgendwo auftretendes Zirkulationsbedürfnis sofort zu befriedigen".

Auf diese Weise wird eine „gesellschaftliche Regelung der Zirkulation" durch die Notenbanken hergestellt, die fehlte, solange das Gold, das aus dem Bergwerk kam, von Privaten aufzunehmen war und die Goldschätze sich bei Privaten ansammelten. Damals wurde allerdings der Wert des Geldes durch seine Produktionskosten bestimmt. Heute wird er bestimmt durch das Verhältnis zwischen zirkulierender Goldmenge und gesellschaftlich notwendigem Zirkulationswert, und da dieses Verhältnis durch die Banken stets auf gleicher Höhe gehalten wird, haben wir einen ständigen Goldwert. Die Produktionsbedingungen des Goldes mögen sich ändern, wie sie wollen, der Goldwert bleibt stets der gleiche.

Triumphierend kommt Hilferding zu dem Schlusse:

Das ist also die Wirkung der „unbeschränkten Nachfrage" nach Gold. Sie bewirkt in der Tat die Stabilisierung des Austauschverhältnisses der Goldmünze und damit des Goldes in Barren, solange die stete Umwandlung von Gold in Münze gesetzlich garantiert ist. Damit haben wir aber auch seit der allgemeinen Einführung der modernen Goldwährungssysteme in der Tat fixes Wertmaß, nach dem die Ökonomen so lange gesucht und das sie noch immer nicht erkannt haben, als sie es schon lange hatten.

Ich bedaure, auch heute noch, nach dieser Aufklärung, in der Reihe jener Ökonomen bleiben zu müssen.

Vor allem sei das Beispiel des Petroleummonopols aus dem Wege geräumt. Versuchte ein Staat, nach dem Hilferdingschen Muster ein Petroleumhandelsmonopol einzurichten, so wäre das Resultat nicht ein Gleichbleiben des Petroleumpreises, sondern der Bankrott des Staates, ganz gleich, ob er ein geschlossener Handelsstaat ist oder nicht. Nehmen wir an, in Analogie zur heutigen Entwicklung der Goldproduktion, die es zu erklären gilt, die Produktionsbedingungen des Petroleums wechselten, teils infolge Auffindung neuer, reicher Quellen, teils durch technische Verbesserungen der Gewinnung. Eine Unmasse neuen Petroleums wird gewonnen werden. Der Konsum wächst aber nicht. Der Verkaufspreis bleibt ja der gleiche, und auch sonst ändert sich nichts, was den Konsum fördern würde. Der Staat verkauft nicht mehr als sonst, ist aber verpflichtet, zu dem alten Preise alles neu angebotene Petroleum anzukaufen. Hilferding meint, da würde sich der Vorrat vermehren, was von den Bankleitern als „besonders günstiger Umstand betrachtet würde". Warum, das verrät er nicht. Es ist klar, daß dem Staate schließlich das Geld ausginge, um neues Petroleum zu kaufen, wenn er immer mehr kauft als verkauft. Das Petroleummonopol ließe sich, bei stets gleichbleibenden Preisen, nur durchführen, wenn der Staat selbst sämtliche Petroleumquellen besäße und die Produktion stets auf einem

gewissen Niveau halten könnte. Sollte aber das Monopol ein bloßes Handelsmonopol bleiben, wie das die Analogie zur Goldproduktion erforderlich macht, so müßte der Staat die Möglichkeit haben, den Preis herabzusetzen, wenn die Produktion und damit das Angebot ein gewisses Maß übersteigt. Hilferding meint:

Ganz analog sind die Verhältnisse beim Golde, nur daß hier das gleichbleibende Austauschverhältnis mit zwingender Sicherheit nur theoretisch nachgewiesen werden kann.

Nun, bei den „ganz analogen Verhältnissen" des Petroleummonopols läßt sich mit „zwingender Sicherheit" die Unmöglichkeit des „gleichbleibenden Austauschverhältnisses" nachweisen.

Hilferding wird nun vielleicht einwenden, man müsse seine Bemerkung cum grano salis nehmen. Die Analogie zwischen Gold und Petroleum wäre dann vorhanden, wenn unbeschränkte Nachfrage nach Petroleum herrschte. Dann könnte der Preis stets auf gleicher Höhe gehalten werden, welches immer die Produktionsbedingungen. Die Banken entwickelten aber eben eine unbeschränkte Nachfrage nach Gold.

Worin besteht jedoch diese unbeschränkte Nachfrage nach Gold? Darunter will er nicht etwa die Tatsache verstehen, daß jeder Geld braucht und niemand zu viel davon hat. Das ist eine alte Geschichte, wenn sie auch ewig neu bleibt. Nach Hilferding existiert jedoch die unbeschränkte Nachfrage erst seit „der Errichtung der Zentralbanken, die unbeschränkt alles Gold aufnehmen, das auf dem Markte angeboten wird". Wie geschieht das?

Das heißt zunächst nichts weiter, als daß für 1 Kilogramm Gold stets 1 Kilogramm in Goldmünze gegeben wird. Diese neuen Kilogramme verschwinden zunächst in den Kellern der Bank und werden da als Schatz gehütet.

Wenn Hilferding eine Goldkrone erhält und dafür einen Zehnmarkschein hergibt, so wird er nicht glauben, „neues Gold" gewonnen zu haben, das er als „Schatz" deponieren kann. Sein „Schatz" bleibt gerade so groß wie er war, bloß dessen Form hat sich geändert.

Und genau das gleiche ist der Vorgang bei der Bank, wenn sie Gold aufnimmt. Sie gibt für 1 Kilogramm Gold in Barren 1 Kilogramm Goldmünze ab und besitzt nach dieser Transaktion keinen Pfennig mehr Gold als früher, der in ihren Kellern „verschwinden" könnte. Sie kann die Goldbarren wieder ausmünzen lassen und die Münze abermals gegen Barren austauschen und diesen Vorgang ins Endlose wiederholen. Aber seit wann ist das eine „unbeschränkte Nachfrage nach Gold"? Diese „Nachfrage" ist nichts als die unbeschränkte Bereitwilligkeit der Bank, alles Gold, das zu ihr kommt, gegen eine andere Geldform umzuwechseln. Niemand wird behaupten wollen, daß die Geldwechsler eine „unbeschränkte Nachfrage" nach dem Geld entwickeln, das sie umwechseln.

Indes braucht nicht alles Gold gegen Münze umgewechselt zu werden. Das Gold kann wirklich den Schatz der Bank vermehren, in ihren Kellern verschwinden, wenn es nicht gegen Münze, sondern gegen Papiergeld, eine Geldanweisung, umgetauscht wird. Hier kommt neues, vermehrtes Gold zum früheren. Auch bei diesem Prozeß kann alles Gold aufgenommen werden, das auf den Markt kommt. Besteht darin vielleicht die unbeschränkte Nachfrage nach Gold?

Das neue Gold kommt in die Keller der Bank. Aber es gehört nicht ihr. Es gehört tatsächlich jenem, der die Anweisung darauf besitzt. Wenn dieser die Anweisung präsentiert, muß sie eingelöst werden. Dieses Gold ist also nicht eines, das die Bank erworben hat, es ist ein Depot des Besitzers der Geldanweisung, der Banknote. Hier entpuppt sich die „unbeschränkte Nachfrage nach Gold“ als die Bereitwilligkeit der Bank, jede auf den Markt kommende Goldmenge in Depot zu nehmen. Der Goldschatz der Zentralnotenbank ist nichts als die Vereinigung der Goldschätze der Geldbesitzer im Reiche, die ehedem in zahlreichen Kassen und Kellern zersplittert waren und jetzt zentralisiert sind. Diese Zentralisation hat ihre Vorteile, sie ist aber nur erreichbar dann, wenn die Bank jeden Goldschatz, dessen Deponierung ihr angeboten wird, annimmt.

Das ist das ganze Geheimnis der „unbeschränkten Nachfrage nach Gold“, die angeblich die Notenbanken entwickeln. Sie ändert gar nichts im Wesen, sondern nur etwas im Mechanismus der Schatzbildung, wie sie schon vor der Errichtung jener Banken bei entwickelter Warenproduktion vor sich ging.

Und das gleiche gilt von der „gesellschaftlichen Regelung der Zirkulation“, die durch die Notenbanken an Stelle der früheren Anarchie in der Zirkulation getreten sein soll. Hilferding meint:

> Das Eintreten (des Geldes) in die Zirkulation war (ehedem) kein so mechanischer Prozeß wie heute. Das Gold hatte eben damals keine unbeschränkte Nachfrage. Es mußte gegen Waren ausgetauscht werden, trat also unmittelbar in Zirkulation und blieb darin, sofern nicht private Schatzbildung einsetzte. Diese war aber wieder nicht abhängig von Zirkulationsbedürfnissen, sondern von dem privaten Vermögen des einzelnen zu solcher Schatzbildung.

Warum das Gold vom Goldproduzenten ehedem sofort nach seiner Produktion gegen Waren ausgetauscht werden *mußte*, ist nicht klar ersichtlich. Andererseits hat aber wieder heute der Goldproduzent keinen Grund, sein Gold nicht sofort gegen Waren auszutauschen. Hilferding meint, die Bank übernehme das Gold und gebe es erst aus, wenn das Bedürfnis der Zirkulation dazu Veranlassung gebe. Aber wir wissen ja, das Gold, das sie gegen Münze auswechselt, ist nicht neuer Schatz. Und die Münze wechselt der Goldproduzent ein, um sie in Zirkulation zu setzen, etwas dafür zu kaufen, entweder Mittel des persönlichen Konsums oder der Produktion. In gleicher Weise verwendet er sein Geld, wenn er Banknoten und sonstige papierene Anweisungen für sein Gold einwechselt. Ist er Kapitalist, so läßt er sein Geld nicht müßig liegen, er kauft vielleicht Aktien, aus deren Erlös Eisenbahnschienen und Lokomotiven für chinesische Eisenbahnen gekauft werden — auf jeden Fall sucht er sein Geld in Zirkulation zu bringen. Die Einrichtung der Notenbank ändert daran gar nichts. Ob dies neuproduzierte Gold in Zirkulation bleibt oder sich zeitweise in Schatzform niederschlägt, hängt durchaus nicht vom Belieben der Bank, sondern von den Bedürfnissen und dem Vermögen der privaten Geldbesitzer ab — heute wie ehedem.

Und das gleiche gilt von der „Regelung der Zirkulation“ durch das Eintreten von Gold in sie. Hilferding führt aus:

> Der Bankschatz dient unmittelbar als Reserve der Zirkulation, die Notenbank ist verpflichtet und kann nicht anders, als irgendwo auftretendes Zirkulationsbedürfnis sofort zu befriedigen. Ganz anders, wenn diese Regelung fehlt. Daß

Zirkulationsbedürfnis auftaucht, daß das Gold im Austausch gegen Waren im Werte steigt, ist für Privatleute kein Grund, Geld in die Zirkulation zu werfen.

Wie wirft man Geld in die Zirkulation? In keiner anderen Weise, als daß man Waren kauft. Ich sehe hier wie in der ganzen Arbeit von der Funktion des Geldes als Zahlungsmittel ab, um die Darstellung nicht unnötig zu komplizieren. Die Zirkulation ist eben die Warenzirkulation, das Kaufen und Verkaufen von Waren.

Daß der einzelne Waren kauft, hängt ab von seinen Bedürfnissen als Konsument und Produzent. Daran ändert die Notenbank nichts. Sie vermehrt nicht die Menge der Bedürfnisse. Aber freilich, das Warenkaufen hängt nicht von den Bedürfnissen allein ab, sondern, wie wir alle mitunter recht schmerzlich empfinden, von der Menge Geldes, über die wir verfügen. Reicht die Menge Geldes, die man als Schatz besitzt, nicht aus, die Einkäufe zu machen, die für den Haushalt oder für den Geschäftsbetrieb oder sonst erforderlich sind, dann muß man seinen Kredit in Anspruch nehmen und suchen, Geld von anderen zu leihen, die Schätze angesammelt haben. Mit diesem Gelde der einzelnen wird die Zirkulation bewirkt.

Was ändert das Auftreten der Notenbank daran? Schenkt sie den Leuten Geld, damit sie Waren kaufen? Auf diese Art gesellschaftlicher Regelung der Zirkulation ist leider noch keine verfallen. Es sind nach wie vor die einzelnen, die durch ihre Käufe die Zirkulation bewirken, entweder durch ihr eigenes oder durch geliehenes Geld. Die Änderung besteht nur darin, daß ein Teil ihres eigenen Geldes im Depot bei der Bank liegt, von dieser erst herausgegeben werden muß; andererseits darin, daß für ihre Kreditbedürfnisse auch in erster Linie die Bank da ist. Und nur dadurch, durch Vorschüsse und Anleihen an einzelne — physische oder juristische Personen — wirft die Bank Geld in die Zirkulation. Tatsächlich wirft sie direkt gar keines in die Zirkulation — außer soweit sie selbst Waren kauft. Es sind Private, die das von ihr entliehene Geld in die Zirkulation werfen — nach dem Grade ihrer Bedürfnisse und ihres Vermögens.

Die jetzige Methode, Geld in die Zirkulation eingehen zu lassen, unterscheidet sich wohl der Art, nicht aber dem Wesen nach von der vor dem Aufkommen des Bankwesens gebräuchlichen. Nach wie vor haben wir keine gesellschaftliche Regelung der Warenzirkulation, also auch nicht des Umlaufs des Geldes, der durch jene bedingt wird. Nach wie vor sind es die Bedürfnisse und Vermögen Privater, durch die er bewirkt wird. Die Banken können vermöge ihres riesenhaften Mechanismus und ihrer größeren Einsicht in die Verhältnisse der Privaten manche Zirkulationsstockung leichter überwinden, manche Kreditgewährung zweckmäßiger und rascher gestalten, als es den vielen vereinzelten Geldkapitalisten möglich war und geboten erschien. Aber der Zirkulationsprozeß der Waren ist nur ein Teil des gesamten Produktionsprozesses, wird durch dessen Bedürfnisse und Resultate bestimmt, und solange für den Gesamtprozeß das Privateigentum an den Produktionsmitteln noch gilt, kann auch für einen Teil desselben von einer gesellschaftlichen Regelung nicht die Rede sein, selbst nicht in irgend einem übertragenen Sinne. Buchstäblich hat Hilferding natürlich seinen Satz von der gesellschaftlichen Regelung nicht gemeint.

Aber was immer er darunter verstehen mag, in keiner Weise hat sich das Wesen der Warenzirkulation und des Geldumlaufs durch das Auf-

treten der Notenbanken in der Weise geändert, wie Hilferding annimmt.

Die unbeschränkte Aufnahmsfähigkeit der Gesellschaft für Gold — die „unbeschränkte Nachfrage danach" — ist nicht eine Erfindung der Banken, sie besteht seit jeher, seitdem es eine Warenproduktion gibt, weil Gold die Ware geworden ist, die als gesellschaftliche Materiatur des Reichtums gilt und die die Form unmittelbarer allgemeiner Austauschbarkeit gewonnen hat. Dadurch ist es eben Geld geworden. Eine Ware, die man nicht zu jeder Zeit in jeder Menge gern nimmt, kann nicht Geld werden. Und ebensowenig ist die Aufschatzung des Goldes eine Erfindung der Banken. Wenn man Hilferdings Ausführungen liest, könnte man zu der Meinung kommen, erst in den Banken würden regelmäßig Geldschätze aufgehäuft, vordem sei diese Aufhäufung eine Sache des Zufalls, des willkürlichen Beliebens einzelner gewesen, die ebensogut unterbleiben konnte. In Wirklichkeit ist eine ununterbrochene, regelmäßige Warenproduktion gar nicht möglich, ohne daß sich bald hier, bald dort Geldsummen anhäufen, aus denen wieder Geld in die Zirkulation geworfen wird, sobald die Bedürfnisse des Geldbesitzers es erfordern. Ein Fehlen derartiger Geldreservoirs würde nicht, wie Hilferding meint, infolge des Gesetzes vom Zirkulationswert das „Tauschverhältnis der Goldmünze ändern", sondern den Fortgang der Warenzirkulation und Warenproduktion unmöglich machen.

Hilferding schreibt:

> Die Bank nimmt jedes in der Zirkulation überflüssige Goldstück auf und fügt es ihrem Schatz zu; eine Änderung im Wertverhältnis kann gar nicht eintreten.

Anders dagegen sei es, wenn kein Goldschatz bestehe.

> Gesetzt den Fall, der Zirkulationswert stiege von 1000 auf 1500. Wäre kein Goldschatz vorhanden, so würde das Tauschverhältnis der Goldmünze sich ändern. 1 Mark wäre jetzt $1^1/_2$ wert. Umgekehrt, umgekehrt.

Mit anderen Worten: sinkt der Zirkulationswert von 1000 auf 500, so wird, wenn keine Bank da ist, welche die in der Zirkulation überflüssigen Goldstücke aufnimmt, jede Mark nur noch 50 Pfennig wert sein. Das ist wohl der Sinn des „Umgekehrt, umgekehrt".

Ein solcher Zustand ist natürlich völlig undenkbar. Schon deshalb, weil, wenn ein Zwanzigmarkstück, das $^{20}/_{1395}$ Pfund Gold enthält, nur noch $^{10}/_{1395}$ Pfund Gold wert ist, es jedermann frei steht, durch Umschmelzung die unterwertige Münze in vollwertiges Gold zu verwandeln. Kann aber überhaupt jemals der Fall eintreten, daß mehr Goldgeld zirkuliert, als dem Bedürfnis der Zirkulation entspricht? Wird denn irgend jemand durch das Fehlen einer Bank gezwungen, alles Geld auszugeben, das er besitzt? Das, was er zum Warenankauf, also zur Warenzirkulation nicht braucht, behält er ruhig in der Tasche, wenn keine Bank da ist, in deren Kellern er es deponieren kann.

Das Hilferdingsche Gesetz vom Zirkulationswert ist, wie wir schon gesehen haben, nach dem Muster des Gesetzes gebildet, das Marx für die Bestimmung der Menge des umlaufenden Goldes aufgestellt hat. Es lautet:

$$\frac{\text{Preissumme der Waren}}{\text{Umlaufszahl gleichnamiger Goldstücke}} = \text{Masse des als Zirkulationsmittel}$$

funktionierenden Geldes.

„Dies Gesetz gilt allgemein," sagt Marx. Es ist nicht etwa ein Ideal, das erst durch die Notenbanken durchgeführt wird. Für Hilferding gilt es aber nur dort, wo diese bestehen, und wo es gilt, meint er, kann eine Änderung im Goldwert nicht eintreten.

Denn damit Änderungen im Goldwert sich durchsetzen können, müßte das Gold in der Zirkulation verharren. Denn nur dann, wenn sich Ware und Zirkulationsmittel unmittelbar gegenüberstehen, können sie sich in ihrem Werte gegenseitig bestimmen.

Was heißt das anderes als wiederum die „Hypothese, daß Waren ohne Preis und Geld ohne Wert in den Zirkulationsprozeß eingehen, wo sich dann ein aliquoter Teil des Warenbreis mit einem aliquoten Teile des Metallberges austauscht"? Der Unterschied zwischen der vulgären Quantitätstheorie und dem Hilferdingschen Zirkulationswert ist bloß der, daß jene unter dem Metallberg alles zutage geförderte Gold (respektive Silber) versteht, während Hilferding als diesen Metallberg bloß den in Zirkulation befindlichen Teil des Goldes betrachtet, der seiner Ansicht nach durch die Banken immer in einem bestimmten Verhältnis zu dem Warenbrei erhalten werden kann. Wird dafür gesorgt, daß der Metallberg stets dies gleiche Verhältnis zum Warenbrei einhält, ebenso wie dieser zu- und abnimmt, dann wird sich immer der gleiche aliquote Teil des Warenbreis mit dem gleichen aliquoten Teile des Metallberges austauschen. Dieser Gedankengang liegt auch in folgenden Worten Hilferdings:

Tritt vermehrtes Zirkulationsbedürfnis ein, so fließt Gold aus den Kellern in die Zirkulation. So bleibt das Austauschverhältnis der Goldmünzen zu den Waren stets dasselbe, das es bei Beginn des Prozesses war.

Hier beweist Hilferding indes mehr, als er beweisen will. Er will dartun, daß unter diesen Umständen der Goldwert derselbe bleibt. Das Austauschverhältnis der Goldmünzen zu den Waren ist aber nicht der Wert des Goldes, sondern der Preis der Waren. Hätte Hilferding recht, dann blieben die Warenpreise unveränderlich.

Hier zeigt sich eben der Grundfehler seiner ganzen Theorie vom Zirkulationswert. Sie sieht gänzlich ab von der Tatsache, daß die Waren mit Preisen versehen sind, daß sie also ihren Wert an dem des Goldes gemessen haben, ehe sie in die Zirkulation eintraten. Damit das Gold diese Funktion des Wertmessers vollziehe, braucht es bloß vorgestellt zu sein, es muß aber bereits einen bestimmten Wert haben. Ob das wirkliche Gold zirkuliert oder in den Kellern der Bank liegt oder in dem Strumpf einer Bauersfrau, spielt bei seiner Funktion als Wertmaß nicht die geringste Rolle. Die Waren kommen mit Preisen versehen auf den Markt, also als Repräsentanten einer bestimmten Goldmenge. Wieviel Gold nun erforderlich ist, sie alle zu kaufen, das hängt von ihrer Preissumme ab sowie von der Schnelligkeit, in der die verschiedenen Käufe und Verkäufe aufeinander folgen, das Geld seinen Besitzer wechselt. Es ist nicht die in Zirkulation tretende Geldmenge, die das „Austauschverhältnis der Goldmünzen zu den Waren", das heißt die Preissumme der Waren bestimmt, sondern umgekehrt, es ist die Preissumme der Waren, die die in Zirkulation tretende Geldsumme bestimmt — eine Preissumme, die den Wert der Waren wie den des Geldes voraussetzt.

Hilferding meint, wenn jederzeit so viel Gold in Zirkulation sei, als dem Zirkulationsbedürfnis entspreche, dann bleibe das Austauschverhältnis der Goldmünzen zu den Waren stets das gleiche. Aber zu den Faktoren, die das Zirkulationsbedürfnis bestimmen, gehört gerade das Austauschverhältnis zwischen Gold und Ware.

Ebensowenig wie die Ausführungen Hilferdings in seinem „Finanzkapital“, geben mir die seines Artikels über Geld und Ware Veranlassung, die von Marx in seinem „Kapital“ entwickelte Auffassung zu revidieren, daß das Gold mit eigenem Wert, der in letzter Linie durch die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit bestimmt wird, und die Waren mit bestimmten Preisen in die Zirkulation treten und dadurch die Menge Geldes bestimmen, die erheischt ist, die Operation ihres Verkaufs durchzuführen. Ich sehe auch nicht den mindesten Grund, anzunehmen, daß sich darin irgend etwas ändert, wenn die Banken die Funktion der Schatzbildung und der Ausgabe von Geld aus den Schätzen zentralisieren.

Die theoretischen Ausführungen Hilferdings sind trotz ihres Scharfsinns verfehlt, weil an ihrem Ausgangspunkt Wert und Preis nicht genügend auseinandergehalten werden. Bei rein logischen Deduktionen ebenso wie bei mathematischen Rechnungen genügt aber ein unscheinbarer Fehler am Anfang, um alle weiteren Folgerungen und Berechnungen falsch zu machen und immer mehr in Widerspruch zu dem richtigen Ergebnis zu bringen, je weiter sie fortgesetzt werden, sie mögen an sich noch so richtig und einwandfrei sein. Der Scharfsinn des Denkers dient dann nur noch dazu, den Fehler schwerer erkennen zu lassen.

Schließlich hat sich als Ergebnis der Hilferdingschen Ausführung herausgestellt, daß, wenn er recht hätte, die Unbeweglichkeit der Warenpreise seit dem Aufkommen der Notenbanken eingetreten sein müßte. Aber selbst wenn wir mit Hilferding das „Wertverhältnis“ oder „Austauschverhältnis des Goldes“ nicht als Warenpreis, sondern als Goldwert auffassen, geraten wir nicht minder in Widerspruch zu den Tatsachen. Denn daß der Wert des Geldmetalls, Gold und noch mehr Silber, zu verschiedenen Malen im Laufe der entwickelten Warenproduktion sich geändert hat, steht fest. Nicht nur im siebzehnten Jahrhundert fand eine große Revolution der Produktionsbedingungen des Geldmarktes statt. Erst vor wenigen Jahrzehnten begann eine solche für Silber, und ihre natürliche Folge war ein entschiedenes Fallen des Silberwerts, auch in den Ländern mit Silberwährung. Und doch gab es dort schon Banken mit großen Metallschätzen, die jeden Silbergulden in ihren Kellern aufnahmen, der aus der Zirkulation austrat.

Die tatsächlichen Erfahrungen ebensowenig wie theoretische Erwägungen bieten uns irgend einen plausiblen Grund, die Hilferdingsche Theorie der Bestimmung des Geldwertes durch den gesellschaftlichen Zirkulationsprozeß anzunehmen und zu meinen, das Gesetz der Bestimmung des Wertes durch die gesellschaftlich notwendige Arbeit sei durch das Aufkommen der Banken aufgehoben gerade für die „Ware, deren Naturalform zugleich unmittelbar gesellschaftliche Verwirklichungsform der menschlichen Arbeit in abstracto ist“ („Kapital“, I, S. 124). Im Gegenteil, in der Tatsache, daß selbst ein so scharfsinniger Denker und gründlicher Kenner unserer Produktionsweise wie Hilferding scheitert, sobald er von dieser Theorie des Wertes abweicht, sehe ich einen neuerlichen Beweis ihrer Richtigkeit — für das Gold ebenso wie für jede andere Ware.

Zur Parteilage in Italien.

Von **Oda Olberg.**

Rom, 8. März 1912.

In dem kurzen Zeitraum von zwanzig Tagen hat die italienische Partei eine Krise durgemacht, deren äußere Spuren heute völlig beseitigt sind, so daß man den Gedanken haben könnte, es hätte sich nur um einen Sturm im Glase Wasser gehandelt, wenn nicht die Lehren des Zwischenfalls an Bedeutung weit über die von ihm bedingten äußeren Umgestaltungen hinausreichten.

Schon auf dem Parteitag von Modena trat mit großer Deutlichkeit die Spaltung im reformistischen Lager hervor. Bissolati und Turati, die ein gut Stück Weges ihres Parteilebens gemeinsam durchlaufen haben, wichen schon damals in ihrer taktischen Haltung wesentlich voneinander ab. Beide verharren weiter auf dem gemeinsamen Boden der reformistischen Voraussetzungen, beide glauben an die Möglichkeit, proletarische Interessen durch gelegentliches Zusammenarbeiten der Klassen zu vertreten, beide sind von der entscheidenden Bedeutung des Parlamentes überzeugt. Was sie trennt, ist die Bewertung der augenblicklichen politischen Lage. Für Bissolati bildet die Tripolisaffäre kein Gegenargument gegen den Ministerialismus, während sie für Turati ein solches darstellt. Auf seine einfachste Formel gebracht, läßt sich der Konflikt zwischen Rechtsreformisten und Linksreformisten dahin ausdrücken, daß die ersteren trotz des Krieges am Ministerialismus festhalten, die letzteren nicht.

Aber dieser rein praktischen Abweichung, die in einer vorübergehenden politischen Situation zum Ausdruck kommt, liegt, wie ich das schon in meinem Artikel über den Kongreß von Modena betont habe,[1] eine tiefergehende Verschiedenheit der Auffassungen zugrunde. Der Linksreformismus wehrt sich mit Händen und Füßen dagegen, zum bürgerlichen Radikalismus zu werden. Immer, wenn ihn die Logik seiner Voraussetzungen in das Lager der bürgerlichen Sozialreformer treiben will, bricht er mit dieser Logik, um sich an den Klassenkampfcharakter unserer Bewegung zu halten. So machen die Linksreformisten beständige Anstrengungen, den reformistischen Schlüssen zu entgehen, ohne die reformistischen Voraussetzungen preiszugeben. Wir finden sie daher fortwährend in Verteidigungsstellung. Den Bissolatianern gegenüber vertreten sie ihre sich den Revolutionären nähernde Taktik; gegen die Revolutionäre versuchen sie ihre Auffassung zu verteidigen, nach der sich der Sozialismus durch Reformen verwirklicht, und nach welcher der Wert der Reformen in der Rechtslage zu suchen ist, die durch sie geschaffen wird, und nicht in den Machtverhältnissen, die in ihnen zum Ausdruck gelangen.

Dieser Versuch der Linksreformisten, revolutionäre Taktik mit reformistischen Voraussetzungen zu versöhnen, ist gerade darum von so hoher symptomatischer Bedeutung, weil er keine vorübergehende Erscheinung ist, sondern sich schon seit mehreren Jahren mit wachsender Deutlichkeit und Schärfe geltend macht. Im Grunde tun die Linksreformisten nichts anderes, als sich an das Milieu anpassen, in dem sie nun einmal leben müssen. Insofern sie in der systematischen Anpassung der politischen Weisheit letzten

[1] Siehe Nr. 5 vom 3. November 1911.

Schluß sehen, könnte man ihnen die Bezeichnung der „echten Reformisten" gönnen, wenn nicht die Bissolatianer ebenfalls einen entsprechenden Anpassungsprozeß durchliefen, wobei sie sich von der Richtung Turati nur dadurch unterscheiden, daß sie einem anderen Milieu, nämlich dem parlamentarischen, Rechnung tragen. Das Lehrreiche ist nun, daß die Parteiverhältnisse den Linksreformisten ihre heutigen Zugeständnisse an die revolutionäre Taktik aufgenötigt haben. Wenn einzelne Reformisten oder auch reformistische Führer an ihrer Auffassung irre geworden wären, um in das revolutionäre Lager überzugehen, so würde dieser Erscheinung nicht im entferntesten die Bedeutung zukommen, die die heutige Orientierung der Turatianer nach links für die italienische Partei hat. Die Reformisten, die Anbeter des Tageserfolges, die ein noch so kleines Stückchen Erfahrung jeder Theorie übergeordnet wissen wollten, sind gleichsam mit ihren eigenen Waffen geschlagen worden. Durch die ganz empirischen Tatsachen, daß ein den Massen entfremdeter Sozialismus ein Unding ist und daß der Reformismus die Massen verwirrte und abstieß, sind sie zur völligen Revision ihrer Taktik gezwungen worden. Von dem, was ihnen als die höchste Instanz gilt, von der Tageserfahrung, ist ihre bisherige Taktik verworfen worden.

Wenn diese Lehre den Rechtsreformisten verloren ging, so ist der Grund dafür wohl in zwei verschiedenen Umständen zu suchen. Einmal fehlt es ihnen an nahen Beziehungen zu den Massen, und sie vermögen daher die Kluft, die sie durch ihre Taktik aufreißen, nicht zu ermessen. Dann sehen sie in den Massen weniger die Macht, durch die sich der Sozialismus verwirklicht, als die Not, die zu ihrer Erleichterung des Sozialismus bedarf. Deshalb gilt ihnen die Entfremdung der Massen nicht als ein Gegenargument gegen ihre Taktik. Sie glauben, daß eine politische Partei vor allem sich den parlamentarischen Anforderungen anpassen müsse, und sehen sich dabei natürlich fast unter allen Umständen genötigt, zum Ministerium zu stehen. In Zeiten demokratischer Hochflut scheint es ihnen geboten, die Sympathie des Proletariats für die „demokratische Regierung" zum Ausdruck zu bringen; ist dann, wie heute, die Reaktion am Ruder, so fühlen sie wieder die Verpflichtung, das Ministerium dem Einfluß dieser Reaktion streitig zu machen. Sie sind ministeriell, solange sie sich davon stärkeren parlamentarischen Einfluß für die Partei versprechen, ohne sich darum zu kümmern, ob etwa ihr Gewicht im Lande durch die ausschließliche Betonung des Parlamentarischen Einbuße erleidet.

Die Differenz zwischen ministeriellen und antiministeriellen Reformisten ist seit dem Parteitag von Modena dadurch erweitert worden, daß die Turatianer sich mit größter Entschiedenheit nach links gewendet haben. In Modena waren sie gegen den „systematischen Ministerialismus", was nach Turatis eigener Erklärung nicht die Gewährung eines Vertrauensvotums an das Ministerium ausschloß. Heute wollen sie nicht einmal ein Vertrauensvotum gewähren, wenn das Ministerium selbst bei der Wahlrechtserweiterung die Vertrauensfrage stellte.

Aber dieses Auseinanderrücken der beiden reformistischen Fraktionen, die in der Parlamentsfraktion, in der überhaupt nur zwei revolutionäre Abgeordnete sind, den Ausschlag geben, hätte an sich unmöglich die letzte Krise zeitigen können. Diese Krise war nur in einer Partei möglich, in deren organisatorischem Gefüge der Reformismus bereits eine seiner Forderungen

verwirklicht hat: die Autonomie. Der jüngste Konflikt war in doppeltem Sinne eine Krise des Reformismus: einmal, weil er aus dem Aufeinanderplatzen zweier Spielarten von Reformismus entstand, dann, weil seine Entfaltungsmöglichkeit nur in einer Parteiorganisation gegeben war, die im Sinne der Reformisten in allen Teilen autonom, durch keine Disziplin behelligt war.

Der Parteitag hatte sich gegen den systematischen Ministerialismus ausgesprochen. Die Fraktion deutete bei ihrer Tagung in Bologna am 8. Februar diesen Parteitagsbeschluß dahin, daß dem Ministerium kein Vertrauensvotum zu gewähren sei. Gleichzeitig stellte sie, entgegen dem Vorschlag Prampolinis und im Einklang mit Turati, jedem sozialistischen Abgeordneten frei, nach eigenem Ermessen zu stimmen. Dieses Zugeständnis machte natürlich den vorhergehenden Mehrheitsbeschluß völlig überflüssig, wie es die ganze Vorberatung der Fraktion illusorisch machte. Wenn die Ansicht der Mehrheit nicht für die Minderheit verbindlich sein sollte, so war die Feststellung des Zahlenverhältnisses für die Partei ziemlich uninteressant: sie erfuhr bei der Abstimmung in der Kammer selbst noch früh genug, wie viele ihrer Abgeordneten trotz des Krieges noch ministeriell waren.

Gegen diese Autonomie der Mitglieder des Fraktionsverbandes, die auf eine Verneinung der Organisation, auf eine Zersetzung des Begriffs der Partei hinauslief, nahmen die Linksreformisten in keiner Weise Stellung. Sie erinnerten sich offenbar, daß sie es gewesen sind, die auf dem Parteitag von Imola im Namen der Autonomie für die Abschaffung des Parteivorstandes eingetreten waren; sie waren eingedenk, daß ihre lange und systematische Gegnerschaft gegen jede Disziplin dahin geführt hat, die Entscheidung über die Wahltaktik den einzelnen Sektionen zu überlassen und die Fraktion als selbständige und nur dem Parteitag verantwortliche Körperschaft neben den Parteivorstand zu stellen. Nur das Zentralkomitee der revolutionären Fraktion erhob Einspruch gegen die Ungeheuerlichkeit des Beschlusses von Bologna. In einem an alle Parteisektionen gerichteten Manifest sprach es den sozialistischen Abgeordneten das Recht ab, im Namen der Sozialisten zu reden und sich als Vertreter der Partei auszugeben. Den Abgeordneten wurde der Vorwurf gemacht, daß sie durch Ernennung eines besonderen Agitationskomitees gegen den Krieg eine Verantwortlichkeit übernähmen, die ihnen nicht zukommt, und sich gleichzeitig jeder Verantwortlichkeit entzögen, indem sie eine Zahl vereinzelter, nach eigenem Ermessen handelnder Individuen an die Stelle des Fraktionsverbandes stellten. Das Manifest forderte dann die Sektionen auf, angesichts der den ganzen Parteiorganismus zersetzenden Autonomie zu einem Rechte zu greifen, das ihnen diese Autonomie zuweist: die Abgeordneten, die wider die Parteidisziplin handeln, sollten aus der Parteisektion, bei der sie organisiert sind, ausgeschlossen werden.

Dieser Aufruf fand wenig Gnade vor den Augen der Linksreformisten. Der „Avanti“ fügte dem Abdruck einige zum mindesten unbillige Bosheiten bei, und im ganzen suchte man ihn totzuschweigen. Trotzdem war in ihm das gesagt, was die Parteimehrheit fühlte und wollte. In der Tat sprach sich eine Konferenz von Sozialisten aus allen Teilen Italiens, die am 18. Februar in Mailand zusammentrat, energisch gegen die Disziplinlosigkeit der Abgeordneten aus. Das Mitglied des Parteivorstandes, Ge-

nosse D'Arragona, legte damals in überzeugender Weise die klägliche Lage dar, in der sich heute der Vorstand befindet. Ihm steht nicht das Recht zu, die Fraktion zur Ordnung zu rufen und ihr Vorschriften zu machen. Trotzdem macht man ihm die Seitensprünge der Fraktion zum Vorwurf. Die Genossen, die in Mailand zusammenkamen, forderten fast einstimmig, daß eine Reform des Organisationsstatuts auf die Tagesordnung des nächsten Parteitags gesetzt werde. Die Zusammenkunft hat deutlich gezeigt, daß man des bisherigen Schlendrians in der Partei müde und übermüde ist.

Am Vorabend des Zusammentritts der Kammer war also die Fraktion mit sich selbst uneins und befand sich durch die Aufhebung ihrer inneren Disziplin in unverkennbarem Widerspruch zur Mehrheit der Parteigenossen. Aus dieser Situation den Ausweg zu finden, mußte vor allem den Linksreformisten am Herzen liegen. Sie sind es ja, die seit vielen Monaten danach streben, innigere Fühlung mit den Massen zu gewinnen, und die über diesem Streben ihre ganze frühere Taktik Stück für Stück aufgegeben haben. So führten denn die Linksreformisten am Abend des 22. Februar die Spaltung der Parlamentsfraktion herbei, indem sie eine eigene Parteifraktion auf der Grundlage der Disziplin gründeten, ohne sich daran zu kehren, daß sie sich durch Anerkennung dieser Grundlage in Widerspruch zu ihrem eigenen Votum setzten, durch das in Bologna die Unterordnung der Minderheit unter die Mehrheit aufgegeben worden war.

Als ein vernünftiger Ausweg läßt sich die Sezession der Linksreformisten, die am 22. Februar, am Abend nach der Wiederaufnahme der Kammerarbeiten, erfolgte, durchaus nicht verstehen: man kann sie nur als eine gleichsam instinktive Bewegung deuten, zu der das Gefühl der Unhaltbarkeit der Lage geführt hat. Vor dem Beginn der parlamentarischen Beratung über das Annexionsdekret diskutierte die Fraktion des längeren über ihr Verhalten während der Demonstration, die im Parlament zur Ehrung der im Kriege gefallenen Soldaten stattfinden sollte. Einige Abgeordnete vertraten den Standpunkt, daß man am besten täte, der Sitzung fernzubleiben; andere, darunter Turati und Prampolini, schlugen vor, an der Sitzung teilzunehmen, ohne sich von den Sitzen zu erheben; die Rechtsreformisten bestanden darauf, sich durch Aufstehen an der Ehrung der Gefallenen zu beteiligen. Im Gegensatz zu dem Autonomievotum von Bologna einigte man sich dahin, daß der Beschluß der Mehrheit für die Minderheit verbindlich sein sollte. Als sich dann herausstellte, daß die, die an der Ehrung teilnehmen wollten, die Mehrheit auf ihrer Seite hatten, begingen die Linksreformisten selbst einen Disziplinbruch, indem sie nicht zur Eröffnungssitzung erschienen. Und am Abend desselben Tages gründeten sie eine eigene Fraktion, als deren Grundlage die Unterordnung unter die Parteitagsbeschlüsse und die der Minderheit unter die Mehrheit festgesetzt wurde.

Das liest sich etwa wie eine Geschichte aus dem Narrenhaus. Man fragt sich geradezu, ob die Chronik eines derartig widerspruchsvollen und schwankenden Verhaltens überhaupt Sinn und Zweck hat. Im Grunde zeigt sie aber, wie verhängnisvoll es für eine Massenbewegung ist, das Individuum, das doch allein durch diese Bewegung auf ein Piedestal gehoben wird und Bedeutung erlangt, ganz aus der Leitung des Massenwillens zu entlassen, um seinen wechselnden Einfällen die Würde der Partei preiszugeben. Wer im Namen einer Partei spricht, muß durch irgendwelche Mittel gehalten

werden können, *in ihrem Sinne* zu sprechen. Wo diese Mittel fehlen, riskiert die Partei nach außen hin, durch Uneinigkeit machtlos zu werden, und nach innen, ihre großen und wichtigen Konflikte als einen erbärmlichen Froschmäusekrieg ausgetragen zu sehen.

Was zur Spaltung Anlaß gab, war nämlich gar nicht die Frage des Aufstehens oder Sitzenbleibens bei der Ehrung der im Kriege gefallenen Soldaten. Das klare Gefühl der Unmöglichkeit längeren Zusammenarbeitens war den Linksreformisten schon vor der Diskussion über diese Formalität gekommen, als Bissolati mit absoluter Entschiedenheit erklärt hatte, er sei fest entschlossen, sich an der Ehrung für die Soldaten zu beteiligen, was immer die Fraktion in der Frage beschließen möge. Auf dieser Grundlage ist in der Tat ein Zusammenarbeiten nicht möglich. In der italienischen Partei hat man sich lange genug in einem ästhetisierenden Kultus, der „unbeugsamen Charakterstärke" und „diamantharten Willenskraft" Bissolatis gefallen und hat allzu oft vergessen, daß eine Partei ja keine Sammlung willensstarker Originale sein will, sondern eine freie Vereinigung von Menschen, die gleiche Ziele mit gleichen Mitteln anstreben. Die Diamanthärte hörte auf, einen Gegenstand der Bewunderung zu bilden, als sie, anstatt von der Rednerbühne des Parteitags zu glänzen, sich brutal der Einheit im praktischen Handeln entgegenstellte. Da wurde denen, die bisher die Disziplin verneint hatten, die Notwendigkeit dieser Disziplin klar, und sie versuchten sie zur Geltung zu bringen — durch einen entscheidenden Akt der Disziplinlosigkeit: durch den Austritt aus der Fraktion.

Einen taktisch glücklichen Griff haben die Linksreformisten durch diesen ihren Austritt nicht getan. Der Parteivorstand, der angerufen wurde, erklärte sich für inkompetent und beschloß die Einberufung des Parteitags, der in der kürzesten statutengemäßen Frist, im Juni dieses Jahres, zusammentreten wird. Weiter forderte der Vorstand die Fraktion auf, sich an die Disziplin zu halten, und die Fraktion selbst beschloß die Gründung eines einheitlichen Fraktionsverbandes auf der Grundlage der Disziplin. Bissolati, dessen Verbleiben im Fraktionsverband eine Einigung unmöglich gemacht hätte, hatte vor der Neugründung erklärt, in Erwartung des Parteitags zurückzutreten; in der Folge haben sich ihm Bonomi und Cabrini angeschlossen. Das Ausscheiden dieser drei aus der offiziellen Fraktion ist somit das einzige greifbare Resultat einer Episode, die die italienische Partei schwer erschüttert hat.

Aber es ist nicht das einzige Resultat. Diese Episode hat nämlich die Unhaltbarkeit der heutigen Organisationsverhältnisse dargetan. Man kann noch froh sein, daß diese Probe durch einen an sich ziemlich belanglosen Anlaß herbeigeführt wurde. Man vergegenwärtige sich, welch ernste Folgen es für die ganze Partei hätte haben können, wenn sich die Unfähigkeit der Partei, ihre parlamentarische Vertretung im Sinne der Mehrheit der organisierten Parteigenossen zu lenken, bei einem wichtigen Anlaß, bei einer entscheidenden Frage herausgestellt hätte! Es ist doch im Grunde eine ungeheuerliche und geradezu erschreckende Tatsache, daß die offizielle politische Vertretung des organisierten Proletariats, daß die Körperschaft, die im Parlament nur deshalb zählt und Gewicht hat, weil sie im Namen der sozialistischen Partei spricht, heute durch kein normales Mittel dazu genötigt werden kann, sich dem Willen dieser Partei zu beugen. Der Froschmäusekrieg

der Abgeordneten hat gerade durch seine Kleinlichkeit die große Gefahr aufgedeckt, der die italienische Partei Tür und Tor geöffnet hält, seit der Reformismus in unermüdlicher Kleinarbeit das Gerüst der Parteidisziplin systematisch abgetragen hat.

Der kommende Parteitag von Reggio Emilia sollte es sich zur Hauptaufgabe stellen, eine straffe und zentralisierte Parteiorganisation zu schaffen. Diese schließt auch die praktische Lösung des Konfliktes zwischen Rechts- und Linksreformisten ein. Keine der drei Gruppen, in die heute die italienische Partei zerfällt: der Rechtsreformisten, der Linksreformisten und der Revolutionäre, kann allein auf die absolute Mehrheit auf dem Parteitag rechnen. Die einzige Grundlage, auf der eine Koalition zwischen Linksreformisten und Revolutionären zustande kommen kann, wäre die der Schaffung einer straffen Organisation. Jedenfalls wäre diese Grundlage der eines Kompromisses vorzuziehen, das lediglich das taktische Verhalten dem Kabinett gegenüber im Auge hätte. Heute könnten sich Linksreformisten und Revolutionäre in diesem Punkte einigen; aber jede Änderung des Kabinetts kann diese Einigung aufheben. Die Linksreformisten haben ja nicht mit ihren Voraussetzungen gebrochen, sie lassen weiter den Ministerialismus gelten und schließen auch die Möglichkeit des Eintritts eines Sozialisten in ein Kabinett nicht aus. Wie können sie da in irgend einer prinzipiellen oder taktischen Frage die Bissolatianer verleugnen, da sie doch damit sich selbst, ihre jüngste Vergangenheit und vielleicht ihre dicht bevorstehende Zukunft verleugnen würden?

Wenn sie sich von ihrer Auffassung lossagen können, die in der Parteiorganisation einen Organismus anstrebt, der die höchste Anpassungsfähigkeit an den Wechsel der politischen Situationen und Stimmungen aufweisen soll, dann bieten sie den Revolutionären die einzige Basis, auf der ein Zusammengehen möglich ist, und sie eliminieren gleichzeitig automatisch jene Äußerungen des Rechtsreformismus, die die Turatianer heute als Entartung empfinden.

Offen und schlicht gesagt, sind doch die beständigen Konvulsionen des inneren Parteilebens in Italien eine Folge der geringen Fähigkeit der Mehrheit, ihren Willen und ihre Auffassung durchzusetzen. So hat sich nie ein Parteitag gefunden, der den Eintritt eines Sozialisten in die Regierung gebilligt hätte, und trotzdem war der Fall Bissolati in Italien möglich, und er hat es vermocht, die ganze Partei in ungeheure Aufregung zu versetzen und die Einberufung eines außerordentlichen Parteitags zu erzwingen. Heute sind die Rechtsreformisten, wie die Abstimmung von Modena gezeigt hat, eine geringe Minderheit in der Partei. Trotzdem verfügen sie ungefähr über die Hälfte aller sozialistischen Mandate in der Kammer, haben eine starke Vertretung im Parteivorstand, spielen eine Rolle, als ob die ganze Partei hinter ihnen stände, und gelten vielfach als die authentischen Wortführer des Proletariats. Daß die Parteimehrheit die Disziplin will, hat die Mailänder Zusammenkunft gezeigt: das hat die Abgeordneten nicht gehindert, durch ihr Votum vom 8. Februar jeder Disziplin Hohn zu sprechen.

Diese Tyrannei der Minderheit ist eine Folge der Autonomie. Heute bezeichnet in Italien jeder Wahlkreis selbständig seinen Kandidaten, und es bleibt vollkommen ihm überlassen, Wahlbündnisse mit Republikanern und Radikalen abzuschließen oder nicht. Natürlich fällt die Wahl auf den

Kandidaten, der die größten Aussichten auf Erfolg bietet, und das ist meist ein Advokat, und zwar einer, der auch bei der bürgerlichen Demokratie gut angeschrieben ist und auf ihre Stimmen rechnen kann, also sicher kein Revolutionär.

Auf Grund vorwiegend lokaler und opportunistischer Erwägungen wird also der Abgeordnete bezeichnet, und der geht dann ins Parlament und vertritt, ohne irgend einer Kontrolle zu unterstehen, das sozialistische Proletariat. Über ihm steht nur der Parteitag. Der begnügt sich meist, für Vergangenes eine Indemnitätsbill zu gewähren und der Fraktion ein „Sündige hinfort nicht mehr" auf den Weg mitzugeben. Wie schüchtern der Parteitag der Fraktion gegenüber vorgeht, haben wir ja in Modena gesehen, wo das entscheidende Votum über die Taktik der Fraktion in die folgende Formel gekleidet war: „Der Parteitag gibt der Meinung Ausdruck . . ."!

Bricht man mit diesem Schlendrian, unterstellt man die Fraktion der Kontrolle des Parteivorstandes, also einer Körperschaft, die direkt aus dem Parteitag hervorgeht und von ihm ihr Dasein herleitet, dann wird ein Teil der Rechtsreformisten automatisch ausgeschaltet. Die diamantne Unbeugsamkeit einiger Hyperindividualisten wird sich nie und nimmer diese Kontrolle gefallen lassen, und Leute, die einer Diskussion ihren unweigerlichen Entschluß voranschicken, nur nach ihrem eigenen Kopfe zu handeln, werden einer auf Disziplin beruhenden Organisation notwendig den Rücken kehren. Die anderen werden von Fall zu Fall mit sich und ihrem Gewissen abmachen müssen, wo das Wesentliche ihrer Überzeugung liegt: im Rahmen der Parteiauffassung trotz einer vielleicht gelegentlich lästigen Unterordnung oder außerhalb dieses Rahmens bei ungehemmter Geltendmachung ihrer persönlichen Ansicht. Was die „Entartung" des Reformismus zum bürgerlichen Radikalismus betrifft, deren Möglichkeit immerfort besteht, so würde auch sie durch straffe Disziplin praktisch bedeutungslos werden, eben weil die Disziplin das einzige Mittel ist, um den Mehrheitswillen durchzusetzen. Heute befindet sich die italienische Partei in der tragikomischen Lage, ihren offiziellen Ausdruck im Rechtsreformismus zu finden, der keineswegs der Mehrheit der Partei entspricht. Solange die Mehrheit auf ihrer heutigen Ablehnung des Rechtsreformismus verharrt, muß sie bei einer normalen Parteiorganisation imstande sein, seine praktischen Äußerungen innerhalb der Partei unmöglich zu machen.

Wenn wir uns in Reggio Emilia wieder über die fernen Möglichkeiten des „Hineinwachsens in den Zukunftsstaat" unterhalten wollen, dann wird die Kluft zwischen Bissolati und Turati mit einem Schlage verschwinden. Denn diese Kluft ist einmal durch verschiedene Einschätzung einer vorübergehenden Situation gegeben, mit der schon die nächste Zukunft aufräumen kann, dann durch Gefühls- und Temperamentsnuancen, die auch nur durch konkrete Verhältnisse ausgelöst werden. Sollte sich die Diskussion noch einmal um Revolutionarismus und Reformismus drehen, dann ist ihr einzig logischer Abschluß ein Votum, das die beiden feindlichen reformistischen Brüder wieder gegen die Revolutionäre vereint. In diesem Falle hätten wir gerade die Situation erhalten, deren Unerträglichkeit den Linksreformisten so klar zum Bewußtsein gekommen ist.

Legt man dagegen der Parteitagsdebatte die politische Situation des Augenblicks zugrunde, die übrigens im nächsten Juni wesentlich von der

heutigen verschieden sein kann, dann ist allerdings ein taktisches Einvernehmen zwischen Linksreformisten und Revolutionären möglich, aber es wird immer nur Dauer haben, solange nicht ein neues Kabinett durch neue Versprechungen den opportunistischen Antiministerialismus der Turatianer besiegt. Die bisherige Geschichte der italienischen Partei läßt es nicht gerade wahrscheinlich erscheinen, daß die Linksreformisten sich der Festlegung ihrer Taktik auf zwei Jahre beugen würden, wenn äußere Veränderungen ihnen eine andere Taktik nahelegen.

Sollte sich dagegen in Reggio Emilia eine Koalition zwischen Linksreformisten und Revolutionären bilden, welche die straffe Parteidisziplin und die Unterordnung der Fraktion unter den Vorstand zur Grundlage nimmt, so würden dadurch die Linksreformisten den Revolutionären eine ernst zu nehmende Garantie gewähren, ohne die man sie überhaupt kaum noch als bündnisfähig ansehen kann. Durch Anerkennung der Notwendigkeit einer festgefügten Organisation würden die Turatianer mit einem entscheidenden Teil ihres Reformismus brechen, mit jener Auffassung, die in ihrer Vergötterung des Tatsächlichen jede prinzipielle Orientierung ablehnt und die Massen dem Instinkt ihres wirtschaftlichen Kampfes, die Führer ihrer ohnehin großen Anpassungstendenz an das bürgerlich-parlamentarische Milieu überlassen will. Sobald das Organisationsstatut die Durchsetzung des Mehrheitswillens gewährleistet, schrumpft der Rechtsreformismus zu einer ungefährlichen Formel zusammen. Die Linksreformisten haben die verhängnisvollen Folgen der Autonomie diesmal mit Händen greifen können. Sie mögen nun zeigen, daß sie mit ihr gebrochen haben: dadurch führen sie den praktischen Bruch mit dem Rechtsreformismus durch.

Mag sein, daß auch Bissolati und die Seinen für das Proletariat oder für gewisse proletarische Gruppen Vorteile erzielen können. Die Partei kann unmöglich diese Frage beständig in den Mittelpunkt ihrer Diskussion stellen. Es genügt, daß die Mehrheit der organisierten Sozialisten deutlich sage, ob sie zu diesen Experimenten Vertrauen hat und gewillt ist, für sie verantwortlich zu zeichnen. Ist sie das nicht, so muß sich der Teil des Reformismus, dem die Massen ihr Vertrauen entzogen haben, eben außerhalb des Parteiverbandes betätigen. Heute besitzt dieser Verband als organisatorisches Gewebe fast unbegrenzte Dehnbarkeit. Man schaffe eine straffe Organisation, und die „Führer" werden sich dem Mehrheitswillen beugen müssen. Und die heutige Diktatur der Fronde wird aufhören.

Literarische Rundschau.

Benj. R. Tucker, **Die Stellung des Anarchismus zur Trustfrage.** Ein Vortrag. Aus dem Englischen von Theo Jucker. Propaganda des individualistischen Anarchismus in deutscher Sprache. Achtes Heft. Treptow bei Berlin 1911, Bernhard Zacks Verlag. 10 Seiten. Preis 10 Pfennig.

Von allen Spielarten des Anarchismus ist die „individualistische", die im Gegensatz zur kommunistischen steht, wohl die allerhilfloseste und naivste. Sie tritt heute nur mehr als Karikatur der Lehren Proudhons auf; seine ökonomische Konfusion und moralisierende Betrachtungsweise erscheinen hier noch verzerrt und übertrieben.

Besonders deutlich mußte das in Erscheinung treten, wenn eine so komplizierte Frage wie die der modernen Trusts untersucht werden sollte. Tucker geht von dem Satze aus, daß das Recht auf Vereinigung ebenso unanfechtbar ist wie das Recht auf Wettbewerb. Daher ist der Trust „an und für sich eine unanfechtbare Institution“. Als ob es auf das moralische Recht der Großkapitalisten, Trusts zu bilden, ankäme!

Allerdings sind die enormen Reichtumsanhäufungen in einer Hand nach Tucker „anormal und gefährlich“; aber an diesen Anhäufungen sind nicht die Trusts schuld, sondern unsere verfehlte — Währung. Allen sozialen übeln wäre abgeholfen, wenn jedermann das Recht erhielte, Schuldscheine als Währung auszugeben. Doch diese Aufwärmung und Karikierung Proudhonschen Unsinns mag lieber mit Tuckers eigenen Worten wiedergegeben werden.

„Das Monopol“, sagt er, „kann nur abgeschafft werden durch die Umwandelbarkeit alles einen Marktwert habenden Besitztums in Währung — das heißt dadurch, daß alles Besitztum in Währung umgewandelt werden darf, und alle Währung da zirkulieren kann, wo sie anerkannt wird. Und das ist nicht nur eine Lösung der Trustfrage, sondern überhaupt der erste Schritt, der in der ökonomischen und sozialen Reform getan werden sollte, und der größte einzelne Schritt, der getan werden kann.“

Wahrlich, vor diesen Umstürzlern braucht die bürgerliche Gesellschaft nicht zu zittern. G. Eckstein.

Zeitschriftenschau.

In „The International Socialist Review“ vom Dezember bringt Charles Edward Russell unter dem Titel **„Ein großer Kämpfer für das Gemeinwohl“** eine Erinnerung an Wendell Phillips, der ihm als der bewundernswerteste Mann erscheint, den die Englisch redenden Völker hervorgebracht haben. Er kämpfte immer für die Sache der Schwachen, ohne je an sich selbst zu denken; er opferte Freundschaft, Zukunft, Ehrenämter, um nur seiner Überzeugung zu dienen — gewiß etwas Seltsames in einem Lande, wo alles den Erfolg anbetet. Er schloß sich der Sache der Antisklavereibewegung an, als diese hoffnungslos erschien; er durchschaute die wirtschaftliche Grundlage der Sklaverei und goß daher noch mehr als über die Sklavenhalter, die nur ihrem Profit dienen, seinen Zorn und seine Verachtung über die Geistlichen und Juristen aus, die die Sklaverei mit Bibelworten und Rechtsphrasen verteidigten. Man nannte ihn einen Fanatiker, denn er wollte von Kompromissen nichts wissen und opferte alles für Prinzipien, die er einmal als die richtigen erkannt hatte. Die zahllosen Kompromißler, die es auf den Kampf nicht ankommen lassen wollten, schalten ihn irrsinnig. Als aber der Kampf in dem Bürgerkrieg ausgekämpft und die Sklaverei abgeschafft wurde, war er einer der Helden des Tages geworden; ein Gouverneurposten wurde ihm angeboten und ein Platz im Senat. Aber sonderbar, er wies sie zurück; denn er hatte schon erkannt, daß die Frage der Sklaverei nur einen Teil der größeren Frage der Arbeit und ihrer Versklavung bildete. Er schloß sich der Achtstundenbewegung an und hielt 1865 eine Rede über das Problem der Arbeit — und jetzt war jedermann überzeugt, daß er geisteskrank sei. So gewaltig und groß ist die Macht des Kapitalismus, die öffentliche Meinung zu regieren und zu vergiften, daß, wo man jetzt von Phillips liest, nur seine Tätigkeit bis 1863 erwähnt wird. Obgleich er noch zwanzig Jahre für die Sache der Arbeit unermüdlich tätig war, wurde er seitdem totgeschwiegen. Er hatte die bürgerliche Ordnung angegriffen, den Profit kritisiert, und dafür gibt es keine Verzeihung. In keiner Schule wird sein Name erwähnt, kaum einen Amerikaner gibt es unter tausend, der je von ihm gehört hat, trotzdem er sicher unter die gewaltigsten Redner gehört, die die Welt je sah, und einen großen Einfluß ausübte. Das beweist, daß die Geschichte nur im Interesse des Kapitalismus geschrieben wird. Um so mehr hat die Ar-

beiterbewegung Anlaß, ihn nicht zu vergessen und die Jugend auf das leuchtende Vorbild von Prinzipientreue und Kampfesmut hinzuweisen.

Im Januarheft finden sich einige Artikel von Eugen Debs und Frank Bohn über den Mac Namara-Fall, die hier nicht wiedergegeben zu werden brauchen, da in dem Aufsatz von G. Eckstein („Neue Zeit" Nr. 19) schon darauf Bezug genommen ist. Die weiteren Diskussionen, zu denen dieser Fall Anlaß gab, knüpfen vor allem an Haywoods Broschüre an. Wir bringen hier einen Auszug aus einigen dieser Artikel im Februarheft.

„Gesunde sozialistische Taktik" ist der Aufsatz von Eugen V. Debs überschrieben. Die Sozialisten sind über die Prinzipien in der Regel einig; ihre Differenzen bewegen sich um die Taktik, und in der Tat ist auch eine richtige Taktik das Allerwesentlichste für unsere Bewegung, wesentlicher noch als ein richtiges Prinzip. In taktischen Fragen können wir uns nicht durch ausländische Beispiele leiten lassen, sondern wir müssen unsere eigene Taktik entwickeln; dazu dient die Diskussion, die ohne persönliche Bitterkeit geführt werden soll. Haywood ist sehr scharf angegriffen worden wegen der Sätze in seiner Broschüre, daß der sozialistische Arbeiter keinen Respekt für die Eigentumsrechte der Bourgeoisie hat, daß er jede Waffe benutzt, womit er den Kampf gewinnen kann, und nicht zaudert, die Eigentumsgesetze zu brechen, die von den Kapitalisten im eigenen Interesse gemacht worden sind. Aber ich glaube, daß diese Sätze vollkommen richtig sind. Jeder Sozialist, der weiß, wie die kapitalistischen Gesetze zustande kommen, wie diese Eigentumsrechte durch Betrug und Gewalt entstanden sind, muß sie verachten und hassen. Aber deshalb bricht er nicht individuell die Gesetze; er gehorcht, unter Protest, weil er zu schwach ist, dagegen etwas zu tun. Hat er die Macht, sie zu beseitigen, so tut er das sofort. Deshalb bin ich auch gegen direkte Aktion und Sabotage; die Propaganda der Tat ist anarchistisch, nicht sozialistisch; diese Methoden sind nicht revolutionär, sondern reaktionär, und demoralisieren diejenigen, die sie benutzen. Sie sind zu verwerfen, nicht weil sie auf Gewalt, auf Machtanwendung (force) beruhen, sondern umgekehrt, weil sie darauf nicht beruhen. Der Schlag, den der Mann der Gewalttätigkeit dem Gegner versetzt, fällt auf ihn selbst zurück. In früherer Zeit und unter Ausnahmeverhältnissen konnte die heroische Tat eines einzelnen etwas nutzen, aber der Sozialismus kann darauf seine Taktik nicht gründen.

Die ganze Arbeit der sozialistischen Bewegung muß in vollster Öffentlichkeit stattfinden; nur durch ihren eigenen gemeinsamen Willen können die Arbeiter sich befreien. Die amerikanischen Arbeiter haben Ehrfurcht vor dem Gesetz, und kein Spott wird daran etwas ändern; solange sie das Stimmrecht und das Recht der Organisation haben, werden sie keine Anhänger der direkten Aktion werden.

Das Wachstum der I. W. W. ist durch ihre Taktik aufgehalten worden; denn ihr Prinzip des industriellen Unionismus ist vollkommen richtig. Solange die I. W. W. an dieser Taktik festhält und verächtlich über die politische Aktion spricht, wird der amerikanische Arbeiter sie als eine anarchistische Organisation ansehen. Nur durch gründliche Aufklärung und politische und industrielle Organisation kann die Befreiung der Arbeiter erreicht werden. Daher soll die Partei auf ihrem nächsten Kongreß klar gegen die Sabotage Stellung nehmen.

Es wird auch viel über das Vordrängen der sogenannten Intellektuellen in der Partei geredet; bei vielen Arbeitern ist als Reaktion dagegen eine Mißstimmung gegen die Intellektuellen überhaupt vorhanden. Wir können aber Leute, die was wissen und studiert haben, gut gebrauchen; nur nicht als Führer und im Vorstand, dafür haben die Arbeiter selbst Kräfte genug, sondern als Redner, Diskussionsleiter, Autoren, Zeichner, Forscher usw.; da sind sie sehr nötig. Wechsel im Amte ist auch notwendig, damit die Vorstände keine Bureaukraten werden und sich nicht als unentbehrlich betrachten.

Viel Unwillen ist in der Partei entstanden, weil der Vorstand eine Untersuchung der Verhältnisse des Verlagshauses Kerr & Co. (Herausgeber der

„Review“ und der meisten sozialistischen Literatur) anordnete. Gewiß hat die Revue vieles veröffentlicht, womit mancher nicht einverstanden war; um so besser, denn der freie Meinungsaustausch ist auch bei uns die Hauptsache. Das Verlagshaus besteht aus 1500 Teilhabern, meist aktiven Mitgliedern der Partei, und braucht die Fürsorge des Vorstandes nicht. Wenn aber das Ziel dahin gehen sollte, die freie Meinungsäußerung, vor allem die Stellungnahme für den industriellen Unionismus und gegen den alten Tradeunionismus zu bestrafen, so wird eine solche Einmischung nicht geduldet werden können. Die Partei darf sich nicht gegen den industriellen Unionismus erklären, sondern muß sich umgekehrt an dessen Seite, als einzige revolutionäre Methode gegen die reaktionäre Gewerkschaftsmethode erklären.

Unter der Überschrift **„Gewalt im Klassenkampf“** schreibt Marcus Hitch: Wir kennen zwei Methoden des Klassenkampfes: politische Aktion und Gewalt. Beide werden von den europäischen Sozialisten anerkannt, aber mit Unterschied. Die politische Aktion gilt für konstitutionelle Länder; wo aber der Despotismus herrscht und die politische Aktion ausgeschlossen ist, bleibt Gewalt das einzige Mittel. Nun haben wir unsere sozialistischen Theorien von Europa bekommen; und da in Amerika ein freies Wahlrecht herrscht, lag der Schluß nahe: Gewalt ist hier unangebracht. Aber in dieser Beweisführung steckt ein Fehler; alle Staaten mit Stimmrecht sind nicht gleich. Präsident Taft selbst hat uns darüber aufgeklärt. In einer Botschaft, die sofort allen Juristen des Landes als Broschüre zugestellt wurde, hebt er das Recht des Obergerichtshofs hervor, die Beschlüsse der Kongresse zu vernichten. Dieses Recht der Gerichte, sagt er, ist etwas Einzigartiges in der Welt, hat überall Bewunderung und Aufmerksamkeit erregt und gibt unseren Richtern eine viel höhere und verantwortungsvollere Stellung als in irgend einem anderen Lande. Das ist richtig; wir leben nicht unter einer konstitutionellen Demokratie, sondern unter einem richterlichen Despotismus, wie nirgends in Europa. Eine Mehrheit von 5 (unter 9) Richtern, fürs Leben ernannt und unverantwortlich, unfaßbar, die ihre usurpierte Macht hinter einer unabänderlichen Verfassung versteckt, regiert absolut wie in Rußland der Zar. Die gewöhnliche politische Aktion der Demokratie ist dagegen so machtlos wie die alten Gewerkschaften; daher ist Gewalt nur allzu berechtigt. Nur Widerstand gegen diese usurpierte Macht kann sie eindämmen; gesetzlicher Widerstand ist unmöglich, da das Gericht jedes gegen seine Befugnisse gerichtete Gesetz für verfassungswidrig erklärt. Im Jahre 1860 sagten die Republikaner: alles, was für die Menschenrechte ist, ist verfassungsgemäß; später zeigte sich als der wahre Sinn des Satzes: alles, was für den Kapitalismus ist, ist verfassungsgemäß; deshalb soll das Proletariat dem Satze huldigen: alles, was für die Arbeiterklasse ist, ist verfassungsgemäß.

Nach dem Gesetz ist Gewalt nie berechtigt; taktisch ist sie bisweilen berechtigt; moralisch ist sie für eine unterdrückte Klasse immer berechtigt. Wir können darüber streiten, ob Gewalt taktisch schädlich oder nützlich ist, aber diejenigen, die sie als eine empfehlenswerte Methode ansehen, dürfen nicht moralisch verdonnert werden. Diese kapitalistischen Moralpredigten gegen die Gewalt sollen uns nicht rühren.

Der Herausgeber bedauert in einer redaktionellen Notiz, daß Debs in seinem Aufsatz die direkte Aktion ablehnte, indem er ihr die Bedeutung der individuellen Gewalttätigkeit unterlegte, wie es auch unsere Gegner machen. In der „Review“ wurde die direkte Aktion immer verteidigt in dem Sinne von direkten Aktionen der Arbeitermassen, worin, im Gegensatz zu der politischen Aktion, wobei man mittels Vertretern handelt, die Massen selbst organisiert auftreten. Die „Review“ tritt für politische Aktion und direkte (industrielle) Aktion als zwei Aktionsformen ein, die einander ergänzen.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Feuilleton der Neuen Zeit

Nummer 49 o o o o o o o o o o Ausgegeben am 22. März 1912

Inhaltsverzeichnis: Mythologie und Anthropologie in der Kulturgeschichte. Von B. Sommer. Hafis. Von Diefenbach. — Bücherschau: Alfons Petzold, Memoiren eines Auges.

Mythologie und Anthropologie in der Kulturgeschichte.

Von **B. Sommer.**

Im vorigen Jahre tobte der Kampf zwischen den theologischen Mythologisten und den „Historikern" in der Theologie — den Vertretern einer pantheistischen Philosophie und den „liberalen" Theologen —, um die Frage, ob Jesus wirklich gelebt habe oder nur ein Idealbild der lebhaften religiösen Erwartung, des dichtenden Enthusiasmus der nur die Gedanken des Heidentums weiterbildenden Erlösungsbedürftigen sei. Auch diese Zeitschrift hat davon Notiz genommen. Augenblicklich ruht dieser Streit wieder, jede Partei hält sich für den Sieger, obwohl dem Nachdenkenden gewiß klar geworden sein muß, daß die Mythologisten die „Stützen eines wahrhaften Lebens Jesu" völlig in Trümmer geschlagen haben. Als wirklich gelöst kann die Frage noch nicht betrachtet werden, es liegt aber auch nichts an einer Person Jesus, da der Wert, den ihr die liberalen Theologen beilegen, ihr gar nicht innewohnt.

Der Streit um die Entstehung des Christentums hat aber eine andere wichtige Frage nicht gelöst, nicht einmal berührt, weil hier die feindlichen Parteien noch durchaus auf gemeinsamem mythologischen Boden stehen, nämlich die Frage über das *Wesen* und die *Entstehung der Religion überhaupt*. Hier erklären Mythologisten wie Historiker die Religion gleicherweise als Wahrheit, weil sich dem Menschen infolge seines Zusammenhanges mit dem All, des Zusammenhanges seines Geistes mit dem Weltgeist, diese Wahrheit notwendig *vor aller Erfahrung* (auch die höchsten materiellen „Offenbarungen" der Orthodoxen erscheinen als solche Erfahrungen) ergäbe, denn dieser Weltgeist oder Gott ist des Menschen eigenstes Wesen, dessen dieser sich durch das „religiöse Gefühl" bewußt wird oder sich einfach wiedererinnert. Dies der Kern aller Religionsphilosophie von Plato bis Hartmann, mag sie ihn auch in tausend verschiedene Wendungen kleiden. Hier sind alle Gottsucher Mythologisten, da sie die Figuren der heidnischen Mythologie wenigstens als Ahnung vom wahren Wesen Gottes gelten lassen.

Und zu ihnen gehören alle idealistischen, das heißt spiritualistischen, das heißt theologischen Historiker überhaupt. Das Prinzip, von dem sie ausgehen, hat der vielschreibende Kulturhistoriker O. Henne (am Rhyn) ausgesprochen in den folgenden Worten: „Die Kulturgeschichte ist die Darstellung der durch die Naturgesetze *nicht* erklärbaren großen und wichtigen Ereignisse und Zustände im Dasein des Menschen, sie ist die Erzählung dessen, was der Mensch vollbracht, *ohne* dazu durch die Natur angetrieben zu sein, sie ist die ‚Geschichte' im höchsten, reinsten Sinne und Geiste" (Kulturgeschichtliche Skizzen, 1889, S. 6). Da Kult- und Religionsgeschichte auch

Teile der Kulturgeschichte sind, so fallen sie ebenfalls unter diese Erklärung, und auch der genannte Autor gelangt zu dem schon erwähnten Weltgeist, wenn er erklärt, daß der Geist, der jetzt im Menschen wirkt, einst in der noch planetenlosen Sonne, im Urnebel, in der Ewigkeit sich befand. So sind wir Sonnen-, Nebel-, Ewigkeitskinder. Wir unsererseits, die Ewigkeitskinderei ablehnend, würden für einfache Nebelkinder plädieren.

Wir wollen den eben dargelegten Kern der spiritualistischen Weltanschauung, wonach der „Geist" seit Urzeiten im Menschen steckt und sich in ihm, unabhängig von Naturgesetzen, manifestiert, als „Uroffenbarung" bezeichnen.

Da wir nun schon an unser Thema herangekommen sind, wollen wir die Philosophen mit ihrem „religiösen Gefühl" und dem Glauben (denn ein solcher ist es, beweisen läßt er sich zugegebenermaßen nicht) an die Offenbarung links liegen lassen und bei den theologischen Historikern bleiben, zu denen nicht nur studierte Theologen, sondern ihrer theologischen Weltanschauung wegen auch die meisten Historiker überhaupt zählen. Denn diese Theologen insgesamt wollen uns die Richtigkeit ihrer religiösen Behauptungen historisch beweisen — ihre Beweise sind einer wohlprotektionierten, staatlich approbierten Wissenschaft entnommen, und da kann es ja gewiß nicht fehlen. Jedoch wir wollen nichts ungeprüft hinnehmen und den Weltgeist vorläufig einmal nicht molestieren. Wenn er sich zeigt, werden wir es gewiß merken.

Religion, die wir hier nur als „Gottesglaube" verstanden wissen wollen („Gottesverehrung" würde die Philosophie zum Teil ausschließen), kann offenbar nur auf zwei Wegen entstanden sein: durch menschliches Nachdenken oder eine „Offenbarung". Die orthodoxe, dogmatische protestantische Theologie behauptet: Gott hat sich selbst in eigener, von sich selber freilich verschiedener Gestalt (das ist eben das Mysterium) den Menschen offenbart. Sie erkennt auch frühere Gottesoffenbarungen an, so gegenüber dem Adam, dem Noah, Moses, Jakob und Elias in eigener Person, dem Abraham und vielen anderen durch Engel, in den Propheten durch Eingebung, jederzeit durch „Wunder". Auf die Einzelfragen, warum die Gottheit die Sache nicht gleich mit einer Manifestation abgemacht hat und der Menschheit damit viel Irrtum erspart hat, da die verschiedenen Offenbarungen doch offenbar sich widersprechen, soll hier nicht eingegangen werden, weil wir die ganze Sache, als wissenschaftlicher Behandlung nicht zugänglich, beiseite lassen. Auch die theologischen Historiker können solche unverbürgten angeblichen Tatsachen nicht brauchen.

Bleibt der Weg des menschlichen Nachdenkens. Aber das menschliche Denken kann richtig und unrichtig, sein Resultat wahr oder falsch sein. Außerdem setzt sich der Denkprozeß kettenförmig fort, und wenn eins seiner Glieder oder eine einzige kleine Voraussetzung falsch ist, kann das Resultat einer Gedankenreihe nicht wahr sein. Daher die vielen, die Zahl der Wahrheiten übersteigenden Irrtümer in der Welt. Wie jede Philosophie, kann auch jede Religion — sie sind ja eng verwandt — falsch sein.

Daß jede Religion falsch sein muß, soll hier nicht bewiesen oder nur behauptet werden, wohl aber das liberale Christentum, und man darf deshalb wohl sagen: alle bisher bekannte Religion, sobald sie sich dazu herbeiließ, falsche geschichtliche Beweise für sich ins Feld zu führen. Diese Be-

weise sind angeblich der Anthropologie und Ethnologie entnommen, aber nichts weniger als wissenschaftlich. Der Hauptvertreter dieser Anschauung ist der Oxforder Professor Max Müller, der sich immer als frommer Christ gegeben, und der seit Mitte des vorigen Jahrhunderts die mythologische oder sogenannte Naturgöttertheorie aufgestellt hat. Diese Theorie ist durchaus unehrlich und hat augenscheinlich den Zweck, die in Verruf gekommenen zeitlichen Offenbarungen Gottes durch die Uroffenbarung, die im Menschen schon seit Anfang seines Daseins wirksam war, nur von ihm nicht recht verstanden wurde, zu ersetzen und sie wahrscheinlich zu machen, sie „wissenschaftlich" zu beweisen. Müller ist vielfach widerlegt worden, und besonders seine Behauptung, die „Naturreligionen", das heißt die einfachen Religionen der Unzivilisierten, seien nur Verwilderungen einer am Anfang dem Menschen aufgegangenen hehren Sonnen-, Gestirn- und Himmelsreligion, haben die Spezialforscher einmütig zurückgewiesen. Müllers Theorie als Ganzes spukt nur noch bei einer Anzahl Schwärmer, stückweise aber noch bei allen Dilettanten und Theologen, und sein, der jetzt tot ist, falscher Voltenschlag, durch den er seine Theorie „bewies", wird heute noch genau so angewandt, wo man die Naturreligionen, wiederum falsch, als Anfangsstadium der Religionsbildung annimmt. Das soll an einem neuen Buche des bereits erwähnten, Kulturgeschichte „popularisierenden" O. Henne bewiesen werden. Henne ist in weiten Kreisen als ein Freidenker gerühmt, ist aber nichts weiter als ein durchaus spiritualistisch denkender, nicht weiter links als die liberale Theologie stehender Kulturkämpfer.

Henne hat eine neue Religions- und Sittengeschichte a l l e r Zeiten und Völker zusammengestellt, die, noch sehr reich illustriert, auf 254 splendid gedruckten Seiten Oktav erschienen ist und schon dem Umfang nach dem reklamenhaften Titel gar nicht entsprechen kann. Noch marktschreierischer ist freilich der Waschzettel, den der Verlag die ihm zur Verfügung stehenden Zeitungen abdrucken ließ — er versprach ein wahres Wunder an Geistesarbeit —, nur in einem vielbändigen Werke hätte dem Genüge geleistet werden können. In Wirklichkeit ist das Buch denn auch ein für die spätere Geschichte des Christentums einigermaßen informierender, für alles andere aber völlig unzureichender Abriß des behandelten Stoffes. Wir befassen uns hier nur mit der Religionsgeschichte, die Sittengeschichte bricht so wie so beim Beginn des Christentums gänzlich ab.

Der Grundfehler des Buches, der eben der des beliebten Systems ist, wird sofort in den Anfangsworten ausgesprochen: „Die Religion ... ist das Bindemittel zwischen den Menschen und etwas G e a h n t e m. Sie beruht auf Fragen, die sich der Mensch vorlegen mußte, s o b a l d e r z u d e n k e n b e g a n n. Diese Fragen beziehen sich auf das Woher, das Wohin und das Warum der ihn umgebenden W e l t" (S. 1). Diese Behauptungen sind nun aber falsch. Denn diese Fragen stellt und sucht zu beantworten die Philosophie, die natürlich älter ist als ihre griechische Spezialität, aber doch nicht so alt wie die Menschheit. Der Mensch beginnt nicht als Philosoph zu existieren, sondern als Tier. Seine erste Denkarbeit richtete sich nicht auf Welterklärung, sondern auf Lebensfürsorge; die ersten Fragen, die er sich stellen konnte und mußte, waren: Wie nähre ich mich mit geringstem Arbeitsaufwand? und Wie erhalte ich mein Leben in den mich umgebenden Gefahren? Hiervon geht nachweislich alle Denkentwicklung aus, nicht von

einer in des Menschen Gehirn hineingeschneiten Vorstellung der „Welt", die selbst schon vorgeschrittenere Naturvölker noch gar nicht besitzen. Hier zeigt sich so recht die Unzulänglichkeit aller Bemühungen, Zusammenfassendes nicht aus Quellschriften und Spezialarbeiten, sondern aus Werken zweiter bis vierter Hand zusammenzustellen. Hennes Literaturverzeichnis enthält nur ein paar wirkliche Quellenwerke — die er aber kaum angeblättert hat —, meist jedoch Popularisierungen, und er verkürzt die kürzesten davon, die oft liederlich, nichtssagend und falsch genug sind, noch viel mehr. Stark verwendet Henne die kleinen Arbeiten in der „Kultur der Gegenwart" (er hätte sich lieber aus Lexis' Einleitung ein wenig über das Wesen der Kultur belehren lassen sollen); das weit bessere religiöse Sammelwerk von Chantepie de la Saussaye kennt er nicht, und Lippert, den deutschen Bahnbrecher für eine Verständlichmachung der Religion, will er nicht kennen. So kommt denn als „wissenschaftliche Arbeit" ein zusammengesuchtes, kunterbuntes Durcheinander zustande, für das der Name Eklektizismus viel zu gut ist. Das Buch zeigt, wie trefflich jener neuere Franzose die deutsche Literatur kannte, der behauptete, von allen deutschen Büchern (jährlich weit über 30 000 gegen nur 10 000 der französischen, aber doch internationalen Literatur) sei nur der zehnte Teil druckenswert, der Rest aber bloße Zusammenstoppelung.

„Das ihm Unbekannte," fährt Henne fort, „ist für ihn (den Menschen) notwendig übermenschlich, übernatürlich" (S. 1). Auch diese „Tatsache" nebst den von Henne daran geknüpften Spekulationen ist falsch, wie die Ethnologen, die Völkerforscher feststellen. Den Begriff des Übernatürlichen, Übermenschlichen besitzt der Urmensch gar nicht, er nimmt die Dinge einfach hin wie heute noch das Tier und — viele Menschen innerhalb der Zivilisation; den erst in jahrtausendelanger Denkarbeit, oder wie andere wollen: durch ebenso lange Erfahrung und Gewohnheit erworbenen Kausalitätsbegriff, den Gedanken, daß jede Wirkung eine Ursache haben müsse, besitzt der Urmensch wie der Denkschwache noch gar nicht; alles, was er sieht, ist ihm ein Wunder, darum verwundert er sich auch über gar nichts, worüber sich dann wieder oft die Reisenden verwunderten. Das Zufällige, Willkürliche, Wunderbare ist dem Wilden der Normalfall, das Natürliche, und er selber handelt ja vorerst mehr zufällig und triebartig als wohlüberlegt. Das Problem, das Henne als gelöst voraussetzt, ist ja eben: wie und über was der Mensch zuerst nachzudenken begann.

In den Glauben des Urmenschen an das Übernatürliche läßt Henne den Glauben an übernatürliche Wesen hineinschneien, die der Urmensch angeblich in den Naturdingen: Steine, Pflanzen, Tiere, Gestirne, Himmel, und den Naturvorgängen: Blitz, Donner, Sturm, zu erblicken meint, und deren Hilfe er erbittet — man erfährt nicht, aus welchem Denkvorgang heraus (S. 2). Das ist nichts als die bereits erwähnte „Uroffenbarung", auf die der Verfasser schon S. 1 mit dem „Geahnten" hinsteuert. Denn aus sich heraus kann der Mensch auf jene niegeschauten „Wesen" (auch dieses Wort hatte er noch nicht, und wo kein Wort, da ist kein Begriff) gar niemals kommen, weil vorerst seine gesamte eigene Erkenntnis sich allein an ihm selber und der ihn umgebenden Natur bildete. In seinem Geiste konnte nichts sein, was nicht vorher in seinen Sinnen gewesen. Nun kannte er aber

außer sich nichts als die sicht-, hör- und fühlbaren Dinge und Erscheinungen. So einfach der Urmensch auch denkt, so denkt er doch logisch, und daß er sich diese Dinge und Erscheinungen, Gestirne und Wetterformen, als Tiere, Menschen oder gar als niemals beobachtete Mischformen von beiden, noch dazu gänzlich unsichtbar, vorgestellt habe, wie Henne und die Müllersche Schule will, ist, wenn man die Uroffenbarung ausschließt, eine jeder Vernunft entbehrende, unbeweisbare Phantasie. Man sucht naiv-kindliche Gemüter mit der Frage aufs Eis zu führen, wieviel Pflaumen zwei Äpfel und drei Birnen seien, und findet natürlich die Antwort: „Fünf." Dieser Scherz erscheint hier aus dem Kindlichen ins Wissenschaftliche übersetzt. Aber wir sind keine Kinder, und wenn man sich den logischen Unsinn in der obigen Behauptung erst einmal klar gemacht hat, wird man staunen, daß dergleichen jahrzehntelang als Wissenschaft gegolten hat und noch gilt.

Dem gemachten logischen Salto können die Naturmythologisten, die Erfinder der „Naturgötter", nur durch weitere halsbrechende Sprünge entgehen. Es gibt nämlich nach ihnen (und Henne schließt sich an), weil sie bei aller Phantasterei und Unlogik sich doch den aufdringlichen Tatsachen nicht ganz entziehen können, noch eine sich später — warum, bleibt ganz unerklärt — einstellende höhere Stufe der Religion des Urmenschen als die des Glaubens an die vermenschlichten oder vertierten Naturvorgänge: das ist der an die abgeschiedenen Seelen von Häuptlingen, Voreltern usw. (Henne, S. 2 und 5). Aber schon vor Erreichung dieser Stufe mußte man sich die Naturerscheinungen als „gleich den Tieren beseelt und gleich den Menschen mit Geist begabt" vorstellen (S. 2). Das Gesperrte rührt von Henne selbst her; ob er damit in geistreicher Weise die Tierseele vom Menschengeist scheiden will, ist nicht ersichtlich, jedoch wahrscheinlich. Aber das Ganze ist doch eine typische Prolepsis, wie sie bei den Theologen alter wie neuer Zeit so oft begegnet. Wenn der Urmensch den Begriff der Seele, der Geister erst auf jener höheren Stufe erwarb, wie konnte er auf der niederen den Gedanken einer Beseelung und Begeistigung vollziehen? Henne gibt keine Antwort, es wird also wohl wieder die Uroffenbarung eingetreten sein, wobei aber wieder rätselhaft bleibt, warum die Seelenverehrung etwas Höheres sein soll. Und wenn der Mensch sich an die ersten übernatürlichen Wesen schon mit Bitten wandte — wer hat ihm eingeblasen, daß Sterne, Sonne, Gewitter usw. Opfer, das heißt Futter brauchen? (S. 2.) Wenn das auch die Uroffenbarung war, so hat sie sich hier einigermaßen geirrt.

In Wirklichkeit braucht die Wissenschaft diese Wunder gar nicht, denn jener von den Naturmythologisten beschriebene angeblich erste Zustand ist Phantasie, ist, weil unmöglich, eben auch gar nie dagewesen. Der „spätere und höhere" Zustand des Seelenglaubens ist tatsächlich das erste Resultat des menschlichen Nachdenkens über die Natur. Erst als der Mensch den Tod denkend erfaßt hatte — und gerade in diesem Augenblick erhob er sich über das Tier, wurde er wirklicher Mensch —, als er infolge des Sterbefalls den Unterschied zwischen dem toten Körper und dem wirkenden Prinzip in diesem begriffen, als er den Begriff von einem „Leben", einer Seele, einem Geiste (alles das sind, gleich Atem, Hauch usw., nur verschiedene Worte für den einen Begriff, die eine Tatsache, aber die Mythologisten unterschlagen sie) gebildet, und zwar nicht in die Luft hineingebaut, son-

dern an den sinnlichen Begriffen der Körperwärme, der Bewegung, des fühl- und sichtbaren Atems, ja dem des davonfließenden Blutes (noch die Bibel sagt: das Blut ist die Seele) sich gebildet — erst dann konnte man auch außermenschliche Dinge, zwar nicht zu „Wesen" (auch dieses Wort deckt sich mit „Seele") machen, aber sie doch mit einem Geiste ausstatten, der freilich nur in ihnen wohnt, nicht mit der ohne ihn geistlosen Behausung identisch ist, der aus ihr herausgehen, außer ihr wirken kann. Das ist der Grundgedanke des Fetischismus.[1] Henne versichert uns aber auch hier (S. 5) nochmals, in den Fetischen stecke kein Geist eines Verstorbenen, sondern die Dinge seien beseelt mit Geistern, deren die Natur voll sei, wie er Seite 2 auch die Gegenstände eine Verehrung genießen läßt. Aber seine beweislosen Behauptungen, die nur die Entstehung der höheren Religionen aus dem Aberglauben alleraltester Zeit vertuschen sollen, erscheinen nun doch nicht mehr glaubhaft.

Den Seelenbegriff schuf also die erste Erhebung des menschlichen Nachdenkens über das rein Tatsächliche, das erste Denken, die Verabschiedung des bloßen Instinktes, der erste Ausflug ins „Geistige", das deshalb mit Recht seinen Namen von der Seele hat. Der Hohn Hennes über den „geistlosen Geisterglauben" (S. 5) fällt ganz allein auf den Höhner selbst zurück, denn er existiert allein in den Köpfen der geistlosen Mythologisten. Der unkritische Eklektizismus Hennes bringt es mit sich, daß er im weiteren Verlauf seiner Darstellung je nach seinen Quellen einmal seine Naturgeister und die späteren Menschenseelen auseinanderhält und jenen den Vortritt läßt, dann aber wieder die Ahnenseelen an den Anfang des Geisterglaubens stellt (S. 6, 12, 13), wo die Naturgeister dann wieder, wie das so ihre Art ist, ganz verschwinden oder aus jenen erst entstehen (S. 6). Henne hätte entweder in der Einleitung oder bei den späteren Lesefrüchten vorsichtiger sein müssen.

Wem Geschichte nur Zeitvertreib ist, der mag solche Auseinandersetzungen kleinlich, spitzfindig und überflüssig finden — der Nachdenkende aber sieht, daß es sich eben um Weltanschauung handelt — den Gegensatz zwischen natürlicher Entwicklung und Wunder. Der mythologische, fabulierende Standpunkt beginnt mit dem Wunder des Entstehens des Geistbegriffs im Menschen aus dem Nichts oder dem Nebel — der anthropologische oder ethnologische, so genannt, weil er aus der wirklichen Beobachtung der Naturvölker gewonnen ist, läßt den Geistbegriff und seine Trennung vom Körperbegriff aus ihrer wirklichen Trennung von Leib und Seele, aus dem Phänomen des Todes entstehen, in dem Augenblick, wo nach unserer Anschauung gerade die „Erscheinung" des Lebens aufhört. Aber wie schwierig auch das Entstehen aus nichts zu fassen ist — noch schwieriger ist dem Naturmenschen das Verschwinden ins Nichts zu begreifen, und so müssen ihm die beobachteten, ihm zum Teil bekannten Seelen, wenn sie den Körper verlassen, weiter leben. Und nun sieht er, der erst die Natur so wenig beobachtet hatte wie seinen eigenen Körper, diese Seelen in den Naturdingen

[1] Fetischismus ist also nicht erste Religion, aber er entwickelt sich bald, weil der Urmensch noch nicht abstrakt dachte und sich einen Geist nur in Verbindung mit einem Gegenstand vorstellen konnte. Erste Fetische sind die Hinterlassenschaft und Körperreste des Toten. Auch das christliche Amulett ist „geweiht und angerührt" von irgend einem Heiligenknochen — einer Reliquie.

wohnen und wirken. Es wollen Forscher selbst noch so tiefstehende Völker gefunden haben, die von dem Wirken nichts wissen.

Und deshalb wird es denn auch wohl bei der modern-wissenschaftlichen, ethnologischen Definition der Religion bleiben, wenngleich sie sich noch nicht überall die staatliche Protektion erkämpft hat: Religion ist die Verbindung des Menschen mit angenommenen Geistwesen, die ursprünglich nichts als die fortlebend gedachten Seelen verstorbener Menschen sind, welche Grundlage auf höherer Stufe meist in Vergessenheit gerät, während die Freiwilligkeit zur Pflicht wird. Die Verbindung wird hergestellt durch den Kult, das ist: Pflege, den die Menschen leisten und der in Gewährung von Nahrung (Opfer) und Vergnügen (Tänze, Gesang, angetraute Götterweiber) besteht; als Gegenleistung werden von den Geistern materielle Hilfe und helfende Nachrichten (durch Orakel, „Begeisterung") verlangt, denn infolge ihrer Unsichtbarkeit, Flüchtigkeit usw. wissen sie ja alles besser als die Menschen. Es stellen sich also Religion und Kult dar als ein Ergebnis der menschlichen Lebensfürsorge, das heißt des treibenden Prinzips aller menschlichen Tätigkeit. Der von einer höheren Kultur vorgestellte „höhere" Geist wird zwar von der theologischen Philosophie mit einem idealistisch-phantastischen Mäntelchen umkleidet, aber der sich wenig ändernde Kult arbeitet diesen Bestrebungen entgegen. Auch die christliche Messe ist nichts als eine durch Gesang und Tafelmusik verschönte Abspeisung des christlichen Gottes. Religion ist Kult und Tradition, also weder Streben nach Wahrheit noch Weltanschauung, die beide sich erst neben ihr und größtenteils gegen sie als Philosophie entwickeln, deren Erklärungen von der Theologie nur unter dem Drucke der Verhältnisse teilweise und widerwillig angenommen werden.

Nachdem so die Grundlage des Henneschen Buches sich als durchaus rückständig und gänzlich unhaltbar erwiesen hat, könnte man es wohl als erledigt erklären, aber zur vollständigen Kennzeichnung dieser Art populärer und hirnverwirrender Buchmacherei — Schriftstellerei wäre hier wirklich zu viel gesagt — soll noch auf einiges Spezielle eingegangen werden.

Ganz unzureichend ist die Einleitung über die religiösen Grund- und Allgemeinfragen. Dazu werden nur zirka 8 Seiten verwendet. Salomon Reinach widmet in seinem prächtigen Buche „Orpheus. Allgemeine Geschichte der Religionen" (deutsch von A. Mahler, Wien 1910), an dem Henne sich hätte ein Beispiel nehmen können und bei dem er auch wirkliche Quellen gefunden hätte, diesem Teile doch wenigstens 26. So hat Henne, selbst wenn er es könnte, nicht einmal Raum, jemanden zu belehren über das Wesentliche, und bringt deshalb bei den einzelnen Völkern in oberflächlichen Bruchstückchen an, was ihm so zufällig bei seinen Gewährsmännern aufstößt. Aberglaube ist, der christlichen Anschauung entsprechend, Entartung „reinerer" Glaubensformen (S. 4), das heißt seiner famosen Naturgötterverehrung. Die Dämonen sind die Geister in den Elementen, wogegen natürlich der Dämon des Sokrates sich wehrt. Sie werden durch Zauberei verehrt. So steht es da. Drei Zeilen später dient sie dazu, die Geister zu beherrschen; man hat die Auswahl — Henne steht ihr ganz ratlos gegenüber. Henotheismus wird (S. 4) erklärt als: wenn der Naturmensch glaubt, in dem jeweils verehrten einzelnen Gott die Gottheit als solche zu verehren — eine liederliche oder über-

stiegene, jedenfalls falsche Formulierung, die den Unzivilisierten einen abstrakten Gedanken zuschiebt, den sie, wie Henne vielen seiner Berichterstatter glauben durfte, noch gar nicht besitzen. Den Begriff der Gottheit „als solche" hat erst die griechisch-römische Philosophie entwickelt. Hier beruft sich Henne sogar mit Unrecht auf Max Müller, der unter Henotheismus die Verehrung eines Stammesgottes versteht, neben dem die anderen Götter nicht geleugnet werden (Pfleiderers nationaler Monotheismus, wie ihn die Juden besaßen). Die Pseudowissenschaft, die die Dinge erklärt zu haben glaubt, wenn sie sie eingeschachtelt, „klassifiziert" hat, kommt bei Henne überhaupt stark zum Vorschein, und seine Klassifikation der Religionsformen wie die der Religionssysteme ist denn auch wirklich „klassisch".

Die bei ihm mangelnden zusammenfassenden Verallgemeinerungen ersetzt Henne durch seine naiven, deren das Buch voll ist. „Wohl nennt man die Erde (in China) Thu oder Hu-Thu, die Mutter der Dinge, aber sie ist nicht wie in anderen Religionen die Gattin des Himmels" (S. 69). Es ist eine Naivität, um nicht zu sagen Dreistigkeit, dergleichen von der Volksreligion von 300 Millionen Menschen, die nicht dogmatisch in ein Buch gefaßt ist, zu behaupten. Jeder Forscher berichtet hier nur von dem kleinen Kreise, den er kennt, und die kaiserliche Staatsreligion, bei der freilich der Mutterkult zurücktreten muß — warum, weiß ein Gelehrter wie Henne freilich nicht —, ist für die Masse des Volkes doch nicht maßgebend. Außerdem ist das auch ziemlich äußerlich — aber jedenfalls stellt der Chinesenkenner Grube fest, daß bei den alten Chinesen die Hu-thu neben Schang-ti (höchster Herr), dem Himmelsgott, die vornehmste Stelle einnimmt, und ihr Name, der „Fürstin Erde" bedeutet, läßt sie jenem wohl als ebenbürtig erscheinen. Also auch hier steht das vergottete Urelternpaar an der Spitze des Systems, was Henne freilich infolge seiner halt- und inhaltlosen Anschauung nicht sehen kann.

Über solche philosophische Fragen: warum wohl die Erde die „Mutter" der Dinge genannt wird, warum es so vielerorts Erd-Muttergöttinnen gibt, zerbricht sich Henne nicht den Kopf — sie kommen ihm wohl überhaupt nicht. Er sagt uns mehrfach, daß die Dinge fetischistisch „besetzt, beseelt und besessen" sind — Konsequenzen vermag er daraus nicht zu ziehen.

Daß das rätselhafte chinesische Tao-te-king: Weg-Tugend-Buch, das in seinem Grundgedanken dem buddhistischen ganz nahe kommt, vielleicht die chinesische Aufmachung des indischen Buches Dhammapada: Weg des Gesetzes, sein könnte, ahnt Henne nicht, denn in seinem Spezialquellchen stand zufällig davon nichts.

„Das Opferfleisch wurde von den Opfernden feierlich verzehrt. Musik und Tanz begleiten die Opfer höherer Personen." (?) Das erzählt der Verfasser in seinem liederlichen, schiefen Deutsch erst auf Seite 70 bei den Chinesen, als ob dies eine chinesische Spezialität wäre, während es doch das Wesen des Opfers ist, schon auf den einfachsten Stufen zutage tretend, daß die Gottesdienst Übenden eben mit den Geistern vereint speisen, musizieren und tanzen. Ähnlich bei Japan (S. 84): Die Menschen leben als Geister fort und wohnen auch in den Tempeln, „die wahre Geisterhäuser sind". Ja, was sind sie denn anderswo? „Der Schintotempel besteht aus dem Heiligtum der Gottheit, das nur Priester betreten

dürfen, und der Gebetshalle" usw. Aber wo ist es denn anders? Darf der gewöhnliche Nigger in die Fetischhütte? Waren Sie noch nie in einer katholischen Kirche? Kennen Sie nicht den dortigen Unterschied zwischen Pfaffen- und Laienkirche?

Vom Zusammenhang religiöser Gedanken und Einrichtungen mit politisch-wirtschaftlichen Verhältnissen findet sich bei Henne natürlich keine Spur. Von den Götterverschmelzungen in Babylonien und dem Wechsel in den Sonnengöttern in Ägypten wird geredet, als sei das einerseits bloß Spaßsache und Sportfexerei, Geschmacksfrage gewesen, und als ob andererseits das Volk, das damals sicher noch mehr als heute noch in der Christenheit, bei seinen alten Gespenstern blieb, sich für diese dynastischen Vorgänge überhaupt interessiert hätte. Gerade hier und bei Indien, wo man es geradezu mit Händen greifen kann, daß bestehenden Klassen (Kasten) auch Klassenreligionen entsprechen, findet sich von dieser Erkenntnis keine Spur. Aber Henne folgt hier eben Ed. Meyer, der von der jüngeren Forschergeneration wegen seiner Rückständigkeit längst abgeschüttelt ist.

In echt Max Müllerschem Umsturz alles Tatsächlichen ist der Tote bei Henne nicht das Vorbild des Gottes Osiris, sondern dieser das „Urbild" (?!) aller Toten — man mag sich dies vorstellen, wie man Lust hat. Dümichen erklärt zwar sehr verständlich Osiris als: männliche As (Seele), Isis als: Seelen-Sie —, aber wo folgte Henne je etwas Verständlichem? Das stolze Religionssystem des ägyptischen mittleren Reiches ging nicht etwa durch den Verfall der politischen Macht zugrunde, sondern während seines Verfalls ist die politische Macht zugrunde gegangen — Herr Henne macht nicht Böcke, weil er nichts recht studiert hat, sondern studierte nichts, um erfreuliche Böcke machen zu können.

Bei den Griechen macht der Autor wieder eine ganze Anzahl hervorragender Entdeckungen. Daß die Gastfreundschaft keine Tugend, vielmehr eine soziale Notwendigkeit war, lernen wohl heute schon die Gymnasiasten. Ja, der philiströse Sittenschilderer hat noch nicht einmal erfahren, daß die Ehe, wie er bei den Griechen beklagt, gar kein natürliches, sondern ein soziales und bei den meisten Völkern sogar ein bloßes Machtverhältnis ist.

„Über allen Sitten- und Rechtsverhältnissen schwebte in unerreichbarer Höhe die von ihnen nicht berührte Religion" (S. 146) der Griechen. Unglaublich, aber wörtlich. Die mangelnde Scheidung der Religion der Herrschenden und des Volkes, wozu in Griechenland noch die der Dichter kommt, führt hier wieder einmal zu der erschütternden Entdeckung, daß die Religion in Hellas zugleich eine Staatsanstalt war. Welcher Staat hatte keine solche? Sie war auch „ein Gemeingut der Hellenen", was je nachdem eine Plattheit oder ein Unsinn ist.

Natürlich ist Zeus der Dyaus, der Licht- und Himmelsgott Max Müllers, obwohl die Tatsachen an die Hand geben, daß das Wort nur den „Geist" schlechthin bezeichnet. Ist der Zeus herkeios ein Wohnungshimmel oder ein Wohnungsgeist? Beherbergen die Zeusgräber gestorbene Sonnen oder ebensolche Menschen?

Die griechischen Mysterien erklärt Henne ziemlich richtig aus der Jenseitssehnsucht; besser wäre freilich: Hadesfurcht gewesen. Daß die babylonischen Epen von Gilgamesch und der Höllenfahrt der Istar aber schon dasselbe Mysterium darstellen, kann ein oberflächlicher Kompilator nicht vermuten.

Daß die Feste überhaupt und die Bacchosmysterien nichts mit Religion zu tun hatten, ist wieder einmal so ein irgendwo aufgelesener Einfall.

Den Römern mangelt die Mythe, weil ihnen das ihr notwendige Heldengedicht fehlt. So steht es S. 157. Wir normalsinnigen Geschichtsbetrachter glaubten bisher, erst müsse eine Mythe da sein, ehe sie in irgendwelche dichterische Form gefaßt werden könne. Wir glaubten, daß die Römer keine Mythe haben, weil sie, ehe sie die Kulturhöhe erreichten, die eine eigene Mythe schafft, die griechische empfingen, die ja auch wieder aus dem ferneren Osten stammt. Aber wir sind im Morast der Tatsachen wühlende Materialisten, die nicht in der „unerreichbaren Höhe" Hennes schweben. Hierauf folgen Sentiments über das Heidentum, die auf der Höhe der Moral höherer Töchterschulen stehen, aber in keine Kulturgeschichte gehören.

Über die Germanen nimmt Henne zuerst den Mund zwar recht voll, um dann aber doch zu erklären, daß ihre Kenntnis „auf spärliche, unzusammenhängende Umstände und zum Teil auf bloße Vermutungen beschränkt" sei (S. 175). Um so mehr kann er nun über die Religion fabeln, die natürlich auf „Vergeistigung der Naturkräfte" beruht, was zwar in Vergessenheit geriet, von Forschern wie Henne aber für die Ewigkeit gerettet wird, denn die wissen es ja besser wie die Alten selber. Die Naturgeister werden nun mit den alten Gespenstern in einer unsagbaren Weise durcheinandergequirlt. „Mythische Schlangen, Drachen genannt, hüten Schätze, die, da der Drache die Nacht ist, die Sterne bedeuten." Erstens hießen diese Wesen nicht Drachen, wie Henne in einer lottrigen, alles verwischenden Weise sagt, denn draco ist lateinisch, sondern „lint" oder „wurm", woraus das Mittelalter „Lindwurm" machte, sodann aber haben die alten Deutschen an nichts weniger als an solche allegorische Zierlichkeiten gedacht, die ihnen hier untergeschoben werden. Schon 1846 schrieb ein denkender Schriftsteller, Eduard Röth: „Der schwärmerische Naturdienst, den die Neueren in den unverstandenen religiösen Zuständen des Altertums überall zu erblicken wähnen, ist ein Windei der faselnden Gelehrsamkeit, eine Modephrase, bei der sich nicht bloß die Leser, sondern auch die Schreiber etwas Vernünftiges nicht zu denken wissen." Dafür ließen sich allein aus Hennes Werken tausend Beispiele liefern. Nur in einem hat sich Röth leider getäuscht. Das „Windei" ist nicht sobald aus der Mode gekommen; es paßte den Theologen bis zum linksten Flügel — es sei nur an Maurenbrecher erinnert — viel zu gut in ihre Theorie, als daß sie es nicht immer wieder mit dem gleichen Eifer bebrütet hätten. Demgegenüber stellen wir fest, daß die moderne Germanistik den „Wurm" als den Totengeist ansieht, der seine ihm mit in die Grabhöhle gegebenen Schätze bewacht. Die Drachensagen sind das Ergebnis der als ein fürchterliches Wagnis angesehenen, schon in alter Zeit sehr beliebten Ausraubung der reichen Gräber der Vorzeit. Natürlich schenkt uns Henne auch die übliche Reihe der „großen" Götter mit dem Himmelsgott Zio an der Spitze nicht, ebensowenig die nordische Mythologie, die jeder vernünftige Germanist längst fallen gelassen hat.

Die Geschichte der jüdischen Religion ist, vom Aberglauben an den Moses abgesehen, nicht unrichtig dargestellt. Freilich sollte heute nicht mehr behauptet werden, der jüdische Tempel in Heliopolis sei der einzige in Ägypten gewesen, da die Papyri von Jeb (Elephantine) schon fast fünf Jahre bekannt sind. Sie beweisen, daß dort schon seit dem fünften Jahrhundert, also

wohl bereits seit dem Exil, ein jüdischer Tempel bestanden hat. Herr Henne verfolgt also nicht einmal die Fachzeitschriften, sondern schreibt alles aus seinen alten Büchern ab. Er ist freilich ein alter Mann — aber dann soll er keine Bücher mehr produzieren wollen.

Als Grundgedanken des Christentums bezeichnet Henne die Erlösung von dem Götterwirrwarr des römischen Reiches. Das hat gewiß zur Verbreitung in diesem Reiche stark beigetragen, aber die Religion ist in den östlichen Provinzen entstanden, wo solche Götterfülle nicht bestand. Desto größer war das Elend und die Unmöglichkeit für das Volk, von den Priesterschaften und Mystengruppen sich das schöne Jenseits zu erkaufen, das den Reichen längst zugänglich war. Die Christen erbitten ja in ihrem Hauptgebet, daß Gott ihre Schulden bezahlen, sie vom Übel erlösen und mit seinem Reiche kommen solle. Es war vorerst ein Mysterium der Armen, die mit nichts als ihrem festen Glauben bezahlen konnten. Deshalb hatten sie auch anfangs keine Priester und Tempelsteuern, wohl aber Almosen — eine bei den Heiden ganz unbekannte Einrichtung. Aber sie besaßen einen Mysteriengott, Christus, weshalb die mehr dem Buddhismus zuneigenden mönchischen Sekten, Essäer usw., nicht als direkte Vorläufer des Christentums anzusehen sind, wenngleich sie später aufgesaugt wurden. Vorläufer sind die syrisch-griechischen Mysterien, die gnostisch-philosophischen Sekten und die Pharisäer, die alle von der persischen Religion abhängig sind. Diese hatte ja auch im Mithramysterium dem Christentum schon einen Konkurrenten vorausgesandt, von dem dieses dann vieles entlehnte.

Was Jesus betrifft, so hält Henne es hier mit seinem geliebten Auswahlsystem: einerseits gibt es einschließlich des Messias kein Symbol des Christentums, das sich nicht in vorchristlicher Zeit nachweisen ließe, andererseits muß man Jesus doch Persönlichkeit zusprechen. Daß Paulus, auf den er so großen Wert legt, der Forschung längst — nicht erst seit dem Streite um die Christusmythe — sehr zweifelhaft geworden ist, teilt er seinen geduldigen Lesern nicht einmal mit.

Die nun noch folgende kurze Geschichte des Christentums, die mit der Bewunderung der „staunenswerten Werke der Wohltätigkeit und Sittenverbesserung" durch die — Heilsarmee schließt, interessiert uns weniger. Sie ist im gewöhnlichen Stile der kulturkämpferischen „Aufklärung" gehalten. Das Buch als Ganzes genommen bietet mehr Verwirrung als Belehrung, und man darf ihm trotz seiner vielen Bilder, die aber auch nur bekannten Werken entnommen sind, wenigstens in einer öffentlichen Bibliothek keinen Platz gewähren.

Hafis.



Lieder und Gesänge des Hafis. Nachdichtungen von Hans Bethge. Leipzig 1910, Inselverlag. Preis 5 Mark.

Der Ruhm des persischen Dichters Mohammed Schemseddin, genannt Hafis, und wenigstens ein Stück seines Geistes ist in Deutschland zuerst durch Goethe verbreitet worden. Der Westöstliche Diwan nennt seinen Namen fast auf jeder Seite ehrfurchtsvoll wie den eines Kirchenvaters. Aber trotz Übersetzungsversuchen von Hammer, Bodenstedt, Schack und anderen, die zu seiner Popularisierung wenig beitragen konnten, blieb er eine Autorität, die nur wenige von Angesicht kannten.

Diesem Übelstand wird hoffentlich durch Hans Bethges vollendete Übertragung abgeholfen werden. Sie besitzt ihren Wert nicht etwa als eine Quellschrift des goethischen Altersdichtwerkes, die man aus wissenschaftlichem oder biographischem Interesse für das Stoffgebiet des deutschen Klassikers zur Hand nehmen müßte; hier liegt vielmehr etwas ungleich Bedeutenderes vor, das seinen Wert in sich selbst trägt: ein jugendlich überquellendes Füllhorn persischer Kunst, zu dessen ergrautem Schöpfer selbst der alte Hafis von Weimar füglich mit Bewunderung aufsehen konnte. Goethe, dem nach seinen eigenen Worten unter dem Schnee- und Nebelschauer der sechziger Jahre noch immer der Ätna feurigster Liebesfähigkeit emporraste, empfand lebhaft seine innige Verwandtschaft mit dem orientalischen Dichter, der in ähnlichem Lebensalter zur Blütezeit der persischen Kunst den funkelnden Wein und die funkelnden Augen von Schiras mit der Glut eines Jünglings geliebt hatte. Während sich aber im Westöstlichen Diwan neben jenen berühmten Perlen, die teilweise Hugo Wolf zur Grundlage seiner von Geist und Schönheit sprühenden Vertonungen gemacht hat, nur allzu viele spröde Scherben, willkürliche und unverständliche Härten finden, präsentiert sich wenigstens die Bethgesche Hafisausgabe als eine fast schlackenlose Sammlung edelster Kunstwerke. Es ist, als ob die Quellen des alten Persien nur Gold und keinen Sand mit sich geführt hätten. Eine wunderbare Reife, Klarheit und Sonne leuchtet aus diesen Gedichten, die vor über 500 Jahren geschrieben sind, und doch einen Hauch von heute oder vielmehr von ewiger Jugend an sich tragen. Die Rosen von Hafis muten an, als seien sie erst gestern gepflückt, seine Trauben erst gestern gekeltert worden. Reine Kunst und reine Menschlichkeit sind hier aufs glücklichste vereinigt.

Die Gesänge des Hafis sind ein hohes Lied der Liebe; und merkwürdigerweise haben sie sich, gleichfalls wegen ihres allzu nackt erotischen Inhaltes angefeindet, eine ähnliche Maskerade gefallen lassen müssen wie lange Zeit das hohe Lied Salomonis. Hier wurden profane jüdische Liebesgedichte zwangsweise auf einen himmlischen Bräutigam bezogen und, mit diesem Keuschheitsgürtel versehen, in den Kanon religiöser Glaubensschriften aufgenommen. Eine grausame Mißdeutung, ohne die freilich jene Lieder vielleicht nicht auf uns gekommen wären. Dort haben eifrige Gläubige und vorsorgliche Freunde den sündhaft weltlichen Gesängen dieses tanzenden Derwischs schon früh eine religiöse Deutung zu geben versucht, anscheinend mit gutem Grunde: wollten doch die Orthodoxen in Persien dem gestorbenen Freigeist im Hinblick auf seine poetischen Sünden ein ehrliches Begräbnis verweigern. Und nur dem günstigen Ausfall eines orientalischen Gottesurteils war es zu danken, daß der große Sänger von Schiras in dessen Vorstadt Mosella eine würdige Grabstätte erhielt. In Wirklichkeit muß heute das Unterfangen, die erdenfreudigen Trink- und Liebesgesänge des Hafis durch transzendente Geheimniskrämereien zu entmannen, fast ebenso absurd erscheinen, als wenn man etwa die Heinesche Liebeslyrik mit dem byzantinisch-reizlosen Protestantismus der Gegenwart unter einen Hut bringen wollte. Auch nach Hafis' Tod (im Jahre 1389) ist die Weltlichkeit oder Geistlichkeit eines Teiles der Hafisschen Poesie in Persien noch lange Gegenstand gelehrter Kontroversen gewesen. Das beweist ein richterlicher Orakelspruch, den Ebusuud Efendi zur Zeit Solimans I. um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts tat, als er befragt wurde, ob der „Diwan" des Hafis göttliche Geheimnisse oder erotische, dem Gesetz zuwiderlaufende Gedichte enthalte. Sein Urteil lautete: „Die Gedichte des Hafis bergen viele ausgemachte und unumstößliche Wahrheiten, aber hier und da finden sich auch Kleinigkeiten, die wirklich außer den Grenzen des Gesetzes liegen. Das sicherste ist, diese Verse wohl voneinander zu unterscheiden, Schlangengift nicht für Theriak anzunehmen, sich nur der reinen Wollust guter Handlungen zu überlassen und vor jener, welche ewige Pein nach sich zieht, zu verwahren. Dies schrieb der arme Ebusuud, dem Gott seine Sünden verzeihen wolle." Man sieht, daß der arme Sünder Ebusuud sich ob der kitzlichen Frage wie eine Schlange winden mußte. Und doch liegen bei Hafis, der seinerzeit ein gefeierter Lehrer des Koran

und der Rechtskunde gewesen ist und die Dichtkunst nur als eine erlesene Art des Spieles betrieb, nicht bloß die „Kleinigkeiten“ außerhalb des Gesetzes. Der innere Geist seiner Lieder schwebt so hoch über allen islamitischen Glaubens- und Moralsatzungen, daß die feine Unterscheidung zwischen den legalen Wahrheiten und illegalen Kleinigkeiten keinerlei greifbare Geltung besitzt. In seinen Gedichten kennt Hafis keine anderen „Grenzen“ und „Gesetze“ als die der Kunst und des Genusses. Ihm, dem jede Art der Wollust schon an sich eine „gute Handlung“ bedeutete, kann es nicht schwer gefallen sein, Ebusuuds Lehre von der reinen Wollust guter Handlungen treulich zu befolgen. Verglichen mit dem europäischen Mittelalter erscheint Hafis wie ein isolierter kühner orientalischer Vorreiter; als ein präsumptives Genie, das sich zur Zeit, da der Geist der abendländischen Menschheit in einem trostlos starren Puppenstadium träumte, mit entfalteten Flügeln im Lichte und Dufte eines nebelfreien Landes sonnte. Und dabei erweckt Hafis den Eindruck, als hätte er die ganze Höhe seiner Weltauffassung spielend erklommen. Seine geistige Freiheit trägt im höchsten Maße den Stempel des Selbstverständlichen an sich. Auf Europa lastet ein Alp finsterer selbstquälerischer Theologie, der Nazarener hat über den Hellenen triumphiert, aber in Persien taucht von ungefähr ein Stück lebendigen griechischen Geistes auf. Mitten zwischen zwei riesenhaften Mongoleneinfällen in Persien, dem des Dschengis Chan im dreizehnten Jahrhundert und dem des Timur, der zwei Jahre vor Hafis' Tode in Persien eine Pyramide mongolischen Stiles aus 70 000 abgeschlagenen Köpfen errichtete, mitten zwischen diesen Erschütterungen erhebt sich der Garten des Hafis. Und in ihm blüht die Rose, flötet die Nachtigall und duftet die Rebe, unberührt und windstill wie ein Gefilde der Seligen. Nur die reine Luft der antiken Anakreontiker oder etwa noch die oberitalienische Atmosphäre der Werke Stendhals kann man zu dem Vergleich heranziehen. Hafis scheint selbst eine solche Geistesverwandtschaft, jedenfalls das völlig Unislamitische seines poetischen Naturells geahnt zu haben. In einem lyrischen Kreuzverhör über die Art seiner Genossen und Gespielen nennt er dem strengen Frager nach Dichterbrauch „den Ostwind und die Rosen und Narzissen“. Ihm wird zur Antwort:

Ha! welche ganz unwürdige Gesellschaft!
Sie duften, singen — doch sie beten niemals!
Du bist durchschaut. Du bist ein lästerlicher,
Ein dunkler Dichter heidenhaften Ursprungs.

Noch freudiger sonnt er sich an diesem Gegensatz in einem längeren Gedicht „Hafis und der Brave“, dessen Schlußverse lauten:

Du schleifst mit Lust die kriegerischen Schwerter
Gegen die Heidenbrut. Ich schleife lächelnd
Die reinen Diamanten meiner Verse.
Dein Wesen steigt zum Himmel auf wie eine
Rauchwolke, die sich kerzengrad erhebt —
Ich fließe talwärts, eine kleine Quelle!
Mit kurzen Worten: du Bedauernswerter
Bist gut und brav — doch bitter schmeckt dein Wesen,
Und meine Seele trieft von Honigseim.

In der Tat muß es mit der Religiosität des hochwürdigen Scheiks Mohammed Schemseddin — Schemseddin heißt „Sonne des Glaubens“ — eine eigene Sache gewesen sein. Nach außen ein ehrbarer Lehrer der gläubigen Jugend, pflegte er im Kreise der Freunde eines goldenen epikurischen Heidentums, einer jubelnden Diesseitsreligion, die den vom Himmel auf die Erde gefallenen Stern in einem morgenschönen, taufrischen Gedicht glücklich preist und sich keinen Augenblick besinnt, das Paradies samt allen Huris mit großer Schöpfergeste auf die Erde herab zu verlegen. Seine kühle Erhabenheit über die ganze mohammedanische

Orthodoxie äußert sich besonders da, wo er islamitische Anschauungen mit reizenden Schelmenblicken ironisiert:

Alles ist vorausbestimmt durch die große Güte Allahs,
Ach, was soll ich tun?
Ich bin längst vorausbestimmt für den Wein und für die Schenke,
Ach, was soll ich tun?

Und ein ganz poetischer Pantheismus des Verliebten, der übrigens auch bei Hafis gelegentlich ans Atheistische streift, liegt in den Versen „An einen Pfaffen“:

Fahr' in die Hölle! sag' ich. Untersteh' dich
Nicht noch einmal, den Rat mir zu erteilen,
Daß ich von ihrem Antlitz fliehen soll:
Pfaff, merkst du nicht, daß Allahs heiliges Antlitz
Sich nie so hold gespiegelt hat im Diesseits
Wie in dem Spiegel ihres Angesichts?

Durch einen prachtvollen Zug von Gedrungenheit und Kraft zeichnen sich die mannigfachen Verwünschungen aus, die der Dichter seinen aszetischen Kuttenbrüdern zugeeignet hat. „Ein Vorschlag“ von ihm lautet in gemessenen Worten:

Die Priesterröcke sollte man verbrennen
In einer ungeheuren Glut, mit der man
Dem guten Geiste dieser Erde opfert.
Denn unermeßlich sind die Bitterkeiten,
Damit sie uns des Daseins heitre Tage
Vergällen wollen, die verdammten Kutten.

In der ruhigen Gelassenheit dieses Anathemas liegt nichts Spielerisches. Es ist Hafis ernst. Auch in ihm bewährt sich die aus tiefstem Herzen kommende Wucht des orientalischen Fluches.

Der Verherrlichung des Weines, dem nach den heißen, unvergleichlichen Liebesgedichten die längste Kette lyrischer Perlen gewidmet ist, hat gleichfalls ein Geist des Protestes zugrunde gelegen. Hafis betreibt den Kult jener Rebe, die zugleich mit der reinlichen parsischen Sonnenreligion Zoroasters von dem vordringenden Islam in Persien ausgerottet ward, mit einer fast demonstrativen Leidenschaft. Verglichen mit der echten Glut und der feinen Geistigkeit seiner Trinklieder scheint ein Horaz oder scheinen die deutschen Anakreontiker sich nur an simplem Bauernmost erlabt zu haben:

Sauft! Legt die Arme um die silbernen Hüften
Der Mädchen, die ihr liebt! Das nenn' ich leben!
Der Rest ist Unsinn. Glaubt dem alten Hafis!

Und dieser Wein von Schiras mundet um so köstlicher, als man bei Hafis fühlt, wie der alte Zecher in allem Rausch und Taumel dennoch die ganze Klarheit seiner klugen Augen behält:

Du frägst mich, wo mein Glauben ist? Versunken.
Und meine Jugend? Ganz und gar vertrunken.
Das Schönste aber ist mir treu geblieben:
Betrunken sein und lieben, lieben, lieben.

„Das nenn' ich leben.“ Diese Moral ist freundlicher als Bibel und Koran. „Der Rest ist Unsinn.“ Diese Philosophie klingt verständlicher als Kant und Hegel. Wann hätten die Derwische des Abendlandes je solche Register gezogen? Wann haben uns unsere Sonnen des Glaubens so treffliche „Vorschläge“, wie den angeführten des Hafis, unterbreitet? ...

Trotz jener ursprünglichen Ausbrüche aller von der persischen Kirche und Moral verpönten Lüste und Leidenschaften ist der wirkliche Hafis in der bürger-

lichen Praxis anscheinend nichts weniger als ein Revolutionär gewesen. Er trug dieselbe so oft vermaledeite Sofikutte, wie der scheelsüchtigste seiner Derwische und lehrte zu Schiras neben grammatikalischen Arbeiten die Geheimnisse des Koran, mit dem ihm vielleicht dessen poetisch-phantastische Seite ausgesöhnt haben mag und dem er wohl auch in dieser Hinsicht manches verdankte. Er selbst gesteht: „Durch den Koran hab' ich alles, was mir je gelang, vollbracht". Dabei begnügte er sich im stillen an der Weltklugheit seines heiteren Geistes, beim Feilen lyrischer Kleinodien, von denen auch die aggressivsten viel mehr stille Stoßseufzer als laute Flüche gewesen zu sein scheinen. Eine Absicht, damit auf weitere Kreise zu wirken, lag ihm so ferne, daß er die Sammlung seiner Gedichte nicht einmal selbst besorgte, sondern seinen Schülern überließ.

Dieser quietistische Zug in der Biographie des Hafis beeinträchtigt ebensowenig seine Bedeutung als Denker, der im vierzehnten Jahrhundert bereits der These vom irdischen Himmelreich und dem lachenden Skeptizismus der Moderne gehuldigt hat, wie er auch seiner Wahrhaftigkeit als Dichter keinen Abbruch zu tun vermag. In diesem Zusammenhang berührt es merkwürdig, wenn ein älterer Kommentator von ihm schreibt: „Mit solchen ernsten Studien, mit einem wirklichen Lehramt stehen seine Gedichte völlig im Widerspruch, der sich wohl dadurch heben läßt, wenn man sagt, daß der Dichter nicht geradezu alles denken und leben müsse, was er ausspricht, am wenigsten derjenige, der in späterer Zeit in verwickelte Zustände gerät, wo er sich immer der rhetorischen Verstellung nähern und dasjenige vortragen wird, was seine Zeitgenossen gerne hören." Einmal ist es mehr als fraglich, ob die Zeitgenossen des Hafis, wenigstens die Perser von Besitz und Religion, die dichterischen Frivolitäten des alten Korankenners so gar gerne gehört hätten. Vor allem aber spricht der heiße Odem wahrer Natürlichkeit, der durch jede Zeile des Hafis weht, dafür, daß er seine Verse nicht nur geradezu alle „gedacht", sondern auf seine Art und Weise auch gelebt haben müsse. Mit der „rhetorischen Verstellung", die bei Hafis gewiß nicht in Charakterlosigkeit entartet ist, kommt man im theologischen Kursus und im akademischen Lehramt wohl weiter als in der Dichtkunst, wo nicht nur der Sinn, sondern auch der Klang der Worte mit tausend Zungen redet. Die Kunst des Hafis vollends ist so schlicht und so plastisch, daß die poetische Wirklichkeit jedem Vers auf die Stirn geschrieben steht. Hafis ist als ein tüchtiger Goldschmied äußerst sparsam in seinen Mitteln, kühn und doch vorsichtig mit Farben und Vergleichen umgehend; aber wo er sie anbringt, da wirken sie wie Erzeugnisse der lebendigen Natur. Selbst überkommene und althergebrachte Bilder gewinnen in seinen Händen wie Jerichorosen frischen Glanz. Er ist kurz wie jeder echte Lyriker mit musikalischem Gehör und sagt in vier Zeilen doch unendlich viel, er bringt eine kluge Antithese, eine lächelnde Pointe, eine Anspielung, die schmeichlerisch und reizend, aber nicht einmal geistreich und nie verblüffend wirkt.

Solche Züge, die Hafis entfernt nicht erschöpfen, bezeugen wenigstens, daß sein innerstes Wesen sich im Poeten geoffenbart hat. Der Ausgleich zwischen dem strengen Lehrer und dem liebestrunkenen Dichter kann also nicht vollzogen werden in seiner poetischen Phantasterei, dank der er nach dem Morgengang zur Kanzlei abends auf dem Helikon seine Verse aus den Fingern gesogen hätte, sondern er findet sich glaubhafter und erfreulicher in der Überlegenheit eines reifen, ruhigen und doch feurigen Geistes.

Die vorliegende Übersetzung ist in allen Stücken des Dichters würdig. Sie hat ihre Sprache teilweise am Westöstlichen Diwan geschult, wodurch die Beziehungen zwischen dem westlichen Weimar und dem östlichen Schiras besonders augenscheinlich werden. An Verständnis, Geschmack und Melodik in Wort und Rhythmus leistet sie alles Wünschenswerte. Der Verfasser hat sich damit einen Platz neben den besten deutschen Übersetzern erworben. Diefenbach.

Bücherschau.

Alfons Petzold, Memoiren eines Auges. Skizzen eines Sehenden. Anzengruberverlag Brüder Suschitzky. Wien-Leipzig 1912. 112 Seiten.

So haben jene doch recht behalten, die Alfons Petzold schon nach Erscheinen seiner ersten kleinen Gedichtsammlung trotz all der Unvollkommenheiten und Unbehilflichkeiten, die sich darin zeigten, eine hervorragende dichterische Begabung zuschrieben. Das neu erschienene Buch Petzolds weist nicht nur einen überraschenden Fortschritt auf, sondern zeigt klar, daß der junge Dichter seine Eigenart gefunden hat. Nicht jede der kleinen Skizzen und Gedichte in Prosa tut das mit gleicher Entschiedenheit dar. Einige weisen noch zu deutlich die Merkmale der Meister auf, an denen er seine Sprache gebildet hat, die im Laufe von wenigen Jahren zur vollendeten Beherrschung des deutschen Ausdrucks gelangt ist, aber selbst solche Dichtungen tragen, wenn schon nicht der Form, so doch dem Inhalt nach ein eigenartiges Gepräge. Die Mehrzahl aber ist nach Form und Inhalt originell und ungekünstelt.

Ganz ohne jene Absichtlichkeit, wie sie sich oft in neueren Proletarierdichtungen unangenehm fühlbar macht, verleiht Petzold dem stärksten und dem zartesten Fühlen des modernen Arbeiters künstlerischen Ausdruck.

Wie reizend ist das Gespräch im unverfälschtesten wienerischen Dialekt, worin ein junger Bursche seinen Arbeitskameraden die geistigen Genüsse schildert, die das „Volksheim", eine Wiener Volkshochschule, seinen Besuchern bietet, und wie ergreifend das Stimmungsbild, das uns einen verwitweten Arbeiter mit seinem Söhnchen zeigt, der zu Allerseelen durch den trüben Herbstnebel zum Friedhof wandert mit dem Kreuzlein und der Laterne, die er erst nach langen Monaten des Sparens auf den Grabhügel seines hingeschiedenen Weibes setzen kann.

Das herzbeklemmende Elend der Dirne, die bei Nässe und Kälte auf offener Straße nächtlich ihre armen Reize zum Kauf ausbietet, ist oft geschildert worden, aber selten so einfach mitfühlend wie in Petzolds Skizze. Der greise, von der Arbeit gebeugte Pflasterer, der noch mit stiller Herzensfreude für sein Enkelchen schafft, ist eine rührende Erscheinung. Erschütternd dagegen, wie nur der sie geben kann, der Hunger und Elend selber durchgekostet hat, wirkt die Schilderung der Schneeschaufler. Da kommen sie, die Ausgehungerten, denen ein starker Schneefall Glück bedeutet, weil er die Möglichkeit gibt, ein karges Stück Brot zu erwerben. Die Möglichkeit, aber nicht die Gewißheit, denn das Gedränge um eine Schaufel, eine Hacke, Werkzeug und Legitimation zugleich ist so groß, daß bittere Feindschaft und Konkurrenzneid unter den Drängenden Platz greift. Und die Glücklicheren, die Sieger bleiben, arbeiten dann mit leerem Magen bis zur Dunkelheit, um endlich, endlich einen Tageslohn in starren, ermatteten Händen zu halten. Aber nicht nur Beschwerde und Kummer des Proletariats füllen die Blätter dieses Buches, sondern auch jubelnde Lebensfreude und Kampfeslust.

Vielleicht gibt es nicht sehr viele deutsche Liebeslieder, die sich Petzolds „Brautzeit" an die Seite stellen können, und in der nicht ganz so formvollendeten, aber strahlendfrohen Dichtung „Meiner Frau" macht er die feine Beobachtung, daß die Philister im Innersten ebensowenig an die leidenschaftliche Liebe eines Paares glauben können, das noch nicht körperlich vereinigt ist, als an die eines solchen, das in ehelicher Gemeinschaft lebt.

Wie schade, daß der geschmacklose Titel des Buches manchen von seiner Lektüre abschrecken wird. „Memoiren eines Auges." Wem drängt sich dabei nicht das häßliche Bild eines aus seiner Höhle gelösten toten Auges auf. Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn der Dichter den Untertitel „Skizzen eines Sehenden" zum Titel gewählt hätte. Therese Schlesinger.

Für die Redaktion des Feuilletons verantwortlich: Franz Mehring, Steglitz.



1. Band Nr. 26 Ausgegeben am 29. März 1912 30. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Der Schrecken ohne Ende.

Berlin, 23. März 1912.

„Judas Ischariot!“ riefen die sozialdemokratischen Mitglieder des Dreiklassenparlaments dem Führer der christlichen Bergarbeiter zu, der mit dreister Stirn und ödem Geschwätz den Verrat zu beschönigen suchte, den die von ihm mitgeleitete Organisation an den um ein menschenwürdiges Dasein ringenden Knappen verübt hat. Aber der Judas quittierte mit vergnügtem Grinsen über die verdiente Züchtigung, und er ist einstweilen als Sieger auf dem Plan geblieben.

Einstweilen, denn man braucht noch lange nicht in die tiefe historische Erkenntnis zu graben, um in der Niederlage der streikenden Bergarbeiter den Vorboten künftiger Siege zu sehen. Wie diesmal die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine, die vor vierzig Jahren gegründet wurden, um die Streiks auszurotten, Schulter an Schulter mit ihren Kameraden gekämpft haben, so wird auch die Masse der Arbeiter, die sich heute noch vom Zentrum betören lassen, dahin gelangen, wohin sie Ehre und Pflicht rufen. Nur daß diese Entwicklung sich ungleich schneller vollziehen wird als bei den Gewerkvereinen, die einst von den fortschrittlichen Kapitalisten gegründet wurden, um die Arbeiterbewegung zu spalten. Der augenblickliche Sieg der Judasse wird sich für sie noch verhängnisvoller erweisen, als wenn ihr Verrat mißlungen wäre, denn er ruft in weit stärkerem Maße das Gefühl der Reue und Scham in den Arbeitern hervor, die sich einstweilen haben betören lassen.

Ebenso geringen Anlaß zum Triumphieren wie die „christlichen“ Führer haben die herrschenden Klassen und hat vor allem die Regierung, die mit Roß und Reisigen gegen eine durchaus friedliche und gesetzliche Bewegung ins Feld gezogen ist. Die Desperadopolitik der Heydebrand und Konsorten ist an der besonnenen Ruhe der streikenden Arbeiter gescheitert, und die bewaffnete Macht muß ruhmlos abziehen wie die Katze von einem wohlver-

wahrten Taubenschlag. Man wird immer wieder an das alte triviale, aber niemals täuschende Wort erinnert, daß die Götter den mit Blindheit schlagen, den sie verderben wollen. Eine günstigere Gelegenheit, den Ausfall der Reichstagswahlen einigermaßen abzuschwächen, ließ sich nicht leicht denken; wären die bescheidenen Forderungen der Bergarbeiter, die auf die Dauer doch befriedigt werden müssen, in loyaler Weise bewilligt worden, hätten die Bergherren, die Regierung und die herrschenden Klassen überhaupt eine halbwegs loyale Haltung zu dem Streik im Ruhrbezirk eingenommen, so hätten sie nur ihrem eigenen Interesse gedient. Aber es ist stets das sicherste Zeichen für den unaufhaltsamen Niedergang herrschender Klassen gewesen, ihre eigenen Interessen nicht mehr zu verstehen und noch mit dem Feuer zu spielen, das ihnen schon die Finger verbrennt. Sie werden ihres Sieges nicht froh werden, wenn neue Heersäulen streitbarer Männer aus den Drachenzähnen erwachsen, die sie in den letzten Wochen gesät haben.

Einstweilen fühlen sie sich noch sicher, und mit den neuen Wehrvorlagen, deren Inhalt von der offiziösen Presse endlich veröffentlicht wird, treiben sie es so toll wie je. Eine Erhöhung der Friedenspräsenzstärke um nahezu 30 000 Mann, dazu eine Vermehrung der Flotte um ein drittes aktives Geschwader und endlich Mehrkosten für Heer und Marine im jährlichen Betrag von voraussichtlich 125 Millionen Mark — das ist in der Tat eine nette Bescherung, von der man annehmen sollte, daß sie selbst den bürgerlichen Parteien einiges Grausen einflößen würde. Allein davon ist nichts zu spüren. Die bürgerliche Presse, einschließlich der fortschrittlichen Blätter, findet die Sache ganz in der Ordnung; sie hat sich mit dem Rüstungswahnsinn vollkommen abgefunden. Wohin sind die Zeiten, als der deutsche Liberalismus noch einen jahrelangen Krieg führte um die paar Millionen jährlicher Mehrausgaben, die die Heeresreorganisation Roons beanspruchte, oder auch selbst nur die Zeiten, wo Bismarck immerhin noch den ersten seiner Plebiszitschwindel inszenieren mußte, um den Nationalliberalen das Gelüste nach jährlicher Bewilligung der Friedenspräsenzstärke auszutreiben!

Damals — im Jahre 1874 — haben selbst Nationalliberale, wie Forckenbeck und Miquel, offen ausgesprochen, ein Parlament, das sich gegenüber Militärforderungen der Regierung des eigenen und selbständigen Willens begebe, sei nichts als ein Schattenspiel an der Wand. Das ist ja auch so einfach und klar wie das Einmaleins. Ein Heer, das nicht einmal auf die Verfassung vereidigt wird und auf Befehl des „obersten Kriegsherrn“ nicht vor dem Eltern- und Geschwistermord zurückschrecken soll, ist ein Machtmittel des Absolutismus und das furchtbarste Machtmittel, das überhaupt absolutistischen Zwecken dienen kann; stärkt die Volksvertretung dies Machtmittel, sobald eine solche Stärkung von der Regierung verlangt wird, so verurteilt sie sich dadurch selbst zur völligen Bedeutungslosigkeit. Zu solchem moralischen und politischen Selbstmord sind aber nahezu drei Viertel des gegenwärtigen Reichstags bereit. Man muß diese Tatsache scharf ins Auge fassen,

auch auf die Gefahr hin, deshalb anarchistisch-syndikalistischer Neigungen verdächtigt zu werden. Nichts könnte eine Arbeiterpartei moralisch und politisch mehr kompromittieren, als wenn sie ein Wrack, das hilflos vor dem Winde treibt, für ein Kriegsschiff halten würde, mit dem sich eine neue Welt erobern ließe.

Nun sucht der Liberalismus seinen schmählichen Umfall in Sachen des Rüstungswahnsinns dadurch zu verhüllen, daß er in der „Deckungsfrage" der Himmel weiß welche Heldentaten zu verrichten verheißt. Hierbei hat er aber schon von vornherein eine ungünstige Position, denn wenn er die neuen Rüstungen im Interesse des Vaterlandes, um das Reich vor auswärtigen Feinden zu schützen, für notwendig erklärt, so antwortet ihm der Militarismus in seiner robusten Logik: Sind die Rüstungen notwendig, so müssen auch die Mittel dazu aufgebracht werden, so oder so. Und da haben sich bisher noch immer hundert Wege gefunden, diese unbequeme Schlußfolgerung wenigstens so weit zu umgehen, daß die neue Steuerlast an den arbeitenden Klassen hängen blieb.

Vorläufig freilich wagt selbst die Regierung mit dieser Absicht noch nicht offen hervorzutreten. Aber immerhin sucht sie die Dinge so zu schieben, daß sie auf die schiefe Ebene geraten. Am nächsten lag der Gedanke, den Plan der Erbschaftssteuer wieder aufzunehmen, aber das verbot der blauschwarze Block dem Reichskanzler, der auch diesmal gehorchte und selbst den Reichsschatzsekretär in schroffer Weise ausschiffte, weil dieser Herr auf der Erbschaftssteuer bestand. Die Konferenz der einzelstaatlichen Minister, die kürzlich die Deckungsfrage beriet, hat sich dann dahin entschieden, die Branntweinliebesgabe zu opfern, womit die Mehrkosten für Heer und Flotte aber nur zum vierten oder fünften Teil gedeckt sein würden. Wie der weit überwiegende Rest aufgebracht werden soll, bleibt vorläufig im Dunkeln, worin für die besitzenden Klassen gut munkeln ist. Ob die Fortschrittliche Volkspartei, die noch bei der berühmten „Finanzreform" die Ansicht vertrat, daß wenn von neuen Steuern ein Fünftel auf die besitzenden Klassen fällt, vier Fünftel von den arbeitenden Klassen getragen werden müssen, inzwischen zu verständigeren Ansichten gelangt, wird ja abzuwarten sein; will sie wirklich zeigen, daß sie ein wenig zu lernen und zu vergessen weiß, so muß sie natürlich mit äußerster Energie dafür eintreten, daß auch nicht ein Pfennig neuer Steuern auf das Proletariat fällt.

Aber die „Deckungsfrage", so wichtig sie insofern ist, als die erdrückenden Lasten, die auf den arbeitenden Klassen ruhen, nicht noch vermehrt werden dürfen, tritt doch verhältnismäßig in den Hintergrund gegenüber der Tatsache, daß die Steigerung der Rüstungen von allen bürgerlichen Parteien gefördert wird. Schon deshalb, weil — selbst wenn die arbeitenden Klassen diesmal ungerupft davonkommen — der unersättliche Moloch über Jahr und Tag mit neuen Forderungen kommen wird, deren Kosten dann doch den Massen aufgehalst werden. So gänzlich die Hoffnung aufgegeben werden muß, daß sich die deutsche Bourgeoisie je noch einmal zu einem energischen Widerstand gegen die Forderungen des Militarismus aufraffe, so naiv

wäre die Erwartung, daß sie je dauernd diese Forderungen aus eigener Tasche befriedigen werde.

Hüten wir uns also, die „Deckungsfrage“ allzu einseitig zu betrachten: sie ist wichtig, aber nicht entscheidend. Die Opposition gegen den Wahnsinn der Rüstungen ist der Punkt, wo sich das Korn von der Spreu sondert. In dem Maße, wie der Reichstag hier nachgegeben hat, ist er ohnmächtiger und ohnmächtiger geworden, und ehe er sich nicht endlich aufrafft, um dem Militarismus und Marinismus ein Quos ego! zuzurufen, wird er immer nur die Karikatur eines bürgerlichen Parlaments bleiben. Dieser Satz ist um so mehr zu betonen, als er zwar vor zwanzig Jahren noch das A und O jedes nationalliberalen Politikers war, aber heute an manchem Orte vergessen zu sein scheint. Was man von jeder liberalen Partei, die sich selbst und ihre Prinzipien achtet, beanspruchen darf, ist nicht ein weitläufiges Gerede über die „Deckungsfrage“, sondern ein klares und kurzes Nein gegenüber den neuen Wehrvorlagen.

Über diese Vorlagen äußert ein englisches Blatt mit grimmigem Hohne: Wenn denn schon einmal die Verrücktheit des Wettrüstens andauern solle, so müsse man ihr ein schnelleres Tempo wünschen, um zu sehen, welche der beiden Nationen am ehesten ausgepumpt sein würde. Diese Meinung ist so uneben nicht, wenn es anders richtig sein soll, daß ein Ende mit Schrecken dem Schrecken ohne Ende vorzuziehen sei. Es bleibt nur die eine Hoffnung, daß die arbeitenden Klassen hüben und drüben mächtig genug werden, um dem Schrecken doch ein Ende zu setzen, und sie werden diese Macht um so eher gewinnen, je rücksichtsloser sie sich von Moloch und Molochs Freunden scheiden und je schroffer sie ihre eigenen Prinzipien vertreten.

Die Landtagswahlen in Bayern.

Von **Fritz Puchta.**

I.

Die Zeiten, wo das Zentrum in Bayern in satter, behäbiger Ruhe ungestört sich seiner Macht freuen konnte, sind vorüber. Die Industrialisierung schreitet auch in Bayern mächtig fort und trägt ein Element in die Bevölkerung, das dem Zentrum nicht günstig ist. Die Arbeiterbewegung faßt in den dunkelsten Bezirken Fuß. Das Zentrum muß dieser Entwicklung Rechnung tragen, muß versuchen, den Abfall seiner Arbeiteranhänger aufzuhalten. Es gründet christliche Gewerkschaften, die in Bayern offener als anderswo als Kampfestruppen gegen die moderne Arbeiterbewegung benutzt werden. Wo die von einer ausgeprägt zentrumsfrommen Bevölkerung bewohnten Bezirke an Landesteile stoßen, in denen unsere Bewegung sehr erstarkt ist, entwickelt sich ein unaufhörliches erbittertes Ringen. Das ist der Fall, wo die Oberpfalz an Oberfranken oder an Mittelfranken grenzt. In diesem Kampfe läßt das Zentrum und die unverhüllt für diese Partei arbeitende katholische Geistlichkeit alle Minen politischen, wirtschaftlichen und religiösen Terrorismus springen, im Eifer des Gefechtes ist die alte

heuchlerische demokratische Larve, die sich das Zentrum besonders in Bayern lange Zeit vor das Gesicht gebunden hielt, in Fetzen gegangen. Keine Reaktion kann widerlicher aussehen als die nun im klerikalen Gewand sich zeigende.

Die bayerischen Liberalen haben an einer Rückdämmung der Zentrumsmacht zweifellos ein besonderes Interesse. Selbst ganz schwach entwickelter Freiheitssinn empfindet drückend die brutale Vergewaltigung jeder freiheitlichen Regung durch das Zentrum, das in Bayern heute die gleiche Rolle spielt wie die um Heydebrand in Preußen. Das Heer der bayerischen Lehrer — ein wichtiger Bestandteil der bayerischen liberalen Gruppen — ringt seit Jahren in heftigem Kampfe mit dem Zentrum, das die Schulaufsicht dem Klerus erhalten und damit die Schulverpfaffung für Zeit und Ewigkeit festgeankert wissen will. Die Beschnüffelung, Schikanierung und Avancementsverschlechterung nichtklerikaler Beamten feiert Triumphe. Je fetter das Zentrum wurde, um so mehr magerte der bayerische Liberalismus ab. Den Zorn der Liberalen steigerte noch die Erinnerung an die Vorgänge der letzten Jahre im Reiche, wo der Liberalismus durch Zentrumstücke vom konservativen Regierungsblock abgesprengt, ausgeschaltet und von der Regierungsgnadensonne verdrängt wurde, obwohl er für die Reaktion so viel getan hatte, daß ihm zu tun fast nichts mehr übrig blieb.

Allein etwas gegen das Zentrum zu unternehmen, ist aber dem bayerischen Liberalismus noch viel weniger möglich, als es vor Jahrzehnten war. Nicht etwa weil das Zentrum im Laufe der Jahre immer fester sich die Volksgunst zu sichern vermocht hätte. Die Schuld lag am Liberalismus selbst, dessen politische Qualitäten inzwischen um jeden Kurswert gekommen sind. In allen wichtigen Fragen der bayerischen Politik war seine Haltung eine klägliche, pendelte er ziellos nach rechts und links, um bei der Entscheidung häufig nach rechts zu fallen. Das raubte ihm im Volke die Achtung und das Vertrauen.

Der Übermut der Schwarzen stieg in dem gleichen Maße, in dem die Liberalen in geradezu fabelhafter Inkonsequenz dem Zentrum die Türe öffneten, wenn diese herrschende Partei in der Falle lag. Das war der Fall, als vor kurzem die Reformierung der bayerischen Steuergesetze vorgenommen wurde. Das Zentrum hatte diese „Reform“ völlig nach seinem Willen gestaltet. Es belastete die niederen Berufs- und Gewerbeeinkommen auf das allerschwerste, ließ aber den hohen Berufseinkommen und dem Kapitaleinkommen auffallende Schonung angedeihen. Vor der entscheidenden Abstimmung, als sich Stürme des Protestes im Lande erhoben, erklärte die Zentrumsfraktion im Landtag plötzlich, das Gesetz wieder scheitern zu lassen, wenn nicht andere Parteien mit dafür stimmen und damit vor den Wählern die Verantwortung für die „Reform“ übernehmen. Und was geschah? Ein Teil der Liberalen hob gehorsam das buckelige Zentrumskind aus der Taufe. Das Zentrum war infolge dieses liberalen Jammerstreichs der gefürchteten Aufgabe enthoben, die im Lande gärenden Unwillen erweckende Steuerreform als sein ausschließliches Werk anzuerkennen. Die Liberalen hatten in kribbelnder Konfliktsangst ein Bündel der Sünden ihrer Unterdrücker auf den eigenen Rücken genommen! Daß mit solchen schnurrigen Streichen die Liberalen ihre Aussichten im Kampfe gegen das Zentrum nicht besserten, ist leicht begreiflich. Die bayerische

Sozialdemokratie konnte mit gutem Rechte bei ihrer Agitation unter den Wählern in solchen Fällen die Liberalen und die Zentrümler in eine Front stellen. Die in der liberalen Presse gesungenen schwungvollen Kampfeslieder gegen das Zentrum bekamen einen possenhaften Zug, der Liberalismus kam durch seine eigene Schuld immer weniger in die Lage, selbständig einen ernsthaften Kampf gegen die Macht des bayerischen Zentrums zu führen.

Als am 11. November des vorigen Jahres der bayerische Landtag aufflog, weil die schwarzen Heizer in ihrem wilden Terrorismustaumel gegen alles, was nicht ihre Farbe trug, den Regierungskessel um ein halbes Dutzend Atmosphären überheizt hatten, klang daher wie aus einem Munde aus der liberalen Presse der Schrei nach einem antiklerikalen Großblock. Und — um es gleich einzuschalten: die Mehrzahl unserer bayerischen Parteiblätter schrie mit.

Dem Liberalismus war es bei der Agitation für ein gemeinsames Vorgehen aller nichtklerikalen Parteien gegen das Zentrum nicht in erster Linie um „Befreiung des bayerischen Volkes vom klerikalen Joch" zu tun. Er verfolgte egoistische Parteiinteressen. Aus einem Massensturm der empörten Bayern gegen die dreiste Zentrumsherrschaft hofften die Liberalen wieder Wind in die schlaff hängenden Segel ihres Parteischiffs zu bekommen, und ferner rechneten sie damit, daß die schier unwiderstehlich sich entwickelnde Kraft der Sozialdemokratie in den Industriebezirken nicht gegen die Liberalen werde spielen dürfen, wenn der „gemeinsame Feind" das Zentrum ist und die Liberalen der Roten Bundesbrüder sind.

Andere Erwägungen leiteten jenen Teil unserer bayerischen Parteigenossen, der die Werbetrommel für den antiklerikalen Block schlug. Der Appell einer von klerikaler Machtüberhebung bedrängten Regierung an das Volk erschien diesen Parteigenossen als das Zeichen zu einem kühnen Reiterangriff zur Zertrümmerung der Zentrumsmehrheit. Der Augenblick schien günstig wie nie. Den vitalsten Interessen der Arbeitermassen hatte das Zentrum ins Gesicht geschlagen, die einfachsten Rechtsgrundsätze verhöhnt und die Verfassungsformel von der staatsbürgerlichen Gleichberechtigung bespuckt. Nicht nur der Staatsbeamte, sondern auch der Staatsarbeiter sollte gezwungen werden, mit Entgegennahme des Lohnes für seine dem Staate geleistete Arbeit gleichzeitig das Recht preiszugeben, das der naivste Bauernknecht aus Oberviechtach besitzt: das Recht, seiner politischen Überzeugung frei Ausdruck geben zu dürfen. Der Sozialdemokrat sollte in Staatsdiensten nicht geduldet werden. Noch mehr! Das Zentrum griff mit frecher Hand nach dem Koalitionsrecht. Den in politischen Dingen völlig neutralen „Süddeutschen Eisenbahnerverband" wollten die Schwarzen baumeln sehen. Er sollte verboten, die Zugehörigkeit der Staatsbediensteten zu ihm mit Entlassung bestraft werden. Um vor diese Schandtat eine dekorative spanische Wand zu stellen, denunzierten die dem Landtag angehörenden Führer der „christlichen" Zentrumsgewerkschaften den Verband als sozialdemokratisch, unterschoben ihm mit frechen Fingern die Streikabsicht, um sich so mit der Forderung auf Zerstörung dieser gewerkschaftlichen Organisation noch als Retter des Vaterlandes aufspielen zu können. Der Verkehrsminister verschmähte es zwar, diese Zentrumsforderung ganz zu erfüllen, aber er sank doch vor der schwarzen Majestät zur Hälfte in die Knie

und verordnete, daß nunmehr das Heer der Eisenbahner und ihre Organisation emsig nach verbotenen Tendenzen durchschnüffelt und bespitzelt werden sollten. Das hatte dem Zentrum nicht genügt. Es erstrebte die völlige Vernichtung des nichtklerikalen Süddeutschen Eisenbahnerverbandes nicht aus Sorge um die „zuverlässige“ Gesinnung der Staatsangestellten, auch nicht aus Angst vor einer Stillegung der Staatsbahnen durch einen Angestelltenstreik. Ihm handelte es sich darum, der Zentrumsausgabe einer bayerischen Eisenbahnerorganisation, dem „Bayerischen Eisenbahnerverband“, durch Erwürgung des „Süddeutschen“ neues Blut in die verdorrenden Adern zu schaffen. Denn der Rückgang dieser im Zentrumsfahrwasser segelnden und von Zentrumsleuten geleiteten Eisenbahnerorganisation wird von keiner Seite bestritten. Der Bayerische Eisenbahnerverband teilte eben das Schicksal aller christlichen Gewerkschaften: er schoß in die Höhe, befruchtet von dem Regen zentrümlicher Versprechungen, und er sinkt in sich zusammen, nachdem das Zentrum im Landtag die von seinen gewerkschaftlichen Zutreibern den Arbeitern gemachten Versprechungen als Luft betrachtet. Der gewinnende Teil aus diesem Verfall der klerikalen Eisenbahnerorganisation war der freie „Süddeutsche Verband“. Je mehr er rote Backen bekam, desto höher schwoll der giftige Zorn seiner Freunde, und dieser Haß entlud sich zunächst gegen den unglückseligen Verkehrsminister, der dem Zentrumskommando nur zum Teil gehorcht hatte, und der deshalb von der Zentrumsmehrheit weggeblasen werden sollte. Mit dem neuen Manne hofften die um Orterer keine Schwierigkeiten mehr zu haben.

Wider alles Erwarten kam aber die Sache anders. Der einundneunzigjährige Prinzregent zeigte noch immer etwas Leben. Er machte einen Strich durch die Rechnung und löste den Landtag wegen der Weigerung des Zentrums, mit dem Verkehrsminister zu arbeiten, auf.

Die Situation schien so den schwarzen Beherrschern des bayerischen Landtags nicht günstig, die Mehrzahl der Sozialdemokraten sah den Augenblick zu einem erfolgreichen Vorgehen gekommen. Die blockfrohen Liebeslieder der Liberalen fanden in unseren Reihen ein offenes Ohr — und von München her wurde in schmelzenden Lauten mitgesungen.

Es muß zugegeben werden, daß die Kompromißbegeisterung in der bayerischen Sozialdemokratie stark mit auf die Eigenart des bayerischen Wahlgesetzes zurückzuführen ist. Durch ein Wahlkompromiß der Sozialdemokratie mit dem Zentrum wurde im Jahre 1905 in Bayern an die Stelle einer vorsintflutlichen indirekten Wahl die direkte Wahl gesetzt, bei der die Entscheidung durch die relative Mehrheit fällt. Gewählt ist nach diesem Wahlgesetz der Kandidat, der die meisten Stimmen erhält. Die einzige Einschränkung dabei ist, daß der Gewählte mindestens ein Drittel aller abgegebenen Stimmen erhalten haben muß. Ist dies nicht der Fall, so findet ein neuer Wahlgang statt, zu dem wieder alle Kandidaten zugelassen sind, und wobei die einfache Mehrheit entscheidet. Damit sind Stichwahlen fast unmöglich gemacht. Der Schacher, den wir bei Reichstagsstichwahlen so bedauern, wird aber durch ein Wahlgesetz von der Art des in Bayern bestehenden schon auf den ersten Wahlgang verpflanzt.

Das Zentrum hat durch dieses Wahlgesetz seinen überwiegenden Einfluß in Bayern sehr erfolgreich gesichert. Es hat in den meisten Wahlkreisen mindestens ein Drittel der Wähler auf seiner Seite und sichert sich

damit im Langtag die absolute Mehrheit, ohne doch die Mehrzahl der Wähler hinter sich zu haben. Im vorigen Landtag waren von 163 Mandaten 98 im Besitz dieser Partei, obwohl sie nur etwas über 44 Prozent aller abgegebenen Stimmen erhielt.

Die Versuchung lag natürlich nahe, diese Minderheit der Zentrumswähler dadurch auch im Parlament zum Ausdruck zu bringen, daß man in allen Kreisen, wo nicht mehr als 50 Prozent Zentrumsstimmen gezählt wurden, dem Zentrum einen gemeinsamen Kandidaten koalierter Parteien entgegenstellte, um durch Vermeidung einer Zersplitterung der antiklerikalen Stimmen dem Zentrum diese Sitze abzunehmen.

Und diese Versuchung siegte. Es kam bei der Neuwahl ein Kompromiß der Sozialdemokratie mit den Liberalen und deren mehr oder weniger losem Anhang, dem jungen Bayerischen Bauernbund und dem Altbayerischen Bauernbund, zustande. Das Abkommen wurde vom Vorstand der sozialdemokratischen Partei Bayerns unseren Organisationsvertretern in einer Zusammenkunft in München unterbreitet, als es in Einzelheiten schon völlig ausgearbeitet war und Änderungen nicht mehr vorgenommen werden konnten. Die einzelnen Bestimmungen, von deren Aufnahme in das Abkommen die Liberalen die Beteiligung an dem gemeinsamen Vorgehen abhängig machten, mußten sofort starken Protest hervorrufen. Das Kompromiß sollte sich lückenlos über das ganze Land erstrecken und — „den gegenseitigen Besitzstand der beteiligten Parteien wahren". Mit anderen Worten: der augenblickliche Mandatbesitz der einen vertragschließenden Partei darf von der anderen Partei nicht angegriffen werden, Gegenkandidaturen sind nicht zulässig, dafür aber besteht die Verpflichtung zur gegenseitigen Unterstützung.

Mit Annahme dieser Bedingung durch die Sozialdemokratie hatten die Liberalen ihre von uns bedrohten Mandate gerettet! Und deren sind nicht wenige. In Oberfranken ist der Liberalismus fertig; die mächtige industrielle Entwicklung dieses Landesteils hat die Proletarisierung der dortigen Bevölkerung weit durchgeführt und eine zusehends reiner werdende Scheidung in eine kapitalistische und eine proletarische Klasse bewirkt. An dieser Entwicklung starb der oberfränkische Liberalismus, seine „Hochburg" Oberfranken sank bei der letzten Reichstagswahl in den Staub. Die Sozialdemokratie nahm ihm Hof und Bayreuth ab, Kulmbach verlor er an den konservativen Bund der Landwirte. In Oberfranken hat aber der Liberalismus noch 9 Landtagsmandate. Sie mußten zum größten Teil uns zufallen. Das Kompromiß aber brachte die Anerkennung des Besitzes der Liberalen. So mußten also unsere Parteigenossen von Oberfranken ruhig zusehen, wie die Liberalen die von sozialdemokratischen Wählermehrheiten bewohnten Wahlkreise lachend einstrichen. In anderen Teilen Bayerns wird diese Situation noch öfters bestanden haben. Am sinnenfälligsten aber trat sie hier zutage.

Natürlich hatten die Liberalen in den in unserem Besitz befindlichen Wahlkreisen die gleiche Verpflichtung, keine Gegenkandidaten aufzustellen. Aber das war für sie kein Opfer, denn diese Kreise hatten wir 1907 aus eigener Kraft gegen die Liberalen erobert oder behauptet, und bei der Vor-

wärtsentwicklung unserer und der Rückwärtsentwicklung der liberalen Partei war es ziemlich ausgeschlossen, daß die Liberalen uns mehrere dieser Mandate abgenommen hätten. So entpuppt sich die Ausdehnung des Kompromisses auf die vom Zentrum und seinem Anhang gar nicht oder nicht ernstlich bedrohten Wahlkreise als ein Geschenk an die Liberalen, das sich diese für ihr Mittun im Kampfe gegen das Zentrum erpreßten.

Die übrigen durch das Kompromiß dem Zentrumsblock abzunehmenden Kreise sollten unter den „Linksparteien" aufgeteilt werden, ein genauer Verteilungsplan war schon gleich mit aufgestellt. Die Zahl der dem Zentrum abzunehmenden Sitze war auf 17 berechnet, damit wäre es auf 81 Mandate herabgedrückt worden, es hätte ihm *eine* Stimme an der absoluten Mehrheit im Landtag gefehlt.

Das Abkommen fand bei der Sozialdemokratie des nördlichen Bayerns *heftigen Widerspruch*. Äußerste Opposition aber machte sich bei Bekanntwerden des Abkommens in dem den Liberalen buchstäblich geopferten Oberfranken geltend. War doch in dem zweimännigen [1] Landtagswahlkreis Bayreuth die Tollheit dieser Kompromißwahl in der Weise auf die Spitze getrieben, daß die Liberalen ihren Reichstagskandidaten, den Hochschutzzöllner und Koalitionsrechtsfeind Winsauer, auch mit zum Landtag kandidieren ließen. So erwuchs für unsere Parteigenossen die Aufgabe, für den Mann an die Urne zu treten, dessen politische Grundsätze sie bei dem wenige Tage vorher abgeschlossenen Reichstagswahlkampf aufs schärfste bekämpfen, und dessen reaktionäre, volksfeindliche Gesinnung sie den Wählern hatten nachweisen müssen! In Hof stellte man kurzerhand — dem Abkommen zum Trotz — einen sozialdemokratischen Kandidaten auf. Weil aber das Abkommen als gescheitert gelten sollte, wenn auch nur in einem Wahlkreis nicht alle Abmachungen respektiert wurden, mußten die Flammen der Rebellion in Oberfranken erstickt werden. Es fand eine Konferenz für unsere Parteiorganisationen der Reichstagswahlkreise Bayreuth und Hof statt, in der zwei Mitglieder des Vorstandes der Landesorganisation die harte Aufgabe hatten, das Kompromiß den Parteigenossen genießbar zu machen.

Nach vielstündiger gründlicher Aussprache faßten die Versammelten ihre Meinung in folgender Resolution zusammen:

> Die Parteigenossen nehmen Kenntnis von dem beschlossenen Abkommen zwischen dem deutschen Bauernbund, dem altbayerischen Bauernbund, den liberalen Parteien und der Sozialdemokratie für die Landtagswahlen am 5. Februar 1912.
>
> Die Parteigenossen bringen ihren Protest über die völlige Ausschaltung der Gau- und Kreisvorstände bei der Aufstellung der Grundlagen des Kompromisses zum Ausdruck, weil insbesondere dadurch den Genossen in Nordbayern jede Einwirkung auf das Abkommen unmöglich gemacht wurde.
>
> Die Parteigenossen erklären weiter, daß sie das Abkommen als der Partei nicht förderlich, für den Bezirk Oberfranken aber als direkt schädlich betrachten.

---

[1] In Bayern gibt es 30 Wahlkreise, die wegen ihrer Größe zwei Abgeordnete wählen.

Trotz dieser ablehnenden Haltung zu dem Abkommen erklären die Parteigenossen, sich diesem Beschluß vollinhaltlich zu fügen und versprechen, ihren Einfluß aufzubieten, um dem Abkommen bei den Genossen im Lande Geltung zu verschaffen.

Die Annahme dieser Resolution erfolgte mit 80 gegen 9 Stimmen. Letztere waren unter allen Umständen dafür, sich dem Beschluß der Landesorganisation nicht zu fügen.

Das Abkommen war also gerettet. Nun konnten die Früchte eingeheimst und im schwarzen Bayern durch ein verwegenes Experiment über Nacht die hellsten Lichter des politischen Fortschritts entzündet werden. Es kam anders.

II.

Als der 5. Februar, der Wahltag, kam, hatte das Zentrum bereits am königlichen Hofe einen Sieg erfochten. Das Gesamtministerium, das sich mit dem für den Orkus ausersehen gewesenen Verkehrsminister solidarisch erklärt und dem Zentrum gegenüber sich steifnackig gezeigt hatte, trat zurück. Noch ehe die Wähler gesprochen hatten! Die Krone war für das Zentrum wieder gewonnen. Das war schon ein Erfolg, an dessen Ausnutzung die Schwarzen nach Lage der verfassungsrechtlichen Verhältnisse in Bayern auch dann nicht hätten gehindert werden können, wenn die Wahlen die Hoffnungen der Kompromißparteien erfüllt hätten.

Die Wahl selbst brachte dem Zentrum und mehr noch seinen konservativen Verbündeten verschiedene Schlappen. Das Zentrum verlor 11 Sitze, sein Mandatsbesitz fiel herab auf 87, der Bund der Landwirte und die Konservativen sanken von 18 auf 7 Sitze. Dagegen eroberte die Sozialdemokratie 9 Mandate und stieg auf 30, die Liberalen 7 und stiegen auf 31, der altbayerische Bauernbund gewann 3 und hat nun 5 Sitze, der deutsche Bauernbund bekam mit 3 Sitzen zum erstenmal eine parlamentarische Vertretung im Landtag.

Aber das erstrebte Ziel, die Beseitigung der Zentrumsmehrheit, war nicht im entferntesten erreicht. Das Zentrum hat heute allein 6 Stimmen über die absolute Mehrheit. Die ultrareaktionären Bündler aber verstärken die überragende Macht des Zentrums noch.

Eine eingehende Prüfung der Wählerziffern wäre natürlich viel lehrreicher als die Betrachtung der Mandatsverschiebung. Aber das Kompromiß macht eine Untersuchung darüber, wie die einzelnen Parteien sich gegenüber der Landtagswahl von 1907 entwickelten, zu einer zwecklosen Arbeit. Die Sozialdemokratie durfte ja diesmal nur in 56 von 163 Wahlkreisen Kandidaten aufstellen. In allen anderen Kreisen fielen die sozialistischen Stimmen dem Kompromißkandidaten zu. Auch eine Zählung der in diesen 56 Wahlkreisen für die Sozialdemokratie abgegebenen Stimmen hat keinen Sinn, da ja in den so ermittelten Ziffern die uns von den Kompromißparteien zugefallenen bürgerlichen Stimmen enthalten sind.

Das gleiche ist der Fall bei den anderen Parteien. Sieht man von all diesen das Bild über die Stärke der einzelnen Parteien stark verwischenden Faktoren ab, dann ergibt sich folgendes:

Es erhielten Stimmen die Parteien des „Linksblocks", wozu auch „parteilos" und „zersplittert" mitgezählt sei:

	1912	Prozent-anteil	1907	Prozent-anteil
Sozialdemokratie	188511	19,50	142084	17,69
Liberale	206939	21,40	191965	23,90
Bayerischer Bauernbund	65335	6,80	—	—
Deutscher Bauernbund	28847	3,00	—	—
Parteilos	9693	1,00	6679	0,83
Zersplittert	1610	0,20	1724	0,25
Insgesamt	500935	51,90	342452	42,67

Die anderen Parteien erhielten:

	1912	Prozent-anteil	1907	Prozent-anteil
Zentrum	394126	40,90	354900	44,19
Konservative u. Bund d. Landw.	62100	6,40	102723	12,78
Mittelständler	5693	0,60	—	—
Reichspartei	1796	0,20	—	—
Insgesamt	463715	48,10	457623	56,97

Eine Verschiebung der Stimmen unter den beiden Partei*gruppen* *scheint* sonach in der Weise eingetreten zu sein, daß die Linksparteien von der Rechten gewannen. Aber auch das ist nicht so ohne weiteres anzunehmen, denn auch die Wahl von 1907 sah *keine reine Parteischeidung*. Die Liberalen kompromisselten mit den Bündlern, weshalb in den Stimmenziffern der Rechtsparteien von 1907 liberale Stimmen enthalten waren. Und umgekehrt!

Mit den Zahlen der Landtagswahlen läßt sich also nicht viel anfangen, jeder Versuch, sich in den Zifferreihen zu ergehen, führt in ein unheimliches Labyrinth.

Etwas mehr geeignet zur Beurteilung der Frage, ob der gemeinsame Kampf gegen das Zentrum unter Verzichtleistung der Sozialdemokratie auf ihre wahltaktische Selbständigkeit dem klerikalen Block ernstlich Wählermassen absprengte, ist ein Vergleich der Landtagswahlstimmen mit den Ziffern der wenige Wochen vorher stattgefundenen Reichstagswahl. Es erhielten in Bayern Stimmen (in Prozent aller abgegebenen):

Reichstagswahl 1912		*Landtagswahl[1] 1912*	
Zentrum	38,8 Prozent	Zentrum	40,9 Prozent
Bund der Landwirte	5,4 "	Konservative und Mittelständler	7,2 "
Konservative	1,9 "	Reichspartei	0,2 "
	46,1 Prozent		48,3 Prozent

Diese Tabelle sagt uns: *Bei der Reichstagswahl, im freien Kampfe aller Parteien, schnitt das Zentrum und sein Anhang schlechter ab als bei dem konzentrierten Ansturm der Linksparteien bei der Landtagswahl!* Zwar ist zu berücksichtigen, daß bei der Landtagswahl die antiklerikale Gruppe viele ihrer Reichstagswähler nicht an die Urne bringen konnte, weil die Voraussetzung zur Ausübung des Landtagswahlrechtes an die Ableistung des Verfassungseids, die Staatsangehörigkeit seit mindestens einem Jahr

[1] Bei der Landtagswahl marschierten die Parteien des Zentrumsblocks unter etwas anderer Bezeichnung. Die Parteigruppen sind aber dieselben wie die der Reichstagswahl.

und an mindestens einjährige Steuerleistung gebunden ist: die Sozialdemokratie leidet darunter naturgemäß am meisten, weniger die konservativen Elemente, die bei dieser Landtagswahl um das Zentrum geschart waren. Das hat den Prozentanteil des Zentrums zweifellos gehoben. Immerhin aber sieht das Ergebnis nicht so aus, als hätte der vereinte Ansturm den bayerischen klerikalen Turm in seinen Grundmauern erschüttert. Das tatsächliche Machtverhältnis der Parteien im Landtag ist nicht wesentlich verändert.

Die Gewinne, die dem Zentrum abgerungen wurden, erscheinen so geringfügiger Natur, daß vor einer Wiederholung des Experimentes zu warnen ist. Und zwar sowohl aus rein praktischen, als aus prinzipiellen Gründen. Die praktischen Gründe sind: Das Zentrum pariert jede Blockbildung von links mit einer Blockbildung von rechts. Das Ziel des liberal-sozialdemokratischen Kompromisses war nicht mehr zu erreichen in dem Augenblick, als der Bund der Landwirte den seiner Natur durchaus entsprechenden Anschluß zum Zentrum vollzog. Daß der Bund der Landwirte an allen Gliedern blutend das Feld verläßt und den größten Teil seines Mandatsbesitzes verlor, wird ihn das nächste Mal nicht in die Arme derer treiben, von denen er seine Niederlage holte, sondern er wird vom Zentrum das nächste Mal stärkere Bezahlung fordern. Und das Zentrum ist geschäftstüchtig genug, zu zahlen, wenn es damit seinen Interessen dient. Das bewies die letzte Reichstagswahl, wo es den Konservativen Kreise zuschanzte, die höchst aussichtsvoll für das Zentrum selbst waren — nur um die Front gegen links zu stärken. Das Ziel, das klerikale Joch in Bayern in Trümmer zu schlagen, wird auch dann nicht erreicht sein, wenn durch lückenlosen Zusammenschluß aller übrigen Parteien das Zentrum etwa auf 70 oder 80 Sitze herabgedrückt wird. Dem liberal-sozialdemokratisch-agrarliberal-agrarkonservativ-mittelständlerischen Kunterbunt würde das Landtagszentrum als feste geschlossene Masse gegenüberstehen und bei all seinen Maßnahmen aus den konservativen Gruppen des kuriosen „Linksblocks" so viel Zuzug erhalten, um seinen Willen durchzusetzen.

In die ungeheuerlichste Lage käme in einem solchen Landtag die Sozialdemokratie. Um eine auf antiklerikalen Grundsätzen fußende Regierung halten zu können, müßte sich die Sozialdemokratie dieser Regierung in allen entscheidenden Fragen helfend zur Verfügung stellen. Denn das Zentrum würde jede Möglichkeit, gegen die ihm nicht gehorchende Regierung eine Mehrheit zu bilden und so Konflikte mit Ministerstürzen und Landtagsauflösungen zu schaffen, mit grinsender Freude ausnutzen. Dabei wäre diese Regierung noch immer nicht das Gegenteil eines „geschäftsführenden Ausschusses der herrschenden Klassen". Sie wäre eine kapitalistische Regierung und auf Erhaltung der jetzigen Gesellschaftsordnung bedacht, jener „Ordnung", deren verdienten und notwendigen Sturz vorzubereiten und durchzusetzen unser Kampf gilt. Die sozialdemokratische Fraktion wäre verpflichtet — wollte sie nicht „ihr" antiklerikales Ministerium in Gefahr bringen —, Budgets der undefinierbarsten Art zu bewilligen — so laufen die praktischen Gründe gegen die Fortführung des in Bayern begonnenen Experimentes hinüber in die Ablehnungsgründe grundsätzlicher Art.

Die drückende Macht des Zentrums in Bayern abzutragen durch wahlstrategische Winkelzüge von der Art des eben gesehenen hat zur ersten Voraussetzung die *Einstellung unseres Kampfes gegen die Liberalen* auf landespolitischem und seine Abschwächung auf reichspolitischem Gebiet. Die gesunde, freie Entfaltung des Parteilebens wird damit unterbunden. Die Sozialdemokratie wird eingekapselt, wo sie die größten Erfolge erringen könnte: in den industriellen Gebieten, die den schließlich dort gar nicht mehr vorhandenen Liberalen als Erbsitze durch Kompromißgebot zuerkannt werden. Dagegen erhält die Sozialdemokratie da und dort ein Mandat zugeteilt, wo infolge bestimmter wirtschaftlicher Verhältnisse die Bevölkerung zum größten Teil unserer Partei mit vollendeter Verständnislosigkeit gegenübersteht. *Die* dürfen wir im Landtag vertreten. Glücklicher Abgeordneter!

Das Kompromiß mit seiner Beschränkung der Kandidatenaufstellung macht eine umfassende und *zielklare sozialistische Agitation unmöglich*. Es sei daran erinnert, daß bei der letzten bayerischen Landtagswahl in etwa *hundert Kreisen kein sozialdemokratischer Kandidat* aufgestellt werden durfte. In zwei Dritteilen des zweitgrößten Bundesstaats schwieg also jede aufklärende Stimme über die Bestrebungen der Sozialdemokratie auf landespolitischem Gebiet. Und in den übrigen Kreisen, wo der sozialdemokratische Kandidat von den mit uns verbündeten Parteien unterstützt wurde, war die Sache noch schmählicher. Da mußte *geschwiegen* werden von den Sünden der mit uns marschierenden Parteien, obwohl diese Sünden an Schwärze denen des Zentrums kaum nachstanden.

Was ist die *Folge*? Der Klassenkampfcharakter unserer Partei mit seiner grundsätzlichen Frontstellung gegen *alle* bürgerlichen Parteien wird verwischt, die Volksmassen vermissen bald an uns das, was sie unwiderstehlich zu uns riß. Das dauernde Paktieren mit den Liberalen, die auch in Bayern durchaus nicht die humanen, biervergnügten Leutchen sind, als die sie immer hingestellt werden, bringt entweder Verwirrung in unsere eigenen Reihen, indem sich der Protest gegen diese Taktik immer heftiger regt, oder es tritt eine politische Versumpfung ein, weil die Massen allmählich den grundsätzlichen Kampf der proletarischen Klasse gegen das kapitalistische Bürgertum und seine verschiedenen Parteien als nicht notwendig zu betrachten beginnen. Der Blick wird abgelenkt von dem großen sozialen Widerstreit, der die Welt tosend erfüllt und die Grundlagen der kapitalistischen Gesellschaft immer stärker erzittern läßt, er verliert sich in kleinlichem politischem Tageskram. An dieser unserer so entstandenen inneren Schwäche aber würde alles profitieren, was uns im Wege steht: sowohl die Liberalen wie das *Zentrum*.

Man will uns in das Garn der Block- und Kompromißpolitik jagen mit dem Hinweis auf die Schrecken, die ein Fortbestand der Zentrumsherrschaft bringt. Das läßt uns kühl. Soll es das Zentrum wagen, den Bogen zum Brechen zu biegen! *Je sinnloser es seine Macht gebraucht, desto eher stürzt es.*

Je toller der Klerikalismus in Bayern die Interessen der arbeitenden Massen mit Füßen tritt, um so mehr arbeitet er jener Taktik in die Hände, die den Klerikalismus stürzen wird, nicht über Nacht, aber totsicher: es ist

der rastlose, zähe Kampf um die Hunderttausende einzelner Glieder des Zentrums, der Kampf um seine Anhänger im Lande. Die systematische sozialistische Aufklärungsarbeit unter dem irregeleiteten, urteilsunfähigen Arbeiteranhang des Zentrums, das ist das trefflichste Kampfmittel gegen die schwarze Gefahr. Das Mittel ist nicht neu und bringt nicht über Nacht mühelosen Sieg. Aber es ist bewährt.

Ihm allein verdankt die deutsche Sozialdemokratie ihre heutige Größe.

Der dritte große Bergarbeiterstreik im Ruhrbecken.

Von **O. Niebuhr** (Essen a. R.).

Nach kaum neuntägiger Dauer hat der dritte Massenstreik der Ruhrbergleute sein vorzeitiges Ende gefunden. Einen greifbaren Erfolg brachte er nicht, wie schon seine kurze Dauer zeigt. Ein umfassender Streik der Bergarbeiter, der die Zechenbesitzer mürbe machen soll, muß auf lange Wochen hinaus berechnet werden, er muß den Kohlenmangel zur Katastrophe gestalten und das ganze Wirtschaftsgetriebe erschüttern. Das Zechenkapital ist das konzentrierteste, zäheste aller, ihm ist durch eine glänzende, kecke Attacke nichts anzuhaben. Doch auch dieser Kampf war von den drei zur Lohnbewegung vereinigten Organisationen (Verband der Bergarbeiter, Polnische Berufsvereinigung, Hirsch-Dunckerscher Gewerkverein) für längere Dauer vorbereitet, und erst, als sich herausstellte, daß er zu günstigem Ende nicht zu führen war, wurde er durch Beschluß einer Vertrauensmännerkonferenz abgebrochen, allerdings nur, weil die zu seiner Fortführung erforderliche Dreiviertelmehrheit nicht mehr vorhanden war.

Schon die Aufzählung der zur Lohnbewegung vereinigten Organisationen zeigt eine der Hauptursachen auf, weshalb der Streik erfolglos verlief. Der im Ruhrgebiet reichlich 40 000 Mitglieder zählende Gewerkverein christlicher Bergarbeiter hielt sich nicht nur vom Kampfe fern, sondern stellte sich ihm klassenverräterisch und nach Renegatenmanier schroffer entgegen als das Zechenkapital selbst, das diesmal auch nicht ganz einig war. Die Leitung des Gewerkvereins in Verbindung mit der der gelben Werkvereine darf sich rühmen, das meiste zur Niederwerfung des hoffnungsvoll einsetzenden sozialen Kampfes getan zu haben. Selbstverständlich finden sich daneben noch manche andere Ursachen, aber sie alle treten zurück vor der einen traurigen Tatsache, daß die Leitung einer Arbeiterorganisation es fertig gebracht, mit äußerster Erbitterung gegen die Erringung von Forderungen anzukämpfen, die sie selbst im vollen Umfang guthieß. Sucht man nach Gründen für diese Tat, so findet man sie auf politischem, nicht zum letzten kirchenpolitischem Gebiet. In dem Verhalten des Gewerkvereins christlicher Bergarbeiter bei diesem Streik kommt zum Ausdruck die Umwandlung des Zentrums, das von einer Oppositionspartei zur Regierungspartei ohne Einschränkung geworden ist.

Mit den früheren Streiks im Ruhrbergbau hat der diesmalige Kampf das gemeinsam, daß er materiell ergebnislos verlief. Sonst aber trennen ihn vom Verlauf der früheren mancherlei entscheidende Umstände, deren Endergebnis sich darin zeigte, daß dieser Streik in Ruhe beendigt wurde,

unter allseitiger Erkenntnis von der Notwendigkeit des Abbruchs, während ehedem just der Streikabschluß die heißeste Erregung brachte. Am hervorstechendsten ist der Gegensatz in der Haltung des Zentrums beziehungsweise des Gewerkvereins zu den drei Streiks. Im Jahre 1889 befand sich der Ultramontanismus am Ausgang seiner Oppositionszeit. Ihm allein wurde von der kapitalistischen Presse die Schuld an dem Ausbruch jenes „wilden" Streiks zugeschoben. Der zechenfreundliche Verfasser des Buches: „Der Ausstand der Bergarbeiter", Essen 1889, Natorp, schrieb darin: „Wenn jemand die Verantwortung für den eben beendeten Streik und dessen unheilvolle Folgen trägt, so ist es die ultramontane ... Partei." Das ist natürlich nur mit Einschränkung richtig. Die Zechenbesitzer brauchten damals den Streik sehr nötig zur Einleitung einer Kohlenpreiserhöhung und haben ihr redlich Teil zu seinem Ausbruch beigetragen! Aber soweit agitatorische Aufrüttelung der Massen dabei überhaupt in Frage kommt, stimmt das Wort Natorps schon deswegen, weil nennenswerte gewerkschaftliche Organisationen der Bergarbeiter damals nicht vorhanden waren. — 1905 hatte sich die Haltung des Zentrums insofern geändert, als seine Presse zunächst vorsichtig zuwartete, dann aber beim Weitergreifen des Streiks offen für die Streikenden Partei nahm, in deren Reihen die Mitglieder des christlichen Gewerkvereins standen. Der Streik 1905 bedeutet die gewerkschaftliche Glanzzeit der Zentrumsarbeiterorganisationen, der Streik 1912 macht ihre Korrumpierung offenkundig und ist der Anfang ihres Endes. Der Gewerkverein schloß sich heuer zu dem Zeitpunkt von der Bewegung aus, wo sie in ein entscheidendes Stadium geriet; er ging in offener Schlacht zum Gegner über. Vorher hatte er versucht, den Kampf hinauszuzögern bis zu einer Zeit, wo er unmöglich war — wußte er doch sehr gut, daß der Streik ihm unter allen Umständen gefährlich werden mußte — und endlich griff er zum verwerflichsten Rettungsmittel, der Organisation des Massenstreikbruchs.

Wie schon angedeutet, bestanden bei dem verflossenen Kampfe auch unter den Zechenbesitzern Gegensätze. Das ist ebenfalls ein Unterschied gegen früher. 1889 existierte noch kein Syndikat. Die nur lose vereinigten Zechen verstanden es trotzdem, den Streik in einer für sie so günstigen Zeit zu provozieren, daß sich von 1888 auf 1890 der Kohlenpreis nahezu verdoppelte! Den Ausbruch des Streiks von 1905 hat das 1893 neu ins Leben gerufene Kohlensyndikat so gut wie ganz auf dem Kerbholz. Seinen Machern war es nicht nur um die Emporschraubung der Kohlenpreise zu tun, sondern auch um die Stillegung gewisser Zechen, wie der Zeche „Bruchstreue", wo der Streik ausbrach. Zu riskieren hatte das Syndikat damals, wo sein Bestand noch zehn Jahre gewährleistet war, nichts, nur zu gewinnen. Heute ist das immerhin ein wenig anders. Günstig ist ihm, daß die Erhöhung der Kohlenpreise vom 1. April ab bereits gesichert ist. Irgendwelche Gefahren von Außenseitern drohen ebenfalls nicht, nun der größte von ihnen, der Fiskus, unter das Diktum des Syndikats gebracht worden. Dagegen sind innere Schwierigkeiten zu verzeichnen, die aus den Vorarbeiten der für 1915 bevorstehenden Erneuerung des Kohlensyndikats entspringen. Zwischen den ihm angeschlossenen gemischten Werken, den Hüttenzechen und den reinen Zechen, die nicht Selbstverbraucher sind, tobt ein erbitterter Kampf. Die Organisation des Syndikats sichert gegenwärtig den

Hüttenzechen große Vorteile gegenüber den reinen Zechen. Diese, die meist mit den Berliner Großbanken zu rechnen haben, drängen darauf, daß die Montanriesen, die gleichzeitig gemischte Werke bilden, die Lasten des Syndikats zu gleichem Anteil übernehmen. Die reinen Zechen zahlen von ihrer gesamten Produktion die Syndikatsumlage, die Hüttenzechen sind mit ihrem gewaltigen Selbstverbrauch frei! Somit sind die reinen Zechen wirtschaftlich schwächer gestellt und darauf angewiesen, eine günstige Konjunktur in vollem Umfang auszunutzen. Die gemischten Werke hingegen können es besser aushalten. Für ihren Selbstverbrauch waren sie diesmal infolge des christlichen Streikbruchs zwar nicht ganz sichergestellt, aber sie konnten doch auf eine Teilergänzung ihrer Vorräte rechnen. Ihre Metallproduktion ging weiter im Gegensatz zu den Werken, die von den reinen Zechen wenig oder keine Kohlen bekommen konnten. Sie hatten ja auch ihre Koksvorräte und konnten sicher aus zweiter Hand auf Zufuhr von den reinen Zechen rechnen. Dieser Sachlage entsprechen die Äußerungen der beiderseits dienstbaren Presse. Es drängt sich daraus der Schluß auf, daß den großen Syndikatsmitgliedern der Streik längst nicht so fatal war wie den mittleren und kleinen. Vielleicht hofften jene in der Tiefe ihres kapitalistischen Gemüts, daß die große soziale Erhebung wieder eine Reihe von kleinen Opfern reif machen würde zur brüderlichen Erdrosselung durch die Großen. Deshalb war es wohl, daß die „Rheinisch-Westfälische Zeitung", das Organ der Schwerindustrie, beinahe objektiv blieb gegenüber dem Bergarbeiterkampf, während die „Kölnische Zeitung" und die „Bergwerkszeitung", die zu den reinen Zechen Verbindungen haben, in ausgedehntem Maße über den Streik schimpften und gegen die Streikenden hetzten.

Eine Überraschung, der aber die Empörung auf dem Fuße folgte, bereitete selbst ihren Kennern die Zentrumspresse. Man wußte, daß sie diesmal abseits stehen, den Streikenden keine Unterstützung leihen würde. Aber daß sie so maßlos gegen die Streikenden toben und die katholische Bevölkerung aufpeitschen würde, hatte niemand für möglich gehalten! Ein frappanter Umschwung gegen 1905! Damals wütete die „Rheinisch-Westfälische Zeitung" nebst ihren Geschwistern derart unverschämt, daß sie vom Grafen Posadowsky zur Ordnung gerufen wurde. Diesmal waren die Rollen vertauscht. Fast an jedem Tage des Streiks erklärte die „Rheinisch-Westfälische Zeitung" mit deutlicher Spitze gegen die Zentrumspresse, daß die Nachrichten über Unruhen und Ausschreitungen erlogen seien; die Behörden hätten dies auf Anfrage erklärt. Und ostentativ überschrieb die „Rheinisch-Westfälische Zeitung" jeden Tag ihre Streiknachrichten in Fettdruck: Alles ruhig! Sie ging so weit, gegenüber der Zentrumspresse zu erklären, daß, wenn diesmal Militär nötig war zum Schutze der Arbeitswilligen, wäre es immer nötig gewesen, und zwar auch dann, wenn die Zentrumspresse es sich verbeten hatte; denn diesmal sei keineswegs mehr vorgekommen als früher auch! Dasselbe betonte der Essener Polizeipräsident, der zweimal erklärte, daß ernstere Ausschreitungen nicht vorgekommen seien! Das ist um so wichtiger, als das in Essen erscheinende Zentrumsorgan am klobigsten hetzte, offenbar im Auftrag der am gleichen Orte hausenden Leitung des christlichen Gewerkvereins. Hier ertönte auch bereits in der Frühe des zweiten Streiktags der Ruf nach Militär und Belagerungszustand, Wünsche, die,

wie man weiß, zum überwiegenden Teile von diensteifrigen Regierungsorganen erfüllt wurden.

Alles das geschah, um die christlichen Arbeiter zur schimpflichen Parole des Streikbruchs zurückzuführen, von der sie sich angeekelt zu erheblichem Teile losgesagt hatten. Aber es mußten erst die gesamten Machtmittel des Staates und der Kirche (auch die Geistlichen beteiligten sich allerorten an der Hetze) mobil gemacht werden, um das kräftig emporschießende Klassengefühl der christlichen Arbeiter wieder zu ertöten. Sein oder Nichtsein der christlichen Gewerkschaftsbewegung waren auf eine Karte gesetzt! Mißglückte dieser gefährliche und erbärmliche Anschlag der christlichen Arbeiterführer, die natürlich im Auftrag und Interesse des Zentrums handelten, so blieb als Organisationsform für die klerikale Arbeiterzersplitterung nur noch die gelbe Fachabteilung übrig, die nicht leben und nicht sterben kann. Mit den stärksten Mitteln nur konnte noch einmal der Massenabfall der katholischen Arbeiter von den Zentrumsgewerkschaften und dem Zentrum verhindert werden — und man hat diese stärksten Mittel angewendet. Ob das Verräterstück der christlichen Führer zum zweiten Male möglich ist, darüber mögen die dürren Tatsachen der Notlage der Bergsklaven sprechen.

Seit 1907 hatten die Arbeiter allein im Ruhrbergbau einen Lohnverlust von 146 Millionen Mark. Der jährliche Durchschnittslohn stand 1907 auf 1562 Mark, 1911 auf 1446 Mark, ist also um 116 Mark gesunken. Dagegen ist, nach äußerst vorsichtiger Berechnung aus den Preisen der Kruppschen Konsumanstalt, der durchschnittliche Nahrungsmittelaufwand einer minderbemittelten Familie im gleichen Zeitraum von 786 Mark auf 852 Mark gestiegen, also um 66 Mark, und diese Steigerung hält an. Nebenbei bemerkt, sind die Detailpreise im allgemeinen höher als bei der angezogenen Anstalt, die einen Jahresumsatz von mehr als 30 Millionen hat. Wollte man die Ernährung zugrunde legen, die das Reich einem Marinesoldaten zuteil werden läßt, so würde in einer vierköpfigen Familie der Gesamtlohn eines Bergarbeiters von 1911 nicht einmal zur Nahrungsmittelbeschaffung ausreichen! Im Industriegebiet sind nicht nur die Wohnungsmieten, sondern auch die direkten Steuern außerordentlich hoch, so daß die Arbeiterschaft hier von vornherein ungünstiger gestellt ist. Den Spezialberuf aber, der dem Bergmann den verhältnismäßig günstigsten Lohn sichert, den des Hauers, kann er nur wenige Jahre ausüben. Vorher ist er geringer bezahlter Schlepper, nachher Tagesarbeiter mit niedrigem Lohne, wenn ihn nicht ein Unfall oder ein schleichendes Übel zum Berginvaliden macht, und dann tritt das Elend erst recht an ihn heran. Alljährlich trifft jeden siebenten Bergmann ein Unfall; 80 Prozent der Belegschaft erkranken, denn die Grubenarbeit erzeugt frühes Altern und schnellen Kräfteverfall. Dazu gesellt sich das Heer weiterer sozialer Mißstände, die der brutale Druck des Zechenkapitals erzeugt. Skandalös lange muß der Bergmann auf den verdienten Lohn warten. Erst nach mehr als fünf Wochen hat er Anspruch auf „Abschlag", und fast acht Wochen muß er auf die Restzahlung warten. Vorschüsse für den Notfall gibt's entweder gar nicht oder mit harten Worten, denn das Zechenkapital weiß den geringsten Zinspfennig zu schätzen. Außerdem hat der Bergmann ein raffiniert ausgebildetes Strafsystem zu erdulden, das den geringsten Fehler schwer am Lohne ahndet. Es gibt Zechen, wo der Belegschaft auf diese Weise

Zehntausende Mark im Jahre abgezwackt werden. Begehrt der Knappe wegen allzu kärglichen Lohnes oder der vielen Abzüge auf, dann heißt es, er solle mehr Kohlen schaffen, Überschichten verfahren. Aber beides hat seine Grenze; das letzte im Versagen menschlicher Kraft, das erste in den geheimen Abmachungen der Zechen untereinander. Der Gedingelohn darf nirgends über eine gewisse Höhe steigen, die um ein weniges über 6 Mark liegt, sonst würden Zechen mit schlechten Gedingen bald keine Leute mehr haben und zulegen müssen. Zu dieser Art Lohnregulierung ist der Zechenverband zuständig, sonst nicht, wie er den Verbänden höhnisch erklärt! Ist in den Betrieben die Behandlung des Bergmanns eine brutale, so auch draußen. In den Werkswohnungen, Kolonien genannt, wird darauf geachtet, daß möglichst viele Kostgänger gehalten werden, die natürlich zur Zeche gehen müssen. Die Koalitionsfreiheit ist durch die Aufpasserei des Hüters dieser famosen Wohlfahrtseinrichtung, des Kolonievogts, beschränkt. Nur „gutgesinnte" Zeitungen werden geduldet und mißliebige Besucher ferngehalten. Schließlich soll der Wareneinkauf in den Zechenkonsumvereinen vollzogen werden, die meist auch nur eine Wohltat für den Unternehmer darstellen. Weil keine Kündigungsfrist besteht, muß der Bergmann sich gefügig zeigen, sonst wird er aus Wohnung und Arbeit getrieben, was für ihn besonders verhängnisvoll in dem Falle ist, wo das Sperrsystem zwischen den Nachbarzechen besteht. Bis jetzt ermöglichte überdies der Zwangsarbeitsnachweis den Unternehmern die dauernde Brotlosmachung derjenigen Arbeiter, die sich nicht jedem Befehl fügten. Wie die Unternehmer dieses Folterinstrument benutzt haben, beweist ein dieser Tage ergangenes Urteil des Landgerichts Essen, das zehn Monate hindurch mit der Hungerpeitsche gezüchtigten Arbeitern Entschädigungssummen bis zu 762 Mark zuspricht! Entstehen Streitigkeiten aus dem Arbeitsverhältnis, so sind die Bergleute dem Ermessen der Zechenverwaltung ausgeliefert. In den letzten Monaten noch wurde ihnen ein ganz besonders gehässiger Streich der Unternehmer zugefügt, indem diese im Knappschaftsverein durchsetzten, daß die gesetzlichen Leistungen aus der Reichsversicherungsordnung auf die Knappschaftsleistungen aufgerechnet werden. Diese niederträchtige Bestimmung der Reichsversicherungsordnung haben die Bergarbeiter vorzugsweise dem Zentrum zu verdanken. *Die Zechen ersparen dadurch pro Arbeiter und Woche einen ganzen Pfennig Beitrag!*

Alle diese und andere Mißstände, die beherrscht werden durch den kläglichen Lohn und die ausgedehnte Arbeitszeit auch vor den heißesten Orten — die Achtstundenschicht steht nur auf dem Papier! —, hatten die Erregung bei allen Bergarbeitern zu einem gefahrdrohenden Grade gesteigert. Es zeugt für die ganze gewerkschaftliche Disziplinierungsarbeit, die von den „Hetzern" im Ruhrgebiet geleistet worden ist, wenn es nicht unter den erbitterten Massen fortgesetzt zu wilden Streiks kommt. Seit zwei Jahren besonders mußte unendliche Mühe aufgewendet werden, um die Arbeiter zurückzuhalten bis zu günstigerer Zeit. Jetzt aber, fast zugleich mit der Teuerung, war eine Konjunktur heraufgestiegen, die Erfolg versprach. Die Zechen förderten darauf los, um die alten und neuen Abnehmer zu befriedigen. Der Export schwoll an, während die Einfuhr zurückging. Schon griff das Kohlensyndikat seine Reservelager an. Überall gärte es unter den Kohlengräbern, und in England brach jener Riesenkampf aus, der die

Grundfesten der englischen Volkswirtschaft erschüttert. Kein Wunder, daß die Ruhrbergleute einschließlich der christlichen doppelt ungeduldig wurden und stürmisch nach energischen Mitteln in der Lohnbewegung riefen.

Wenn je ein Bergarbeiterkampf Erfolg versprach, war es dieser. Und wenn je Arbeitervertreter sich mit schmählichem Verrat befleckt haben, so die des Zentrums oder des christlichen Gewerkvereins, die die ganze Gewalt des Klassenstaats auf die um ein Stückchen mehr Brot ringenden Bergarbeiter hetzten. Diese kämpften um Forderungen, die samt und sonders von den christlichen Streikbrecherorganisatoren gutgeheißen waren. In den Parlamenten, vor Ministern hatten diese Arbeitervertreter erklärt, daß die Forderungen der Ruhrbergarbeiter berechtigt seien — heute, nach ihrem Verrat, läßt sich das nur als ekle Heuchelei bezeichnen, zur Täuschung der christlichen Mitglieder bestimmt, die gegen die unsaubere Haltung ihrer Führer revoltierten und murrten. Noch ein weiteres wurde den christlichen Vertretern zur Beruhigung ihrer Gefolgschaft dargeboten, und das war ein Lohnversprechen der Zechenbesitzer. Im selben Augenblick, wo die Bewegung bedrohlich zu werden begann, ausgerechnet an dem vorgesehenen Tage einer entscheidenden Konferenz der vier Verbandsvorstände, veröffentlichten die Zechenbesitzer in ihrer Presse das Versprechen einer Lohnerhöhung nach dem 1. April! Als es seine Wirkung getan und den christlichen Führern erwünschten Vorwand zur Zersplitterung der Arbeiterorganisationen gegeben hatte, wurde es derart eingeschränkt, daß nichts von ihm übrig blieb und vor allem ersah man aus ihm nicht, inwieweit es sich auf die Gedingelöhne (Akkordlöhne, auf die es ankommt) oder etwa nur auf die Schichtlöhne (Tagelöhne) erstrecken sollte. Das hindert aber die Vertreter des christlichen Gewerkvereins nicht, bis auf den heutigen Tag das Entgegenkommen der Grubenherren zu preisen, ungeachtet aller trüben Erfahrungen, die mit den Versprechungen dieser Leute gemacht worden sind. Das veranlaßte sie, in dem Augenblick von der Bewegung abzufallen, wo es ein Zurück nicht mehr gab und Einigkeit Lebensbedingung war!

Über ein Jahr waren die Christlichen mit von der Partie, ja ihre Agitatoren hatten am lautesten zum Waffengang herausgefordert. Es sei nur erinnert an den Vorsitzenden der Siebenerkommission des Jahres 1905, Efferts, der einen Kampf ankündigte, wie ihn die Welt noch nicht gesehen, oder an den Sekretär Hüskes, der die deutsche Industrie auf Jahre hinaus ruinieren wollte. Im Dezember 1910 wurden unter Teilnahme des Gewerkvereins an den Zechenverband die ersten Forderungen eingereicht. Dieser vollführte sein bekanntes Manöver, indem er sich als unzuständig hinstellte. Man wandte sich an die einzelnen Zechen, und diese wieder wollten nur mit den Arbeiterausschüssen ihrer Belegschaften verhandeln. Diese Ausschüsse sind aber genau so weiße Salbe wie die Sicherheitsmänner; sie haben insbesondere kein gesetzliches Recht, über die Lohnfrage zu verhandeln. Es fällt also den Zechenverwaltungen gar nicht ein, vor ihnen ernstlich auf die Kernfrage der ganzen Bewegung einzugehen. Noch jedesmal sind die Arbeiterausschüsse, wenn sie sich bei den Unternehmern meldeten, in aufreizendster Weise verhöhnt worden. Im Februar 1911 beschloß eine Konferenz der vier Verbandsvorstände, die Bewegung auf eine günstigere Zeit zu vertagen. Als im Herbst 1911 die Teuerung den Bergarbeitern unermeßliche Not brachte, wurde erneut eine Konferenz einberufen, und

hier schon zeigte sich ein sehr auffälliges Schwanken der christlichen Vertreter. Sie erklärten, daß ihnen die Zeit nicht geeignet erscheine; sollte jedoch nach den Reichstagswahlen die Lage in England sich zuspitzen, dann bestehe eine andere Situation, und dann könne man wieder zusammentreten. — Noch immer rechneten die anderen drei Verbände damit, daß die Christen bei der Entscheidung dennoch mitgerissen werden würden. Ende Januar trat die „andere Situation" ein, und also wurde der Gewerkverein wiederum eingeladen. Er antwortete jetzt jedoch gar nicht! Man merke es war nach den Reichstagswahlen, die im Ruhrgebiet das politische Bündnis zwischen Zentrum und Industriekonservativen oder wenn man will: Nationalliberalen gebracht haben. Der „Dreibund", wie man die noch zusammenhaltenden Organisationen spöttisch nannte, ließ aber trotz der Brüskierung nicht locker und lud zum 2. Februar ein. Nun antwortete die Gewerkvereinsleitung, daß sie nicht kommen könne, weil sie selbst erst am 3. Februar Sitzung habe. Dafür erschien aber am 2. Februar in der Zechenpresse das oben bereits gekennzeichnete Lohnversprechen. Gewiß ein recht nachdenklich stimmender Zufall! Zu einer Konferenz am 5. Februar entsandte dann die Gewerkvereinsleitung zwei Vertreter; diese versuchten zu erhorchen, was geschehen solle, und erklärten schließlich, als sie zum Farbebekennen gezwungen wurden, daß der Gewerkverein sich „nicht vor den englischen Karren spannen" lassen wolle. Auch die Herausgabe eines gemeinsamen Flugblatts lehnten sie ab. Damit war die Einigkeit der Bergarbeiterverbände in der Lohnbewegung endgültig gesprengt, nachdem der Gewerkverein die Entscheidung durch eine tückische Taktik so weit wie möglich hinausgezögert hatte. Wenn ich diese Vorgänge hier in allen Einzelheiten darstelle, so deshalb, damit deutlich erkennbar wird, welche Organisation sich in der Angelegenheit von parteipolitischen Motiven hat leiten lassen.

War bis dahin die Bewegung nur durch Verzögerung, durch Vereitelung wirksamer Beschlüsse, durch gut gespielte Indifferenz der Gewerkvereinsleitung geschädigt worden, so warf diese nun die Maske ab. Mit Hilfe der unter den Bergarbeitern außerordentlich verbreiteten Zentrumspresse veranstaltete sie ein schnödes Treiben gegen die drei Verbände. Deren Motive wurden verdächtigt, die Lohnbewegung als ein Manöver der Sozialdemokratie hingestellt, die (man lache nicht!) im Ruhrgebiet bei den Wahlen eine vernichtende Niederlage erlitten habe. Polen und Hirsch-Dunckersche Arbeiter wären nur Hörige der Sozialdemokraten, und diese wieder, repräsentiert durch die Bergarbeiterführer, ständen unter dem Diktum der Anarchosozialisten und was dergleichen offenkundiger Unsinn mehr ist. Das Organ des Gewerkvereins, „Der Bergknappe", warnte in Plakatschrift vor „unverantwortlichen Hetzern und zu wilden Streiks (!) aufhetzenden anonymen Flugblättern". Immer wieder wurde die Zuverlässigkeit der Zechenbesitzer in der Lohnfrage rühmend hervorgehoben. Die Konjunktur bezeichnete man als abflauend und direkt ungünstig, wobei über den Stand von Kohleneinfuhr und -ausfuhr irreführende Ziffern veröffentlicht wurden. Gegen die englischen Bergarbeiter wurde schmählich gehetzt; das „Arbeiterblatt" empfahl sogar, während des englischen Streiks die Kohlenproduktion zu steigern, damit den Engländern Absatzgebiete weggenommen würden. Kurz, die Zechenpresse hätte nicht arbeiterfreundlicher, unsolidarischer und klassenverräterischer schreiben können als der „Bergknappe" und mit diesem die Zentrumspresse.

Noch im Februar reichte der „Dreibund“ seine Forderungen ein. Sie umfaßten im wesentlichen: Erhöhung der Durchschnittslöhne um 15 Prozent. Zahlung des Abschlags und des Restlohns um 15 Tage früher als bisher. Achtstündige Schichtzeit einschließlich Ein- und Ausfahrt; siebenstündige bei 22 Grad Celsius und sechsstündige bei 28 Grad. Verfahrung von Über- und Nebenschichten nur in Notfällen. Besserung des Koloniewohnungswesens. Nichtaufrechnung der reichsgesetzlichen Versicherungsleistungen auf Knappschaftsleistungen. Paritätischer Arbeitsnachweis. Aufhebung des Sperresystems. Einschränkung des Strafwesens. Errichtung eines paritätischen Schiedsgerichtes für Streitigkeiten. Errichtung von Ausschankstätten für alkoholfreie Getränke.

Diese Forderungen nahmen den bereits bekannten Weg über Zechenverband und einzelne Zechen, deren Antworten dann allesamt ablehnend lauteten. Die Erregung unter den Bergarbeitern wuchs, da sie die Verhöhnung durch das Zechenkapital doppelt bitter empfanden, nachdem zum 1. April eine Kohlenpreiserhöhung angekündigt war, die den Werken annähernd 100 Millionen Mark jährlich einbringen muß. Im Dortmunder Revier kam es bereits am 4. März auf den Zechen „Kaiserstuhl“ I und II und „Scharnhorst“ zur Arbeitseinstellung, bei der auch dunkle Machenschaften christlich Organisierter mitgespielt haben. Noch einmal hielten die Führer die empörten Massen zurück, aber nur mit der Zusage, daß sicher gekämpft werde, wenn die Zechen kein Entgegenkommen zeigen würden. Dies blieb aus, es wurde im Gegenteil mit den Arbeiterausschüssen in alter Manier gespielt, und nun beschlossen die Vertrauensleute der drei Verbände am 10. März in der Revierkonferenz zu Herne mit 507 gegen 74 Stimmen den sofortigen Streik.

Im Gegensatz zu dem Kampfe von 1905, der sich nur langsam entwickelte, setzte dieser sofort mit voller Schärfe ein. Nach der ersten Mittagsschicht standen bereits annähernd 150 000 Mann draußen. Am zweiten Tage streikten 200 000 Mann und am Mittwoch nach einer auf die verminderte Förderung gestützten Berechnung des Kohlensyndikats 227 000 Mann, wobei aber die Streikenden von den linksrheinischen Schächten ausgelassen waren. Niedergedonnert stand der reaktionäre Dreibund: Regierung, Zechenkapital und Gewerkverein beziehungsweise Zentrum da. Das hatte man nicht erwartet. Namentlich nicht die christlichen Führer, die noch in der Woche vor dem Streik breitspurig verkündet hatten, daß höchstens 80 000 Mann der Streikparole folgen würden, falls es zum Kampfe käme. Was aber das Niederschmetterndste für sie war: die Mitglieder des Gewerkvereins traten massenhaft mit in den Streik, sicherlich mehr als ein Drittel der im Ruhrgebiet befindlichen. Da packte die schwarze Garde des Kapitals die Verzweiflung. Eine Hetze setzte ein, wie sie bis dahin nicht erhört war, ein Terrorismusgeschrei, vor dem alles verblaßte. Um die „gezwungen“ mitstreikenden christlich Organisierten aus den Klauen der Sozialdemokraten zu retten, genügten die 6000 fremden Polizisten und Gendarmen nicht. Militär mußte herbei, 4000 Mann mit Roß und Maschinengewehr! Diesem Armeekorps wurde schärfstes Vorgehen zur Pflicht gemacht; die Folgen solcher Ermahnung zeigten sich freilich nur bei den Polizisten und Gendarmen — die Soldaten kamen nicht in die Lage, auf Vater und Mutter zu schießen. Aber infolge des Eingreifens der Beamten kam es in zahlreichen Orten zu

empörenden und blutigen Szenen. Vier Tote — zwei davon sogenannte Arbeitswillige — und Hunderte von zum Teil schweren Verwundungen zeugen von der Draufgängerei der „Sicherheitsbeamten", die in allen Fällen viel rücksichtsloser vorgingen als das Militär. Freilich, die Leute waren ortsfremd, wußten nicht, daß im polizeitechnischen Sinne Ansammlungen täglich dreimal an jeder Zeche stattfinden, beim Schichtwechsel nämlich; sie hatten in ihren ostelbischen und sonstigen Wohnorten keinen Begriff davon bekommen, welche Menschenmassen der Kapitalismus in den trostlosen Ortsgewirre des Industriegebiets zusammenzieht. In die allgemeine Erregung prasselten Dutzende von öffentlichen Anschlägen der Behörden, wodurch die Bevölkerung gleichzeitig eingeschüchtert und aufgereizt wurde. Aus den Grubenbeamten wurden Hilfspolizisten, die ihre Wehr und Waffen herausfordernd spazieren führten. Den Streikbrechern erteilte man Waffenscheine, was zu ernsten Zwischenfällen führte, hat doch am Tage der Streikaufhebung ein christlicher Agitator einen flüchtenden Streikenden erschossen! Von den Beamten wurde sinnlos und ziellos eingehauen, selbst auf Frauen und Kinder, die irgendwo harmlos beieinanderstanden. Man trieb die Pferde der Berittenen auf die Menge, ließ die Polizeihunde auf sie los, hieb in die Fenster und Haustüren. Wer sich nach den erregten Sicherheitsorganen umsah, wurde verhaftet, nicht minder, wer sich erlaubte, einen der umschmeichelten und gehätschelten Streikbrecher etwa anzulächeln. Alte Leute, die nicht so schnell laufen konnten, wie die Beamten wünschten, erhielten Fußtritte, so daß sie zusammenbrachen; wo in einem Hause nicht Grabesruhe herrschte, wenn ein Streikbrechertransport vorüberzog, wurden förmliche Belagerungen veranstaltet. Die Streikenden, überall gehetzt und geschlagen und von Lockspitzeln umgeben, getrauten sich nicht mehr in die Versammlungen, wo die Redner zur Ruhe und Besonnenheit mahnten. Beruhigende Flugblätter wurden beschlagnahmt, den Polen verbot man den Gebrauch ihrer Muttersprache in den Versammlungen, so daß niemand den Leuten verständlich zureden konnte. Dann schloß man die Wirtschaften, damit es an Versammlungslokalen mangele, man hob die Streikbureaus auf und schüchterte die Wirte ein. Ein Ehrenamtmann ließ sogar ein generelles Versammlungsverbot los. Kurzum, der Belagerungszustand war faktisch vorhanden, und an den Behörden hat es sicherlich nicht gelegen, wenn es nicht zu noch schlimmerem Blutvergießen kam. Freilich, im Verhältnis zu den christlichen Streikbruchorganisatoren waren die Behörden beinahe noch ruhig. Sie rannten fortgesetzt zu den Behörden, ließen hetzende Resolutionen los und schrien nach formellem Belagerungszustand. In Gemeinschaft mit Geistlichen bearbeiteten sie die Geschäftsleute und das Bürgertum, damit diese die Streikenden nicht etwa unterstützten oder ihnen Sympathie schenkten.

Das Zechenkapital war ebenfalls nicht müßig. Es nützte den Umstand aus, daß seit 1905 wohl an 80 000 fremde Arbeitskräfte ins Revier gezogen waren, die keinerlei gewerkschaftliche oder staatsbürgerliche Schulung besaßen. Sie waren zwar mitgerissen worden in den Streik, erlagen aber bald dem fortgesetzten Wühlen der christlichen Zechenkreaturen und eilten zur Grube zurück, als die schriftliche Drohung der Werksbesitzer ins Haus flatterte, daß die 6 Strafschichtlöhne verwirkt seien, die die Arbeitsordnung bei „Kontraktbruch" vorsieht, wenn sie nicht bis zum Sonnabend, 16. März,

wieder anführen. Nebenbei gibt die Arbeitsordnung den Unternehmern das formelle Recht schon nach drei Feierschichten! Ferner wurde gedroht, daß die Streikenden aus den Belegschaftslisten gestrichen, und daß sie aus den Koloniewohnungen gewiesen würden.

Ohne die christliche Mithilfe hätten diese Drohungen kaum gewirkt, ebensowenig das ehrenvolle Angebot der Unternehmer, an die Streikbrecher bis zur Beendigung des Streiks einen Judassold von 10 Prozent Lohnerhöhung zu zahlen. Zur Ehre der irregeleiteten Arbeiter sei gesagt, daß viele von ihnen dieses Verrätergeld ausschlugen. Rechnet man zu alledem den, wie gesagt, bedeutenden Einfluß der schamlos wühlenden Zentrumspresse, so läßt sich ermessen, daß dieser Kampf nach kurzer Dauer niedergehetzt sein mußte.

Noch ein Wort zu dem Verhalten der Regierung, obwohl dieses durch die Entsendung von 10 000 Bewaffneten eigentlich hinreichend gekennzeichnet ist. Kurz vor dem Ausbruch des Streiks schien der Staatssekretär des Innern, Herr Delbrück, so etwas wie eine Anwandlung von Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber der Arbeiterschaft zu empfinden. Er berief mehrere Arbeiterführer aus dem Reichstag zu sich, darunter unsere Genossen Sachse und Schmidt, zu denen sich Genosse Hue gesellte, betonte aber sofort den platonischen Charakter der Konferenz, in der er sich nur informieren wollte — was auch sehr nötig war. Getreu dem Wesen preußisch-deutscher Regierungskunst vermied der Minister oder sein Vertreter jede Zusage auf Einleitung einer Verständigungsaktion, auf Prüfung der Lohn- oder Tarifvertragsfrage. Man vinkuliert sich unter dem glorreichen Regime Bethmann Hollweg eben nicht. Zum Überfluß bat Herr Delbrück aus Respekt vor den Werksherren um Geheimhaltung der Konferenz, jedoch die anwesenden Gewerkvereinler Giesberts und Behrens pfiffen ihm etwas und veröffentlichten einen Bericht in mehreren Blättern. So fatal das für die löbliche Regierung war, wußte sie sich doch zu helfen. Wolffs Bureau erhielt die Informationen zu einem unwahren Bericht über die Konferenz, in dem es hieß, daß die Verbände es abgelehnt hätten, den Weg der Verhandlungen mit den Zechenbesitzern zu betreten. Das ist der Wahrheit direkt widersprechend, denn die Verbände haben sich ausdrücklich bereit erklärt, die Arbeiterausschüsse nochmals zu Verhandlungen zu veranlassen, wenn die Werksbesitzer sie einladen würden. Dies ist dann, als es Zeit war, nicht geschehen.

Die Verhandlungen der Parlamente über den Streik, wo vorzugsweise das von schlechtem Gewissen bedrückte Zentrum seine Interpellationen als Blendfeuer eingebracht hatte, ergaben die Bestätigung des skandalösen Verhaltens der christlichen Arbeitervertreter des Zentrums. Was die Schiffer, Giesberts, Behrens, Becker und Konsorten hier geleistet, ging so weit, daß ihr letzter Redner im Abgeordnetenhaus, der ehemalige Bergmann Brust, durch seinen grotesken Unsinn sogar den eigenen Parteifreunden fatal wurde. Und die können gewiß doch etwas vertragen! Daß gerade die schwarzen Arbeitervertreter sich wie toll und wild gebärdeten, hat seine guten Gründe. Über ihrem Haupte schwebt das Damoklesschwert des Verbots der „interkonfessionellen Streikgewerkschaften“ durch die römische Kurie, und sie sind nun durch die Zentrumsleitung angewiesen worden, dies durch die Organisierung des Streikbruchs, durch ausgiebigen Miß-

brauch der ihnen anvertrauten Arbeiterorganisationen zu den dunklen politischen Zwecken des Zentrums unter allen Umständen zu verhindern. Das Zentrum ist Regierungspartei, seine Vertrauensleute im Bundesrat fahren im Salonwagen von Berlin nach München, wie kann es dulden, daß seine Wähler im Kohlengebiet diesen in immer tieferem Schwarzblau schillernden Klassenstaat durch Teilnahme an einem Massenstreik erschüttern! Wenn die Zentrumsarbeitervertreter sich heute heiser schreien, daß der Streik politische Zwecke verfolgte, so ist das die interessante Methode, die in den drei Worten: Haltet den Dieb! naturgetreu konterfeit ist. Wenn sie aber außerdem sagen, daß mit diesem Streik der christliche Gewerkverein der Bergarbeiter vernichtet werden sollte, so sprechen sie etwas aus, was nicht beabsichtigt war, aber dennoch die Folge gerade ihres klassenverräterischen Handelns sein muß. Ein Bezirksleiter des Gewerkvereins sagte unmittelbar nach dem Streik seinen Vertrauensleuten, daß mit der Streikbruchparole die Axt an die Wurzel des Gewerkvereins gelegt worden sei. Das stimmt. Mögen die christlichen Arbeiter durch das infolge der Zentrumspolitik vervielfachte Elend ihres Daseins entnervt sein, die freie Arbeiterbewegung wird dafür sorgen, daß das bei ihnen eingezogene Gefühl von der Schande ihrer Führer zum hellen, klaren Bewußtsein wird. Ist es so weit, dann hat die Stunde der Vergeltung für den beispiellosen Verrat des Zentrums beim Bergarbeiterkampf 1912 geschlagen.

Materiell, gewerkschaftlich war der Kampf ohne Erfolg. Zähneknirschend gingen die Bergarbeiter zurück ins alte Joch. Ideell aber ist der Gewinn des Streiks nicht minder hoch anzuschlagen wie der der Reichstagswahlen 1912 im Ruhrgebiet, die den Verlust zweier Mandate, aber die Klärung der Situation im Sinne des Klassenkampfes, die beiderseitige Kompromittierung zweier großer Gruppen von Arbeiterhänden brachten, nicht zu gedenken des gewaltigen Stimmenzuwachses der Sozialdemokratie und ihrer moralischen Erfolge. Erst dadurch, daß die politische Einigung des Zentrums mit dem scharfmacherischen Kapital auch die wirtschaftlich-soziale Verkuppelung beider im Gefolge hatte, wird es möglich sein, die noch in beiden Lagern stehenden Proletarier über den wahren Charakter des politischen Klerikalismus und seiner Verbündeten sehend zu machen. Das ist das riesige neue Arbeitsfeld, das dieser verlorene Streik uns eröffnet hat. Seine Beackerung ist unsere nächste Aufgabe.

Die kapitalistische Tendenz im ultramontanen Modernismus.

Von **Wilh. Düwell.**

Kein Land der Welt hat eine so umfassende, gutgegliederte, straff organisierte und vor allem so mächtige katholische kirchenpolitische Partei hervorgebracht wie das überwiegend evangelische Deutschland. In außerordentlichem Maße ist ihr Wachstum durch die sogenannte Maigesetzgebung und den Kulturkampf in den siebziger Jahren gefördert worden. Es waren befruchtende Regen, die eine Saat aufschießen ließen, deren Wurzeln viel tiefer lagen. Der Protestantismus war der Nährboden für das Zentrum. Deutschland als das Geburtsland des Protestantismus ließ mit ihm der ultramontanen Macht einen gefährlichen Konkurrenten erstehen. Man

fürchtete ihn um so mehr, als er in den staatlichen Organen eine Stütze fand, ein Mittel war, der katholischen Kirche wirtschaftlichen, moralischen und politischen Einfluß zu entreißen.

Eine große politische Gegenbewegung, die weniger dem Angriff als der Verteidigung der noch geretteten Position dienen sollte, war aber erst möglich, als der Staat Funktionen für sich in Anspruch nahm, die den Katholiken als ein unveräußerliches, historisch gewordenes Recht der Kirche erschienen. Es sei da nur an die Zivilstandskontrolle der Kirche, die dieser eine gewaltige Macht verlieh, erinnert, ferner an die kirchliche Eheschließung als Voraussetzung einer bürgerlich rechtlichen Ehegemeinschaft. Der kirchlichen Trauung diesen Charakter zu nehmen, sah die katholische Bevölkerung als einen mißgünstigen Angriff auf die Kirche an. Diese selbst verteidigte darin ebenso wie in der Zivilstandskontrolle ein nicht zu unterschätzendes Machtmittel. Kirchenschulen und die geistliche Schulkontrolle gehören gleichfalls zu den vom Klerus verteidigten Vorrechten, als Mittel, das Volk unter seine Herrschaft zu bringen, dieses Herrscherverhältnis zu erhalten.

Im Kampfe gegen die Omnipotenz des Staates auf diesen Gebieten, die mit Dogmen der Kirche wahrlich wenig zu tun haben, erstand das Zentrum, wurde groß und stark, eroberte es als politische Partei eine ausschlaggebende Position!

Im Ziele übereinstimmend, waren die Kampfesmethoden der Ultramontanen doch sehr verschieden. Im konfessionell gemischten rheinisch-westfälischen Industriegebiet, dort, wo das Industriekapital fast ausschließlich von Nichtkatholiken beherrscht wurde, inszenierte die katholische Geistlichkeit einen wütenden, mit allen Künsten der Demagogie geschürten Kampf gegen das „gottlose liberale Kapital". Hier identifizierte man Kapital mit liberal und antikatholisch. Die von keiner Rücksicht auf staatsanwaltlichen Eifer gezügelte Agitation bewegte sich in Formen und Übertreibungen, wie sie heute kein sozialdemokratisches Blatt praktizieren dürfte, ohne seine Redakteure wegen Aufreizung zum Klassenhaß hinter schwedische Gardinen zu bringen. Der ultramontanen Hetzerei schrieb das Grubenkapital auch den Ausbruch des großen Bergarbeiterstreiks im Jahre 1889 zu. In seinem Buche „Der Ausstand der Bergarbeiter" (Essen 1889, Bädecker) schreibt Natorp unter anderem: „... Mit heuchlerischer Miene umhüllt sie (die ultramontane Presse) ihre wüsten Forderungen mit dem Mantel der Religion und rechnet es sich zum besonderen Verdienst an, daß sie es sei, welche es verhindert habe, daß in den Arbeiterkreisen des Bezirkes die Sozialdemokratie bis dahin nur wenig Boden gefunden habe! In demselben Atemzug vertritt sie Grundsätze, die sich von denen der Sozialdemokratie so wenig unterscheiden wie ein Ei vom anderen.... Wir meinen sogar, es kann ernster Zweifel darüber entstehen, welcher Feind den Vorzug verdiene, ob der mit offenem Visier kämpfende Sozialdemokrat oder der in der Kutte des Jesuitismus einherschleichende Christlichsoziale. Alles in majorem dei gloriam! Deshalb trägt man kein Bedenken, ganzen Klassen der Bevölkerung die Ehre abzuschneiden und ihnen den Krieg bis aufs Messer zu erklären. Und da wundert man sich, wenn diese Hetzereien endlich ihre Wirkung tun, und spielt den Unschuldigen, der womöglich noch mit scheinheiliger Miene bedauert, daß es so weit gekommen. Aber nur mit dem Appell an die

niedrigsten Leidenschaften im Menschen weiß diese Partei noch ihre Herrschaft zu behaupten, und da liegt der Schlüssel zu diesem widerlichen, nichtsnutzigen Gebaren!“

Selbstverständlich waren die ultramontanen Blätter in der Grube und Fabrik ebenso verpönt wie jemals die sozialdemokratischen Organe! Die konfessionelle Hetze übertrug sich sogar auf die Schulkinder, die sich, aufgestachelt von Lehrern und Geistlichen, wochenlang oft täglich große Schlachten lieferten. Zur Ehre Gottes, von heiligem Glaubenseifer beseelt, argumentierten sie dabei, oft sehr erfolgreich, mit Ziegelsteinen und Knüppeln.

Ganz anders war die ultramontane Agitation zum Beispiel in Schlesien, wo vornehme Katholiken das Zepter der Industrieherrschaft führten. In der Ausbeutung der Arbeiterschaft gaben sie dem gottlosen liberalen Kapital sicherlich nichts nach. Heute tun sie das ja auch noch nicht! In den Werken der katholischen Grafen und sonstigen Standesherren waren von jeher bei längerer Arbeitszeit die Löhne niedriger als im Ruhrrevier! In Oberschlesien wiegelte selbstverständlich der Kaplan die Arbeiter nicht gegen das Industriekapital auf: wirtschaftliche Organisationen blieben hier verpönt! Der Kampf für den Katholizismus, für die gefährdete, mißhandelte Mutter Kirche richtete sich lediglich gegen den politischen Liberalismus. Der Gruben-, Hütten- und Großgrundbesitzer, der Eigner des „gottlosen Kapitals“, war hier sogar Führer im Kampfe!

Allmählich änderten sich die Voraussetzungen der bisher von den Ultramontanen im Ruhrrevier angewandten Methode. Die Wandlung war zweifacher Natur. Nach langen, mühevollen, Jahrzehnte hindurch anscheinend fast aussichtslosen Kämpfen gewannen die freien Gewerkschaften und der Sozialismus im rheinisch-westfälischen Gebiet an Terrain. Die Ultramontanen hatten durch die Organisierung der Massen katholischer Arbeiter den Nationalliberalen auf den verschiedensten Gebieten des öffentlichen Lebens Konzessionen abgerungen. Nun drohte in sicherem Anmarsch die Sozialdemokratie Positionen zu erobern, was natürlich nur auf Kosten der bürgerlichen Parteien geschehen konnte. Darin erblickte man eine Gefahr für die klerikale Macht und das Kapital. Zunächst führte das zu Kompromissen bei Gemeinderatswahlen und später auch zu gegenseitiger Unterstützung bei Reichstagsstichwahlen und schließlich zu dem jüngsten Wahlkompromiß zwischen dem Zentrum und den Großindustriellen. Selbst mit dem Gedanken hat man sich vertraut gemacht, später eventuell in bestimmten Kreisen die Aufstellung eigener Kandidaten zu unterlassen, damit der Nationalliberale sicher über den Sozialdemokraten siege.

Aus welchen Ursachen das Zentrum in seiner parlamentarischen Tätigkeit immer mehr nach rechts neigt, allmählich das Sammelbecken der Reaktion wird, habe ich an dieser Stelle schon früher dargelegt.[1] Im Kampfe gegen die Parteien der Rechten kann das Zentrum nicht den Gipfel der Macht erklimmen, nach dem es strebt; will es sich auf die großindustriellen und agrarischen Interessenvertreter stützen, dann muß es ganz selbstverständlich deren Klasseninteressen gegen die proletarischen fördern. Der ultra-

---

[1] Der Weg der Reaktion, „Neue Zeit“, XXIX, 1, S. 254. — Der Hansabund, „Neue Zeit“, XXIX, 2, S. 689.

montane Modernismus wird aber nur zum Teil durch diese allgemein politischen Verhältnisse bedingt. Seine stärkste Triebkraft ist die wachsende Anteilnahme einflußreicher Ultramontaner an dem Profit der Industrie: sie sind selbst kapitalistisch interessiert worden! Schon vor anderthalb Jahrzehnten propagierte das führende Blatt der Ultramontanen, die „Kölnische Volkszeitung“, das Eindringen von Katholiken in die Großindustrie, in den Großhandel, in die Verwaltung und in alle öffentlichen Berufe, um durch Stärkung ihrer wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Position auch die des Ultramontanismus zu fördern. Der Ruf blieb nicht ungehört! Reiche Katholiken legten ihr Geld in der Industrie an, ihre Söhne widmeten sich ihr, drangen überall in den Großhandel und in die Verwaltung ein. Wechselseitige Heiraten halfen bei der Versippung des Industriekapitals mit der Zentrumsbourgeoisie.

Ihre kapitalistischen Interessen, unterstützt noch von gesellschaftlichen und verwandtschaftlichen Beziehungen, verboten natürlich die Fortsetzung der ultramontanen Hetze gegen das gottlose Kapital sowie auch das Hervorkehren der konfessionellen Gegensätze. Man mußte den Kampf modernisieren, aus dem konfessionellen und antikapitalistischen Rahmen herausheben, ihn auf die breitere, aber unklare Grundlage des Christentums stellen. Das wachsende kapitalistische Interesse gebot das Verstecken der konfessionellen Flagge. Die Bekämpfung der modernen Arbeiterbewegung wurde Zweck und Inhalt der ultramontanen Aufgabe. Die Gründung ultramontaner Zersplitterungsorganisationen war ein Kind solcher Bedürfnisse. Und diese schoben auch die wirtschaftliche Organisation mehr und mehr in die Bahn des Modernismus.

Der politische und gewerkschaftliche Modernismus der Ultramontanen im Ruhrrevier wuchsen als zwei Zweige eines Stammes, der im kapitalistischen Interessenboden wurzelt. Selbstverständlich war die Aussicht auf einen großen Erfolg im Kampfe gegen die freien Gewerkschaften mitbestimmend für die Gründung christlicher Gewerkschaften in dem konfessionell stark gemischten Bezirk.

Letzten Endes jedoch ist das Klasseninteresse der besitzenden Katholiken der bestimmende Faktor. Ohne dieses Interesse wäre der Modernismus des politischen Zentrums im Ruhrrevier nicht entstanden. In Oberschlesien, wo sich die Besitzverhältnisse wenig verändert haben, fehlt es an den Voraussetzungen zu der politisch-kirchlichen Toleranz. Dort, in Berlin und im Südwesten Rheinlands, wo es ebenfalls keine ultramontan-liberale Kapitalsinteressengemeinschaften gibt, konnte der Modernismus sich nicht einnisten, nicht einmal die Toleranz. Aus den Lagern der streng Konfessionellen in Berlin, Schlesien und Trier, wo keine wirtschaftlichen Interessen zur Verwischung der konfessionellen Gegensätze reizen, fliegen die Pfeile in die Gehege der Modernisten bachemitischer Richtung. Dort betrachtet man den Kampf für das reine unverfälschte Dogma, für die päpstliche Weltmacht, die Abweisung jeder Toleranz auf religiösem Gebiet als das unerläßliche Mittel der Beherrschung der Massen und der Machtsicherung des katholischen Klerus; hier dagegen verlangt das kapitalistische Interesse die Zurückstellung der einseitig ultramontanen Bestrebungen.

Wo der prononzierte Katholizismus, anstatt als Portemonnaieschutz zu fungieren, kapitalistische Interessen gefährdet, da wird der tolerierende

Modernismus des Glaubens stärkeres Gebot. Wie die Wahlstatistik lehrt, verliert der tolerante Katholizismus der Köln-M.-Gladbacher Richtung am schnellsten die Herrschaft über die proletarischen Katholiken. Nirgends ist deren Zustrom zur Sozialdemokratie trotz der mit bienenmäßigem Eifer betriebenen Organisationsarbeit auf kirchlicher, politischer und wirtschaftlicher Grundlage so stark, so unaufhaltsam wie im Herrschaftsgebiet der Modernisten, im rheinisch-westfälischen Industriegebiet. Die kapitalistische Frucht ist ein sicher wirkendes Gift für den herrschsüchtigen Katholizismus. Bismarck schmiedete alle Katholiken zusammen, machte die Armen unter ihnen zu einem willenlosen Instrument in den Händen des Klerus: das kapitalistische Interesse ist der Keil, der die geschlossene Phalanx unwiderstehlich auseinandertreibt. Der Modernismus im Zentrum fördert den Zusammenschluß aller kapitalistisch interessierten Elemente im Kampf gegen die moderne Arbeiterbewegung. Das hemmt zwar für den Augenblick deren Vormarsch, bereitet aber auch um so sicherer spätere Siege vor. Er wirkt agitatorisch für uns, hemmend aber für das Zentrum.

Im Streite mit den „Fanatikern à la Bischof Korum", die man „links liegen lassen muß", wie der Generalsekretär der christlichen Gewerkschaften, Stegerwald, in einem Briefe an Bachem schrieb, wünschen wir daher den Modernisten den besten Erfolg — für uns!

Literarische Rundschau.

M. H. Baege, **Der Keplerbund und seine Gelehrten.** Eine notwendige Auseinandersetzung. Frankfurt a. M. 1911, Neuer Frankfurter Verlag. 68 Seiten. Preis 1 Mark.

Der Keplerbund, gegen den sich Baeges Streitschrift wendet, wurde im Jahre 1907 als Gegengewicht gegen den bekannten „Monistenbund" ins Leben gerufen. Der größeren Öffentlichkeit stellte er sich durch einen ungemein gehässigen Angriff seines Sekretärs Dennert gegen Haeckel vor, und zwar in einer Weise, die die Sympathien aller nicht von vornherein Voreingenommenen ziemlich einhellig auf die Seite des angegriffenen Gelehrten ziehen mußte. In den Kreisen allerdings, für welche die freidenkerische Propaganda Haeckels von jeher ein Dorn im Fleische war, führte sich der Keplerbund auf diese Weise glänzend ein, und er war seither eifrigst bemüht, sich die Zufriedenheit dieser Kreise zu erhalten, zugleich aber dem großen Publikum seine wahre Tendenz sorgfältig zu verbergen, um so unter dem Deckmantel „objektiver Wissenschaft" und „rein sachlicher, vorurteilsfreier Forschung" den Geist des Klerikalismus zu pflegen.

Die Gelehrten des Bundes verfuhren dabei so geschickt, daß sie es ihren Gegnern tatsächlich schwer machten, ihnen ihre Absichten strikte zu beweisen. Baege, der den Herren in all ihre Schlupfwinkel folgte, ist die Lösung dieser Aufgabe sehr gut gelungen. Er hat den Scheinunheiligen die Maske vom Gesicht gerissen, und das ist gewiß ein Verdienst.

Aber Baege wollte zugleich mehr, er wollte in seiner kleinen Broschüre das Verhältnis zwischen Naturwissenschaft und Philosophie, Metaphysik und Religion beleuchten. Die Verquickung dieser beiden Aufgaben ist aber nicht zum Vorteil der Darstellung ausgeschlagen. Da sich die Angriffe des Keplerbundes in erster Linie gegen den Monistenbund richteten, war Baege zunächst gezwungen, dessen Sache zur eigenen zu machen. Nun ist aber, wie Baege selbst, allerdings erst auf den letzten Seiten seiner Schrift, hervorhebt, im Monistenbund eine recht bunte Gesellschaft versammelt. Insbesondere ist ihr erkenntnistheoretischer Stand-

punkt nichts weniger als einheitlich; sind sie doch größtenteils, wie ja auch Haeckel selbst, nicht einmal wirkliche „Monisten“. Gemeinsam ist ihnen vor allem die Verwerfung des Prinzips außerweltlicher Einmischung in das Naturgeschehen. Baege beginnt denn auch seine Polemik gegen Dennert und Konsorten von diesem rein negativen Standpunkt aus, und aus seinen ganzen Ausführungen scheint zunächst hervorzugehen, daß er erkenntnistheoretisch den Standpunkt Haeckels teilt. Erst ziemlich spät erfahren wir, daß der Verfasser die erkenntnistheoretischen Auffassungen von Mach, Avenarius, Petzoldt usw. zu den seinigen gemacht hat, und wird diese Lehre in sehr knappen Zügen dargestellt. Baege wollte jedenfalls nicht mit theoretischen und abstrakten Auseinandersetzungen beginnen, sondern seiner Schrift einen lebendigeren, populäreren Charakter wahren. Er hat aber das Gegenteil erreicht; denn der unbefangene Leser wird durch diese ihm unvermutete, scheinbar plötzliche Änderung des erkenntnistheoretischen Standpunktes gewiß leicht verwirrt.

Ähnlich steht es mit der Behandlung der Frage göttlicher Eingriffe in das Weltgeschehen. Hier versucht Baege zuerst den Nachweis, daß die Naturwissenschaft den Glauben an göttliche Einmischung „widerlegt“. Das kann sie aber gar nicht. Sie kann nur zeigen, daß wir zur Erklärung der Naturvorgänge nicht auf die Heranziehung solcher Eingriffe angewiesen sind, sie kann Gott nicht umbringen, sie kann ihn nur ins Ausgedinge versetzen. Sehr gut hat Laplace diesem Gedanken in der Antwort Ausdruck verliehen, die er Napoleon auf die Frage gegeben haben soll, wo denn bei seiner Theorie der Weltentstehung Raum sei für das göttliche Wirken: „Wir bedürfen dieser Hypothese nicht“. Der Nachweis, daß die Berufung auf überirdische Mächte wissenschaftlich völlig wertlos und unbrauchbar ist, weil sie nur das eine Fragezeichen durch ein anderes, noch größeres ersetzt, ist wieder Sache der Erkenntnislehre und nicht der Naturwissenschaft. Baege hält aber diese beiden Gesichtspunkte nicht strenge auseinander. Zum Schlusse aber beruft er sich erst auf die Tailor-Spencersche Ableitung des Seelen- und Gottesglaubens aus dem Traumleben und dem Animismus. Hätte er mit dieser Lehre begonnen, so hätte er sich die anderen Auseinandersetzungen überhaupt ersparen können.

So leidet die kleine Schrift, so viele treffende Bemerkungen und klare Ausführungen sie auch enthält, an einem gewissen Mangel an Ökonomie in der Verteilung und Anordnung des allzu reichen Stoffes.

Aber auch noch einen anderen Mangel hat die Broschüre dadurch erhalten, daß der Verfasser seine theoretischen Auseinandersetzungen an eine Polemik mit dem Keplerbund geknüpft hat. Die Gelehrten dieses Bundes sind nämlich in der Regel keine großen Leuchten. Mit ihnen sich in einen Kampf einzulassen, ist daher auch nicht allzu lohnend. Hätte Baege sein Thema selbständiger behandelt, dann wäre er zu einer prinzipiellen Auseinandersetzung mit Männern wie Reinke, Wasmann, K. C. Schneider usw. gekommen, die heute die geistigen Führer im Kampfe der religiösen gegen die materialistische Naturauffassung sind, und diese Polemik hätte ihm auch die Gelegenheit geboten, die in seiner Schrift leider nur angedeuteten und kurz skizzierten Gedankengänge über die Unzulänglichkeit der mechanistischen Naturauffassung weiter auszubauen. G. Eckstein.

Zeitschriftenschau.

In der „Critica Sociale“ vom 1. Februar behandelt Peter Augen **„Die italienische Auslandspolitik“**. Er macht darauf aufmerksam, daß diese in den letzten Jahrzehnten verschiedene Phasen durchlaufen hat. Als die Reaktion am Ruder war, war die ganze Auswanderungspolitik Italiens von Polizeigeist durchtränkt. Noch im Jahre 1891 hielt ein Rundschreiben des Ministers des Innern die Prä-

fekten an, den Landarbeitern den Auswanderungspaß zu verweigern, wenn sie nach Angabe der Grundbesitzer mit ihrer Pacht im Rückstand waren. In der Folge, als die wirtschaftliche und finanzielle Krise des Landes immer fühlbarer und drohender wurde, ließ man der Auswanderung völlige Freiheit, weil man in dem Abströmen der Notleidenden nach dem Ausland die allerbeste Polizeimaßregel sah. Es war dies das goldene Zeitalter für die Spekulanten, die als Auswanderungsagenten, Reeder oder Schiffahrtsgesellschaften den Transport der aus ihrem Vaterland Fliehenden übernahmen. Von einem Schutze der Auswanderer war damals nicht die Rede.

Als dann die Sozialisten anfingen, politischen Einfluß auszuüben, trat die Haltung des Staates gegenüber der Auswanderung in eine neue Phase. An Stelle der gewaltsamen Einschränkung der ersten Zeit und des nachfolgenden „laisser aller, laisser faire" trat ein systematischer Schutz der Auswanderer, der sie vor der Übervorteilung durch die Schiffahrtsgesellschaften und vor den Gaunereien der Agenten sicher stellte und durch offizielle Bekanntmachungen über den Arbeitsmarkt zu verhüten suchte, daß die Italiener im Ausland als Streikbrecher verwendet und daher von dem Proletariat der Einwanderungsländer verfolgt und gehaßt würden.

Mit dem Eintritt in die heutige Ära des Nationalismus fängt nun die Auswandererpolitik an, eine ganz neue Richtung einzuschlagen. Der Autor weist darauf hin, daß die ersten Anzeichen dieser neuen Richtung in einer Rede Ferris zutage traten, der nach seiner Rückkehr aus Argentinien in der italienischen Kammer sagte, die Regierung dürfe sich nicht damit begnügen, die Auswanderung zu schützen, sondern müsse sie auch nach ihrem Ermessen lenken oder beschränken, um sich ihrer als einer Waffe in ihrer internationalen Politik zu bedienen. Anwendung fand diese Auffassung zum erstenmal durch das Dekret vom Juli 1911, das die Auswanderung nach Argentinien verbot. Augen hebt hervor, daß dies Dekret sich von allen früheren Verboten wesentlich unterscheidet. Die früheren Verbote richteten sich gegen den Gratistransport der Emigranten und hatten den Zweck, der Ausbeutung Schranken zu setzen, die bei dem Gratistransport am schärfsten ist. Das Dekret über Argentinien verbot aber jede Auswanderung italienischer Arbeitskräfte nach diesem Lande.

Daß es sich hierbei nicht um einen Einzelfall, sondern um ein neues System handelt, geht aus einem Rundschreiben hervor, das der Minister des Äußern unlängst an die Konsulate und diplomatischen Vertretungen gerichtet hat. In ihm heißt es wörtlich: „Die italienische Auswanderung ist heute nicht mehr eine Folge der Armut des Landes, sie ist vielmehr ein freiwilliger Export von Arbeitskraft zugunsten des Auslandes. Wir haben daher sowohl die Macht als das Recht, sie zu gestatten oder zu verbieten, nicht allein mit Rücksicht auf die größeren oder geringeren Garantien für das Wohl der Auswanderer, sondern auch je nach der Haltung, die die anderen Staaten unserem Staate gegenüber einnehmen." Natürlich sind die Nationalisten Feuer und Flamme für diese neue Verwendung der proletarischen Auswanderung im Dienste der auswärtigen Politik Italiens. Unser Autor hebt hervor, daß diese Auffassung falsch sei, eines Kulturlandes unwürdig und ausgeprägten Klassencharakter trage.

Falsch sei sie, weil die Auswanderung aus einer wirtschaftlichen Zwangslage entsteht und deshalb nicht verhindert werden kann. Eines Kulturlandes unwürdig, weil eine derartige Regulierung der Auswanderung ein Grundrecht jedes Bürgers, nämlich das der Freizügigkeit, antastet. Ihr Klassencharakter ergibt sich daraus, daß man die Kosten dieser neuen Auslandspolitik ausschließlich durch eine Klasse, nämlich durch das Proletariat, tragen läßt. Der Autor fragt sich, warum man denn gerade die Ware Arbeitskraft für internationale Pression gebrauchen will und nicht auch andere Waren und Kapitalien.

Das heute in Kraft stehende Gesetz über die Auswanderung rechnet mit der Möglichkeit, die Auswanderung nach einem Staate „mit Rücksicht auf die öffent-

liche Ordnung“ zu verbieten. Dieser Paragraph wurde seinerzeit in der Kammer von den Sozialisten lebhaft aber vergeblich bekämpft. Lange Zeit hindurch wurde er nur dann angewandt, wenn das Leben und Gut der Auswanderer in dem betreffenden Lande Gefahr lief. Heute aber, wo man aus der Auswanderung eine Waffe der internationalen Politik machen will, wird man unter dem Vorwand der „Rücksicht auf die öffentliche Ordnung“ die Auswanderung nach den Staaten verbieten, die man schädigen will, und die man durch das Verbot zu schädigen glaubt. Der Autor macht darauf aufmerksam, daß diese neue Tendenz der italienischen Auswanderungspolitik eine schwere Gefahr für das Proletariat darstellt, und fordert die sozialistischen Abgeordneten auf, die Sache vor die Kammer zu bringen.

Einen Redaktionsartikel über **„Das Versicherungsmonopol“** finden wir in der „Azione Socialista“ vom 18. Februar. Das wöchentliche Organ der Rechtsreformisten meint, daß die Sozialisten die Pflicht hätten, für das Gesetz einzutreten, das zusammen mit der Wahlrechtserweiterung die wichtigste Reform darstelle, die seit 25 Jahren dem italienischen Parlament vorgelegen hat.

Abgesehen von dem konkreten Wert des Gesetzes, das inzwischen ja längst von der Kammer angenommen worden ist, hat es dem Artikel zufolge eine entscheidende Bedeutung, weil es zum erstenmal in der italienischen Gesetzgebung den Grundsatz aufstellt, daß der Staat berechtigt ist, die Ausübung einer beliebigen Tätigkeit sich selbst ausschließlich vorzubehalten, ohne die bisher aus dieser Tätigkeit Gewinn ziehenden Unternehmer für den ihnen aus dem Staatsmonopol erwachsenen Gewinnausfall zu entschädigen. Der Staat sanktioniert das Recht, einen Betrieb zu expropriieren, ohne die Besitzer für die Gewinnaussichten künftiger Jahre zu entschädigen. Dieser Grundsatz schließt dem Artikel zufolge das beste Gegengift gegen die Bildung industrieller Monopole ein, die durch eine besondere Vorzugsstellung einen großen Teil des nationalen Reichtums mit Beschlag belegen können. Die Wichtigkeit des angeführten Grundsatzes geht auch aus der Opposition hervor, die der Entwurf von seiten des internationalen Kapitalismus gefunden hat. Die auswärtigen Versicherungsgesellschaften haben zunächst durch die unter ihrem Einfluß stehende „Wissenschaft“ in zahlreichen Zeitschriften über öffentliches Recht gegen das Gesetz Stellung genommen, und wollen jetzt ein Recht auf Entschädigung für die durch die Monopolisierung eingebüßten Gewinne künftiger Jahre geltend machen und vor dem Haager Schiedsgericht vertreten.

Was den finanziellen Wert des Monopols betrifft, so meint das Blatt, daß dieser einmal in der Erzielung eines Reinertrags liege, dann darin, daß das Monopol ein Werkzeug zur Anhäufung von Kapitalien werden wird. Das Blatt schließt sich dann den Berechnungen des Nationalökonomen Cabiati an, der zunächst einen Reinertrag von 20 und in der Folge einen solchen von 40 Millionen jährlich voraussieht. Daß diese Summe nicht für die Einführung der Arbeiterversicherung ausreiche, könne nicht als Einwand gegen das Monopol angesehen werden. Im übrigen gebe der Staat heute für die Landesversicherungskasse für Alters- und Unfallversicherung ungefähr 10 Millionen aus, die im Verein mit dem Mindestertrag von 20 Millionen aus dem Monopol etwa ein Drittel der jährlich erforderlichen Summe ausmachen würde, so daß die zwei übrigen Drittel den Arbeitern und den Unternehmern zur Last gelegt werden könnten.

Auf alle Fälle, und von der Frage der Arbeiterversicherung ganz abgesehen, erhöht das Monopol der Lebensversicherung die Einnahmen des Staates und entzieht diese Summe einigen wenigen Gesellschaften, ohne in fühlbarer Weise die Zirkulation des Kapitals und die industrielle Initiative zu hemmen. Die sozialistische Partei will durch die Eroberung der politischen Macht dahin wirken, daß die Einnahmen des Staates hauptsächlich aus solchen Quellen stammen, die nicht mittelbar oder unmittelbar von den Einnahmen der Arbeiter ausgehen.

Immerhin ist die finanzielle Bedeutung des Monopols nur minimal im Vergleich zu der Bedeutung, die es durch die Befreiung des Staates von den internationalen Bankorganisationen hat. Der Artikel zitiert hier die Worte Giolittis:

„Der Staat muß imstande sein, die finanziellen Kräfte des Landes zu lenken, und nicht von ihnen gelenkt zu werden.“ Nun kann der Staat der Tyrannei der Hochfinanz nur entrinnen, wenn er ihrer nicht bedarf; deshalb muß er sich die Verfügung über große Kapitalien zu verschaffen suchen. Durch das Versicherungsmonopol wird der italienische Staat nach wenigen Jahren anderthalb Milliarden in seiner Verwaltung haben, und diese werden ihn instand setzen, der Bankkoalition des In- und Auslandes die Stirn zu bieten. „Ein Staat, der über große Summen verfügt, kann durch eine geschickte Politik sogar dahin gelangen, den Zinsfuß der Kapitalien zu regeln, also die revolutionärste Tat zu vollbringen, die man zugunsten der arbeitenden Klassen ausdenken kann.“

Der Artikel ist insofern für die reformistische Auffassung charakteristisch, als er den Staat als einen selbständigen außerhalb der Klassen stehenden Organismus ansieht. Wenn der Staat wirklich heute das Recht sanktioniert, ohne Entschädigung zu expropriieren, so wird ihm die Durchführung dieses Grundsatzes durch Gruppen streitig gemacht werden, deren der Staat nicht entraten kann, und als deren Vertreter er seine Machtstellung inne hat. Die Reformisten sehen den Staat als ein neutrales Etwas an, das sich heute auf die herrschenden Klassen und morgen auf das „Volk“ stützen kann. Ein solcher Staat besteht aber heute leider nur in der reformistischen Phantasie.

Über **„Die Spaltung der Parlamentsfraktion“** schreibt Turati in der „Critica Sociale“ vom 1. März. Er konstatiert, daß die Fraktion sich nicht jetzt gespalten habe, sondern schon lange tief und unheilbar gespalten war. Persönliche Interessen, vor allem solche, die mit den Wahlen zusammenhängen, würden darauf hinarbeiten, die Spaltung durch Kompromisse zu überbrücken, aber damit würde man nur künstlich eine Tatsache verschleiern, der man im Interesse der Partei offen ins Auge sehen sollte. Nur, indem man sich über die tatsächliche und wesentliche Spaltung Rechenschaft ablegt, kann man scheinbare und künstliche Spaltungen verhüten.

So hat für Turati die Differenz zwischen Revolutionären und Reformisten heute keine Existenzberechtigung mehr. Berechtigt war sie, solange die Unterstützung eines Kabinetts zur Erhaltung des Koalitionsrechtes und anderer elementarer Rechte des Proletariats nötig erschien. Auch als die Reformisten eine demokratische Regierung auf den Weg der Sozialreform trieben, konnte von einer Berechtigung die Rede sein. Die Untüchtigkeit der bürgerlichen Demokratie und die Unreife des Proletariats führten aber zu Enttäuschungen, die die Reformisten veranlaßten, sich wieder der Organisationsarbeit unter den Massen zuzuwenden. Seitdem hätte der Antagonismus zwischen Reformisten und Revolutionären die Bedeutung verloren.

Dieselbe Versteinerung des Gedankens und der Tat, die die Revolutionären zur beständigen Opposition trieb, hat dann einen Teil der Reformisten zum systematischen Ministerialismus veranlaßt, der selbst durch den Krieg nicht erschüttert werden konnte. Aus Rücksicht auf das Wahlrecht, das keine Regierung heute zu verweigern Interesse hätte, will Bissolati weiter zum Ministerium stehen, ohne die Schädigung zu bedenken, die der Partei aus diesem Aufgehen der Sozialisten in der reaktionären bürgerlichen Masse erwachsen muß. Aus dieser verschiedenen Auffassung der Aufgabe der Partei ergab sich die Spaltung. Ihr gegenüber hat der kommende Parteitag die Aufgabe, nicht Strafgericht zu halten und Ausschließungen zu verfügen, sondern der Partei ein Aktionsprogramm zu geben. Was nottut, ist eine Partei, die scharf und kampftüchtig die Interessen, die Zukunft und die Seele des Proletariats vertritt. Turati hält also dafür, daß der Parteitag nicht Bissolati und die Seinen richten und ausschließen solle, wohl aber ihnen das Verbleiben in der Partei durch Betonung der proletarischen Interessen unmöglich machen.

Oda Olberg.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.



Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie



Nr. 26 ∘ 29. März 1912 ∘ 30. Jahrg. Bd. 1

Inhalts-Verzeichnis

Der Schrecken ohne Ende.

Die Landtagswahlen in Bayern. Von Fritz Puchta.

Der dritte große Bergarbeiterstreik im Ruhrbecken. Von O. Niebuhr (Essen a. R.).

Die kapitalistische Tendenz im ultramontanen Modernismus. Von Wilhelm Düwell.

Literarische Rundschau: M. H. Baege, Der Keplerbund und seine Gelehrten.

Zeitschriftenschau.

Stuttgart
Verlag und Druck J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.



Am 1. April 1912 beginnt das zweite Semester des 30. Jahrgangs der Neuen Zeit. Wir ersuchen die Abonnenten freundlichst, das Abonnement baldigst zu erneuern, damit die Zustellung ohne Unterbrechung erfolgt.
Der Verlag.

Abonnements-Bedingungen.

Die Neue Zeit erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen und Kolporteure zum Preise von M. 3.25 pro Quartal zu beziehen. Das einzelne Heft kostet 25 Pfennig.

Das Jahres-Abonnement beträgt M. 13.—

Durch die Post bezogen beträgt der vierteljährliche Abonnementspreis M. 3.25 (ohne Bestellgeld).

Bei direktem Bezug unter Kreuzband
innerhalb Deutschlands und Österreich-Ungarns vierteljährlich M. 3.90,
innerhalb des Weltpostvereins vierteljährlich M. 4.55.

○ ○ ○

Alle Zusendungen an die Redaktion der Neuen Zeit sind an **Karl Kautsky**, Berlin-Friedenau, Niedstraße 14, zu richten, alle Zusendungen an die Redaktion des Feuilletons der Neuen Zeit an Dr. Franz Mehring, Steglitz-Berlin, Albrechtstraße 20.

Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

(Die wichtigsten derselben werden in der „Literarischen Rundschau" besprochen.)

Almanach des Deutschen Holzarbeiter-Verbandes für das Jahr 1912. Taschenkalender für die Verwaltungen und Mitglieder des Verbandes. Im Auftrag des Verbandsvorstandes herausgegeben von Theodor Leipart. 13. Jahrgang. Berlin, Verlagsanstalt des Deutschen Holzarbeiter-Verbandes G. m. b. H. 185 S.

Antworten auf sozialdemokratische Schlagwörter. Drittes Heft. Der Zollwucher 1906 bis 1911. M.-Gladbach, Volksvereinsverlag G. m. b. H. 80 S. 25 Pf.

Apponyi, Albert Graf, Wirkl. Geh. Rat, kgl. Minister a. D., Lebenserinnerungen eines Staatsmannes. Aus 40 Jahren parlamentarischer Tätigkeit. (Aus der eigenen Werkstatt. Vortragszyklus im Wiener Volksbildungsverein.) Leipzig und Wien, Hugo Heller & Co. 58 S. 1,25 Mk.

Ben Jair, Susiana. Ein persisches Heldenepos. Frankfurt a. M., A. J. Hofmann. 100 S. 1,50 Mk.

Berufsorganisation der Krankenpflegerinnen Deutschlands. Referate des Kongresses auf der Hygieneausstellung in Dresden am 6. Oktober 1911. Berlin, Deutscher Verlag. 32 S. 20 Pf.

Burgemeister, Richard, Welche Rechte hat das uneheliche Kind und seine Mutter? Gemeinverständlich dargestellt und mit Klageformularen, Mustern und ausführlichen Kalendertabellen versehen. Berlin, Gesetzverlag L. Schwarz & Komp. Taschenformat. 1,10 Mk.

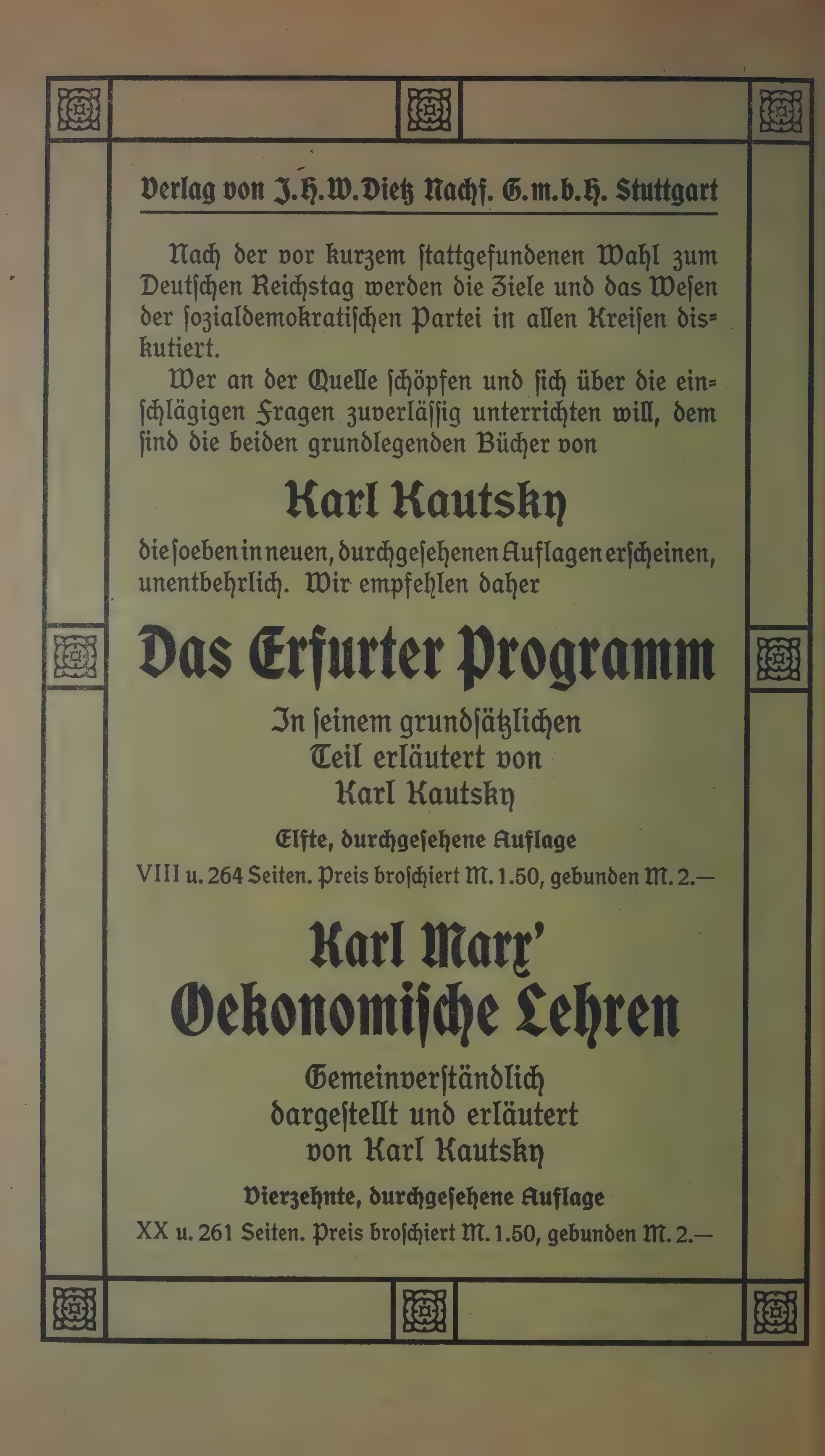
— — Wie macht man sein Testament kostenlos selbst? Unter besonderer Berücksichtigung des gegenseitigen Testaments unter Eheleuten gemeinverständlich dargestellt, erläutert und mit Musterbeispielen versehen. Berlin, Gesetzverlag L. Schwarz & Komp. 1,10 Mk.

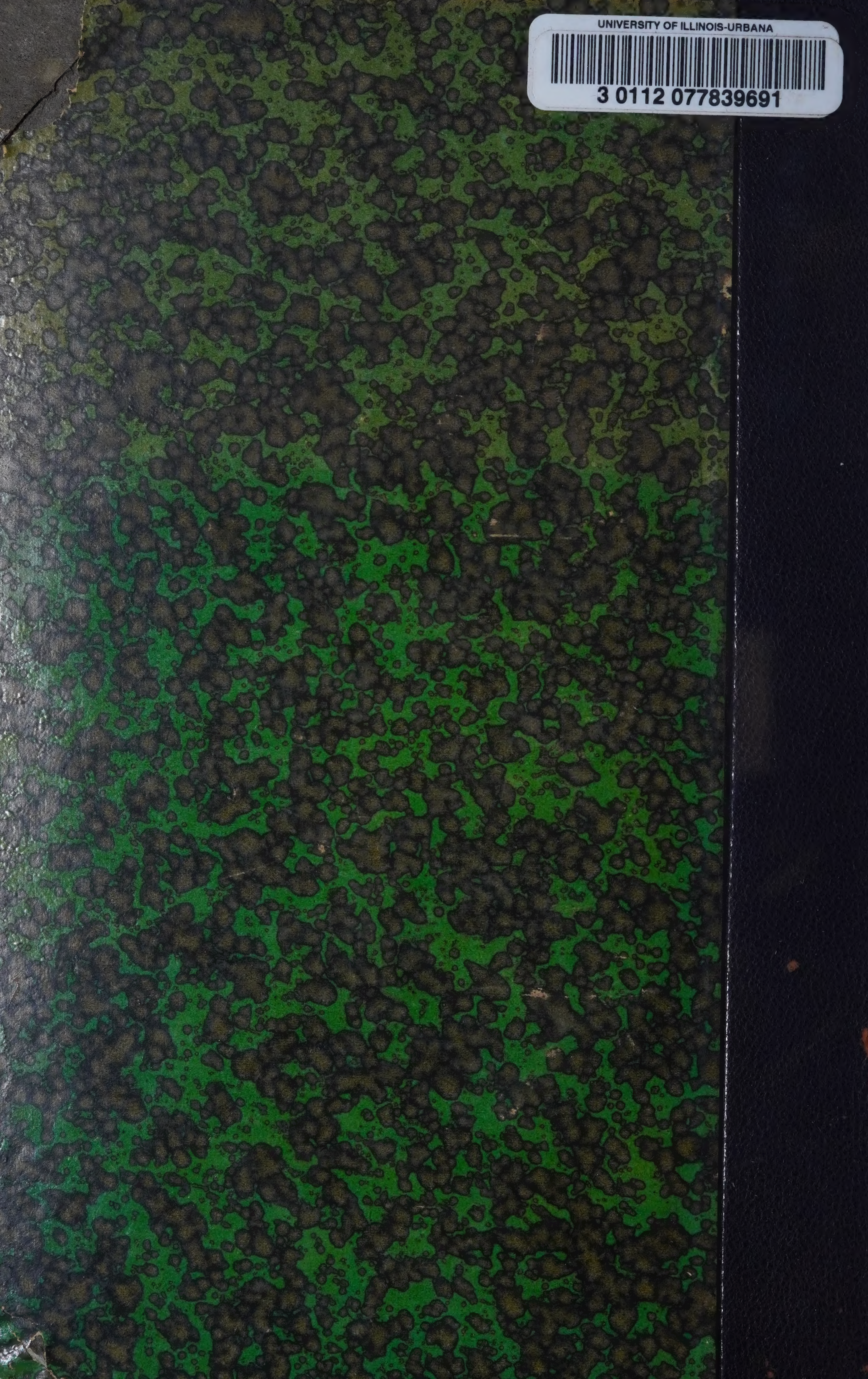
Der Mensch und die Erde. Herausgegeben von Hans Krämer. In Verbindung mit ersten Fachmännern. Zweite Gruppe. 139. bis 143. Lieferung. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. Zweite Gruppe. 80 Lieferungen à 60 Pf.

Deslinières, Lucien, Le Maroc Socialiste. Paris, M. Giard & E. Brière. 358 S. 3 fr.

Diehl, Karl, Zur Frage der Getreidezölle. Jena, Gustav Fischer. 153 S. 3,50 Mk.

Die Arbeitsräume im Sattler- und Portefeuillergewerbe in gesundheitlicher Beziehung. (Eine statistische Erhebung im Herbst 1910.) Berlin, Herausgegeben durch den Zentralvorstand des Verbandes der Sattler- und Portefeuiller. 22 S.





UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 077839691